Heimgarten

Peter Rosegger

Digitized by Google

902
444
v.15

Library of

Princeton University.

Digitized by Google

Heimgarten.

Eine Monatsschrift

gegründet und geleitet von

P. K. Rosegger.

Druck und Verlag von „Leykam" in Graz.

Abonnementspreis jährlich (12 Hefte) 3 fl. 60 kr. = 7 M. 20 Pf., mit franco Postzusendung 4 fl. 20 kr. = 8 M. 40 Pf.

...ge. ...
...R. R. v. ...
...art oder revol...
...ine Spazierfahrt in...
...r Schnabel g'wachsen. ...rütze und Lie...
...Alpen . . . . . .
...er Herberge für arme Reisende. Ein Zeitbild von R. . . . . .
...s Makart und Kronprinz Rudolf. Eine Erinnerung von Josef Le...

Kleine Laube.

Unter Scheffels Banner! Eine Reiseerinnerung von Adolf Jarosch 69
Botenart. Gedicht von Anastasius Grün 72
Überraschendes aus dem Reiche der Zahlen 72
Gedichte von Sophie v. Khuenberg 76
Det is ja unser Fritze! 76
Lustige Zeitung 76
Bücher 78
Postkarten des Heimgarten 80

Braut und Kinder Ausstattungen

Leib-, Bett-, Tisch- u. Küchen-Wäsche

Flanell- und abgesteppte

Bettdecken

Kinder-Kleidchen

etc. empfiehlt

Stephan Zwitsch

MURGASSE 6 Graz zur weissen Katze

Heimgarten.

Eine Monatsschrift

gegründet und geleitet

von

P. K. Rosegger.

XV. Jahrgang.

Graz.

Druck und Verlag von „Leykam".

1891.

Abo:

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis

des

Heimgarten, XV. Jahrgang.

Novellen und Erzählungen.

	Seite
Der Adlerwirt von Kirchbrunn. Eine Dorfgeschichte von P. K. Rosegger	1, 81, 161, 248
Was man sich in Venedig erzählt. Nach italienischen Quellen von Robert Hamerling	17, 241
Ehre. Eine Geschichte aus unseren Tagen von Hans Malser	23
Freie Fahrt. Humoreske von A. Oskar Klaußmann	96
„Der böhmische Balg." Eine Kindergeschichte von P. K. Rosegger	108
Erinnerungsbilder. Von G. v. Berlepsch	174
Das Mädchen unter dem Fichtenbaum. Ein Märchen für große Kinder von R.	179
Wenn Einer es zu schlau macht. Eine schwänkige Geschichte von Ludwig Anzengruber	257
Sie will nicht. Eine Geschichte, wie der Hans die Christel nimmt. Von S. Smreker	267
Meine erste Eisenbahnfahrt. Jugenderinnerung von Ferdinand Pfeiler	298
Karl der Große. Ein Wunderliches aus dem Dorfe von P. K. Rosegger	330
Das Wunderkind. Ein novellistisches Sittenbild von Olga Wohlbrück	336
Das verlorene Ideal. Novellette von Albert Schnitter	341
Ein Frauenschicksal. Nach dem Italienischen von Robert Hamerling	401
Dismas. Eine Legende von P. K. Rosegger	415
Der „Gast". Ein Bild aus der Theaterwelt von Julius Freund	423
Dem Anderl sein Tabakgeld. Eine Erinnerung aus der Waldheimat von P. K. Rosegger	428
Der hohe Rath von Abelsberg. Ein erbauliches Zeitbild von R.	461
Frühling. Ein ländliches Bild aus Winterszeit	498
Der Katechet. Bild aus einer Gebirgsschule. Mitgetheilt von P. K. Rosegger	515
Die Anti zu Abelsberg. Eine Zeitglosse	541
Der Traum eines zum Tode Verurtheilten. Von Armando Palacio Valdes	576
Das Rosenfräulein. Eine Skizze aus dem Poetenleben. Von Hans Malser	581
Als ich den Himmlischen Altäre gebaut. Eine Erinnerung aus der Waldheimat von P. K. Rosegger	621
Doctor Rumpf. Eine Erzählung aus der Theaterwelt von Hans Malser	641
Lenzgewitter. Von G. v. Berlepsch	652
Nussenspielen. Ein Bild aus dem oberländischen Volksleben von P. K. Rosegger	657
Eine gute Kameradschaft. Bild aus dem steirischen Volksleben von P. K. Rosegger	732
Ein Mord auf Entfernung Merkwürdiger Irrsinnsfall. Mitgetheilt von Caroline von Scheidlein-Wenrich	735

(RECAP) 469510

ANNEX A

Digitized by Google

Seite
Das Fegefeuer des Pfarrers auf dem Berge. Von J. V. Richter 766
Die Nordpolfahrer. Eine Erzählung von Hans Malser 801, 893
Das Ständchen. Eine musikalische Dorfgeschichte. Von P. K. Rosegger . . . 812
Des Herrn Vaters Hochzeit. Eine finstere Geschichte 825
Die Abbrandler. Eine Geschichte aus dem Dorfleben 885
Wie ich dem Herrn Verwalter 'was gepfiffen hab'. Eine Erinnerung von P. K. Rosegger 908
Der dreifüßig' Christl. Ein Bildchen aus dem Volke der Alpen von P. K. Rosegger 938

Dramatisches.

Vor'n Suppn essen. Ländliches Gemälde in einem Acte von Carl Morre . 321
Am Tage des Gerichts. Ein Volksschauspiel in vier Aufzügen von P. K. Rosegger. 481, 561
Der gefoppte Geizhals. Ein dramatischer Schwank aus dem Volke. Mitgetheilt von Anton Schlossar 689
Ein kräftiger Junge. Schwank in einem Aufzuge von Sophie von Khuenberg 721

Alpines und Volksthümliches aus den Alpen.

Bergfrieden. Eine Spazierfahrt in den Alpen von P. K. Rosegger 50
Wie ihnen der Schnabel g'wachsen. Trutz- und Lieb'sgsangeln aus dem Volke der Alpen 56
Zwei Todtenlieder aus dem Volke. Mitgetheilt von Karl Hilber 128
Mit meinen Jungen auf die Rax. Eins aus dem Tagebuche von P. K. Rosegger 140
Sunn' und Monschein. Von Hans Fraungruber 155
In Luidl sei größti Verirrung, und wiar er sein oagni Schond af da Stroßn dazählt 222
Ein Krippenlied 224
Ein Anwalt des Bauernstandes. Von Rosegger 286
Der Thalerkogel. Ein Spaziergang in der Heimat von R. 294
Mit Verlaub! Gedichte in niederösterreichischer Mundart von Moriz Schadek 304
Jahrmarkt im bairischen Hochland. Ein Lebensbild von Karl Stieler . . 358
Auf der Primiz. Ein Bildchen aus dem steirischen Volksleben von Karl Reiterer 365
Das Seil'n. Ein Bildchen aus dem steirischen Volksleben von V. J. Krones 391
Das Lied von Rudel und Sterz. Von R. Burns 506
Das Rodeln. Eine Volksbelustigung aus den Alpen. Von Ludwig v. Hörmann 532
Die Krone des Schlossberges 544
Auf dem Hochlantsch. Ein Spaziergang in der Heimat von R. 608
Eine steirische Bienenmutter. Reiseerinnerung von Joh. Ph. Glock 612
Ein Liebling der Steiermark. Erinnerung an den Grafen von Meran. Von P. K. Rosegger 671
Die Steuerexecution. Eins aus dem Volksleben von Karl Reiterer 684
Die umworbene Schöne. Ein ländliches Bildchen von R. 698
Der Geschichtenerzähler. Eins aus dem Alpendorfe 701
Zwoa lustigi Gschichtln in steirischer Mundart von Hans Frauengruber . 713
Liedln aus dem obern Kainach-Thale. Mitgetheilt von J. S. 715
Die Engländer. Ein Bild aus den Alpen von P. K. Rosegger 771
Der Bauer auf dem Markte. Ein Bild aus dem Tiroler Volksleben von Karl Wolf 775
's Hoamweh. A kloans Bildl aus'n steirischen Oberland von Franz X. Freiheim 782
Da blodagsteppadi Hons. A Schützngfigur von E. J. Freunthaller . . . 875

Land und Leute, Charakterbilder.

Amerikanische Dienstboten 152
Der Papst im neuen Rom. Ein Bild aus der ewigen Stadt von Hermann Riegel 208

Digitized by Google

Seite

Anonyme Menschen. Von M. 385
Tschumperliedln. Mitgetheilt von Agnes von der Decken 476
Eine Sommernacht im Golfe von Neapel. Aus altem Tagebuche von P. K. Rosegger 537
Zwei Bilder aus Südamerika 759
Geburt und Taufe. Aufzeichnungen aus der Gegend des Sollinger Waldes. Von Heinrich Sohnrey 853
Der Fragner. Eine Dorf-Type aus Niederösterreich. Von E. J. Freunthaller 935

Cultur- und Naturgeschichtliches, Essays, Plaudereien.

Deutsche Wiedergeburt oder revolutionäre Gedanken eines Deutschen. Von R. . 44
Auf der Herberge für arme Reisende. Ein Zeitbild von R. 58
Überraschendes aus dem Reiche der Zahlen 72
Hass. Eine Betrachtung von P. K. Rosegger 130
Kindermund 151
Die Verwechslung der Sinne. Eine Plauderei aus dem neuen Demokrit von E. M. Schanka 212
Die Cigarre. Von Friedrich Hofmann 255
„Bitte an den Clerus." Von P. K. Rosegger 282, 480, 550
Über das Fasten. Vom culturgeschichtlichen Standpunkte betrachtet von Theodor Vernaleken 353
Eine Ursache, warum die Menschen sich nicht verständigen können. Von R. . . 356
Eine steirische Stadt vor zweihundert Jahren 436
Beseelte Sachen. Bekenntnisse aus dem Leben. Von P. K. Rosegger . . . 440
Die Meinung anderer über uns, und was sie wert ist 443
Kinder-Kreuzzüge im Mittelalter. Ein Gegensatz 459
„Ergötzungen des Gemüthes" vor 200 Jahren 472
Wie sie in alter Zeit gedichtet, gedacht und gesagt haben 507
Eine Abhandlung über die Fortschritte unseres Jahrhunderts 523
Unser modernes Geckenthum. Von August Kruhl 529
Mein social-politisches Glaubensbekenntnis 547
Liebe ein soziales Programm! 548
Zähme die Phantasie! Aus dem Buche der Lebensweisheit eines deutschen Denkers 551
Wie dumm das junge Kind ist 552
Die Cigarre in ihrer erziehlichen Bedeutung. Eine Plauderei von Friedrich von Hausegger 600
Zurück aufs Land! Zurück in die Natur! 604
Vom Erzherzog Johann 626
Des Bauernhelden letzter Brief. Mitgetheilt von Koloman Kaiser . . . 629
Ein Gespräch über Religion 676
Lehrling-Leben vor sechzig Jahren. Erzählt von Sebastian Geist 694
Eine Bitte an den Cultusminister 707
Der Nachtwächter 711
Das goldene Zeitalter. Socialistische Studie von Richard Graf Sermage 745
Die neue Sittenlehre, die wir erst 'kriegt haben 752
Geselligkeit. Bekenntnisse aus meinem Weltleben von P. K. Rosegger . . . 755
An einem Strohhalm. Zur Badesaison 779
Nachbarschaft. Von O. v. Berlepsch 821
Das Märchen von der classischen Bildung. Nach Hans Frisch 832
Mit- und Nachwelt. Eine Citaten-Studie von Dr. E. M. Schranka 859
Ein Zwiegespräch auf der neuen Murbrücke zu Graz 881
Ein letzter Wille. Von Fritz Mauthner 904
Gewitterangst. Eine Plauderei für die Sommerszeit 912
Vom Sittenrichter unseres Herzens Eine Betrachtung 917

Kunst und Literatur. Aus dem Künstler- und Schriftstellerleben.

Briefe von Ludwig Anzengruber an den Herausgeber des „Heimgarten" 29, 112, 195
Hans Makart und Kronprinz Rudolf. Eine Erinnerung von Josef Lewinsky 63
Unter Scheffels Banner! Eine Reiseerinnerung von Adolf Jarosch . . 69, 225

Digitized by Google

Seite

Die Geschichte vom armen Mann in Tockenburg. Von Richard Voß 120, 186, 270
Über das Zeitungswesen. Von A. G. v. Suttner 137
Volksgesang. Von Hermann Schütze 148
Marie von Ebner-Eschenbachs sechzigster Geburtstag 156
„Das vierte Gebot" und seine Gegner. Von P. K. Rosegger 202
Um fünf Uhr morgens. Eine Erinnerung von Alexander Girardi . . . 217
Die Kreutzer-Sonate. Von R. 228
Dem Andenken Berthold Auerbachs. Von R. 275
Briefe von Gottfried Keller an Christian Schad. Mitgetheilt durch Anton Englert 310
Neue Kunde von Robert Hamerling. Von R. 348
Wie es mir als Dramatiker ergangen ist. Bekenntnis aus meinem Weltleben von P. K. Rosegger 369
Was Grillparzer über uns gedacht hat 376
Alfred v. Berger. Von Moritz Necker 382
Zwei Briefe von J. G. Seidl an Christian Schad. Mitgetheilt durch Anton Englert 434
Sudermanns „Ehre" — Kunstwerk oder Mache? 452
Ein Brief in Versen. Von Otto von Leixner 465
Hermann Haugo. Von Gust. Andr. Nessel 466
Robert Hamerling als Philosoph 513
Was man sich über Gottfried Keller erzählt 553
Mein Lebensgang. Von Hans Grasberger 589
Etwas vom Buchmacher-Handwerk 593
Das Buch der Bücher in einer neuartigen Ausgabe 631
Der literarische Geist Berlins. Eine gesellschaftliche Studie von Otto von Leixner 663
Zwei Briefe von Robert Hamerling. Mitgetheilt von Ada Falke 705
Wie Musik auf die Leute wirkt 708
Wie Victor Scheffel zu seinen Orden kam 785
Der Lump in Lassalle 788
Aufruf 798
Ein Stadtdichter von Frankfurt. Friedrich Stoltze und seine Werke. Von Otto Hörth 842
Offenes Schreiben an Herrn Henrik Ibsen 850
Was zieht Geld aus dem Beutel? 872
Was man vor Zeiten gerne las. Eine Studie zur Geschmacks- und Bildungsgeschichte unseres Volkes. Von Dr. Georg Steinhausen 923
Eine Männer-Peitsche. Von Thusnelde Vortmann 931
Bücher 78, 156, 236, 315, 395, 479, 556, 638, 715, 793, 877, 948

Gedichte.

Mein Ehrgeiz. Gedicht von P. K. Rosegger 29
Neue Gedichte von M. R. v. Stern 43
Botenart. Gedicht von Anastasius Grün 72
Gedichte von Sophie v. Khuenberg 76
Wenn auch! Gedichte von Ottilie Bibus 185

Der Poetenwinkel:

Im Weidicht tief . . . Von Anton August Naaff 230
Mein Reichthum! Von Joh. Peter 231
Glück. Von O. Fischbach 231
Nie will im Lied ich missen. Von A. L. Dembitzki 231
Die Lieb' ist jenes Gut. Von M. L. 231
Ich habe geträumt. Von Ernst Golling 232
Abendfriede. Von Hans Mückenschnabel 232
Des Frühlings Todtenfeier. Von Stewa Burg 232
Kirche Maria Freyenstein (in St. Peter nächst Leoben). Von Alfred von Ottenthal 232
Da Fahler. Von Josef Berger 233
Die Spinnerin. Von Hans Fraungruber 233
Stimmungen. Von E. Sallburg 470
Blumentraum. Von E. Sallburg 470

Digitized by Google

Seite

Geh' Vorüber. Von E. Sallburg 471
Der Falke. Von Karl Hiecke 471
Muth. Von Gustav Czerny 471
Vorüber. Von W. Gehl 471
Geduld Von J. Rothbauer 471
Zeitfliege. Von A. A. Naaff 471
Splitter. Von Arpad Sor 471
In da Fremd. Von Koloman Kaiser 472
D'Fastenpredi. Von Franz X. Freiheim 472
Pflichtvergessen. Von O. Bibus 635
Carneval der Liebenden. Von Sophie von Khuenberg 635
Der alte Dichter. Von O. Fischbach 635
Wo wir uns fanden. Von O. Fischbach 635
Nur ein Küsschen. Von O. Fischbach 636
Im Frühlenz. Von Joh. Peter 636
Ode an Zacherl. Von L. S. aus Leoben 636
Die Vorbedeutung. Von Franz X. Freiheim 636
Mahnung. Von Hans Fraungruber 637
Recrut und Bauer. Von Hans Fraungruber 637
Sommerregen. Von Maria von Sbre 876
Vorbei! Von Konrad Scipio 876
Die Schnitterin. Von Josef Schubert 876
Reue. Von Hugo Grothe 877
Wiar an Engerl bist. Von Johann Stelzhammer 877
Da Bodasögn. Von Johann Stelzhammer 877
Irrthum eines Bäuerleins. Von Hans Vischner 877

Drei Gedichte von Hermann Kienzl 269
Sylvester-Mitternacht. Von Rosegger 306
Der Älpler in der Stadt. Von Ferdinand Pfeiler 311
Liebeslieder von Robert Hamerling 348
Sonnenstaub. Neue Lieder von M. R. von Stern 381
Vaterländische Arabesken. Gedichte aus Steiermark von Hans Grasberger 432
Wie der Vater Rhein Hochzeit machte. Von Konrad Scipio 468
Legenden und Schwänke. Gedichte von Wilhelmine Gräfin Wickenburg-Almasy 510
Moderne Berichtigung nach § 19 554
An die Unduldsamen. Von Sophie von Khuenberg 575
Im Abendgold. Gedichte von Otto Sutermeister 585
Krieger-Bundes-Lied der steirischen Veteranen 626
O mein Gott, gebt einen Gott mir! Gedicht von Robert Hamerling . . . 662
Da Dichterling. (In Volksmundart.) 668
Poesien. Von Otto Ludwig 669
Ein Idealist. Von Sophie von Khuenberg 683
Heimweh. Von P. K. Rosegger 705
An Graz. Von Gustav Starke 707
Es wär' zu schön gewesen, in verschiedenen Mundarten 712
Gstattn Dichtn. Von G. Tobisch 715
Elegien aus Steiermark. Von Max Kalbeck 742
Die goldene Flöte 764
Wan d'Hausgloggn scheebert 774
Wo soll ich beten 786
Mitleid. Gedicht von Robert Hamerling 849
Gedichte. Von Ludwig Anzengruber 856
A por Sprücherla 934
Ein Kreislauf. Alter Spruch 941
Ein Gruß den Gästen vom Deutschen und Österreichischen Alpenvereine . . . 942
Ein Kindermärchen. Von Josef Allram 943
Und hilft ka guats Redn und ka Schelten 944

Kleine Geschichten, Sagen, Märchen, Schwänke.

Det is ja unser Fritze! 76
Lustige Zeitung 76, 153, 394, 473, 554, 789, 945

Digitized by Google

Seite

Drei Vögel. Eine Legende 233
Wie ein Kalender zu seinem Ruhm gekommen ist 314
Das Märchen von der Kornblume. Von Paul Mantegazza 387
Das Ehrgefühl. Eine Skizze in Wiener Art und Mundart von Eduard Pötzl 389
Hartgebüßter Trotz. Alte Urkunde von Franz von Friedberg 469
Sagen aus Kärnten. Erzählt von Franz Goldhann 503
Wenn man sich Sünden ausborgt. Eine lustige Geschichte von A. Rittel . . 632
Kaiser Friedrich als Dorfschullehrer 634
Ausgenommen den Bürgermeister 788
Ein beschämter Witzbold. Von Josef Wichner 791
Die wunderschöne Rede 944

Verschiedenes.

Unser Plan 1
Postkarten des „Heimgarten“ 80, 160, 240, 320, 400, 479, 560, 640, 720, 800, 879, 948
Bunte Wahrheiten. Von August Pohl 136
Die Undeutlichkeit der Namensunterschrift 234
Zehn goldene Regeln für Ehestands-Candidaten. Von Franz X. Freiheim . 235
Ein Verein als Christkindl. Von Rosegger 306
Freie Gedanken, freie Worte. Von J. Rothbauer 310
Der blaue Radmantel. Von M. 312
Bunte Gedanken. Von Alexander Engel 387
Goethe über die Karlsbader 466
Veilchen und Nesseln. Zu einem Sträußlein gebunden von R. 553
Ein Fragebogen 630
Glossen. Von Arpad Sor 632
Bekenntnisse eines Seiltänzers 637
Wie groß müsste der Mann sein, der den Stephansthurm als Zahnstocher brauchen könnte? 638
Die Frau als nichts 710
Das Grab gefallener Steirer bei Königgrätz. Von Josef Walrik 713
Aus dem Fremdenbuche zu Rohitsch-Sauerbrunn. Mitgetheilt von Koloman Kaiser 784
Hat Christus sich selbst verleugnet? 786
Sonntagsgedanken 787
Was große Menschen über Thiere sagen. Aussprüche, gesammelt und mitgetheilt von Koloman Kaiser in Wien 863
Wie hoch die Wolken stehen 874
An die Leser des „Heimgarten“ 952
Ein Brief Hamerlings 942
Die Vogelleiche als Frauenputz 943

1. Heft. October 1890. XV. Jahrg.

Unser Plan.

So schreiben, daß man's lesen kann,
So sprechen, daß man's verstehen kann,
Erzählen, daß man's glauben kann,
So zeigen, daß man's sehen kann.
Ein froher Sinn, der scherzen kann,
Und tiefen Ernst auch ehren kann,
Ein heißes Herz, das herzen kann,
Und sich zur Noth auch wehren kann.
Mit Füßen stets auf Erden hab'n,
Das Haupt gehoben Himmelan,
Das war, das ist und bleibt der Plan
Des Heimgarten.

Der Heimgartenmann.

Der Adlerwirt von Kirchbrunn.

Eine Dorfgeschichte von **P. K. Rosegger.**

Erster Abschnitt.

„Also vorwärts!“ rief das Männlein und sprang flink in den Wagen. „Wolfram, komm an meine grüne Seite, du hast ganz nett Platz neben dem alten Knaben! Wir wollen ja schwatzen unterwegs!“

Dennoch setzte sich der junge Kutscher nicht auf den Bock, sondern schickte sich an, vom bequemen Sitze des Landauers aus die Pferde zu leiten. Es waren zwei muntere Braune, deren glatte Haut einen feinen Seidenglanz hatte, als ob sie wie das Riemzeug gewichst worden wäre.

Der Kutſcher war Wolfram Seltenſteiner, der junge Wirt vom „Schwarzen Adler“ zu Kirchbrunn. Ein froh und freundlich in die Welt blickender Blondkopf von etwa dreiundzwanzig Jahren. „Ein Geſicht, länglich-rund wie ein Tauben-Ei, Augen hell und blau wie der Himmel im Mai, Naſe ſchlank und ſtramm, rothe Oberlippe keck und zahm, der Mund ſo angethan, daſs er gut lachen und küſſen kann. Vom Scheitel bis zur Zehe hinab ein ſchlanker, hübſcher, geſunder Knab'.“

„Junger Mann!“ rief ihm der Profeſſor zu, „ſtelle ja nichts an! Wenn du durchgehſt und ich erlaſſe auf dich den Steckbrief, ſo kommſt du nicht weit, die Weiber fangen dich ein!“

Einen Schnalzer mit der Zunge machte der junge Mann, da trabten die Röſslein fürbaſs.

„Behüt' Gott, Herr Profeſſor! Kommen Sie fein wieder im nächſten Jahr!“ So riefen jetzt die vor dem Wirtshauſe ſtehenden Leute. Männer ſchwenkten die Hüte, Weiber die Sacktücher.

Das ältliche Herrlein im Wagen ſtreckte die offene Hand zurück nach den Leuten, als wolle er ihnen noch wie Körner die Worte hinſtreuen, die er ſprach: „Grüß Gott das letztemal und gebet acht, Kinder, daſs ihr nicht weniger werdet, bis ich wiederum komm', und betet manchmal ein Vaterunſer oder ein Schnaderhüpfel für den alten Profeſſor Nix!“

Der Wagen rollte die glatte Straße davon und verſchwand bald im thauenden Herbſtnebel.

„Iſt ein lieber Herr!“ ſagten jetzt die Zurückbleibenden untereinander, „iſt ein luſtiger Herr! Allweil heiter! So pudelnärriſch und ſo geſcheit dabei! Wer wird uns jetzt Geſchichten erzählen, Liedeln lehren am Feierabend! Räthſel aufgeben, Zaubereien vormachen und guten Rath austheilen! Das iſt ein lieber Schatz!“

„Er heißt nix!“ brummte einer der Umſtehenden.

„Was ſagſt du! der Profeſſor heißt nix? Ich denk' wohl ein Biſſel mehr wie du! Gib acht, daſs wir dir dein Läſtermaul nicht mit einer Feigenſalbe verkleben!“

„Er heißt Nix!“ lachte ein Junge.

„Nix heißt er!“ lachten jetzt auch die Übrigen.

„Wenn ich nur wüſste, woher er den dummen Namen hat!“

„Muſs ein Spitzname ſein, weil er allemal nix antwortet, wenn man ihn fragt, wer er iſt, was er treibt, was er weiß, was er hat, was er will! Er iſt nix und treibt nix und weiß nix und hat nix und will nix! Darauf haben ſie ihn den Profeſſor Nix geheißen.“

„Iſt nicht wahr!“ rief der Nagelſchmied. „Seit Jahren kommt er auf die Sommerfriſche nach Kirchbrunn, wir kennen ihn als braven Mann. Das iſt etwas! Nachher geht er in der Gegend umher, Pflanzen ſammeln, Bäume und Hunde zeichnen, traurige Leut' luſtig machen. Das iſt auch etwas. Er weiß zu erzählen von Himmel und Erden, von den Ruſſen und Franzoſen, auch wie die Eiſenſtiften gemacht werden, weiß er, und wie er zu mir einmal in die Werkſtatt kommt, nimmt er mir das Zeug aus der Hand und macht den Eggnagel fertig, daſs es nur ſo eine Form hat. Das iſt ſchon was, meine lieben Leut'. Wer ein Handwerk kann! Handwerk iſt beſſer wie Kopfwerk! Nur fürs Nixhaben und Nixwollen mag ſein Name paſſen, ich hab' mir oft gedacht: Der lebt von der Luft und vom Waſſer und vom Luſtigſein.“

„Er hat gegeſſen und getrunken und ſeine Sach' bezahlt!“ berichtete der alte Adlerwirt, der in Hemdärmeln und unter dem grünen Sammtkäppchen am Pferdetrog ſtand und mit dem kurzen Worte die Ehre ſeines Hauſes und ſeines Gaſtes rettete.

Der Wagen fuhr mittlerweile hinaus über Wiesen und Fluren, durch Dörfer und Wälder, dem Bahnhofe in Gefsnitz zu.

„Wolfram!“ sagte der kleine hagere Mann, den sie den Professor Nix geheißen hatten, „warum rauchst du heut' keine Cigarre?“

„Weil ich keine habe“, antwortete der Bursche und zog den Leitriemen an.

„Was ist denn das!“ fragte der Professor und tippte an Wolframs Brusttasche, aus welcher ihrer drei oder vier Glimmstengelspitzen hervorguckten.

„Das da?“ fragte der Bursche schmunzelnd entgegen, „das sind Cigarren.“

„Knabe, du glaubst, dafs mir der Rauch unangenehm sei!“

„Wer selber nicht raucht —“

„Ich will dich nicht zwingen. Weiß nur, dafs man den Mund nicht gern leer stehen läßt. Wir Alten schwatzen, ihr Jungen wollet busseln oder rauchen. Zum Busseln wirst Keine im Sack haben. Also steck' etwas anderes in Brand!“

Lächelnd zündete Wolfram sich Eine an.

Als sie aus dem Gebirgsthal in die Fläche herausgekommen waren und am Dorfe Schwambach vorüberfuhren, kehrten im dortigen Wirtshause, denn es war Sonntag, gerade vier Musikanten ein: Ein Trompeter, ein Clarinetter, ein Geiger und ein Bafsgeiger.

„Was denkest du darüber?“ fragte Professor Nix seinen Kutscher.

„Bis ich zurückfahre, wird's schon umgehen“, antwortete dieser. „Der Schwambacher gibt einen Freiball.“

„Du, da gib nur acht, dafs dir die Pferde nicht scheuen auf der Rückfahrt! Ein paar feurige Thiere, die du hast!“ so neckte das magere Männlein.

Auf der Hochebene, über die sie nachher wieder dahintrabten, kamen sie in einen Eichenwald, an welchem bereits die Blätter gilbten. Manchmal wehte ein goldig leuchtendes Blatt nieder auf die weiße Straße und der Wald war so still und feierlich, dafs es dem Professor wie ein Seufzer aus der Brust kam: „Ja, der Herbst!“

Jetzt sahen sie neben der Straße im Laubwerk und Schlinggewächse zwei Mädchen. Junge, erwachsene Mädchen, das eine in putziger Bauerntracht, das andere bürgerlich angethan; das eine mit einem rothen Tuch über dem Haupt, das andere mit einem schwarzen Hütchen. Die unter dem Tuche hatte ein lachendes Rundgesichtlein, die unter dem Hute war blafs und ernsthaft und hatte schwarze Augen.

„Was wollen denn Die?“ fragte der Professor den jungen Kutscher.

„Sie haben Körblein bei sich. Wahrscheinlich Brombeer pflücken.“

„Wollt' ein Madel früh aufstehn,
Wollt Brombeer brocken gehn“ —

trillerte der Alte. „Kennst du das?“

„Ja, man singt so“, antwortete Wolfram.

„Wenn du der Jägerssohn wärest,“ neckte der Alte weiter. „mit welcher von den Zweien wolltest du Brombeer brocken?“

„Weiß 's nit“, sagte der Bursche.

„Na, dann ist es mit dir noch nicht gefährlich!“ lachte der Professor, dem Burschen auf die Achsel klopfend.

„Just übel wär' Keine — von den Zweien“, sagte der Wolfram.

„Na, dann ist es gefährlich“, setzte Jener bei. Sein frisches Gesichtlein unter dem grauenden Haar war plötzlich ernsthaft. Und die Mädchen waren ihren Augen entschwunden.

Als der Wagen wieder aus dem Walde kam, sah man in der Ferne die zwei weißen Thürme von Gefsnitz. Sie leuchteten nur schwach durch die nebelgraue Luft. Hinter dem stattlichen Marktflecken die Berglehne

konnte man nicht mehr erkennen. Und gerade dorthin hatte Wolfram sein Auge gerichtet.

„Siehst du den Salmhof?“ fragte ihn der Professor.

„Man sieht nichts“, antwortete der Bursche.

„Liegt sie dir im Sinn?“ fragte der Professor.

„Aber ich kenne sie ja gar nicht,“ entgegnete Wolfram. „Das ist wieder nur so von meinem Vater etwas. Weil sie Geld hätte, meint er. Ich denke, es muss nicht alles Geschäft sein, was der Mensch thut.“

„Brav bist, mein Sohn!“ sagte der Professor, „für Geld heiratest keine. Aber ganz verachten musst auch das Geld nicht, wenn sie zufällig eins hat. Geld ist Mist, aber Mist ist Dung, und Geld ist der Dung des ehelichen Glückes.“

„Die Salmhoferische wäre mir auch viel zu fürnehm“, bemerkte der Bursche, „die will höher fliegen als auf ein Wirtshaus, sagen sie. Körbe kann ich auch in Kirchbrunn haben, da brauch' ich drum nicht gar bis Gessnitz zu gehen.“

„Junge!“ rief der Alte und hieb ihm die Hand auf den Rücken, „du bist nur zu wenig keck! Ein Kerl, wie du bist, verlegt sich nicht auf Korbhandel. Aber auch nicht dreinpatschen! Keck und klug!“

Der Wolfram schwieg. Über die Hochebene her strich ein kühler Wind, der brachte Regenschauer.

„Ist schon gut“, rief der Professor ins Weite hinaus, „Herrgott, ich sehe deinen guten Willen, mir den Abschied von der Sommerfrische so leicht als möglich zu machen. Hast du nichts dagegen, Wolfram, so machen wir den Wagen zu!“

Das war bald geschehen, aber dann saß der Kutscher auf dem Bock und der alte Herr in dem finsteren Lederkotter. An das hatte er nicht gedacht. Nach einer Weile klärte sich der Himmel wieder und da waren sie auch schon in Gessnitz auf dem Bahnhof. Professor Nix sprang rüstig aus dem Wagen. „Wolfram, mein Sohn!“ sagte er noch, „Geweint und gelacht wird nicht. Höre auf zum wachsen, bleibe munter und mach' keine Dummheit. So Gott will, im nächsten Sommer komme ich wieder!“

Damit sprang er auf das Trittbrett, denn es läutete das drittemal und der Sommerfrischler dampfte ab in die große Stadt.

Wolfram schaute dem Zuge nach und dachte: Der gute Professor Nix! Seinen bluteigenen Oheim kann man nicht lieber haben. Die elf Jahre kommt er schon nach Kirchbrunn und ist immer der Gleiche. Wenn er lacht, ein Kind, wenn er schwärmt, ein Jüngling, und wenn er guten Rath gibt, ein Greis. Wenn man nur eigentlich wüsste, wie alt! Die Leute tragen ihn auf den Händen, das deutet auf ein Kind hin. — Und jetzt, Fuchsen, heimwärts nach Kirchbrunn.

Der Bursche war seit fünf Minuten anders geworden. Früher der fast befangene, wortkarge, dienstwillige Dorfwirt, der sein Verhältnis fühlt dem vornehmen Gaste gegenüber; jetzt der aufgeweckte, keck dareinschauende Hausbesitzerssohn von Kirchbrunn, sein eigener Diener und Herr, Kutscher und Cavalier zugleich auf dem Wagen. Nachdem er im Posthause etliche Briefe abgegeben, ein Kistchen mit Liqueuren in Empfang genommen und auf dem Kutschbocke noch ein paar Gläser Bier ausgetrunken hatte, ließ er seine Zunge schnalzen, das ersetzte bei den klugen Rösslein stets die Peitsche, und ließ heimwärts traben.

Bei einer Straßenbiegung sah er vor sich an der Berglehne einen stattlichen Bauernhof liegen; der nahm sich fast schlossartig aus, hatte sogar ein Thürmchen, auf dem eben Mittag geläutet wurde. Es war, als ob die Glocke zur Straße herabrief: Komm, komm! Komm, komm! — Allein der

Wirtssohn aus Kirchbrunn fuhr stolz vorüber. — Oh, zu Der hätte ich weit! dachte der Wolfram. Wenn ich jetzt zur Haustochter im Salmhof hinauf wollte, um zu freien, da müsst' ich erst wissen, ob sie mich gern hat. Und ihr Gernhaben möchte mich nur freuen, wenn ich in sie verliebt wäre. Und verliebt in sie könnte ich nur sein, wenn ich mit ihr bekannt wäre, und das ist wieder nur möglich, wenn man sie einmal gesehen hat. — Ich weiß gar nichts von ihr, als dass mein Vater sagt, das wäre eine Frau für den „Schwarzen Adler" zu Kirchbrunn. Gott, bis sich so ein langer Faden abwickelt! Und am Ende wär' nachher ein Scheusal im Knäuel. Hübsche Dirndln haben kein Geld. Reiche sind oft nicht recht sauber. — Hia, Füchseln! Heim zu geht's! —

Der Himmel hatte sich fast aufgeheitert, es ward ein sommerlich warmer Mittag. Als der Wagen in den Eichenwald kam, leckerte es die Pferde nach grünem Kraute, das am Wege wuchs und sie nahmen im Vorbeigehen manche Schnauze mit sich.

„Wenn es euch so sehr nach Preißelbeerkraut und Enzianen gelüstet", sagte der Wolfram, „ich fände zwar nichts Gutes dran, aber es sei euch wohl vergunnt. Spannen wir ein bisschen aus."

Er ließ den Wagen ein wenig von der Straße seitwärts auf ein grünes Angerlein ziehen, löste die Pferde los und hieß sie sich frei ergehen zwischen den Bäumen. Er selbst schlenderte auch so dahin und da es gar warm und wohlig geworden war und die Pferde eine prächtige Grasbank gefunden hatten, so streckte er sich aufs Moos. Ein Stündel Rast kann nicht schaden. Heute ist ja doch alles beim Schwambachwirt und in Kirchbrunn nichts los. Da kommt man noch früh genug heim. — Die Arme unter dem Haupte, so lag er auf dem Rücken schlank ausgestreckt und schaute in die hohen Baumkronen auf. — Warum im Herbst die Vögel nicht singen wollen! dachte er, kein einziger! Ist es denn gar so schlimm? Ich merke keinen Unterschied zwischen Frühjahr und Herbst . . . .

Fast ein wenig geschlafen muss er haben. Regentropfen weckten ihn auf. — Ja, Knabe, es ist doch ein Unterschied zwischen Frühjahr und Herbst. — Eilig stand er auf, die Pferde waren nicht weit, er führte sie über das weiche Moos hin, gegen den Wagen. Jetzt erlebte Wolfgang eine Neuigkeit. In seinem Wagen hatten sich fremde Wesen eingeheimt. Er hörte schon von weitem kichern und lachen. Die zwei Brombeermädchen waren vom Sprühregen unter dieses Dach gejagt worden und der Fürwitz der einen hatte allsogleich Besitz ergriffen von dem herrenlosen Wagen, der so mutterseelenallein unter den Bäumen stand. Der Schlag zu beiden Seiten geschlossen und zugefenstert, so hockten sie nun darinnen auf dem Lederpolster und waren just daran, in diesem feinen Gelasse ihr mitgebrachtes Mittagsmahl zu verzehren. Brot und Käse hatten sie, das schnitten sie auf dem Schoße säuberlich in Stückchen, naschten auch von den gesammelten Brombeeren dazu. Die eine mit dem blassen Gesichtchen war ernsthaft, die andere mit den blühenden Wangen und dem rothen Kopftuche darüber war voller Schalkheiten.

„Hui, sauer!" kicherte diese, „da wär' mir schon ein Busserl lieber."

„Das kannst auch haben, Frieda", sagte die andere und that, als wollte sie einen Kuss hergeben.

„Geh, geh!" wehrte die Frieda ab, „da müsstest erst einen Schnurrbart haben!"

„Ah so!" antwortete die andere. „Wie kommst du mir denn vor, Jungdirn?" — Da trillerte die Frieda:

„Busserlgebn, busserlgebn,
Das is nit Sünd,
Hat mir s schon d Muater glernt
Als a kloans Kind!"

„Ich kann da nicht mitreden“, gestand die mit dem Hütchen.

„Mich ärgert 's nur“, warf die Frieda ein, „da reden und singen sie immer davon, dass einem ordentlich der Mund wässerig wird, und wann 's Ernst werden will, ist 's verboten. Und das ist auch dumm: Heimlich möcht' man 's probieren, und kommt Einer, schwupps hat er Eine auf der Wange!“

„Wer wird denn so leckerig sein!“ sagte die Kundel, „das sind lauter Dummheiten.“

„Weißt, von wem ich ein Bussel möcht'?“ gab das frische Rundgesichtel zu rathen, denn es schien, als wollte sie einlenken.

„Wahrscheinlich von einem schönen Junggesellen“, antwortete die Kundel.

„Von einem Mannsbild nit!“ versicherte die andere. „Von einem Mannsbild möcht' 's mir grausen. Weißt du: Ein Kindel, wenn ich hätt', von dem möcht' ich ein Bussel.“

In demselben Augenblick machte der Wagen einen Ruck und rollte davon.

Einen grellen Schreckruf hatten die beiden Mädchen ausgestoßen und dann ein Jammergeschrei erhoben. Das nützte nichts und schadete nichts, die Rösslein trabten flink die Straße entlang, der Wolfram auf dem Bocke schnalzte tapfer mit der Zunge, und so rollte es dahin wie der Wind, die Richtung gegen Kirchbrunn. Der Wolfram hörte das Gekreische und Hilfegeschrei in der Kutsche, er schmunzelte bei sich: „Das ist kein schlechter Spass, ich entführe sie zum Freiball nach Schwambach. Zwei fremde Brombeerbrockerinnen, denen die Brombeeren nicht süß genug sind. Na, wartet!“

Als die gefangenen Dirndln merkten, dass ihr Geschrei nichts richtete und das Hinausspringen zum Wagenschlag gefährlich sei, wurden sie mäuschenstill und beriethen unter sich.

„Zwei Rösser sind angespannt und auf dem Bock ein Mannsbild!“ flüsterte die Kundel. „Frieda, was wird mit uns geschehen?“

„Haustochter, wir kommen ins Afrika und werden als Sklaven verkauft“, antwortete Die in dem rothen Tuche mit einer Ernsthaftigkeit, in der man den Schalk kaum herausmerkte.

„Ich spring' aus!“ rief die Kundel.

„Dann bist hin!“ antwortete die Frieda. „Ich glaube, wir bleiben hübsch sitzen. Kommen wir durch eine Ortschaft, so schlagen wir Lärm.“

„Um keinen Streich!“ versetzte die Kundel. „Die Schande! Eher lass ich mich entführen bis zum großen Wasser, dort springe ich hinein.“

Die Frieda hatte mittlerweile zum Fenster hinausgelauert und gefunden, dass der Mann auf dem Kutschbocke, soweit man von ihm etwas erblicken konnte, nicht allzu schrecklich aussehe. Ja, es wollte sie bedünken, als hätte sie diesen Menschen schon irgendwo gesehen, ohne Furcht vor ihm zu empfinden. Darüber waren die beiden nun ein bisschen getröstet.

Draußen regnete es, die Tropfen schlugen scharf ans Fenster und schwere Nebel hatten sich niedergelegt über die Ebene, dass es schier dunkel ward. Und der Wagen rollte unablässig fort und in das Ungewisse hinein.

„Ach, mein junges Leben!“ seufzte die Kundel. „O dieses unglückliche Brombeerbrocken.“

„So kommt es, wenn man am Sonntag die heilige Messe versäumt und im Walde umgeht,“ sagte die Frieda lustig.

„Zwick' mich am Arm!“ bat die Kundel.

„Du kommst mir wunderlich für, Haustochter. Warum soll ich dich jetzt am Arm zwicken?“ fragte die Frieda.

„Damit ich wach werde. Drei Heuschöber verwett' ich, das ist nur ein Traum. Ich habe vor kurzer Zeit

eine Rittergeschichte gelesen, wie der Raubritter Kuno das schöne Burgfräulein Adelgunde auf einem Rappen entführt hat. Das kommt mir jetzt im Schlafe vor. Ich bitte dich, so wecke mich doch auf!"

Frieda kicherte. „Wenn es bei mir auch ein Traum sollt' sein, dann sei so gut, wecke mich nicht auf", sagte sie. „In einer so fürnehmen Kalesch' bin ich mein Lebtag noch nie gefahren und werd' auch gewiss nicht mehr die Gnad' haben. Jetzt lass ich mir's schmecken und denk' an nichts. Wenn er uns hinführt, so muss er uns auch zurückführen, jetzt kommt mir die Kurasch."

„Frieda, du bist schrecklich leichtsinnig!" sagte die andere.

„Du bist nicht leichtsinnig und musst auch mit."

„Wenn ich glücklich davonkomme, so stifte ich eine Kapelle im Eichenwald", betheuerte die Kundel.

„Und ich gehe hinein beten!" nahm die Frieda sich vor. „Jetzt wollen wir die gnädige Frau spielen und Brombeeren naschen."

Die Brombeeren wären großentheils auf dem Kutschboden zu suchen gewesen, auf welchem sie zerstreut umherlagen.

„Sind die Rösser schwarz?" fragte die Kundel plötzlich.

„Fuchsbraun", antwortete Frieda.

„Gott sei Lob und Dank!" warf die Kundel hin.

„Warum?"

„'s kunnt auch der Teufel sein Spiel haben!"

„Ich weiß mich nicht schuldig. Bin eine arme Magd."

„Schuldig weiß ich mich auch nicht", sagte die Kundel, „wenn nicht etwa die fürwitzigen Träume was machen, manchmal. Dem Ritter Kuno traue ich um keinen Preis."

„Ritter machen mir wieder nichts", gestand die Frieda, „aber wenn gerade so ein sauberer Bauernknecht käm', da wollt' ich für nichts gutstehen."

„Oder ein kernfester Holzknecht aus dem Siebenbachwald!" neckte die andere.

„Lass das gut sein, Haustochter, ich mag nichts hören von ihm", so antwortete die Frieda.

Aehnliches sprachen sie halb im Ernst, halb im Scherz, halb in süßer Verwirrung. Der Jungmagd Frieda kam es possierlich vor, dass sie heute einmal mit der gleichen Elle wie die Haustochter gemessen wurde. Plötzlich hielt der Wagen. Ringsum standen, von düsteren näßelnden Nebeln halb verschleiert, Scheunen und Häuser, und aus einem solchen klang helle und grelle Tanzmusik.

„Du", flüsterte die Frieda zur Genossin, „jetzt kenn' ich mich aus, wir sind in Schwambach."

Zweiter Abschnitt.

Der Wolfram öffnete den Wagenschlag. „Schöne Jungfrauen", sagte er schmunzelnd, „da sind wir. Ich bin der Adlerwirt aus Kirchbrunn, ein durch und durch bösartiger Geselle, und lade euch zu einem Tanzel mit mir beim Schwambachwirt."

Die mit dem rothen Tuche wollte zeigen, dass sie sich durchaus nicht so leicht ins Bockshorn jagen lasse, sie machte daher, rasch aus dem Wagen steigend, einen Knix und sagte: „Wird uns eine große Ehr' sein! Aber nimm dich inacht, Adlerwirt, wir sind auch bösartig."

„Nachher stimmt's," versetzte der Wolfram, Ross und Wagen dem Hausknechte überlassend. Er nahm die Eine gleich am rechten Arme, während die Andere sich an seinen linken hielt. Diese schwieg, dachte aber bei sich: Ist er nett, so wird's fein, und sonst wird er gefoppt.

Also trat zum Erstaunen der Leute der Schwarze Adler von Kirchbrunn mit den beiden hübschen Dirndln ins Haus und allsogleich die Stiege hinan auf den Tanzboden. Einen

funkelnden Silbergulden warf er auf den Spielleuttisch, da schrien die Pfeifer und Geiger vor Freuden auf, und einen „gestrampften" Steirischen machte der Wolfram mit der, welche Frieda hieß. Wenigstens ein Dutzend junger Paare reigten zugleich, die Burschen mit den Händen klatschend, mit der Zunge schnalzend, lustig jauchzend oder kecke Liedlein singend, die Mädchen sich den Tänzern sanft anschmiegend, ihre Köpflein hingegeben an die Brust der Burschen legend; manches schloss also im Arme des Trauten die Augen, als wolle sie die Seligkeit bis an die äußerste Grenze austräumen. — Macht es nicht auch die Frieda so? Liegt sie nicht hingegossen an die breite wogende Brust Wolframs, von seinen Armen fest umschlossen, von seinem Auge, das unverwandt auf ihrem blühenden Gesichtlein ruhte, bewacht, und angeweht die heiße Stirn, die glühenden Wangen von seinem warmen Athemhauch! Wohl war's nach ihrer scheinbar gelassenen Sicherheit zu vermuthen, dass sie heute vielleicht nicht ganz das erstemal einer solchen Kopflehne sich erfreute, doch aber der Unterschied! Ach Gott, was nicht für ein Unterschied ist zwischen Mannsbild und Mannsbild! — O du herziger Schatz! dachte sich der Wolfram, dich habe ich gefangen, wie man das Vöglein fängt mit der Falle, und dich lass ich nimmer frei, nimmer! mein Lebtag nimmer. Die Frieda, die dachte gar nichts mehr, sie fühlte, als würde sie hingetragen durch die Lüfte, hoch über den Erdboden, hoch über die Wolken — wohin? Das wusste sie nicht, war ihr auch ganz gleichgiltig.

Endlich war der Tanz aus. Der Wolfram ließ seine Genossin lockerer und erinnerte sich nun, dass er deren zwei gehabt hatte. Wo war denn die Andere! — Der Schwambachwirt hatte schon Lichter aufgesteckt im Saale, aber die Andere war nicht zu sehen. Sie wird schon auch gut aufgehoben sein, flüsterte eins dem anderen zu und sie machten sich nicht viel daraus. Mittlerweile tranken sie auch Wein, die Frieda mit, der Wolfram ohne Zucker. Die Leute ringsum wurden immer lauter, lustiger und toller, und Weindunst und Menschendunst betäubten die Herzen und regten sie auf. Dort und da im dämmernden Winkel lauerte ein Einschichtiger und schleuderte scheelsüchtige Blicke auf die glücklichen Pärchen, wovon viele ganz in sich selber versanken und weder Auge noch Ohr hatten für die Umgebung. So auch der Adlerwirtssohn von Kirchbrunn und seine Entführte. War nur erst der Abend vorgerückt, dann wollte er mit ihr ein unbelauschtes Plauderstündchen halten und sie nach ihrem Herkommen fragen. Übrigens war es recht reizend, dass er nicht wusste, wer sie war, und falls er hätte voraussetzen können, dass auch er ihr unbekannt gewesen, that es ihm fast leid, sich vorgestellt zu haben. Sich so weltfremd sein und sich so innig umschlungen halten, das war ja doch ein Hauptspass, wie es nicht leicht einen zweiten gibt.

Als es draußen rabenschwarze Nacht geworden war, trat durch das Gedränge ein Holzknecht aus der Kirchbrunner Gegend auf den Wolfram zu und sagte: „Der Adlerwirt soll hinaus kommen in den Hof, dort möcht' wer sprechen mit ihm."

Aha, fiel es dem Burschen bei, die Andere! Jetzt will die Andere dran. Hätte sie sich nicht einen Anderen aussuchen können? Nun aber, da er sie schon mithergeführt hat, muss er auch an ihr Ritterdienste üben.

Es war aber nicht die Andere, sondern ein Anderer, der im Hofe seiner wartete. Am Brunnentroge lehnte er und vom Küchenfenster hinaus fiel das breite Licht auf seine Gestalt. Ein baumstarker Kerl stand da, in der Tracht der Gebirgsholzhauer, mit wildwucherndem Bart und tief ins Gesicht gedrücktem Hute.

„Grüß dich Gott, Adlerwirt! Geh nur her! Komm nur herüber da!“ Also lockte der ruppige Geselle mit einem zarten Fistelstimmlein den Wolfram hinter den Brunnentrog.

„Wer ist's denn?“ fragte der Wolfram.

„Komm nur her zu mir!“ sagte der Andere.

Der junge Adlerwirt erkannte in dem Manne jetzt einen Holzarbeiter aus dem Siebenbachwalde, welcher von den Leuten der Schopper-Schub genannt ward. Der Mann war mehrmals schon im Adlerwirtshause zu Kirchbrunn eingekehrt, hatte sich dort aber stets in die hinterste Ecke gesetzt, ein paar Gläschen Brantwein getrunken und dabei stier vor sich auf den Tisch geblickt. Er war ein Mann von etwa dreißig Jahren, aber stets im Äußeren so zerfahren und ungepflegt, dass es sogar den Weibern zweifelhaft schien, ob das ein hübscher oder ein häßlicher Mann sei. Er war nicht in der Gegend daheim und man wußte nicht viel von ihm, als dass er ein tüchtiger Arbeiter, sonst aber ein ungeselliger und sonderbarer Mensch wäre. Irgend jemand wollte von seiner Vergangenheit etwas gehört haben und deutete an, dass in derselben so etwas wie Brandgeruch zu verspüren wäre.

„Du bist ja der Holzknecht Schopper“, sagte nun der Wolfram.

„Ah, kennst mich schon?“

„Was willst denn von mir?“

„Auf ein ganz kleines Wörtel, Adlerwirt. Da stell dich her, dass ich auch was seh' von dir. So.“ Hernach hob er seine Stimme in eine noch weichere Tonlage und sagte: „Adlerwirt, was geht denn dich die Frieda an?“

„Welche Frieda?“

„Thu' nicht so, mein Lieber, liegt dir doch nur Eine im Kopf. Wo hast sie denn her, deine Tänzerin?“

„So?! Meine Tänzerin? Wen geht denn die was an?“

„Die wird schier m i c h was angehen, Adlerwirt.“ Dann wurde er um einen halben Kopf höher und setzte in einer keuchenden, wie vor Wuth erstickten Stimme bei: „Wenn du mir sie nochmal anrührst, nachher —“

„Nachher — ? — Nun!“ also jetzt der Adlerwirt und stellte sich stramm vor den Waldgesellen hin.

„— nachher siehst du keine Sonne mehr aufgehen!“

Der Wolfram trat einen Schritt zurück, so dass er über den Unterbalken des Troges stolperte. In demselben Augenblicke war der finstere Bursche schon über ihm, in der Hand das blinkende Messer.

„Stechen?!“ schrie der Andere, im Hause gellte die Musik, polterten die Tanzenden.

„Stechen —“ sagte es der Waldmensch langsam nach und ließ den Arm sinken. „Nein, jetzt noch nicht. Du hast es vielleicht nicht wissen können, dass sie mein ist. Das Unband sagt's ja Keinem! Aber aufgesetzt ist sie mir! Das Grausen, das sie haben, diese Gänsʼ, vor einem Manne, der kein Nest hat und bei dem 's Weib selber sein Brot muss verdienen. Na freilich besser ist's schon, wenn das Mandel alles zusammenschleppt, was Weib und Kind noth haben — ich glaub's. Ein armer Holzarbeiter kann so was nicht leisten und deswegen ist er der Niemand bei den Weibsbildern. Aber wenn eine ins Wasserfloß stürzt und unters Mühlrad kommt, da ist er gut genug, der Waldbär, dass er sich gegen das Rad stemmt, ehe die Kröt' — Creatur, will ich sagen — todtgedrückt ist — ja freilich, da ist er gut —“

Der Wolfram war wieder frei geworden und so fragte er nun: „Red' deutlich, wie stehst denn mit ihr?“

„Hast es nicht gehört, im vorigen Winter? Am Faschingdienstag! Der Salmhofer läßt seine Leute zum Freiball gehen nach Gesnitz. Die Frieda auch mit. Ich vor sie hin, werb' um einen Tanz. Dank schön! sagt sie und geht einem Andern nach. Sich halb zu Tod tanzen und beim Heimgehen

in der Nacht auf dem Steg schwindelig werden — und plumps in den Mühlbach. Schwimmen kann sie wie ein todter Spatz und schnurgerade der Mühle zu, wo das Rad geht. Jesus, wenn ich ihr in derselbigen Nacht nicht wäre nachgeschlichen! Gleich spring' ich in die Radlaufe, stemm' mich an. Das Zeug steht still und wie mein stolzes Schätzel dahergeschwommen kommt, zieh' ich's heraus und sag': Guten Morgen! — Nach einer langen Weile, wie sie wahrnimmt, wo und bei wem sie ist, und wie sie fertig vom Wasserspucken, sagt sie: Dank schön! und läuft davon. Just wie auf dem Tanzboden. Dank schön! sagt sie und läuft davon."

„Das ist wohl brav von dir gewesen", versetzte jetzt der Adlerwirt.

„Still sei!" knurrte der Holzhauer, „gelobt bin ich schon mehr als genug worden, das hilft mir nichts. Die Dirn will ich haben."

„Hätte ich das gewusst", also der Wolfram, „dass du ein Recht auf sie hast, so wollt' ich mich nicht an sie gemacht haben. Aber das möchte ich wissen: hat sie dich auch gern?"

Jetzt zuckte der Andere zusammen, tief ließ er sein Haupt sinken, presste das Gesicht in den Ellbogen seines Armes und hub an zu gröhlen.

„Zur Liebe kann man niemand zwingen", sagte der Wolfram.

„Verfault! Ihre Knochen von den Würmern abgenagt, wenn ich nicht bin!" gurgelte der Waldmensch schluchzend. „Und ihr Leben, mit dem sie jetzt da drinnen wie eine Mairose steht, das hat sie von mir, das gehört mir! Und wenn ich zum hohen Gericht gehe, so muss es mir zugesprochen werden."

„O du guter, armer Mensch", sagte nun der Wolfram. „Leben und Liebe, das wird wohl ein großer Unterschied sein. Dir ist gewiss noch die Zeit im Kopfe, wo die Leute leibeigen gewesen sind. Wen du dazumal gekauft oder gewonnen hast oder auf der Straße gefunden oder im Mühlbach, der ist dein gewesen mit Seel' und Leib. Das ist anders geworden. Eine Dienstmagd hat freilich auch ihren Herrn; wenn ihr wer das Leben rettet, so soll sie dankbar sein, aber ihr Herz kann sie verschenken, an wen sie will."

„Nachher ist's aus", sagte der Schopper-Schub.

„Hast sie denn gar so gern, Holzknecht?"

„Sündhaft gern. Und schon lang her. Und gerade die! Und just die! Als ob ich besessen wär'! Zu Wallischdorf draußen habe ich einen Vetter, der hat mir vor einem Jahre sein Bauerngut wollen in Pacht geben, es wär' mir besser gangen, als wie da oben im Siebenbachwald. — Ich habe nicht fort können — ihretwegen nicht. Alle Sonntage gehe ich hinaus in die Gefsnitzerkirche und stehe hinter dem Thurmpfeiler und schau' hin auf den Platz unter der Kanzel, wo sie sitzt. Und geh' dann wieder in den Wald zurück. — Wenn ich wüsst', wer mir diese Lieb' hat angethan!" Er knirschte mit den Zähnen, als wollte er den Missethäter zermalmen.

Eine Magd, die mit dem Wasserzuber zum Brunnen kam, unterbrach dieses Gespräch. Der Schopper-Schub packte den jungen Adlerwirt am Arm und raunte ihm zu: „Hüte dich", dann schritt er rasch über den dunklen Hof dahin.

Als der Wolfram in einer recht wunderlichen Stimmung zurück ins Haus kam, hörte er von mehreren Seiten zugleich, dass die Salmhofertochter von Gefsnitz da sei! — Die Salmhofertochter! da horchte der junge Adlerwirt einmal auf. Und die Erregung im Wirtshaus war keine geringe. Das ist schon eine besondere Auszeichnung des Freiballes beim Schwambachwirt, dass ihn die Salmhofertochter besucht. Die Fürnehmste in der ganzen Gegend, die von den Burschen heimlich Begehrte und doch

nur wenig Umworbene, weil sie stolz und unnahbar. Ist sie mit ihrem Vater da? oder mit einer Gesellschaft von Gesnitzer Bürgern und Bürgerinnen? oder gar mit einem Bräutigam, der sie heute das erstemal als Braut aufzeigt! Das alles nicht! Ganz allein soll sie sitzen drin im Extrazimmer, nur die Schwambachwirtin bei ihr, welche ihr Gesellschaft leisten zu müssen glaubt, trotzdem sie draußen in der Küche alle Hände voll Arbeit hätte. Will denn niemand ins Stübel, die Salmhofertochter zu unterhalten? — Dachte der Wolfram: Kennen lernen möchte ich sie doch, dieselbige, von der es immer heißt, sie wäre die richtige Adlerwirtin. Was kann mir geschehen, wenn ich sie zu einem Tanz auffordere? Weist sie mich ab, so drehe ich mich vor ihrer Nase mit der Anderen um und um.

Wie nun aber der Wolfram ins Extrazimmer trat, sah er am weißgedeckten, mit feinem Backwerk besetzten Tische neben der dicken Wirtin das schwarzbraune Mädel sitzen, welches er mit der Anderen, der Frieda, in seinem Wagen kecklich dem Walde entführt und nach Schwambach gebracht hatte. Und das — das wäre die Salmhofertochter, die stolze Kundel?

Er brauchte sich nicht erst nach einer Ansprache zu besinnen.

„Da ist er ja, der tapfere Ritter", so redete sie ihn schier ernsthaft und gelassen an. „Schön ist es nicht vom Adlerwirt, dass er sich um die zweite Entführte gar nicht mehr umsehen will, bevor er die erste zu Tode getanzt."

Der Wolfram stammelte eine Entschuldigung. Die Kundel sah recht gut ein, dass es das beste sei, das Abenteuer, welches ihr nun gar nicht geheuer schien, ins Scherzhafte zu ziehen. Sie rückte daher ein wenig auf der Bank und sagte: „Setzen Sie sich nur willig her zu mir, es wird Ihnen nichts mehr anderes übrig bleiben. Sie zahlen mir jetzt ein feines Nachtmahl, tanzen Einen mit mir und führen mich dann wieder nach Hause."

Das war alles so ernsthaft kühl gesprochen, als ob sie zu einem Diener redete. Er setzte sich hin neben sie und that, wie sie befohlen hatte. Allsogleich ward es im ganzen Hause kund: der schwarze Adler von Kirchbrunn und die Salmhofertochter von Gesnitz sitzen beieinander, essen und trinken miteinander wie ein Brautpaar. Und als die beiden gar Arm in Arm auf den Tanzboden traten, da wichen die Leute nur so in Staunen und Ehrfurcht zurück, dass das schöne junge Paar fast allein den Reigen tanzte im Saale. In der Ecke hinter dem Stiegenverschlag stand die Frieda, ein großer Schreck hatte ihr Antlitz blass gemacht. — Er ist verspielt! so konnte sie noch denken, meine Haustochter hat ihn, da ist er verspielt für die arme Magd. Ist das ein Tag, dieser heutige Sonntag! — Wie das Paar in der Nähe vorüberreigte, trafen sich die Blicke des Wolfram und der Frieda. In diesem Augenblick war ihm, er tanze mit einem Stück Holz. Fast plötzlich, bevor der Tanz aus war, ließ er die Kundel los und machte vor ihr eine höfliche Verbeugung.

Es half ihm aber nichts, er hatte für den Abend ihr Ritter zu sein und war recht froh, als die Kundel den Wunsch aussprach, nach Hause zu fahren. Endlich saßen die beiden Mädchen wieder im geschlossenen Wagen und der Wolfram auf dem Kutschbock. Als sie aus dem Hofthor des Schwambacher Wirtshauses fuhren, noch zum Abschiede mit hellem Musikklang begrüßt, sah der Wolfram, wie hinter dem Pfosten sich der Waldmensch duckte — dann gieng es fort, hinaus in Nacht und Nebel.

Die beiden Mädchen im Wagen führten nicht die angelegentliche Unterhaltung miteinander, wie auf der Herfahrt. Die Kundel war mürrisch und

breitete sich so sehr aus, dass die Andere völlig in die Ecke gedrückt war. Wohl auch die Frieda war nicht aufgelegt zum Sprechen, sie hatte zu denken genug, und zu thun genug, ihre Gedanken nicht zu verrathen. Wie erschrocken war sie daher, als die Haustochter mit einemmale den Mund aufthat: „Eine wahre Schand' ist's, wie du dich heute aufgeführt hast!"

Es hatte schon den Anschein, als wollte die Magd nichts entgegnen, endlich sagte sie aber doch: „Kann ich etwas dafür, dass er zuerst mit mir gegangen ist?"

„Du hast dich ihm ja angeklettet! Männersüchtige Rassel, du!"

Nun sagte die Frieda nichts mehr.

„Ich werd' mir's merken", setzte die Kundel noch bei, und damit war das Gespräch zu Ende.

Der Kutscher Wolfram sah träumerisch auf die Bäume, Büsche und Wegplanken hin, die im Scheine der Wagenlaternen gespenstisch auftauchten und verschwanden. Die Laternlichter warfen im dichten Nebel eine Art Heiligenschein um die Kutsche. — Ein sauberer Heiligenschein, das! dachte der Wolfram; wenn ich heute nicht sündige, so geschieht's einzig nur, weil die Gelegenheit dazu fehlt. Jetzt kann ich in der ödweiligen Nacht den langen Weg dahinradeln und nachher wieder zurück. Ein hübsches Vergnügen. Bis ich nach Kirchbrunn komme, stehen schon die Leute auf. Das hat man von seinem Übermuth. Sonst nichts. — Hia! den Braunen wird's auch schon zu dumm.

Endlich waren sie auf dem Marktplatz zu Gessnitz. Der Wolfram wollte halten, aber die Kundel rief zum Wagenschlag heraus: „Vorwärts! Zum Salmhof hinauf!"

Und nach einer weiteren Weile hielten sie vor dem großen Hofe, der mit seinen weitläufigen Gebäuden wie leblos dalag. Nur ein gewaltiger Hund reckte sich mitten im Hofe und der knurrte ein wenig, schien ihm aber nicht der Mühe wert, sich weiter um das herangerollte Gefährte zu bekümmern.

Die Kundel wartete im Wagen, bis der junge Adlerwirt abgestiegen war und ihr den Arm zum Aussteigen bot.

„Und was wird jetzt mein Vater sagen?" fragte das Mädchen. „Wenn ich ihm nicht gleich nach der Ankunft in Schwambach einen Boten geschickt hätte, dass er weiß, wo ich bin — Sie hätten seiner Angst nicht geachtet."

Jauchzen wollte der junge Mann über dieses Wort, es war ein Herzenswort gewesen, das erste, welches er von ihr gehört. Ein gutes Kind kann wohl auch ein gutes Weib sein . . . Ei ja, mein Vater kann doch recht haben! Wer Die einmal heimführt!

„Anläuten, geh'!" hastete die Kundel der Jungmagd zu, die schier kopflos dagestanden; und während diese nun an die Hausthür eilte und den Glockenstrang zog, flüsterte die Salmhofertochter zum Wolfram: „Seien Sie schön bedankt, kühner Ritter! Aber wie böse ich auf Sie bin, das sollen Sie noch erfahren. Warten Sie nur! Schnell hinweg! Gute Nacht!"

Diesen raschen Abschied erklärte der Adlerwirt sich so, als sollten die Hausbewohner das nächtliche Gefährte nicht wahrnehmen; das war aber ein wenig anders, die Haustochter wollte es verhindern, dass er der Jungmagd gute Nacht sagen konnte. Und den Wolfram wurmte es richtig den ganzen Weg heimwärts, dass er ohne einen Händedruck, ohne ein einziges gutes Wort von Frieda hatte scheiden müssen.

Dritter Abschnitt.

Jetzt würde männiglich rathen, dass am anderen Tage der alte Adlerwirt zu Kirchbrunn seinem Sohne ein arges Wetter gemacht hätte. Anstatt am Sonntagnachmittage, war der Wolfram mit den Rössern am Montag früh nachhause gekommen!

Männiglich hätte aber schlecht gerathen. Als am Montag nach zwölf Uhr mittags der Wolfram erwacht war und die Küchenmagd ihm den Kaffee ans Bett brachte, kam auch der alte Adlerwirt herein, er brachte das Semmelkörbchen, schaute schmunzelnd auf den Burschen hin, der kerzengerade ausgestreckt noch da lag und gähnend sich noch ein weiteres streckte.

„Geschlafen hast nicht schlecht", sagte der Wirt.

Jetzt kommt's, dachte der Wolfram, und er hat ganz recht, ich verdien' schon eine Portion.

Aber es kam nicht.

„Trink' ihn, so lange er noch heiß ist", rieth der Alte, auf die Kaffeetasse deutend, „was Warmes thut immer gut nach einer solchen Nacht."

Der Wolfram richtete sich, auf den Ellbogen gestützt, halb empor, der Hemdkragen war abzubinden vergessen worden, er lag noch um den Hals; durch die Spalte des weißen Hemdes sah man einen Theil der nackten Brust; das Gesicht des jungen Mannes war ein wenig bläßer als sonst, also dass der junge Bart um so dunkler schattete. Die wirren feuchten Haare hiengen in braunen Tatzen und Ringen über die Stirn herab. Der Wirt schaute nicht ohne Wohlgefallen auf seinen Sohn. So ein hübscher Junge ist auch ein Capital. Nur muß man ihn versilbern oder vergolden lassen. Sind ja auch in der Kirche die größten Heiligen vergoldet.

„Trau' Einer noch einmal so einem Duckmäuser!" sprach nun der alte Wirt mit schwerem Wiegen des Hauptes und im Tone des Vorwurfs. „Wo unsereiner erst hindenkt, ist der schon gewesen. — Aber," fuhr er fort, „lachen habe ich auch müssen gestern abends. Wie der Weidknecht heimkommt, sag' ich: Wo denn heute der Wolfram stecken mag mit den Pferden! Dass ihm am Ende kein Malheur passiert ist! — Oh, gibt der Weidknecht Antwort, dem jungen Herrn fehlt nichts, der sitzt draußen beim Schwambachwirt im Extrastübel und thut mit der jungen Salmhofertochter aus Gessnitz Nachtmal essen. Wär nicht schlecht! sage ich. Ja freilich nicht, meint der Knecht und erzählt mir die ganze Geschichte, wie du sie mit dem Wagen zum Tanz geholt hättest. Teufel! denk' ich, der geht's scharf an! Der kennt sich aus. Je schwerer man an Eine herankann, desto kecker muss man sie anpacken. — Jetzt hast gewonnen, Wolf, und ich kann dies nicht sagen, wie mich das freut. Wirst sehen, jetzt stehst auf einmal ganz anders da. Neider wirst genug haben, ich glaub's! Und nun, Wolf, kann ich dir's wohl sagen: wir brauchen eine reiche Heirat so nothwendig, wie der Fisch den Schluck Wasser. Seit die neue Eisenbahn drüben geht, steht's nicht gut mit uns Wirtsleuten auf der Kirchbrunnerstraße. Zu harter Noth, dass es mir bisher gelungen ist, unser Ansehen aufrecht zu halten, lange wär' das nicht mehr möglich gewesen. Wir stecken tief in der Schlamass, mein Bub', wir stecken tief!"

Der Wolfram war von dieser Mittheilung nicht gerade erbaut, er sagte aber nichts darauf, sondern war von diesem bitteren Augenblicke an entschlossen, das Abenteuer mit der Salmhofer'schen ernsthafter aufzufassen, als er es bisher gethan.

„Schau nur dazu, Wolf, dass ihr bald Hochzeit macht!" mahnte der Alte noch. „Ist gut, dass dem Professor sein Zimmer leer geworden, das lassen wir jetzt gleich herrichten. Wird euch eh am liebsten sein, ist hübsch groß und ruhig."

„Ja ja!" sagte der Wolfram ziemlich barsch, um dieses Gespräch abzubrechen, welches ihm durchaus nicht heimlich war. Er sah sein Verhältnis zur Salmhofertochter lange nicht so rosig, als sein Vater, und wenn etwas Rosiges für ihn dabei

war, so konnte es nur das blühende Gesichtlein der — Anderen sein.

Auf gar keinen Fall war es zu leugnen, dass Wolframs Sinn nach dem Salmhofe in Gesnitz stand. Und es ereignete sich auch, dass er nun häufig nach Gesnitz fuhr, immer in Geschäften, wie es hieß. Einige Wochen vergiengen so, da hatte der alte Adlerwirt die feinste Brautwerberfahrt veranstaltet.

Rollte eines Tages das sorgfältig aufgewichste Gefährte die Straße entlang gegen Gesnitz. Auf dem Bock saß heute der Pferdeknecht, aber hübsch mit flatterndem Hutbande. Im Wagen saßen der alte Adlerwirt und sein Schwager, der Herr Amtscontrolor aus der Kreisstadt. Beide im schwarzen Anzuge, mit Seidenhut und bunten Halsmaschen. Dem Adlerwirt war besonders in den weißen, stramm um die fleischigen Finger gespannten Handschuhen höchst unbehaglich, er war nicht imstande, den einfachsten Handgriff zu thun, selbst den Überrock musste — als es gegen Gesnitz hin schwüler wurde — der Herr Schwager ihm aufknöpfen, und als sie zur Wegmaut kamen, fanden die eingepferchten Finger in den Taschen kein Geldschnäppchen, so dass wieder der Schwager aushelfen musste. Trotzdem war der Adlerwirt guten Muthes und hieb dem Genossen ein- ums anderemal die breite Hand auf den Oberschenkel: „Na, was meinst, Schwager, wirst stecken bleiben bei der Anrede?"

„Du wirst dir noch die Hundeledernen zersprengen!" mahnte der Schwager fürsorglich.

Der Amtscontrolor war ein dürres Herrchen, dem auch die Kampflust, das heißt die Brautwerbelust aus den Augen blitzte. Der Adlerwirt hatte ihn eigens für diesen Zweck aus der Kreisstadt verschrieben. Es fährt sich doch ganz anders auf mit einer Autorität aus der Stadt, die Schick kennt und Vornehmheit hat. Das Amt, in welchem der Herr Schwager saß, oder vielmehr auf- und absprang, bestand in einer Fahrkartencontrolorstelle auf der Pferdeeisenbahn.

Nun also, im Bewusstsein voller Ehrenhaftigkeit fuhren sie den Hügel hinan gegen den Salmhof. Da fielen ihnen die zahlreichen armen Kinder auf, die — obzwar schon zur Allerheiligenzeit — barfuß und in schlechten Gewändlein den Weg hin- und herliefen. Durch das weit offenstehende Thor rollte der Wagen so rasch in den Hof, dass es mit einem der Kleinen schier ein Unglück gegeben hätte. Allsogleich stand auch der dienstbare Bursche da, der die beiden Pferde in Obhut nahm, während die beiden Herren sich an einen Mann wandten, um so gleichsam wie im Vorübergehen ein wenig die Wirtschaft begucken zu können. Der Angesprochene führte sie bereitwilligst durch verschiedene Gebäude, und überall war es erstaunlich. Dieser Wohlstand, dieser Überfluss in allem. Die Hausthiere in schönsten Rassen, die Vorräthe an Feldfrüchten, an Heu, an Werkzeug, an Wagen und Schlitten, an Häuten, Pelzwerk und Wolle, an Edelholz, kurz an allerlei, woran die meisten Leute gar nicht denken, geschweige es besitzen.

Nach einem solchen Rundgang im Hofe kamen sie zum Eingange in das stattliche Wohnhaus; das Untergeschoß desselben war gemauert und weiß übertüncht, der obere Stock aus Holz gezimmert. Es hatte viele Fenster, die größer waren als solche bei anderen Bauernhöfen, und mit zierlichen Holztäfelungen ausgeschlagen. Auch an den Dachvorsprüngen waren Holzschnitzereien, das Dach selbst war aus Schindeln und über demselben ragten mehrere weiß übertünchte Schornsteine empor. Neben der Hausthür an der Wand hieng eine schwarze Tafel, auf welcher Kundmachungen klebten, denn der Salmhofer war Vorstand der Landgemeinde Gesnitz, die sich einen

eigenen „Bürgermeister“ wählte, seitdem der Ort Gesnitz selbst eine Marktgemeinde geworden war. Als die beiden Gemeinden sich trennten, wollte jede den Salmhof für sich haben, der lag so gut bürgerlich als bäuerlich, allein der Salmhofer mochte gedacht haben: Lieber der erste Bauer, denn der letzte Bürger, und hatte sich zur Landgemeinde geschlagen, was ihm seine Nachbarn gar nicht hoch genug anrechnen konnten.

An der offenen Hausthüre war in der unteren Weite ein zierliches Holzthörchen, wie solche an vielen Bauernhöfen üblich sind und dazu dienen, dass vom Hofe das Kleinvieh nicht ins Haus laufen kann. An diesem Thörchen grunzten heute aber weder Schweine, noch meckerten Lämmer oder Ziegen, es war umdrängt von armen Kindern, dreijährigen bis etwa zwölfjährigen, die ihre Händchen aufhoben und mit hellen Stimmen schrien: „Bitt' gar schön um ein Allerheiligenbrot!“

Und hinter dem Thörchen stand ein feines, etwas blasses ernsthaftes Mädchen in dunkelblauem, fast städtisch geschnittenem Anzug, am Halse ein weißes Kräglein, wie es Männer tragen. Dieses Mädchen nahm aus einem großen Korbe, der neben ihr stand, geschnittene Brotstücke und vertheilte sie an die Kinder. Die vorne standen, denen gab sie es in die Hand, den hinteren, vergeblich nach vorne drängenden warf sie die Stücke über den Köpfen zu und kümmerte sich nicht weiter um das Gebalge, welches darüber entstand.

„Das ist sie!“ flüsterte der alte Adlerwirt dem Herrn Amtscontrolor zu und sie zogen ehrerbietig vor ihr die hohen Hüte. Das Mädchen dankte dem Gruße mit einem fast unmerklichen Neigen des Hauptes, scheuchte mit einer lebhaften Handbewegung die Kinder auseinander und unsere beiden Männer traten in das Haus.

Nach den „Herren Eltern“ erkundigten sie sich bei der Kundel. „Bitte nur die Treppe hinauf, Mutter wird in der Küche sein!“ Also in höflichem, aber entschiedenem Tone der Bescheid. Der Adlerwirt nickte dem Genossen vielsagend zu. Der Kundel war ihr erheuchelter Gleichmuth ganz ausgezeichnet gelungen, nun aber huschte sie rasch unter die Stiege hin und spähte nach. Es schwante ihr etwas, als gehe dieser Besuch sie an. Für das Austheilen des Allerheiligenbrotes war nun alle Neigung dahin, sie stellte den Kindern den Korb mit dem Reste der Brote vor die Thür und schlich die Treppe hinan.

In der Küche waren zwei Weiber, welche mit langen Messern die Kohlkopfstengel zerschnitten und die Scheibchen in einen Kessel warfen. Beide waren wie Mägde angezogen, nur dass die ältere, eine magere und fast kümmerlich aussehende Person, ein weißes breites Schürzenband hatte, an welchem ein Schlüsselbund hieng.

„Können wir mit der Frau Salmhoferin reden?“ sprach diese der alte Adlerwirt auf gut Glück an,

„Was wird's denn sein?“ fragte das Weib in fast schüchterner Weise entgegen und wischte ihre Hände an der Schürze ab.

„Wir sind von Kirchbrunn“, sagte nun der Herr Controlor, „und kommen in einer wichtigen Angelegenheit, wie sich's schon manchmal so fügt auf dieser Welt.“

„Dann müssen Sie schon zu meinem Manne gehen. Ich weiß nichts“, so antwortete die Salmhoferin, wies sie über den Gang bis zur letzten Thür links und gieng wieder an die Bereitung des Schweinefutters.

Bei der letzten Thüre links klopften die Männer höflich an. Drinnen hustete jemand. Nach einem Weilchen klopften sie zum zweitenmale, und drinnen hustete es zum zweitenmale. Nach dem dritten Klopfen schnarrte es im Zimmer: „Zum Satan, ja hab' ich gesagt!“

Es war barſch, doch der Adlerwirt hielt das Ja im vorhinein für ein gutes Zeichen. Sie traten ein.

Es war eine ſchmale längliche Stube mit zwei Fenſtern und einem großen Kachelofen. Zwiſchen den Fenſtern ſtand eine lange Lehnbank und daneben ein braunangeſtrichener Tiſch. Auf der Lehnbank lag ein alter Mann, der nur mit Socken, einem ſchwarzen Beinkleide und einem grauen, locker um Bruſt und Arme flatternden Wollenhemde bekleidet war. Der Mann hatte auf dem Haupte faſt kein Haar, hingegen einen üppigen ſchneeweißen Bart. Das Geſicht war geröthet und hatte eine lange wulſtige Naſe. Auf dem Schoß hatte der Mann ein weißes Kätzchen, das er fortwährend ſtreichelte und mit Brotkrümchen fütterte. Auf dem Tiſche lag ein blaues zuſammengeknülltes Sacktuch, ein paar Brillen und ein Pack mit Schriften. Daneben ſtand ein grünglaſierter Krug, aus welchem er häufig einen Schluck nahm.

Dieſer Mann war der Salmhofer. Der alte Adlerwirt verleugnete ſeine Befangenheit und grüßte ihn wie einen Bekannten, denn der Salmhofer war ja oftmals eingekehrt bei ihm in Kirchbrunn.

„Au!“ ſagte der Alte und richtete ſich ein kleinwenig auf. „Das iſt ſeltſam. Was ſeid ihr denn ſo närriſch aufgeſtiefelt?“

Da ſtellte ſich der Herr Controlor vor und begann ſo zu reden: „Hochachtbarer Herr! Die Schickſale der Menſchen ſind mannigfach und unerforſchlich. Sie hätten wohl auch nie gedacht, daſs wir einmal an Ihres Hauſes Schwelle ſtehen würden, und zwar in einer Angelegenheit, die — in einer Angelegenheit, welche —“ Da ſtak er.

„Was wollt's denn?“ fuhr der Salmhofer mit ſeiner breiten, röchelnden Stimme drein.

„Daſs wir an Ihres Hauſes Schwelle ſtehen werden, und zwar in einer Angelegenheit, die —“ Trotz des neuen Anrandes konnte er noch nicht weiter. Kalter Schweiß ſtand ihm auf der Stirn.

„Still ſei, Miſtvieh!“ ſagte der Salmhofer zum Kätzchen, welches miaute, und gab ihm mit dem Finger einen zärtlichen Klapps.

„Bitt' euch, macht's keine Faxen!“ hierauf zu den Ankömmlingen, „kann mir's ja eh denken. Meiner Tochter die Fahrgelegenheit zum Schwambachwirt ſoll ich zahlen. Was koſtet ſie denn?“

Jetzt lachten die beiden und meinten, nun wären ſie ſchon bei der Stange. „Billig fahre der junge Adlerwirt nicht bei Nacht und Nebel, leicht koſte es den Paſſagier ſelber.“

Der Salmhofer hob von der Katze die Hand und machte damit einen Schlag in die leere Luft. War das die Antwort? War das nicht gerade, als ob er ſagen wollte: Fort mit Schaden?

„Dafür ſtehe ich gut“, ſprach nun der alte Adlerwirt, „einen braven Mann bekommt ſie. Und lieb haben ſich die jungen Leut', wie Tauben.“

Der Salmhofer that aus dem Kruge einen langen Schluck und, auf ſeinem Barte noch die Tropfen ſchnarrte er: „Mein Geld willſt, Adlerwirt.“

„Aber! Aber!“ rief der Adlerwirt. „Wer denkt denn an ſo was? Geld macht nicht glücklich, ſage ich alleweil. Daſs ſie zuſammenpaſſen, iſt die Hauptſache. Das andere wird ſich alles geben.“

„Losgehen kann's, wann's will“, ſagte der Salmhofer und trank wieder. Während er trank, ſprang das Kätzchen auf den Fußboden hinab; da fuhr der Alte empor, fieng es ein und ſetzte es wieder ſachte auf ſeinen Schoß.

„Nachher könnten wir vielleicht jetzt mit der Kundel reden“, meinte der Adlerwirt.

„Weiß ſchon, weiß ſchon“, wehrte der Salmhofer ab. „Das Mädel iſt

ja schon ganz dumm vor lauter Verliebtheit. — Da bleibst, Vieherl."

Den beiden Männern kam es schier vor, der Alte sei nicht recht bei Trost. Der grüne Krug! Auf jeden Fall reichte der Adlerwirt ihm nun die Hand und sagte in feierlicher Stimmung: „Also abgemacht, Schwieger! Bruder! Gott segne unsere Kinder!"

„Ist schon recht, ist schon gut!" murmelte der Alte, und seine Handbewegung deutete an, sie könnten wieder gehen.

„Er hat zwar einen martialischen Rausch", sagte der Herr Controlor vor der Thür, „aber richtig ist's. Er hat mehr gestanden, als er im nüchternen Zustande beigegeben hätte, und das kann uns recht sein."

Auf der Hausflur begegneten sie der Kundel. Der alte Adlerwirt hielt ihr die Hand hin und sagte weichmüthig: „Jetzt mache ich nicht viel Umstände mehr. Töchterl, ich darf wohl einen Gruß ausrichten beim jungen Adlerwirt zu Kirchbrunn?"

„Bitt' schön", antwortete das Mädchen und senkte das Aug'.

„Und wann darf die Hochzeit sein?" fragte kühnlich der Herr Controlor.

„Je eher, desto besser", antwortete das Mädchen. Da wussten die Brautwerber einstweilen genug.

(Fortsetzung folgt.)

Was man sich in Venedig erzählt.

Nach italienischen Quellen von **Robert Hamerling.**

I. Die Riva di Biasio.

Die sogenannte Riva di Biasio ist eine der langen schmalen Uferstrecken, die mit venezianischem Ausdruck auch „Fondamenta" genannt werden. Sie liegt im Pfarrbezirk von San Simeone, gegenüber der Kirche San Geremia, von welcher die Breite des Canal grande sie trennt.

Der Name dieser Riva schreibt sich von einer düsteren Begebenheit her, deren Schauplatz vor langer Zeit sie war. Es geht nämlich im Munde des venezianischen Volkes die Sage, ein gewisser Biasio habe auf jener Riva eine Schenke gehalten, und mit dem Geschäfte des Wirtes habe er zugleich das eines Auskochers verbunden. Gondolieri, Matrosen, Handwerksleute u. dgl. sprachen zahlreich bei ihm ein. Er verstand sich insbesondere darauf, ein gewisses Ragout zu bereiten und so zu würzen, dass man nicht unterscheiden konnte, welche Art von Fleisch dazu verwendet worden sei. Der Geschmack desselben war ausgezeichnet, der Preis mäßig, und die Schüssel dampfte immer frisch: so hatte er denn eine große Kundschaft und verdiente vieles Geld.

Nach Verlauf einiger Zeit, während welcher Freund Biasio zu allgemeiner Zufriedenheit sein leckeres Ragout auszukochen fortfuhr, verlautete bald in diesem, bald in jenem Stadttheile Venedigs die Kunde von einem verlorenen Knäblein oder Mädchen, von welchem, des fleißigsten Suchens ungeachtet, keine Spur mehr aufgefunden werden konnte. Die Fälle mehrten sich, und man durchsuchte auf Anordnung

der Behörden die Kanäle, ob die Kinder nicht etwa im Wasser umgekommen seien. Aber alles war vergebens. Das Gerede unter den Leuten und der Schrecken der Familien wuchs mit jedem Tage; die einen wollten die Sache auf einen geheimen Frevel zurückführen, andere meinten, es sei wohl gar eine ruchlose Zauberkunst im Spiele; für eine bestimmtere Vermuthung aber, die einige Wahrscheinlichkeit für sich gehabt hätte, wollte sich nicht der geringste Anhaltspunkt ergeben.

Unter solchen Umständen kam eines Tages ein Gondolier in die Taverne Biasios, um dort, wie er es seit längerer Zeit gewohnt war, sein Frühmahl einzunehmen. Der Mann forderte einen Teller des mehrerwähnten Ragout und machte sich, nachdem er es erhalten, mit vielem Appetit darüber her. Während er nun so sich's wohl behagen ließ, da kam ihm plötzlich etwas Hartes und Scharfes zwischen die Zähne, wovon er sich nicht gleich zu deuten wusste, was es sein möchte. Demnach nahm er besagten Gegenstand mit dem Finger aus dem Mund, und als er ihn vors Auge gebracht — was findet er? Einen Fingernagel, einen ganz kleinen Fingernagel, der augenscheinlich nur vom Finger eines Kindes stammen konnte. Wiewohl entsetzt, schweigt der Mann und durchsucht unbemerkt den Teller genauer; siehe da! ein zweiter, ein dritter Fund von gleicher Art — kein Zweifel, es sind menschliche Fingernägel.

Mehr vor Entsetzen, als aus Überzeugung schweigend, bezahlt der Gondolier den Wirt und entfernt sich. An seinem Standort angekommen, erzählt er den Vertrautesten seiner Genossen, was ihm begegnet, und weist ihnen das Gefundene zur Bekräftigung seiner Aussage vor.

Es treffen sofort vier von den Männern eine geheime Verabredung. Zur gewohnten Stunde begeben sie sich, scheinbar in ganz harmloser Absicht, in die Taverne Biasios.

„Guten Morgen, Freund Biasio!"

„Guten Morgen!"

„Was gibt es Neues?"

„Steigt euch nicht schon der Duft in die Nase? Das ist heut' ein Stück, wie ihr noch keines gekostet habt. Ein wahres Manna des Himmels!"

„So gib uns nur gleich für acht Personen; es sind unser nur vier, aber wir wollen uns heute einmal gütlich thun. Lass in der oberen Kammer anrichten; wir möchten gerne für uns sein und volle Freiheit haben."

„Sogleich sollt ihr bedient sein", rief der geschäftige Wirt, und eilte, den Auftrag auszurichten. Als nun nach kurzer Frist die Gondolieri das dampfende Gericht vor sich auf dem Tische hatten und sich allein sahen, schlossen sie die Thür von innen ab, und nachdem sie solchergestalt sich gesichert vor Überraschung oder Beobachtung, giengen sie daran, den Inhalt der ihnen vorgesetzten Schüssel aufs sorgfältigste zu durchsuchen. Nicht bloß Fingernägel fanden sich diesmal, sondern auch kleine Knochen- und Gliederstücke von Fingern, ja sogar ein Kinderzahn wurde herausgefischt.

Der Entschluss der Gondolieri war bald gefasst. Sie riefen den Wirt zu sich hinauf, und kaum war er eingetreten, so verriegelten sie hinter seinem Rücken die Thür, und einer von ihnen redete ihn mit anscheinender Kaltblütigkeit folgendermaßen an:

„Biasio, dein Gericht ist heute so ausgezeichnet, dass wir dir deswegen wohl einige Ehre anthun müssen. Du sollst bei unserem fröhlichen Mahle den Vorsitz führen. Wohlan! Thu' nicht so spröde; hier ist der leere Platz für dich. Lass dich nieder und greif' als der erste zu. Es lebe die Gesellschaft!"

Biasio war betroffen; er wollte sich losmachen, aber es half nichts; seine Gäste nöthigten ihn auf die Bank nieder und forderten ihn von neuem auf, sich's wohl schmecken zu lassen.

Zuletzt ergriff er, dem Zwange weichend, eine Gabel, und spießte einen Bissen damit auf; aber er betrachtete ihn erst noch von allen Seiten, drehte ihn rechts und drehte ihn links und schien nicht recht zu wissen, wie er ihn in den Mund stecken sollte.

„Nun", rief einer von den Männern, „hast du keine Lust, zu essen?"

„Sollen wir glauben", fiel ein anderer ein, „dass du das Ragout vergiftet hast?"

„Oder dass du es mit Menschenfleisch gewürzt hast?" fuhr ein dritter heraus.

Bei diesen Worten fiel dem Wirte die Gabel aus der Hand. Vor den Blicken der Gondolieri, die durchdringend auf ihn gerichtet waren, schlug er die Augen nieder, erbleichte, und fieng am ganzen Körper an zu zittern.

Zu Wuth entflammt durch diese deutlichen Zeichen seines Schuldbewusstseins, sprangen einige von den Männern auf und wollten den Verruchten sogleich zu Boden schlagen.

„Barmherzigkeit!" ächzte dieser, während ihm die Augen vor Todesangst aus ihren Höhlen traten; „Barmherzigkeit! ermordet mich nicht! Lasst mich nicht mit einer Todsünde auf dem Gewissen sterben! Lasst mich nur erst beichten..."

„Bekenne zuerst uns", rief man ihm entgegen; „ist dieses Fleisch nicht Menschenfleisch? Sind das nicht die Glieder unschuldiger Kinder, wie du sie seit Monaten in den Kessel zu werfen und deinen Gästen vorzusetzen pflegtest?"

„Ach", winselte der Verbrecher (bei welchem, wie das immer der Fall ist, die Feigheit mit der Verruchtheit gleichen Schritt hielt), ach, die Noth trieb mich anfangs dazu... eben heute hatte ich mir selbst geschworen, dass ich es nie wieder thun würde..."

„Eben heute?" rief ein Gondolier. „O du elender Heuchler und Lügner! — Steh' auf, du Hund", fuhr er fort, indem er ihn am Halse fasste und vom Boden emporriss. „Nun wirst du uns ohne Verzug an den Ort führen, wo du dein greuliches Schlächterhandwerk getrieben hast; wir wollen ihn sehen!"

Damit schleppten die Männer den Zitternden die Stiege hinab, und als sie unten angelangt waren, wo eine Menge von Neugierigen, durch den Lärm herbeigelockt, offenen Mundes das ihnen unerklärliche Schauspiel anstarrten, da rief ein Gondolier mit lauter Stimme:

„Kommt, kommt mit uns! Ihr sollt sehen, womit der wackere Biasio uns seit Monaten bewirtet hat!"

Von allen Seiten durch fürchterliche Drohungen gedrängt, wies Biasio zuletzt seinen Begleitern eine Fallthür, die sich in einem Winkel der Küche befand, verdeckt durch einen Haufen Holzes und durch anderes Geräth. Man öffnete diese Thür, und es wurde im Dunkel eine nach abwärts führende Stiege sichtbar. Neugierig drängten alle Anwesenden sich dahin, stiegen die Treppe hinab und gelangten in ein finsteres, unterirdisches Gemach...

Hier aber sträubt sich die Feder, das Gräßliche zu schildern, das den Blicken sich darbot...

In der Mitte des Raumes stand eine breite Tafel, über welcher von der Wölbung eine eiserne Lampe niederhieng, die unter dichten, stinkenden Rauchwirbeln ein düsteres Licht verbreitete. Die Tafel war von Schmutz bedeckt, von den Seiten tröpfelte Blut auf den Boden nieder, und inmitten auf derselben lag der Leichnam eines zwei- bis dreijährigen Kindes, an welchem bereits Kopf und Arme fehlten. Ein blutbesudeltes Messer lag in der Nähe; neben dem Tische, auf dem Boden, stand ein Gefäß, bestimmt, das Blut aufzufangen: in der That enthielt es davon eine schwarze, geronnene Masse. Unter dem Tische lag ein häßlicher Hund, der an den vom Tische gefallenen Knochen nagte. Die eingeschlossene Luft dieses unterirdischen

Ortes verbreitete einen fast unerträglichen Todtengeruch. In einiger Entfernung vom Tische sah man eine Vertiefung, die in einen Kanal auslief: dorthin pflegte der Unmensch die unbrauchbaren Überreste seiner Schlachtopfer zu werfen.

Nach wenig Augenblicken machte der Schauder vor diesem Anblick sich in einem Schrei des grimmigsten Unwillens Luft. Unter Flüchen und Misshandlungen wurde der Verbrecher aus dem Hause hinaus und durch die Gassen geschleppt, die in einem Augenblick von der fürchterlichen Neuigkeit erfüllt waren. Zuletzt den Händen der Gerechtigkeit überliefert, gestand Biasio alles: mehr als zwanzig Kinder hatte er in wenig Monaten geschlachtet, und einige Hundert Personen hatten von der gräßlichen Speise genossen. Als seine Helferin bezeichnete der Auskocher ein verworfenes altes Weib, das im Rufe der Giftmischerei und Zauberei stand. Diese war es, von welcher der teuflische Rath und die Anleitung, ein Ragout mit beigemischtem Menschenfleisch zuzubereiten und zu würzen, herstammte. Man gieng nach ihr aus, um sie in den Kerker zu werfen, aber sie war der öffentlichen Gerechtigkeit zuvorgekommen. Sie wurde erhängt am Thürpfosten ihres Wohngemaches gefunden.

Dem Brauche jener Zeiten gemäß, wurde Biasio zuerst auf unterschiedliche Weise gemartert und zuletzt zwischen den Säulen der Piazzetta an den Galgen gehängt. Sein Leichnam wurde den Flammen überliefert und seine Asche in die Winde gestreut. Sogar das Haus, das er zum Schauplatze seiner Frevel gemacht hatte, wurde von Grund aus niedergerissen.

Diese Geschichte gilt als eine beglaubigte Thatsache. Es gibt Personen, die noch das Todesurtheil Biasios in einem Verzeichnisse von Hingerichteten aus alter Zeit gelesen haben wollen. So viel ist gewiss, dass der Name der Riva di Biasio fort und fort besteht, und dass jedermann im venezianischen Volke die Geschichte von dem Auskocher Biasio zu erzählen weiß, der an jener Riva kleine Kinder schlachtete und aus ihren Gliedern den Gästen ein köstlich gewürztes Ragout vorsetzte.

II. Der Raub der Venezianerinnen.

Es war der 31. Jänner des Jahres 943, oder 936, wie andere wollen, unter der Regierung des Dogen Pietro Candiano II., als eine Schar anmuthiger Jungfrauen mit Körbchen in den Händen, in welchen sich goldene Schmucksachen und andere Gegenstände hochzeitlicher Ausstattung befanden, versammelt und neben einander gereiht in der Kirche San Pietro standen, angethan mit Feierkleidern, auf den Wangen züchtiges Roth und das Herz bewegt durch die Vorstellung des herannahenden Augenblickes, der ihr harmloses Mädchenleben in den halbersehnten, halb gefürchteten Frauenstand verwandeln sollte.

In einem anderen Theile der Kirche waren Jünglinge versammelt, die Blicke voll Zuneigung und Hoffnung nach ihren Auserwählten hinübersandten, während zitternde Mütter und betagte Väter, auf ihren Knien liegend, aus der Tiefe des Herzens heiße Gebete und Wünsche für das Glück ihrer geliebten Kinder zum Himmel emporschickten. Auf dem Altar und an den breiten Wänden der Kirche brannten helleuchtende Wachskerzen und der Bischof schickte sich an, umgeben von seinen Domherren, die Stufen des Altares hinanzusteigen und die allgemeine Hochzeitsmesse zu lesen...

Mit den Persern und Babyloniern, von welchen Herodot und Strabo berichten, hatten die ältesten Venezianer die Art und Weise gemein, die Heiraten zu schließen. Sie betrachteten nämlich die Mädchen als Töchter des Gemeinwesens und zu einer gewissen, festbestimmten Zeit pflegte man alle

Heiratsfähigen in einer Kirche oder einem anderen, hierzu erwählten Orte zu vereinigen. Dorthin kamen dann auch die heiratslustigen jungen Männer, hielten, so zu sagen, Musterung über die Bräute und wählten jeder für sich diejenige aus, die nach seinem Herzen war.

Im 9. und 10. Jahrhundert fand dieser öffentliche Vorgang jedesmal in der Kathedrale von San Pietro d' Oliveto statt, wie der Chronist Laurentius de Monacis und andere bezeugen.

Der geneigte Leser begreift nunmehr die Scene, mit deren Schilderung wir diese Erzählung eröffnet haben.

Ein heiliges Schweigen herrschte im Gotteshause, alles athmete feierliche Sammlung und Andacht...

Plötzlich wurden mit ungeheuerem Getöse von außen die Thürflügel weit aufgerissen und ein Schwarm von Männern mit trotzigen Gesichtern, nach Seemannsart gekleidet, Dolche zwischen den Zähnen und verschiedene Waffen in der Hand, drang mit wildem Ungestüm herein und stürzte sich auf die knienden Mädchen nicht anders als ein Schwarm räuberischer Adler auf einen Zug weißer Tauben. Diese, bestürzt, erbleichend, stoßen flehende Rufe aus; aber die Räuber fassen sie mit den kräftigen Armen an und schleppen sie mitsammt den Körbchen, die ihre Schätze enthalten, schonungslos und eilig zur Kirche hinaus.

Die jungen Männer und das gesammte, in der Kirche vereinigte Volk fielen, nachdem sie von der ersten Bestürzung sich erholt, über die Räuber her. Es entspann sich ein wildes Handgemenge, von allen Seiten aber erliegen die Wehrlosen dem schlagfertigen Gegner, und es gelang diesem, mit seinem Raube die bereit stehenden Fahrzeuge zu erreichen. Die weißen Schleier vom Blute der Ihrigen bespritzt, strecken die Jungfrauen mit herzzerschneidendem Geschrei die Arme zum Himmel aus. Die Räuber aber, der Ohnmacht des unbewaffneten Haufens spottend, setzen die Schiffe in Bewegung und fahren zum Hafen hinaus, den Schauplatz ihrer Unternehmung in eiliger Fahrt verlassend.

Es war dies eine Horde istrianischer Piraten, welche, seit langer Zeit geschworene Feinde des venezianischen Namens, diese Gelegenheit benützen wollten, die Jungfrauen sammt den Wertsachen, die sie in den Körbchen trugen, in ihre Gewalt zu bringen.

Zu diesem Zwecke waren sie mit einer Galeere und einer Brigantine gegen Venedig gesegelt, und nachdem sie diese Fahrzeuge zu Tre Porti, einem Ort am Meer in der Nähe der Stadt, vor Anker gelegt, waren sie nach Venedig gekommen und hatten sich, während der Nacht, die diesem verhängnisvollen Tage vorangieng, in einem Versteck gehalten. Aus diesem brachen sie nun im bestimmten Augenblick hervor und erreichten durch Verwegenheit und Schlauheit ihren Zweck vollständig.

Wiewohl im ersten Augenblicke bestürzt und rathlos, waren die Venezianer doch alsbald entschlossen, den Piraten nachzueilen. Von allen Seiten erschallt der Ruf zu den Waffen, man setzt Fahrzeuge in Bereitschaft; die Männer fluchen, die Frauen jammern; der letzte Tag der Republik schien angebrochen.

Der Doge selbst bestieg ein Schiff, und ihn umgab eine tüchtige Schar Soldaten, verstärkt durch eine Anzahl Männer aus der Zunft der Kesselmacher, die eine Gasse des Bezirkes von Santa Maria Formosa bewohnten. Unter den Leuten aus dem Volke nämlich, welche auf den Alarmruf herbeieilten, hatten sich die Kesselmacher als die ersten und eifrigsten gezeigt; sei es, dass ein besonderes Interesse die angesehensten unter ihnen mit einigen der geraubten Mädchen verband, oder dass sie zufällig in größerer Anzahl bei dem Ereignis anwesend waren. Diese Männer also zerschlugen

die Kessel, welche sie eben verfertigten oder schon vorräthig hatten, und machten sich in aller Eile Schilde daraus. Sie bewaffneten sich mit den Zangen, den Hämmern und allen Werkzeugen ihres Gewerbes, welche zum Angriff oder zur Vertheidigung tauglich waren, und schlossen mit dem Rufe: „Tod den Narentinern!“ sich dem Dogen an.

So machte sich denn dies Häuflein von Tapferen, nachdem es den Segen des Bischofs empfangen, zur Verfolgung der Räuber auf, während ein jeder von ihnen fortwährend den Hilferuf der Unschuldigen zu hören glaubte, die gegen die rohen Barbaren sich vergebens zur Wehre setzten.

Nach ihrer eiligen Flucht sich vollständig sicher glaubend, waren die Narentiner nach Tre Porti zurückgekehrt. Sie theilten dort sowohl die Mädchen als die Beute unter sich und überließen sich sorglos ihren Vergnügungen.

Man denke sich den Zustand, in welchem die armen Geraubten sich befanden, entrissen ihren Lieben, in der Gewalt roher, verworfener Menschen, auf fremdem Boden — schüchterne, sittsame Jungfrauen, auferzogen im Frieden und in der Unschuld des väterlichen Hauses!

Berauscht vom Weine, machten die Narentiner sich auf, ihre Fahrzeuge wieder zu besteigen, als man in weiter Entfernung auf dem Meere, von der Seite Venedigs, ein weißes Segel glänzen sah, dann ein zweites und ein drittes — „die Venezianer! die Venezianer!“ erscholl es in den Reihen der Piraten, „wir sind verfolgt!“ So sehr als möglich, beschleunigen sie ihre Flucht, aber die Venezianer bleiben fortwährend auf ihrer Spur, verfolgen sie einen ganzen Tag lang und erreichen sie zuletzt in den Gewässern von Caorle. Mit Löwenmuth greifen sie den Gegner an, ein heftiger Kampf entspinnt sich, aber die Venezianer hatten die Übermacht, und nach erbitterter Gegenwehr, aufgerieben bis auf Wenige, mussten die Piraten den Siegern sowohl ihre Fahrzeuge als ihre Beute überlassen.

Am 2. Februar, dem Tage von Mariä Reinigung, während die Abendsonne bereits ihre Strahlen auf die blaue Adria warf, sahen die in dichten Scharen herbeigeeilten Venezianer am fernen Horizont die Flaggen ihrer heimkehrenden Fahrzeuge flattern. Von welchen Freuden- und Segensrufen erscholl in diesem Augenblicke das sonst einsame Ufer! In der raschen Heimkehr der Ihrigen erblickten alle ein sicheres Zeichen des errungenen Sieges, und schon tönten zur Bestätigung vom Meere her die Begrüßungen und Jubelrufe der Kommenden.

Wir verzichten darauf, die Freudenbezeugungen der Menge zu schildern, die da stattfanden, als der Doge von seinem Schiffe herabstieg, begleitet von den zwölf wiedereroberten Mädchen und den tapferen Kesselmachern, die am Verdienste des Sieges den größten Antheil hatten.

Nun dachte man aber auch daran, diese Braven für ihre geleisteten Dienste zu belohnen. Der Doge berief die Vertreter ihrer Zunft zu sich und verkündete ihnen, er sei bereit, jede Gnade, die sie von ihm erbitten würden, zu gewähren. Die wackeren Männer verlangten nichts anderes, als dass der Doge, zum ewigen Andenken an jene Unternehmung, sich jährlich in Begleitung aller Würdenträger der Republik in die Kirche ihres Pfarrbezirkes, S. Maria Formosa, begebe, und zwar gegen Abend — denn zu dieser Zeit war der Sieg erkämpft worden — um dort dem Herrn ein Dankgebet für den verliehenen Sieg über die Piraten darzubringen.

Mit Freuden sagte der Doge zu und der venezianische Kalender war um einen Festtag reicher.

(Fortsetzung folgt.)

Ehre.

Eine Geſchichte aus unſeren Tagen von Hans Malſer.

„Herr Kreisrichter, ich bitte auf ein Wort!“

„Nun, nun, lieber Herr Seelader, was bringen ſie mir denn noch ſo ſpät?“

„Auf ein Wort!“

„Und ſo aufgeregt?“

„Es iſt etwas Wichtiges. Sie werden erſtaunen, Herr Kreisrichter. Ich muſs bitten, daſs Sie mich feſtnehmen laſſen!“

„Aber, Seelader! Solche Späſſe!“

„Es iſt kein Spaſs. Bei Gott nicht. Sie müſſen mich einſperren. Sogleich! Ich habe einen Freund ermordet. Den Johann Hallſteiner. Den Sohn der alten Hallſteiner, die heute geſtorben iſt.“

„Was? den Johann Hallſteiner haben Sie ermordet? Aber lieber Freund, was fehlt Ihnen denn? Der Johann Hallſteiner iſt ja ſchon ſeit Jahren todt.“

„Ich habe ihn erſchoſſen. Ich werde alles beweiſen. Ich zeige es jetzt an. Es iſt die Zeit gekommen. Herr Richter, Sie haben einen Schuldigen vor ſich. Einen Mörder!“

Nun war der Kreisrichter in der That erſchrocken, denn der junge Mann ſah in dieſem Augenblicke wirklich aus wie ein Mörder. Ganz verſtört, blaſs, wirr. Der Richter klingelte und befahl dem eintretenden Diener: „Schnell zum Doctor Grohbach. Er ſoll ſofort kommen!“

„O nein, Herr Richter“, ſagte Seelader, „krank bin ich nicht. Ich bin ja ruhig, ſehen Sie mich nur an, es iſt die Wahrheit, was ich ſage.“

„So kommen Sie“, ſprach der Kreisrichter freundlich und ſuchte den jungen Mann am Arm zu nehmen. „Ich werde Sie in Ihre Wohnung begleiten.“

„Sie ſind immer gut geweſen gegen mich und ſind es auch jetzt“, ſagte Seelader. „Aber es iſt anders geworden. Ich darf nichts mehr annehmen. Ich werde dieſe Nacht noch in meinem Zimmer zubringen, wenn Sie mich nicht in den Arreſt thun wollen, morgen jedoch zum Landesgericht gehen. Der Verantwortung wegen ſollten Sie mich aber ſogleich da behalten. Es wäre beſſer, Herr Kreisrichter!“

Unter warmem Zureden brachte dieſer den jungen, aufgeregten Menſchen in ſein Dachzimmerchen, empfahl ihn angelegentlich der Miethefrau und ſchickte den Arzt.

Dann eilte er nachhauſe.

„Denkt euch, Kinder!“ ſagte der Kreisrichter bei dem Abendeſſen zu ſeiner Familie, „mein Amtsſchreiber, der Seelader, iſt erkrankt.“

Die älteſte Tochter, Fräulein Ludmilla, horchte auf.

„Und das ſchwer, unheimlich erkrankt“, fuhr der Richter fort. „Ein Gehirnleiden. Ich muſs nur erſt zu Doctor Grohbach ſchicken, was er an ihm gefunden hat. Kommt der Arme heute abends — eben erſt vorhin — zu mir und bittet mich in höchſt aufgeregter Weiſe, ich ſolle ihn feſtnehmen laſſen, er habe ſeinen Freund Hallſteiner erſchoſſen.“

Fräulein Ludmilla legte Meſſer und Gabel weg.

Die Frau Richterin ſagte: „Du ſcherzeſt doch, Mann!“

„Ich weiß wohl, daſs der Selbſt-

mord seines Freundes ihm nahegegangen ist damals", sagte der Richter, „aber nach Jahren — es mag ja fünf oder sechs Jahre seit jener Geschichte mit dem Hallsteiner her sein — könne doch, meint man, aus diesem Grunde eine Gehirnstörung nicht mehr zum Ausbruche kommen. — Wie war das nur gleich, damals?"

„Der Postbeamte Johann Hallsteiner", sagte nun die Frau, „hatte — so viel ich mich erinnern kann — sich eine Veruntreuung zuschulden kommen lassen und in dem Augenblick, als man ihn festnehmen wollte, sich eine Kugel durch den Kopf gejagt."

„Richtig, und ich entsinne mich, wie sein Freund Seelader, der war damals noch Student, am Grabe des Verscharrten einen lauten Schwur gethan haben soll, die Ehre des Freundes zu retten, seinen Tod zu sühnen, oder so etwas."

„Dann hast du ihm ja zur kleinen Stelle verholfen, die er heute noch einnimmt."

„Er wird demnächst avancieren. Einen fleißigeren und gewissenhafteren Schreiber habe ich nie gehabt. Dazu ein stiller, eingezogener Mensch, bescheiden und liebenswürdig —"

Fräulein Ludmillas Wangen blühten wie Rosen im Mai.

„Als Student soll er's ja flott getrieben haben, bis die kleine Erbschaft seiner Eltern dahin war", bemerkte die Frau Kreisrichterin. „Man glaubt nicht, wie vortheilhaft ein Mensch sich ändern kann, wenn er in das Geleise der Arbeit kommt. Und rührend war es, wie er die armen Eltern seines unglücklichen Freundes unterstützte, sich selbst alles versagte, um von seinem geringen Gehalte die siechen, verlassenen alten Menschen zu versorgen. Als vor einigen Monaten der alte Hallsteiner starb und heute die Frau, habe ich mir gedacht: Jetzt wird der gute Seelader auch aufathmen können und seinen Gehalt für sich selber anwenden."

„Es muss ihn doch der Tod der alten Frau so sehr erschüttert haben", meinte der Kreisrichter.

„Wahrlich, ein leiblicher Sohn kann nicht besser, nicht liebreicher gegen seine Eltern sein, als der Amtsschreiber es gegen die alten Hallsteiner-Leute gewesen. Nur fällt mir jetzt ein Wort auf, das er vor einigen Tagen, als er bei uns speiste, gesagt hat. Als er hörte, dass das Befinden der Frau Hallsteiner sich verschlimmert hatte, sprach er plötzlich: Mir scheint, nun werde ich bald Feierabend bekommen."

„Am Ende ist doch etwas dahinter", meinte der Richter und begann, dieweilen er seine Pfeife stopfte und in Brand steckte, über mancherlei nachzusinnen.

Und also hatten sie zusammen sich über den jungen Mann unterhalten, der sich als Mörder gestellt hatte. Fräulein Ludmilla war völlig still dagesessen und allmählich auch recht blass geworden. Sie hatte sich scheinbar in ihre Häkelarbeit vertieft. Auf einmal stand sie auf und gieng rasch zur Thür hinaus.

Die Frau seufzte. Der Richter sagte: „Morgen früh sogleich will ich die Geschichte untersuchen. Am Ende ist doch etwas dahinter."

* * *

Die Nacht war schlaflos vergangen. Max Seelader hatte sich sammt seinen Kleidern ins Bett gelegt. Seine paar Sachen hatte er schon gestern in einen Sack gethan und sie nicht mehr ausgepackt. Nur eine kleine Photographie war aus der Tasche hervorgeholt und auf das Tischchen neben seinem Lager gestellt worden. Ein lieblicher Mädchenkopf, das Original haben wir schon gesehen.

Zur Stunde, als der Kreisrichter im Amte zu erscheinen pflegte, gieng der junge Mann hin zu ihm und sagte: „Da Sie mir mein Recht vorenthalten wollen, so reise ich jetzt zum Landesgericht, dass ich um Strafe

bitte, theurer Herr! Vor Ihre Familie darf ich nicht mehr treten. Ich danke allen für alles Gute, ich sage Ihnen Lebewohl. Verzeihen —"

Er stockte.

„Jetzt lasse ich Sie aber nicht mehr fort, lieber Seelader," sprach der Richter, „dass bei Ihnen etwas nicht richtig ist, sehe ich nun. Setzen Sie sich zu mir und erzählen Sie mir ruhig das Anliegen, welches Sie drückt."

„Ich danke Ihnen. Aber Beichte und Freundeszuspruch können mir nicht viel nützen. Es wird besser sein, wenn auch Ihre Herren Adjuncten anwesend sind. Und der Arzt, damit sichergestellt wird, dass ich nicht geisteskrank bin."

„Sie wollen also ein förmliches Verhör. Gut, es soll geschehen."

Nach wenigen Minuten stand der junge Mann vor dem Gerichte und nach einigen einleitenden Vorfragen begann er also zu sprechen:

„Meine Eltern waren Gewerbsleute in N., sie wollten, nachdem ich das Gymnasium absolviert, auch mich für ihren Stand abrichten. Als sie starben, war ich frei und benützte die Erbschaft, um in die Stadt zu gehen und zu studieren. Nicht so sehr wissensdurstig war ich, aber nach dem lustigen, ungebundenen Studentenleben plangte es mir. Und ein solches habe ich geführt, fünf Jahre lang. Die Commerse, die Kneipen, die Mensuren und dergleichen machten mir viel Spass, ja nahmen mein ganzes Wesen in Anspruch. Für einen wirklichen Gewinn hielt ich das Bewusstsein und das Hochhalten der Ehre, wie solches außer bei den Soldaten und Studenten in keinem Stande eigentlich entschieden und leidenschaftlich genug gepflegt wird. Ich will mich weiter darüber nicht auslassen, es ist etwas Schönes, wenn ein junger Mensch seine Ehre höher wertet, als alles auf der Welt. Schon im zweiten Jahre meiner Studentenschaft hatte ich einen Collegen aus der hiesigen Stadt kennen und achten gelernt, und bald entwickelte sich zwischen uns eine innige Freundschaft. Er war der Sohn armer Eltern, musste freilich mehr ans Lernen denken, als ans Burschenleben und einer Stellung zutrachten, in welcher er sich und seine Eltern ernähren konnte. Das hinderte den wackeren Johannes nicht, die Studentenideale zu hegen und zu pflegen, und besonders die Burschenehre gieng ihm über alles. Auf mehreren Mensuren bewies er seinen Muth, und in einem Duelle trat er für die beleidigte Ehre eines Freundes ein. Dieser Freund war ich. Es handelte sich um nichts weiter, als um einen boshaften Spott, den ein mir missgesinnter Bursche in meiner Abwesenheit mir angethan. Johannes forderte ihn auf Pistolen. Am zerrissenen Kinnbacken trug er zeitlebens ein Merkmal seiner tapferen Freundschaft. Natürlich schloss uns dieser Handel noch enger und unzertrennlicher aneinander und ich schwor ihm, über seine Ehre ebenso zu wachen, als er über die meinige gewacht und als ich über meine eigene wachen kann. Und sollten wir vom Schicksal einmal voneinander getrennt werden, und sollten wir in was immer für eine Lage versetzt werden, unsere gegenseitige Ehre wollten wir behüten wie unser Leben, ja unendlichmal muthiger und glühender, als unser Leben. — Was sonst an Studentenangelegenheiten, Ehrensachen und Freundschaftsbeweisen war, kann übergangen werden. Ich weiß, was hier zu erzählen ist. Johannes hatte seine Studien vollendet und erhielt eine Anstellung als Postbeamter. Trotzdem brach er nicht mit den lustigen Kreisen, in welchen er sich früher bewegte, ja, er erschloss sich noch neue. Man hielt ihn auch fest in denselben, denn er war ein heiterer, angenehmer Gesellschafter und nach den langweiligen und verantwortlichen Stunden in der Amtsstube hatte er Zerstreuung nöthiger als je. Es gab kleine Gelage

mit Minneſcherzen, mit Glücksſpiel und anderen Luſtbarkeiten. Wir bewohnten zuſammen ein Zimmer und es fiel mir auf, daſs er häufig in ſpäter Nacht nachhauſe kam. Einmal habe ich ihm etwas darüber geſagt, er antwortete, daſs weder ſeine Berufs- noch ſeine Kindespflichten darunter Schaden litten, wie ich auch thatſächlich nie eine Klage über ihn hörte und wie ich auch wuſste, daſs ſeine alten mühſeligen Eltern, die damals auf dem Lande lebten, in ihrem Johannes den Ernährer und Beſchützer anbeteten. Alſo gieng es eine Weile und plötzlich war das Verhängnis da."

Seelader unterbrach ſich und trocknete mit dem Taſchentuche ſeine Stirn.

Nach einer Weile ſagte der Richter: „Nun, erzählen Sie weiter."

„Schon ſeit einiger Zeit hatte ich bemerkt", ſo fuhr der junge Mann fort zu ſprechen, „daſs mein Freund Johannes einen kleinen, ſcharfgeladenen Revolver bei ſich trug. — Wozu denn ſo etwas? fragte ich ihn einmal. — Man kann nicht wiſſen, antwortete er, ob man nicht plötzlich in die Lage kommt, ſeine Ehre zu retten. — Das war mir dunkel. Ich hielt es im Scherze geſprochen und dachte: er hat amtlich mit Geldſachen zu thun, es kann ja eine Waffe vorgeſchrieben ſein. Im ganzen gefiel mir aber an Johannes etwas nicht mehr ſo recht, und ich konnte mir doch keine Rechenſchaft darüber geben, was eigentlich an ihm unangenehm, oder vielmehr unheimlich war. Bei Allen, die ihn kannten, ſtand er in hoher Achtung und von Jedem, der mit ihm umgieng, ward er geſchätzt als guter Kamerad. — Und nun kam dieſe Nacht."

„Wünſchen Sie vielleicht ein Glas Waſſer?" unterbrach einer der Adjuncten den Erzähler, weil dieſer erregt zu ſein ſchien.

„Ich weiß wohl, was ich thue", fuhr Seelader fort. „Mit dem, was ich jetzt zu bekennen habe, vernichte ich mich. Und das will ich auch, darum ſtehe ich da. — Sie ſehen, ich bin nicht aufgeregt, bin meiner Sinne vollkommen mächtig und es wird ſich leicht weiſen, daſs jedes Wort, was ich ſpreche, richtig iſt. So etwas merkt man ſich ganz genau. — Es war in der Nacht vom elften zum zwölften Februar 1885. Johannes war wieder ſpät nach Hauſe gekommen und ſchlief ſehr feſt. Ich ſchlief nicht ſo feſt und hörte es ſogleich, wie jemand an unſere Thür klopfte. Da es wiederholt pochte, ſo ſtand ich auf, nachzuſehen, was es gäbe. Vor der Thür ſtand der Hausherr in flüchtig übergeworfenem Mantel und theilte mir flüſternd mit, daſs er Auftrag habe, den Herrn Johannes Hallſteiner zu wecken. Es ſcheine etwas Beſonderes dran zu ſein, im Vorſaal ſei ein Gerichtsbeamter und auf der Treppe ſtünden zwei Gendarmen. — Faſt zu Tode erſchrak ich und dann dachte ich: Was erſchrickſt du denn? Ein Irrthum liegt vor, den wollen wir gleich aufklären. Doch als ich draußen mit dem Gerichtsbeamten redete und den Verhaftsbefehl ſah, gab's keine Ausflucht mehr und ich machte mich erbötig, den Geſuchten zu wecken und vorzubereiten, ohne daſs mir auch nur eine Ahnung dämmerte, um was es ſich handeln könne. Ihn im Schlafe überfallen, das würden ſie doch nicht wollen. Als der Beamte vom Hausherrn ſich die Verſicherung geben ließ, daſs die Fenſter unſeres Zimmers vergittert wären und auch ſonſt eine Möglichkeit des Entkommens nicht denkbar ſei, durfte ich ins Zimmer zurücktreten. Die Thüre hinter mir legte ich ins Schloſs, zündete Licht an und weckte den Freund. — Johannes, ſage ich, du ſollſt aufſtehen, es fragt jemand nach dir. Er war ſonſt keiner von denen, die ſich ſchnell aus dem Schlafe aufzuraffen vermögen, aber jetzt ſchießt er empor und wie ich ihm die Art des nächtlichen Beſuches andeute, wird er todtenblaſs. — Johannes, um des Himmelswillen, was iſt das? frage ich. — Du ſiehſt es

ja, antwortet er ganz heiser. Hierauf stürzt er in den Winkel hinter meinen Schrank, reißt etwas aus der Tasche seines Rockes, kauert sich nieder, wimmert, wehrt mit einer Hand mich, den Hinzueilenden, ab und schleudert endlich den Revolver von sich. Ich hebe die Waffe auf und sage heftig: Was hast du gethan? — Er fällt mir um den Hals: Hilf mir, Freund, es ist alles aus. Schulden, Spielschulden. Meine Ehre! Die Ehre musste ich retten. Geld unterschlagen. — Ohnmächtig muss ich geworden sein in demselben Augenblicke, denn als ich mich finde, ist er angezogen und macht sich bereit. An der Thür pocht es ungeduldig. — Noch einen Augenblick, bitte ich! ist mein Ruf, dann zum Freunde: Johannes, so gehst du nicht fort. In dieser Begleitung nicht! — Dann rette mich, sagt er und blickt hilfesuchend um sich. — Du hast in deinem Amte Geld veruntreut? sage ich und es kocht in mir, wild, rasend wild ein unbeschreiblicher Aufruhr, da, das ist deine Rettung! und drücke ihm den Revolver in die Hand. Er schaudert zurück und lacht hohl auf: das habe ich ja auch so gemeint. Seit einem Jahr trage ich ihn bei mir in der Tasche. Wenn's zum äußersten kommt, einen Fingerdruck. Und jetzt, jetzt fehlt mir der Muth! Oh, zertritt mich, die feige Bestie, speie mich an! Auf den Schuss habe ich gerechnet, für den schlimmsten Fall, mitten in Lust und Freuden habe ich auf den Schuss gerechnet, und jetzt fehlt mir dazu der Muth! hast du ein solches Scheusal schon gesehen? — Als er so ruft, mir geht's durch Mark und Bein. Schreck, Zorn, Mitleid gräbt in mir. Ich presse seine Faust zusammen, dass ihm die Waffe nicht entfallen kann. Bebend an allen Gliedern, schluchzend bitte ich ihn: Freund, geliebter, einziger Freund, verlasse dich selber nicht zu dieser Stunde. Sühne deine Schuld, rette deine Ehre, ich beschwöre dich! du kannst nicht mehr weiterleben, du kannst nicht, Johannes, du bist ehrlos, verflucht, verloren! Rette dich! Nur einen Funken Wille, nur einen Funken! Schließe die Augen, denke nichts, denke es ist ein Traum, drücke los! Du musst, Johannes, du musst! — Ich kann nicht! stöhnt er. O Gott, ich kann nicht, ich kann nicht! — Draußen machen sie bereits Anstalt, die Thür einzubrechen. Mein einziger, mein liebster Mensch! flehe ich, bei allem, was uns heilig war auf dieser Welt, lass dich nicht forttreiben wie einen gemeinen Dieb. Mach' ein Ende! Ich zwinge dich! — Er will den Revolver auf den Boden fallen lassen, ich drücke ihn zurück in seine Hand, will die Mündung gegen ihn wenden, seinen Finger krümmen auf den Hahn — wir ringen, die Thür kracht unter dem Zwängeisen. Wir ringen heiß, da knallt der Schuss und Johannes sinkt zu Boden. — Die Ehre ist gerettet! Ich habe mein Wort gehalten! das ist mein Gedanke, denn ich — ich habe losgedrückt! Ich habe ihn erschossen. Die Kugel drang unter dem Kiefer hinein nahe an der Narbe, die er bei jenem Duell meinetwegen davongetragen. Kaum es geschehen ist, stürzen sie zur zertrümmerten Thür herein. — Zu spät, sage ich, er hat sich erschossen! Ich habe vergebens mit ihm gerungen um den Revolver. — Dann haben sie ihn in die Todtenkammer getragen. — Und ich, wie ich allein bin und vor mir die Blutlache sehe, da schreit es plötzlich in mir: Was hast du gethan? der Ehre wegen ein Mörder, ein Lügner geworden! Welcher Ehre wegen! Sage, verdammter Wicht, was entehrt denn? Entehrt das Stehlen anvertrauter Gelder, oder entehrt erst der Gendarm? Nicht was dein Gewissen sagt, ist die Hauptsache, sondern was die Leute sagen! Von solcher Art ist die «Ehre», der du bisher alles geopfert hast, deine Zeit, dein Studium, deine Begeisterung, deinen Freund, deine Seele. — Also

rief es in mir, aber dieser Ehrbegriff, dieser verfluchte Ehrgeiz war noch nicht todt in mir, er rang mit meinem Gewissen, wie ich vorher mit dem Freunde gerungen. Du musst dich als seinen Mörder nennen und deine Strafe leiden, mahnte das Gewissen. — O Schande! Schande! rief der Ehrgeiz, ein Meuchelmörder, ein Lügner, ein Schurke zu sein! — Höllische Peinen litt ich in jenen Tagen. Dann ward mein Freund von Professoren zerschnitten, dass sie die Ursache seiner That fänden. In einer Anwandlung von Geistesverwirrung, sagten sie. Dann ward mein Freund hinausgetragen hinter das Lazareth und unter der Mauer eingescharrt. Als ich seine alten, nun ganz verlassenen Eltern sah, und wie die Mutter an seiner Grube ohnmächtig zusammensank und sein Vater an der Krücke und mit schneeweißem Haar fast stumpfsinnig auf den Sarg starrte, da wusste ich, was zu thun war. Ein Ausgleich wurde geschlossen zwischen meinem Ehrbegriff und meinem Gewissen. Zur Stunde fasste ich den Entschluss, mich nicht anzuzeigen, sondern mein Leben und Streben Denen zu widmen, welchen ich den einzigen Sohn geraubt habe. Und erst wenn sie gestorben sein werden und meiner nicht mehr bedürfen, dann will ich hingehen und mich dem Gerichte stellen. Also schwur ich es und das auszuführen war nun meine Ehrensache. Es war das eine andere Ehre und ein anderer Ehrgeiz, mein Gewissen war damit einverstanden. Mein kleines Vermögen war erschöpft, den letzten Rest schickte ich den Eltern meines Freundes. Ohne mein Studium vollendet zu haben, trachtete ich nach einer Stellung, um Brot zu erwerben. Endlich bekam ich die Schreiberstelle hier beim Kreisgerichtsamte, und da ich nebenbei in freien Stunden jüngeren Schülern Unterricht gab, so ward es mir möglich, außer für meine persönlichen Bedürfnisse, die ja nicht groß sind, für das Greisenpaar zu sorgen. Unerträglich war es mir, wenn ich gelobt wurde deswegen, dass meine Treue zum unglücklichen Freunde so groß wäre. Es war, als ob man einen am Galgen Baumelnden lobte, dass er es so hoch gebracht habe. — Seine Eltern selbst lebten stumpfsinnig und freudlos dahin und nahmen das, was ich ihnen geben konnte, wie der Bettler ein Almosen nimmt, als das, was es ja auch ist, als etwas Selbstverständliches. Mein Gewissen war nie zur Ruhe gekommen und nur wenn ich darbte, um den alten Leuten umso mehr schicken zu können, wurde es für den Augenblick milder gestimmt. Trost gab mir der Himmel auch an guten Menschen, die er mich finden ließ und es waren Anzeichen vorhanden, dass ich einmal glücklich, sehr glücklich werden könnte. Aber ich durfte das Glück nicht annehmen. Es war Ehrensache, ich durfte es nicht annehmen. So unausstehlich, so häßlich war ich mir geworden, dass ich willig die Buße trug, um mich mit mir zu versöhnen, um mich einst selbst wieder achten zu können. Nach fremder Achtung, nach fremder Leute Meinung über mich hörte ich nicht mehr aus, für solche Ehre bin ich unempfindlich geworden. — Das alles sage ich zu meiner Vertheidigung, damit man sehe, wie es mir ernst war. — Nun sind die zwei alten Leute gestorben. Ich habe keine Verpflichtung mehr. Und nun ist es an der Zeit, meine That einzubekennen und mich dem Urtheile der Gerechtigkeit zu übergeben."

Max Seelader schwieg.

Die Richter blickten einander an. Ein solcher Fall war ihnen noch nicht vorgekommen. Zum Glücke brauchten sie darüber nicht abzuurtheilen. Feucht waren des alten Kreisrichters Augen, als er aufstand, dem jungen, jetzt auf seinem Platze schier zusammengeknickten Menschen die Hand auf die Achsel legte und sprach: „Haben Sie noch etwas zu bestellen, so thun Sie es. Ich

will dann mit Ihnen zum Landesgerichte fahren. Ihre Geschichte gehört vor die Geschworenen."

Also hatte Einer aus missverstandener Ehrbegier seine Ehre verloren und also rang er heiß, um durch Buße und Aufopferung die wahre Menschenehre zu gewinnen, die wir alle haben müssen, wenn wir starkmüthig sein und im Herzen Frieden haben wollen.

Über Max Seelader findet demnächst im Landesgerichte die Hauptverhandlung statt. Lieber Leser, solltest du dabei einer der Geschworenen sein — welches Urtheil würdest du fällen?

Mein Ehrgeiz.

Die Ehr' ist jenes Gut,
Das mir am höchsten frommt,
Doch nicht die flüchtige Ehr',
Die nur von außen kommt.
Ein großer Dichter, traun,
Das hört sich süß und fein,
Doch höher stünd' mein Stolz:
Ein großer Mensch zu sein.
Die Ehre, flach gewalzt
Hin über Länder weit,
Ist nichts gleich eines Menschen
Tiefer Dankbarkeit.
Wer nur um Ehre schafft,
Der ist zwar wert der Ehr',
Der äußeren bunten Zier,
— Doch sonst auch nicht viel mehr.
Wenn einst ich sterben muss,
Soll keine Trauerschar
Von Gleisnern folgen mir
Zu meiner stillen Bahr.
Nicht Nekrolog, nicht Stein,
O Gott, man kennt die Weis,
Sie ehren Todte bloß
Zu ihrem eigenen Preis. —
Nur Eines wollt' ich, dass
Ein Braver sagen kann
An meinem schlichten Grab:
Er war ein braver Mann.

P. K. Rosegger.

Briefe von Ludwig Anzengruber

an den Herausgeber des „Heimgarten".

R. In den achtzehn Jahren unserer freundschaftlichen Beziehungen zu einander hat der große Dramatiker, den vor Jahresfrist uns der Tod genommen, mir an 150 Briefe geschrieben. Von diesen Briefen soll hier ein Theil veröffentlicht werden, und zwar eine Auswahl solcher Schreiben, welche die Discretion freigibt und die für den Verfasser in irgend einer Weise charakteristisch sind.

Es wird auffallen, wie heiter und übermüthig die ersteren Briefe sind und wie ernst die letzteren. So war es mit dem ganzen Menschen: in den ersten Jahren seiner Erfolge voller

Humor und Bummelwitzigkeit, dann nach herben Erlebnissen, bitteren Enttäuschungen ein allmähliches Zurückziehen in sich selbst; er kehrte sich ab von aller Welt, wurde verschlossener sogar gegen seine Freunde; immer seltener, aber dann um so lebhafter, kam sein tiefes, treues Gemüth zum Ausdrucke.

Die meisten dieser Briefe werden ohne weitere Erklärungen einem größeren Kreise verständlich sein. Briefe oder Stellen, die nur Privates behandeln, oder zu freimüthig noch lebende Personen oder Zustände streifen, sind weggelassen. Ja selbst solche in diesen Blättern abzudrucken, welche sich oft wohl zu schmeichelhaft mit meinen eigenen Leistungen befassen, durfte ich mir nicht erlauben. Hingegen stehe ich nicht an, die wohlwollend charakterisierenden und tadelnden Aussprüche wiederzugeben, zu denen manches meiner Bücher ihn veranlasst hat. Die Bezeichnung: Briefe von Ludwig Anzengruber „an den Herausgeber des Heimgarten" ist nur insoferne nicht ganz zutreffend, als die Correspondenz schon im Jahre 1871, der Empfänger seiner Briefe aber erst von 1876 an Herausgeber des „Heimgarten" geworden ist. Nach dieser nebensächlichen Bemerkung möge der bedeutende Geist und prächtige Mensch gleichsam im Schlafrocke, darum aber nicht minder interessant und achtunggebietend vor uns treten.

Wien, den 11. Februar 1871.

Werther Herr!

Das haben Sie recht schlau gemacht und ich sollte Ihnen darum nicht recht trauen! Wie mögen Sie nur einen eitlen Menschen und Schriftsteller, ohnedies schon zu viel gelobt, durch Ihr Lob noch eitler machen! Und wie hinterlistig Sie das anstellen! Sie thun gar nicht, als wären Sie der P. K. Rosegger, unsere Specialität für Volkscharaktere des deutschen Hochlandes, Sie ertheilen mir da einen legalen Passierschein für alle Charaktere meines Stückes und schicken mir ihn auf die liebenswürdigste Weise sogar ins Haus, lassen mich dabei in Ihr offenes Herz mit dem ganzen, vollen Pulsschlag für das Volk und die heilige Sache der Humanität blicken ..... und sprechen dann zum Schlusse vom „kühnen Vordrängen, freundlicher Nachsicht und gelegentlich paar Zeilen schreiben" — gehen Sie mir doch! Und hätte ich Kopf und Hände noch zehnmal mehr von Arbeit voll, als es der Fall ist, das mussten Sie doch wissen, dass mir mit Ihrem Schreiben die Feder in die Hand gezwungen wird, oder glauben Sie denn, ich sei solch ein Philister, dass mein Puls nicht hüpfender, meine Gedanken nicht sprühender werden, wenn eine freie, frohe Seele, gleich der meinen, mir sagt: „Ich nehm' dein ehrlich Wollen für ein ganzes, volles Können, denn wir verstehen uns?!" — O nein, mein Herr, da mag der Teufel, bekanntlich der Gott der Philister, das Maul halten, ich aber grüße Sie, Herzens- und Zeitgenosse!

„Du hast's erreicht, Octavio!" —

Da haben Sie paar Zeilen und nehmen Sie nur freundlich zur Erinnerung mit in Empfang, was ich Ihnen mitzuschicken mir erlaubte, erstens: das allerdings noch nicht gedruckte und verlegte Buch, sondern bloß als Bühnenmanuscript vorhandene Werk „Der Pfarrer von Kirchfeld", und zweitens meine Photographie. Und wenn es kein unbescheidenes Vordrängen ist, so machen Sie mir wohl die Freude und senden mir gelegentlich auch ein paar Zeilen und Ihre Photographie dazu?! Sie sehen, ich bin so bescheiden wie Sie, o ich kann das auch, nur verlange ich gleich etwas dafür, Sie wären mit einer einfachen Auskunft zufrieden gewesen, ich will Sie dazu, wenigstens im Conterfei!

Das thut mir recht leid, daſs Sie in Wien mich nicht gefunden haben. So will ich's Ihnen denn hier ſagen; was ich Ihnen auch geſagt hätte, wenn ich Sie geſprochen hätte. Ahnen Sie es wohl, wie zagend ich auf mein fertiges Stück die Charakteriſierung „Volksſtück" ſetzte? Und doch!

Wenn wir, die wir uns emporgerungen aus eigener Kraft über die Maſſe, heraus aus dem Volk, das doch all unſere Empfindungen und unſer Denken großgeſäugt hat, wenn wir, ſage ich, zurückblicken auf den Weg, den wir mühvoll ſteilauf geklettert in die freiere Luft, zurück auf alle die tauſend Zurückgebliebenen, da erfaſst uns eine Wehmuth, denn wir, wir wiſſen zu gut, in all dieſen Herzen ſchlummert, wenn auch unbewuſst, derſelbe Hang zum Licht und zur Freiheit, dieſelbe Kletterluſt, und dieſelben, wenn auch ungelenken Kräfte, und ſo oft wir bei einer Wegkrümmung das Thal zu Geſicht kriegen, ſo thun wir, wie uns eben ums Herz iſt, luſtig hinabjuchzen. Kimmt rauf, do geht da Weg! oder weinend zuwinken — o wie oft unverſtanden! das war auch meine Furcht, aber ſiehe da — plötzlich wimmelt's auf meinem Weg herauf vom Thal, ich ſeh' mich ganz verſtanden, ſeh' mich eingeholt, umrungen und ſteh' dem Volke gegenüber, gehätſchelt wie ein Kind oder ein Narr — die bekanntlich die Wahrheit ſagen. Gott erhalte uns das Volk ſo, wir wollen gerne ſeine Kinder ſein und ſeine Narren bleiben.

Erhalten Sie mir Ihre freundſchaftliche Geſinnung, der Ihre

L. Anzengruber.

Wien, den 1. März 1871.

Werther Herr!

Eine Dicht-Ausſchnaufungs-Pauſe benütze ich dazu, Ihnen meinen Dank für Ihren freundlichen letzten Brief auszuſprechen. Jedoch haben Sie es in demſelben wie jene kluge Sultanin in „1001 Nacht" gemacht und da abgebrochen, wo es am ſpannendſten wird. Sie ſagen, der „Pfarrer" habe Ihnen Sorge, Herzleid und ſchlafloſe Nächte gemacht!

Sie hätten mir beinahe auch eine ſolche bereitet, ich ſuchte nach in meines Buſens Tiefen, was da für eine Ähnlichkeit mit jenen finſteren Mächten des Daſeins ſchlummern möge, die den Menſchen Sorge, Herzleid und ſchlafloſe Nächte bereiten können, was mich in Eine Linie ſtellen könnte mit Tyrannen, ſchwarzem Kaffee „z'nächtlings" unangenehm regſamen Inſectenvolk!! Wie geſagt, Sie haben mir viel Kopfzerbrechen gemacht!

Spaſs beiſeite, ich bin ſehr begierig, wie Sie mir dieſes Räthſel löſen werden, und da bitte ich Sie denn, ſich ganz auszuſprechen, damit ich Sie ganz verſtehe, und ich glaube wir können uns verſtehen, unſere Wurzeln haften in Einem Boden, mitten im Volk! Und was wir geworden ſind, beide in unſerer eigenen Art, wir wurden es aus eigener Kraft.

Sie haben mir ja verſprochen, mir das ſeinerzeit zu erzählen, ich erwarte das und ich will Ihnen dann gewiſs auch wieder antworten, damit Sie ſehen, daſs ich Sie verſtanden habe.

Für heute verbleibe ich denn auch mit treuem Gruße Ihr

L. Anzengruber.

P. S. Ich habe ein älteres Drama von mir nach Graz geſchickt, es heißt „Der Verſuchte", ſollten Sie davon zu hören bekommen, ſo denken Sie einſtweilen davon das Beſte!

Wien, den 12. Mai 1871.

Werteſter Freund!

Nun zur Ruhe gekommen nach aufregenden Tagen, grüße ich Sie von meinem Daheim und danke Ihnen für die freundlichen Stunden, die Sie mir in Graz bereitet haben, ferner

auch für die, die Sie mir hier in Wien durch Ihr Buch bereiten noch zur Stunde.

Der Schreiber dieser Zeilen — nämlich dieser (beigelegten) Tagblattzeilen, F. Schlögl, ein geachteter Journalist und im Umgange sehr liebenswürdiger Mensch, ist ein Verehrer sowohl meiner als Ihrer Muse und hat gelegentlich unserer letzten Zusammenkunft den Wunsch geäußert, Sie kennen zu lernen, falls Sie nach Wien kämen, — der Mann schätzt Sie wirklich hoch und schon mir wäre es höchst angenehm, Sie wenigstens einen Abend in Wien wieder zu sehen. Ferner haben wir hier einen Alpensteiger, Schum glaub ich nennt er sich, ein Naturmensch, der Sie ebenfalls hochschätzt, und der Ihnen aus lauter Verehrung ich glaube sein Bett — weiß nicht mit oder ohne seine Beilage — abtreten will; — verabsäumen Sie es nicht, diese Männer zu sehen, denn wie es dem Dichter wohlthut, anerkannt zu sein, so ist es dem Leser ein Vergnügen, mit dem Dichter persönlich zu verkehren, und Sie können es ja leicht thun, Sie enttäuschen niemand, denn Ihre Erscheinung ist von so liebenswürdiger Einfachheit, wie Ihre Werke.

Es ist auch wegen der Nachwelt, denn ein Freund arbeitet oder bereitet wenigstens schon ebensowohl für den rühmlichen Bergkraxler Schum, sowie für meine Wenigkeit die Nekrologe vor, in meinen kommt hinein, dass ich z. B. Wurst nie schäle, sondern mit der Haut esse, dass ich noch nach Mitternacht Anfechtungen der Eitelkeit erliege und Glacéhandschuhe anziehe.

„Sonst ein sehr lieber Mensch!"

Ich freue mich schon ordentlich darauf, all dieses als Abgeschiedener zu lesen.

Also Sie werden von dem Nutzen für Zeit und Ewigkeit, den Ihnen der Besuch dieser Gesellschaft bringt, überzeugt sein und ich hoffe Sie werden mich also in die Kenntnis bringen, wenn Sie Wien berühren, damit ich alle, die sich für Sie interessieren, rechtzeitig davon verständigen kann — dieses mein Auftrag!

Um auf Ihr Werk wieder zurückzukommen, Ihr Buch ist gut — aber Sie sind besser — in Ihnen steckt noch mehr, viel mehr, das muss heraus — und darum werde ich Sie von Zeit zu Zeit ärgern — — Ihr mögt das Gleiche an mir thun.

Sie sehen, was das für ein Mordsbrief geworden ist, ich muss schließen, sonst müsste ich vielleicht einen weltbewegenden Gedanken wegen Mangel an Raum kurz in der Mitten abbrechen.

Ihr Verehrer und getreuer aufrichtiger Freund

L. Anzengruber.

Wien, den 20. September 1871.

Wertester Freund!

Umsonst habe ich gewartet und gewartet auf Ihr „baldigst" versprochenes Schreiben, in banger Sorge war ich schon, was etwa Ihnen oder mit Ihnen geschehen sein könnte — da begibt sich Freund Schlögl auf Entdeckungsreisen und siehe da, Sie sitzen wohlbehalten in Graz; ruhig bauend und vertrauend habe ich zugewartet, hätte ich gewusst, wo Sie wären, ich hätte Sie wenigstens mahnen können, aber konnte ich denn an eine solche haarsträubende Pflichtvergessenheit, an eine solche immense Wortbrüchigkeit denken!? Nein, meine reine Seele schaudert zurück vor den Brandmälern der Ihrigen. Ich habe nur seine Seufzer. So jung und schon so verderbt! Schlögl kann Ihnen gewiss nicht das „Winden des Jungfernkranzes" in der „Hebmutter" verzeihen, es ist cynische Versündigung am höchsten Gut der Frauen, — und ich werde Ihnen nie verzeihen können, dass Sie, wie Liebe, so auch Freundschaft geringschätzend behandeln —

Herr, Sie sind aller Gefühle, die die Menschenbrust in Ihrer Action erweitern und zusammenziehen (besonders das letztere bei der „Liebe") — aller dieser Gefühle sind Sie bar. — Sie sind ein Troglodyte, den nur die Athmungsnothwendigkeit nach den Bergen treibt, während ich, die heiteren Bergeshöhen selbst im Busen tragend, ruhig stubenhocken kann, o, mehr noch — — eigentlich genug. Was helfen alle Worte, Sie streichen Schlögl zuliebe nicht die Stelle aus der „Hebmutter" und Sie haben mir keinen Brief geschrieben, Sie sind nicht zu rühren, Sie sind hart wie Ihre Felsen und an Ihnen gleitet moralische Entrüstung, so wie gekränkter Freundschaft Vorwurf ab wie der Fuß an den tannennadelbesäeten Boden Ihrer Wälder — So ziehe denn hin, Ungeheuer, und erwache im Lande der Ideale, umgeschaffen zu einem lieblichen Prinzen.

Jedoch da ich höre, dass Sie nach Neapel ziehen, so ersuche ich Sie dennoch, schon aus christlichem Biedersinn, sich das Sprichwort: Neapel sehen und dann sterben! nicht zu Herzen zu nehmen und hübsch leben zu bleiben — ich könnte den Gedanken nicht ertragen, wenn Sie so hinführen in Ihren Sünden, deren wahrscheinlich eine schreckliche Anzahl sich noch auf Ihrer warmen Reise zu den übrigen gesellen wird.

Sie haben Schlögl einen Brief geschrieben, den er mich hat lesen lassen, worin Sie Nr. 1 auf die Schneebergpartie hinweisen, die hätte arrangiert werden sollen — Wer hat Sie angeregt? — Ich nicht.

Nr. 2 beinzichten Sie mich der Stubenhockerei — gut — aber wo soll man denn hocken, wenn man schreibt — ?

Gegenwärtig liegt vor meinen Augen Gebirgsland und vor mir bewegt sich der alpinische Menschenschlag, — wie er in Tirol, Steiermark, Baiern und wie er auch in Oberösterreich noch vorkommt und führt vor meinem geistigen Auge eine Komödie auf, wie dieselbe in derlei Natur und Naturen sich abspielen mag — sie spielt zwar im bairischen Hochlande, ist jedoch im Dialekte allgemein verständlich gehalten, wie auch der Stoff ein alle diese Gemüther anregender ist. —

Das andere alles, Titel ꝛc. ist noch Geheimnis. —

Sie sehen, ich klettere in meiner Stube auf die Berge, ich schlage die Blätter, die Tagebuchblätter meines Herzens nach, und da tauchen sie auf, die Gestalten — die Euch in den Bergen, auf den Gehöften, bei einsamen Weilern u. s. w. begegnen.

Wertester! Hier haben Sie sohin ein sehr schlecht geschriebenes Epistel — entziffern Sie es und schreiben Sie wieder ein paar Zeilen, so werden Sie mich sehr erfreuen — ich verzeihe sodann, — schreiben Sie aber nicht, so fürchten Sie (lesen Sie den Anfang des Briefes, damit etwas Furcht in Sie hineinfährt) meinen Groll. So lange also, bis dahin grolle ich nicht und bin noch dermalen Sie herzlichst grüßend (von meiner Mutter ditto) Ihr aufrichtiger Freund

L. Anzengruber.

Wien, den 26. September 1871.

Allerwertester!

Hahaha! Ist das ein lustiges Schreiben, das ich heute von Ihnen erhalten habe! — die ersten 2 Seiten reine Satans (†††) Sophisterei; — hätte mir nicht die augenblickliche Entrüstung, um mir nur Luft zu machen und die Erbarmnis mit Ihrer gesunkensten Gesunkenheit, diese Zeilen, die ich hier niederschreibe, herausgepresst — wer weiß, ob ich je die Feder angesetzt, Ihnen auf die greulichen Unbilden zu antworten, die Sie auf meine engelreine Seele überwälzen wollen!

Herrrr! Wie können Sie denn reden vom Bruders-Splitter, da Sie Ihren 6—6" Balken, Ihren Augen-Tram- und Dippelboden ruhig mit fremden Fehlern (vide Splitter) stukkatoren wollen?! Herrrrrr! Wie können Sie es wagen, mir — der, wie Sie doch wissen, ein Bauer ist und nur für solche Personen sich interessiert, die sich also naturmenschlich geben, — wie können Sie mir von den Anforderungen des „Bon-Ton" reden?!

Heiliger Chrisostomus, erbarme dich seiner!

Übrigens fühle ich mich in etwas milder gestimmt, dieweilen Sie so rasch geantwortet, — und ich will mich also mit Ihnen in ein Gespräch mit geschriebenen Worten einlassen, bei welchem ich wenigstens das Bene habe, dass ich ohne Abwehr von Zeit zu Zeit einen Lichtstrahl der Gnade in Ihre stockrabennachtfinstere Brust hinabblitzen lassen kann, durch welche Blitzerei der höllische Feind (†††), der in selber bereits sichtbarlich seinen Sitz aufgeschlagen hat, gezwungen wird zu blinzeln und ich dann wenigstens von Ihrem Schönheitssinn erwarten kann, dass Sie den „scheanklaten Teixl" hinausjagen werden.

Hier haben Sie 2 Seiten, für die 2 Ihres Briefes, die mir mit Balken, Splittern und Steinen entgegentraten, wie demolierende Bauarbeiter, diese 2 Seiten war ich meiner Ehre schuldig — „es war ein heroischer Wahnsinn" würde General Trochu sagen, denn Paris war nicht zu retten und Sie sind nicht zu bessern?

Ich freue mich aber recht sehr auf Ihre Novitäten und verspreche Ihnen ferner, dass ich Ihnen, da der „Meineidbauer" von mir in Druck gelegt wird, vielleicht noch vor Ausführung, jedenfalls aber seinerzeit ein Exemplar einsenden werde.

Wir müssen einander lesen! Ich freue mich ferner, dass Sie nach Wien kommen werden, — aber auf wie lange?

Ich hätte was darum gegeben, Sie in Krieglach als „Wurzelsepp" gesehen zu haben — weniger interessierte mich der lungensüchtige, doppelbrüchige Wurzel-Josef, obwohl derselbe als medicinisches Curiosum Beachtung, und als armer Elender Mitleid verdient.

Sie beklagen sich, dass ich Ihnen kein 2tes Exemplar des „Pfarrers" geschenkt, — Undankbarer, der Sie schon in dieser Anklage eingestehen, dass ich Ihnen überhaupt Eines geschenkt, während ich jetzt (hören Sie) nicht Eines für Freund Schlögl, ja selbst kein einziges Exemplar für mich habe — und Ungerechter, wissen Sie, dass ich trotzdem an Sie denke?! Nächstens erscheint mein „Pfarrer" in Druck (Sie werden in der Vorrede auch erwähnt und auch das Lied abgedruckt — haben Sie was dagegen? So bitte ich telegraphisch einzuschreiten!) Diesen also bald erscheinenden, in ursprünglicher Gestalt hergestellten „Pfarrer" habe ich Ihnen schon zugedacht!

Was Sie aber von der Verleugnung des Titels meiner neuen Komödie sagen, haha — Sie Schlauer, Ihnen werde ich's sagen, dass Sie mir die Komödie gleich vorweg schnappen, wie Sie es ja gewollt haben beim „Pfarrer", was aber der Herr in seiner unerforschlichen Weisheit verhütet hat, so dass ich der Gerechte siegte. Ihnen vertrauen! ich bin nur froh, dass Sie vom „Meineidbauer" so wenig wissen; — den Titel hätte ich Ihnen schon nicht sagen sollen, dafür habe ich mich bei der dritten Komödie vorgesehen, justament, verrathe ich Ihnen den Titel, — machens aus dem was — die Geschichte heißt „Der gelbe Hof"*) — hahaha wissen Sie jetzt was?!

Sie sehen, das Papier geht zu Ende — ich muss schließen, jedoch ersuche ich Sie, schreiben Sie bald wieder, — damit mein Zorn, meine beleidigte Freundschaft ꝛc. ꝛc. nicht

*) „Die Kreuzelschreiber". Die Red.

so lange schweigen müssen — und damit es mir durch fortgesetzte Bekehrungsversuche gelingen möge, Sie auf den rechten Weg zu bringen. „Gäbe mir ein rechtes Ansehen das!"

Für diesmal mit herzlichem Gruß (auch von meiner Mama).

Ihr Freund L. Gruber
Dramatischer Bauernkerl.

Wien, den 23. November 1871.

Gütiger Freund!

Ihr letztes Schreiben mit Ihrem so überaus wohlwollenden Urtheil über den „Meineidbauer" hat mich tief erfreut — es ist ein Glück für den Schriftsteller, von einem neidlosen, der Sache so um ihrer selbst willen hingegebenen Collegen ermuntert zu werden, ein größeres Glück jedoch, wenn dieser College bei aller freundschaftlicher Parteilichkeit, die man seiner Liebenswürdigkeit zutrauen muss, so ohne Falsch, so voll Geradheit ist, wie Sie, dass er in gegentheiliger Anschauung gewiss nicht schmeicheln würde, — Ihr Urtheil gilt mir viel, die Competenz über derlei Lebensverhältnisse, der Charaktere, wie sie sich im Stücke „Der Meineidbauer" herumtreiben, kann Ihnen niemand bestreiten, und in die tiefste Seele hinein erfreute es mich, mich von Ihnen verstanden zu sehen — was Sie bewusst erfassen, das werden die Tausende, für die ich schrieb, instinctiv herausfinden, und ich darf einen Erfolg erwarten!

Ihn erwarten um der Sache willen — Bester Freund! Geld machen ist leichter als man denkt, — aber den Erfolg an die gute Sache knüpfen — mein Gott, wie schwer!

Ihre Furcht vor dem Rothstift theile ich und theile ich auch nicht. Man hat auch viel an dem „Pfarrer" gesündigt — aber umzubringen war er nicht.

Ich sagte es oben, und ich würde Ihnen zu tiefst dafür danken, wenn dafür zu danken wäre, die höchste Freude macht es mir, mich von Ihnen verstanden zu sehen.

Ich habe den Schmerz erlebt, mich von einem Manne, den wir beide schätzen, nicht verstanden zu sehen. — Sie errathen, dass ich von * rede! Ich habe ihm das Stück zum Lesen gegeben und er ist nicht auf eine Intention, auf eine Charakterzeichnung desselben eingegangen. —

Franz, der einfache, schlichte, nur durch die eigenthümlichen Schuldverhältnisse verschrobene, eigenthümliche Charakter — der das Elend der Nachkommen der Schuldbewussten repräsentiert, ist ihm ein wirklicher Schuft, der am Schlusse bloß darum gesund wird und aufathmet, nicht weil eine corrupte und corrumpierende Vergangenheit im Zauber der Liebe erlischt, sondern weil er nun doch — den Kreuzweghof behält! „Er hat seine Phrasen im Café Grünsteidel und im «Tagblatt» (?!) zusammengelesen, er hält eine «Rede!» über die Berge u. s. w. Die Lise redet zu viel und so spricht keine Bäuerin" — Der Jakob, der als Zuchthäusler kommt, hat ihn verletzt — der sollte Wildschütz oder Brandleger aus Rache sein. — Nicht fasste er den rührenden Gedanken, den dieser arme, verkommene Sohn des Volkes in sich trägt — den Verderb Unschuldiger durch fremde Gewissenlosigkeit. Der Gedanke an die Heimat und die Seinen führt ihn seinen letzten Leidensgang, und beim Klange heimatlicher Lieder, angesichts seiner Berge stirbt dieser Mensch den versöhnlichsten Tod, seine Vergangenheit macht ihn nicht mehr des Lebens wert, aber die besten Seiten seines Charakters, die Liebe zur Heimat und zu den Seinen, die er zum

Letzten noch herauskehrt, verklären den — Zuchthäusler, den Verlorenen!

Das verletzte *! Gesungen soll auch nicht dabei werden. — Zweite Verletzung, eigentlich schon Empörung ist ihm die Scene, wo Toni die Broni noch einmal besucht, u. s. w. u. s. w. u. s. w.

So saß Gruber eine halbe Stunde vor *, wie ein Schulbub, dem ein Professor das Pensum corrigiert. So ließ er mich sitzen — eine peinvolle halbe Stunde. Mich immer versichernd, wie er mich hochschätze, und nur diese Hochschätzung veranlasste ihn, mit mir umzugehen, wie mit einem literarischen Bettler. —

„Eben weil ich Sie hochachte, nenne ich Sie Haderlump!" Fänden Sie darin eine Logik?! Dieses Einstürmen auf mein Werk, wo jede neue Einwendung mich aufs neue überzeugte, nicht verstanden zu sein — es war mir peinvoll.

Da kam Ihr Schreiben wie ein Lichtstrahl in mein verstimmtes Gemüth — da jauchzte ich auf: Verstanden! Ihr Urtheil gilt mir in einem und allem für maßgebend, mag der äußere Erfolg dieses Stückes wie immer sein — aus Ihrem Munde habe ich es — ich habe doch das Beste gewollt!

Meinen Sie nicht, ich könnte keinen Tadel vertragen — aber erst will ich verstanden sein — und dann verlange ich doch selbst vom Tadelnden die Rücksicht, dass er mich nicht in einen Topf wirft mit „Muß-Producenten". Gerne ertrage ich es, sage man mir auch — das Wollen sei diesmal über das Können gegangen. — Aber so nergelnd! selbst beim „Schwärzermarsch" machte * die Bemerkung: Ob die eine eigene Bande (Musikorgel) mitführten, wie die „Entreprise" oder „Pietät" oder die Dienstmänner?

Das ist eben nicht Tadel, das ist Witz,
Der sich wohlfeil lustig macht.

Das hat an mir * gethan, der mich so hoch schätzt — er, der ein paar Tage vorher eine Komödie Elmars, „Das neue, freie Bürgerthum" (übrigens ein ganz gutes Stück), nicht nur lobte, sondern den Verfasser als Poeten des Volkes herausstrich! Und, bester Freund, gerade von Poesie kommt in diesem Stück wenig vor. —

So, nun hätte ich denn mein Herz vor Ihnen ausgeschüttet, hat Sie's gelangweilt, so entschuldigen Sie. Es ist aber vielleicht auch für Sie gut, zu wissen, wie weit Sie sich durch das Urtheil eines Freundes für künftig zu beeinflussen lassen haben — oder wie weit Sie das kränken darf.

Seither habe ich * aber noch nicht wieder aufgesucht — er scheint das sehr übel zu nehmen und hält mich natürlich für seinen Feind, während ich doch sein Freund zu bleiben trachte, indem ich vorher mein „beengt' Gemüth" zur Ruhe kommen lassen will. Sollte er Sie mit diesen Neuigkeiten überraschen, so können Sie es ihm über Graz schreiben, dass ich mich dagegen verwahre, ihm übel zu wollen. Meinungen habe ich nicht zu verzeihen. Also stehen wir ganz gut zu einander. Sie aber, Bester, Liebster, schreiben Sie recht bald

Ihrem getreuen

L. Anzengruber.

Wien, den 20. Jänner 1872.

Geehrtester Herr Kalender-Redacteur!

Sie beginnen Ihren Brief vom 10. d. M. mit dem schönen Empfindungslaute „Ach" und ich empfieng ihn mit „Weh" — da haben Sie Ach und Weh! Und so möchte ich denn auch schreien, — dass ich zu spät komme!!

Der heilige Peter, Ihr Namenspatron, hat Sie wahrscheinlich ob Ihres sündhaften Wandels ganz ver-

lassen und dem Heckenast in die Hände gegeben! Um 300 fl.*) — wovon Sie etwa noch Honorar geben sollen, oder wollen. —

Dös zahlt sich frei nit aus!

Übrigens geht mich nichts mehr an, Sie sollen Ihre (respective meine) kleine Erzählung im Monate März d. J. haben. Aber „Volksbuch", liebster Bester!! Volksbuch!! Robert Hamerling, aller Ehren wert, genialer Dichter, aber so wenig populär wie Hebbel. Und Vacano und Pederzani — zwei Elemente, die dem volksthümlichen diametral entgegengesetzt sind. Ein Buch wird's — wohl ein interessantes Buch, aber kein Volksbuch! Werden's schon einsehen und mir dann recht geben.

Schreiben Sie mir doch, was macht „Die Wahrheit"? Pederzanis Wahrheit nämlich.

Ich danke Ihnen sehr für die Theaterberichte. Der Herr Recensent ist mir fürchterlich, weil er so sonderbar urtheilt, — ich weiß nicht, wo geschrieben steht, dass der Großknecht die Broni heiraten will!! Doch in der Recension ist diese Behauptung aufgestellt. Herrjeses! Wenn man Dinge hört und sieht, die nicht sind, kann man denn da ein Urtheil abgeben, das sich hören und sehen lassen kann?!

Sie müssen wissen, bester Freund, dass ich jetzt in übler Stimmung bin, „der gelbe Hof" wird wahrscheinlich das Opfer derselben werden und vorläufig unvollendet bleiben. Sie kennen das, was an diesem Stücke fertig ist, — sagen Sie selbst, Hand aufs Herz, — ist's nicht besser, ich lasse ihn noch ein wenig liegen? Sie werden zugeben müssen, dass Sie sich wenig mehr an diesen Act erinnern, und damit ist seine vorläufige Sistierung hinlänglich begründet.

— — — — — — —

*) Gehalt für die Herstellung eines Volkskalenders. Die Red.

Als Curiosum sende ich Ihnen eine Beurtheilung eines Stückes, „Das Kronenhaus". Dieselbe war im „Tageblatt", Rubrik: „Vom Lesetische", zu lesen, bemerken Sie die unten gegen meine „Bauernkomödie" gerichteten Zeilen. — Nun habe ich dieses Stück gelesen (nicht gekauft, denn es kostet 2 fl.), was sagen Sie aber dazu? Es ist eine ganz talentlose, schreckliche Mache!

Sehen Sie, das ist Kritik!

Etwas loben, das, wenn die Kritik ein ernstes Amt sein soll, gar nicht besprochen werden durfte, und dabei einen Stein nach einem Autor werfen, der nicht weiß, wie er dazu kommt — hübsch, das!

Schreiben Sie mir doch recht bald, ich freue mich, so oft ich einen Brief von Ihnen erhalte.

Schreiben Sie mir auch, sind Sie wirklich etwas ungehalten auf *? — Er scheint sich's einzubilden. Ich habe ihm einen Brief geschrieben, worin ich seine häusliche Misere bedaure und erhielt darauf wieder von ihm ein Antwortschreiben, das mit den brüsken Worten begann: „Dass Sie sich um meine Familienangelegenheiten bekümmern, setzt mich in Erstaunen, ich danke Ihnen dafür — ꝛc. —"

Seither habe ich ihn allerdings nicht mehr gesehen, suche ihn auch nicht auf — ein eigener Mensch! — —

Schreiben Sie! Und wenn sich Ihr Mitarbeiter in Puncto des Kalenders zu stark übernommen hat, so seien Sie nicht zu strenge, Herr Redacteur!

Hoffe, dass Sie geistig und leiblich wohl sind, meine Mutter lässt Sie grüßen, und ich grüße Sie mit Herz und Hand.

Ihr aufrichtiger

L. Anzengruber.

Wien, den 22. Jänner 1872.

Theurer Freund!

Ihre letzten wenigen Zeilen, in denen Sie Ihren schmerzlichen Verlust meldeten, fielen mir schwer auf das Herz. Sie erlauben, dass ich mich dem gerechtesten Schmerze auf Erden gegenüber auch kurz fasse.

Die Zeit heilt die Wunde, lassen Sie es Frühling und wieder Frühling werden und unsere Todten feiern in unserem Herzen ihre Auferstehung, in freundlichem Gedenken, ihre kleinen Schwächen ganz aus dem lieben Bilde hinweggetilgt, stehen sie vor uns. Im Frühlingssonnenschein schwebt ihr Bild mit allen Kindheitserinnerungen über der Heide, im Sommer lugt es aus den wogenden Ähren, plötzlich steht es am Rain und lächelt uns zu, — im Herbste geht es mit raschelndem Tritte neben uns durch das fallende Laub — und es will uns gar wehmüthig werden — aber wenn es Winter wird, zu Allerseelen, da tritt es gar in unser Stübchen

„Grüß Gott, lieb' Kind,
Grüß Gott, lieb' Mütterlein."

Unsere Todten sind nicht todt, so lange wir leben, und sterben wir, da nehmen wir sie nur mit aus einer Welt, die sie nun nimmermehr verstünde!

Für unsere heißen Thränen und bitteren Schmerzen tauschen wir uns Wehmuth und Sehnsucht ein, diese beiden sind die Geburtswehen unserer Welt, durch die sie edlerer Geschöpfe genesen will! Zu dieser sanften, stillen Welt, die ahnungsvoll wie sternenhelle Winternacht uns auf der Seele liegt ... leiht ihr uns den Schlüssel, ihr lieben Gestorbenen!

— — — — — — —

Ich hatte ein Großmütterlein, das vor vielen Jahren starb, ich hatte es recht lieb, darum schreibe ich so. —

Meine Mutter lässt Sie grüßen, — ich aber verbleibe der Ihre allzeit getreu L. Anzengruber.

Wien, den 21. Februar 1872.

Bester Freund!

Sie schweigen und das macht mich besorgt, — ich hoffe, dass Sie doch wohl sind. — Die Novelle, „Gänseliesel" benamset, für Ihren Kalender liegt bereit, ich erwarte nur ein paar Zeilen von Ihnen, um dieselbe zu überschicken.

Hoffe nur, dass Sie Geschäfte gehindert, die Feder zu ergreifen und erwarte, von Ihrer Hand durch ein paar Zeilen erfreut zu werden.

Ihr getreuer
L. Gruber.

Wien, den 23. Februar 1872.

Wertester Freund!

Anbei sende ich Ihnen die „Gänseliesel" für Ihren Kalender. Sie füllt wohl einen halben Bogen, besonders wenn ihr durch eine oder die andere Illustration nachgeholfen wird. Eine Bitte hätte ich betreffs derselben an Sie. Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie dieselbe abschreiben ließen und mir das Manuscript retournierten. — Sonst wünsche ich Ihnen, dass Sie dieselbe gesund verbrauchen, denn Sie schreiben mir, dass Sie unwohl seien, ich erwarte den versprochenen Brief von Ihnen mit für Ihre Person guten Nachrichten.

Bin sehr beschäftigt und froh darüber, ich habe lange gefaulenzt, meine Mutter lässt Sie grüßen und es grüßt Sie in treuer Freundschaft

Ihr
L. Gruber.

Wien, den 21. Mai 1872.

Werter Herr in Mur-Athen!*

* Dass ich net lach'!!

Ihr wertes Schreiben vom 3. d. M. beantworte ich heute zwar erst, Sie sehen aber, ich habe mir frisches

Briefpapier dazu gekauft, erstens beginne ich jedoch mit der Frage nach Ihrer Gesundheit, wie geht es Ihrer geschätzten Leber und was macht Ihr liebenswürdiges Herz? (Diesbezüglich, wann gehen Sie nach Hautzenbühel?) Bringen Sie mir über beides beruhigende Nachrichten.

Den im Strahle der Diogenes-Laterne verklärten * habe ich leider seither noch nicht zu Gesichte gekriegt, konnte ihn daher nicht grüßen, er geht jetzt auf Entdeckung noch unbesuchter Höhlen aus, ich glaube, touristisch ausgedrückt heißt das Jungfernlöcher suchen, daher er zeitlich für die Oberwelt ganz verschollen bleibt.

Was die „Kreuzelschreiber" anlangt, so sind dieselbigen bis zum dritten (und letzten) Acte vorgeschritten und habe ich heute diesen letzteren selbst begonnen. Die werden fertig.

Holdseligster! Was wollen Sie, dass ich mich für Ihre Gesundheit bergsteigend zu Tode schwitze?! Ich war immer der Meinung, Sie machten ohne Schaden für unser beiderseitiges Leibeswohl insonderheit noch dazu Bewegung für mich!

Aber ich merke Ihre Absicht und werde verstimmt. Seit Sie Ihr dramatisches Dingelchen da, das Mirfadl — oder Mirakl*) geschrieben haben, das man gar nicht zu sehen kriegen kann, seitdem Sie mit einem Wort Dramatiker geworden sind, sehen Sie in mir mehr als je den Concurrenten und wünschen wahrscheinlich, dass ich mich in Ihren heimatlichen Bergen derkugel'!? Wie gesagt, diese menschenfreundliche Absicht verstimmt mich etwas.

Ich versichere Sie, es ist in Schönbrunn auch eine wunderbare Luft, dahin promeniere ich alle Tage — und arbeiten muss ich schon jetzt im Sommer — warum — weil ich leben will und weil ich den Winter über so faul war.

Meine Mutter grüßt Sie herzlichst, ich auch, und bitte schreiben Sie nach Maßgabe Ihrer Zeit baldigst

Ihrem getreuen

L. Anzengruber.

*) „Das Mirakelkreuz". Die Red.

Wien, den 27. October 1872.

Liebwertester Freund!

Sie werden doch im Besitze der „Kreuzelschreiber" sein, die ich Ihnen am 14. d. M. zugesandt habe? Auch Martinelli, der mich darum ersuchte, erhielt ein Exemplar.

Durch die Einsendung Ihrer Geschichte „In der Einöde"*) haben Sie mich sehr erfreut. Ein tüchtiges Stück Arbeit das! Sie machen einem übrigens das Amt eines Kritikers recht schwer, auch wenn man Sie nicht persönlich kennen würde. Durch das ganze Buch zittert warmer, lebendiger Blutschlag.

„In der Einöd'"! Es geht etwas wie Entwicklung (andere würden's freilich „Tendenz" heißen) durch die Geschichte. Der alte, verstoßene Schulmeister legt den Keim, „dass die Einöden auf einmal keine Einöden mehr ist". — Kurz, das Ganze ist sehr erfreulich, dass man nicht nach dem Einzelnen viel Umschau hält. — Ahan, denken Sie, jetzt wird mein Freund, der Kerl, gleich zum nergeln anfangen, beim Einzelnen ist er schon. So sind sie alle, erst das Ganze hübsch loben, dann das Werk hübsch in Charaktere und einzelne Capitel zerlegt und darüber losgezogen, so dass ein dritter Unbetheiligter, der zufällig zuhörte, sich denken müsste: „Himmel, das ist doch gegen alle Rechenkunst, dass eine Liste von Fehlern und Schwächen summiert nur Vorzüge und Vortrefflichkeit ergeben sollte."

Aber Sie täuschen sich in Ihren üblen, hämischen Autorgedanken, — keine Entschuldigung, ich weiß, Sie haben mich oben heimlich „Kerl" genannt, keine leeren Ausflüchte von

*) Später „Heidepeters Gabriel".

literarischer Unempfindlichkeit — ich kenne Sie, denn ich kenne mich, wir Autoren nehmen kein Urtheil übel, außer ein — tadelndes, und wenn wir derlei wittern, so werden wir gleich toll, begegnen jedem Schimpf und Glimpf, indem wir das Prävenire spielen und — wie oben — zuerst unsere Freunde verunglimpfen.

Wir sind schon so, wir Autoren!

Spaſs bei Seite! Ich gratuliere Ihnen. Viele schöne Gedanken, reiche Beobachtungen. Was ich aber einst Ihnen gesagt habe, dabei bleibt es, nach der Lectüre dieses Ihres Buches ist es mir zur Gewiſsheit geworden, daſs Sie noch in voller Entwicklung stehen, daſs sehr Bedeutendes von Ihnen in weiteren Jahren zu erwarten steht, wenn Sie nicht mehr mitten in Ihren Werken, sondern ganz und voll darüber stehen werden, und so freue ich mich Ihres jugendkräftigen Schaffens, erwarte Ihre Reife und als persönlicher Freund hoffe ich, daſs Sie Ihren Niedergang erst in die Zeit der weißen Haare verlegen werden. Dieser Zeit wolle das Geschick Sie auf freundlichen Wegen zuführen und verbleiben Sie auch mit dieser Haarcouleur und Stoppelbart mein Freund, wie ich der Ihrige verbleibe, ich grüße Sie herzlichst und schreiben Sie auch einmal wieder

Ihrem getreuen

L. Anzengruber.

Meine Mutter läſst Sie grüßen. Für Ihren Kalender werde ich „Die Märchen des Steinklopferhanns“ nächstens beginnen.

Wien, den 3. December 1872.

Werthester Freund!

Ihren Brief vom 29. v. M. mit seinen verschiedenen Einlagen habe ich empfangen, und danke Ihnen herzlichst für Ihr ritterliches Einstehen für meine, wie Sie ganz richtig dem H. J. gegenüber bemerkten, unverstanden verunglimpfte Sache.

Ich fühle mich umso mehr gerührt durch diese Ihre That, als ich mich schon vergessen glaubte, ich weiß heute noch nicht, haben Sie das Buch „Der †††schreiber“ empfangen oder nicht? Ihre letzte freundliche Sendung, „In der Einöde“, Ihren Roman, der mir, je länger ich ihn in mir trage, je besser gefällt, und den ich bei nächster Muse wieder vornehmen werde, — — Ihre letzte Sendung besagte nichts, ob Sie meine auch erhalten haben.

Umso mehr bin ich, wie gesagt, gerührt, als Sie sich während dieser Zeit dem Kreuzfeuer, wie Sie selbst gestehen, „wundersam schöner Augen“ ausgesetzt haben, in denen man gerne versinkt, wie in einem tiefen, klaren See, um in der Nixenstadt unten süß, wundersam süß zu träumen. Daſs Sie bei der Verunglimpfung meiner doch sehr prosaischen „†††schreiber“ unter sothanen Umständen geharnischt aufwachten, das ist viel, das ist mehr als ein Freund verlangen kann, das ist für die Sache des Volkes in Puncto des Volksstückes mit geschehen, eine Sache, die uns beiden nahe geht, die Sache des Volkes, und die uns beide zu Freunden gemacht — mich wenigstens aufrichtigst zu dem Ihrigen.

Bei Gott, ich wünsche Ihnen, Sie mögen all' das Glück finden, das ich in diesem Falle für mich hoffe und vom Geschick erbitte.

Ich für meine Person habe Ihnen wenig neues zu vermelden. „Elfriede“ ist beendet, wird wieder eingereicht — sonst bin ich mit Arbeit überhäuft und habe auch für einen gewissen Kalender gestern Hand angelegt, um die „Märchen des Steinklopferhanns“ anzufangen, bitte aber um recht viel Geduld.

Meine Mutter läſst Sie freundlichst grüßen, die arme Frau, die Sie recht sehr schätzt und liebt, ist von einer schlimmen chronischen Krankheit befallen und leidet sehr.

Ich hoffe, daſs ich bald ein Schreiben, wenn auch nur ein paar

Zeilen, erhalte, ich werde Ihnen dann umständlicher bei mehr Ruhe und Muße schreiben, jetzt wollte ich Sie nicht länger warten lassen auf Antwort und Dank für Ihren letzten lieben Brief, wolle es Gott Ihnen so wohl sein lassen, als dies wünscht

Ihr treuergebener

L. Anzengruber.

P. S. H. J.'s Recension ärgert mich so wenig, wie etwa einen Maler das Urtheil eines Blinden über sein Gemälde.

Wien, den 3. März 1873.

Lieber werter Freund!

Ihr letztes Schreiben mit der „Offenbarung Ihrer kleinen Verbitterung" hat mir große Angst für Sie eingejagt. Ich hoffe, Sie haben sich bereits „ausverbittert". Wundern Sie sich vielleicht, dass **'s Buch so gelobt wird? O, thun Sie es nicht, Sie präsentieren sich sonst in dem Lichte einer gar wundervollen Naivetät. ** ist Journalist Nr. 1, hat einen Verleger Nr. 2, dem es auf etliche Freiexemplare nicht ankommt, der inseriert und Reclame macht, der mich z. B. ersucht hat, ihm einen Artikel über das Buch zu schreiben und der ihn dann in das „Fremdenblatt" brachte und im „Pester Journal" noch einmal abdrucken ließ. Ich habe den Artikel sehr gerne für unseren gemeinsamen Freund geschrieben, all' das Lob war ein verdientes, ich habe keinen Groschen Honorar dafür verlangt, aber ich musste doch wissen, dass er — und in welchem Journal — placiert wurde. Ließe sich Heckenast die Geschichte ebenso angelegen sein, Sie hätten genug Artikel erleben können, so schweigt er seinen Verlag selbst todt. Wenn die gewöhnlichen Schreiber nur notizeln, so müssen eben die Freunde der Verfasser her, diese müssen schreiben!

Etwas hat mich in Ihrem letzten Schreiben schwer besorgt gemacht. Ihr Geständnis, dass Sie sich mit der Schöpfung der „Einöde" einer aufregenden Arbeit unterzogen, einer Gesundheit untergrabenden, um des Himmelswillen, guter, bester Freund und herzlieber Mensch, thun Sie das nun und nimmermehr, bleiben Sie kalt und ruhig, schaffen Sie sich zur Lust und Sie werden auch zur Lust der anderen geschrieben haben, bleiben Sie uns gesund an Seele und Leib, lassen Sie sich nicht die Blüten Ihres herrlichen, Ihres erquickenden Talentes in der Treibhauswärme des forcierten Producierens verderben, lassen Sie sich nicht vom Ehrgeize in Ihr Tintenfass spucken, dass Sie mehr Tinte zu verschreiben haben. Es ist in der „Einöde" ein etwas bizarrer Zug, ein leidender Zug, der durch das Ganze geht, Ihre eigenen Worte haben mir die Erklärung davon erschlossen. Bester, um was man sich krank schreibt, das leidet selbst mit. Sie aber haben ein so eigenthümliches, ausgesprochen selbständiges Talent, dass Sie nur ruhig fortzuschreiben brauchen, dass Sie langsam die Meisterschaft sich erschreiben werden. Mein Bester und Guter, Sie haben gar kein Recht, sich auf Ihrem Wege umzusehen, in der Zukunft liegt für Sie Ehre und Wohlergehen und Anerkennung, also „allweg vorwärts".

Ich habe Ihnen schon dazumal, als ich Ihnen den Eindruck Ihrer „Einöde" auf mich mitgetheilt, gesagt, dass Großes in Ihnen ruht, dass ich von Ihrer Zukunft alles erwarte; — nicht fertig, nicht abgerundet steht Ihr Roman „Die Einöde" vor uns, und doch viele lesen ihn mit Vergnügen, es ist derselbe Rosegger, der ihnen schon mit seinem Genius zu Herzen gesprochen; ach, glauben Sie nicht, mein lieber Rosegger, dass dieser Rosegger recht daran thut, auf dieses Werk all' seine Karten zu setzen! Gehn Sie mir, seit wann ist er denn so stolz oder so kleinmüthig geworden? ich kann Ihnen nicht sagen, wie ich diesen Schriftsteller liebe und

schätze, ich möchte ihm mit keinem Worte wehe thun, nicht um die Welt, aber wenn Sie mir meinen Zukunfts-Rosegger verderben wollen, das greift mir ans Herz und ich kann dann den gegenwärtigen gar nimmer leiden. In diesem Gegenwärtigen schlummert noch so viel unentwickelt, er weiß es wohl selbst nicht, und wenn ich mir denke, wie sich das nach und nach klärt, bildet und festigt, und ich denke mir den ganzen fertigen Rosegger, — da möchte ich des Teufels werden, wenn ich in Betracht ziehen soll, dass auf einmal das nicht sein soll, dass Rosegger stehen bleiben sollte, dass er nun daran denken soll können, er werde nichts mehr schreiben — ach pah, rasten Sie sich nur etwas aus und gehen Sie dann wieder frisch ans Werk, und die nächste größere Arbeit, überschauen Sie wie von oben, von darüber her, das thun Sie — heute aber können Sie schon jeden einen Lumpen heißen, der es anders sagt, als dass ich die „Einöde" so gut finde, dass ich sie wohl selbst geschrieben haben möchte.

Sagen Sie das dem Rosegger, er wird sich's gewiss zu Herzen nehmen, da es vom Herzen kommt.

Nun erlauben Sie, dass ich ein wenig von mir rede, es ist mir zwar nicht besonders darum zu thun, denn ich habe von mir nicht viel zu sagen, das etwas zu sagen hätte. Neues gar nicht, „Elfriede", das wissen Sie, kommt nächstens daran. Eine „Tochter des Wucherers" habe ich eingereicht. Ich arbeite jetzt sehr viel, und wenn Sie einmal des Sommers ein paar Tage kommen wollen, so finden Sie mich immer bereit, Ihnen etwas vorzulesen, denn ich habe ja vieles, das Sie gar nicht kennen.

Meine Mutter, der es übrigens recht übel ergeht, haben Sie auch durch Ihren Brief besorgt gemacht, die Frau versteht etwas und hatte auch an der „Einöde" ihre Freude — sie lässt Sie grüßen.

Ich werde jetzt diese Seite noch herunterschreiben, dass Sie sich nicht beklagen, dass ich dieses Fleckchen Papier nicht mehr für Sie aufwenden will, aber neues sollen Sie von mir nicht erfahren, vielmehr frage ich Sie, heiraten Sie im Mai — und wenn das, wie können Sie jetzt „raunzen"? Wirst lustig sein, Du Sakra! Bei Gott, dem Allmächtigen, Höchstgütigen und Weisen, ich wünschte, er hätte uns die Aushängebogen der Schöpfung zukommen lassen, statt dass der schustige Metteur en pages, der Satan, das Ganze nach Gutdünken hat durchschießen dürfen, ich sage Ihnen, es ist eine Lausewelt, sonst gäbe es keine leidenden kranken Geschöpfe darin, keine Rohheit. Die armen Wesen hoffen auf eine verbesserte, durchgesehene zweite Auflage, deren Ausgabstermin der jüngste Tag sein sollte, den Sie mir auch gütigst als Termin gestellt haben, um Ihr Schreiben zu beantworten. Sie sehen, ich thue das schneller, nicht etwa des Zweifels an dem jüngsten Tage wegen, sondern weil besser bewahrt als beklagt ist und weil Sie nicht beklagen und immer wohl bewahrt wissen will

Ihr Sie schätzender und liebender
L. Anzengruber.

Wien, den 5. Mai 1873.

Werter, liebster Freund!

Im Anschlusse sende ich Ihnen meine „Friedl", ferner gratuliere zu Ihrem Mirakelkreuz-Erfolg, er war ein verdienter, dann gratuliere zu Ihrer Verheiratung und vertraue Ihnen an, dass es bei mir alsbaldig auch losgehen wird und ich ebenfalls bald Ehemann sein werde. Weitere Nachrichten behalte ich mir für später vor. —

Was nun Ihr „Mirakelkreuz" anlangt, und ferner, was ich von Martinelli hörte von einem Gelegenheitsstückchen zur Vermählung der Erzherzogin Gisela — so ist das erste

so hübsch gerathen, der Stoff des zweiten, nach Hörensagen, so originell, dass ich im Interesse unseres ledernen Repertoires wünschte, Sie möchten von Zeit zu Zeit das Publikum mit solchen netten Holzschnitzereien erfreuen.

Dieses „Mirakelkreuz" ist eine so nette, liebe Bluette — pah, was soll ich die Zeitungen ausschreiben? Sie haben Schlesingers Recension gelesen, der Mann sagte, was viele meinten.

Lieber Freund, schreiben Sie mehr dergleichen.

Ich muss für heute schließen, habe Besuch, folglich keine Ruhe.

Herzlichen Gruß von mir und Mama.

Ich verbleibe Ihr getreuer
L. Anzengruber.

Lieber Freund!

Sö sein mir an Brief schuldig. Flütterwochen gelten niama als Entschuldigung. Ihr
L. Anzengruber.
Breitenfurth Nr. 72.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Gedichte

von **M. R. v. Stern.***)

Der wandernde Geist.

Es ist ein Gold dahingegossen
Aus Gottes Füllhorn in das Thal;
Nun schimmert es, von Licht umflossen,
Frühthaubestäubt im Morgenstrahl.

Wie es auch gähnt und nächtlich dunkelt,
Wie es verwest, verwelkt und kreißt,
Aus allem Erdenleben funkelt
Unwandelbar ein ewiger Geist.

Vom Thongefäß zum Goldkrug schäumend
Und in die Schale von Krystall,
So perlt das Leben wonneträumend,
Ein rauschend schöner Wasserfall.

Das füllt in wunderhellen Gluten
Urlebenquellend Bild um Bild,
Wenn es in keuschem Überfluten
Von einer Form zur andern quillt.

Von einer Schale zu der andern
In immer wechselvollem Schein;
Urewig ist des Geistes Wandern,
Jedoch beständig ist das Sein.

So rauscht von Bergeshöh'n zu Thale
Ein frischer, klarer Murmelquell;
Wenn schimmernd schöpft die gold'ne Schale,
So sprühen Tropfen funkenhell.

Und wo ein gold'ner Gottesfunken
Zur Erde nimmt den lichten Lauf,
Da seufzt und athmet schlummertrunken
Ein liebes Leben schluchzend auf.

Das liebt und leuchtet hold auf Erden
Und sprüht dahin wie gold'ner Schaum —
Urewig ist das Sein und Werden
Und alle Form ist nur ein Traum!

Alpentraum.

Mondschein rieselt von den Zweigen,
Silberduft spinnt in dem Moos.
Es schweigen
Die Sterne;
Es neigen
Sich ferne
Wolken in der Berge Schoß.
Funkelnd, strahlend, tief und groß
Ruht die Nacht.

Silberglänzend sprüht die Quelle;
Mondklar über Kiesel schäumt
Die Welle.
Von Gletschern
So helle,
Da plätschern
Thalwärts, perlenklar umsäumt,
Murmelbäche. — Und es träumt
Still der See.

*) Höhenrauch. (Zürich. Verlagsmagazin. 1890.)

Auf der Alpen ew'gem Throne
Glitzert hell der Mondenſchnee. —
Die Zone
Der Wahrheit,
Die Krone
Der Klarheit,
Strahlt auf ſteiler Bergeshöh',
Weit von Wonne und von Weh',
Kalt wie Eis.

Jugendflucht.

Was treibt mich ſo ruhelos hin und her,
Was packt mich am Herzen ſo ahnungsſchwer,
So greiſenhaft-traurig und trübe?
Es iſt das Fallen der Blüten vom Strauch,
Es iſt wie entſchwindender Jugendhauch,
Es iſt wie geſtorbene Liebe.

Noblesse oblige.

Noblesse oblige, der Adel verpflichtet:
So hat man lange genug gedichtet. —
Das ſtinkend-ſtolze Wort gefällt mir nicht —
Nein, umgekehrt! Es adelt uns die Pflicht!

Katholiſch.

Ich bin kein Proteſtante —
Fort mit dem ſchalen Wein!
Die Kunſt iſt erzkatholiſch
Und wird es ewig ſein.

Spiegelung.

Meiner Hoffnung roſiges Erwachen
Starrt erſchreckt in Fäulnis, Blut und Koth. —
Ach! In wie viel ekelhaften Lachen
Spiegelt ſich das gold'ne Morgenroth!

Auch ein Programm.

Das „Chriſtenthum", mein Beſter,
Iſt „alter Schwamm";
Kaufen Sie und ſtudieren Sie
Die „Grundzüge der National-Ökonomie"
Von C. A. Schramm!

Ja, ja, in puncto der Wiſſenſchaft
Sind wir gut auf dem Damm; —
Recht ſchön, Freund Alexander,
Aber „Liebet euch unter einander!"
Iſt — auch ein Programm.

Radicalcur.

Mittel gibt's auf Erden
Gegen alle Pein.
Laſst uns beſſer werden,
Gleich wird's beſſer ſein!

Deutſche Wiedergeburt

oder

Revolutionäre Gedanken eines Deutſchen.

Die Siege von 1870 haben das deutſche Volk politiſch groß, aber geiſtig klein gemacht. Das geiſtige Leben der Deutſchen iſt gegenwärtig im Zuſtande des Verfalles. Die heutige deutſche Bildung ſchaut nach rückwärts, ſie ſieht weniger darauf, neue Werke zu ſchaffen, als alte Werke zu regiſtrieren; ſie iſt wiſſenſchaftlich, darum nicht ſchöpferiſch. Die Deutſchen haben ſich als Staatsbürger entdeckt, ſo ſollten ſie ſich auch als Menſchen entdecken. Der Deutſche hat ſich militäriſiert, er muſs ſich nun auch civiliſieren.

Soll es beſſer werden, ſo muſs der Profeſſor zurückweichen und der Künſtler in den Vordergrund treten. Rückkehr zur Lebensfreudigkeit, Innigkeit und Innerlichkeit. Heute iſt das deutſche Volk an Bildung ſo überreif, daſs es fürs Leben unreif iſt. Und Übercultur iſt ſchlimmer, roher, häſslicher, als Uncultur. Die Deutſchen ſtehen gegenwärtig, mit Ausnahme des politiſchen Lebens, auf einer fal-

schen Cultur. Lessing, der Gelehrte, schrieb für den Menschen, Goethe, der Künstler, lobte den Menschen. Eine Gestalt, welche das Volk vor Augen hat, bedeutet hundertmal mehr, als zehn Theorien.

Kritiker! Ein Kunstwerk wird nicht nach Recepten gemacht; Kunstrecepte gibt es nicht, wohl aber Kunstgesetze, und diese bestimmt nicht der Gelehrte, sondern der Mensch. Jeder Dichter soll singen, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, und jeder Künstler, nach Goethe, schaffen, wie seine Natur es verlangt. Der Künstler muss individuell sein, er kann nicht persönlich, nicht local genug sein; sogar ein gewisses spießbürgerliches Gefühl ist ihm nöthig, an der Erde muss er saugen, auf der er steht. Eine Individualität haben, heißt Seele haben, eine geschlossene Individualität haben, heißt Stil haben.

Da gibt es eine „Kunst", welche den Römermarmor ebenso sicher trifft, als sie den römischen Geist verfehlt. Äußerlich, decorativ, falsch.

Natur! Anstatt die Empfindungen wiederzugeben, welche Naturgegenstände im menschlichen Auge hervorrufen, will man die Natur selbst wiedergeben. Das ist unmöglich und wäre es möglich, so würde es überflüssig sein. Mit der Natur kann die Kunst nicht concurrieren, wohl aber mit der menschlichen Seele. Goethe sagt: Wenn ich den Mops meiner Geliebten zum Verwechseln ähnlich nachgebildet habe, so habe ich zwei Möpse, aber noch kein Kunstwerk. Was engherzige Correctheit! Wie Liebe mehr ist als Correctheit, so ist Leben mehr als Correctheit. Ein rechter Mensch ist unerschöpflich, denn seine Kunst ist sein Leben. Schiller sagt: Der Weg aller Bildung geht von Natur aus, durch Unnatur und wieder zur Natur zurück.

Der Philosoph ist weniger Gelehrter, als Künstler. Philosophieren heißt, vom Weltganzen sich eine Anschauung, ein Bild machen. Und wer Bilder macht, ist ein Künstler. Bisher hat die Philosophie den Volksgeist verleugnet, darum verleugnet der die Philosophie. Je mehr verschiedene Philosophien, Weltanschauungen, desto besser für ein Volk. Echte Philosophie muss individuell sein, sie ist eine Feindin jeder Bildungsschablone. Wer nicht individuell ist, wenig Persönlichkeit besitzt, ist nur der Bruchtheil eines Menschen, kein ganzer Mensch. Wer keine Eigenart besitzt, ist eine Null. Es gibt Millionen Nullen, aber sie bedeuten nicht mehr, als eine einzige.

Und wenn nur im Individuellen die Kraft und Größe liegt, so muss wohl auch Gott selbst ein Individuum sein — eine Person!

In der Wetterkunde kommt man oft wieder zu den Bauernregeln zurück, so wird's auch in der Philosophie sein müssen. Philosophie, Poesie, Religion, Politik haben den gleichen Quell: Echtheit der Gesinnung, Treue gegen sich selbst, Wahrheitsliebe.

Das vorige Jahrhundert des Idealismus sah die Welt aus der Vogelperspective an, dieses Jahrhundert des Materialismus und Specialismus sieht sie aus der Froschperspective an, das nächste Jahrhundert des Individualismus wird sie aus der menschlichen Perspective ansehen, und das wird das Richtige sein. Die Wissenschaft in Specialitäten! Hundert angesammelte Specialitäten, ganz äußerlich nebeneinandergestellt, geben noch keine Universität. Der Specialist hat seine Seele hingegeben. Ein Mensch, der nicht individuell ist, ist nicht existent. Logik ist viel, aber Ethik ist mehr als Logik, darum bedeutet und leistet sie auch mehr. Kritik scheidet, Ethik entscheidet. Das römische Recht ist auf Selbstsucht, das deutsche auf Treue gebaut. Das Recht soll sich nicht von außen hinein, sondern von innen heraus entwickeln. Aber Professor Jhering sagt: „Die Entwickelung von innen heraus beginnt erst bei der Leiche!" Echte Professorenweisheit,

welche nur Mechanismus oder Leiche kennt, und der das Lebendige entgeht! — Aber Gesetze werden geboren und nicht gemacht.

Geschichtsforschung ist Wissenschaft, Geschichtschreibung ist Kunst.

Und den Glauben, was verachtet ihr ihn? Es gibt nichts so Gewisses, als Empfundenes oder Geglaubtes. Das Wissen erzeugt Pygmäen, der Glaube erzeugt Heroen. Glaube und Kunst, bei beiden ist der Mysticismus der dunkle Hintergrund, Mysticismus ist schöpferischer als Wissenschaft. Wissenschaft ist das Auge des Volkes, in der Mystik schlägt sein Herz. Der echte Künstler steht immer im Volke, der Gelehrte außerhalb desselben. Heine konnte sagen: ich bin Volk! Bismarck konnte sagen: die Regierung ist auch Volk, der Gelehrte kann es nicht sagen; er ist zuviel Kopf und zu wenig Herz, um echter Mensch zu sein. Der erste herrschende Platz im Geistesleben gebührt der Kunst. Und ein einziges Gemälde Rafaels ist mehr wert, als alles, was über Rafael geschrieben worden.

Verstand ist weniger, als Vernunft. Verstand kommt von verstehen, Vernunft kommt von vernehmen, von erfahren, erleben. Und probieren ist besser, als studieren. Der Professor ist die deutsche Nationalkrankheit; die jetzige deutsche Jugenderziehung ist eine Art bethlehemitischer Kindermord. „Wäre ich der heutigen Schulbildung anheimgefallen, so wäre ich leiblich und geistig zugrunde gegangen", sagte Alexander von Humboldt. Und Lessing sagte einmal, er habe zuviel Bücher gelesen, um das Ziel reiner Menschlichkeit zu erreichen. Lessing war es nicht gegeben, mit dem gemeinen Manne zu fühlen und zu denken. Viele Gelehrte verstehen alles, nur den Menschen nicht. Professor Dubois-Reymond tadelt Goethe allen Ernstes, dass er den „Faust" nicht schließlich zu einem Universitätsprofessor gemacht hat. Ein Professor glaubt unter Umständen an nichts, unter Umständen an alles; unter keinen Umständen aber an seine eigene Fehlbarkeit. Die Welt ein Mechanismus! Ist sie nicht vielmehr ein Organismus? Hat sie nicht eine Seele? Liebe, Ehre, Frömmigkeit, sind das Dinge, die man mit dem Zollstabe messen kann?

In den heutigen gelehrten Goethegesellschaften würde es jedem eher behagen, als — Goethe. Er mied einst Berlin, die Stadt des Professorengeistes, er würde es heute thun. Es gibt eine besondere Berlinerbildung, die des kalten Verstandes — sie ist nicht deutsch. Bismarck hat Berlin eine Wüste von Ziegelsteinen und Zeitungen genannt. Berlin ist Deutschlands politische Hauptstadt, aber es ist nicht zu wünschen, dass es seine geistige Hauptstadt werde. Wie selten im heutigen Deutschland ein wirklich menschliches Dasein nach höheren Anforderungen zufrieden ist, weiß jedermann. In Berlin gewiss noch am seltensten. Die Nüchternheit hat den preußischen Staat groß gemacht, sie kann ihn auch wieder klein machen. Preußen muss germanisiert werden! hat Bismarck verlangt. Es ist nicht gut, wenn im Parlamente zu viele Berliner sitzen. Der Schwerpunkt des deutschen Volkscharakters liegt zwischen dem Rhein und der Elbe. Aber auch dieser hat gelitten. Bis jetzt hat Jena die Deutschen mehr gefördert, als Sedan. Das Unglück ist ein herber Freund, das Glück ein falscher.

Kunst und Menschenthum! Montaigne sagte: Ich will nicht wegen meiner Schriften, sondern meiner selbst willen geschätzt sein. Jeder echte Künstlermensch müsste so sprechen. Hauptbedingung eines Genies ist, dass es natürlich bleibt; seinem Genius folgen heißt, seinem inneren Drange folgen. Und Hauptbedingung des Genies ist die Sittlichkeit, alles Große wurzelt in der Sittlichkeit. Wehe dem Künstler, der nicht größer ist, als seine Werke! Was wollen wir von der griechischen

Kunſt? Sie kann uns nicht Vorbild ſein, ſie iſt Document. „Der Hauptwert der griechiſchen Kunſtwerke beſteht darin, daſs ſie uns lehren, es habe einmal Menſchen gegeben, die ſolche Dinge ſchufen“, ſagt Schiller. Unſere Kunſt hat ſich zu individualiſieren, auf unſere Weſenheit ſich zu begrenzen. Dialektdichtung, wo ſie wahr und tief auftritt, iſt in gewiſſer Hinſicht der Kunſtdichtung immer überlegen, denn ſie ſteht dem Herzen eines Volkes um eine Stufe näher, als dieſe.

Es gibt auch eine Dialektmalerei, es ließe ſich vielleicht auch eine Dialektplaſtik, eine Dialektmuſik denken — individuell im volksthümlichen Sinne.

Die meiſten Genies entſtehen aus dem Volke und viele gehen im Volke zugrunde, ohne geſehen worden zu ſein. Nur dort, wo der augenblickliche Bedarf dafür da iſt, wird es ihm leicht gemacht, ſich zu entwickeln.

Ein ſtarkes Volk iſt Herr ſeiner Geſchicke. Was ein Volk im tiefſten Inneren ſeiner Seele erſehnt, das erfüllt ſich auch, es ſei früher oder ſpäter. Umſo mehr, wenn dasſelbe auch die Nachbarsvölker wollen. Geſicherter Friede. Vielleicht findet man ſich ſogar einmal zuſammen zu den „Vereinigten Staaten von Europa“.

Von einer richtigen Erziehung und Bildung darf die Zukunft viel — alles erwarten. Aufgabe aller Erziehung iſt es, den Menſchen dasjenige mit vollem Bewuſstſein und möglichſter Überlegung thun zu lehren, wozu das Beſte und Eigenſte und Tiefſte ſeiner Natur ihn ohnehin ſchon inſtinctiv treibt. Einzelerziehung iſt beſſer als Maſſenerziehung, und dieſe ohne jene gar nichts wert. Das größte Problem der Gegenwart iſt, die Kluft zwiſchen Gebildeten und Ungebildeten zu überbrücken; mit Halbbildung geht das nicht, dieſe wird von beiden Seiten zurückgeſtoßen und iſt auch für ſich ſelbſt nichts wert. „Jetzt ſucht man überall Wiſſen auszubreiten, wer weiß, ob es in ein paar hundert Jahren nicht Univerſitäten gibt, um die alte Unwiſſenheit wieder herzuſtellen!“ ſagte Lichtenberg, und er hat es mit Ernſt geſagt. Charakter ohne Bildung iſt beſſer, als Bildung ohne Charakter; der Schein gelte nicht mehr, als das Weſen, die Reliquie nicht mehr, als der Heilige. Einzelwiſſen ohne Geſammtempfindung iſt todt; es wirkt auf den Inhaber menſchlich wie ſittlich genommen nur nachtheilig.

Phariſäer heißt wörtlich ein Separatiſt, in unſerem Sinne alſo ein Specialiſt. Die heutigen Deutſchen, welche auf das Gutachten der Specialiſten ſchwören, ſind nicht beſſer daran, als jene früheren Deutſchen, welche Tetzels Ablaſszettel kauften. Das Phariſäerhafte liegt auch im Hochmuthsdünkel, im Unfehlbarkeitswahne. Der Specialismus iſt die Grimaſſe der Individualität. Dubois-Reymond, Mommſen — Phariſäer. Ranke als Geſchichtſchreiber! Als er in ſeinem Werke zur Beſchreibung des Chriſtenthumes kommt, ſagt er: er werde von der eigentlichen inneren Bedeutung desſelben abſehen und nur von der „großen Combination der welthiſtoriſchen Momente, in welcher es erſchienen iſt“, reden. Alſo das iſt der gelehrte Geſchichtſchreiber, der über das Äußere den Geiſt vergiſst, oder vielmehr verleugnet. Der Geſchichtsforſcher muſs Wiſſenſchafter, der Geſchichtſchreiber muſs Künſtler ſein, das heißt, auf unſer Gemüth zu wirken ſuchen.

Dieſe „deutſchen“ Gelehrten haben ſich auch gegen den Gebrauch der deutſchen Schrift ausgeſprochen; Bismarck ſtand für die deutſchen Lettern ein, ohne viel zu fragen, ob ſie hiſtoriſch, ob ſie praktiſch wären; ſie ſind individuell deutſch, volksthümlich, das war ihm genug.

Das Volk der Forſcher muſs ſich in ein Volk der Künſtler verwandeln und auch Bismarcks Straße wird einmünden in das Bereich Schillers und Goethes.

Wissen ist nicht Weisheit. Wissenschaft ist Modesache geworden, und Mode geht vorüber. Wird auch die Kunst Modesache, dann geht sie unter. Unser Baustil! Gott hat die Sprachen der Bauleute verwirrt, wie einst zu Babel, sie sprechen griechisch, gothisch, japanisch, aber nicht deutsch. Sie glauben, wenn sie den griechischen Stil wählen, so haben sie griechische Bildung. Nicht der Alten Werke, sondern ihre Gesinnung wäre nachzuahmen. Gebäude wollen gedichtet sein, heute werden sie zumeist nur gereimt, und darum sehen sie oft so ungereimt aus. Das Volk baut zweckmäßig, also soll sich der Gebildete auch in dieser Sache immer wieder dem Volke nähern, anstatt umgekehrt. Wir wühlen zu sehr im Schutte der Alten. Eine Cultur, die so viel gräbt, gräbt sich zuletzt ihr Grab.

Ehrlichkeit ist edler als Wissbegierde, Schwermuth edler als Genusssucht. Wissen führt zum Pessimismus, und Pessimismus ist Altersschwäche. Zurück zur Natur, zum Bauer, zur Jugend! Bauernseele ist Volksseele. Luther, Scharnhorst, Bismarck, Moltke — sie waren Bauernnaturen. Der Bauernstand liefert die besten Soldaten, sei es für den wirklichen oder für den geistigen Krieg.

Der Deutsche soll vornehm sein, nicht vornehm thun. Volle Sinnlichkeit ohne Gemeinheit ist immer vornehm; Prüderie mit heimlicher Sinnlichkeit immer gemein.

Alles Aristokratische ist angeboren. Eine Wissens- und eine Geldaristokratie kann es nicht geben, wohl aber eine körperliche, eine geistige, eine sittliche Aristokratie. Wissen und Geld kann man erwerben, persönliche Eigenschaften werden selten erworben, öfter ererbt.

Im Alterthume hatte das Wort „adelig“ etwa den Sinn des heutigen „Ideal“. Adel kommt von edel, und der Edle ist kein Gegner des Niedrigen, nur des Gemeinen. Gemeinheit ist Unnatur, Natürlichkeit ist Vornehmheit.

Wenn der Adel eine künstlerische Gesinnung bezeugt, dann wird dem Künstler die adelige Gesinnung nicht mangeln. Im Adel, dem der Herrscher entspringt, muss die Individualität des Volkes sich ebenmäßig ausprägen. Die Hohenzollern werden dem deutschen Volke erst dann ganz angehören, wenn sie etwas Hohenstaufen geworden sind.

Deutsch, thiutisco heißt ursprünglich: volksthümlich. Der Ausdruck „Volk“ kommt von Gefolge; Fürst bedeutet wörtlich der Vorderste. War ursprünglich der Vorderste, der Führer, gewählt, so ward der Nachkomme von ihm schon als Führer geboren. Die Kraft der Vorfahren summiert sich im letzten Gliede. Man glaubt an Erbsünde, man sollte auch an Erbtugenden glauben.

Auch der erbgesessene Bauer ist Aristokrat, er sitzt wie ein König auf seinem Hofe und sein Volk ist das Gesinde. Schiller war in Leistungen und Gesinnungen ein Aristokrat und ist doch der volksthümlichste aller deutschen Dichter. Der Volksgeist ist eben aristokratisch. Das Bauernthum ist patriarchalisch organisiert, aus ihm nur kann die Monarchie hervorwachsen. Möchte man nicht aus demokratischen Gründen mit dem Bauernthume coketieren, sondern aus aristokratischen Gründen es wirklich lieben! Der Bauer steht Gott und der Natur nahe. Ein gottloser Städter lässt sich allenfalls ertragen, der Bauer aber muss fromm sein; ein gottloser Bauer ist etwas Abscheuliches.

Des Bauern wie des Königs Ideal heißt: die Heimat. In diesem Sinne ist der Deutsche vorzugsweise eine ideale Natur. Bauerngeist ist Heimatsgeist.

Die Preußen haben stets Staatsgefühl gehabt, aber das Heimatsgefühl hat ihnen zuweilen gefehlt. Eine Verbauerung Preußens ist sehr wünschenswert. Immer auf das Gleichgewicht

muſs geſehen werden. Ein conſervativ angelegtes Volk ſoll liberal, ein liberal angelegtes conſervativ regiert werden. In eine geiſtig hochausgebildete Bevölkerung muſs Bauernthum, und in ein Bauernland geiſtige Cultur dringen. Nicht „Menſchenrechte vom Himmel holen", ſondern Menſchenrechte aus der Erde graben iſt die Aufgabe der Gegenwart — Erde iſt Bauernthum. Die angenehmſte, die ſchönſte, die beſte politiſche Perſpective, welche ſich dem Deutſchen eröffnen kann, iſt die auf einen liberalen Ariſtokratismus. Das Bauernthum will und braucht eine ariſtokratiſche Regierung, eine Monarchie. Jener ſchwäbiſche Bauer im Jahre 1848 ſagte: „mer wollen d Republik mitem Großherzog an der Spitz'!" Schwaben! das heißt Sueven, die Schweifenden. Sachſen, das heißt Saſſen, die Seſshaften. Das gibt zu denken.

Iſt der Deutſche geſund, ſo iſt er gut. Wer ein rechter Deutſcher iſt, der iſt auch ein rechter Menſch. Keineswegs umgekehrt. Aus Erde ſchuf Gott den Menſchen, aus dem Bauern könnte man den Deutſchen machen.

Wenn das Bauernvolk nur manchmal um ſeine Meinung befragt würde. Volksmeinung iſt eine andere, als die ſogenannte öffentliche Meinung.

Es iſt ein alter Glaube, daſs Geiſter wieder lebendig werden, wenn ſie Blut trinken. Der Geiſt der deutſchen Bildung kann erſt wieder lebendig werden, wenn er wieder Blut — Volksthum in ſich aufnimmt. Aus alten Hufeiſen ſchmiedet man die beſten Toledoklingen, aus alten Volksanſchauungen die beſten Geiſteswaffen.

Die Inſtincte des Volkes ſind klüger, als die Sprüche ſeiner Weiſen. Man kann klar und ſeicht ſein, man kann dunkel und tief ſein. Dubois-Reymond geht, Goethe bleibt.

Das Äußere. In der Tracht der Deutſchen muſs das Zweckmäßige und das Buntfärbige wieder zu Ehren kommen. Der Cylinderhut iſt das Symbol der heutigen deutſchen Bildung: farblos, hohl. Der Cylinderhut iſt unnatürlich, unkünſtleriſch, ordinär. Er iſt, wie der Frack, Bediententracht, der Deutſche muſs Mann ſein. Der Soldat, der Künſtler, der Bauer haben noch zweckmäßige, ſchöne, farbige Tracht. So zeigt äußere Form inneren Gehalt an.

Chriſtenthum! Die bisher höchſte ſittliche Leiſtung des Menſchenthums beſteht darin, daſs Chriſtus aus Liebe ſein Blut vergoſs. Voltaire konnte den Namen Chriſtus nicht ausſprechen hören, ohne in moraliſche Krämpfe zu verfallen. So auch das Merkmal einer untergehenden, greiſenhaften Cultur, die allem kindlich Großen verſtändnislos gegenüberſteht. Das Chriſtenthum iſt in ſeinem letzten Grunde Menſchlichkeit. Das Deutſchthum iſt in ſeinem letzten Grunde Streitbarkeit. Kreuz und Schwert! die Menſchlichkeit will das Beſte, die Streitbarkeit leiſtet das Beſte, wenn ſie jene vertheidigt.

Richard Wagner! Ihm fehlt der Zug des Schlichten, Beſcheidenen, er hat alles, nur keine Ruhe, er weiß Leidenſchaften darzuſtellen, aber das ſchöne Maß, welches Shakeſpeare und die Griechen aufweiſen, iſt ihm verſagt. Seine Gefühle ſind raffiniert. Shakeſpeare war im Leben ein munterer Geſelle, Wagner war der „Meiſter". Einfalt und ſtille Größe bietet Wagner nicht, und doch iſt dieſes der Kern aller Kunſt und alles Volksthums. Wagner fühlt ſich perſönlich mehr zu Schopenhauer, als zu Shakeſpeare hingezogen — das charakteriſiert. Wagner iſt Romantiker, kein Claſſiker. Er archaiſiert, und zwar weil er moderniſiert, nämlich das deutſche Alterthum. Jenes betäubende und berauſchende Element, welches die Wagner'ſche Kunſt ſo ſehr charakteriſiert, iſt beſonders undeutſch. Kein echt deutſcher Künſtler hat es in ſeinen Werken. Wagner kann trotz ſeines Abſcheues vor dem Judenthum einen

gewiſſen Zuſammenhang gerade mit Meyerbeer nicht verleugnen, aber er hat größere Fähigkeit als dieſer, er hat Meyerbeer übermeyerbeert.

Unſere Wiſſenſchaft hat ſich verſchachtelt in unzählige Specialſtudien. Theilung der Arbeit, wo jeder das Ganze thun, ſehen, fühlen müſste!

Natürlichkeit, Beſcheidenheit, Einſamkeit, Ruhe, Individualismus, Ariſtokratismus, Volksthum — das ſind die Heilmittel, die der Deutſche auf ſich anwenden muſs, wenn er der geiſtigen Miſere der Gegenwart ſich entziehen will. —

Dieſe und ähnliche merkwürdige Gedanken finden ſich in einem Werke, welches unter dem geſuchten und unpaſſenden Titel: „Rembrandt als Erzieher", von einem Deutſchen, zu Leipzig erſchienen iſt. Wir machen zu den angeführten Ausſprüchen keine Bemerkungen, der Leſer möge ſich darüber ſelbſt denken, was er will. Die kühne Verworrenheit, in welcher die verſchiedenartigſten Gedanken hier zuſammengeſtellt ſind, deutet wohl auch die etwas ſalope Schreibweiſe des Werkes an. Das Werk erregt in Deutſchland großes Aufſehen, der Verfaſſer iſt ein Norddeutſcher, welcher die Deutſchen des Nordens überaus hoch ſtellt, die des Südens aber weder berührt noch kennt. Am liebſten ſind ihm die Holländer, Rembrandt nennt er, wenn nicht den größten aller Deutſchen überhaupt, ſo doch den Typus der Deutſchen. Hätte der Verfaſſer ſich auch die Oberdeutſchen in Schwaben, Baiern und Oeſterreich ein wenig angeſehen, er würde in manchem anders geurtheilt haben, vielleicht wäre ihm ſogar der deutſche Profeſſor in etwas günſtigerem Lichte erſchienen, als dies im Norden, beſonders in Berlin, der Fall war. Das Buch enthält Paradoxismen auf jeder Seite und zugleich herrliche Gedanken auf jeder Seite. Es iſt eine neue reformatoriſche, wenn nicht revolutionäre That. Deutſche Wiedergeburt! Dieſer Titel würde dem Buche ſitzen. Erdgeruch wie auf einem friſchgepflügten Felde ſteigt auf aus dieſem Buche, und ein ganzer tapferer Kerl iſt's, der es geſchrieben. R.

Bergfrieden.

Eine Spazierfahrt in den Alpen von P. R. Roſegger.

Im Juni d. J. wurde ich eingeladen, einen berühmten Freund zu beſuchen, der weit oben im Gebirge wohnt.

Alſo machte ich mich eines ſchönen Morgens auf. Ihr kennt ſie, die rollenden Reifen mit den Engelsflügeln, die ungeheuerliche und zugleich glückliche Verſinnbildlichung des eilenden Dampfwagens. Auf ſolch beflügelten Rädern flog ich davon. Anfangs gieng's durch ein ſonniges, wohlangebautes Thal, das viele Ortſchaften hat und ſanft aufſteigende, mäßig hohe Berge zu beiden Seiten. Dann ein ſtattlicher, ſtahlgrauer Fluſs, dem man eine halbe Stunde lang entgegenfährt. Auf dieſer Strecke zwei blühende Landſtädte. Bald biegt die Eiſenſtraße nach rechts in ein Thal, deſſen Berge ſchon höher aufſteigen zu glatten Almen oder zu kahlen, braunen Kuppen und einzelnen Felsriffen. Im Thale ſelbſt geht auf dem Höhepunkt

einer Wasserscheide der Ackerboden in moorigen Wiesengrund über. Hernach wieder ein anderes breites Thal, das sich von Morgen gegen Abend zieht. Da stehen in lichtem Höhenrauche die felsigen Berge, wovon einer sich wuchtig und schroff in die Wolken erhob. Die Ortschaften können nicht mehr mitten im Thale stehen, weil sie dort im Moore versinken müssten, sie schmiegen sich lieber an die Bergsohle. Auf Moorgrund weitum zerstreut zahlreiche Heuhütten. Ein schöner großer, grünlich schimmernder Fluss, dem wir stundenlang entgegenfahren, bis er sich im Almbereiche sachte verliert und wir in ein anderes Wassergebiet gelangen. Die Bauernhäuser sind hier schon nach Schweizerart gebaut, mit flachen, steinbeschwerten Schindeldächern und Glockenthürmchen. An einer Stelle Ausblick auf Gletscher. Der Zug rollt über Brücken, durch Tunnele in ein tieferes Thal nieder, da gibt's ein großes, lehmgraues Wasser, da gibt's die schlanken, spitzen Tiroler Kirchthürme, da gibt es senkrecht aufsteigende, zerrissenwändige Felsberge. Die Richtung geht gegen Abend, an einer alten, aber noch immer wie drohend starrenden Bischofsveste vorüber, dem tosenden Wasser entlang in eine großartig wilde Schlucht, eingeengt zwischen himmelansteigenden Wänden, eine Wildnis, die sich schwer auf unser Herz legt. Endlich ist anders nicht mehr vorwärts zu kommen, da durchbohrt die Bahn einen Berg und nach langem unterirdischen Rollen gelangen wir hinaus in ein breiteres Thal, wo neben Eisenbahn und Fluss auch wieder Matten, Felder und schöne Ortschaften liegen. Vom Fuße eines Berges herüber rauscht es wie ein Wasserfall. Das Dampfross eilt weiteren, lichteren Gegenden zu, die Berge werden niedriger und niedlicher, zur linken noch ein zerrissenes Gebirge mit reichstem Sagenkranze; rechts eine sanfte Bergkuppe, auf deren Spitze ein leuchtendes Gebäude steht, zu welchem keck und frisch eine Eisenbahn emporsteigt. Zwischen diesen beiden Alpenausläufern liegt am grauen Flusse eine Stadt, mit ihrem Bergcastell malerisch wie das tempelgekrönte Athen.

Hier verlasse ich die Eisenstraße, welche hinausgeht ins Hügelgelände, in die Ebene gegen den großen Strom. Auf einer kleinen Seitenbahn, deren versäumter Dampfwagen nöthigenfalls mit einem flinken Einspänner einzuholen ist, durchrassele ich die Stadt, berühre auf weiter Fläche Dorf um Dorf, Schloss um Schloss, auch einen herrlichen Garten, in welchem Neptun seine Taschenkünste treibt, und komme endlich an den Fuß des wilden Berges mit der Sagenweihe. Hier steige ich in einen Stellwagen, der in das bewaldete Engthal biegt und aufwärts fährt an einem schönen, klaren, breiten Alpenwasser. Zu einem Flecken komme ich, der im Engthale liegt und der vor etlichen Jahren in einen See versinken musste. Solcher See hatte sich eines Tages gebildet, weil, durch einen Bergsturz unterhalb des Ortes gehemmt, das Wasser nicht abfließen konnte. Im Hintergrunde des ansteigenden Thales dämmern finsterblaue Bergriesen, denen ich zufahre. Das Thal weitet sich, aber der Abend ist angebrochen und der große, weitberufene Ort, der zerstreut auf Hügeln und Höhen liegt, winkt mir in seinen Lichtern zu.

In diesem Orte erwartet mich der Freund mit seinem Wagen. Wir fahren noch ein halbes Stündlein in die Nacht hinein; manchmal rauscht der Fluss, manchmal noch blinkt eine Felstafel nieder und das Abendroth verglost langsam hinter den finsteren Baumwipfeln, die über unseren Häuptern sind. Am Wege ein blasser Holzpfahl, an welchem es vor Jahren verkündet worden war, dass der Freund, der nun geruhig an meiner Seite sitzt, nach romantischen Stürmen sein

Weib gefunden. Wir fahren in einer düsteren Wildnis und die schwarzen Wuchten der Berge engen immer mehr den Sternenhimmel ein.

Plötzlich hält der Wagen. Wir steigen aus, und von einer Anhöhe herab winken bunte Lichter. „Da oben steht sie, meine Klause", sagte der Freund. Wir steigen hinan. Im Scheine der Lampen tritt aus der Dunkelheit ein stattliches Haus mit steilen Dachgiebeln und Thürmen. Über dem Eingange das Wort: „Bergfrieden". Am Söller steht livrierte Dienerschaft mit Lichtern, und die Quaderstufen nieder steigt eine schlanke, herrliche Frauengestalt, den Ankömmling zu begrüßen. Ich werde hineingeleitet in die mit Teppichen üppig bedeckten, mit schwellenden Ruhesitzen bestandenen, hell erleuchteten Räume, bin anfangs geblendet von der Farbenpracht, die überall ihre bunten Gluten spielen läßt. An den Wänden kunstvoll geschnitztes Getäfel, Gemälde, Seltsamkeiten aus verschiedenen Ländern und Zeiten, weiße Marmorgebilde classischer Kunst. Der würdige Zeus und die erhabene Pallas Athene, die sinnenweckende Aphrodite und der schalkhafte Amor — sie alle sind da in Gestalt und im Geiste. Daneben prangende Palmen, darüber duftendes Tannengewinde, davor Alpenrosen und Edelweiß. Das alles und vieles andere ist so berückend, überwältigend und gemüthlich zugleich, dass ich es am besten bezeichne mit dem Worte: Ein Nest der Schönheit.

Und in diesem Hause, genannt „Bergfrieden", herrscht ein noch jugendliches Paar, dessen Haupt mit einem Lorbeerzweige gekrönt ist. Auf unserer Wanderung durch die Räume des Hauses kamen wir endlich in ein Gemach, in welchem der Tisch gedeckt war zum Abendmahle. Beim Rubine des Weines feierten wir unser Wiedersehen.

Um Mitternacht führte der Hausherr mich hinan die Treppe in mein Schlafgemach. Bevor er mich verließ, sagte er: „Freund, morgen, wenn du aufgestanden sein wirst, thue mir den Gefallen und tritt durch diese Thür auf den Söller hinaus." — In meinem Schlafgemache war mit traulicher Behaglichkeit finsterer Ernst gepaart. Über dem Bette ein Raphael'scher Engelskopf, vor dem Bette das Christushaupt vom „Letzten Abendmahle" des Leonardo de Vinci. An der Wand mit gothischen Buchstaben tiefsinnige und lebenablehnende Gedenksprüche. Also: „Ich will allein sein." „Werde starr, wie dort vor dir der trotzige Fels." „Und siehe, es war die Stimme eines Predigers in der Wüste." „Ruhm ist eine Quelle von Leiden, Dunkelheit eine Quelle von Glück." „Den Götzen stürze, den Gott gib dir selbst." — Bald glitten die schweren Gedanken ab von meiner frohen Seele und ich schlief.

Am nächsten Morgen, als mein Auge aufgieng, badete ich in einem hellen, goldigen Lichte. Wo kam es her? denn das Gemach hatte kein Fenster. Es kam vom Dache herab, durch einen rothen Vorhang sanft gedämpft, so dass alles, was um mich war, in Rosen blühte. Ich öffnete eine Thür und trat auf den Söller hinaus. — O Sommermorgens-Herrlichkeit! Auf grüner, thaufunkelnder Matte, nach dem Berge hin in einem Halbkreis von mächtigen Ahornen und Fichten umgeben, stand das Haus. Da unten ein weites Thal mit Waldschluchten und Hochebenen, bestanden von Bauernhöfen und Herrenhäusern, im Hintergrunde Waldhöhen, Almen und graue Felswände, dazwischen eine tiefe Thalscharte hinaus ins ebene Land. Gerade vor mir über Buchen- und Ahornkronen, hinter einem einzigen Vorberge steigt ein zweihörniges Felsungethüm in die Himmelbläue an, und unterhalb der Hörner, wovon das kleinere scharf und spitzig, das größere massig und stumpf ist, ein blinkendes Eisfeld.

Dieſes Felſenungethüm iſt der Watzmann. Ich bin im Thale von Berchtesgaden, in der nächſten Nähe des Königsſees. — Wenn du, mein Leſer, verlangſt, daſs ich dir die Schönheit dieſes Morgens und dieſer Gegend beſchreibe, ſo muſs ich lachen. Das geht nicht, Freund. Hundert Federn und tauſend Pinſel haben ſich ſchon abgenützt in dieſem Vorhaben, und doch rollen da unten die glatte Straße im Sommer täglich zahlloſe Wagen von Leuten, die aus aller Welt herbeikommen, um, miſstrauiſch gegen Wort und Bild, mit eigenen Augen zu ſehen.

Meine Stimmung wurde auch noch durch Außerordentliches gehoben. An jenem Morgen um zehn Uhr begann eine Sonnenfinſternis, die aus dem urgewaltigen Feuerrade ein freundlich leuchtendes Mondkipfel machte. Ein klein biſschen wäſſerig und mattfarbig war das Licht im Gebirge; doch wer die Sonnenfinſternis nicht aus dem Kalender wuſste, in der Natur hätte er ſie kaum bemerkt; und dennoch war die Sonne — durch dunkle Gläſer beſchaut — mehr als zur Hälfte dahin. So viel Überfluſs hat ſie noch an Licht und Wärme. Und das iſt mir ein rechter Troſt, trotz mancher Verfinſterung: „Die Sonne Homers, ſie leuchtet auch uns.“

Gegen Abend mit dem Freunde einen Spaziergang zum Königsſee. Die Straße glatt, wie mit Aſphalt gepflaſtert, durch ſchattige Waldſchachen und über Wieſenpläne, auf welchen mancher hausgroße Felsblock liegt, der von hohen Bergen einſt mit Rieſenſchritten herabgeſprungen ſein mag. Am See links entlang einen Waldſteig bis zur Stelle, wo eine Bank zum Sitzen iſt und der See ſich in ſeiner düſteren Pracht aufthut bis nach dem Jagdſchloſſe von St. Bartholomä. Das Plätzchen, wo wir ſtehen, heißt der Malerwinkel. Hier iſt der Urſprung der unzähligen Königsſeebilder mit den ſteilen Bergen an beiden Seiten des Sees, mit der zweithürmigen Kirche in St. Bartholomä, mit den Vorwänden des Watzmann, des Gotzen, des großen Hundstod, des Steinernen Meeres und des Horn. Eines der großartigſten, düſterſten Landſchaftsbilder der Erde, vorwiegend die finſterblauen Schatten des Seeſpiegels, der bewaldeten Berghänge, der ſtarrenden Felswände. Aller Glanz des Himmels, alles Wolkenleuchten, alles Alpenglühen der Hochzinnen vermag es nicht, die blaue Dämmerung zu brechen, die über dieſer ſchaurigen, mit Waſſer gefüllten Gebirgsſpalte herrſcht. Hie und da das Toſen eines Waſſerfalles, der Piſtolenknall eines Schiffers und der Wiederhall in den Wänden, das Krächzen des Geiers, vielleicht auch das von Gemſen losgetretene Steinbröckeln unterbrechen die Stille des Sommertages. Ein anderes Lied, wenn es Sturm gibt! Da wird der ſonſt ſpiegelglatte See ſelbſt zu einem Gebirge mit hohen Wogen und Giſchtkämmen, deren weiße Fetzen von der Woge losgeriſſen in den Lüften fliegen. Mein lieber Genoſſe erzählte mir von einem Fährmann, der von Bartholomä nach Königsſee herüberfahren wollte auf ſeinem Boote. Da kam von den Gebirgen ein Sturm niedergefahren, der ließ das Schifflein nirgends landen; von den wenigen Landungsplätzen, wo es anfahren wollte, warf er es zurück in den wildbrauenden See, auf welchem der Fährmann eine lange, ſchreckliche Nacht zubringen muſste. All' ſein Anſtrengen war vergebens auf den raſenden, krachenden Waſſern, Nebel, Regen und Nacht, alſo dreifach war er eingewölbt in ſein Verderben. Er ließ die Ruder aus der Hand ſinken, denn die armſelige Menſchenkraft war lächerlich gegenüber den entfeſſelten Urgewalten. Er legte ſich der Länge nach in das Boot, unabläſſig begoſſen, geſchaukelt, hin- und hergeworfen im kellerfinſteren Chaos; und trotz des

wahnſinnigen Getöſes — ſo hat er nachher erzählt — hörte er die Engel im Himmel ſingen. Aber das Fahrzeug wurde nicht umgeworfen, nicht an die Klippe geſchleudert, es verſank nicht und es barſt nicht. Als der Morgen kam, gelang es dem Manne, am Fuße des Goßenberges zu landen und einem Almer rief er zu: „Ich denk', Alter, heut' bin ich um einen Thaler mehr wert, als geſtern!"

Im Malerwinkel, zwiſchen ſtruppigem Gebüſche und kantigem Gerölle ſaßen wir auf einem Steinblock und blickten hinein über den dunklen Seeſpiegel in die zerriſſenen Berge, die drinnen beim noch wilderen Oberſee aufſtiegen. Wir ſaßen da und ſchwiegen. Wir ſchwiegen lange. Zwei arme, hilfloſe Menſchenweſen in der grauenhaften Wildnis, zwei heißpochende Herzlein zwiſchen ungeheuren Steinwuchten. Denn dieſe Wildlandſchaft am Königsſee iſt nur ein Gleichnis für die große Wildnis dieſer Welt. Selbſt das leidenſchaftlichſte Weſen muſs zu ſolcher Stunde ſeine Fahne ſenken und capitulieren . . .

Auf dem hohen Göll lag ſchon das Alpenglühen, als wir unſeren Heimweg antraten, und vom Thurme zu Berchtesgaden klang leiſe die Aveglocke herüber, als wir die Anhöhe hinaufſtiegen zu dem dreigiebeligen Hauſe, das mit ſeinen Sprüchen und aus Holz geſchnitzten Emblemen, mit ſeinen Epheuranken und Roſen ein architektoniſches Gedicht iſt, genannt: „Bergfrieden".

Auf einem der Dachgiebel hockt ein hölzerner Kater und ſinnt. Darunter an der rechten Ecke iſt ein hölzernes Herz und in der linken ein Bündel Pfeile. Und der Kater Hidigeigei ſinnt darüber nach, wie es wäre, wenn das Herz plötzlich von Amors Pfeilen getroffen würde. O du lieber Kater Hidigeigei, wenn das Herz von Amors Pfeilen getroffen wird, ſo iſt das eine ganz eigene Sach'! Mancher, der im Bergfrieden geraſtet, weiß davon ein Liedel zu ſingen, Einer, der darin haust, darüber eine Tragödie zu ſchreiben, und wenn die Tragödie aufgeführt wird in Berlin oder Wien oder Graz, ſo beben Weiber und ſchluchzen Männer . . .

Wer an den tiefen Ufern des Königsſees geſtanden, der möchte wohl auch auf einer Berghöhe ſtehen in der Berchtesgadener Gegend, um die großartige Alpenlandſchaft auch von oben zu ſchauen. Wohlan, folge mir. An ſchattigen Waldwegen führe ich dich hinan und immer hinan, bis dort, wo die Fichten aufhören und die Legföhren anheben. Auf der Almmatte, 1000 Meter hoch, ſozuſagen auf dem Schoße des hohen Göll, ſteht ein ſtattliches Hoſpiz, eine großartige Herberge für Touriſten, Sommerfriſchler und Luſtcurgäſte. Die Penſion Moriz, auch das baieriſche St. Moriz genannt. Von dieſem Hauſe aus welch ein Bild! Da unten in dem reichgegliederten Thale das überaus maleriſche Berchtesgaden, dort drüben das langgezogene Lattengebirge bei Reichenhall, und gerade vor uns — Bruſt an Bruſt ſteht er uns gegenüber — der ſtarre, graue, zerriſſene Untersberg, in welchem Kaiſer Rothbart geſeſſen bis zu dem Tage, an dem im Schloſſe zu Verſailles auf das Haupt des Kaiſers Weißbart die deutſche Kaiſerkrone geſetzt ward. — Und rechts hinaus, am Untersberge vorbei, liegt die Ebene mit der ſchönen Stadt Salzburg.

Doch nicht allein der Ausblick, auch der Einblick iſt intereſſant bei der Penſion Moriz. Ein vereinſamtes Weib aus dem Volke, welches Schiffbruch gelitten hat an ſeinem Glücke, beſchließt, auf unwirtlichem Berge den Boden urbar zu machen und ein Hoſpiz zu gründen für Fremde, Kranke und Naturfreunde. Sie iſt arm und ohne Einfluſs, hunderterlei Widerwärtigkeiten ſtellen ſich ihr entgegen, aber ſie hat einen ſicheren Blick, eine feſte Hand, ein

ſtarkes Herz, ſie iſt eine Brigittanatur nach Adalbert Stifter, und es gelingt ihr, die Matten zu entſteinern, die Moore zu entwäſſern und auf hohem Alpenplan eine Anſtalt zu gründen, welche hunderte von Bewohnern faſst und trotz des kurzen Beſtehens ſchon weit und breit berühmt iſt. — Der Förſter Mayer zu Reichenhall, ſo wird erzählt, hatte in ſeinen ſpäteren Tagen Anwartſchaft auf einen Sproſſen bekommen. Er hatte gar kräftigen Willen und beſchloſs, den Knaben, wenn er erſchiene, auf den Namen Moriz taufen zu laſſen. Aber ſtatt des Knaben erſchien ein Mädchen, alſo taufte er — weil ſein Wille galt — das Mädchen: Moriz. Und dieſes Mädchen Moriz Mayer iſt die tapfere Gründerin der großen Penſion geworden, welche auf dem grünen Mattenſchoße des hohen Göll ſteht und freundlich hinausleuchtet über Berg und Thal. Die ſtattliche Jungfrau von achtundvierzig Jahren führt die Zügel der Wirtſchaft mit ſicherer Hand, ſtramm und urwüchſig in ihrem Weſen macht ſie nicht viel Aufhebens von den Vorzügen der Anſtalt; freundliche Zimmer, gute Betten, Fichtennadelbäder, herrliches Quellwaſſer, nahrhafte Koſt verſpricht ſie, Luft und Sonnenſchein gibt der Herrgott vom Himmel dazu, und fertig iſt's. Kein befrackter Kellner, keine franzöſiſche Speiſekarte, kein Clavier! Wohl aber Kugelbahn, Schützenſtatt, und wer mit der Welt ſchwatzen will, Fernſprecher nach Berchtesgaden und ſo weiter. Mancher ſtieg hinan auf einen Tag und blieb wochenlang oben.

Mir zog ſich leider die Nebelhaube zu früh über Augen und Naſe herab, da kroch ich thalwärts zum lieben, einſamen „Bergfrieden". Dort vom Söller aus war nun zu beobachten, wie ein Weltuntergang anhebt. Zwiſchen den Hörnern des Watzmann hatte ſich anfangs ein bleigrauer Nebelballen hervorgedrängt und war raſch niedergefloſſen über das Eisfeld. Ebenſo ſanken die Wolken herab an den Hängen des Jenner, des Hochkalter, des Lattengebirges. Der Untersberg war gar nicht mehr da, nur ſeine Sohle ſah man noch als finſterblauen Streifen. Ganz dunkel war es geworden, und doch erſt Frühnachmittag. Regungslos jeder Halm auf der Matte, jedes Blatt am Epheu der Hauswände. Von der Schlucht her ein dumpfes Brauſen. Soll das der See ſein? Plötzlich ſpringen aus finſtergrauer Nebelfläche weiße Fetzen hervor, wie ein Giſchten der Wolkenmaſſen iſt es. Da heben dort drüben die Wipfel an zu wanken, heftig aneinander zu ſchlagen. Die Dienerſchaft des Hauſes eilt, alle Läden zu ſchließen, Lichter werden angezündet wie am Winterabende, und ſchon iſt es da. Laut ſtöhnt der feſte Bau, als die erſte Sturmwoge anprallt, die Fugen der Läden entzünden ſich grell — der erſte Blitzſchlag, und nun geht der Tanz los. Als ob tauſend Fäſſer Sandes niedergeſchüttet, angeſchleudert würden ans Haus, ſo rauſchte und praſſelte es, von den Blitzen nur der Schein, nicht der Donner, denn der erſtickt in dem Getöſe des Regens und des Hagels.

Meines Freundes Geſicht war blaſs, als wollte es ſagen: Morgen kann dieſes Haus eine Ruine ſein. Hatte er es doch auch in ſeinem Romane „Bergaſyl" ſo aufgeſchrieben, und die Denkſprüche dieſes Hauſes ſind ſo düſter wie der Wetterhimmel. — Eine Stunde ſpäter ſchien die Sonne. Emſig floſſen die Gießbäche ab, an den Dachtraufen lagen Schichten von kleinen Hagelkörnern, aber die Matte war grün geblieben. Leichte Wolken ſtiegen auf, und vom Untersberg über das Salzachthal hin ſpannte ſich ein Regenbogen.

„Richard", ſagte ich zu meinem Freunde, „ſo geht es oft in dieſem Leben. Manchmal glaubt man, alles ſei verloren, aber das Leben ſiegt und

die Sonne ſiegt. Du ſagſt es ſelbſt, daſs dich die Schatten rauher Felſen krank und die liebliche Maria-Grüner Sonne bei Graz wieder geſund gemacht. Die Sinnſprüche auf deinem Hauſe ſtimmen nicht. Sie taugen nicht zum Leben, nicht zum Schaffen, nicht zum Glücklichſein. Laſs ſie ſtehen an der Wand als ein Denkmal wetterſchwüler Zeiten, und von nun an ſchreibe deine Gedanken auf die grünen Blätter der Bäume, auf die bunten Blätter der Blumen, da erſcheinen ſie neu mit jedem Frühling wieder. Ei ſiehe, was ſteht denn auf dem Stamme dieſer Buche geſchrieben?

O Einſiedler du, beſonderer Art,
Wie haſt zur Natur auch die Kunſt gepaart,
Zum Himmel die Erde, zum Walde die Welt,
In deiner Klauſe ein Weib dir geſellt.
Ein herrliches Weib im trauten Neſte
Iſt für den Klausner das allerbeſte.
Einig im Herzen, im Sinn, wie Ihr zwei,
Iſt doch die göttlichſte Einſiedelei.

Freund Richard legte lächelnd ſeinen Arm um den Nacken der Frau Melanie und in den Zweigen der Buche ſang ein Fink.

Am nächſten Morgen wanderte ich unter Tücherſchwenken davon. Auf Wiederſehen, wenn die Trauben reifen! Auf Wiederſehen im lieblichen Graz!

Wie ihnen der Schnabel g'wachſen.

Trutz- und Lieb'sgſangeln aus dem Volke der Alpen.

Alluſtger Buab bin ih,
Trink ah gearn an'n Wein
Bin überall ſchuldig,
Darf nirgends recht 'nein.

Beim Lambl oan'n Guldn,
Beim weißen Roſs zween,
Wia wiard's m'r afn Sunndag
Beim Hirſchnwirt gehn?

* * *

Daſs die Bauern Bauern ſein,
Des macht da Pfluag,
Und daſs die Buabn rauſchig wern,
Machts Bier in Kruag.

* * *

An der Schneid hat's ma nia gfehlt,
Aber öfter an Geld;
Is ma liaber, koan Geld,
Als koa Schneid auf der Welt.

* * *

Wan ih an Aderl hätt,
Das ſih net rührt,
Des ließ ih mer ausſchneidn,
Daſs s mih nit irrt.

Wann ih ins Zillerthal eini geh,
Leg ih mein Gamshoſn an,
Und wann mih mei Diandel in der Kirchen ſieht,
So ſchaut ſie koan Heil'gen mehr an.

* * *

Wenn dein Herz a ſo treu wär,
Und ſo wahr, wia das mein,
So müſste dei Schweſta
Mei Schwagerin ſein.

* * *

Den Schnee an der Sonn dörrn
Und den Wind in a Kiſten ſperrn.
Und ein' Kahlkopf glatt ſcheern,
Des ka Keiner erlern'n.

* * *

Und der Türk und der Ruſſ',
Die zwoa gehn mi nix on,
Wann ih no mit mei Diendl
Koan Kriegshandel hon.

* * *

Mei Schatz is a Schneider,
Is ſchön, aber klein,
Der fiel uns bam Eſſen
In die Suppenſchüſſel 'nein.

Da lag er in der Suppen,
Mir han nit dergudt,
Da hat n mei Vater
Mit hinuntergeſchluckt.

Mi dauert mei Schneider,
Mei Gram iſt net z tragen,
I hob n im Herzen
Un mei Vater im Magen.

* * *

Mei Diendel is zu ſehr betrübt,
Sie ſagt, ih hätt's zu ſehr geliebt,
Sie ſteckt ihr Fürtuch hin und her,
Doch hilft derweil kein Stecken mehr.

* * *

Allweil luſtig, allweil friſch,
Luſtig, wer noch ledig is;
Ledig ſein is a koa Sünd,
Zankt koa Mann und ſchreit koa Kind.

* * *

Wan's regnt, do wird's naſs,
Und wan's ſchneit, do wird's weiß,
Und was die Sterzinger ärgert,
Des thua ih mit Fleiß.

* * *

Da droben auf der Alm
Hab ih Buſſerln geſät,
Is an anzigs aufgangen,
Wenn's nur reifen nit thät!

* * *

Weiß iſt die Holderblüah,
Alte Liab roſtet nia,
Roſtet ſie ah bei Tag,
Bei der Nacht nia.

* * *

Mei Diandel is kloan
Wie ein Zirbelnüſſel
Und ſo oft als ih's halſ',
So lacht's a biſſel.

* * *

Wans Diandel zum Fenſter geht
Und fragt, wer draußen ſteht,
Mueß es mehr Buabn habn,
Sunſt thäts nit viel fragn.

* * *

Die Liab is a Diendel,
Der Verſtand is a Bua,
So gſcheidt er ah is,
Sie foppt ihn doch gnua.

* * *

Der treueſte Freund,
Den ans hat af der Welt,
Das is gar oft der,
Der im Hof drunten bellt.

Luſtig macht durſtig,
Macht n Geldbeutel leer,
Ach, wenn doch mei Geldbeutl
A Kälberkuh wär.

* * *

Und s Bier und ih ſelber,
Ih ſelber und s Bier,
Mir ſein Kameraden,
Die luſtigſten vier.

* * *

Hör auf a ſo z ſingen,
Du ſpannlange Wurz,
Wenn d' abbrechen thätſt,
Wärſt zum Anknüpfen z kurz.

* * *

Schön bin ih nit, reich bin ih wohl,
Hab ganzn Beutel voll,
Gehn m'r drei Kreuzer ab,
Daſs ih an'n Groſchen hab.

* * *

Mei Vater hat gſagt,
Biſt a rechter Lümmel,
Brauchſt alls zwenig Geld,
Wird alles voller Schimmel.

* * *

Manchmal a biſſel luſtig ſein,
Manchmal a biſſel beln;
Aſt woaß unſa Herrgott ſchon,
Wie mir's gern hättn.

* * *

Hab zweierlei Flaſchn,
Is an jede von Glas,
Für die Freud ane, fürs Leid ane,
Haltet jede a Maß.

* * *

Wan's regnet und ſchneibt
Und Laubblätter treibt,
Wan's ſtark gwittern thuat,
Sein die Hausmenſcher guat.

* * *

Je höher der Thurm,
Je ſchöner das Geläut,
Je älter die Weiber,
Je zäher die Häut!

* * *

Papiermünz wird gmacht,
Müaſſens nehma für Geld,
Derſen Erz koans mehr grabn,
Send zviel Lumpn auf der Welt.

* * *

Sie nix ſchön, er nix ſchön,
Wia wird's da amal gehn?
Er nix nutz, ſie nix nutz,
Alls wird verputzt.

's Liadel is aus,
's wird neamma länger,
Der's länger will habn,
Muſs's zan Nagelſchmied tragn.

Auf der Herberge für arme Reisende.

Ein Zeitbild.

In der Abenddämmerung zogen die Straße entlang zwei arme Reisende. Der eine, ältere, war über und über braun wie ein Maikäfer, auch der vom schmierigen Rock schlecht verdeckte Hemdkragen war braun und am linken Bein endete die Hose allmählich in Fransen, ehe sie noch herabreichte zum staubigen Stiefelrist. Unter dem Arm trug er ein Bündel, das gar keine ausgesprochene Farbe bekannte. Im sonngebräunten Gesichte war selbst das Weiß der Augen dunkel unterlaufen. An der Hand einen Knippelstock, das war sein Um und Auf. Der andere, der jüngere, war besser beisammen und trug auf dem Rücken ein Felleisen, wie sich's gehört.

Als sie gegen ein Dorf kamen, blieb der Braune stehen und sagte: „Ich gehe nicht weiter. Dort steht er wieder, der verdammte Galgen. Ich mach' mich da bequem." Und er legte sich in den Straßengraben.

An der Straße stand ein Pfahl mit einer Tafel, auf welcher Folgendes zu lesen war: „Das Betteln ist nach § 2 des Vagabundengesetzes bei Strafe von acht Tagen bis zu drei Monaten Arrest verboten. Arme Reisende erhalten in der hiesigen Natural-Verpflegsstation Aufnahme und Unterkunft, woselbst auch Dienst und Arbeit zu erfragen ist."

Und das war der „verdammte Galgen".

„Verpflegsstation, natürlich wieder Verpflegsstation!" brummte der Braune. „Ist auch wieder so was Neumodisches, wo der arme Handwerksmann niedergezogen wird; deswegen sage ich, für die armen Leut wird's alleweil schlechter auf der Welt."

„Ich denke, die Verpflegsstationen sind doch nichts Schlechtes für reisende Handwerksburschen", wendete der Andere ein, „da weiß einer, wo er hinzugehen hat, sein Essen und seine Liegerstatt findet und nicht zu betteln braucht."

Der Braune warf dem also Sprechenden einen Blick zu, in welchem die tiefste Verachtung lag; so namenlos verächtlich kam ihm dieser Mensch vor, dass er seine Auslassungen keiner Entgegnung würdigen wollte. Endlich aber siegte die Barmherzigkeit, welche dem Christen vorschreibt, Irrende zu belehren. Er richtete sich daher ein wenig auf, wendete das Haupt gegen den unseligen Kameraden, welcher an der Straßenplanke lehnte, und sprach: „Edler Weber, du bist dumm wie ein junger Hund. Essen und Liegerstatt finden! Nicht betteln müssen! Und glaubst damit weiß Gott was Herrliches gesagt zu haben. Sei so gut, drücke der löblichen Gemeinde Staubing das Straßengeländer nicht zu schanden mit deiner windschiefen Weberfigur. Müde bist? Ich glaub' dir's, schöne Seele. Gehe nur hinein in die Verpflegsstation und raste dich aus nach dem weiten Marsch. Geh' nur in die Leidensstation, hi hi, mehr als zwölf überdauert keiner. Das erste ist, dass dich der Verwalter anschnauzt nach den Papieren. Nachher packst sie halt aus, deine heiligen Schriften und Offenbarungen. Unsereins wird für einen Lumpen und Gauner gehalten, so lange sie nicht das Gegentheil lesen auf dem Papier. Dem Lumpenblatt glauben sie mehr, als unserem ehrlichen Gesichte. Hundertmal könnt' man sie gerichtlich verklagen wegen Ehren-

beleidigung. Nach dem Vagabundengesetz werden wir behandelt, wir reisenden Gewerbsleute, wir, der künftige Bürgerstand! Ich sag' dir's, Weber, es ist eine Bagasch!"

Der Weber blickte den Entrüsteten völlig verblüfft an.

„Höre", sagte er zum Braunen, „ich weiß nicht, habe ich so schlechte Augen oder einen so kurzen Verstand, denn offen gesagt, wie du jetzt vor mir daliegst, Drachsler, kommst du mir wirklich mehr wie ein Vagabund vor, als wie ein Bürger."

Der Braune lächelte gutmüthig und sprach: „Das kommt von deinem kurzen Verstand. Aber mach' dir nichts daraus, es muss auch dumme Leute geben. Kommst umso leichter in den Himmel. Und jetzt geh' in die Verpflegsstation, dich ausrasten. — Wie du also in deinen Papieren für brav befunden worden bist, und du denkst: gottlob, jetzt krieg' ich mein gutes Nachtmahl und mein Bett, gibt dir der Herr Verwalter die Säge in die Hand und heißt's zwei Stunden lang Holz schneiden. Denn die christliche Wohlthätigkeit, die sie nachher später an dir üben, die wollen sie gut bezahlt haben. Der Mensch — heißt es in den Statuten so hübsch — soll nicht beschämt werden, dass man ihm was schenke, er soll sich's redlich verdienen. Holz schneiden, pfui Teufel!"

„Mir ist's aber doch lieber, als Schnallen drücken und sich allerhand Grobheiten sagen lassen müssen."

„Lamm Gottes!" rief der Braune aus seinem Gras hervor, „die Grobheiten bleiben dir auch in der glorwürdigen Verpflegsstation nicht aus. Aber nach dem Holzschneiden kommt's Nachtmahl. Wünsche wohl zu speisen, meine Herrschaften! Schwarze Bohnen und ein Stückel Brot. Gestern Sauerkraut mit Brot, heute Bohnen mit Brot, morgen Sauerkraut mit Brot, übermorgen Bohnen, und so fort bis zum jüngsten Tage. Gelobt und gebenedeit sei der Magen, der da kein Loch kriegt!"

„Ist die Bettelkost viel besser?" fragte der Weber.

Der Braune richtete sich noch höher empor und eine wahre Würde umstrahlte sein Wesen, als er nun sagte: „Die Bettelkost ist ein Christtagsessen gegen so was! da gibt's auch Knödelbissen und Fleischresteln, da gibt's Wurstzipfeln und Geschlader! Und wenn eine Hausfrau just ihren frommen Tag hat, oder gar eine arme Seel' zu erlösen im Fegfeuer, so behandelt sie dich wie einen Heiligen mit Talglichtschein, und du brauchst nichts zu versprechen, als fleißig beten. Und erst gar die Kreuzer! Kann ins Wirtshaus gehen, wie ein Freiherr! Kriegst Schnaps in der Verpflegsstation? Zum Kraut frisst er dich, der Verwalter, wenn du auch nur denkst an Schnaps. O wohlgeborner Weber, sage selbst, was ist das für ein Leben!"

„Man ist ja nur auf der Durchreise", wendete der Weber ein, „man bleibt gesund, hat keine Anstände mit der Polizei, die Hausthüren fliegen einem nicht vor der Nase zu, wenn man durch ein Dorf geht, sogar die Hunde hetzen einen nicht mehr aus, als anständiger Mensch geht man über die Straße, und wenn irgendwo Arbeit zu haben ist, da findet man sie."

Als er das Wort Arbeit aussprach, machte der Braune einen Rülpser.

„Theurer Freund und Webergesell', du bist ein Philister!" rief er dann aus. „Seit wann arbeitet ein reisender Handwerksbursch'? Wenn er arbeitet, ist er kein reisender Handwerksbursch'. Unsereiner hat seine liebe Müh' und Noth, dass man durchs Land kommt, ohne einem Meister 'reinzufallen, weicht den Werkstätten aus wie einer Pestgrube, und du bist die liebe Einfalt und fragst ihnen nach, suchst sie auf! Geh' her, heiliger Webergesell', und lass dir die Schuhspitzen küssen. So etwas Holdseliges habe ich schon lang'

nicht mehr gesehen. — Hast deine Bohnen endlich unter Dach gebracht, alsdann nachher schlafen gehen. Auf einer Pritschen euer zehn oder zwanzig neben einander. Alle haben Nachtmahl gegessen. Vergiss nicht, die Fenster aufzumachen, Freund, sonst steigt in der Nacht die ganze hochlöbliche Verpflegsstation auf wie ein Luftballon."

„Drachsler, du übertreibst."

„Da bin ich dir ein Kerl!" fuhr der Braune fort, „die Nacht über unter einem Heuschober, frische Luft, keine Hausordnung. Nicht des Morgens Bettaufräumen müssen, wie die alten Weiber."

„Und im Winter?" fragte der Weber.

„Ja, Thor! gibt's denn keine barmherzigen Leut' mehr auf der Welt? Keine Ofenbänke, keinen Heustadl? Fröstelt's heute, so habe ich dafür morgen zwei Decken und manchmal noch einen Polster und allerlei Sonstiges. In der Station immer unter der Zuchtruthe wie ein böser Schulbub, ewig dasselbe, die Bräuche und Einrichtungen überall gleich, als wären sie in der Fabrik gemacht worden. Süßer Junge, das ist langweilig!"

„Raisonnier' nicht, Drachsler, und heb' dich. Es finstert schon." Also sagte der Weber, der andere aber rückte sich im Straßengraben zurecht, hub an, sachte ein Kirchenlied zu pfeifen und that, als ob er in solcher Lage zu nächtigen gedenke.

„Nun, so behüt' dich Gott!" sagte der Weber und gieng fürbass in das Dorf hinein, der Braune blickte ihm mitleidig nach.

Leute, die dem Weber auf der Straße begegneten, grüßte er artig und sie dankten seinem Gruße freundlich, jetzt musste er sich keine „Landplage" mehr schimpfen lassen.

In der Verpflegsstation zu Staubing waren schon mehrere Reisende beisammen. Die einen hatten ihre auf den Rücken zu schnallenden Tornister, die anderen bargen ihre Habe im Handkoffer, welchen sie auf dem Stocke über der Achsel zu tragen pflegten, wieder andere hatten Seitentaschen, oder auch gar nichts bei sich. Sie verrichteten verschiedene Arbeiten, einer scheuerte den Fußboden, ein zweiter fegte draußen auf der Gasse den Staub weg, ein dritter kraute aus dem Dorfbach den Wildwasserschutt hervor, ein vierter zerkleinerte Brennholz für das Armenhaus, weil für die Verpflegsstation der Bedarf schon gedeckt war.

Unser Webergeselle stellte sich dem Verwalter vor und überreichte ihm die Papiere, welche dieser in Ordnung fand. Der Verwalter fragte ihn noch, wie viel Geld er in der Tasche habe.

„Fünf Gulden", antwortete der Weber.

„Dann bedaure ich", sagte der Verwalter, „unsere Anstalt ist nicht für Krösusse, sondern für arme Leute, die weniger als fünf Gulden haben. Dieser Mann hier zum Beispiel hat nicht einen Kreuzer in der Tasche. Für solche sind wir da." Damit wies er auf einen alten Halbkrüppel, der erschöpft in einem Winkel kauerte.

„Nachher machen wir's so", sagte der Weber, „diesem guten Freunde schenke ich zehn Kreuzer. Da nimm. — So, und nun gehöre auch ich nicht mehr zu den Krösussen, sondern zu den armen Leuten, die nicht fünf Gulden haben, und ich bitte um Herberge für die Nacht."

Der Verwalter lächelte, denn einen Mann, der nicht fünf Gulden besitzt, hatte er nicht das Recht, abzuweisen. Hingegen wurde ein neueingetretener Reisender abgewiesen, der innerhalb von drei Monaten schon das zweitemal vorsprach.

„Für Sie habe ich momentan nicht einmal eine Arbeit", sagte der Verwalter zum Weber, die Hängelampe anzündend.

„Das macht nichts", antwortete dieser. „Kleine Arbeit ist mir eh zu

wenig. Große, wenn Sie hätten für mich."

„Sie sind Weber?"

„Zu dienen."

„Der Webermeister zu Sanct Josef braucht einen Gehilfen. Wollen Sie Arbeit nehmen, so können Sie morgen früh hinüber gehen, es ist eine Wegstunde hin."

„Ich werde hingehen."

Also hätte ich heute den zweiten. Einen Schneider habe ich just vorhin hier im Orte angebracht. Jetzt habe ich auch den Weber, und nun brauchte ich noch einen Dreher."

„Ein Dreher läuft draußen herum", berichtete der Bursche. „Wird sich aber nicht gerne abfangen lassen."

Mittlerweile war es Nachtmahlszeit geworden. Ganz wie es der erfahrene Braune vorausgesagt hatte, es gab Bohnen und Brot. Aber die Gäste ließen sich's schmecken. Ein Seilergeselle war dabei, der machte allerhand Späße, unser Weber wusste auch Etwelches anzubringen, und so war es ein ganz vergnüglicher Abend.

Da gab's ihrer, die fortwährend Allotria treiben, aber auch solche, die ein verbissenes Gesicht hatten und über alles schimpften. Es gab ganz cavaliermäßige Jungen darunter, aber auch unsaubere Kumpane. Beim Nachtmahl wurden Tauschgeschäfte betrieben, der eine tauschte für Brot Bohnenreste, der andere für Pfeifentabak Cigarren ein. Mancher Erfahrene erzählte Abenteuer aus der Fechtzeit, wie er die Bauern beschwatzt und die Polizei geprellt habe. Ein weiterer packte Erlebnisse aus von anderen Verpflegsstationen und ist so klug, die gegenwärtige, in der er sitzt, als die beste zu preisen, was der Verwalter nicht übel vermerkt. So erzählt ein Schuster, in der Station A habe er müssen Kinder locken; in der Station B habe er mit einem Kameraden aus der weiblichen Abtheilung Freundschaft geschlossen, indem er der Dame die Schuhe, die Dame ihm das Hemd geflickt hätte. Der Verwalter hätte aber die Flickerei für nicht wohl anständig erklärt und dadurch das junge und hoffnungsvolle Verhältnis leider untergraben. In der Station C gäbe es Jagdsport wie bei Cavalieren, Mäuse und Rattenjagden mitten in der Nacht; und in der Station D, da wisse man's eh! Ein vazierender Tischler ist, der weiß von einer Station zu erzählen, wo der Verwalter eine Büchersammlung hergerichtet hat für seine Gäste und ihnen an den Abenden daraus Vorlesungen hält. Besonders gegen die socialcommunistische Bewegung sucht er zu wirken und erklärt das Heiligthum von Mein und Dein. Einmal nach langem Sermon befragte er einen Bäckerjungen über das Vorgelesene und der Prüfling gab zur Antwort: „Ich versteh's halt so: Was mein ist, ist mein, und was dein ist, ist mein." Ein anderer, ein reisender Böttcher, suchte diese Lehre praktisch auszuüben, bestahl aber dabei sich selbst. Er wollte in der Nacht, während im Saale alles schlief, aus dem Beinkleid seines Bettnachbars, das auf der Bank lag, das Geldtäschchen stibitzen und selbes in den Sack seiner Hose praktiçieren; vergriff sich aber so unselig, dass er aus seinem eigenen Beinkleide die Geldtasche in das des Nachbars steckte und den Irrthum erst am nächsten Tage einsah, als nichts mehr zu machen war.

Bei solchem Geplauder wurden Bekanntschaften geschlossen. Da auch ein paar reisende Weibsbilder da waren, so musste der Verwalter endlich mit Nachdruck absondern in die unterschiedlichen Kammern und laut die Mahnung geben zum Nachtgebet und zum Schlafen.

Das Nachtlager war wesentlich besser als der Braune draußen es dem Weber geschildert hatte. Da gab's Strohsäcke, Strohkissen und Wollendecken. — Der König liegt auch nicht besser, wenn er schläft, dachte unser Weber, da schlief er auch schon.

Am nächsten Morgen fragte der alte Halbkrüppel (er hatte einen krummen Fuß), beim Verwalter höflich an, wie weit es bis zur nächsten Station wär'? Ja dahin wäre es fünfzehn Kilometer, so viel als vier gute Stunden. Hierauf die Bitte des Alten, ob er nicht noch einen Tag auf der Station bleiben dürfe, wenn er dafür die zehn Kreuzer zahle, die er vom Weber zu schenken bekommen habe. Das konnte nun aber der Verwalter nicht zusagen, sogleich war der Weber da und sagte, weil er so glücklich sei, Arbeit zu finden, so bezahle er für den Alten die Herberge auf drei Tage, was einen Gulden und fünfunddreißig Kreuzer ausmachte. Also könne der gute Mann sich einmal ein wenig ausruhen. Der Alte bedankte sich tausendmal und meinte, er werde ja ohnehin das letzte Ziel seiner Wanderschaft bald erreicht haben. Er sei Maurer, aber seit ihn ein rollender Stein zum Krüppel geschlagen, könne er seinem Brote nicht mehr recht nachgehen.

Ein Schneider war vorhanden, der wollte es sich nicht nachsagen lassen, dass die Weber großherziger wären, als die Kleidermacher, er schenkte daher dem Alten einen Zwanziger. Das sahen drei anwesende Schuster und sie übertrumpften den Schneider mit einem ganzen Gulden, den sie dem Armen spendeten. Dieser war voller Freuden und Dankbarkeit; der Verwalter schlug mit gewichtiger Miene in seinen Statuten nach, ob es wohl erlaubt sei, auf der Verpflegsstation Almosen zu geben. Erlaubt war es in den Statuten nicht, aber auch nicht verboten. Nun, so nannte der Verwalter die Wohlthäter brave Leute.

Der Gemeindevorsteher erschien, um die Anstalt in Augenschein zu nehmen. Auch ihm gefiel der Sinn der Anwesenden und er nahm nachher Gelegenheit, Folgendes zu sagen: „Selten ist etwas so Gutes erfunden worden, als die Herberge für arme Reisende auf dem Lande. Wir sind der Bettler ledig und haben uns nicht zu fürchten vor unzufriedenen und rachgierigen Gesellen. Die kleine Steuererhöhung, die wir für die Verpflegsanstalten leisten, steht in gar keinem Verhältnisse zu den Auslagen, die uns das Bettelwesen verursacht hat. Und die Reisenden haben noch den größten Vortheil; sie werden befreit von den Vagabunden, denen das Handwerk nun gelegt worden ist, sie finden auf ihrer Arbeitsuche Pflege und Hut und auf kürzestem Wege Arbeit, sowie auch der Arbeitgeber auf kürzestem Wege Arbeitskräfte finden kann. Es ist ein neuer Arbeitsmarkt errichtet für Angebot und Nachfrage. Schon jetzt sieht man weniger Schnapsschänken, man wird auch bald merken, dass es weniger Diebstähle, Einbrüche, Raubanfälle, ja selbst Schadenfeuer gibt, als ehedem. Der große Nutzen, den die Naturalverpflegsstationen nach vielen Seiten hin gewähren, wird erst allmählich ganz erkannt werden. Dann werden die Bezirke, oder die Landesverwaltungen, unter denen die Anstalt steht, sich vielleicht auch bewogen finden, denselben gegenüber weniger zu knausern, wohl bedenkend, dass für unnützere Zwecke mehr Geld ausgegeben wird, als für die Naturalverpflegsstationen, dass aber diese ihre Kosten vielfach abstatten. Meine Herren, ich sage Ihnen das, damit Sie Ihr gutes Recht sehen und den Vortheil, den jetzt jeder hat, der ein ordentlicher Mensch ist. Den Vagabunden wird's unmöglich gemacht. Wir bedauern, Sie heute auf unserer Landestafel nur mit Brot und Gemüse bewirten zu können. Vegetarische Nahrung ist zwar überaus gesund, doch hoffen wir, anständigen Leuten, wenn sie als Arbeiter reisen, dereinst — wenigstens an Sonntagen — auch ein Stück Fleisch aufwarten zu können. So viel, was mit vollem Recht der gewöhnliche Soldat hat, wird für den braven Gewerbsmann, wenn er auf Arbeit-

ſuche iſt, auch noch aufzutreiben ſein. Glückliche Reiſe, meine Herren!"

Ja gewiſs, das waren höflichere Anſprachen, als früher vor den Hausthüren, wenn es über die „Strolche", das „Landſtreichergeſindel", die „Tage- und andere Diebe" hergieng, während mancher arme brave Burſche ſich unter den Erdboden hineinſchämte, daſs er bitten muſste um ein Stück Brot, welches dem Hungernden wohl der Einzelne verſagen kann, nicht aber der Staat, der ſo oder ſo für alle ſeine Kinder zu ſorgen hat.

Bevor die Reiſenden ihren Weg unter die Füße nahmen, gab es in den Papieren noch einzuſchreiben, zu beſtätigen, anzumerken, ſo daſs der Burſche nicht allein in ſeiner eigenen Taſche, ſondern auch auf allen Stationen nach allen ſeinen Dimenſionen und Abſichten feſt und genau beſchrieben iſt und gar nicht in Verluſt gerathen kann.

Als der Webergeſelle auf dem Wege war nach Sanct Joſef, wo er Arbeit nehmen wollte, führte auf der Straße ein Gendarm den Braunen dahin. Der gute Dreher hatte das Handwerksburſchenleben auf eigene Fauſt nach alter Weiſe fortführen wollen, und das war dem Gendarmen nicht recht geweſen.

„Kamerad", ſo redete ihn nun der Weber an, „dir war in der Verpflegsſtation das Zimmer zu dunſtig und die Koſt zu ſchlecht, wird's im Kotter beſſer ſein?"

Der Braune ließ kein allzugroßes Leidweſen merken, ſo daſs der Weber auf die tröſtliche Vermuthung kam, das Land blicke auf den Kotter mit mindeſtens ſo großer Mütterlichkeit, als auf die Herbergen für arme Reiſende.

R.

Hans Makart und Kronprinz Rudolf.

Eine Erinnerung von **Joſef Lewinsky.***)

Es war im Jahre 1873, zur Zeit der Wiener Weltausſtellung. Nach zwölfjähriger Trennung hatte ich mich mit meinen Jugendfreunden Hans Makart, Eduard Kurzbauer, Gabriel Max, Adolf Weiß und Ludwig Barnay in der öſterreichiſchen Kaiſerſtadt wieder zuſammengefunden. Makart und Kurzbauer, damals gerade in der Fülle ihrer Schaffenskraft, waren zu Ruhm und Anſehen gelangt, nicht minder Max und Weiß (Paris) und auf anderem Gebiete Ludwig Barnay, ſeit wir uns zuletzt geſehen; doch das Band innigſter Freundſchaft, das uns in Sturm und Drang wie in Luſt und Scherz zuſammengehalten, hatte ſich, ob wir auch räumlich von einander geſchieden waren, in der Zwiſchenzeit nicht gelockert. Bei ſo harmoniſcher Grundſtimmung konnte es nicht fehlen, daſs wir unſer Wiederſehen in der herzlichſten Weiſe feierten und im öfteren Beiſammenſein jene Stätten, an denen wir in unſerer Jünglings-

*) Aus dem Werkchen: „O dieſe Künſtler!" Von Joſef Lewinsky in Berlin. (S. Fiſcher. Berlin 1890.)

zeit so gerne geweilt, mit besonderer Vorliebe wieder aufsuchten. In der weiteren Umgebung der Kaiserstadt hatten der Kahlenberg und der Leopoldsberg in jener Zeit zu den von uns bevorzugten Ausflugsorten gezählt. Eine Fußpartie „hinauf" galt uns als der Gipfel unserer touristischen Freuden. Und wieder unternahmen wir an einem herrlichen Julimorgen eine „Partie" nach jenen Höhen — diesmal freilich nicht „zu Fuß". Waren wir doch mittlerweile fast sämmtlich vornehmere und sämmtlich — bequemere Herren geworden. Auch der Vorrath an Speis' und Trank, den wir im Wagen Makarts, von diesem gespendet, mit uns führten, unterschied sich nicht unwesentlich von dem frugalen, aus einer gemeinsamen Beisteuer hervorgegangenen, einer defecten Reisetasche anvertrauten Mundvorrath, womit wir auf derartigen Ausflügen uns einst gern begnügten.

Und wieder standen wir auf jenem entzückenden Aussichtspunkt, der uns den Anblick des wunderbarsten Panoramas gewährte — die alte Kaiserstadt mit ihrem Häusermeer, mit ihren Kirchen und Palästen, mit ihrem mächtig emporstrebenden Wahrzeichen, dem alles überragenden Stephansthurm und dem majestätischen Strome, der im Glanze der Morgensonne doppelt „schönen" blauen Donau. Ein Städtebild, unvergleichlich und einzig in seiner Art.

Und auf dem wiedergefundenen Lieblingsplätzchen im Schatten des Waldes uns lagernd, riefen wir im Austausch unserer Erinnerungen die alte, trotz mancher Entbehrungen freudenreiche Jugendzeit zurück, jene Zeit, die nur Ideale, Thorheiten und noch keine Enttäuschungen kennt . . . Und beim Klange der Gläser ließen wir auch die alten lieben Weisen ertönen und auch die alten lieben, noch unverjährten Scherze wurden vorgebracht — wie einst!

Ludwig Barnay, welcher durch sein Gastspiel mit den „Meiningern" in Berlin als Marc Anton kurz zuvor „sich selbst entdeckt" hatte, ließ sich zur Declamation jener Hebbel'schen Ballade („Der Haideknabe") bewegen, durch deren Vortrag der hoffnungsvolle Musenjünger den Freunden seinen Beruf zur Bühne an derselben Stätte einst dargethan.

Wir standen noch im Banne der mit echter Leidenschaft wiedergegebenen Dichtung, als plötzlich Kurzbauer ausrief: „Wir haben Zuhörer, Freunde!"

Wie elektrisiert sprang Makart auf und raunte uns zu: „Der Kronprinz!. . ." Schnell erhoben auch wir uns, während Makart nun dem jugendlichen Prinzen entgegeneilte, der in Begleitung eines älteren Cavaliers in unserer Nähe stand und jetzt mit freundlichem Lächeln dem Declamator applaudierte. Makart, dessen Ruf, trotz vieler Gegner seiner künstlerischen Richtung, damals schon fest begründet war, und der bei Hofe in hohem Ansehen stand (war er doch einer persönlichen Einladung des Kaisers zu dauerndem Aufenthalt in Wien gefolgt), erfreute sich der besonderen Gunst des jugendlichen Thronfolgers. Mit herzlicher Lebhaftigkeit rief Erzherzog Rudolf dem Meister zu: „Aber das ist ja ein reizendes Zusammentreffen, lieber Makart, hier mitten im Walde. Wir haben unseren Wagen vorausgeschickt, um uns bei dem prächtigen Wetter den Genuss einer Fußpartie nach Klosterneuburg zu verschaffen, und nun kommen wir unverhofft zu einem Kunstgenuss im Freien."

„Kaiserliche Hoheit, wir feiern ein frohes Wiedersehen, und das kann man wohl nicht besser, als in Gottes schöner Natur. Gestatten Hoheit, dass ich Ihnen meine Jugendfreunde vorstelle?"

Und mit der ihm eigenen Wärme präsentierte Meister Hans dem kaiserlichen Jüngling jeden einzelnen seiner Freunde. Einige derselben waren dem

kunstsinnigen Prinzen aus ihren Schöpfungen bereits bekannt. Max hatte durch seine ersten größeren Werke, die „Löwenbraut“ und „Julia“, die allgemeine Aufmerksamkeit bereits auf sich gelenkt. Kurzbauers seitdem populär gewordenes Gemälde „Die ereilten Flüchtlinge“ war von der Kaiserlichen Galerie im Belvedere angekauft worden, und Barnay hatte jüngst an der „Burg“ gastiert. Kronprinz Rudolf, eine jugendlich elastische Gestalt von etwa fünfzehn Jahren, blond, mit geistsprühenden, freundlichen Augen, wusste jedem der ihm vorgestellten Künstler etwas Verbindliches zu sagen. Aus jedem seiner Worte gab sich eine so ursprüngliche Frische und Lebensfreudigkeit, eine allem Etikettenzwange abgeneigte Natur kund, dass man nicht den Erben eines der mächtigsten Reiche, sondern einen Jüngling aus vornehmem Bürgerhause vor sich zu sehen glaubte.

„Hier ist's so schön, meine Herren, dass ich mich am liebsten bei Ihnen niederlassen möchte“, rief der Kronprinz mit jugendlichem Enthusiasmus aus. „Nicht wahr, lieber Graf, wir wollen hier ein wenig rasten?“ wandte sich der Erzherzog an seinen Gouverneur, den Grafen Latour, der sich bisher etwas abseits gehalten. „Das heißt“, bemerkte der Kronprinz, sich zu uns wendend, „wenn's die Herren erlauben.“

Wir gaben natürlich unserer Freude, den jungen Prinzen in unserer Mitte zu sehen, lebhaften Ausdruck. „Aber nur unter einer Bedingung, meine Herren“, sagte der Prinz. „Sie versprechen mir, sich unseretwegen keinen Zwang aufzuerlegen und uns als zu Ihrer Gesellschaft gehörig zu betrachten.“ Und mit ergötzlicher Neugier die lukullischen Herrlichkeiten prüfend, die mittlerweile von Makarts Diener auf einem weißen Tafeltuche ausgebreitet waren, fügte er hinzu: „Das muss hier im Freien prächtig schmecken!“

„Wenn kaiserliche Hoheit uns die Ehre erweisen wollen, mit dem Herrn Grafen an unserem bescheidenen Mahl theilzunehmen . . .“, sagte Makart etwas zögernd.

„O, mit Vergnügen, lieber Meister“, erwiderte Kronprinz Rudolf. „Wir haben von unserem Marsch Appetit bekommen, nicht wahr, lieber Graf?“

Da unser hoher Gast sichtlich in unserer Gesellschaft sich recht behaglich fühlte, so schwand auch unsererseits bald der letzte Rest von Befangenheit, und rückhaltslos gaben wir uns der fröhlichsten Stimmung hin. Bei dem heiteren Austausch unserer Jugenderinnerungen lag es nahe, dass wir auch jenes Tages gedachten, den wir zuletzt an dieser Stätte zugebracht.

„Wisst ihr euch noch des lustigen Streiches zu entsinnen, den uns unser lieber Freund Makart damals auf dem Wege nach dem Leopoldsberg gespielt?“ fragte Kurzbauer. „Kaiserliche Hoheit müssen wissen, dass unser Makart, der ein so ernster, schweigsamer Herr geworden ist, damals zu den heitersten in unserem Bunde zählte. . . Sengend brannte die Hitze; die Last unserer mit Proviant gefüllten Reisetasche hatte ein jeder von uns bereits schwer empfunden, kein Wunder, dass wir uns sämmtlich auf halbem Wege schon ermattet fühlten. Da, mit einemmale — wir waren im Begriff, mit Stöhnen und Ächzen die steil aufsteigende Höhe dort zu erklimmen — erklärte Freund Makart: „Hört Kinder, ich kann nicht mehr weiter, meine Füße sind ganz wund gerieben; wenn ihr mich nicht tragen wollt, muss ich in der Sonne hier liegen bleiben.“ Da uns Freund Hans die Alternative mit dem vollkommensten Ernst stellte, was blieb unserer Collegialität übrig, als zu Zweien abwechselnd uns mit ihm zu beladen! Und so langten wir schweißtriefend und erschöpft von der Durchführung unserer Rollen als Lastthiere auf dem

Leopoldsberge an, und welche Eröffnung machte uns der kleine Schelm? „Ich danke euch, Kinder“, rief er, mir und Barnay munter vom Arm herunterspringend. „Ich wollte bloß eure Muskelkraft prüfen, habe mich aber überzeugt, dass ihr sämmtlich Athleten seid.“

Der Kronprinz lachte herzlich. „Solch' junges Künstlerleben mag wohl manches Abenteuerliche im Gefolge haben“, meinte er.

„Ich kann's nicht leugnen, kaiserliche Hoheit“, sagte Freund Weiß, „bei aller Begeisterung für unsere künstlerischen Ideale, und bei mancher Entbehrung, waren wir doch zugleich das leichtlebigste, lustigste Völkchen, dessen glückliche Weltvergessenheit eben nur auf dem Boden der heiteren Kaiserstadt gedeihen konnte.“

„Wir waren damals auch bessere Menschen, kaiserliche Hoheit, als wir heute sind“, sprach Max, mit dem ihm eigenen Sarkasmus. „Es gab eine Zeit, wo wir sämmtlich aus der Akademie ausgetreten waren, im Bestreben, uns selbst weiter zu bilden, aber leider die Modellkosten nicht erschwingen vermochten. (Später giengen wir ja zu Piloty nach München.) Mit welcher rührenden Opferwilligkeit war da unser Freund Lewinsky bereit, im heißen Sommer oft mehrere Stunden uns «Act» zu stehen! Mit welcher lammfrommen Geduld war der herrliche Jüngling da noch fähig, einen mit den Gesetztafeln vom Berge Sinai heruntergekommenen Moses, oder einen aus dem Bauche des Walfisches eben frisch ausgespieenen Propheten Jonas für naturgetreu darzustellen!“

„Moses und die Propheten, kaiserliche Hoheit, das waren die Sujets, nach welchen wir alle damals strebten“, bemerkte ich offenherzig.

„Wenn Sie Ihr künstlerisches Martyrium so leichtgesinnt zu tragen vermochten, muss die Sache nicht so ganz schlimm gewesen sein“, meinte Graf Latour lächelnd.

„O, sie war oft schlimm genug, Excellenz“, rief Barnay. „Heute, wo wir so mancher Jugendthorheit entrückt sind, lachen wir freilich darüber.“

„In welcher Weise haben Sie Ihre Laufbahn begonnen, Herr Barnay?“ fragte der Kronprinz den Bühnenkünstler.

„Die ersten «Bretter», welche meine «Welt» bedeuten, waren in Meidling bei Wien aufgeschlagen“, erwiderte der zukünftige Theaterdirector. „Leider war es mir nicht vergönnt, diese Bretter zu betreten, denn vor meinem ersten Debut als Karl Moor wurde ich wegen Passlosigkeit aus Meidling ausgewiesen.“

„Das ist allerdings ein wenig ermuthigender Anfang“, warf der Kronprinz lachend ein.

„Und wisst ihr euch noch des Abschiedsschmauses zu entsinnen, den wir unserem Freunde Barnay gegeben haben?“ fragte Kurzbauer.

„O gewiss“, betheuerte Weiß. „Wir feierten an dem Abend gleichzeitig den Namenstag unseres Freundes Max. Der 24. April war's. Wisst ihr noch, Gabriel bezahlte die Zeche.“

„Aber des Nachspieles werdet ihr euch nicht zu erinnern wissen“, sagte Max vor sich hin kichernd. „Daran waret ihr freilich nicht betheiligt. Bei Namenstags- und Abschiedsschmäusen, kaiserliche Hoheit, geht es nicht immer streng puritanisch zu, und die vielfachen Toaste derartiger Feste werden in der Regel nicht mit Wasser ausgebracht“, wandte sich Max halb entschuldigend zu dem jugendlichen Thronfolger. „Nun bewohnte ich damals mit einem Akademiegenossen in der Alservorstadt gemeinsam ein Zimmer. Beim Nachhausegehen in später Nacht — fußhoch lag der Schnee auf der Straße — bleibt mein College plötzlich vor mir stehen und spricht in feierlich bewegtem Tone: „Hör' mal, Gabriel, ich weiß, du bist mein Freund, mein Bruder. Kannst du mir bis zum Ersten einen Gulden pumpen? (Er

drückte sich inbezug auf den „Ersten“ immer etwas unbestimmt aus.)

„Du närrischer Kerl, wozu brauchst du einem Gulden?“ fragte ich.

„Ja schau, Brüderl“, erwiderte Wilhelm, „mir fällt halt eben ein, dass mir der Holzer . . . (so hieß der in seiner außeramtlichen Stellung einen kleinen Handel mit Malerrequisiten treibende Diener der Akademie), weißt, dass mir der Holzer den Credit gekündigt hat.“

„Aus welchem Grund?“

„Na schau, Gaberl, weil ich schon mit elf Gulden bei ihm an der Kreide stehe. Sixt, wenn ich dem Kerl nicht wenigstens mit einem Gulden den Mund stopf', dann gibt er mir morgen weder Leinwand noch Farben zum Malen.“

Die sämmtlichen Taschen meiner Kleider durchsuchend, fand ich eben noch einen Gulden, der mir von der Zeche des Abends übrig geblieben war, und diesen Gulden zählte ich in zehn Silbersechserln in die Hand des neben mir im Zickzack durch den Schnee watenden Freundes.

Als wir aber am folgenden Morgen mit schweren Köpfen erwachten und zur Akademie gehen wollten, machten wir eine lustige Entdeckung: Mein Freund hatte die zehn Sechserln gar nicht von mir erhalten. Ich hatte sie — in den Schnee gezählt.“

Die Gesellschaft lachte und der Kronprinz rief vergnügt: „Da muss es freilich an dem Abend ziemlich neblig gewesen sein.“

„Die Erwähnung unseres Freundes Wilhelm G. ruft auch in mir die Erinnerung an ein heiteres Erlebnis wach“, sagte Adolf Weiß. „Wer ihn sah, den wackeren G. mit seinem offenen, ehrlichen Vollmondsgesicht, der musste unwillkürlich an lukullische Mahlzeiten denken; und doch litt der arme Junge oft die bitterste Noth und war genöthigt, um nur das Leben zu fristen, Kreuzwege, Martertaferln, Heiligenbilder für arme Dorfgemeinden à fünfzig Kreuzer bis zu einem Gulden das Stück zu malen. Da erfuhren wir einst, Kurzbauer und ich, dass eine alte Dame sich porträtieren lassen wolle. Sofort waren wir entschlossen, die Arbeit dem bedürftigeren Kameraden zuzuwenden. Nun war dieser aber im Verkehr mit Fremden von einer unbesiegbaren Blödigkeit. Zu einem Besuch einer wildfremden Frau würde er nicht um eine Welt zu bewegen gewesen sein; da konnte nur List zum Ziele führen. Unter irgend einem Vorwande wurde der ahnungslose G. zu einem Spaziergang eingeladen, bis an das Haus der porträtlustigen Dame geleitet und ihm der Zweck unserer Promenade hier eröffnet. Kaum aber hatte dieser Erzeuger von «Martertaferln» vernommen, welches Martyrium von seinen ungerathenen Freunden ihm selbst zugedacht sei, als er mit heillosem Entsetzen Reißaus nehmen wollte. Wie der Blitz waren wir ihm jedoch auf den Fersen, ergriffen ihn an Händen und Füßen und trugen den Widerstrebenden die Treppe hinauf, klingelten an der Thür der Dame und schoben ihn ins Zimmer, worauf wir, froh über das Gelingen unserer List, die Treppe hinunterstürmten.

«Was wollen Sie?» fragte angsterfüllt die allein anwesende Dame den hereinpolternden Fremdling, der mit seinem hochgerötheten Antlitz allerdings wenig vertrauenerweckend vor ihr stand. Verlegen den Hut in der Hand drehend, stotterte der arme Junge einige unverständliche Phrasen von «Porträtmalen», «Schöne Empfehlung» und «Hergeschickt worden». Die gute Frau, deren Phantasie angesichts des verdächtig um sich blickenden Eindringlings, in Erinnerung eines vor kurzem an einer alleinstehenden Dame verübten Mordes in Aufregung gerathen war, sah aber in jenem einen Menschen, der auch gegen sie nichts Gutes im Schilde führe. «Entfernen Sie sich augenblicklich!» rief sie mit zitternder Stimme

von der äußersten Ecke des Zimmers dem noch immer an der Thür stehenden, kläglich dreinblickenden «Räuber» zu; und als dieser, selbst nach Fassung ringend, der Aufforderung nicht gleich Folge leistete, riss sie das Fenster auf und schrie nach dem Hof um «Hilfe!» Jetzt war für den so grausam verkannten Porträtierer allerdings der geeignete Moment, sich zu «entfernen» gekommen, denn auf dem Hofe wurden bereits Stimmen laut. Athemlos langte er auf der Straße an, wo wir, auf das Resultat seines «Besuches» begierig, ihm entgegenriefen: «Nun Wilhelm, wird sich die Alte von dir malen lassen?» — «Der Teufel soll die Alte malen, und euch soll er holen!» entgegnete er, seinen stürmischen Gefühlen in drastischer Weise Luft machend, war aber viel zu gutmüthig, um nicht in das Gelächter der Freunde über seine «Räubergeschichte» schließlich selbst einzustimmen."

Die Erzählungen unserer Gefährten hatten den Prinzen und seinen Begleiter ungemein belustigt. Nun aber mahnte Graf Latour seinen hohen Zögling zum Aufbruch. Offenbar nur ungern folgte dieser der Aufforderung.

„Meine Herren", sagte der Kronprinz, sich erhebend, „ich danke Ihnen für die heiteren Stunden, die ich in Ihrer Gesellschaft verleben durfte; sie haben mich erfrischt und angeregt. Revanchieren kann ich mich freilich nicht durch Erzählung meiner Jugenderlebnisse", sagte der Erzherzog lächelnd; und mit einem Seufzer setzte er hinzu: „Ach, lernen, studieren und — entbehren muss ein Kronprinz auch, nur ist seine Jugend dabei minder lustig als die des Künstlers."

„Der Beruf Euerer kaiserlichen Hoheit ist aber auch ein ungleich erhabenerer als der des Künstlers", sprach Makart mit Wärme. „Wir dürfen nur hoffen, durch die Gebilde unserer Kunst Tausende zu erfreuen. In die Hände des dereinstigen Herrschers ist aber das Glück von Millionen gelegt."

„Das allein ist es, lieber Makart, was mir meine Arbeit versüßt und mich auf manchen Genuss, der anderen natürlich erscheint, gern verzichten lässt", rief der kaiserliche Jüngling, indem seine Augen in feurigem Glanze aufleuchteten . . .

Nach freundlichem Abschiede verließ er das trauliche Plätzchen, an dem wir so fröhlich geplaudert hatten. Schweigend blickten wir der langsam entschwindenden Jünglingsgestalt nach, und ernster, als wir gekommen, verließen wir die Stätte. Wir hatten in ein geistig reges, dem Idealen zugewandtes Gemüth geschaut. Der Gedanke, wie dieser lebensfrohe, blühende Jüngling einst das Land seiner Väter beherrschen, wie er auf dem Kaiserthrone mit den neuen Forderungen der modernen Zeit sich abfinden würde, beschäftigte uns noch lange, und frohe Hoffnungen wurden laut auf die Zukunft Österreichs und seines künftigen Herrschers . . .

Kleine Laube.

Unter Scheffels Banner!

Eine Reiseerinnerung von Adolf Jarosch.

„Und vergnügt schlug ihm das Herz, als er einsam fürbaß zog!“ — Dieser so schlichten und schönen Worte aus Scheffels „Ekkehard“ gedachte ich, als ich das schöne Ischl verließ, um mich nach dem lieblichen Aberſee zu wenden.

Es war früh morgens und meine Brust hatte sich den Gefühlen geöffnet, die das Herz gefangen nehmen beim Anblick der herrlichen Frühlingspracht und beim Lauschen des fröhlichen Gesanges der munteren Vöglein, deren Gezwitscher sich in das lustige Plätschern der Traun mengte, die dem Wanderer am ganzen Wege bald zur Rechten, bald zur Linken entgegenfließt.

Nach 2½stündigem, rüstigem Ausschreiten war ich im malerisch gelegenen, fremdenbelagerten, saisonfähigen St. Wolfgang, von wo aus, nach kurzer Rast, der weges- und Scheffel-kundige Bürgermeister, Hotelbesitzer Peter, mich zum Scheffelblick geleitete. Und die herrlichen Landschaftsbilder, die unterwegs stückweise mein Auge ergötzten, boten sich nun vereint meinen Blicken dar. Es war unvergeßlich schön! Wahrlich, der deutsch-österreichische Alpenverein hätte keinen würdigeren Platz für den Obelisk mit dem Gedichte der Erzherzogin Valerie: „Dank an Scheffel“ finden können. —

Die Welt der Mäcenaten ist ausgestorben. Kein Krösus flicht dem Mimen und Dichter Kränze und läßt letzteren Geisteskinder abschreiben, beziehungsweise drucken. Die Erde hat bereits das vom alten Propheten vorhergesagte Loch bekommen und die erste, die durch dasselbe fiel, war die Kunst. Ein großes Verdienst gebührt daher dem Alpinisten, der seinen Mitmenschen nicht nur Brücken baut und Wege bahnt, sondern auch dem Dichter Denkmäler errichtet. Und doppelt Dank verdient der deutsch-österreichische Alpenverein, der dem Sänger der „Bergpsalmen“ an den Gestaden des St. Wolfgangsees gleich zwei Mementos in den Stein geschrieben.

Und besonders das zweite, das wir auf der Rückfahrt von St. Gilgen, nach welcher Seite wir abgestiegen waren, sahen, ist es, das so wirkungsvoll auf den herabschaut, der auf urzeitlichem Einbaum sich ihm nähert. Ich meine die Inschrift auf abgrunddräuender Wand des Falkensteines. Sie ist wahrlich der gewaltigste Ruf: Te saxa loquantur! — Der vielleſende Ferge erzählte mir nun, was ich längst wußte und mir als nächstes Ziel meiner Fahrt bestimmt hatte. Es war eine Freude, zu hören, wie der biedere, schlichte Mann mit dem Thurme herausrückte, den man dem gleichen „G'schichtenschreiber“ zu Ehren in Mattsee errichtet, und eine Thräne der Rührung

kam mir ins Auge, als unſer wackere Fährmann aus zottigem Wams ein arg abgegriffenes Exemplar der „Bergpſalmen“ hervorzog und meinte: „Dös müaſſen's leſen, da ſteh'n ſchöne Sachen drin.“ — Vor uns die thürmende Felswand, vom blaugrünen Seeſpiegel benetzt; dunkle Fichten, vom Glutenſchein der ſinkenden Sonne vergoldet, und geſpenſtiſche Schatten hin- und herhuſchend auf dem ſtarren Felſen, als ſuchten ſie den alten Freund, der hier auf Jagd- und Fiſchweid zog, den tapf'ren Biſchof von Regensburg, der

„Aus Kaiſerfehde und Fürſtenſtreit
Entflieht zur Alpeneinſamkeit.“

Unbeweglich lauſchte unſer breitſchultriger Genoſſe, wallenden Bartes, ſelber ein heiliger Wolfgang, auf die Märchen des Sees.

Anderen Tages zog es mich nach den Gefilden des Salzburger Hügellandes. An den Mattſeen wollt' ich Einkehr halten und das ſowohl monumental, als auch literariſch intereſſante Erinnerungszeichen an Joſef Victor von Scheffel beſichtigen: den Scheffelthurm mit dem Scheffelmuſeum in der Villa Breitner.

Ich bin ſonſt ein ausgeſprochener Feind von Privatſammlungen, denn man muß bei Beſichtigung einer ſolchen oft unverdienter Weiſe loben, um ſich gegen den Beſitzer nicht unhöflich zu zeigen — conventionelle Lügen beherrſchen ja die Welt — was bei öffentlichen Sammlungen wegfällt. Bei dieſen zahlt man ſeinen Obulus und kann nach Herzensluſt ſchimpfen und nöthigenfalls mit dem Cuſtos — grob ſein.

Ich ließ mich, zwar von alten Vorurtheilen getragen, doch durch meine Neugierde, das vielbeſprochene Scheffelmuſeum zu ſehen, bezwingen und ſchlug den Weg dahin ein.

Ich ſollte gleich, wenigſtens ſchon an der Schwelle, von meinem Vorurtheil über Privatſammlungen geheilt werden.

Der Beſitzer des Muſeums, der Verfaſſer von „Vindobonas Roſe“, ſelbſt ein gottbegnadeter Poet, empfieng mich und machte den liebenswürdigſten Cicerone, den man ſich nur begehren kann. Überaus entzückt, einen ſo wackeren Freund des dahingegangenen Ekkehard-Dichters zu kennen, erhob ich den Willkommbecher, gefüllt mit duftigem Maitrank, und brachte ihn den Manen des Dichters. Nun gieng es an die Beſichtigung.

Eine Stiege, über welcher in goldenen Lettern die Inſchrift: „In honorem Victoris Scheffel“ glänzt, führt uns in ein altdeutſches Gemach, durchweht vom Hauche eines Dichtergenius. Die herrlichen Glasmalereien bringen in ſinniger Weiſe die Muſen, die „neun antiken Tanten“, wie ſie Scheffel in leichtem Scherze nennt, zur Darſtellung und laſſen das Licht in eigenthümlicher Färbung in das trauliche Gemach dringen, wo uns vor allem eine Koloſſal-Büſte Scheffels in die Augen fällt; es iſt dies nicht die einzige, andere kleinere ſtehen auf Geſimſen und in Niſchen, darunter eine beſonders wertvolle, von dem berühmten Stuttgarter Steinkünſtler Reinecke. Am meiſten intereſſierte mich das Autographenkäſtchen, aus dem mir die ſchönen, wohlbekannten Schriftzüge Scheffels durch den Glasverſchluſs entgegenleuchteten. Die eingehende Beſichtigung der zahlreichen, zum Scheffelſtudium äußerſt wertvollen Autographe ſparte ich mir für die folgenden Tage auf, die ich im Hauſe als Gaſt zubringen ſollte. Unter dem Autographenſchrein befindet ſich im Regal das Archiv des „Scheffelbundes in Öſterreich“, der hier ſeinen Sitz hat. Die Wände des Thurmzimmers ſind geſchmückt mit Photographien und Bildern, welche uns die herrlichen Geſtalten aus Scheffels Werken kunſtvollendet vorführen. In einer Ecke ſteht ein kleiner Tiſch, bedeckt mit einem weißen Deckchen, das, von kunſtſinniger Damenhand geſtickt, uns Jung Werner zeigt, der ſein Abſchiedslied wehmüthig zum Schloſſe entſendet, wo ſeine Liebſte weilt. Darauf ſteht ein Pokal, eine Spende ſangesfroher Männer der Salzſtadt Hallein. In einem geräumigen Glasſchrank finden wir alle Ausgaben Scheffel'ſcher Werke, ſowie die ſechs bis jetzt erſchienenen Biographien des Dichters, die Überſetzungen ſeines „Trompeter von

Säkkingen“ ins Italieniſche, die beſonders gelungen genannt werden kann, ins Engliſche und Plattdeutſche, alle in zuvorkommendſter Weiſe von den betreffenden Verlegern dem Eigenthümer der Scheffelſtube zur Verfügung geſtellt. — Nebenbei verdient es betont zu werden, daſs die ganze wertvolle Sammlung lauter freiwilligen Beiträgen von Scheffelverehrern und Scheffels beſten Freunden, wie Staatsrath von Eiſenhart, Juſtizrath Schwanitz, Profeſſor Ebers, A. von Werner, Alberta von Freidorf u. ſ. f. verdankt wird. Über die Entſtehungsgeſchichte des „Trompeters“ gibt uns ein Büchlein von Herford und ein Manuſcript ähnlichen Inhaltes von Pomezny Aufſchluſs. Natürlich fehlt auch das vom Scheffelbunde herausgegebene Gedenkbuch nicht, wie ja alle Bücher, die auf Scheffel Bezug haben, vorhanden ſind.

Auch der Humor findet ſeine Vertretung; es fehlen nicht die verſchiedenſten Parodien auf Scheffels Gedichte, beſonders auf das unvermeidliche, aber unverdienter Weiſe ſo oft miſshandelte „Behüt' dich Gott“. Ein luſtiges Studentlein hat zur Erinnerung an den flotten Corpsſtudenten Scheffel ſeinen Bummler mit den Zeilen gewidmet:

O Bummler, der mein Liebling war
In manchem Lebenssturm,
Der mich geſchmücket manches Jahr,
Schmück' nun den Scheffelthurm.

Sehr intereſſant iſt eine künſtliche, ſich bewegende Eidechſe als Ichthyoſaurus, welche kein Geringerer als der Nordpolfahrer Fregatten-Capitän Emil Edler von Wohlgemuth direct aus Japan ſandte; derſelbe hat auch das Scheffelmuſeum vor fünf Jahren eröffnet.

Ich will ganz abſehen von den zahlloſen, auf Scheffel bezüglichen Zeitungsblättern u. dgl. Die geneigten Leſer werden mir gerne glauben, daſs ich nicht alles erwähnen kann, was das Muſeum bietet. Es wäre ja auch nicht recht möglich, den ganzen Katalog der Sammlung zu geben; dazu gehört viel Raum, Zeit und Mühe.

Für die Beſucher des Scheffelthurmes liegt ein Fremdenbuch auf, in welchem ſchon mancher Scheffelverehrer ſich verewigt und theilweiſe ſehr ſinnige Sprüche und Gedichte eingetragen hat; ſo trifft man L. Foglars bereits durch die ganze Preſſe gewandertes Gedicht „In der Scheffelſtube“ und die trefflichen Verſe von R. Haas:

Und lebend bleibt er und erhebt
Hoch ſich empor aus Schmerz und Schwächen —
Die ſind jetzt todt: ſein Genius lebt
Und nur von ihm wird man einſt ſprechen.

ſowie

Tief war ſein Weſen und Gedicht,
Vom Herzen kam's, zum Herzen drang es,
Ins Breite gieng ſein Schaffen nicht;
Doch was er ſchuf, war erſten Ranges.

Herr Dr. Aberle wünſcht in luſtigen Reimen, der Scheffelthurm möge — mit Anſpielung auf den von Petrefacten erfüllten Felſen des Wartſteins, auf dem er ſteht — auf den letzten Ichthyoſaurus gebaut ſein.

Ein Spruch lautet, und damit will ich die Reihe der Citate ſchließen: „Laſs dich den Tod nicht reuen, Scheffel! Dein Name lebt hoch.“

Hat man nun geſehen und geſtaunt vor der Liebe und Verehrung, die Meiſter Scheffel ſo allſeitig gefunden hat und findet; hat man dem Fleiße des Beſitzers gedankt, der den Scheffelthurm erbaut und ſo Vieles in zwangloſer Weiſe zur Schau ſtellt, ohne daſs man durch Nummern und Abtheilungen an eine trockene proſaiſche Alltagsausſtellung erinnert wird: ſo ſchweift der Blick durch die Thurmfenſter auf die im Sonnenſchein freudig wiederſtrahlenden Mattſeen. Freundlich liegt der Markt ſelbſt da, umrauſcht von dunkelblauen Waſſern, anmuthig das gegenüberliegende Seeham, das zur grauſamen Hunnenzeit manchen Mattſeer Flüchtling gaſtlich aufnahm, und im ſanft verſchleierten Hintergrunde heben die Salzburger Berge träumend die dunklen Häupter in die Lüfte und hinter dem ſagenumkränzten Untersberg winken die ſchneeigen Spitzen des Watzmannes herüber zum Denkmal des Sängers der im bunten Farbenſpiele deutſcher Sage ſchimmernden Frau Aventiure.

Im Nu waren die Wochen vergangen, die ich mir zum Studium hier bestimmt hatte; ich lebte im immerwährenden „Genussstrudel“ — wie der selige Klausner vom Wartstein sagte, wenn er seine Freunde in einer Anwandlung von Misstrauen über Berg und See jagte und sich des Erfolges herzlich freute. — Nun war's auch hier zum Abschied.

Ergriffen schied ich von dem reizenden Dichterheim, geleitet von dem Sänger der „Rose von Vindobona“ und dessen liebenswürdiger Hausfrau mit zwei munteren Kindern, die mich in ihrer ergötzlichen Ursprünglichkeit an Audisax und Hadumoth gemahnten.

Botenart.

Von Anastasius Grün.

Der Graf kehrt heim vom Festturnei,
Da wollt' an ihm sein Knecht vorbei.
„Holla, woher des Wegs, sag' an!
Wohin, mein Knecht, geht deine Bahn?“

„Ich wandle, dass der Leib gedeih',
Ein Wohnhaus such' ich mir' nebenbei.“ —
„Ein Wohnhaus? nun, sprich grad' heraus,
Was ist gescheh'n bei uns zu Haus?“ —

„Nichts Sonderlichs! Nur todeswund
Liegt euer kleiner, weißer Hund!“ —
„Mein treues Hündchen todeswund!
Sprich, wie begab sich's mit dem Hund?“ —

„Im Schreck Eu'r Leibross auf ihn sprang,
D'rauf lief's in den Strom, der es verschlang.“
„Mein schönes Ross, des Stalles Zier!
Wovon erschrak das arme Thier?“ —

„Besinn' ich recht mich, erschrak's davon,
Als von dem Fenster stürzt' Eu'r Sohn.“ —
„Mein Sohn! Doch blieb er unverletzt?
Wohl pflegt mein süßes Weib ihn jetzt?“ —

„Die Gräfin rührte straks der Schlag,
Als vor ihr des Herrleins Leichnam lag.“ —
„Warum bei solchem Jammer und Graus,
Du Schlingel, hütest du nicht das Haus?“ —

„Das Haus? Ei, welches meint Ihr wohl?
Das Eure liegt in Asch' und Kohl'!
Die Leichenfrau schlief ein an der Bahr',
Und Feuer fieng ihr Kleid und Haar.
Und Schloss und Stall verlodert' im Wind,
Dazu das ganze Hausgesind!
Nur mich hat das Schicksal aufgespart,
Euch's vorzubringen auf gute Art.“

Überraschendes aus dem Reiche der Zahlen.

Es ist eine ergötzliche Zusammenstellung statistischer Curiositäten, die wir in dem „Neuen Demokrit“ von E. M. Schranka (Berlin, Hans Lüstenöder, 1890) finden. In der Absicht, unsere lieben Leser einmal ein wenig zu verblüffen, entnehmen wir derselben folgende Stückchen:

Eine der ersten, ältesten, oft genannten statistischen Curiosa hängt mit der Erfindung des Schachspieles zusammen.

Der über die geistreiche Erfindung entzückte König Schachram, so wird erzählt, erlaubte dem Erfinder, dem Brahminen Sissa (die Geschichte spielt 400 Jahre v. Chr.), eine besondere Gnade als Belohnung.

Der Brahmine begehrte nichts mehr, als dass man ihm für das erste Feld ein Weizenkorn, für das zweite zwei, für das dritte vier, für das vierte acht Weizenkörner und so fort in geometrischer Progression die Körner bis zum 64. Feld verdoppelt geben und den ganzen Betrag schenken möge. Diese Forderung schien anfangs unbedeutend, doch wie groß war das Erstaunen des Königs, als er vernahm, dass alles Getreide der Erde die verlangte Zahl Körner nicht liefern würde. Sie betrug 18,000,000,000,000,000.000 Körner, welche beinahe 15 Billionen Cubikfuß oder 14½ Billion englischer Scheffel ausmacht, die eine Fläche von 2200 Quadratmeilen, auf denen das Korn 30 Fuß hoch läge, einnehmen würden, oder das gesammte Festland der Erde ließe sich damit zwei Zoll hoch bedecken.

Da erst begann man sich einen Begriff von der Bedeutung der Zahl zu machen.

Es wird von Quadrillionen ge-

sprochen, indes es schon schwierig ist, sich einen richtigen Begriff von einer einzigen Million zu machen. Legt man z. B. eine Million Fünfmarkscheine auf einander, so erhält man einen Pack von 250 Fuß, und doch ist dabei angenommen, dass 100 Fünfmarkscheine ein Päckchen von ¼ Zoll ergeben; 1000 Stück würden 2½ Zoll ausmachen, 100.000 Stück 25 Fuß, 1,000.000 Stück 250 Fuß.

Aber nehme man nun an, ein Mensch hätte jede Stunde seines Lebens, von seiner Geburt an, Tag und Nacht gleich durchgerechnet, einen Thaler zu verzehren, so würde dieser Mensch, wenn er das seltene Alter von 100 Jahren erreichte, bei weitem keine Million in dieser langen Zeit verbraucht haben; denn 1 Stunde 1 Thaler, macht 1 Tag 24 Thaler, 1 Jahr 8760 Thaler, und 100 Jahre 876.000 Thaler.

Eine interessante Aufgabe ist die Frage, zu welcher Summe ein Pfennig anwächst, der zu 5% zu Christi Geburt auf Zinseszinsen ausgeliehen wäre.

Im Jahre 1870 würde der Pfennig auf eine Zahl angewachsen sein, die 38 Stellen hat und mit 30 Sextillionen beginnen würde.

Millionäre können eigentlich gar nicht verarmen. Nehmen wir beispielsweise das Vermögen des Hauses Rothschild. R. Meyer berechnet das Anwachsen des Rothschild'schen Capitales folgendermaßen: Der Pariser Rothschild starb 1875 und hinterließ 1000 Millionen Francs.

Man darf das Vermögen des Gesammthauses Rothschild also auf 5000 Millionen Francs schätzen. Die Rothschilds machen nun mehr als 5% Zinsen. Rechnen wir indes, dass dieses Plus für ihren Unterhalt daraufgehe und ihr Capital nur alle 15 Jahre verdopple.

So unanfechtbar aber, so logisch auch die Zahlen sind, so können sie doch, statistisch angewendet, auch ad absurdum führen.

Ein solcher hochinteressanter Fall ist folgender: Wenn ein Arbeiter eine Mauer in 12 Tagen erbaut, so bauen dieselbe Mauer doch 12 Arbeiter in einem Tag. Gut; dann bauen sie aber 288 Arbeiter in einer Stunde, 17.280 in einer Minute, und fassen gar 1.036,800 Mann an, so steht sie in einer Secunde da, d. h. ehe noch einer einen Stein hat hinlegen können.

Der Bodensee ohne den Untersee hat 8½ Quadratmeilen oder 5682 Millionen Quadratfuß; es hätten somit sämmtliche Bewohner des Erdballes zur Zeit jener Berechnung, auf rund 1430 Millionen veranschlagt, auf dem Bodensee Platz, indem für einen jeden 3·794 oder rund ein Quadratfuß Raum bliebe. Der See müsste natürlich überfroren sein, und zwar dick genug. Würde die Eisdecke einbrechen und die ganze Menschheit verschwinden, so würde der Wasserspiegel kaum um einen halben Fuß sich heben. Um die ganze Menschheit einzupökeln, brauchte man also nur ein Fass, das halb soviel Wasser hält, als nothwendig ist, um den Bodensee um einen Fuß steigen zu machen.

Bei all diesen Berechnungen muss man freilich immer wiederholen: „Wer's nicht glaubt, mag nachzählen oder die Probe machen."

Die Gesammtbevölkerung der Erde zu 1455 Millionen angenommen und dazu in Betracht ziehend, dass die jährliche Zunahme sich auf etwa 16 Millionen Seelen beläuft, so hat sich die Gesammtziffer seit dem Untergang des römischen Reiches um etwa die Hälfte vermehrt. Ferner: Wären sämmtliche bewohnbare Länder der Erde so dicht mit menschlichen Niederlassungen besetzt, wie England und Belgien, Indien und China, so würden etwa 10 Milliarden Menschen auf der Erde Platz gefunden haben.

Zwei Factoren, Geburt und Tod, ändern beständig an der Bevölkerungsziffer, die Oberhand behält aber die Geburt, denn nach den Sterblichkeitsfällen genau bekannter Länder ist berechnet worden, dass die jährliche Anzahl von Todesfällen auf der ganzen Erde 35 Mill. 693.350 beträgt, oder in anderen Worten

ausgedrückt, daſs täglich 97.790 Perſonen ſterben. Doch wird das Gleichgewicht der Bevölkerung durch die Geburten, deren täglich 104.800 ſtattfinden, mehr als aufrecht erhalten. In jeder Minute der 24 Tagesſtunden kommen alſo 70 Kinder auf die Welt.

Eine ſehr oft ventilierte Frage iſt die nach der Lebensdauer. Die Frage: „Wer lebt am längſten?“ hat folgende intereſſante Zuſammenſtellung der Lebensdauer der den verſchiedenſten Berufsgeſchäften Angehörigen ergeben. Darnach erreichen im Durchſchnitt Gärtner, Schiffer und Fiſcher ein Alter von 58 Jahren; ihnen folgen zunächſt die Bäcker, Bierbrauer und Metzger mit 54 Jahren, dann die Zimmerleute, Maurer und Anſtreicher mit 49, die Schloſſer und Schmiede mit 47, Schuhmacher und Schneider mit 44, Steinmetze, Bildhauer, Schriftſetzer, Lithographen mit 41, endlich die Taglöhner und Lohnarbeiter mit 32 Jahren. Bei den Kaufleuten ſchwankt die mittlere Lebensdauer in weiten Grenzen. Unter den akademiſchen Ständen erfreut ſich die Geiſtlichkeit des längſten Lebens, deſſen durchſchnittliche Dauer 67 Jahre erreicht. Ihr zunächſt ſtehen die Philologen und Lehrer mit 57, die Juriſten und Kameraliſten mit 54, und endlich die Ärzte mit 49 Jahren.

Im allgemeinen werden die Verheirateten älter als die Junggeſellen. Ad notam, ihr Hageſtolze! Man hat übrigens auch berechnet, daſs je ein Hageſtolz auf je

21 Männer in Deutſchland,
17 in England,
16 in Frankreich und
14 in Amerika kommt.

Umgekehrt hat der Statiſtiker Dr. Schwabe ſeine Unterſuchungen über Heiratsgeſuche beſonders in den Zeitungen angeſtellt. Er fand, daſs faſt dreimal ſoviel Männer als Frauen auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege des Heiratsgeſuches in den Hafen der Ehe einzulaufen verſuchen. Merkwürdigerweiſe machen die Frauen an das Alter des erſehnten Zukünftigen weniger Anſprüche als die Männer; denn während 81 Procent Frauen gegen 56 Procent Männer vom Alter ganz abſehen, machten 32 Procent Männer und bloß 6 Procent Frauen Anſpruch auf die Eigenſchaft „jung“. Betrachtet man die Eigenſchaften, ſo gibt man von männlicher wie von weiblicher Seite in dem Heiratsantrage, reſpective Geſuche, am meiſten auf Intelligenz, am wenigſten auf die Confeſſion.

Das iſt kein übles Zeichen, denn ohne Intelligenz ſind auch die ſittlichen Eigenſchaften weniger wert.

Die Angabe eines beſtimmten Vermögens findet ſich bei 7 Procent heiratsluſtiger Männer, dagegen bei 41 Procent heiratsluſtiger Frauen, ſo daſs die Frauen entſchieden überzeugt zu ſein ſcheinen, daſs auch in Eheſchließungsſachen das Geld der nervus rerum ſei. Über den Beruf iſt nicht viel zu ſagen, aber auffällig iſt die große Zahl der Kaufleute, Bankiers und Fabriksbeſitzer, welche 53 Procent ausmachen.

Schwieriger zu berechnen und daher auch ein wohl nicht genaues Reſultat erzielte jener Engländer, welcher behauptet, daſs die Zahl der ſeit der Schöpfung in Kriegen umgekommenen Menſchen 14.000 Millionen ſeien.

Wer dieſe im Kriege Gefallenen zählen wollte und täglich dazu 19 Stunden verwendete, würde 336 Jahre brauchen.

So hätten wir den Menſchen in ſeinen drei Hauptſtationen, Wiege, Altar und Grab, ſtatiſtiſch verfolgt.

Das Herz des Menſchen ſoll in der Minute 75mal ſchlagen und die Lunge ſoll 15mal in der Minute Athem holen.

Über die Herzſchläge hat wieder der bekannte Londoner Arzt Dr. Richardſon ſtatiſtiſche Unterſuchungen angeſtellt. Er forderte ſeine Schüler auf, ihm den Puls zu fühlen, während er dabei ſtand — wie geht er? „74“. Hierauf ſetzte ſich Dr. Richardſon auf einen Stuhl: Und nun? — „70“, und als er ſich gar auf das Canapee niedergelaſſen, war der Puls auf 64 heruntergegangen. Nun

sagte Dr. Richardson: „Wenn Sie sich des Abends niederlegen, so geschieht dies, weil das Herz der Ruhe bedarf. Wenn Sie in dieser Weise ruhen, so macht das Herz zehn Schläge in der Minute weniger. Multiplicieren Sie das mit 60, so gibt das 600, folglich in acht Stunden einen Unterschied von etwa 5000 Schlägen. Da das Herz mit jedem Schlage sechs Unzen Blut ausstößt, so macht das einen Unterschied von 30.000 Unzen während der Nacht. Lege ich mich des Abends ohne Alkohol zu genießen nieder, so ist das die Ruhe, welche der Mensch gewinnt. Nehmen Sie aber Wein oder Grog, so stören Sie diese Ruhe, denn die Wirkung des Alkohols geht dahin, die Schläge zu mehren und, anstatt diese Erholung zu genießen, vermehren Sie die Herzbewegung um etwa 15.000 Schläge. Die Folge ist, Sie stehen ermüdet und für die folgende Tagesarbeit untauglich auf, bis Sie wieder ein Quantum von dem starken Getränke zu sich genommen, das Sie als die Seele und das Leben des Menschen fälschlich anpreisen."

Da hat ein Pariser Arzt gerechnet: Ein fünfzigjähriger Mensch hat 6000 Tage geschlafen, 6000 Tage gearbeitet, 800 Tage Bewegung gemacht, 1500 Tage gesessen, 4000 Tage sich unterhalten und ist 500 Tage krank gelegen. Während dieser Zeit hat er zu sich genommen 70.000 Pfund Brot, 20.000 Pfund Fleisch, 5000 Pfund Gemüse und 32.000 Liter verschiedene Getränke, die zusammen einen See von 3000 Fuß Oberfläche und drei Fuß Tiefe geben würden.

Weiter in Zahlen. Der älteste Schauspieler war wohl Jean Noë, der im Jahre 1829 zu Paris, 118 Jahre alt, starb. Er hatte vom achten Jahre an die Bühne betreten und 92 Jahre lang auf ihr, allerdings nicht mit großem Ruhm, aber doch mit steter Brauchbarkeit, gewirkt. 28.010mal war er aufgetreten, 1040mal gestorben, 230mal König, 920mal ein ehrlicher Mann und 23.500mal ein Bösewicht gewesen.

Ein anderer Acteur, Herr Kadelburg, stellte in dem auf dem Balle zum Besten der Berliner Bühnenangehörigen ausgegebenen Autographen-Album die folgende Preisaufgabe: „Während meiner Laufbahn habe ich an 3481 Abenden 3481 Damen 3481mal meine Liebe gestanden und fand 3481mal Erhörung. Angenommen nun, ich hätte diese 3481 Damen wirklich geheiratet — wie groß müsste mein Vermögen sein, um die Balltoiletten meiner Frauen bezahlen zu können?"

Nun noch eine drollige Berechnung. Wenn ein Briefträger bei dreimaliger Postausgabe vormittags drei und nachmittags abermals drei Stunden zu gehen hat, so macht dieser Briefträger in 360 Tagen einen Weg von 1080 Meilen. Da nun der Erdumfang am Aequator 5400 geographische Meilen beträgt und 1080 in 5400 genau fünfmal enthalten ist, so macht ein Briefträger, der 35 Jahre seinen Dienst versieht, einen Weg, der so lang ist, dass, wenn er immer geradeaus gegangen wäre, er siebenmal um die Erde zu Fuß gekommen wäre.

Ein Analogon zu den Briefträgern stellen in einer gewissen Beziehung die Damen. Man hat berechnet, dass eine Dame in einer Ballnacht, bei den jetzt gebräuchlichen Tänzen, wenn sie dieselben alle mittanzt, nach Schritten gerechnet, einen Weg von vier Meilen zurücklegt.

Ein origineller Kauz hatte die Idee gehabt, die Küsse zu verzeichnen, die er mit seiner Frau in einem Zeitraum von 20 Jahren gewechselt hat. Im ersten Jahre erreichten die Küsse die kolossale Zahl von 36.500 oder 100 Küsse pro Tag. Im zweiten Jahre verminderten sie sich schon um die Hälfte. Im dritten Jahre waren es durchschnittlich nur mehr zehn pro Tag. Nach fünf Jahren zählte man nur noch zwei Küsse täglich, den Gutenmorgen- und den Gutenachtkuss. Noch später wird oft nur hie und da noch ein Kuss ausgetauscht. Referent macht hierbei die Randglosse: „Das ist das Los des Schönen auf der Erde."

Gedichte.

Von Sophie von Khuenberg.

Sommerabend.

Blätternd ſpät in Goethes Liedern
Frag' ich mich: wie denkt er dein?
Plötzlich ſchwirrt ein weißer Falter
Zu dem Fenſter mir herein.

Flattert in verwirrten Kreiſen
Um der Lampe heißes Licht,
Ruht und taumelt, glanzgeblendet,
Und warum — er weiß es nicht.

Deine Scherze, meine Träume
Gaukeln ſo ans End' der Welt,
Bis verbrannt von greller Wahrheit
Wahn und Luſt in Staub zerfällt!

Drei Dinge.

Von allem Glück, das je mein Herz beſeſſen,
Von allem Weh, das nagend es durchwühlt,
Drei Dinge kann ich ewig nicht vergeſſen,
Wie bunt des Lebens Welle mich umſpült.

Den Duft der erſten, dunkelrothen Roſe,
Die mir die Liebe gab zur Frühlingszeit,
Des Schmerzes dumpfe, zitternde Narkoſe
Als ich durchſtürmt von übergroßem Leid.

Dem Todeswimmern meines Knaben lauſchte –
Und dann, nach Jahren, jene Winternacht,
Wo meine Seele träumend ſich berauſchte
An letzter Liebe mondenheller Pracht!

An die Neugierigen.

Sucht nicht in jedem Liede, das euch der Dichter ſingt,
Den Urquell des Gefühles, das euch zu Herzen dringt.
Zerrt nicht den letzten Schleier von ſeinem tiefſten Sein
In ſeinem Menſchenthume — laſst ihn allein, allein!

Was frommt es euch, zu wiſſen, wem all ſein Jauchzen gilt,
Um wen ſein Herzblut ſtrömet und ſeine Thräne quillt!
Was eine Dichterſeele im Fluge träumend ſtreift,
Unheilig wird's und wertlos, wenn ihr's mit Händen greift!

Det is ja unſer Fritze!

Eines Tages, als der Kronprinz Friedrich Wilhelm (der nachmalige Kaiſer Friedrich) in etwas läſſigem Jagdanzuge durch die Straßen Berlins ſchlenderte, ſah er vor dem Schaufenſter einer Kunſthandlung eine Menge Volks ſtehen, meiſt Handwerker und Landleute aus der Umgegend, die ſich die ausliegenden Bilder der königlichen Familie betrachtete. Er faſste einen der derben ſonnenverbrannten Männer aufs Korn und ſprach ihn an:

„Kennen Sie denn die alle: Kennen Sie den da?"

Er deutete auf ſein eigenes Bild.

Der Angeredete ſagte ſchmunzelnd: „J, wo werd ick denn den nich kennen? Det is ja unſer Fritze."

„Hm, ja", machte der Kronprinz und fügte ſo beiläufig hinzu: „Ich müſste ihn eigentlich auch kennen, denn man ſagt immer, ich ſähe ihm ähnlich."

Da nahm der biedere Märker ſeine Pfeife aus dem Munde und ſah den Kronprinzen von oben bis unten mit unwilliger Verachtung an:

„J, Sie unjewaſchener langer Laban, det bilden Se ſich doch man ja nich in, dat Sie unſen Fritzen täten änlich ſehen!"

Und es folgten noch einige derbe Erklärungen, die des ehrlichen Kronprinzenverehrers entrüſtetes Herz erleichterten, denen aber, aufs Höchſte ergötzt, der Kronprinz ſich durch die Flucht entzog. Keiner hat herzlicher über ſein drolliges Abenteuer gelacht, als der hohe Herr ſelbſt, da er es am ſelben Abend einem vergnügten Kreiſe erzählte.

Alſo zu leſen in dem Schriftchen: „Unſer Fritz" von Agnes von der Decken. (Hirſchberg, Volksarztverlag.)

Luſtige Zeitung.

Ein deutſcher Gelehrter paſſierte die Eiſenbahnſtation Bodenbach. Natürlich wurde hier ſein Gepäck unterſucht und natürlich fand ſich in ſeiner Handtaſche ein höchſt verfänglicher Gegenſtand —

ein Todtenschädel. Die Beamten schüttelten ihre Köpfe und riethen hin und her, in welche Rubrik von Verzollungsgegenständen dieses Ding eingereiht werden müsse, bis Einer — um den Erwägungen ein Ende zu machen — vorschlug, den Schädel zu verzollen als — getragene Sachen.

Ein strenger Professor auf der Wiener Universität verlangte, dass bei Vorzeigung eines Menschenknochens der Studierende nach Besichtigung desselben genau die Rasse, das Geschlecht, das Alter u. s. w. angeben solle. Bei einer solchen Gelegenheit kam Professor Hyrtl dazwischen und sagte zu einem Prüfling: „Herr Candidat, nehmen Sie diesen Knochen mit nach Hause und sagen Sie mir nächstens, wie das Individuum geheißen und wo es gewohnt hat."

Zell und Genée pflegten bekanntlich miteinander für Operetten den Text zu schreiben. Da las man eines Tages in einem Wiener Blatte: „Herr Zell beabsichtigt nächstens selbst einen Operntext zu schreiben, diesmal ohne Genie." (Genée hätte es heißen sollen.)

Ein böses Eheweib ward daran erinnert, dass es am Altare dem Priester laut nachsagend ihrem Mann „Treue und Gehorsam" geschworen habe. „Oh nein!" ruft die Xantippe aus, „ich habe meinem Manne vor dem Priester und allem Volke laut Treue, Ungehorsam gelobt!"

„Wie können Sie mich duzen?" schnauzte auf dem Brandplatz ein Beamter einen Bürger an. — „Glauben Sie, ich habe hier lange Zeit, um Sie zu sagen?" gab der andere zurück.

Nichts geht über einen pfiffigen Gemeindevorsteher. Als vor einigen Jahren in den Oberabelsberger Gemeinde-Weinkeller eingebrochen war und der Dieb im Lehmboden seine Fußspuren hinterlassen hatte, es aber zu schneien begann, bevor die Gerichtscommission anlangte, verordnete der Gemeindevorsteher, daß der Gemeindediener die Fußspuren vorsichtig in einen Korb schaufeln und zur weiteren Untersuchung in das Gemeinde-Archiv übertragen solle.

„Nun, wie gefällt Ihnen unser neuer Concertsaal?" fragte in einer kleinen Stadt ein Mitglied des Gemeinderathes den eben angekommenen Opernsänger. „Recht gut, recht hübsch!" antwortete dieser, „aber, wie ich merke, die Akustik ist schlecht!" — „Die Akustik?" sagte der andere und schnupperte mit der Nase, „wahrhaftig, ich rieche auch so etwas!"

Eine neue Liszt-Anekdote erzählt die „Neue Musikztg.": Auf einer seiner Reisen sah sich der Meister genöthigt, in einer kleinen Stadt Aufenthalt zu nehmen. Kaum war seine Anwesenheit bekannt geworden, als sich auch eine Schar von Verehrern, unter ihnen der Bürgermeister des Ortes, zusammenthat, um ihn zu begrüßen und ihn zu einem Festbankett einzuladen. Schon hatten die Theilnehmer Platz genommen, als der Bürgermeister bemerkte, dass Dreizehn am Tische saßen. „Beunruhigen Sie sich deswegen nicht", sagte Liszt gelassen, „ich esse für Zwei!"

In einer Vorstadt von Czernowitz wurde kürzlich ein lustiges Hochzeitsfest gefeiert. Der Ortsrichter, der demselben bis spät in die Nacht angewohnt und den unterschiedlichen Getränken fleißig zugesprochen hatte, verließ das Fest in höchst weinseliger Stimmung, in Begleitung seines Sohnes Franz und eines anderen Vorortrichters. Dem armen Franz war eine sehr schwierige Aufgabe zugefallen, denn die beiden ehrwürdigen Väter wankten und schwankten gar bedenklich und die „Fälle", dass die biederen Würdenträger in intime Berührung mit der feuchten Erde geriethen, wiederholten sich in immer kürzeren Intervallen. „Franzi", begann nun plötzlich der brave Ortsrichter zu seinem Sohne, „Franzi, stell mi da an den Baum, und bring 'mal erst das besoffene Schwein nach Haus!"

Bücher.

Ein zeitgemäßer und deutsamer Roman. In den Karpathen stand ein uraltes Dorf, Namens Piatra. In dieses kamen eines Tages anderswo verjagte Juden angerückt und baten mit allen Künsten der Schmeichelei um eine Wohnstätte. Der Priester von Piatra hatte einen Todfeind, Michael Cibula, der im Dorfe ein einflussreicher Mann war, und ein unversöhnlicher Feind der Juden. Diesem Manne zu trotz setzte der Priester es durch, dass die Juden sich ansässig machen konnten bei Piatra, unter der Bedingung, dass sie den Christen eine Kirche bauten. Die Kirche ward gebaut, die Judenstätte gedieh zu einem blühenden Dorfe, zu einer Stadt sogar; die Christen verkauften den Juden Land, heimatlichen Boden für eitel Gold, und die Juden ließen sich von den Christen das Ehrenwort geben, dass sie für alle Zeiten unangefochten in ihrer neuen Stadt wohnen dürften. Da kam aus fernem Lande der gewaltige Bischof, und anstatt die neue Kirche einzuweihen, legte er das Christendorf Piatra in den Bann, der Juden wegen. Michael Cibula, ein harter, wilder, aber streng rechtlicher Mann, konnte das Elend seines uralten Heimatdorfes nicht mehr länger ansehen, er gründete sich in der Wildnis ein neues Heim und suchte die übrigen Bewohner von Piatra ebenfalls zu bewegen, auszuwandern, da man den Juden, die jeder leidenschaftlich hasste, das gegebene Wort nicht brechen konnte. Aber sie waren nicht zu bewegen, ihr angestammtes Dorf zu verlassen, sondern lebten in dem unwürdigsten Verhältnisse mit den hebräischen Nachbarn so dahin. Mittlerweile hatte auch der Priester seinen verhängnisvollen Irrthum eingesehen, und er suchte im Vereine mit Michael Cibula gutzumachen, was gutzumachen war. Weil alles nichts half, die Christen von den Juden zu erlösen, so gieng Michael Cibula hin, zündete das Dorf Piatra an und veranlasste also die Bewohner, auszuwandern und in der Wildnis ihren neuen Wohnsitz zu gründen, während die Juden an ihrer Stätte blieben und sich ausbreiteten.

Dieser großartige Stoff ist der Inhalt des Romanes „Michael Cibula“ von Richard Voss (Stuttgart. A. Bonz & Comp.). Eingewanderte Juden das Verderben eines ganzen Dorfes, und die Christen, die altangestammten Bewohner, werden schmählich verdrängt von den Hebräern. Ein gewaltiger antisemitischer Gedanke, wie so recht für die Zeit gedacht. Wer es wissen will, in welcher Tendenz er ausgeführt ist, der lese das Werk. Nicht einer Tendenz zuliebe scheint es geschrieben zu sein, sondern der wunderlicher Seelenconflicte wegen, die aus der Situation sich ergeben und die dichterisch auf das feinste ausgenützt sind. Der erste Theil ist so ureigen und großartig, dass ich dem Roman kein modernes Werk an die Seite stellen könnte; leider fällt der zweite Theil stark ab, die anfangs so wunderbar klaren und plastischen Gestalten verwirren sich und man hat Noth, sie zu begreifen. Dass die Juden endlich Sieger bleiben, nicht bloß materiell, sondern auch moralisch, kann nicht jedem behagen, der für die alten Bewohner von Piatra sich einmal so gründlich interessiert hat, als es hier geschehen musste. Aber das eine Wort schreit ununterbrochen aus dem Buche: Sie, die sonst Gerechten, mussten weichen und fallen, weil sie hassten. Weil sie hassten!

In vieler Beziehung ist „Michael Cibula“ ein merkwürdiges Buch. Es fesselt trotz seiner Schwächen von der ersten bis zur letzten Seite. Diese markigen, starren, zornigen, rachgierigen, bigotten, abergläubischen und doch streng rechtlichen Menschen haben es uns angethan. Man kann sie nicht lieben, aber bewundern muss man sie. Es sind trotz ihrer markigen Erscheinungen Idealmenschen, Grundsatzmenschen. Fast will es mich bedünken, dass die Schilderung der Juden und die der Christen nicht ganz mit der gleichen Liebe gemacht wäre. Die Juden, im ersten Theile treu mit allen ihren Eigenthümlichkeiten ausgestattet, werden später so edel und großherzig, dass man den unversöhnlichen Hass ihrer Verfolger psychologisch gar nicht begreifen kann; wie verrückt und wahnsinnig erscheinen die Antisemiten von Piatra. Sollte das auf heutige Erscheinungen gemünzt sein?

Der Eindruck, den im ganzen dieses Buch auf mich gemacht hat, wird lange haften bleiben; es ist so, dass man es nicht mehr vergisst, wenn man's einmal gelesen hat. Es behandelt ernst und tief eine wichtige Culturfrage.

Dem Dichter Anzengruber ist von unbekannter Seite einmal eine Summe Geldes angeboten worden, wenn er den zweiten Theil seines Romanes „Der Schandfleck“ änderte. Er hat's gethan. Ein solches Geschick möchte ich dem Buche „Michael Cibula“ wünschen. Wenn der zweite Theil dem ersten entspricht, dann haben wir hier ein epochemachendes Werk. R.

Unter dem Strich. Bunte Bilder aus beiden Welten von Hermann Riegel. (Berlin. Hans Lüstenöder 1890.)

Hermann Riegel! Das ist der verdienstvolle Begründer des deutschen Sprachvereines? Der ist unter die schöngeistigen Schriftsteller gegangen? Oh, schon lange, seine kunstliterarischen Schriften sind doch bekannt.

Hier kommt er als Reiseschriftsteller, als Volksschilderer, als philosophischer Plauderer unter dem Strich, als „Feuilletonist", würden wir sagen, wenn wir ihn kränken wollten. Der Fremdwörter-Feind! nun wollen wir doch einmal sehen, wie er ohne Fremdwort durchkommt, denn er hat sich oft sagen lassen müssen, es gienge nicht und der Schriftsteller solle kein Mittel, auch den Ausdruck einer fremden Sprache nicht verschmähen, um genau das zu sagen, was er sagen will. In der Sammlung „Unter dem Strich" zeigt uns Hermann Riegel, dass es recht gut geht. Natürlich sind in den Reiseaufsätzen jene Fremdworte nicht ausgeschlossen, die eine fremde Sache, Stadt, Gegend, Namen, Einrichtung u. s. w. ausdrücken oder in Gesprächen mit Fremden vorkommen, doch sind sie zum Zeichen, dass sie nicht der deutschen Sprache angehören, mit lateinischen Buchstaben gedruckt und oft mit Anführungszeichen versehen. Der deutsche Text, als solcher, ist frei von fremden Wörtern, insoferne sie nicht in unsere deutsche Sprache eingebürgert sind. Die Schreibart ist rein und klar, und also bietet Hermann Riegel in seinem Werke ein mustergiltiges Vorbild, wie man deutsch schreibt. Der Inhalt besteht aus Reiseschilderungen und Erinnerungen aus England, Frankreich und Italien und aus philosophischen Stücken, wie „Was ist Bildung?" „Etwas von Kunst und Kunstfreunden" (besonders schneidig und treffend), „Arbeit und Glück" u. s. w. und harmlose, aber stets geistreiche Plaudereien. Den Aufsatz: „Der Papst im neuen Rom" theile ich demnächst zum größten Theile mit; ihn ganz zu bringen, dürfte vielleicht der Staatsanwalt nicht gerne sehen. Der Aufsatz: „Was ist Bildung?" dünkt mich etwas zu niedrig gehalten, der Verfasser geht weniger auf Charakter- oder sittliche Bildung ein, er meint unter Bildung beiläufig die Wohlanständigkeit im gesellschaftlichen Verkehr. Die Lanze, die er mit Recht für die Reinlichkeit und Sauberkeit überhaupt bricht, ist dieselbe scharfe, die er auch für die Reinigung und Sauberhaltung unserer Muttersprache ins Feld zu führen pflegt. Es ist ein prächtiges deutsches Buch, das man von der ersten bis zur letzten Zeile liest, und zwar mit Vergnügen und mit Nutzen.

R.

O diese Künstler! Heitere und ernste Episoden aus der Bühnen-, Musik- und Malerwelt. Erzählt von Josef Lewinsky. (Berlin. S. Fischer. 1890.)

Das Vorwort zu diesem Büchlein rührt von Julius Stettenheim. Derselbe schreibt unter anderem folgendes:

Geehrter Herr Lewinsky!

Als Sie so liebenswürdig waren, so grausam zu sein, mir zuzumuthen, Ihr ziemlich umfangreiches Manuscript zu lesen, und zugleich das schmeichelhafte Ersuchen hinzufügten, ihm einige einleitende Worte an den Leserkreis auf den dornenvollen Weg mitzugeben, war ich so leichtsinnig, Ihnen nicht nur diese Begleitzeilen, sondern auch die Lectüre des Manuscriptes zuzusagen. Denn es war eben nicht nur ein Manuscript, sondern obendrein eines voll Erzählungen aus dem Leben der Virtuosen, Mauernweiler und sonstiger Künstler beiderlei Geschlechts.

Mich überlief's. Anekdoten, in denen die Bühnenmitglieder eine Rolle spielen, sind bis zum Überdruss bekannt.

Aber ebenso reumüthig als dankbar gestehe ich ein, mich auf das angenehmste getäuscht zu sehen. Ihr Buch ist kein landläufiges. Wer den geschilderten Persönlichkeiten (wie ich mehreren) nahe steht oder nahe gestanden hat, oder wer sie oberflächlich oder gar nur dem Namen nach kennt, wird sie in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit und Bedeutung wiedererkennen oder überhaupt kennen lernen. Sie haben Ihre Heldinnen und Helden mit scharfem Auge, „das in der Wesen Tiefe trachtet", beobachtet, und was Sie mittheilen, wird in Ihrer fesselnden Darstellung zu frappant ähnlichen Photographien, wie sie nur die Feder eines Kundigen zu schaffen vermag.

Wir können dieses Urtheil gutheißen, uns hat die Sammlung, von welcher dieses Heft eine Probe bringt, viel Spass gemacht.

M.

Der neue Demokrit. Von Dr. Eduard Maria Schranka. (Berlin. Hans Lüstenöder. 1890.)

Der neue Demokrit! Ein stolzer Titel! Aber in der That, nicht ohne Berechtigung. Die große Belesenheit erinnert vielfach an den lachenden Philosophen C. J. Weber, dessen Manen das Werk gewidmet ist. Der uns vorliegende erste Band des „Neuen Demokrit" führt den Titel „Kaleidoskop". Er enthält eine Reihe theils mehr, theils weniger witziger Plaudereien, in welche zahllose Gedanken, Gedichte, Sprüche, Anekdoten aus allen Völkern, Ständen und Literaturen geschickt zusammengetragen und mit einander verbunden sind. Aber auch aus eigenem Leben, aus unserer Zeit weiß der Verfasser vielfach zu schöpfen. Über scheinbar ganz unbedeutende Gegenstände, als etwa über Fußstapfen, Tintenklexe, Bleistifte, über „Du" und „Und", über die Buchstaben „K. K.", über Zahnstocher, Knochen,

Gedankenstriche u. s. w. weiß er höchst anregend und munter zu sprechen, so dass es immer ein Vergnügen gibt, so oft man das Buch aufschlägt. M.

Höhenrauch. Neue Gedichte von Maurice Reinhold von Stern. (Zürich. Verlagsmagazin. 1890.)

Höhenrauch? Dieser Titel ist mir doch etwas zu dunstig für solche Poesien. Man müsste nur sagen, dass durch den Höhenrauch ein schöner Stern schimmert. Ein Stern, der manchmal so hell leuchtet, dass man ihn für einen Stern erster Größe halten könnte an dem gegenwärtigen deutschen Dichterhimmel. Schon vor einiger Zeit habe ich in diesen Blättern Gelegenheit genommen, darauf hinzuweisen, dass schon die ersten Poesien von M. R. v. Stern, welche mitgetheilt wurden, ein nicht gewöhnliches Talent bekunden. Die neue Sammlung „Höhenrauch" rechtfertigt solche Meinung vollkommen, ja sie übertrifft noch die Erwartung. Ein glühendes Herz ist's, das hier lodert, jetzt voller Zorn über Verschrobenheiten und Niedertracht, jetzt voller Natur- und Gottfreude. Das Büchlein ist dünn! es würde besser sein, die allmählich entstehenden Poesien nicht in so zarten Heften verzettelnd herauszugeben, sondern in einem mäßigen Bande, der auch äußerlich etwas nachdrücklicher Buchhandel und Lesewelt auf sich aufmerksam machte. R.

Entgötterte Welt. Philosophische Plauderei von U. v. Sommerfeld. (Zürich. Verlagsmagazin. 1890.)

Warum solche Bücher geschrieben werden, ist mir unklar. Nichts Altes beweisen sie, nichts Neues sagen sie, niemand erbauen sie, niemand ergötzen sie, niemand befriedigen sie. Ergo: Niemand kaufe sie.

R. M.

Dem „Heimgarten" ferner zugegangen:

Culturbilder aus Steiermark. (Graz. Verlagsbuchhandlung „Leykam".)

Agamemnon. Trauerspiel von Gustav Kastropp. (Hannover. Hans Wasserkampf & Comp.)

Doctor Berch. Schauspiel in 4 Acten von Ludwig Rohmann. (München. M. Preßl. 1890.)

Dorfgeschichten aus dem Böhmerwalde von Johann Peter. (Leipzig. Gustav Körner.)

Dosia von Drontheim. Eine wundersame Geschichte von Paul Maria Laccroma. (Dresden. E. Pierson.)

Aus bewegtem Leben. Erinnerungen aus dreißig Kriegs- und Friedensjahren von Hans Wachenhusen. Lieferung 4—6. (Straßburg. Straßburger Druckerei und Verlagsanstalt.)

Deutschlands Weltstellung und Stellung und Aufgabe der Deutschen im Auslande. Von Ernst Bark. (Zürich. Verlagsmagazin. 1890.)

Das starke Jahr. Von John Henry Mackay. (Zürich. Verlags-Magazin. 1890.)

Zur Philosophie der Kindersprache. Gereimtes und Ungereimtes. Von Agathon Keber. Zweite vermehrte Auflage. (Leipzig. (Leipzig. Th. Griebens Verlag. 1890.)

Elend und Zufriedenheit. Über die Ursachen und Abhilfe der wirtschaftlichen Noth. Von Leopold Heller. (Dresden. E. Pierson. 1890.)

Zwölf Volkslieder aus Steiermark für eine oder zwei Zithern mit unterlegtem Text eingerichtet von Alois Dietrich, Chormeister des Mürzthaler Sängerbundes. (Leipzig. A. Kabatek.)

Deutscher National-Kalender für 1891. Jahrbuch zur Pflege deutschen Volksthums. Herausgegeben von Karl Pröll. (Berlin. Hans Lüstenöder.)

Postkarten des Heimgarten.

Vegetus R., Valparaiso: Brief uns sehr lieb: Gedichte anmuthig und gesinnungstüchtig, allein zu wenig Ursprünglichkeit. Treuen Gruß aus deutscher Heimat.

O. S., Wien: Ein anständiger Mensch meidet das Spiel nicht aus Furcht vor dem Verlieren, sondern aus Furcht vor dem Gewinnen.

Dr. med. S. S., Mannheim: Sie fragen, welcher Glaube die Menschheit erhält? Wir antworten mit dem Philosophen: der Glaube an die Menschheit.

A. O. in Freyenstein: Besten Dank. Erscheint bei nächster Gelegenheit.

An die Zeitungen: Wir unterlassen es, über jeden Aufsatz die Clausel zu setzen: „Nachdruck verboten", weil das geradeso wäre, als ob man über jeden Schrein im Hause den Satz schriebe: „Das Stehlen ist verboten". — Der Nachdruck von Stücken aus dem „Heimgarten" ist nur nach vorhergehender Vereinbarung mit uns beziehungsweise mit der Verlagshandlung gestattet. Unsere Bedingungen sind loyal. — Manuscripte ohne vorherige Anfrage nicht einzuschicken.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

2. Heft. November 1890. XV. Jahrg.

Der Adlerwirt von Kirchbrunn.

Eine Dorfgeschichte von P. K. Rosegger.

(Fortsetzung.)

Vierter Abschnitt.

Der Winter war mit viel Schnee gekommen. Das wirtschaftliche Leben des Dorfes nahm eine neue Gestalt an, vom Walde wurden auf Schlarpfen*) große Reisigfuhren gezogen, aus den Berggräben mächtige Holzblöcke geschleift, von den Teichen her schwere Eisladungen geführt. Wer einen Bau vor hatte im nächsten Jahre, der zog jetzt Zimmerholz und Steine zusammen; der Schnee — von welchem nicht Unterrichtete glauben, dass er die Wege versperre — hatte die Bahnen geschaffen, auf welchen die schwersten Lasten leicht weiter befördert werden konnten. Die Straße entlang schellte manch leichtes Schlittenzeug lustig fürbass und hielt wohl mit seinen Insassen an in Kirchbrunn beim Adlerwirt auf ein Glas Wein. Seit es laut geworden, dass die einzige Tochter des Großbauern zu Gessnitz bald einfahren werde in das Adlerwirtshaus, war dieses den Leuten neuerdings anziehend geworden. Einzig nur das Weibervolk betrachtete nun dieses Haus nicht mehr ganz mit den wohlwollenden Augen als ehedem, aber das verdirbt nicht viel; Weibsbilder, meinte der alte Wirt, sind ohnehin nicht die besten Gäste.

Um diese Zeit kehrte eines Tages der Schopper-Schub ein im Adlerwirtshause. Er hatte immer denselben verwilderten Bart, der nie geschnitten wurde und der auch nicht eigentlich in die Länge wuchs, sondern mehr Neigung hatte, sich zu kräuseln und zu filzen, was dem Waldmenschen auch recht war. Mit dem Haupthaar stand es wahrscheinlich auch ähnlich,

*) Aus zwei Baumstämmen gebaute Waldschlitten.

man sah es aber nie, weil der Mann den Hut immer aufhatte und die schweren schwammigen Krempen zu allen Seiten tief herabhiengen. Das mattbraune Lodengewand hatte einige Flicken, doch sah man es an ihrer Ungefügigkeit, dass sie nicht von schlichtender Weibeshand herrührten. Eben fast so unbehelflich war der Verband, den er am linken Arme trug. Dass der Schopper mitten in der Woche Feiertag hatte, kam daher, weil er sich mit der Holzaxt unversehens die Hand gespalten hatte. Weiter war es nichts. Ein Kamerad hatte ihm ein Harzpflaster gemacht und den Verband angelegt; somit ist die Sache in Ordnung, nur dass der Mann einstweilen nicht arbeiten kann.

Also saß der Holzknecht da am dämmerigen Winkeltisch und trank etliche Gläschen Branntwein.

„Wo ist denn der Jungherr?“ fragte er auf einmal kurz und scharf.

„Wo wird er denn sein!“ antwortete der alte Adlerwirt, „in Gesznitz wird er sein. — Hast was mit ihm?“

„Will selber mit ihm reden“, sagte der Schopper. „Ich kann ihm ja nachgehen. Hab' eh Zeit dazu. Was macht's!“

„Dreimal drei macht neun“, rechnete der Wirt die drei Gläschen zusammen. „Bekommst von zehn einen Kreuzer heraus.“

„Schenkt ihn einem Bettler“, sagte der Schopper. Da lugte der Wirt einmal. — Seit wann geben denn die Herren vom Siebenbachwald Trinkgeld? Wahrscheinlich, seit sie sich selber die Knochen entzweihauen.

„— Soll einmal ein Vaterunser dafür beten“, setzte der Holzknecht bei, während er sich rasch von der Bank erhob und, den Stock fest auf den Boden stoßend, davoneilte.

„Für einen Kreuzer ein Vaterunser“, murmelte der Wirt, die kleine Münze in der hohlen Hand schüttelnd, „viel Andacht wird man da nicht verlangen können.“

Der Schopper-Schub wanderte die Straße entlang gegen Gesznitz. Der Weg war wohl für den Schlitten eingerichtet, aber nicht für ungelenkige Füße. Das glitt immer nach rechts oder nach links und brachte den Mann in Gefahr, auf seine wunde Hand zu fallen. Trotzdem setzte er seinen Stock fest ein und kam vorwärts. Er sann unterwegs, wie er es machen werde auf dem Salmhof. Das waren ja zwei triftige Gründe, weswegen er jetzt hinausgieng. Ein fast leidenschaftliches Dankgefühl hatte ihn vom Siebenbachwald herausgetrieben. Der in sein enges Wesen zutiefst eingesponnene, und doch vielleicht gelegentlich einer Selbstentäußerung fähige Waldmensch glaubte, dass der junge Adlerwirt rein ihm zuliebe von der Frieda abgestanden sei und, damit aller Zwiespalt aufhöre, rasch die andere heiraten wolle; denn es war ihm nicht möglich zu denken, dass unter allen jungen Weibern der Welt nicht die Jungmagd Frieda die Begehrenswerteste sein sollte! — Adlerwirt! wollte er sagen und ihn um den Hals packen, für mein Lebtag bin ich dein Knecht! Wenn du einmal in Noth solltest sein, so rufe mich! Du bist mein treuester Freund auf der Welt! Du hättest das Mädel haben können und hast es mir überlassen, hast dich einer Fremden angeschmiedet, die dir gleichgiltig ist, höllisch gleichgiltig. Gott geb's, dass sie dich recht lieb hat! Und wenn du einmal wen brauchen solltest, Wolfram, der für dich lebt und stirbt, so lass mich holen! — Also wollte der Schopper zu ihm sprechen, dass seinem heißen, in Zorn wie in Freude überschwänglichen Herzen Genüge gethan werde. Dann wollte er aber auch ernstlich an sie herantreten und am heutigen Tage die Sache endgiltig machen. — Hopp! jetzt lag er im Schnee.

Wenn es so fortgeht auf der

Rutſche, ſo wird das müheſam bis Geſsnitz. Ein feines Schellen hörte er hinter ſich. Mit flinkem Röſslein jagte und auf leichtem Schlitten ſaß der Groß-Grübinger von Kirchbrunn, er fuhr auch gegen Geſsnitz. Ei, dachte der Holzknecht, dem iſt's ein Leichtes, daſs er mich mitnimmt. Als der Schlitten vorüberſchliff, rückte der Schopper manierlich den Hut, aber der Grübinger that nichts desgleichen.

„He!" rief nun der Holzknecht dem Gefährte nach, zog ſein blaues Sacktuch aus der Taſche und hielt es hoch in die Luft, „he, Vetter! Vetter Grübinger!"

Der Bauer hielt an: „Was iſt denn?"

„Ihr habt Euer Sacktuch verloren!" rief der Holzknecht. Die Liſt gelang; während der Bauer ſeine Taſchen durchſuchte, kam der Schopper zum Schlitten heran und legte ſeine Hand ſchon an das Joch.

„Mir gehört er nicht, der Fetzen!" brummte der Bauer und wollte es wieder vorwärts gehen laſſen.

„Nachher muſs er wem andern gehören", meinte der Holzknecht und ſteckte das Tüchel in ſeinen Sack. „Aber gelt, Vetter Grübinger, Ihr ſeid ſo gut und habt nichts dagegen, wenn ich mich da hinten auf die Kurſe ſtelle. Ich will nach Geſsnitz und es geht ſo kläglich auf den Füßen. Euer braver Rappen —"

„Kunnt mir einfallen!" lachte der Bauer grell auf, „Hia!" Und der Schlitten glitt raſch dahin, kaum hatte der Schopper Zeit, das Joch auszulaſſen, ſich an denſelben haltend, ſtolperte er eine Weile hinten drein, bis der Bauer ihm mit dem Peitſchenſtock eins auf die Finger gab. Da ließ er los und ſtand wieder allein mitten in Schnee und Nebel.

„Die Leute ſind hart", murmelte er vor ſich hin, um ſo weicher iſt der Schnee, in welchen er ſeine Ferſen wieder kräftig einſetzte. Es gieng langſam fürbaſs.

Als er nach Stunden durch den Markt Geſsnitz ſchritt, war es finſter, was ſich gar nicht übel traf. Schon einmal hatte ihn hier der Gendarm feſtgenommen, obſchon auch bald wieder losgelaſſen, nachdem es ſich herausgeſtellt, daſs hinter der verwilderten Hülle ein gewöhnlicher Holzknecht ſteckte. — Auf dem Thurme läutete die Abendglocke. Er zog ſeinen Hut vom Kopf und betete: „Der Engel des Herrn brachte Maria die Botſchaft. . . ." Der junge Adlerwirt war ihm nicht begegnet, alſo muſste er wohl noch im Salmhofe ſein. Der Schopper gieng den Hügel hinan, aber nicht nach dem breiten Fahrweg, ſondern hinterwärts auf dem Rainſteige. Den Wirtſchaftsgebäuden trachtete er zu, er wuſste wohl die Futterkammer, in welcher die Jungmagd um dieſe Zeit ihre Arbeit zu verrichten pflegte. — „Heut' nimm dich zuſammen, Schopper-Schub", ſo ermahnte er ſich ſelbſt. „Denk' nicht immer dran, daſs du verachtet biſt. Denk', daſs du auch ein Menſch biſt, wie alle anderen, und ſei herzhaft. Geſund und ſtark zum Arbeiten, niemand kann dir was ausſtellen im Holzſchlag, du verſtehſt dein Geſchäft. Niemand kann dir was nachſagen; was du dein Lebtag haſt angeſtellt, das iſt nur dein eigener Schaden geweſt. Die neue Rieſen wird ſich machen im Waldſchlag. In ein paar Jahren biſt Holzmeiſter, da kannſt Weib und Kind erhalten ſo gut wie ein Graf. Warum ſoll ſie dich nicht gern haben? Wenn ihr dein Gewand nicht gefällt, ſo wirf's weg, der inwendige Kerl wird nicht zu ſchlecht ſein für eine brave Dirn. In Gottesnamen, Schopper!"

Der junge Adlerwirt hatte ſich im Laufe desſelben Nachmittages in der großen Wirtſchaft des Salmhofes herumgetrieben. Anfangs that er ſolches in Begleitung ſeines künftigen Schwiegervaters, dieſer wurde aber bald zurückgerufen, er hatte in Gemeindevorſtands-Geſchäften zu thun.

Der Wolfram ſpähte überall umher und ſpielte mit dem Gedanken, was mit all dem geſchehen werde, wenn einmal Vater und Mutter mit Tod abgehen ſollten. Gegen Abend ins Haus zurückgekommen, gab's eine Jauſe, aber eine etwas zerriſſene. Die Salmhoferin trank ihren Kaffee in der Küche, der Salmhofer trank ſeinen Weinkrug auf der Stube aus, die Haustochter Kundel ſchlürfte ihren Thee im Küchenzimmerchen und knuſperte ſüßes Backwerk dazu. Der Wolfram, welcher neben ihr ſaß, dankte für den ihm gebotenen Imbiſs, er ſei nicht gewohnt, eine Jauſe zu nehmen, aber eine Zigarre, wenn er ſich anzünden dürfte! Hierauf beſprachen ſie die Hochzeit. Die Kundel geſtand vielleicht mehr unwillkürlich als abſichtlich, daſs es ihr manchmal ſchrecklich ſei auf dem Salmhofe, daſs ſie froh ſei, dieſem Orte zu entkommen. Elternliebe, wovon andere Leute ſprechen, habe ſie ja doch nie kennen gelernt. Der Vater habe ſie ein paar Jahre lang in ein Inſtitut geſteckt, ſie nachher zu einer Zierpuppe herrichten wollen, um ſich mit ihr zu prahlen, bei der Mutter wäre überhaupt nichts zu ſuchen, dieſe verrichte in der Küche ihre tägliche Arbeit, die gerade ſo gut auch eine Magd beſorgen könne, und ſei dann zufrieden. — Dem jungen Adlerwirt ſchmeichelte dieſes Vertrauen der Braut und es kam ihm faſt gemüthlich vor im Stübchen, bis die Kundel plötzlich und ziemlich raſch das Fenſter aufmachte. Der Tabakrauch gieng freilich hinaus, aber die kalte neblige Winterluft gieng herein. Endlich verabſchiedete der Bräutigam ſich, und während die Pferde eingeſpannt wurden, ſtand er draußen in der Thür der Heukammer und plauderte ein wenig mit der Jungmagd. Er lehnte an dem einen Pfoſten der Thür, ſie an dem andern, weiter ließ ſie ihn mit der brennenden Zigarre nicht in die Kammer. Sie that's aber nicht des Rauches, ſondern der Feuersgefahr wegen.

Ihr Geſpräch wurde ganz leiſe geführt. „Frieda", ſagte der Wolfram, „du wirſt doch auch bei der Hochzeit ſein?"

„Weiß es nicht", antwortete ſie, „ich werde wohl müſſen haushüten. Die Haustochter hat ſchon ſo etwas geſagt."

„Hat ſie?" fragte flüſternd der Bräutigam. „Nein, Frieda, ich will's haben, daſs du bei meiner Hochzeit die erſte Kranzljungfrau ſein ſollſt. Es geht doch!"

„Ja, gehen thät's ſchon", meinte die junge Magd, „aber ſein darf's nicht."

„Wer ſagt das?"

„— ſie."

„Das möchte ich wiſſen. Ihr ſeid ja immer gut geweſen miteinander? Und kameradſchaftlich."

„Früher, ja", ſagte die Frieda, „aber ſeit dem Tanz beim Schwambachwirt iſt ſie arg auf mich."

„Laſs es gut ſein, Dirndel", entgegnete der junge Adlerwirt. „In das Capitel werde ich auch etwas dreinzureden haben. Sie mag zur Hochzeit laden wen ſie will, ich werde es auch thun. Und verhoff's, daſs wir uns bei der Hochzeit nicht das letztemal ſehen werden, Dirndel. Gib mir die Hand drauf!" Und er ſchnalzte mit der Zunge, was ſo ſeine Gewohnheit war, wenn er Muth und Übermuth in ſich fühlte. „Dirndel, die Hand drauf!"

„Auf das gebe ich keine Hand", war ihre Antwort, „der Menſch weiß nicht Zeit und Stund." Zögernd und zagend hatte ſie das geſprochen.

„Und auch zum Abſchied willſt mir die Hand nicht geben?" fragte er nicht ohne Beklommenheit.

„Zum Abſchied — ſchon gar nicht", antwortete das Mädchen.

„Frieda!" erſcholl es in dieſem Augenblicke von der Stallwand her. Die beiden ſtoben auseinander. Eine männliche hohle Stimme war es geweſen. Der junge Adlerwirt ſprang

in den Schlitten und vorwärts gieng's durch Nacht und Winter gegen Kirchbrunn.

An demselben Abende war's, als die Jungmagd Frieda die Thür ihrer Kammer verschlossen hatte und nun vor einem Muttergottesbildchen, welches an der Wand klebte, ihr Nachtgebet sprach, als auf einmal wie ein Gespenst der Holzknecht vor ihr stand. Der Schreck war so groß, dass ihr zum Schrei die Stimme versagte. Beide Hände ans Herz gedrückt, so sank sie mit einem Hauch auf den Schemel hin.

„Geschehen thut dir nichts", also sprach nun der Schopper. „Aber das Leutrufen lass sein. Sie brauchen es nicht zu wissen, was wir zwei miteinander zu reden haben."

„Wir haben nichts miteinander zu reden", konnte jetzt die Frieda sagen. „Geh fort! Du hast dich wie ein Dieb hereingeschlichen! Geh fort!"

„Hast wohl recht, Dirndel, wie ein Dieb!" entgegnete der Schopper. „Weil ich deinetwegen schlecht werden muss. Aber daran schuldig bist du. Zu einem Engel hättest mich machen können. Und jetzt — jetzt kann ein Teufel draus werden."

„Fort geh!" rief das Dirndel und sprang zur Thür, um sie zu öffnen. Er fieng sie auf, hielt ihr die Hand fest und sagte: „Frieda. Sei barmherzig. Schau, ich bin ein armer Bursch'. Glaubt hätt' ich's nimmer, dass einen die Lieb' so kunnt zurichten. Zwingen kann ich dich nicht, Frieda. Ich sag' dir nur das: Wenn du mich nicht nimmst, so erleben wir was. Mit mir und mit dir! Ich spring' ins Verderben und du in dein Unglück. Der junge Adlerwirt! Unterwegs her bin ich noch voller Vertrau gewesen zu ihm. Und was ich jetzt hab' gehört!"

„Was hast denn gehört?"

„Mehr, als er geredet hat, meine liebe Dirn! Dass der so schlau ist, das hätte ich mir nicht gedacht. Die eine heiraten, die andere gern haben! Bist denn du blind, Frieda! Oder bist wirklich so schlecht?"

„Holzknecht", versetzte jetzt das Mädchen ruhiger, „lass mich aus, dann will ich reden."

Im Augenblick ließ er ihre Hand los.

„Für mich", so redete sie nun, „wär' es auch besser, du hättest mich zerdrucken lassen vom Mühlrad. Ich dank' dir's nicht, dass du mich hast herausgezogen. In der Unschuld wäre ich gestorben und wie es jetzt steht, seh' ich vor mir nichts, als lauter Sünd' und Elend."

„Den Adlerwirt musst vergessen!" sagte der Schopper.

„Vergessen! Weißt du, was du redest? Kannst du vergessen? So vergiss mich, ich geh' dich ja nichts an. Bin nicht deine Schwester und nicht dein Geschwisterkind. Such' dir eine, die besser für dich passt und mich lass in Gottesnamen zugrunde gehen, wenn es mir schon aufgesetzt ist, dass ich seinetwegen zugrunde gehen soll." Sie weinte.

Der Waldmensch stand wie erstarrt vor ihr. Endlich antwortete er: „Um das von dir zu hören, bin ich heute weit aus dem Siebenbachwald herausgekommen. — Du Frieda! Flennen darfst mir nicht! Flennen kann ich dich nicht sehen!" Fast wie drohend stieß er die letzten Worte heraus und dann fuhr er mit den Fingerspitzen über ihr Haar hin, als ob er sie streicheln wollte. „Frieda!" fuhr er milder fort. „Vor neun Jahren am Magdalenatag, wie sie deine Mutter haben in die Erden gelegt, habe ich dich zum erstenmal gesehen. Wie du dazumal geweint hast, du liebes Kind, du arme Waise, so verlassen auf der Welt, — wie du dazumal so geweint hast, das geht mir nimmer aus dem Kopf, gar nimmer."

„Mein Gott", flüsterte jetzt die Frieda, „du bist ja ein guter Mensch, ein herzensguter Mensch. Aber jetzt

mußt du fortgehen, du armer Burſch, ſchau, es kann nicht anders ſein. Ich habe ja nichts gegen dich, wenn ich nur könnt', wie wollt' ich dich lieb haben mit Freuden, dich ganz allein. Und es hätt' eine gute Wendung. Wie es jetzt ſteht, ich weiß mir ja nicht zu rathen und nicht zu helfen."

„Sollſt ſchuldiger Weis ſo reden?" fragte er.

„Gott Lob und Dank, nein!" antwortete die Jungmagd, „aber fürchten thu' ich mich, ſo oft ich ihn ſehe. Bei der Hochzeit will ich nicht ſein, nach Kirchbrunn auch mein Lebtag nicht gehen. Ich will mich ja hüten, ſoviel es menſchenmöglich iſt. An meine Mutter haſt mich gemahnt, Schopper. Ihr letztes Wort zu mir iſt geweſen: Frieda, wenn du dir nicht ausweißt, ſo knie' hin und thu' beten. Ich will's thun, Holzknecht, und will ſo lange beten, bis ich dich recht lieb hab, und nur dich allein."

Das ſagte ſie mit ſolcher Innigkeit, als wäre die Liebe zu ihm bereits da.

„O glückſelige Stund'!" wimmerte der Waldmenſch und drückte ſein bärtiges Geſicht an ihre Schulter, in ihr Haar, „du herzliebe Dirn, ich geh' ſchon, ich geh' gern. Beten! Beten! Gute Nacht, du herzliebe Dirn!"

Alſo ſtürzte er wie raſend vor Glück davon, hinaus in die tiefe Winternacht — den jauchzenden Himmel im Herzen, ſeinen fernen Wäldern zu.

Fünfter Abſchnitt.

Ganz Geſsnitz war in Aufruhr. Bald nach Mitternacht ſchon hatten ſie angefangen mit den Böllern zu knallen, und zwar nicht bloß auf dem Salmhof, wo hinter dem Hauſe ein großes Feuer brannte, ſondern auch bei anderen Bauernhöfen der Umgegend, die da zeigen wollten, welch freudigen Antheil ſie nähmen an dem Feſt- und Ehrentage der Familie ihres großſtändigen Gemeindevorſtandes. Und als über den Dunſtſchichten der große rothe Sonnenball heraufſtieg und die Hochzeitsgäſte gegangen, gefahren kamen von allen Seiten her, da knatterten auch die Piſtolen drein, das Kleingewehrfeuer zu den Kanonenſchüſſen, daſs es ſchier zu hören war, als würde eine große Schlacht geſchlagen im Thale von Geſsnitz. Wo der Weg vom Salmhofe in den Markt hineinmündet, war ſogar ein Schwibbogen gebaut aus Fichtenreifern. Von der Gärtnerei der Herrſchaft Klobenſtein war ein großer Brautſtrauß gekommen als Hochzeitsgabe, denn der Klobenſteiner Baron und der Salmhofer ſtanden miteinander in reger Geſchäftsverbindung.

Übrigens hatte die Hochzeit des jungen Adlerwirtes mit der Salmhofer-Tochter etwas Städtiſches. Es gab dabei Herrſchaften in Frack und mit hohen Seidenhüten, worunter der Herr Schwager Amtscontrolor eine der würdigſten Erſcheinungen war. Auch der Salmhofer trug einen ſehr langen Frack, einen ſchwarzen Röhrenhut, einen hohen, aufgeſteiften Halskragen mit zwei an beiden Seiten des Kinnes hervorſtehenden Spitzen, eine ſchneeweiße Weſte, die über den halben Bauch hinabgieng, ein ſchwarzes Beinkleid und tadelloſe weiße Handſchuhe. Die Salmhoferin an ſeiner Seite ſah dagegen ganz bäuerlich und faſt ärmlich aus. Der Bräutigam war in ſchwarzem, dorf-bürgerlichem Anzug, der ſich nur auszeichnete durch das Myrtenſträußchen am linken Bruſtflügel. Dieſes ſchwarze Gewand gab dem jungen Manne ein überaus intereſſantes Ausſehen, ſein Geſicht ſchien blaſſer als ſonſt, und in ſeinem großen Auge war ein ſeltſamer Schmelz, wer es nur hätte ſagen können, ob mehr auf friſchen Muth oder auf weichmüthige Rührſeligkeit hinweiſend. Seine natürliche Heiterkeit ſchien er heute daheimgelaſſen zu haben beim Alltagsgewand, ernſthaft, geſetzt, wie es

einem Bräutigam anſteht, war ſein Weſen und man ſah gleich, daſs die Würde des Großbauernhofes ſich auf ihn zu vererben begann. Die Braut Kunigunde trug ein ſchweres weißes Seidenkleid mit Schleppe und auf dem kunſtvoll geflochtenen, faſt ſchwarzglänzenden Haar ein Myrtenkränzlein. Ihr ſchönes Geſicht war jetzt, wie ſie vor dem Altar ſtanden, als ob es von reinſtem weißem Marmor gemeißelt wäre. Man hatte zu Geſsnitz nie eine Braut geſehen, die ſo würdig und ernſt war, und nie eine, die am Hochzeitstage nicht einmal ein wenig gelächelt und nicht einmal ein wenig geweint hätte. Aber die Kunigunde war eine ſolche. Manche behaupteten, das wäre ein tiefes Waſſer, auswendig eine Mutter Gottes, inwendig —. Ein Glücksmenſch ſei dieſer Adlerwirt! Die Braut ſo ſchön, ſo achtunggebietend, ſo reich! — Ob ſie für eine Wirtin am Ende nicht doch ein wenig zu vornehm iſt! Wirtinnen können nicht artig genug ſein. — Oho, Wirtinnen können nicht zurückhaltend und ernſthaftig genug ſein! — Ein Glücksmenſch, dieſer Adlerwirt!

Als das Brautpaar vor dem Altare ſtand, als der Wolfram ihre zarte kleine Hand in der ſeinen hielt, als der Prieſter die Stola darüber wand, da machte der junge Adlerwirt im Herzen ein Gelöbnis. — Ich will ein treuer Menſch ſein. Junge, leblustige Weiber gibt es genug, auch ſolche, die Ehrenhaftigkeit verkaufen! Nein. Ich habe jetzt mein Weib. Und iſt ſie gleichwohl noch froſtig wie ein Märztag, ich will ſo viel Sonnenſchein auf ſie legen, bis die Blume aufblüht. Durch die Liebe kann man alles überwinden, ſagt mein Profeſſor Nix, auch die ſchlimmen Weiber. Schlimm aber iſt ſie gar nicht, nur ein wenig herb. Und herbe Trauben geben den haltbarſten Wein. Mein liebes Weib, du! — Er drückte ihre Hand, ſie wuſste freilich nicht, was er dachte.

Die Mahlzeit im Salmhofe war üppig bis zum Tiſchbrechen. Auch dabei gieng es ſo vornehm zu, daſs alle Kellner von Geſsnitz anweſend waren, um an der Tafel die Speiſeſchüſſeln herumzutragen von Gaſt zu Gaſt. Die Braut winkte faſt jedes Gericht mit einer Handbewegung ab, ſie aß nichts, ſie trank nichts, ſie ſprach nur wenig, ließ aber ihr wachſames Auge ſtets in die Runde gehen, um die Ordnung des Dienervolkes zu überwachen und etwaige Verſtöße desſelben mit einem ſtrafenden Blick, mit einem tadelnden Worte zu rügen. Der Wolfram ſuchte mit der nebenſitzenden Schwiegermutter ein Geſpräch zu unterhalten; es war jedoch mit der einfachen, beſcheidenen Frau nicht viel anzufangen. Umſomehr fröhlichen Lärm machte der Salmhofer, beſonders wenn das weiße Kätzchen, welches er bei ſich auf dem Schoß hatte und mit Leckerbiſſen fütterte, auf den Tiſch ſprang und ungebührlich ward. Alſo dachte der Wolfram, werden wir uns nur ans Eſſen und Trinken halten, dieſer Tag wird mit Gottes Hilfe ja auch nicht ewig dauern.

Am Abende, als die Lichter gekommen waren und die Muſikanten, hub die Hochzeitsgeſellſchaft einen anderen Takt an. Es ward laut und luſtig, die Leute wogten durcheinander, aber die Braut zog ſich zurück auf ihr Stübchen, weil ihr die Aufregung und der Lärm des Tages ein wenig Kopfſchmerz verurſacht hatten.

Der Wolfram gieng hinaus in die friſche Luft. Ein klarer Sternenhimmel flimmerte, der Adlerwirt ſah ihn kaum, er war in verſchiedenerlei Empfindungen verſunken und auf einmal that er einen tiefen Athemzug und ſagte halblaut: „Alſo wäre ich verheiratet!“

Dann kam ihm zu Sinn, was er am Altare gedacht und daſs er nun von jemandem Abſchied nehmen müſſe mit allem Ernſt.

Im Wirtſchaftsgebäude war die Geſindeſtube hell beleuchtet, da drinn

gieng's fröhlich zu, der Wolfram trat ein. Mit hellem Geschrei hoben sie ihm die Gläser entgegen und tranken auf seine Gesundheit. Er setzte sich ein bisschen zu dem Gesinde an den Tisch, da erschien die Aufträgerin mit frischem Teller und Glase, legte ihm Krapfen vor, und einschenken, meinte sie, würde er sich wohl selber können.

„Ja, Frieda!" lachte der Bräutigam der jungen Aufträgerin zu, „einschenken, das kann ich, aber austrinken musst du. Auch von dir will ich eine Gesundheit haben."

Die Jungdirn nahm das Glas, schwenkte es ein wenig gegen ihn: „Zur guten Gesundheit!" und nippte.

„Jetzt ist's recht!" rief der Wolfram lustig mit der Zunge schnalzend und fasste sie an der Hand und blickte ihr frisch ins Auge, „trink' noch einmal, Frieda!"

„Dank' schön!" antwortete sie schmunzelnd, „es möcht' zu viel sein."

„So gib her!" er nahm ihr das Glas aus der Hand und während er ihr fest ins Auge blickte, leerte er es auf einen Zug.

Als er nachher wieder über den Hof schritt, ward ihm bedenklich. — Ein Abschied das? —

— — — — — — — — — —

Also das war die Hochzeit gewesen.

Und nun kam das Siedeln. Der Möbelfuhren von Gesnitz nach Kirchbrunn waren so viele, dass die Leute schon sagten: „Mein Gott, wie wird denn das alles Platz haben beim Adlerwirt, es zersprengt ja das Haus!"

Frau Kunigunde ward eingerichtet wie eine Gräfin. Alles nagelneue Sachen. Rococo war Mode. Rococo! Man wusste zwar nicht, was das war, bestellte es aber. „Kosten thut auch ein Trödel was", hieß es, „also am besten, sich gleich ordentlich einrichten." Es gab Überraschungen, als die Sachen ankamen. Frau Kunigunde war nicht so leicht zufriedengestellt von den Arbeiten der Tischler und Tapezierer aus der Kreisstadt, sie meinte, das plumpe Zeug sei gar nicht anzusehen und es wäre am klügsten, solche Dinge geradeswegs aus Paris zu bestellen. Mit diesem Sinn für die feinste Vornehmheit setzte die junge Frau ganz Kirchbrunn in Erstaunen.

Ungefähr eine Woche nach der Hochzeit war der Salmhofer angefahren gekommen, um sich das neueingerichtete Nest der jungen Leute zu besehen.

„Nur so zu, Wolf!" schnarrte er den Schwiegersohn an. „Meine Tochter hat Erziehung genossen. Halt' sie fein! Lass ihr nichts abgehen! Für die Küche nimm dir eine Köchin, mein Kind hat Nerven, die nicht für den Küchendunst sind."

Der Wolfram nahm diese Verhaltungsmaßregeln ganz ruhig hin. Nach einem Imbiss, der dem Schwiegervater vorgesetzt worden und wobei der Salmhofer einmal seinen würdigen Bart streichelte, und das anderemal seinen Oberschenkel, obzwar heute das weiße Kätzchen nicht darauf saß — bat der alte Adlerwirt ihn auf ein Wort in seine Stube. Der alte Wirt war vor langem Zuwarten auf eine gewisse Unterredung schon ganz aufgeregt geworden. Und weil der Schwieger auch heute wieder nichts desgleichen that, als wäre eine solche an der Zeit, so machte der Wirt nun keine Umstände mehr.

„Schwieger", sagte er, ihm einen Sessel hinschiebend, „musst schon entschuldigen, es ist, dass man sich einmal ausredet von wegen Lebens und Sterbens. Wir sind nimmer jung und mein Sohn weiß, was er von mir zu erwarten hat. Es ist, dass er weiß, wie er dran ist und die Wirtschaft einrichten kann."

„Hast ganz recht, Adlerwirt, nur alles in Ordnung machen", antwortete der Salmhofer. „Weiß auch, dass mein Kind bei euch gut gestellt ist. Ist ein gutes Kind, wer es zu behandeln versteht, ein herzensgutes Kind."

„Und eine rechtſchaffen ſtolze Natur", lenkte der ſchlaue Adlerwirt über, „ſo daſs ich mir ſchon gedacht habe, ob ſie nicht etwa gedrückt iſt, wenn . . . Das möchte ich ihr nicht wünſchen! Sie wird auch auf was pochen wollen, und hat ganz recht. Ich meine, Schwieger, du — ſollſt was ſchreiben laſſen."

Der Salmhofer hatte ſich kaum geſetzt, ſo ſtand er jetzt wieder auf, nahm Hut und Stock; aber noch an der Thür wendete er ſich um und ſtieß ſprudelnd die Worte hervor:

„Ich glaube, die Ausſtattung iſt nicht zu gering ausgefallen. Hat mich baare zweitauſend Gulden gekoſtet. Nach meinem Ableben — wenn ich um ein Eichtel Geduld bitten darf! — wird ſie kriegen, was da iſt. Wer denn ſonſt?"

Ohne ein weiteres Abſchiedswort gieng der Großbauer zur Thür hinaus und fuhr davon.

Etwas kleinlaut theilte der alte Adlerwirt dem jungen dieſes Geſpräch mit und fügte bei: „Heißt's halt ſo weiter fretten derweil. Wie lang wird er's denn machen! Er trinkt zu viel."

Der Frau Kunigunde war es nach ihrem Einzuge ins Adlerwirtshaus vor allem darum zu thun geweſen, jedermann zu zeigen, daſs ſie hier die Frau ſei. Alles wurde geändert, ſchon in den erſten Tagen. Kein Möbelſtück blieb an ſeinem Platze ſtehen, und wenn der Wolfram einwendete, das ſei ſchon bei ſeiner Mutter Lebzeiten ſo geweſen, gab ſie zur Antwort: „Liebes Kind, alſo hat's deine Mutter geſtellt nach ihrem Belieben, und ich werde es auch thun." Im Salmhofe war um zwölf Uhr Mittagszeit, alſo muſste auch im Adlerwirtshauſe die Suppe um zwölf Uhr auf dem Tiſche ſtehen. „Kundel", gab ihr der Wolfram zu bedenken, „in den Wirtshäuſern macht ſich eine ſpätere Mittagsſtunde beſſer, wenn die Gäſte geſpeiſt haben." — „Was kümmern mich die Gäſte!" war ihre Entgegnung.

Der Wolfram wuſste wohl, was darauf zu ſagen war, doch er wollte nicht ſtreiten. „Junge Hausfrauen ſind ſchon ſo", tröſtete ihn der Vater, „und ſie wird ſich die Hörner ſchon abſtoßen."

Auch mehrere Dienſtboten, die ſich nicht gleich in die neue Hausordnung ſchicken konnten, wurden entlaſſen und neue aufgenommen. Und gerade wenn eins recht brauchbar war und ſchon lange im Hauſe, gerade das muſste fort. Die Frau Kunigunde wollte nicht, daſs ein Dienſtbote im Hauſe ſei, welcher beſſer Beſcheid wuſste, als ſie ſelber.

„Daſs dir die fremden Geſichter nicht zuwider ſind!" ſagte einmal der Wolfgang zu ſeiner Frau.

„Mir ſind die einen wie die anderen fremd", war ihre Antwort.

„So möchte ich an deiner Stelle wenigſtens ſolche nehmen, die ich ſchon kenne. Dein Vater wollte dir gewiſs gerne ein paar Leute von ſeinem Hofe abtreten, die deiner Art und Weiſ' leichter nachkommen könnten. Beſonders Weibsleute ſollteſt verläſsliche um dich haben."

„Meinſt?" gab ſie lauernd zurück.

„Wir haben jetzt keine ordentliche Küchenmagd und keine Weidmagd."

„Wie ſoll ſie denn heißen?"

„Heißen kann ſie wie ſie will, aber brav und fleißig muſs ſie ſein."

„Soll ſie nicht Frieda heißen?" fragte ſpitzig die Frau Kunigunde.

Der Wolfram that überlaut einen Lacher. „Wie du jetzt auf die Frieda kommſt!" Er brach ab und gieng hinaus.

Von dieſem Tage an war er eine Weile wortkarg. Und damit Frau Kunigunde die Urſache nicht merken ſollte, warf er ihr unverhohlen vor, daſs das nicht ſchön wäre von ihr, dem alten Vater die liebgewordenen Gewohnheiten zu vergällen, ihm ſogar die Mittagszeit nach ihrem Gutdünken

zu verlegen. Über die Speisen selbst rede man ohnehin nichts, diese würden zubereitet nicht nach seinem, sondern nach ihrem Geschmack, und der sei nicht allemal der beste.

„Einen besseren hast du", gab sie rasch wie immer zur Antwort, „weil du deiner eigenen Frau schon jetzt, wenige Wochen nach der Hochzeit, das Essen missgönnst und dich nach einer Stalldirne umsehen möchtest." Da weinte sie auch schon heftig in ihr Spitzentuch.

„Aber Kunigunde!" rief nun der Wolfram und wollte kosend begütigen, sie stieß mit dem Ellbogen heftig nach ihm, da gieng er zum Herde, zündete sich eine Zigarre an, stieg in die Gaststube und unterhielt sich mit den Gästen.

Ein Fleischhauergeselle aus Gefsnitz war da, den fragte der junge Adlerwirt nach Neuigkeiten. Natürlich marschierte der drohende Krieg auf, der in den Zeitungen stand, denn er steht immer drin. Aber dem Wolfram war das zu wenig. Als braver Schwiegersohn fragte er dem Salmhofe nach, ob dort alles gesund sei, oder sonst beim Alten? Ja, der Salmhofer liege auf seiner Holzbank, schäkere mit den Katzen und habe so manchmal sein Räuschchen. Man merkte es dem Fleischergesellen an, welche Gewalt er sich anthun musste, um die ganz unverhältnismäßige Verkleinerung zuwege zu bringen, aber anders mochte er mit dem Schwiegersohne doch nicht sprechen. — Und was die Mutter mache? wollte der Wolfram wissen. — „O Gott!" sagte der Fleischer.

„Dass sie nicht am Ende mehr Sorgen zu tragen hat, jetzt, weil die Tochter fort ist!" fürchtete der junge Adlerwirt. „Sie wird sich doch von den Dienstmägden eine abrichten fürs Haus oder so."

„Im Gegentheil", erzählte der Gefsnitzer, „verjagen thut sie eins ums andere. Gestern ist bei der Jungmagd die Dienstzeit aus worden."

„Bei der Frieda!" fragte der Wolfram.

„Wird so geheißen haben. Bin just mit einem Kalb vorübergekommen, wie sie mit ihrem Bündel den Hof verlassen hat. Und Augenwasser, dass ich sie noch frag': Was hat's denn, Dirndel? Wandern musst? Ja, wohin denn jetzt im Winter? Wisse es selber nicht, hat sie gesagt, und fort nach der Straßen."

Nun wusste er's, der Adlerwirt, was er wissen wollte. Dass er jetzt aber *noch* mehr wissen wollte, und was alles, das konnte er niemandem sagen.

Sechster Abschnitt.

Endlich war der Winter vorbei.

Und eines Tages in dem Maien kam der junge Adlerwirt zu seiner Frau mit einem erbrochenen Briefe und sagte froh erregt: „Dies Jahr kommt er früh. Er kann es schon kaum erwarten, die junge Adlerwirtin kennen zu lernen, schreibt er. Der Professor Nix."

„Wer ist denn der?" fragte Frau Kunigunde gleichmüthig.

„Ich habe dir ja erzählt von dem Herrn, der allsommerlich zu uns kommt und bei uns bleibt, und der mich so mancherlei gelehrt hat. In diesem deinem Zimmer hat er immer gewohnt."

„So soll ich wohl jetzt ausziehen und den Herrn Professor Nix hereinlassen?"

„Kundel", sprach der junge Adlerwirt und machte einen vorwurfsvollen Blick. „Kundel, du bist immer so boshaft. Wie kann denn vom Ausziehen die Rede sein! Der Professor bekommt das Stübchen gegen den Baumgarten hinaus, er wird damit zufrieden sein. Es ist ein netter Herr, du wirst ihn gewiss liebgewinnen."

„Das Baumgartenzimmer kann ich ihm nicht abtreten, ich habe meine Garderobe drin."

„Vielleicht wollteſt du deine Kleider hier in der Nebenkammer unterbringen, es wäre bequemer für dich.“

„Geh, geh, Wolf“, entgegnete ſie, „meine Bequemlichkeit! daſs ich nicht lachen muſs! Nur um deinen Herrn Profeſſor geht's dir. Nein, das Baumgartenzimmer bekommt er nicht.“

„So werde ich ihm das große Zimmer über der Gaſtſtube einräumen“, ſagte er, aber in einem Tone, der anzeigte, daſs er nicht gewillt ſei, weiter mit ſich handeln zu laſſen.

„Das kannſt du thun“, antwortete Frau Kunigunde. „Ich kümmere mich nicht um deine guten Freunderln. Nur bitte ich dich, auch mir nichts dreinzureden, ich will Ruhe haben.“

Und eine Woche nach Ankunft ſeines Briefes, kam er ſelber. Es war noch ganz der Alte wie im vorigen Jahre. Dem Wolfram fiel er mit den Worten: „Junge! Hat die Liebe noch ein Stückchen Wolfram übrig gelaſſen für den alten Nix?“ in die Arme.

Die Artigkeiten, welche der Adlerwirt ſtotterte, unterbrach er ſofort: „Iſt ſchon recht. Laſs die Thorheiten, dein Weibchen will ich ſehen.“

Er ſtürmte in die Gaſtſtube, in die Küche, da war ſie aber nicht. Als er ſpäter hinaufſtieg zu ſeiner neuen Stube, begegnete ihm auf der Treppe eine Dame, die er flüchtig grüßte, weil er ſie für eine fremde hielt. Es war aber Frau Kunigunde. Als er das gewahr wurde, eilte er ihr nach: „Frau Adlerwirtin! So wollen wir zwei nicht beginnen, ſelbander. Einen herzhaften Händedruck, oder ſo etwas! Mit meinem Segen für den heiligen Eheſtand komme ich wohl ſpät! Aber nie zu ſpät! Nie zu ſpät! Gottes Gruß zu tauſendmal, Frau Adlerwirtin!“

„Guten Morgen!“ entgegnete die Frau ruhig.

Profeſſor Nix war hübſch abgekühlt und ſie wechſelten einige höfliche Worte.

Mit der Stube war der Profeſſor recht zufrieden, da hatte er Platz genug für alle ſeine Bücher und Schriften und Ledertaſchen und Botaniſierbüchſen und Staffeleien, und er breitete ſich behaglich aus. „Ein Herzenskerl biſt du!“ rief er dem Wolfram zu, „gut meinſt du mir's. Wenn ich einmal ſterbe, ſo bedenke ich dich in meinem Teſtament. Du ſollſt das ganze Firmament haben mit allen Sonnen und Sternen. Nur der Halbmond iſt ein Legat für die Türken. Ein charmantes Zimmer das!“

Der Wolfram ſagte nichts auf dieſe Ergießung. Und bald machten ſich zwei kleine Nachtheile fühlbar in der ſchönen großen Stube. Tagsüber war's der Rauch des ſcharfen Bauerntabaks, deſſen Düfte von dem Gaſtzimmer durch die Fugen in des Profeſſors Stube drangen. Aber das war nicht das Schlimmſte, am Bauerntabak war auch noch eine Pfeife, und an der Pfeife ſog ſo ein unſauberer Geſelle, der bis in die Nacht hinein ſitzen blieb und mit anderen ähnlichen Geſellen lärmte, ſo daſs der gute Profeſſor Nix oben kein Auge ſchließen konnte. Aber er that nichts desgleichen, ſondern tröſtete ſich damit, daſs ſolches zur Sommerfriſche gehöre.

Bei einer nächſten Gelegenheit ſagte er zu ſeinem jungen Wirte folgendes: „Wolf! Ich muſs dir nur geſtehen, du haſt ein ſchneidiges Weib. Das hat mir alle Kuraſch abgekauft. Eine ſolche Hausfrau wird ganz gut ſein, ſie erſpart den Kettenhund. Die Diebe und die Betrüger und die Heuchler und Schmeichler wirſt du nicht zu fürchten brauchen, Frau Kunigunde hält ſie alle fern. Einer Untreue wirſt du bei ihr auch ſicher ſein, ſie läſst keinen an ſich herankommen. Wenn ſie dir ſo recht iſt, nachher biſt du geborgen, nachher kann dir nichts mehr geſchehen.“

Der Wolfram wuſste nicht recht, waren dieſe Bemerkungen ein Lob

auf seine Frau, oder etwas anderes. Er nahm's in Gottesnamen fürs erstere und war's zufrieden.

Der Professor gieng, wie es in den früheren Sommern geschehen, seinen Vergnügungen nach in Wald und Flur. Die Gegend um Kirchbrunn ist so recht das, was man freundlich nennt. Mittelhohe Berge mit sanften Kuppen und Muldungen und alles was nicht im Thale Feld und Wiese war, hübsch bedeckt mit hellgrünenden Buchenwäldern, in welchen dunklere Fichtenbestände eingesprenkelt waren. Aus den schattigen Engthälern kamen Bäche hervor, zwischen den Wiesen gab es Teiche und Heuschoppen und Getreidemühlen. Professor Nix kannte alle Wege und Stege und die meisten Bewohner des Thales. Mit dem einen sprach er ernsthaft, mit dem anderen scherzte er. Wenn er aber in Regentagen an das Adlerwirtshaus gebannt war, da kam's ihm — sosehr der Regen draußen auch rieseln mochte — in der Stube nicht mehr ganz so gemüthlich vor wie sonst. Häufig saß er in der Gaststube, doch es fehlte auch hier manchmal an Gesellschaft. Der alte Wirt war missgelaunig, der junge wortkarg und die Wirtin gar nicht zu sehen.

Eines Tages war der Wolfram davon. Am ersten Tage kümmerte sich um seine Abwesenheit niemand; am zweiten Tage meinte der alte Wirt, sein Sohn müsse auf einen Vieheinkauf gegangen sein, aber man wunderte sich doch, dass er weder seiner Frau, noch seinem Vater davon etwas gesagt hatte. Als er am dritten Tage immer noch nicht zurück war, wurde dem alten Wirte bang und wurde dem Professor bang. — Wenn der Wolf nichts gesagt hat, wohin, so dachte letzterer sich, und in der Nachbarschaft weiß auch niemand etwas von ihm, und es ist sonst nicht seine Art, dass er so davonläuft, so sieht das ja aus wie ein Unglück! Frau Kunigunde hub an zu zanken. Der Professor stellte ihr vor, dass dem Wolfram etwas zugestoßen sein könne.

„Ja natürlich, der Leichtsinn ist ihm zugestoßen!" rief sie. „Gott weiß, wo er umherzigeunert! Ich laufe ihm nicht nach. Meinetwegen mag er fortbleiben über Jahr und Tag. Wenn ich nicht will, da kriegt mich keiner mit Lieb' und keiner mit Trutz." —

Der Wolfram war unter dem Vorwande, vorjährigen Apfelwein zu kaufen, die Gesenkergegend abgegangen bis hinaus nach Niederleuth und Sanct Magdalena; in allen Bauernhäusern hatte er zugesprochen, sich nebenbei auch um Zuchtkälber umgesehen; erstanden jedoch hatte er nirgends etwas. Dann war er in großem Umkreis gegen das Gebirge gewandert, hatte dort anstatt nach Apfelwein nach Bauholz gefragt, aber auch hier nichts gekauft. Endlich rückte er seiner Absicht näher und erkundigte sich nach Dienstboten für die Sommerarbeiten, vor allem nach Heuheberinnen und Schnitterinnen — es war vergebens, die er suchte, fand er nicht.

Und als er rathlos schon auf dem Heimwege war, fiel es ihm ein: sie ist im Siebenbachwald bei den Holzleuten. Er musste es aber wissen. Er wanderte in die Wälder und kam zu den Siebenbachhütten, welche in einem engen Waldthale standen, von zerrissenen Bergen umgeben. Hoch von einem Bergschlag nieder gieng eine neue Holzriesen, in deren Rinne glatte wuchtige Blöcke herabglitten. Sausend und dröhnend kam das niederwärts auf steiler Riesen, die in großen Bogen sich wand, über Hänge und Schluchten gebrückt war und so sorgfältig und wohlberechnet gemuldet, dass kein Block ausspringen konnte. So kam das herab bis zu Thale, wo die Riesen sachte sich ebnete und die schwersten Blöcke fast sanft aufs Erdreich warf, um dann von etlichen Männern zur Kohlstatt geschafft werden zu können. Bei diesen Männern war sie nicht. Der Wolfram fragte dem Schopper-

Schub nach. Der sei auf dem Berge an dem obersten Ende der Riesen. Der Adlerwirt stieg hinauf, der Berghang war steil und vielfach von Schluchten und Gräben durchfurcht. Da sah man erst die ganze Kühnheit des Baues der Holzleitung. Streckenweise strich sie in schönen Curven an dem steilen Hang dahin, dann setzte sie, auf schlanken Stämmen wie auf Strohhalmen gestützt, über Waldwipfel und Abgründe, in deren Tiefen Wässer rauschten.

„Seit Menschengedenken", so erzählte der Holzknecht, welcher den Adlerwirt hinaufbegleitete, „hätte man es nicht für möglich gehalten, dass wir den Zagelwald herabkriegen könnten. Zu Hunderten und zu Tausenden sind sie vermodert und verfallen, oben, die schönsten Tannen und Lärchen, und kein Mensch hat sie nutzen können, weil sie nicht herabzubringen gewesen sind. Jetzt geht's spielend. Und haben ihn zuerst alle ausgelacht, den Schopper, wie er gesagt, er baut die Riesen. Hat aber den Holzmeister sauber überzeugt, dass es geht, hat sie mit dreißig Holzknechten in vier Monaten gebaut, und jetzt lacht niemand mehr. Der Schopper ist Vorknecht geworden."

„Also der Schopper-Schub hat dieses Werk gebaut!" Der Adlerwirt hätte es ihm nicht angesehen. Der Mann, der solches kann, darf sich am Ende doch keck um die Herzliebste bewerben.

Auf der Höhe gab es eine schöne Aussicht hin in die Waldberge, aber dem Wolfram gieng es nicht um das. Rings um ihn lag der geschlagene Urwald in vielen tausend Stämmen, welche von den Holzhauern entschält, zu Blöcken geschnitten und an die Einmündung der Riesen gebracht wurden; dem Wolfram gieng's auch nicht um Holz. Inmitten der Leute stand der Schopper in braunen Hemdärmeln und barhaupt. Er hielt einen langen Maßstab in den Boden gestämmt und traf Anordnungen. Der Wolfram hatte ihn erkannt an dem üppigen Barte und gieng nun, über Stämme und Rindenwälle kletternd, auf ihn zu.

Die beiden Männer standen sich ein Weilchen gegenüber und schauten sich an, bevor das erste Wort gesprochen wurde.

„Dich suche ich", sagte endlich der Adlerwirt. „Wenn ich den weiten Weg her mache zu dir, so kannst dir denken, dass es etwas Wichtiges wird sein. Willst so gut sein, Schopper, und mit mir ein wenig auf die Seite gehen?"

„Das kann ich schon thun", antwortete der Holzknecht und sie giengen gegen einige Schirmtannen hin, die man stehen gelassen hatte.

„Schopper", bemerkte der Wolfram, „deine Riesen ist ein Meisterwerk."

„Dass du mir das sagst, deswegen bist du nicht gekommen", entgegnete der Holzknecht. „Adlerwirt, thu' nicht lang' um und sag', was du willst."

„Schopper", sprach nun der andere im vertraulichen Tone. „Du kannst dir's denken, es ist der Frieda wegen. Du bist offenherzig mit mir gewesen und ich will es auch sein. Hast du das Dirndel noch im Kopf?"

Der Schopper starrte den Fragenden an und entgegnete: „Was geht das dich an? Du hast dein Weib."

„Das wohl, Schopper, das habe ich, und just deswegen kann ich offen mit dir sprechen. Die Frieda ist eine Jugendfreundin meiner Frau und wir wollen nicht, dass sie sollte verderben müssen. Vielleicht, dass ihr meine Frau einen Platz verschaffen könnte."

„Hat sie denn keinen?" fragte der Schopper.

„Du wirst doch wissen, dass sie nicht mehr im Salmhof ist."

„Ei freilich weiß ich das."

„Wo sie nur mag umherirren auf der weiten Welt? und hat keinen Menschen, der ihr's gut thät meinen!"

„Adlerwirt!“ sagte der Schopper ganz leise aber nachdrucksvoll, „sie hat einen!“

„Heiratest sie, Schopper? Hast sie bei dir?“ Ohne dass er es recht wollte, waren ihm diese Worte über die Lippen gesprungen, denn es war ein großer Sturm in ihm und das Herz pochte so heftig in seiner Brust, dass es nachklang in den Schläfen.

Der Schopper sagte: „Mein lieber Adlerwirt. So dumm bin ich nicht, dass ich dir sie verrathe. Geh' nur ruhig heim nach Kirchbrunn und kümmere dich um deine Leut', die Frieda geht dich nichts an.“

Damit wendete er sich seiner Arbeit zu und dem Adlerwirt blieb nichts übrig, als den mühevollen Weg wieder zu Thale zu steigen.

„Wenn Sie bis zum Feierabend warten wollen“, rief ihm einer der Arbeiter zu, „so können Sie auch hinabfahren. Wir rutschen alle hinab. Mit dem Brettel ist man in fünf Minuten zu Thal. Aber jetzt geht's nicht, jetzt haben die Holzblöcher das Vorrecht.“

Dem Adlerwirt kam aber die ganze Gegend ein wenig unheimlich vor und er gieng angestrengt drei Stunden lang, bis er den Thurm von Kirchbrunn sah.

Als er hinaus über die Wiesen schritt, saß dort an einem Wassertümpel der Professor Nix und schaute den Krebsen zu. Der Alte erhob ein Freudengeschrei, als er seinen Hausherrn sah und wollte allsogleich wissen, was die Adlerwirtshausbewohner verbrochen hätten, dass er sie über drei Tage lang im Fegfeuer zappeln lasse.

Der Wolfram setzte sich hin auf den Rasen und seufzte: „Ach ja, lieber Professor!“

„Junge, du gefällst mir nicht!“ sagte der Professor.

Der Wolfram schaute bekümmert in den Tümpel, dann sprach er: „Dass es seine Ursache haben muss, wenn einer wie halbverrückt davonläuft, ohne dem alten Vater, ohne dem Weibe zu sagen, wohin, das können Sie sich denken. Und eine Ursache hat es. — Sie wohnen gemüthlich in Ihrer großen Stube, Herr, ärgern sich vielleicht ein wenig über den Lärm der Gäste am späten Abend, haben aber freilich keine Ahnung, was zwischen uns vorgeht. Sie ist hart. Sie ist herzlos, dass ich's nicht sagen kann. Sie macht mich ganz verzagt...“

„Na, na!“ beschwichtigte der Professor und neigte sich über den jungen Mann, denn dieser presste seine Hände ins Gesicht und schluchzte.

„Ich habe mir's gedacht“, sagte der Alte gedämpft, „ich habe mir's wohl gedacht.“

Dann schwiegen beide eine lange Zeit und starrten in das klare Wasser, wo langsam die Krebse krochen und stets nach rückwärts — nach rückwärts.

„In den ersten Wochen“, so fuhr Professor Nix endlich fort, „da habe ich vorgehabt, dir Trost zuzusprechen, habe sie wohl für eine herbe Natur gehalten, aber wer den Schlüssel findet zu solchen Naturen, der hat's gut. Sie zeigen und feilen ihr Herz und Gemüth nicht auf der Gasse umher, sie geizen gegen alle Welt mit ihrer Güte, um ja recht viel davon aufzuhäufen für den einen und einzigen, den sie selig machen wollen. So eine goldene, habe ich gemeint, hättest du dir auserwählt. Freilich ist mir nach und nach anders zu Muthe geworden. Ganz krampfig ist mir zu Muthe geworden, mein lieber Wolf! Aber reden! Wenn er nicht redet, ich bin auch still. Wenn einer zum jungen Ehemann hingeht und sagt: Du, dein Weib passt nicht für dich! so ist das ein schlechter Kerl, den man mit einem Rattenschwanz erdrosseln soll. Aber dir sage ich es doch, Wolf, und du erdrosselst mich nicht, wenn ich dir sage: Sie passt nicht für dich!“

Der Wolfram murmelte: „Ich erdrossele Sie nicht.“

„Von der mufst du los, Junge!“ rief der Profeſſor.

„Aber wie?“ ſeufzte der junge Mann.

„Scheidung! friſch! raſch! Heute beſſer als morgen.“

„Eheſcheidung!“ ſagte der Adlerwirt. „Das geht nicht. Dieſes Aufſehen!“

„Wenn ſie dich in die Strafanſtalt führen, das wird auch ein Aufſehen ſein!“

Der Wolfram ſprang empor.

„Verzeihe!“ begütigte der Profeſſor. „Das Wort war ſchlimm. So endet's bei dir nicht, ſo nicht. Du biſt ein weicher Menſch, du wirſt verderben und vergehen, und wer dich umbringt, der kommt auch nicht ins Zuchthaus, weil du dich vor Gram und Jammer ſelber verzehrſt. Und der, welcher dich mit kleinen Doſen täglich vergiftet, hat noch den Triumph, als Leidtragender an deiner Grube zu ſtehen. — Wolf, wenn du bisher alle ſieben Todſünden begangen, die eine mufst du ſühnen, auf der Stelle, ohne Säumnis ſühnen: dafs du dieſes Weib genommen haſt!“

„Ich hätte mir ja leicht eine andere gewufst.“

— „Eine andere!“ ſprach nun der Profeſſor. „Wolf, eine andere lafs einſtweilen aus dem Spiele! Das ganze Firmament, habe ich geſagt, vermach' ich dir, nur den Halbmond nicht, der gehört den Türken. Und Türke wirſt du keiner ſein wollen. Jetzt eine andere! Das wäre hübſch! Erſt ſcheiden, dann wieder binden!“

„Nicht mir zulieb' habe ich ſie genommen.“

„Man merkt es wohl, Junge. Wäre auch nur ein bifschen Neigung da, es müfste ſich anders zeigen.“

„Mein Vater wollte es ſo haben“, geſtand nun der junge Adlerwirt, „ihm zuliebe bin ich hineingeſprungen. Wir ſtehen ſchlecht, wir müſſen uns mit ihrem Gelde aufhelfen.“

„Wolf“, ſagte hierauf der Profeſſor. „So lang dein Weib mifst, ſo lang mifst dein Unglück. Wo das Weib aufhört und das Geld anfängt, fängt in dir der Wicht an. — Schelm, armſeliger! Das Geld! — Adlerwirtsſohn. Ich habe dich als Kind auf den Armen getragen und dabei geſungen: Lieber Engel, werde ein braver Menſch! Hernach der wifsbegierige Knabe! Der warmherzige Jüngling! Es war eine Freude. Er wird's! habe ich oft gejauchzt. — Na, und wie der Mann fertig iſt, von dem man glaubt, dafs er edle Früchte wird tragen — ſteht der heifshungerige Geldwolf da. Irr und toll könnt' einer werden!“

Da der Adlerwirt bei dieſen herben Worten ſich abgewendet hatte, fiel der alte kleine Profeſſor vor ihm auf die Knie, umfafste ſeine Beine und rief: „Mufst mir's zugute halten, Wolf, mir thut deinetwegen das Herz ſo weh, dafs ich ſchreien mufs. Dem Vater zulieb'! Es war ja gut gezielt, aber es iſt ſchlecht getroffen. Mein Wolf, glaube mir! Folge mir! Gehe heute noch ins Amt und lafs dich ſcheiden!“

„Dann bin ich ein Bettler!“ rief der Adlerwirt.

Der Profeſſor ſtutzte. Als er ſeiner Verblüffung einigermafsen Herr geworden, ſagte er in ſingendem Tone: „So, ſo. Alſo nur eine Ausrede iſt der Herr Vater. Du ſelber willſt Geld haben. Du willſt lieber ein elender, verächtlicher Gauch ſein, von deines Weibes Groſchen zehrend, unter eines Weibes Fufs wimmernd, dich windend wie ein zertretener Wurm, anſtatt mit geſunden Armen mannbar dir dein Brot zu verdienen! — Adlerwirt, ich mag dich nicht mehr.“

Er erhob ſich raſch und gieng quer über die Wieſe hin durch das lange Gras, dafs kaum ſein Kopf manchmal hervorragte über den Germen und Riſpen. —

Als der Wolfram nach Hauſe kam, gab's von Vaters Seite ein arges Wetter. Er ertrug's gleichgiltig. Frau Kunigunde blieb drei Schritte vor ihm ſtehen und fragte: „Biſt denn

schon da, Wolfram? Hast dir die Socken lochig getreten, oder hat dich der Hunger nach Hause getrieben? Die Köchin soll dich nur sattfüttern, dass du wieder gehen kannst."

In der heißen Wuth über solchen Hohn that der Wolfram schon den Mund auf, um sie zu fragen: Wenn eins gehen müsse, welches von beiden? — Aber der alte Adlerwirt hielt ihn fest am Arm und raunte ihm zu: „Um Christiwillen, schweig still! Wir müssten vom Haus ziehen wie ein paar Zigeuner. Kein Nagel auf dem Dach ist mehr unser Eigenthum. Nur noch kurze Zeit Geduld! Hast du's schon gehört? Der Salmhofer liegt auf den Tod!"

Der Wolfram hat sich die Lippen blutig gebissen und geschwiegen. —

(Fortsetzung folgt.)

Freie Fahrt.

Eine Humoreske von A. Oskar Klaußmann.*)

Im höchsten Grade erregt gieng der Berliner Maler Willmann in seinem Atelier auf und ab. Er focht mit den Händen in der Luft herum, und hin und wieder stieß er etwas aus, was leider wie ein Fluch klang. Er war so aufgeregt, dass er das Klopfen an der Thür mehrmals überhörte, bis endlich ein ungefähr gleichalteriger, d. h. dreißigjähriger Mann eintrat, welcher mit Willmann gut bekannt zu sein schein, denn er betrachtete den heftig gesticulierenden und vor sich her brummenden Willmann ruhig und setzte sich dann an den Tisch, der in der Mitte des Ateliers stand und mit Farbentuben, Pinseln, Spiritus- und Lackgläsern besetzt war.

Der Neuangekommene rauchte seine Zigarre und sagte endlich:

„Du scheinst heute sehr guter Laune zu sein."

Willmann machte in seinem Auf- und Ablaufen halt und starrte den Neuangekommenen erstaunt an.

„Ah! du bist's, Börner", sagte er. „Du bist's. Du kannst mir auch nicht helfen. O, ich möchte vor Wuth den Mond pinkertsblau anstreichen und ihn dann auf die Erde herabwerfen."

„Die Idee ist nicht übel", sagte Börner phlegmatisch, „aber was würde sie dir helfen? — Ich glaube nicht einmal, dass sich jemand fände, der diese Mondanstreicherei honoriert, und das Honorar ist doch bei der Malerei die Hauptsache. Die Kunst geht nach Brot!"

„Ja, du hast recht", entgegnete Willmann mit furchtbarem Pathos, „das Honorar ist die Hauptsache! Wenn du das anerkennst, so wirst du auch begreifen, wie es mir geht. Ich habe mein Bild, — du weißt ja, Dornröschens Erwachen, an dem ich so lange arbeitete, nach Dresden an einen Kunsthändler geschickt, weil ich es dort loszuwerden hoffte, und nun erhalte ich heute einen Brief, in dem mir der Mann schreibt, dass ihm das Bild außerordentlich gefällt, dass er es auch bereits ausgestellt habe, und dass er es auch ohne weiteres annimmt und sofort honoriert, wenn ein

*) Aus: „Humoresken" von A. Oskar Klaußmann. (Berlin, J. H. Schorer.) Ein lustiges Buch, allen Trübsinnigen bestens zu empfehlen.

kleiner Schaden, der unterwegs an dem Bilde durch den Transport entstanden ist, weggebracht wird. Es handelt sich darum, dass eine thalergroße Stelle, die leider beschädigt worden ist, übermalt wird; dann ist das Bild von dem Kunsthändler angenommen, und ich erhalte mein Honorar."

„Nun", entgegnete Börner, „das ist doch kein Unglück! So fahre nach Dresden, übermale die Stelle, nimm das Geld und komm wieder zurück."

„Fahre nach Dresden, du Hohlkopf!" sagte Willmann entrüstet. „Um nach Dresden zu fahren, dazu brauche ich Geld; Geld habe ich aber nicht, um nach Dresden zu fahren, Geld kann ich aber nur bekommen, wenn ich nach Dresden fahre. So ist denn mein Schicksal eine dreifach gewundene Schlange, die sich in ihren höchsteigenen Schwanz beißt, und ich finde kein Auskommen aus der ganzen Sache. Hier, —" sagte Willmann entrüstet und öffnete sein Portemonnaie. „Diese Groschen sind alles, was ich besitze, und dass du nicht mehr hast, ist selbstverständlich. Ich will dir nicht erst durch eine Frage, ob du mir aushelfen kannst, zu nahe treten."

„Das ist sehr vernünftig von dir, aber die Sache ist sehr komisch."

„Komisch? —" fuhr Willmann auf und fuhr sich zuerst durch seine krausen Haare, worauf er eine verdächtige Bewegung machte, als wolle er auch seinem Freund Börner in die Haare fahren. „Komisch findest du das, elender Bureaukrat?"

„Missverstehe mich nicht", sagte Börner. „Deine Situation ist ja recht unangenehm, wenn sie auch nicht zum Verzweifeln ist, aber ich sagte nur, die Sache sei komisch, weil du nach Dresden fahren willst und nicht fahren kannst, und umgekehrt unser Assessor Meyer fahren kann und nicht fahren will."

Willmann stierte Börner an und sagte endlich:

„Du redest Blech, ich verstehe kein Wort davon, was du sagen willst."

„Die Sache ist die:" sagte Börner. „Unser Bureau-Chef bei der Eisenbahnverwaltung, bei der ich als Volontär beschäftigt bin, ist der Assessor Meyer, ein sehr liebenswürdiger, netter Herr. Derselbe wollte heute nach Dresden und hat sich dazu einen Freifahrtschein besorgt, den er natürlich gratis von der Verwaltung erhält. Jetzt hat er aber Familien-Abhaltung, und heute kam er ganz wüthend ins Bureau, warf mir den Freifahrtschein auf den Tisch, weil ich ihm denselben besorgt hatte, und sagte zu mir:

„Machen Sie mit dem Zettel, was Sie wollen. Ich kann nicht fahren."

Im nächsten Augenblick stürzte sich Willmann auf den nichtsahnenden Börner los und schrie:

„Gib mir den Schein heraus, wenn du ihn bei dir hast, oder ich ermorde dich!"

„Was willst du denn mit dem Schein?" fragte Börner erstaunt.

„Was ich damit will, schwerfälligster aller Begriffsstützigen? — Nach Dresden will ich auf den Schein fahren! — Ich packe mein Malzeug in einen Kasten, setze mich auf die Eisenbahn, fahre hin, übermale mein Bild, und alles ist in Ordnung."

„Aber erlaube 'mal", sagte Börner jetzt sehr lebhaft, „du kannst doch den Freifahrtschein gar nicht benützen. Derselbe ist ja auf den Assessor Meyer ausgestellt."

„Das ist mir ganz gleichgiltig. Wer weiß denn auf der Bahn, dass ich *nicht* der Assessor Meyer bin? — Und dann kann es der Bahn doch ganz gleichgiltig sein, ob sie den Assessor Meyer oder mich befördert; ich glaube, ich bin nicht einmal schwerer, als der Assessor Meyer, eine Extra-Locomotive brauchen sie also deshalb nicht vorzuspannen, weil ich mitfahre."

„Aber", entgegnete Börner, „das geht doch nicht, du hast doch nicht die Berechtigung."

„Mensch!" sagte Willmann, „bringe

mich nicht in Verzweiflung! — Du erzählst mir doch selbst, der Assessor Meyer habe dir gesagt: Machen Sie mit dem Schein, was Sie wollen."

„Das hat er gesagt. Aber er meint damit, ich soll ihn zerreißen oder verbrennen."

„Zerreißen oder verbrennen?" schrie Willmann mit fürchterlichem Pathos. „Deine Bureaukratenseele freut sich darüber, wenn du das einzige Mittel vernichtest, mit dem du deinen Freund retten kannst? Wo ist der Schein?"

„Hier ist er", sagte Börner, und zog aus seiner Tasche eine grüne Karte, „und wir wollen sie augenblicklich vernichten, um nicht erst in unnütze Streitigkeiten darüber zu kommen."

Im nächsten Augenblick hatte Willmann seinem Freunde die Karte entrissen und zu sich gesteckt.

„So!" sagte er. „Damit du gar keine Bedenken hast, werde ich die Karte vernichten."

„Du wirst sie vernichten?" fragte Börner.

„Ja wohl!" entgegnete Willmann mit ironischem Lächeln. „Ich werde sie vernichten, damit du gar keine Gewissensbisse hast."

„Aber dass Du sie ja nicht etwa benutzest", sagte Börner. „Du könntest mich in Teufels Küche bringen."

„Fällt mir gar nicht ein! Warum sollte ich denn deine Bureaukratenseele mit einem solch' furchtbaren Verbrechen belasten?" — — — — —

Der Schnellzug jagte durch den frischen Morgen dahin und schien gar keine Lust zu haben, anzuhalten. In einem Coupé zweiter Classe schaukelte sich behaglich Willmann und philosophierte noch immer darüber, ob er ein Unrecht begehe oder keins, und ob das Unrecht ein kleines oder großes sei, wenn er doch, gegen den Willen seines Freundes und ohne dessen Wissen, den Freifahrtschein zur Fahrt nach Dresden benutzte, aber er sagte sich selbst, dass er damit eigentlich gar nichts so Schlimmes begehe. Der Freifahrtschein war doch nun einmal ausgestellt, und wenn er benutzt wurde, so hatte die Bahn davon keinen Schaden; sie hatte aber auch keinen Schaden, wenn der Assessor Meyer ihn nicht benutzte. Und dann hatte Willmann zu diesem verzweifelten Auskunftsmittel ja nur gegriffen, um nach Dresden zu kommen. Zu der Rückfahrt wollte er für sein eigenes, ehrliches Geld ein Billet lösen.

Er philosophierte noch eben von heiligen Rechten, die der Mensch sich vom Himmel herabholt, wenn er sich nicht zu helfen weiß, von zwingenden Thatsachen u. s. w., als der Zug in Falkenberg hielt, und unmittelbar darauf ein Herr ins Coupé trat und sagte:

„Darf ich Sie um Ihr Billet bitten?"

„Revision des Herrn Oberinspectors!" fügte der Schaffner erklärend hinzu.

Willmann wurde etwas verlegen und holte aus seiner Tasche den Freifahrtschein hervor.

„Assessor Meyer von der Verwaltung der N. N.-Bahn", las der Oberinspector.

„Ah! freut mich außerordentlich, Sie kennen zu lernen, Herr Assessor. Mein Name ist Reiberg, Oberinspector von der Bahn, auf der wir uns befinden. Wir haben schon oft dienstlich miteinander zu thun gehabt, allerdings nur schriftlich; ich freue mich außerordentlich, Sie persönlich kennen zu lernen."

Willmann machte ein wenig geistreiches Gesicht, murmelte einige liebenswürdige Worte, und dann gieng der Oberinspector weiter, um die außerordentliche Revision des Zuges fortzusetzen.

Als er fort war, athmete Willmann auf.

„Tausend noch einmal! da wären wir hart an einer bösen Sache vorübergekommen!"

Als zum drittenmale geläutet war, und der Zug sich in Bewegung setzen wollte, riss der Schaffner die Thür des Coupés auf, in welchem Willmann saß, und herein sprang der Oberinspector Reiberg.

„Ich fahre auch nach Dresden", sagte derselbe, „und ich kann mir das Vergnügen nicht versagen, Ihnen bis dahin Gesellschaft zu leisten, umsomehr, als Sie allein fahren. Hoffentlich nehmen Sie mir meine Ungeniertheit nicht übel."

Willmann war wie vom Donner gerührt. Er hatte die feste Überzeugung, dass jetzt eine Katastrophe unvermeidlich sei, da sein Quiproquo sofort an den Tag kommen musste, wenn der Herr Oberinspector sich auf eine dienstliche Unterhaltung einließ.

Zum Glück aber war der Oberinspector Reiberg ein sehr liebenswürdiger und gebildeter Mann, der sich nicht auf eine Fachsimpelei einließ, sondern Willmann in ein so interessantes Gespräch über allgemeine Verhältnisse zog, dass dieser schon nach einigen Minuten mit dem lebhaftesten Interesse daran sich betheiligen konnte. Wie im Fluge verstrich nun die Zeit bis zur Ankunft in Dresden.

Hier verabschiedeten sich der angebliche Assessor Meyer und der Oberinspector Reiberg auf das herzlichste und versicherten sich gegenseitig, von dem Vergnügen ihrer Bekanntschaft ganz entzückt zu sein; dann stürzte sich der Oberinspector Reiberg in eine Droschke, um nach Hause zu fahren, und Willmann suchte den Kunsthändler auf, den er auch bald auffand.

Während er hier den Schaden an seinem Bilde mit Geschicklichkeit und Schnelligkeit wiederherstellte, musste er unwillkürlich über das Abenteuer lachen, das ihm begegnet war, und auch daran dachte er, wie nett man es doch eigentlich als höherer Eisenbahnbeamter habe, indem man nicht nur umsonst im Lande umherfahren könne, sondern auch auf das liebenswürdigste behandelt würde.

Am Nachmittag zahlte der Kunsthändler das Honorar an Willmann, dem dieses selbst so groß vorkam, dass er sich ein kleiner Krösus dünkte, und Willmann beschloss unmittelbar, und zwar in Wirklichkeit für sein eigenes Geld ein Billet zu lösen und nach Berlin zurückzufahren.

Da es aber noch Zeit bis zur Abfahrt des Zuges war, so suchte er vorher noch Dresdens schönstes Local an der großen Augustusbrücke auf, die Elbterrasse genannt „das italienische Dörfchen", wo er sich nach allem gehabten Schrecken und Erstaunen zu erholen gedachte.

Hier beobachtete er mit den Augen des Malers das Bild des lebhaften Treibens und des Verkehrs, welches sich von jenem Platze aus bietet. Über das mächtige, kolossale Bauwerk der Augustusbrücke strömt ununterbrochen der Zug der Fußgänger von der Alt- nach der Neustadt und umgekehrt, Droschken und Equipagen fahren hin und her, und am meisten fallen die kanariengelben Omnibusse und die kanariengelben Pferdebahnwagen auf, welche mit ihrer hellen Farbe noch an die dereinstigen gelben Röcke der sächsischen Briefträger erinnern. Auf der Elbe ziehen stromauf und stromab die weißen, schlanken Dampfschiffe mit dem grünen Streifen unter Deck, die Schleppzüge und die Züge der Kettenschleppschiffahrt, welche ihre Ankunft durch fürchterliches Geheul anzukündigen pflegen. Dazu der große Verkehr in dem schönen Local selbst, — das alles versetzte Willmann in Entzücken und eben wollte er sein Skizzenbuch aus der Tasche ziehen, um wenigstens einige Momente des lebhaften Bildes festzuhalten, als ihm jemand auf die Schulter klopfte und sagte:

„Das ist ja herrlich, Herr Assessor, dass wir uns hier noch einmal wiedersehen."

Willmann fuhr erschreckt empor

und sah hinter sich den schrecklichen Oberinspector, der ihn auch hier wieder getroffen hatte. In demselben Augenblick verfluchte er diesen Mann, der sich wie das böse Gewissen an seine Fersen hieng; im nächsten Augenblick aber bat er ihm alles ab, als der Oberinspector auf zwei junge, erröthende und knicksende Damen hinwies und sagte:

„Gestatten Sie mir, Herr Assessor, Ihnen meine beiden Töchter vorzustellen, Amélie und Martha."

Willmann verbeugte sich tadellos und murmelte die üblichen unverständlichen Worte, die man bei Vorstellungen von sich zu geben pflegt. Sein Gesicht aber hellte sich auf, als der Herr Oberinspector sagte:

„Gestatten Sie, Herr Assessor, dass wir bei Ihnen Platz nehmen?" — worauf Willmann natürlich von dem ungeheuerlichen Vergnügen und Ehre sprach und dann sofort lebhaft nach dem Kellner rief, um seine Verlegenheit zu verbergen.

Während der Papa Oberinspector die Biersorten auswählte und die Damen in die Lectüre der Speisekarte vertieft waren, hatte Willmann Gelegenheit, über seine Situation nachzudenken, aber auch Gelegenheit, die Damen zu beobachten.

Seine Situation war mehr lächerlich als gefährlich. Er konnte sich ja, wenn er wollte, schon nach einer Stunde unter dem Vorwande drücken, dass er nach Berlin zurückfahren wollte. Es galt also jetzt nur recht dreist die Rolle des Assessor Meyer weiter zu spielen.

Als Willmann aber die beiden Damen, die, nebeneinander gelehnt, die große Speisekarte durchsahen, betrachtete, war sein Gedankengang etwa folgender:

„Das Sprichwort hat doch recht, ebenso wie der Reim, wenn es behauptet, dass in Sachsen die schönen Mädchen wachsen. — Die Jüngere, — ich glaube sie heißt Martha — ist eine Blondine und gar nicht übel; aber die Ältere, die Brünette — Amélie heißt sie, glaube ich —, ist ein Staatsmädchen. Teufel noch einmal, ist das ein hübsches Gesicht! — Und diese schöne Figur, und diese Kindlichkeit und Schüchternheit in der Erscheinung. Und ein paar Augen hat das Mädchen —"

„Ja wohl, Herr Oberinspector, ich habe meine Geschäfte erledigt", sagte jetzt Willmann auf die Frage des Vaters der beiden hübschen Mädchen.

Da Willmann jetzt eine Mordsangst davor hatte, dass der Oberinspector ihn in ein technisches oder Eisenbahnverwaltungsdinge betreffendes Gespräch verwickeln könnte, so wendete er sich sofort wieder an die Damen, um sie zu fragen, ob sie auch gern an diesen Ort kämen, von wo aus man ein so interessantes Verkehrsbild genieße.

Die Frage wurde bejaht, und innerhalb sehr kurzer Zeit war ein eifriges Gespräch im Gange. Willmann kannte die Kunstschätze Dresdens und stand nicht an, mit Begeisterung davon zu sprechen. Dabei stellte es sich bald heraus, dass er eigentlich auch an Fräulein Amélie eine Kollegin hatte, denn unter Erröthen gestand sie ihm, dass sie in ihren Mußestunden auch male, und wenn sie selbst auch nur bescheiden von ihren Versuchen sprach, so lobte doch Martha bedeutend die Kunstfertigkeit ihrer Schwester.

Nun hatte Willmann mit Fräulein Amélie ein Thema, auf dem sie sich nach Herzenslust herumtummeln konnten, und die Folge davon war, dass sich ein so lebhaftes Gespräch zwischen ihnen entwickelte, dass Willmann gar nicht mehr daran dachte, dass es immer später wurde, dass er sich sogar freute, als er nach der Uhr sah und bemerkte, dass es längst zu spät sei, um noch nach dem Bahnhof zu kommen.

Selbst dem Oberinspector fiel es auf, dass der Eisenbahn-Assessor Meyer

sich so lebhaft für die Malerei und für die Kunst interessierte, aber Willmann log tapfer drauf los, dass er auch Dilettant in der edlen Malerei sei und sie seit Jahren zu seinem Vergnügen betreibe, und dann that er wieder, als ob außer Fräulein Amélie niemand weiter auf der Elbterrasse und auf der ganzen Welt wäre. Er unterhielt sich so lebhaft mit ihr, dass auch die junge Dame ganz aus ihrer Reserve heraustrat und etwas überrascht schien, als ihr Papa bemerkte, dass es elf Uhr sei und dass man ans Nachhausegehen denken müsse.

Auch Willmann war sehr überrascht, dass es schon so spät sei und drückte sein Bedauern darüber so lebhaft aus, dass man ihm wohl ansehen konnte, sein Bedauern sei ein sehr aufrichtiges.

„Sie reisen wohl morgen früh wieder ab, Herr Assessor?“ fragte der Oberinspector, und Willmann wollte eben erklären, dass er mit dem ersten Zuge Dresden zu verlassen gedenke, als sein Blick ganz zufällig den des Fräulein Amélie traf.

Fräulein Amélie senkte allerdings sofort die Augen und erröthete ein klein wenig über dieses Blickekreuzen, und Willmann erklärte:

„Nein, ich fahre morgen noch nicht. Ich habe meine Geschäfte zwar erledigt, will mich aber noch zu meinem Vergnügen einen Tag hier aufhalten. Vielleicht habe ich das Vergnügen, Sie, Herr Oberinspector nebst den Fräulein Töchtern wiederzusehen.

„O gewiss, Herr Assessor!“ entgegnete der Oberinspector; „und wenn es Ihnen nicht lästig wäre, so möchte ich Sie sogar bitten, mit von der Partie zu sein, die wir morgen nachmittag nach Meißen machen. Wir fahren hier nebenan um zwei Uhr ab, und wir treffen uns sicher vorher hier; denn ich habe gerade morgen auch einmal einen dienstfreien Tag, und ich habe meinen Töchtern diesen Ausflug schon längst versprochen.“

Willmann betheuerte, dass er sich unfehlbar zu der Partie einfinden werde, mit einem Eifer, und er warf dabei einen so eigenthümlichen Blick auf Fräulein Amélie, dass diese noch mehr erröthete als vorher und ganz verwirrt war, als sie sich verabschiedeten und auch sie dem angeblichen Assessor die Hand reichte.

Der Oberinspector entfernte sich mit seinen Töchtern, und Willmann trank noch ein Glas, um seines Rausches Meister zu werden. Es war kein gewöhnlicher Rausch, der ihn ergriffen hatte, sondern eine Art seelischen Opiumrausches, mit einem Wort, — Herr Willmann hatte sich bis über beide Ohren verliebt.

Willmann setzte sich in eine Droschke und fuhr nach einem Hotel, damit sein Einzug nicht gar zu ärmlich aussähe, wenn er zu Fuß mit dem geringen Gepäck ankam.

Er ließ sich ein Zimmer geben, auf welches er sich sofort zurückzog, und in dem er noch lange auf und ab lief, bis er sich zu einem Schlaf niederlegte, in dem liebliche Träume ihn umgaukelten. Er trank mit Engeln Bier, malte mit Engeln gemeinsam Speisekarten-Vignetten und machte mit Engeln Landpartien. Und alle diese Engel hatten das Gesicht von Fräulein Amélie Reiberg.

Als Willmann am nächsten Morgen erwachte, hatte sich seine Liebesglut, die so plötzlich entfacht worden war, noch nicht abgekühlt, im Gegentheil, sie war noch größer geworden, und der Vormittag, den er fern von dem verehrten Mädchen verbringen musste, entzündete seine Leidenschaft nur noch heftiger.

Er gieng nach dem Grünen Gewölbe und verließ es bald wieder, denn die alten Raritäten und Kunstwerke interessierten ihn gar nicht, und selbst im Juwelenzimmer sahen alle die kostbaren Diamantknöpfe und Brillanten aus, wie Amélies Augen. Er setzte sich dann auf die Pferdebahn und machte eine

Wallfahrt hinaus nach dem Waldschlößchen. Aber selbst das vortreffliche Bier der berühmten Brauerei machte ihm keine Freude, bei ihm gewiss ein sehr bemerkenswertes Zeichen.

Von zwölf Uhr ab steckte er fast die Taschenuhr nicht mehr ein, sondern behielt sie ununterbrochen in der Hand, um zu sehen, ob es noch nicht Zeit sei, um sich wieder auf der Elbterrasse einzufinden, und es war kaum ein Uhr, da saß er natürlich auch schon dort und wartete mit klopfendem Herzen und zitternd vor einer Aufregung, über die er selbst außer sich war, auf den Augenblick, in dem er wieder in ein paar dunkle Mädchenaugen blicken durfte.

Selbst die Stimme versagte ihm vor freudigem Schreck, als ganz plötzlich die jungen Damen vor ihm standen und ihm mittheilten, dass der Papa erst etwas später nachkomme und gleich direct zur Landungsstelle gehen würde.

Die Fassungslosigkeit Willmanns wurde noch erhöht, als er entdeckte, dass Fräulein Amélie ebenso verwirrt als er selbst war, dass sie erröthete, als sie ein leuchtender Blick aus seinen Augen traf, und dass ihre Fingerspitzen zitterten, als sie ihre Hand in die seinige legte.

Der Taumel, welcher Willmann am Abend vorher erfasst hatte, kam jetzt von neuem, und in verstärktem Maße über ihn. Wie in einem Traum gieng er mit den jungen Damen über die Veranda entlang bis zur Landungsstelle, wie im Traume begrüßte er den Oberinspector und traumbefangen fuhr er dann mit dem Dampfer die Elbe hinunter, nach Meißen zu, unbekümmert um das rege Leben und Treiben auf dem Dampfer selbst und um alle Stationen, wo gehalten und Güter und Passagiere eingenommen wurden.

Er sah kaum die einzelnen Schönheiten der Landschaft, die sich hin und wieder zeigten, die bewaldeten Abhänge, die alterthümlichen Städtchen, die kleinen Bergwerke, die Wälder und Berge, er sah nur ein Gesicht, er hörte nur eine Stimme.

Auch Fräulein Amélie schien von demselben Zauber befangen zu sein, und auch sie sah und hörte nur den angeblichen Assessor, mit dem sie sich die wichtigsten, nichtigsten Sachen zu erzählen hatte.

Während der Papa Oberinspector nichts an diesem auffallenden Verkehr zu finden schien, zeigte sich Schwester Martha mit echt weiblichem Feingefühl klüger, ja, sie erlaubte sich sogar einige ironische Bemerkungen über die Theilnahmslosigkeit ihrer Schwester und über ihr Gefesseltsein an den Begleiter, so dass Fräulein Amélie ganz außer sich vor Verlegenheit gerieth und ihr die Thränen in ihre schönen Augen traten.

Dafür hätte Willmann aber auch beinahe einen Mord an Fräulein Martha begangen, und nur die Erinnerung an den Staatsanwalt und der Gedanke an alle traurigen Folgen hielt ihn davon ab, sie über den Radkasten ins Wasser zu stürzen.

Man kam nach Meißen und stieg natürlich schleunigst auf die Albrechtsburg hinauf, um vom sogenannten Burgkeller aus die herrliche Aussicht — über die lachenden gesegneten Fluren — zu genießen, über ein fruchtbares Land, durch welches sich die Elbe wie ein Silberstreifen windet, und welches ganz bedeckt schien mit Ortschaften, mit Städten und Dörfern, deren rothe Dächer und Thürme sich leuchtend abhoben von den grünen Ebenen und von den dunklen Bergen des Meißener Hochlandes.

Dann besichtigte man die Burg und die Kirche, und Willmann zeigte sich sehr ängstlich, wenn es sich für Fräulein Amélie darum handelte, selbst nur wenige Treppenstufen zu ersteigen, und er fasste stets Fräulein Amélies Hand, um sie zu leiten, und wenn auch die zuckenden Finger sich anfangs dagegen sträubten, festgehalten

zu werden, so gewöhnten sie sich doch allmählich daran, und es kam sogar vor, dass die beiden Hände ineinander lagen, wenn gar keine Treppenstufen zu steigen waren und wenn man sich auf ebenem Fußboden befand.

Dann wurde noch ein Imbiss genommen, noch ein Stündchen in einem benachbarten Local gesessen, von wo aus man ebenfalls die herrliche Aussicht über Stadt und Land hatte, dann wurde der Rückweg angetreten.

Der Oberinspector mit Martha schritten voran, und ziemlich dicht hinter ihnen folgte ihnen wiederum mit Fräulein Amélie Willmann.

Der Originalität halber führte der Oberinspector die Töchter mit dem Fremden durch den unterirdischen Gang, der unterhalb der Burgmauerung hindurch geht, und der nur durch die beiden Thüren am Anfang und am Ende erleuchtet wird. Wie ein Burgverließ sieht dieser dunkle, gewölbte Gang aus, und man würde sich gar nicht wundern, hier auf Gerippe, die noch mit Ketten an die Wand angeschlossen sind, zu stoßen.

Solche und ähnliche Gedanken tauschten wohl Fräulein Martha und der Papa Oberinspector aus, aber Willmann schien der Eintritt in die Scenerie eines vergangenen Jahrhunderts vollständig um den Verstand zu bringen. Nicht mehr seiner Vernunft und seinem klaren Denken gehorchend, sondern einer höheren Macht, legte er plötzlich seinen Arm um die neben ihm schreitende Amélie, und drei Worte flüsterte er ihr ins Ohr, vor denen er selbst erschrak. Dann hörte er ein leises Schluchzen, eine zitternde Mädchengestalt ruhte einen Augenblick an seiner Brust, und seine Lippen brannten noch von einem geraubten Kuss, als er wieder ans Sonnenlicht trat und auf die Straße, die er jetzt mit wankenden Knien und zitterndem Herzen verfolgte, um angeblich die anderen Sehenswürdigkeiten der Stadt in Augenschein zu nehmen.

Zum Glück wendete sich weder der Vater noch Fräulein Martha um, so dass Fräulein Amélie sich sammeln konnte, und nicht nur die junge Dame, sondern auch Willmann bedurfte der Sammlung dringend, denn er fühlte, wie eine Scene von wenigen Secunden genügt hatte, um ihn bis in das Innerste seines Herzens zu erschüttern.

Stundenlang ließ er sich weiter führen und die Sehenswürdigkeiten zeigen, das Rathhaus und die Fürstenschule und die Kirche u. s. w., und stumm schritt er immer neben Amélie hinter dem Oberinspector mit seiner Tochter Martha über die mächtige, gewölbte Brücke nach dem Bahnhofe, und stumm war er, ebenso wie Amélie, auf der Rückfahrt nach Dresden.

Die beiden Liebenden sprachen kein Wort, sie fühlten sich unangenehm gestört, wenn der Oberinspector oder Fräulein Martha sie ansprachen, nur ihre Blicke trafen sich hin und wieder, und die langweilige Eisenbahnfahrt, auf welcher man sich vollständig vom Flusse entfernt, schien den beiden wie eine Fahrt durch das Paradies.

Willmann hatte erklärt, dass er abends abreisen müsse, und so fand man denn nichts Sonderbares darin, dass er sich bald nach der Ankunft in Dresden empfahl, um sein Gepäck zu holen und sich nach dem Bahnhofe zu begeben.

Er nahm mit einem Handschlage Abschied von dem Oberinspector, fühlte sich empört und verlegen gemacht durch das ironische Lächeln der Schwester Martha, und genoss noch einen Augenblick der Seligkeit, als ihm Amélie die Hand zum Abschied reichte, als er in ihren Augen eine Thräne leuchten sah, als er sah, wie ihre Mundwinkel zuckten, und das arme Kind nur mühsam seine Erregung beherrschte und den Trennungsschmerz bemeisterte.

Zwei Stunden später trug der Expresszug Willmann wieder als Maler

Willmann und nicht als Assessor Meyer nach Berlin zurück — — — — —

Die große Veränderung, die mit Willmann vorgegangen war, fiel allen seinen Bekannten auf. Er, der lebenslustige, übermüthige Künstler, war jetzt ein ernster, stets finster vor sich hinblickender Krakehler geworden, der mit der geringsten Äußerung zu verletzen war, und den man eigentlich in keiner Gesellschaft mehr ordentlich gebrauchen konnte.

Er schien das auch selbst zu wissen, denn er mied den Umgang mit Menschen und wurde dadurch natürlich nicht gemüthlicher, sondern umsomehr verbittert und verschlossen.

Selbst sein Freund Börner wusste keine Erklärung für das sonderbare Betragen Willmanns, trotzdem er nicht mit Unrecht vermuthete, dass diese sonderbare Veränderung durch diese Dresdener Reise hervorgerufen sei.

Als Börner am Tage nachdem er Willmann den Fahrschein, angeblich zum Verbrennen, ausgehändigt, das Maleratelier Willmanns aufsuchte und dort erfuhr, dass sein Inhaber verreist sei, da ahnte er sofort, dass Willmann gegen die Verabredung den Fahrschein benutzt habe, und Börner beschloss deshalb, bei seiner Rückkunft eine ganz großartige Scene zu machen, die aber dennoch unterblieb. — Als Börner nämlich, geladen mit einer Strafpredigt, nach einigen Tagen wieder in dem Atelier Willmanns erschien, erschrak er ordentlich über den düsteren Ernst, den Willmann zur Schau trug, und bald überzeugte er sich, dass eine Strafpredigt bei ihm gar nicht am Platze sei. Er fühlte Mitleid mit dem Freunde, der ihm sehr unglücklich schien. Willmann ertheilte ihm aber auf seine Fragen gar keine Antwort. und er verbat sich alles Interesse an seiner Persönlichkeit.

Ja, er saß einsam in seinem Atelier und blickte auf die Staffelei, auf welcher eine leere Leinwand in unberührter „Weißheit“ glänzte. Ja, er war ein anderer geworden; ja, er war unglücklich, und zwar durch seine eigene Schuld!

Er kam sich vor gleichzeitig wie ein Verbrecher und wie ein gefallener Engel, wie ein Verbrecher, weil er es gewagt hatte, sich in die Familie des ehrlichen Oberinspectors einzudrängen und dem unschuldigen Mädchen von Liebe zu sprechen und demselben wahrscheinlich das Herz schwer zu machen. Er kam sich vor wie ein Verbrecher, weil er in betrügerischer Weise den Freifahrtschein benutzt hatte, und er kam sich vor wie ein gefallener Engel, weil es ihm schien, als wäre er für einen Augenblick im Himmel gewesen, um für sein Vergehen für immer aus demselben gestoßen zu werden.

Unter der Maske des Assessor Meyer hatte er sich die Liebe Amélies und wohl auch die Achtung des Oberinspectors erworben. Leider gab es kein Mittel, um diese Maske in irgend einer anständigen Weise abzuwerfen und als Maler Willmann aufzutreten. Sowohl die Geliebte, wie auch deren Vater mussten ihn gleichmäßig verachten, wenn sie erfuhren, dass er ein Schwindler sei, den nur ein unglücklicher Zufall in ihre Gesellschaft gebracht hatte. Der Vater Amélies musste den frechen Bahndefraudanten ohne weiteres zur Bestrafung anzeigen, und sie, die Hohe, Herrliche, Himmlische konnte keinen Menschen achten, welcher mit einem falschen Freifahrtschein nach dem Orte gekommen war, an dem er sie kennen gelernt.

Wenn Willmann daran dachte, dass Amélie ihn verachten könnte, so überkam ihn ein grenzenloses Elend, das sich gewöhnlich in einen Zorn verwandelte, welcher die schlimmsten Ausbrüche bei dem heißblütigen Künstler befürchten ließ. Jetzt eben hatte er einen solchen Anfall von ohnmächtiger Wuth, und er überlegte, ob es nicht zu seiner Abkühlung dienen würde, wenn er sein gesammtes Mobiliar und alles, was sich im Atelier

befand, zertrümmerte, als die Thür geöffnet wurde, ohne daſs vorher geklopft worden war, und Börner hereinstürzte, um sofort auf Willmann mit den Worten loszufahren:

„Da hast du's! Das war vorauszusehen. Jetzt habe ich die Verantwortlichkeit für deine Dummheiten. Ich komme um meine Stellung und wahrscheinlich in's Zuchthaus, wenn nicht noch etwas Schlimmeres geschieht! — Aber ich weise jede Verantwortlichkeit von mir. Ich habe deinen Namen bereits genannt, denn du hast gegen meinen Willen und gegen alle Verabredung den Freifahrtschein benutzt, den du mir abgelistet hast unter dem Vorwande ihn verbrennen zu wollen. — O, hätte ich dir doch nicht getraut! O, hätte ich dir doch diesen unglückseligen Schein niemals gegeben! — Ich bin verloren. Ich werde mit Schimpf und Schande aus dem Dienst gejagt!"

Willmann wurde natürlich durch diese furchtbare Tirade Börners nicht abgekühlt, er stürzte vielmehr auf ihn zu und begann ihn so zu schütteln, daſs dieser wie ein Bündel Flicken hin und her wankte und ihm der Kopf abzufallen drohte.

„Was willst du?" schrie ihn Willmann an. „Was willst du mit deinem ewigen Freifahrtschein? Willst du mich jetzt endlich in Ruhe lassen damit, oder, weiß Gott! ich begehe ein Verbrechen an dir. Was willst du von mir?"

Er hatte wenigstens so viel Vernunft, Börner einen Augenblick nicht zu schütteln, so daſs dieser zu Athem kommen und ihm zuschreien konnte:

„Schöne Geschichten hast du in Dresden gemacht! Liebschaften hast du angeknüpft auf anderer Leute Namen! Und ich soll jetzt die ganze Geschichte ausbaden!"

Kraftlos glitten die Hände Willmanns von Börner ab, den sie soeben noch so fest gehalten hatten. Willmann erbleichte und stieß nur stotternd die Worte hervor:

„Liebschaften angeknüpft! — Ich — in Dresden! — Wer sagt das?" —

Als Börner den Eindruck sah, den seine Worte auf Willmann machten, bekam er natürlich wieder Oberwasser, und rief jetzt:

„Du solltest dich schämen, mich in solche Ungelegenheiten zu bringen, unschuldigen Mädchen das Herz zu brechen! — Heut früh kam der Assessor Meyer ins Bureau, mit einem so furchtbaren Gesicht, daſs wir alle vor ihm erschraken. Dann ließ er mich sofort in sein Privatzimmer kommen und fragte mich, was ich mit dem Freifahrtschein gemacht hätte, den er mir damals gegeben. Ich wuſste nicht, um was es sich handelte und konnte mich nicht durch eine Lüge in noch größere Verlegenheiten bringen, als ich schon war. Ich erzählte ihm daher, wie du hinter meinem Rücken den Schein benutzt hättest. Darauf bekam ich natürlich von dem Assessor eine fürchterliche Strafpredigt zu hören, und schließlich lieferte er mir diesen Brief aus, den ich dir übergeben sollte, und auf Grund dessen er eine Unterredung von dir verlangt, in welcher du ihm Auge in Auge eine Erklärung darüber geben sollst, was du unter seinem Namen verübt hast."

Börner hatte kaum den Brief herausgeholt, als sich Willmann auch schon auf diesen stürzte. Er riſs ihn auf und sah nach der Unterschrift. Dieselbe war diejenige des unglückseligen Oberinspectors aus Dresden, der Brief selbst aber lautete:

„Werter Herr Assessor!

Ich habe nicht geglaubt, daſs Ihre persönliche Bekanntschaft, über die ich mich so gefreut, Unglück in meine Familie bringen würde, und bin, offen gesagt, empört über die Art und Weise, wie Sie meine Gastfreundschaft miſsbraucht zu haben

ſcheinen. — Seit Ihrem Weggange hat ſich bei meiner Tochter Amélie eine Schwermuth eingeſtellt, die von Tag zu Tag ſchlimmer wird, und die mich das Schlimmſte befürchten läſst. — Vergeblich ſuchte ich von meiner Tochter zu erfahren, was ihr begegnet ſei. Sie verweigerte mir jede Auskunft, bis mich meine Tochter Martha darauf aufmerkſam machte, daſs nach ihrer Beobachtung trotz der Kürze der Zeit zwiſchen meiner Tochter und Ihnen ſich Beziehungen entwickelt hätten, welche äußerſt intimer Art ſeien, und daſs Sie wahrſcheinlich nur in einem Scherze dem armen Kinde Gedanken in den Kopf geſetzt haben, durch welche ſie auf die Vermuthung kommen muſste, daſs ſie von Ihnen geliebt werde, trotzdem Sie ſich wahrſcheinlich nur einen höchſt unpaſſenden Scherz mit ihr machten.

Sie werden es unter ſolchen Umſtänden nicht ſonderbar von mir finden, wenn ich eine Aufklärung von Ihnen fordere, und wenn ich, der ſchwergekränkte und beleidigte Vater, von Ihnen eine Genugthuung verlange, indem Sie mir wenigſtens offen mittheilen, was zwiſchen Ihnen und meiner Tochter geſchehen iſt.

Sie haben durch Ihre Leichtfertigkeit und Ihren übel angebrachten Spaſs Kummer und Sorge über eine ganze Familie gebracht und meine arme Amélie vielleicht auf Monate hin unglücklich gemacht. Zum mindeſten hat dieſelbe durch Sie die erſte bittere Lehre über die Falſchheit und Doppelzüngigkeit der Welt gewonnen, und ich bedauere nochmals auf das lebhafteſte, daſs ich ſelbſt ſo thöricht war, Sie in meine Familie eingeführt zu haben.

Einer umgehenden Erklärung entgegenſehend,

achtungsvoll

Reiberg."

Willmann las dieſen Brief, und wir wollen zu ſeiner Ehre gleich anführen, daſs Thränen ſeinen Augen entſtürzten, als er ihn geleſen hatte, und daſs er ſich auf den Stuhl niederwarf, um zu ſchluchzen, bis ſelbſt der aufs höchſte gereizte Börner ſo ergriffen war, daſs er den Freund umarmte und ihn flehentlich bat, ſich zu beruhigen und ihm Mittheilung zu machen, was denn geſchehen ſei.

Es blieb Willmann nun natürlich nichts anderes übrig, als jetzt mit einem vollen Geſtändnis herauszurücken, welches ihm außerdem ſehr viel Erleichterung verſchaffte, und zu dem er auch in ſeiner jetzigen Stimmung nur zu ſehr geneigt war.

Börner hatte, bald lächelnd, bald ernſt, dieſem Geſtändnis zugehört, und als am Schluſs Willmann wieder mit ſeinem Selbſtanklagen begann und den Fluch des Himmels auf ſich herabbeſchwor, weil er das edelſte, beſte Mädchen unglücklich gemacht habe, da war ſelbſt bei Börner aller Zorn und alle Angſt wegen des Geſchehenen verflogen, denn er begann jetzt, Willmann auf das eifrigſte zu tröſten.

Er ſchlug ihm vor, dem Wunſche des Aſſeſſors nachzukommen und dieſen über alles aufzuklären. Der Aſſeſſor war nur deshalb ſo wüthend, und zwar mit vollem Recht, geweſen, weil er annahm, daſs irgend welche ſchlechte Streiche auf ſeinen Namen verübt worden ſeien. Börner behauptete indeſſen, daſs er ganz anders über die Sache denken würde, wenn er erführe, um was es ſich handle, und daſs er ein viel zu humaner Mann ſei, um nicht auch in dieſem Falle liebenswürdig zu denken und zu handeln. Gewiſs fiel es ihm auch nicht ein, wegen des Miſsbrauchs des Fahrſcheins irgend welche Umſtändlichkeiten zu machen. Aber jedenfalls wäre es das Beſte, mit der Wahrheit herauszurücken.

Willmann wollte zwar das nicht einſehen, er behauptete vor allem,

daſs er ſeine Liebe nicht profanieren könne, indem er ſie dem Aſſeſſor vortrug, lieber wollte er ſterben. — Nach einigen Stunden jedoch dachte er anders über die Angelegenheit und ſchob das Sterben auf, zu dem ihm ja immer noch Zeit blieb, wenn er ſich mit dem Aſſeſſor unterredet hatte.

Am nächſten Morgen fand dieſe eigenthümliche Unterredung ſtatt, bei welcher Börner zugegen war, und bei welcher in der That der Aſſeſſor ſich als ein ebenſo liebenswürdiger, wie höflicher Mann zeigte. Er verzieh nicht nur den Miſsbrauch mit dem Fahrſchein, welcher todtgeſchwiegen werden ſollte, ſondern er war auch ſo durch den aufrichtigen Schmerz Willmanns gerührt, daſs er dieſem verſprach, ſich bei dem beleidigten Oberinſpector zu verwenden, von deſſen Auffaſſung der Sachlage allerdings die Entſcheidung über die Angelegenheit abhieng.

Der Brief des Aſſeſſors, welcher ſehr humoriſtiſch war, und doch am Schluſs darauf hinwies, daſs es falſch wäre, wegen eines thörichten Streiches zwei Menſchenherzen unglücklich zu machen, muſs doch ſehr wirkſam geweſen ſein, denn der Oberinſpector verzieh nicht nur den Betrug, den Willmann geſpielt hatte, weil er ja wohl auch einſah, daſs er doch dazu einigermaßen gezwungen geweſen war, ſondern er richtete auch einen Brief mit ſanften Vorwürfen an Willmann, in welchem er demſelben kurz auseinanderſetzte, daſs er ihm verzeihen wolle, und daſs er auch nichts dagegen habe, wenn Willmann ſich um die Hand Amélies bewerbe, wenn dieſer nur zur Strafe und Buße der Tochter ein Jahr lang fern bliebe und dann ſeine Bewerbung erneuere. Damit die Strafe aber nicht gar zu ſchlimm wäre, geſtattete der Papa Oberinſpector eine Correſpondenz, die natürlich äußerſt lebhaft wurde und welche trotzdem Willmann nicht von ſeiner Kunſt abhielt. Denn von dem Augenblick an, in dem er einſah, daſs ſeine Liebe auch Erfolg habe, widmete er ſich ſeiner Malerei mit einem Feuereifer, der das Beſte von ihm erwarten ließ. Er hat auch glänzende Früchte für ihn getragen, ſelbſt in materieller Beziehung.

Nach einem Jahre konnte er vor ſeinen zukünftigen Schwiegervater treten und dieſem betheuern, daſs ſeine Liebe zu Amélie nicht geſchwunden, ſondern im Gegentheil noch gewachſen ſei, und da Fräulein Amélie von ſich dasſelbe behauptete, ſo blieb dem Papa nichts anderes übrig, als die Hände der Liebenden zu vereinen und ihnen den landesüblichen Segen zu ertheilen.

Bei der bald darauf folgenden Hochzeit fehlte natürlich der Aſſeſſor Meyer nicht, auf deſſen Conto ſich ja der dreiſte Willmann eigentlich verlobt hatte, und die Liebenswürdigkeit des Aſſeſſor Meyer erhielt auch dadurch ihren Lohn, daſs er auf dieſer Hochzeit Fräulein Martha kennen lernte, die er ſpäter ſelbſt als Gattin heimführte, ſo dem Schickſal folgend, welches in ſeinem Buch die Notiz vermerkt hatte, daſs der Oberinſpector Reiberg noch einmal der Schwiegervater des Aſſeſſor Meyer werden ſollte.

„Der böhmiſche Balg."

Eine Kindergeſchichte von P. K. Roſegger.

Ja! ſagte ſie friſch und laut, da hatte ſie einen Mann und ein Kind. Denn es war ein ſchöpferiſches Ja, wie Gott es geſprochen, als er die Welt erſchuf, es war das Ja vor dem Altare.

Endlich hatte ſie es erreicht, die gute Thereſa, welche eine der Geringen war, eine von jenen, die ihr gutes Menſchenrecht durch viele beſondere Klugheit und Geduld erreichen müſſen. Endlich war der Tag da, an welchem ſie ihrem Freunde öffentlich und für immer die Hand reichen durfte. Streng genommen war es bereits um etliche Jahre zu ſpät, aber ihr Otto war nicht früher fertig geworden mit der Gründung des Neſtes. Junge friſche Schloſſergeſellen können wohl prächtig lieben, aber die Liebſte heiraten, das kann erſt der wohlbeſtallte Schloſſermeiſter. Otto war's geworden, alſo hatte er ſich eines Abends unter die Hausthüre geſtellt, und als die Thereſa mit dem Bierkruge vorüberkam, in welchem ſie ihrer Herrſchaft den Abendtrunk holte, ſprach er ſie an und ſagte: „Du ſollſt nicht mehr oft fremde Leute ſpeiſen und tränken, ſondern deine eigenen. Ich zeige dir an, daſs ich jetzt mein Wort halten kann. Ich habe draußen im Vororte eine Werkſtätte erworben, bin ſelbſtändig und, wenn du willſt, ſo heiraten wir noch in dieſem Monate."

In der größten Gefahr dieſes Augenblickes war der Bierkrug. Unter der Thür war es dunkel, ihr Arm begann zu zittern, doch außer daſs ein paar Mundvoll herausſchwupperten, geſchah nichts.

„Und denke ich", fuhr Otto fort, „daſs wir gleich auch den Kleinen zu uns nehmen. Schon auch darum iſt es ein großes Glück, daſs wir zuſammenkommen können. Ich muſs dir ſagen, Thereſa, manche Nacht habe ich nicht gut geſchlafen, des kleinen Wilhelm wegen. Das arme Kind ſo unter fremden Leuten —"

„Und wenn erſt ich wollte reden", ſagte jetzt das Mädchen, „was ich zuſammengeweint habe in den Nächten. Ich kann's gar nicht ſagen, wie mir jetzt iſt! So glückſelig!"

Denn das Kind war ihr entrückt, ſeit ſie es hingelegt in fremde Arme, vierzehn Tage nach der Geburt.

Freilich ſetzte es jetzt, als die Thereſa zurückkam zu ihrer Herrſchaft, ein arges Donnerwetter, wo ſie denn wieder ſo lange geſteckt ſei! Dieſe Nachläſſigkeit werde ſchon zu arg, es ſei ja nicht mehr auszuhalten mit ihr! — denn die Herrſchaft war durſtig und hatte keine Ahnung davon, daſs eben ihrer Dienſtmagd Glück beſiegelt worden unter der Hausthür. Die Thereſa war von den Vorwürfen auch nichts weniger als niedergeſchmettert, ſondern machte ein ſo fröhliches, ſeliges Geſicht, daſs die Empörung der „gnädigen Frau" nur noch zunahm. Am nächſten Tage wollte ſie der Magd den Dienſt kündigen, aber die Thereſa kam ihr zuvor, ſie bitte unterthänigſt, ſie wolle aufſagen.

So! Was ihr nicht recht ſei? Ob ſie einen beſſeren Platz wiſſe?

Das nicht, aber heiraten wolle ſie.

„Heiraten!" rief die gnädige Frau aus. „Natürlich, heiraten! doch merkwürdig, daſs jede, der es gut geht, ſich's ſchlechter machen will! Was fehlt dir denn? haſt deine Koſt und Pflege,

deinen ordentlichen Lohn, dein Bett, an Sonntagen deinen Ausgang. Was fehlt dir denn?“

— Gnädige Frau haben leicht reden. Gnädige Frau am wenigsten wollten sich mit Kost und Lohn und Ausgang zufrieden geben. Gnädige Frau wissen recht gut, dass der Mensch auch noch was anderes will auf der Welt. Gnädige Frau haben einen so guten Mann, so liebe Kinder ... Sie sagte es nicht, die Theresa, bei Leibe nicht! So etwas darf ein armer Dienstbote der Herrschaft nicht entgegenreden, wäre groß gefehlt! Nein, sie dachte es nur.

Und was hatte sie sich nicht alles gedacht, die Zeit her! Wenn die Kinder der Herrschaft verhätschelt und überschüttet wurden mit feinen Kleidern, kostbaren Spielzeugen, Essen und Leckereien in Überfluss, da dachte die Magd an ihr armes Kindlein, welches unter vielleicht roher Leute Hände wohl gar Kälte und Hunger leiden muss und misshandelt wird. Wie wäre sie glücklich, die Abfälle dieses üppigen, wählerischen Lebens ihrem Würmlein zuwenden zu dürfen! — Aber der kleine Wilhelm ist weit von ihr. Weiß sie denn wo? In jenem Hause, welches die Zuflucht ist, wenn die Stunde naht, hat man ihr das Kind weggenommen. Ein Blatt Papier mit Name und Nummer ist alles, was ihr in der Hand verblieben. Manche ist damit vollauf zufrieden und will nichts weiter, führt ihr leichtsinniges Leben fort und denkt nicht mehr an Vergangenes, Hinweggenommenes.

Bei der Theresa ist das wohl anders und öfter als einmal ist es geschehen, dass sie nächtig plötzlich aus dem Schlafe fuhr, weil ihr war, als hätte sie ihr Kind schreien gehört ...

Und nun, Gottlob! war die Zeit gekommen, in welcher ihr trauter Freund sprach: Wir nehmen den Kleinen zu uns! Nun war die Zeit gekommen, in welcher sie neben ihm am Altare stand und „ja“ sagte. Da hatte sie einen Mann und ein Kind.

Nur musste sie das Kind erst suchen.

Daher gieng sie am nächsten Tage in die Anstalt, wies Schrift und Nummer vor und begehrte ihr Kind. Dasselbe war auf dem Lande in der Kost bei einem Bauernweibe. Oft hatte sie es wollen aufsuchen, aber der Weg war weit, ihre Casse gering, ihre strenge Herrschaft wollte nicht Urlaub geben und sagte: Gethan, gelitten. Man muss solchen Liebhabereien nicht zu sehr nachgeben, sonst wiederholen sie sich. Wohl waren die besten Nachrichten bisher eingelaufen, der kleine Wilhelm sei gesund und gedeihe. Nun, als die Mutter sich meldete, musste erst wieder die Adresse nachgeschlagen werden. Und jetzt erfuhr die Theresa, dass der Knabe weit im Böhmerlande drin sei. Das ist hübsch, wie bekommen wir nun den Wilhelm aus dem Böhmerlande hervor?

Hinreisen, zusammenpacken, hervorholen! meinte der junge Schlossermeister, und am nächsten Morgen saß er schon auf einem Wagen der Franz Josephsbahn und reiste nach Böhmen. Er wird auf der Reise nicht viel Besonderes erlebt haben, weil er nachher nicht viel Besonderes erzählt hatte. Am dritten Tage kam er heim, brachte einen hübschen vierjährigen Knaben mit. Aber der Knabe hatte rothe Augen und war ganz erschöpft vor lauter Weinen. Da war er umhergelaufen im grünen Garten, der Vater hatte vom Baum Powidln geschüttelt, und die Mutter daneben auf dem Acker Kartoffeln ausgegraben, — kam ein fremder Mensch, fieng den Knaben ab, that mit ihm zärtlich, schenkte ihm Leckerbissen und führte ihn endlich mit Gewalt davon. Nicht bloß das Kind hatte herzbewegend geweint, auch die zwei Bauersleute, die — selbst kinderlos — den Knaben sehr lieb gehabt haben mussten. Hatten sie ihn doch aus Christenliebe von der Anstalt genommen, wie ein Waisenkind. Und also war es: anstatt dass Meister Otto dem Kleinen Eltern gab, nahm er ihm Eltern. Und er kam

sich vor wie ein Kindesräuber, er brachte den Wilhelm heim, und zugleich ein betrübtes Herz.

Frau Thereſa ſtürzte auf das Kind hin, riſs es an die Bruſt und erhielt vom zarten Händchen einen Schlag ins Geſicht, der ihr weher that, als alle Schickſalsſchläge zuſammen, die ſie in ihrem Leben je erdulden muſste. Trotzig wendete der Knabe ſich von ihr ab, verkroch ſich in einen Winkel, ſchwieg, wenn man ihn freundlich anredete und ſchluchzte, oder kehrte ſeine Oberzähnchen hervor. Als es Abend ward und der Kleine ins Bett gebracht werden ſollte, ſagte er etwas, aber die Mutter verſtand es nicht. Und nun ſtellte es ſich heraus, daſs ihr Kind die Mutterſprache nicht verſtand, daſs es eine fremde Sprache redete, daſs es eine fremde Seele hatte.

„Jeſus!“ rief ſie plötzlich aus, „das iſt ja nicht mein Kind, das iſt ein anderes!“

Meiſter Otto erſchrak ſehr. Er wuſste nun zwar, daſs den ihm vorliegenden Documenten nach ein Zweifel nicht zuläſſig war, daſs es dasſelbe Kind ſein muſste, welches Thereſa vor vier Jahren geboren hatte, daſs es aber keine Möglichkeit gab, die Mutter davon innerlich zu überzeugen, wenn's das eigene Herz nicht that. Sie ſollte nun das Kind um ſich haben und erziehen und ſich für dasſelbe opfern, die Qual des Zweifels in der Bruſt: Wie, wenn es ein fremdes Kind iſt? — Die Weibesnatur weiß ſich mit ſolcher Vorſtellung noch weniger abzufinden, als die Mannesnatur. Es gehen Männer umher auf Gottes Erdboden, welche äußerlich heiter und freudig für das Kind arbeiten und ſorgen, welche das Kind lieben, und doch gepeinigt werden von der Wahnfrage: Iſt es *mein* Kind? — Die Mutter wird im allgemeinen von ſolcher Pein frei ſein, um ſo ſchwerer leidet ſie, wenn doch das Geſchick einmal ſo ſpielt, als es hier mit der armen Thereſa der Fall war.

Eines Tages, als ſie liebesinnig den Knaben auf ihren Schoß genommen hatte, um ihn zu herzen und zu küſſen, und als das Kind gleichgiltig, faſt ſtumpfſinnig war und Worte der fremden Sprache vor ſich hinlallte, ſtieß ſie es plötzlich von ſich, rang die Hände und ſchrie laut: „Gott, o Gott, wo iſt mein Kind! Wo iſt es? Haben ſie es umgebracht? Oder lebt es unter fremden, herzloſen Menſchen, gequält, miſshandelt, zum Krüppel geſchlagen? Kauert es in dunkler Kammer, auf feuchtem Stroh, wimmert es vor Hunger? Von der Mutter weit, ſo weit!“ — Gräſslich, gräſslich rächt ſich der Leichtſinn, ſein Kind hinzugeben in fremder Leute Hände.

— Und ſelbſt in dieſem günſtigſten Falle, ſo dachte Meiſter Otto, wo das Kind zu guten Menſchen gekommen war, wo es Sorgfalt und Liebe genoſſen, wo es geſund und wohlgepflegt in die Hände der Eltern zurückgelegt worden iſt, ſelbſt in dieſem Falle rächt es ſich. Ein Kind, das die Mutter nicht geſäugt, nicht gehegt hat in den Windeln, an deſſen Wiege die Mutter nicht bangend, hoffend, ſelig leidend ſchlafloſe Nächte zugebracht — ein ſolches Kind entfremdet und wächst der Mutter nie mehr, nie mehr traut ans Herz.

Meiſter Otto hatte den Knaben natürlich nun auch geſetzlich zu ſeinem Sohne gemacht, und ihm den Namen gegeben. In ihm war kein großer Zwieſpalt; er, der ſich nicht allein durch die Empfindung, ſondern auch ein wenig durch die Vernunft leiten ließ, ſuchte ſein Weib zu beruhigen, wenn es troſtlos war über den „böhmiſchen Balg“, wenn es den Knaben von ſich haben wollte, wenn es behauptete, zwiſchen Mutter und Kind ſei ja ſonſt eine untrügliche Stimme der Natur, aber ſie höre nichts davon. Sie wolle in das Böhmerland reiſen und von den Pflege-Eltern Wilhelms Rechenſchaft verlangen!

Otto legte ſeinen Arm um ihren

Nacken und sagte: „Mußt dich nicht so quälen, Theresa.“ — „Ich mag ihn nicht, den böhmischen Balg!“ schrie das Weib.

„Sage das Wort nicht mehr! das Kind hat uns schon zu verzeihen genug. Bedenke, Weib, es ist hier wie überall, will man ernten, so muss man gesäet haben. Die Mutter muss den Anfang machen mit der Liebe. Welche Mutter wird vom neugebornen Kinde verlangen, dass es sie liebt? Und schau, auch unser Wilhelm, gleichwohl er schon vier Jahre zählt, ist für uns ein neugebornes Kind, es ist auch noch stumm für uns, muss erst sprechen lernen, erst seine Muttersprache hören, erst den süßen Klang des Muttermundes erfahren, dann wird es zu dir kommen.“

Das war klug gesprochen, allein Theresa dachte: Und *wenn* es auch wäre, und wenn auch! Ein neugebornes Kind ist ein unbeschriebenes Blatt, in *dieses* junge Herz aber hat schon wer anderer geschrieben, die ersten Eindrücke sind nicht mehr zu verwischen und zwischen uns gibt's keinen Steg.

Sie sagte aber nichts mehr, sie opferte ihren Kummer der Mutter Gottes auf, hegte und pflegte den Kleinen mit aller Sorgfalt. Dieser lernte deutsche Worte und sprach sie aus, doch wenn er allein war, in sein Spiel vertieft, da murmelte er immer noch die fremden Laute und sang Liedchen in fremder Sprache. Störrisch gegen seine Eltern war er nicht, aber auch nicht zuthunlich, er war in sich gekehrt; übrigens zeigte er sich gutmüthig. Körperlich gedieh er und die Leute nannten ihn einen hübschen Knaben. Oftmals war es, dass Frau Theresa an seinem Bette saß, wenn er schlief, und in dem jungen frischen Gesichtchen nach einem Zuge ihres Mannes suchte, oder nach einer Ähnlichkeit mit ihr selbst oder ihren Eltern. Das einemal glaubte sie derlei zu entdecken, das anderemal schien ihr wieder alles fremd. Am unheimlichsten waren ihr an dem Knaben zwei unter der Oberlippe hervorstehende Zähnchen, welche an und für sich durchaus nicht entstellend, vielmehr ganz reizend wirkten; allein weder bei ihr noch bei ihrem Gatten, noch bei einem ihrer Blutsverwandten war diese Eigenthümlichkeit zu finden.

Der kleine Wilhelm wuchs in die Schule hinein. Er sprach bereits gut deutsch, mit nur ganz leisen Anklängen an das Böhmische. Er war ein stiller, fleißiger Schüler, sein Lehrer und seine Kameraden hatten ihn lieb, seine Eltern hatten ihn auch lieb, und doch kam immer wieder der Argwohn, und Frau Theresa weinte manchmal still in sich hinein: Es ist nicht mein Kind! Es ist nicht mein Kind!

„Seien wir ihm treu“, sagte Meister Otto einmal, „ich habe die feste Zuversicht, Gott wird uns auch noch einmal überzeugen. Es wird etwas geschehen, er wird etwas vollbringen, woran wir ihn erkennen, und dass seine bisher vielleicht noch unbewusste Kindesliebe zum Ausbruche kommt.

„Was soll denn geschehen!“ fragte Frau Theresa. „Dass er gut ist, dass er uns auch anhänglich ist, sehen wir ja, dass er uns lieb haben und vielleicht sogar einmal Opfer bringen kann, hoffe ich auch, aber all das überzeugt mich nicht. O mein Gott, wenn die Leute wüssten, was es für ein Unrecht ist, für ein großes Elend geben kann, wenn die Mutter ihr neugebornes Kind hingibt!“

Da dachte Meister Otto: Armes Weib! du wirst nie mehr glücklich auf dieser Welt, du büßest den Fehler hart und ich sehe auch kein Mittel, wie dein unseliger Zweifel von dir genommen werden könnte.

Und als es sich nach Jahren zutrug, dass Frau Theresa wieder gesegneten Leibes ward, da war wohl ein anderes Glück vor der Thür, doch der Meister sah darin keinen Vortheil für den guten Wilhelm. Nun wird das Mutterherz, welches in Liebe und Angst

und Zweifel bisher sich an den Knaben geklammert hatte, plötzlich von ihm loslassen, wird sich ganz dem jungen Kinde zuwenden und wird etwa gar anfangen, den Knaben aus dem Böhmerlande zu hassen.

Und es schien auch thatsächlich so zu werden. Ihr ganzes Herz verschwendete Frau Theresa an dem jungen Sprössling, ihrem „eigenen Kind", wie sie sagte. Dieses war auch ein Knabe und auf den Namen Otto getauft worden, also dass Vater, Mutter und Sohn für sich einen festen Ring zu bilden schienen und der arme Wilhelm außerhalb desselben stand. Der kleine Otto war ein schwächliches Kind und um die Zeit des Zahnens fiel er in eine Krankheit mit Friesel und Fraisen, so als wollte der liebe Gott den Eltern ihren Liebling streitig machen: Ihr kindischen Menschen, was hanget ihr denn so leidenschaftlich an der Frucht eueres Leibes? Jedes Kind, es werde geboren von wem immer, ist mein Kind, ich kann es geben wann und wem ich will, ich kann es nehmen wann und wie ich will, machet keinen Unterschied, liebet, was ich euch zu lieben gesandt und ergebet euch in meinen Willen!

In derselben Nacht, als der Arzt das Sterben des Kindes befürchtete, wendete es sich zum Besseren. Die Zähne kamen hervor, und wenige Wochen später war das volle Glück da. Ottos Oberzähnchen waren geradeso zart und weiß und standen geradeso hervor, als die Wilhelms. Die Eltern sahen es fast gleichzeitig und fast plötzlich, wie eine Erleuchtung. Frau Theresa that einen Schrei, stürzte hin auf ihren ältesten Knaben und bedeckte ihn mit Küssen und mit Thränen. Als hätte sie ihn erst jetzt gefunden, so war ihr. — Der „böhmische Balg" wurde aufgewogen mit den glühendsten, inbrünstigsten Kosenamen, die je ein Mutterherz erdacht, ein Muttermund gesprochen. Von nun an kehrte ihre Bangnis, ihr Zweifel nicht wieder. Sie fühlte den Hang, ihren Ältesten, so lange Misskannten, jetzt noch mehr zu lieben, als den Jüngeren, — doch in stillen Weihestunden hörte sie die Stimme: Machet keinen Unterschied. Liebet, was ich euch zu lieben gesandt, und ergebet euch in meinen Willen. . . .

Briefe von Ludwig Anzengruber

an den Herausgeber des „Heimgarten".

(Fortsetzung.)

Breitenfurth, 27. Mai 1873.

Theurer Freund!

Hier in Breitenfurth (bei Wien), rings von dicht bewaldeten Hügeln umgeben, sitze ich, rauche eine kurze Pfeife, und draußen am Balcon sitzt meine kleine Frau und liest ein vortreffliches Buch, nämlich Roseggers „Gestalten".

Und hier sitze ich und denke an Sie, und wünsche Ihnen, als Neuvermähltem, alles Glück und allen Segen mit aufrichtigem, getreuem Herzen!

Ich bin kaum sechs Tage hier, das Wetter hat sich dabei greulich an-

gelassen, nichts als Regen und abermals Regen, und zur Abwechslung ein wenig Tröpfeln! Doch war ich schon dreimal im Wald; und werde ihn öfter und öfter aufsuchen und tiefer und tiefer hineingehen, „so tief, wie kein Mensch noch gewesen ist, und da werde ich eine wilde Rose — — —“

Ja so, diese wilde Rose in tiefster Waldeinsamkeit suchen ja Sie; der Zukunfts-Rosegger hat sich keine blaue Blume der Romantik vorbehalten, er sucht die wilde Rose und er wird sie finden, gewiss, sicher, nicht heute, nicht morgen, aber eines schönen, ruhigen Tages, tief im Walde, auf dem reichen Moose, rings umgeben von hohen Stämmen, in deren Blättern das Sonnenlicht spielt; und bis er sie findet, geht sein Freund Anzengruber in den Wald, um in Blätterduft und Kühle den künftigen Fund recht verstehen zu lernen, und ihn freudig begrüßen zu können.

Lieber Freund Rosegger, mir ist leicht um die Seele und weh um das Herz; leicht um die Seele, in der lieben weiten Natur, weh um das Herz, weil mitten in dieser prangenden Natur ein Wesen, mir über alles theuer, leidet, schmerzlich leidet, und langsam vergeht — meine arme Mutter ist sehr krank, recht sehr.

Es gibt Lagen, wo einem der Muth sinkt, wo man an das Geschick nicht einmal die Bitte zu stellen wagt: „Erhalte mir die Lieben“, denn die Bitte wäre grausam eigensüchtig, und so zwischen Resignation und dem drohenden Verluste gepresst, wird einem weh um das Herz.

Sollten Sie einmal im Laufe des Sommers nach Wien kommen, so geizen Sie nicht so mit der Zeit, dass Sie uns nicht einen Tag schenken wollen, kommen Sie und besuchen Sie uns.

Man fährt per Südbahn bis Liesing und von dort per Wagen circa eineinhalb Stunden bis Breitenfurth. Die Gegend lohnt den Ausflug. Nackte Berge, Schroffen, hat sie zwar nicht, aber freundliches Grün und Wälder rings umher.

In Erwartung einer freundlichen Antwort Ihr allzeit getreuer

L. Anzengruber.

Wolfersdorf, den 20. Februar 1874.

Mein sehr geehrter Freund und Herr!

Sö sein einer! Warum schreiben's denn nit? Sein Sö bös? Oder faul? Oder sonst was? Meinetwegen alles, nur hoffe ich, dass weder Sie, noch die werten Ihren krank seien. Denn, wenn Sie bös wären, so sag' ich meinetwegen: weil ich Ihnen alles Recht dazu abspreche, vonwegen: weil Sie keine Ursache haben. Margerlt Sie etwa das sehr wohlgemeinte, meinerseits genügend motivierte, Ihnen jedoch alle Vertheidigung freistellende Wort über Ihren „Wagnerfaltl“? Hab' ich mich nicht zufrieden gegeben, wenn Sie es ganz einfach beim alten lassen und über meinen Einwurf zur Tagesordnung übergehen wollten!! Han? Bitt' Ihnen, können's mehr verlangen? Oder gift' Sie's vielleicht, dass ich sage: Sie werden immer besser, die Literatur hat noch Hoffnung auf Sie zu setzen und ist noch lange mit Ihnen nicht fertig und es ist eine Passion, Sie auf Ihren Etappen zu begleiten? Gift' Sö dös?

Na hörn's, da müsst ich mich aber giften und schon wie!

Und wenn Sie nichts margerlt und nichts gift' — warum schreiben Sie denn nicht? Den F. S. haben Sie auch giftig gemacht, — die Ursache aber ist mir nicht bekannt. —

Sie müssen's schon aber arg getrieben haben. Vor etwa vier Wochen sagte er: „Es gibt noch Menschen auf der Welt, der eine wohnt in Graz und der andere in Wien!“ Sehn's, das sind wir zwei. Nun haben Sie ihn bös gemacht, jetzt bin ich nur mehr der einzige Mensch (wohne zwar in Wien, halte mich aber in

Wolkersdorf auf) und es ist nicht gut, dass der Mensch allein sei.

Aber ich plaudere da gemüthlich, weiß nicht, was in Ihrem Busen vorgeht, kurz und gut, für heute gar nichts, keine Zeile weiter, als dass ich war, bin und verbleibe

Ihr getreuer

L. Anzengruber.

Gruß an Sie und die Ihren von den Meinen. Wie ich nicht alsbald einen Schreibebrief von Ihnen erhalte — so schreiben Sie sich die Folgen davon selbst zu, dann kriegen Sie keinen Brief mehr, kein neuches Stuck von mir mehr und ich weiß nicht, was ich dann noch alles thu'. Kruzitürken! Schreib'n!!

Wolkersdorf, den 21. April 1874.

Werter Freund!

Indem ich Sie und die Ihren in bestem Wohlsein hoffe, erlaube ich mir, Ihnen, als Sachverständigen, einige Fragen vorzulegen, deren Beantwortung mich bewahren soll, in meinem neuesten Werke etwa Verstöße gegen landwirtschaftliche Terminologie zu begehen.

Dieses neueste Opus ist eine Bauernkomödie, sohin lustiger Natur, im Genre der Kreuzelschreiber, und betitelt „Der G'wissenswurm".

Also, Verehrtester, ich ersuche Sie, mir alsbaldigst Auskunft freundlichst ertheilen zu wollen:

1. Wenn das Heu auf den Wiesen zusammengerecht wird, wie heißen dann die kleinen Heukegel (etwa mannshoch oder etwas höher) „Heumandel"? oder auch wie die großen „Schober"? (NB. Ich meine natürlich jene, welche zur alsbaldigen Überführung auf die Heuböden aufgeschichtet werden.)

2. Zweitens sind mir bange Zweifel aufgetaucht, Ideenvermischungen und Verwirrungen, ein Begriffscancan zwischen den Worten: Schupfen, Scheuer und Scheune.

Bitte mir Folgendes klarzustellen:

Unter Schupfen verstehe einen gedeckten Raum, welcher aber oft nur auf Balken ruht, sohin etwa unten ganz frei oder oft nach drei Seiten frei, an der vierten geschlossen erscheint. Ist dem so?

Ist Scheuer und Scheune dasselbe? Und wo hebt vorkommenden Falles der Landwirt sein Arbeitsgeräth auf?

Oder ist das volksthümlichere Stadl für diesen Fall anzuwenden?

Ich bitte Sie um alsbaldige Errettung aus diesen bangen Zweifeln.

In vollem Ernste, ich lasse mich gerne über solche Dinge belehren, so nebensächlich sie auch erscheinen mögen, weil ich nicht gerne solche Verstöße mache, welche, wenn sie einmal geschehen sind, von einer Faulheit zeigen, die nicht einmal eine Frage daransetzen will, um ins Klare zu kommen.

Natürlich werden Sie mir auch schreiben, wie es Ihnen, Ihrer werten Frau Gemalin und dem kleinen Sepp geht. Ich hoffe recht wohl! Meiner Mutter geht es besser, meine Frau war auch krank, ist aber ditto auf dem Wege der Besserung — mir geht es wohl.

In der Hoffnung, das Gleiche von Ihnen und den Ihren zu hören, grüßen Sie die Meinen und „Ich" selbst herzlichst.

Ihr Sie recht schätzender

L. Anzengruber.

Wolkersdorf, den 18. Juni 1874.

Verehrter Freund! Fühle bloß das Bedürfnis, Sie in der Ferne zu grüßen. Uns geht's passabel. Wie Ihnen und den Ihren? „Was macht der kleine Sepp?" Habe neulich gedacht, was er wohl machen möge. Schlafen und trinken. Seeliges Loos!

Herzlichste Grüße L. A.

Wien, den 9. November 1874.

Verehrtester!

Es mag beiläufig 300 Jahre her sein, ja ich denk' so weit liegt es zurück, und das entschuldigt doch wahrhaftig, wenn einer auf ein Versprechen vergisst — g'wiss, wer b'sinnt sich gleich so weit zurück. Es mag also beiläufig vor 300 Jahren, bleiben wir dabei, gewesen sein, als ein Literat sammt Frau einem andern Literaten zuliebe nach M*) fuhr. (Sie wissen, wir Männer der Feder begnügen uns, wie die Mathematiker, oft einen Buchstaben statt einer unbekannten Größe oder auch einer bekannten zu setzen) also, es hieng oder vielmehr lag damals der Himmel regenschwer über der Landschaft und zum Troste für die erduldete Mühsal und in Aussicht stehende Trübsal versprach der Literat aus K, dermalen in G. dem ihn besuchenden Literaten aus W ein fürtreffliches Werk zu senden, auf dass er sein Gemüth daran erquicke.

Nachdem also, bleiben wir dabei, 300 Jahre vergangen waren, da trat der Büchermacher aus W in einen Buchladen daselbst und da sahe er vor sich liegen ein dickes Büchlein und da sagte er freudiglich: Ahan!

Darüber vergieng wieder ein Jahrhundert, und der Büchermacher sagte nicht mehr: ahan! was so viel hätte heißen sollen, als: ah, da ist ja das Buch schon erschienen, die nächste Post ꝛc. ꝛc.

Ja, dass wir also wieder in unsere Zeit zurückkehren, wie geht es denn Ihnen, was macht Ihre werte, liebe Frau Gemahlin? — ich hoffe, es geht Ihnen allen wohl. Wir alle grüßen auf das beste. Meine Mutter befindet sich recht übel mit ihrer Krankheit, ich habe gegenwärtig einen bösen Husten. Hoffe, dass Sie von keinerlei Leiden und Kümmernissen bedrängt sind, denn dann geht es Ihnen und den Ihren wohl, was aufrichtig wünscht

Ihr getreuer

L. Anzengruber.

Haben's in Graz den „Wurm" gesehen?

*) Mürzzuschlag.

Wertgeschätzter Freund!

1. Anbei erhalten Sie das bewusste Abendblatt.

2. Bedaure lebhaft, dass Sie nicht nach Wien kommen.

3. Wenn Sie meinen, betreffs Hand und Herz, dass eine Auflöslichkeit der Ehe nicht die Harmonie mehr herstellen könnte, so haben Sie recht, ich aber auch, wenn ich behaupte, dass eben dann vor Eingehung der zweiten Ehe das erste Band mit dem widerlichen Lumpen getrennt worden wäre und dadurch das Verbrechen der Bigamie entfiele, sohin alle aus selbem resultierenden Peinlichkeiten und Qualen. — Dass Ihnen das Stück nicht gefällt, d. h. trotz Sie ihm in künstlerischer Hinsicht Gerechtigkeit widerfahren lassen, das schadt nix. — Seit wann sind Sie Pessimist geworden, fragen Sie, seit wann sind Sie Optimist geworden? frage ich.

Mehr kann ich heute, durch Arbeit zur Eile verhalten, nicht und so verbleibe ich mit den besten Grüßen

Ihr getreuer

L. Anzengruber.

Wien, den 23. April 1875.

Mein wertgeschätzter Freund!

Indem ich mich hinsetze, an Sie zu schreiben und Ihre Aufforderung bedenke, längere Briefe zu entwerfen, gerathe ich in einige Verlegenheit, welches Thema soll ich denn anschlagen...? Gar keines, das wird das beste sein, wenn ich abspringe von einem zum andern, springen Sie vielleicht mit, und das dürfte Sie etwas zerstreuen und das ist das Richtige.

Die Brüder Müller waren vergangenen Sonntag bei mir, haben einen sehr guten Eindruck auf mich gemacht, was für einen Eindruck ich auf sie, das weiß ich nicht. Bei ersten Begegnungen bin ich nicht sehr mittheilsam, ich bin recht höflich, ich rede von allem, vom Wetter, vom Theater, von Krieglach, vom Wurzelsepp des Rosegger ꝛc. ꝛc., aber warm werde ich nicht.

Der alte Schumm war bei mir, er wird am 30. d. Mts. wegen vollendetem 70. Jahre als ältester „Bam"-Pardon „Bergkraxler" vom Touristenclub gefeiert, wozu ich höflichst eingeladen wurde.

Wären Sie 14 Tage in Wien geblieben, wie Ihnen ja Ihr guter Dämon momentan den glücklichen Einfall zuflüsterte unter der tröstlichen Versicherung: „Es kann d'r nix g'scheh'n" — was hätten Sie alles bis jetzt schon mitgemacht und erfahren! Abgesehen davon, dass Sie im Touristenclub an jenem Festtage als steirischer Schutzpatron in irgend einer Nische angebetet worden wären:

O, heiliger Rosegger bitt' für uns,
Und gib uns deine Aus- oder Umschau in der Natur!

Wenigstens siebenmal hätten wir schon die Zahnradbahn besucht und wären sicher doch einmal hinaufgefahren auf den Kahlenberg, wenn die Bahn nicht gerade fürchterliches Zahnradweh gehabt hätte, was auch möglich wäre, bei diesem ewig wechselnden Wetter.

O! Sie haben viel versäumt; ich habe dieser Tage meine Erzählung „Diebs-Annerl" für den deutschen Reichskalender abgeschlossen, ich hätte sie Ihnen vorgelesen.

Ich hätte Ihnen vorlesen können die erste Verwandlung des ersten Actes von „Da Onkl" (ein Volksstück, das nur fertig zu werden braucht, um sofort verboten zu werden). Kurz und gut, ich will mich nicht ermüden mit all dem Herrlichkeiten-Aufzählen, noch Sie mit dem Anhören dieser Aufzählung. Sie sind eben nicht in Wien geblieben, Sie haben es vorgezogen, nach Graz zurückzukehren, um dort die Selbstpeinigung auf das rationellste zu betreiben.

Ich hätte Gelegenheit genug, mich darüber auszulassen, ich könnte ein hübsches Stück dieses Papiers, das ich mir ernstlich vorgesetzt habe, bis zur letzten Zeile zu beschreiben, damit anfüllen, ich thue es aber nicht. Ich überlasse es der Zeit, mit Ihrem wie mit meinem Schmerze fertig zu werden, wird sie es ja auch mit uns selbst.

Ich will daher lieber mich auf geschäftliche Themen werfen, ein ordentlicher Geschäftsmann klagt immer — unsere Wiener Geschäftsleute klagen gewöhnlich den ganzen Tag, vormittags im Wirtshause, nachmittags im Kaffeehause, und abends auf derselben Stätte der Thränen und Seufzer wie vormittags — warum soll ein unordentlicher Geschäftsmann, wie der Dichter ja doch immer ist, nicht ohne Platzwechsel in seiner Stube klagen dürfen.

Denken Sie sich also: mit Mai schließen in Wien drei Theater, wie viele davon im Herbste wieder ihre Pforten öffnen, steht noch in Frage. Ob Steiner nicht gleich schon diesen Herbst in die Komische Oper übersiedelt? Ob das Stadttheater wieder zu Laube zurückkehrt? Niemand weiß es noch zur Stunde zu sagen. Da das Wiedner Theater aber definitiv schließt bis September, so entfällt jede Hoffnung auf irgend eine Reprise meiner Stücke und auf jede noch so kleine und doch sehr wohlthätige Tantième. Als noch ungebornem Familienvater kann mir das nicht ganz gleichgiltig sein.

Beinahe hätte ich vergessen, in dem Umhertappen nach Stoff, nicht aus Übersehen, dass ich Ihnen Ihre Frage nach Schlögl auf das befriedigendste dahin beantworten kann, dass

er gesund, wie er schreibt, angelangt ist. Aber jedenfalls dürfte er Sie schon selbst davon in Kenntnis gesetzt haben, und ich post festum kommen, aber Sie sehen, dass ich damit wieder acht Zeilen gewonnen habe.

Ich kann mir nun diesen hier noch übrigen Raum herzhaft eintheilen und mit gemessenen Schritten dem Schlusse zueilen. Wie lange ich auch die Kunst des Schreibens missbraucht habe — ich meine nur hier in vorliegendem Schreiben — um Ihnen plaudernd zu gestehen, dass ich Ihnen eigentlich nichts, wenigstens nichts Neues zu sagen habe, so dürfen Sie mir doch auch glauben, dass mir desto schwerer zu schließen wird, ich möchte nicht, dass Sie diese Epistel verkennen, die der Gleichgiltigste an einen Gleichgiltigen geschrieben haben könnte, um einfach eine Briefschuld abzutragen, ich möchte, dass Sie in dem gelegentlichen Schwätzer den beständigen Freund herausfinden, einen Brief und einen langen habe ich versprochen, dass ich dieses Versprechen dergestalt erfülle, hat eben seinen Grund darin, dass ich nicht gerne mit meiner Feder wie mit einer Sonde in frische Wunde fahre, die ich gerne geschlossen sähe, nachdem sie einmal geschlagen wurde. Und so hätte ich eigentlich es mit einer Zeile richten können, indem ich Sie bestens von uns grüße und Sie versichere, dass ich verbleibe

Ihr Freund
L. Anzengruber.

Wien, den 1. Mai 1875.

Sehr werter Freund!

Gestern war im österreichischen Touristenclub die Feier von Schumms Geburtstag, Telegramm und Karte von Ihnen kamen zur Verlesung. Die Karte, d. h. die paar einfachen schlichten Worte, hörte ich selbst ablesen, es kann Ihnen zur Genugthuung gereichen, dass nur Ihr Name genannt, den Saal in lautlose Stille versetzte, und dass man den Antheil merkte, den diese Clubmitglieder an Ihnen und Ihren Geschicken nehmen; unter Schumms Verdiensten wurde auch das gebürend mit aufgezählt, dass er Sie dem Vereine geworben.

Auch ich habe Schumm mit und durch ein paar Zeilen gefeiert, die ich, da es an einem Vortragenden fehlte, selbst sprechen musste. Dieses Opus will ich, ohne Eitelkeit, sondern weil ich denke, dass Sie vielleicht eine kleine Neugier dafür haben, hier in diesem Briefe einschalten; indem ich mir wieder vorgenommen habe, Ihnen keinen kürzeren Brief als das Papier lang ist, zu schreiben, und das Gedicht 24 Zeilen zählt, so verbinde ich hier auch das mir Angenehme mit dem mir Nützlichen, fülle eine Menge Raum aus. — Sie erlauben, dass ich mich vorher im Geiste räuspere und dann beginne, wie folgt:

An Chr. Schumm.

Zur Erinnerung an die Feier seines 70. Geburtstages.

Du hast wohl kaum no kinna zaxeln,
Da hast du wohl a schon ang'hebt
Af d Berg rundumi auffiz'kraxeln —
Und no, hast siebzgi Jahr derlebt!
Wann ma dö Höchen z'sammazählet,
Dö vielen tausend da von Füßen —
Dö d auffikrallt bist — no was fehlet,
Du hätt'st im Himmel schon sein müssen!
Und dass dös no nöt is der Fall,
Woran no mag denn dös wohl lieg'n?
No siehst, du bist a jedesmal
Von d Berg a wieder obig'stieg'n.
Dem Himmel bringen Ein' — s is wahr —
Viel naheter als d Berg dö Jahr.
Dö Berg, dö findt'st dich schon herunter,
Und wann dich nur dö Jahr nöt plag'n,
So bleib nur lustig und nur munter,
Nach dir wird nöt der Himmel frag'n;
Denn wie im Katachismus steht,
So fragt er um dö Ketzer nöt,
Doch führetens dö Duldung ein
In jener besseren der Welten,
Und sollt amal a Nachfrag sein,
No weißt, so thu dich halt nöt melden!

Prächtig! das heißt, ich setze durchaus nicht voraus, dass Sie „prächtig" sagen werden, ich aber finde es prächtig, hiemit ganz sachte der Hälfte der dritten Seite dieses Schreibens herab-

gerückt zu sein, und indem ich mich ernstlich davor verwahre, dass ich das obige Beiwort irgendwie in Bezug auf meine Dichtung genommen und gemeint haben will, füllt sich ganz ohne Anstand die andere Hälfte aus, wieder ein Beweis, dass man mit Bescheidenheit weiter kommt, als mit Selbstüberhebung — nämlich mit der ersteren sogar auf die vierte Seite.

Indem ich mich meines Hierseins — nämlich daselbst auf der letzten Seite — erfreue, versichere ich Sie nur, dass mir nicht das Schreiben an Sie etwa zuwider ist, sondern nur, dass die Stoffarmuth mich heute etwas quält. Bedenken Sie, gestern, pardon, heute früh halb vier Uhr zuhause gekommen, jetzt, denn Strafe muss sein, etwas Kopfweh, dazu wird das Haus, in welchem ich wohne, von unten bis oben mit Ölfarbe angestrichen, ich habe sonach den Gestank in meinen Zimmern, und ein Gerüst von Leitern und Brettern vor meinem Fenster, und auf diesem Gerüste einen anstreichenden Kerl, der Melodien dazu brüllt, wie ein musikalischer Ochse. Mit Mühe unterdrücke ich den unchristlichen Wunsch, dass er von irgend einem Stockwerke, zur Sicherung der wohlthätigen Folge nehme ich gerne das dritte an, auf die Straße fallen möge. Aber trotzend dem Geschicke habe ich meine Aufgabe soweit gelöst, dass mich das farbenverquistende Scheusal nicht mehr beirren soll, und dass ich besänftigenden Gemüthes Sie von uns allen auf das beste und herzlichste grüßen kann, bleiben Sie hübsch wohlauf und schreiben Sie bald

Ihrem treu ergebenen Freunde
L. Anzengruber.

Wien, den 12. Februar 1876.

Werter Freund!

Auf Ihr liebes Schreiben vom 2. d. Mts. komme ich erst heute dazu, antworten zu können.

Dass Sie mich der Mitarbeiterschaft am Kalender entheben, danke ich Ihnen in Rücksicht auf meine dermalig geringe Arbeitskraft, die in Rücksicht auf alle Nachfragen und Anbote mir fast bange macht.

Verstimmend wirkt auch, dass diesmal bei meiner neuen Komödie mich das Publicum und die Direction vollständig sitzen ließ, hingegen ich allerdings die Behandlung, welche die Journalistik mir angedeihen ließ, im dankbaren Gemüte bewahren werde, aber das geschätzte Publicum blieb einfach weg, und die Direction strich vor dem ungünstigen Cassaerfolge, ohne Versuch, das Stück zu forcieren, die Segel. Ist nur zum Schlusse die „wohl aufzuwerfende" Frage: Wozu, respective für wen schreibt man dann eigentlich Volksstücke?

Die Directionen verlangen Cassastücke, und ein Volk, das sich um die „Volksstücke" bekümmert, gibt es hierorts nicht — also wozu der Liebe Müh'?

Was nun Ihren „Heimgarten" anlangt, so soll es mich recht freuen, wenn es in selbem blüht, grünt und gedeiht; etwas Gartenarbeit, wenn Sie meinen, dass ihm das förderlich sei, will ich gerne leisten. Bis Juli haben Sie gesagt — bei meiner gegenwärtigen Stimmung wage ich noch nichts zu sagen, aber bei mir hält dergleichen nicht lange an, wird's daher wohl auch diesmal nicht. Ich habe daher heute nur die Feder ergriffen, um Ihnen zu antworten und Sie nicht gar zu lange warten zu lassen.

Meine Frau hat zu allem Überflusse sich auf eine Woche lang ins Bett gelegt, es war eine Rippenfellentzündung gerade im schönsten Anzuge, die ich mit ärztlicher Hilfe noch rechtzeitig zu minder gefährlichem Austrage brachte.

Von ihr und mir nehmen Sie daher die besten Grüße in Empfang und schreiben Sie bei Zeit und Muße

insonderheit wie Graz den Doppelselbstmord sich ansieht

Ihrem freundschaftlich gesinnten
L. Anzengruber.

Wien, den 5. November 1876.

Verehrter Freund!

Meinen besten Dank für die weitere Freundlichkeit, die Sie meinem „neuen" Stück in Ihrem „Heimgarten" erweisen. Ich habe Ihnen eben über dieses Ihr Unternehmen schreiben wollen, die Ausstattung findet nicht die Zustimmung aller, die meine gerade auch nicht, aber wie Sie leicht denken können, lege ich kein Gewicht auf dieselbe, das können Sie auch mit dem nächsten Jahrgange ändern, wenn Sie wollen, oder, wenn der „Heimgarten" in seiner engeren Heimat, in Steiermark so gefällt, erst recht dabei bleiben.

Was nun das Gebotene anlangt, so finde ich schon das zweite Heft — bitte bei diesem Urtheile die ersten fünf Blätter nicht miteinzubeziehen*) — reicher und mannigfaltiger an Inhalt als das erste, das mir etwas rasch zusammengestellt erschien; eines aber würde ich Ihnen zu bedenken geben, wissen Sie, welche Qual es für einen Leser einer Wochenschrift ist, von Woche auf Woche auf eine Fortsetzung warten zu müssen?

Aber vier Wochen, das ist Verdammnis! Ich sehe, dass das Schloss der Bösen nicht ganze sechs Seiten mehr beanspruchte; waren die wirklich nicht mehr aufzubringen im ersten Heft?

Aber ich glaube, dass Sie das wohl bald abstellen werden; sobald das Unternehmen unter die Leute kommt, werden die es Ihnen schon selbst sagen.

Ich wünsche Ihnen vor allen Dingen Erfolg — Erfolg macht alles, wo der fehlt, da setzt die Lust aus und der Muth — ich erwarte mit einer gewissen Spannung das dritte Heft. — Denn ich möchte mir klar werden, wohin Sie mit manchen Ihrer kurzen populären Abhandlungen hinzielen. Manches ist ganz vortrefflich; so bringen Sie das in Ihrem Kalender angeregte Thema „Schule des Sterbens", so wirksam und packend in „Es reigt in Lust ein Liebespaar", es ist ganz recht und ich finde es höchst praktisch, dass Sie in Ihren beiden Organen die nämliche Sache anregen, warum? — Man kann das Rechte nicht oft genug sagen, damit doch irgendwo etwas hängen bleibt.

Freilich ist das Ding „Es reigt in Lust —" etwas pessimistisch ausgefallen, aber da finde ich den P. am Platze, das Grausige muss die Leute vom grausigen Thun abschrecken, sowie ja über das unabwendbare Missgeschick der Optimismus hinweghelfen muss.

In Ihrem Kalender fand ich auch „Halbverklungene Heldenkunde" — recht gut — ich weiß, Sie sind selig, wenn man Ihnen ein hochdeutsches Gedicht lobt; Sie haben's selbst einmal zugestanden, aber nicht „dessertwegen", es ist gut, warum aber ohne Reime und nicht volksthümlicher? Es wär' ein Lied, so ist's nur ein Gedicht.

Da Sie sich jetzt auf Ihre Monatsschrift und Ihren Kalender zurückziehen können, ich hoffe, dass Ihnen das möglich ist, so ist mir gerade nicht bange um die beiden Dinge, früher wär's mir gewesen, man braucht seine Zeit vollauf für so was, wenn es etwas Rechtes werden soll. Der „Heimgarten" ist rechtschaffen billig, der Kalender aber scheint mir doch etwas theuer.

Wenn ich nur wüsste, was mir bisher am Kalender und jetzt auch am „Heimgarten" immer abgeht? Stabilität möcht' ich's nennen, aufschlagen müsste man Jahrgang und Heft können, und

*) Auf welchen eine Arbeit Anzengrubers stand.

gerade da auf der einen Seite müsste ein Gedicht stehen und auf der anderen da ist eine lehrreiche Geschichte — auf der gleichen Stelle in jedem Jahrgange und Hefte — und wenn ich noch weiter schreibe, so reichen keine vier Seiten.

Also wünsche ich Ihrem „Heimgarten" das Allerbeste, sehen Sie, der hat einen großen Vorzug, er hat meines Wissens in seinem Genre, soweit bisher ersichtlich, keinen Concurrenten, es existiert kein Volksblatt, nennen wir's ganz ungeniert so, das seines Zeichens wäre, sorgen Sie, dass sich jeder auch für die Zukunft die Concurrenz vergehen lasse. Aus dem Unternehmen wird etwas — nicht gleich auf der Stell', auf die Weis' ist noch nie etwas geworden, aber das Zeug wäre da. Machen Sie nach und nach aus dem Kalender auch etwas so Alleindastehendes, denn beim „Heimgarten" haben Sie höchstens an die Form der „Westermann'schen Monathefte" gedacht, an mehr nicht, und sehen Sie, das bekommt ihm gut.

Wenn Sie einmal Zeit finden für ein paar Zeilen für mich, so wird mich's recht sehr freuen, ich hoffe, Sie haben von Ihrem Wohlsein und von dem Ihrer Kleinen zu berichten, und vom Gedeihen alles und jedes, Kinder und literarische Producte — meine Frau lässt sich Ihnen empfehlen, sie und der Junge sind wohl, der Alte auch, und der grüßt Sie herzlichst als

Ihr getreuer Freund

L. Anzengruber.

P. S. Winter kommen Sie doch wieder aus dem Süden — nach Wien? Wann denn, auf wie lange, auf 48 Stunden weniger 26? Mit dem bekannten Refrain: „Da wär' ich gern, aber fort lieber!"

(Werden fortgesetzt.)

Die Geschichte vom armen Mann in Tockenburg.

Von Richard Voß.

I.

Wer war Ulrich Bräker? Wenige werden es wissen, und doch sollte jeder ihn kennen, diesen armen, reichen Mann, mit den von Arbeit rauhen Händen, und der starken, freien, begeisterten Dichterseele, dessen Leben und Sein war wie die Alpennatur, in der seine Wiege stand, die jetzt sein vergessenes Grab umgibt: einsam, öde, weltabgeschlossen, menschenverlassen, oft erstarrt und traurig, nicht immer voll Sonnenschein, nicht immer voll Stille und Frieden. Lawinen stürzen, Felsblöcke lösen sich, aber oft tönen auch Kirchenglocken, Kuhreigen, Pilger- und Hirtenlied; manchmal gellt der Todesschrei eines vom Sturze Getroffenen, von den Fluten des Bergstroms Erfassten — aber immer ist dieses Leben voll Schönheit, immer voll einfacher, ernster, erhebender Größe.

Wie das Land, so der Mann, Ulrich Bräker, der arme Weber, der da „seitwärts" im Hüttchen auf dem kleinen Alpenfeld unter Mühsal und Noth sein Leben niedergeschrieben, und was er in diesem Leben gedacht und empfunden, so einfach, liebenswürdig und

innig erzählt, daſs man die harmloſe Geſchichte, die oft ſo kindlichen und oft wieder ſo menſchlich-weiſen Aufzeichnungen, wie ein Gedicht lieſt. Von dieſem Gedichte, und von dem, der es gedichtet, möchte ich ſprechen.

Ulrich Bräkers Heimat iſt das Tockenburg in der Schweiz; die Alpen engen es ein, die Thur durchrauſcht es, Wald und Wieſen auf den Bergen, Wald und Wieſen im Thale und Dörfer, Höfe und Hütten. Auf den Wieſen weiden Herden, auf der Landſtraße an dem reißenden Fluß ziehen Wanderer und Fuhrwerke dahin und daher; ſo haſt du um dich Stille und Leben, Einſamkeit und Welt, Felſen und liebliche Matten — „beſchreiben kann ich es nicht" — ruft er aus, als er in ſeiner Lebensgeſchichte von dieſer Heimat erzählte. — „Aber mir war ſchon oft, ich ſei verzückt, wenn ich all dieſe Herrlichkeit überſchaute, und ſo in Gedanken vertieft, den Vollmond über mir, dieſer Wieſe entlang hin und hergieng, oder an einem ſchönen Sommerabend dort jenen Hügel beſtieg, die Sonne ſinken, die Schatten ſteigen ſah, mein Häuschen ſchon in blauer Dämmerung ſtand, die ſchwirrenden Weſte mich umſäuſelten, die Vögel ihr ſanftes Lied anhuben — o! wie da mein Herz in ſüßer Wehmuth zerſchmolz, und ich alles rings um mich her, Himmel und Erde hätte umarmen mögen. —"

Im Jahre 1735 iſt in dieſem Thale Ulrich den jungen Eltern geboren, etwas früher, als es hätte ſein ſollen, wie man ihm ſpäter erzählte. Aber er meint: es könnte auch ſein, daſs er ſich im Mutterleibe ſchon zu ſehr nach dem Tageslichte geſehnt habe, und dieſes nach Licht Sehnen ſei ihm dann ſein ganzes Leben geblieben. Sein Vater war ein armer Mann, ſein Großvater war ein armer Mann — alle Bräkers hatten als arme Männer gelebt und waren als arme Männer geſtorben. Das muſste ſo ſein, ſie wären ſonſt keine echten Bräkers geweſen. Bei den Bräkers war die Armut Familiengut, ſie gehörte zu dieſem Namen wie die Striche über deſſen a. Aber Ehrlichkeit und Redlichkeit gehörten auch dazu, und die redliche Armut ſeiner Vorfahren iſt der Stolz und Ruhm des Helden dieſer Bergidylle geweſen.

Ulrich kommt ganz als Bräker auf die Welt — in tiefſter Armut, und man kann ſicher ſein, in tiefſter Armut wird er auch ſterben. Aber auch ſonſt iſt er der Sohn ſeines Vaters. Und er denkt viel darüber nach, wie die Eltern in den Kindern leben, wie die lange Geſtorbenen und Begrabenen in ſpäten Nachkommen wieder geboren werden. Er fühlt die Kraft ſeines Vaters in ſeinem Mark und deſſen Leidenſchaften in ſeiner Seele, mit denen er ringt, die er bezwingt, und die dann zur wahren Begeiſterung, zur glühenden Empfindung werden, mit der er alles in ſein Herz aufnehmen und darin feſthalten möchte, Himmel und Erde, Menſchen und Welt.

Und nun erzählt er uns ſein Leben von der Wiege an bis zu der ernſthaften Zeit, wo es unter Armut und zufriedener Beſchränkung müde zu Ende geht.

Er hat Rückerinnerungen bis in die früheſte Jugend und weiß zu erzählen, wie ſeine arme Mutter des Nachts heimlich aufſaß und ſpann, und er, ein zweijähriger Bube, im bloßen Hemdchen auf den Dielen ſitzt, und mit großen Augen in das Licht ſchaut. Als er ſechs Jahre alt iſt, ſchleppt ihn ſeine fromme Großmutter in die Betſtunden; die waren gar langweilig. Mit dem Großvater war er lieber. Da ging's auf die Berge zu den Kühen, und der Alte zeigte ihm Vögel, Käfer und Blumen, die freuen den Knaben. Bald blieb er für immer dardroben. Sein Vater hat ein Gut gekauft, einen Einödhof in hoher Alpenwildnis, wo die Herbſtwinde brauſten wie Föhnwind, und im Frühling der Schnee viele Tage länger liegen bleibt als unten im Thale. Da hauſte nun die

Bräker-Familie Sommer und Winter. Im Hause war Unfrieden, und dem Knaben war's wohler im Tannenwald und auf Berghöh! Wenn der Vater die Herde austrieb und weidete, da war der Junge der Handbub. Das war ein Vergnügen, sich mit den Gaisen in Busch und Wiese zu tummeln, den Kühen nachzulaufen, und so recht nach Herzenslust Jugend und Leben genießen zu können! Manchmal mußte er zu der guten, frommen Großmutter ins Thal hinab. Da gab's Leckerbissen und erbauliche Reden. Die ersteren ließ er sich schmecken, von den Ermahnungen behielt er nur wenig. Nun sollte er in die Schule, doch daraus wurde nicht viel. Im Sommer war keine Zeit, und im Winter saßen sie oft Monate lang eingeschneit auf ihrer Alp; da hatte das Abc gute Weile.

Aber die Bräker-Armut hatte sich dem Vater zu fest auf den Nacken gesetzt; der wußte vor Sorgen und Noth nicht, wo aus noch ein: Es gab viele Mäuler zu füttern, dazu krankes Vieh, schlechte Jahre und mehr Franken Schulden, als Tannen im Wald. Die Kinder sollten nun anfangen, ihre Suppe sich selbst zu verdienen, und klein Uli mußte Hanf brechen, Strümpfe stricken und Baumwolle kämpeln. Aber du glückselige Kinderzeit! — „Alle Tage dacht' ich dreimal ans Essen, und damit aus." Wenn's nur keine Arbeit in der Welt gäb', wozu auch Arbeit? Die Kühe geben die Milch ja von selber. Also wo er nur konnte, lief er dem Vater fort, und dann gieng's hinaus in den Wald, auf die Berghalde; und den Vögeln nachgejagt, Nester gesucht, Blumen abgerissen und blinkende Kiesel aus dem Alpbach geholt. Wieder nach einem Jahre wurde er des Vaters Gaisbub, und nun gieng das freie fröhliche Leben erst an.

Man muss es selbst lesen, wie der Mann über seine Knabenzeit schreibt und an sie zurückdenkt: Der frische Hauch des Waldes weht einem aus seinen Worten entgegen, dass man meint, die Tannen rauschen zu hören, unter denen der Knabe seine Herde dahintreibt, und den Sonnenschein in der Seele zu fühlen, der über die Bergwiese sich breitet, wo klein Ulrich im Heidekraut hingestreckt liegt, in den blauen Himmel hineinstarrt, und dabei seine wunderlichen Knabenträume hat, und seine besonderen Gedanken.

Des Morgens zieht er aus mit seinen Gaisen, und des Abends spät kommt er heim. Ist er durstig, so melkt er seine Lieblingsgais, ist er hungrig, sucht er sich Beeren, und isst dazu sein Stück trockenes Brot, und fühlt sich so glücklich, als sei er Herr der Berge, König der Welt.

Und wie kennt er sein Reich!

In der wilden Bergeinsamkeit spricht die Natur ihr ernstes, geheimnisvolles Lied zu dem Knaben, und der versteht es. Er erlauscht die heimliche Weise im Rauschen des Waldes, im Murmeln der Quelle, im Tosen des Wasserfalls; er erlauscht sie, wenn die Lawinen in die Schluchten stürzen, und der Donner durch die Thäler rollt. Er sieht die Natur in ihrer wunderbaren, ewig wechselnden, ewig neuen Schönheit: wenn die Sonne glühend aufgeht und hinter dem Berggipfel in Flammen versinkt, wenn die Nebel aus der Tiefe aufbrauen, die Wolken um die Felszacken hängen, wenn die Blütenknospen und die Blätter verwelken — immer staunt der einsame Knabe und nimmt die Bilder, die an seinem Auge vorübergleiten, in seine Seele auf. Und abends, wenn er dann fort muss, kann er sich kaum losreißen von seiner freien, luftigen Höhe. Er möchte wie die Sonnengluten leise vergehen, sich auflösen ins All. Aber er ist auf der Erde, es dunkelt, der Knabe zieht fort. Schatten legen sich über die Thäler, Nebel verhüllen die Berge, die Vögel verstummen, in den Tannen rauscht traurig der Nachtwind, dem Knaben wird es da oft so weh ums Herz, dass er weinen muß.

Aber welch Vergnügen gibt ihm jeder neue Tag, jeder neue Morgen!

— „Wenn jetzt die Sonne die Hügel vergoldete, denen ich mit meiner Herde entgegenstieg, dann jenen haldigen Buchenwald und endlich die Wiesen und Weidplätze beschien: tausendmal denk ich dran, und oft dünkts mich, die Sonne scheine nicht mehr so schön. Wenn dann alle Gebüsche von jubilierenden Vögeln ertönten, und dieselben um mich herhüpften, o! was fühlt' ich da. — Ich weiß es nicht — halt süße, süße Luft!" —

So gieng es an drei Jahre und noch länger; da war er nicht mehr allein. Er hat Kameraden bekommen, andere Gaisbuben, wilde, rohe Gesellen, und der Knabe erfährt zum erstenmale, dafs es auch noch einen anderen Schmutz gibt, als den, der sich an seine nackten Fußsohlen heftet, noch einen anderen Staub, als den, der sich auf sein armes Zwilchröckchen legt. Da bekam auch um ihn die Natur häfsliche Flecken, und mit dem Singen und der Fröhlichkeit war es vorbei. Von seiner Großmutter hatte er einmal ein altes, vergriffenes, frommes Büchlein bekommen, darin las er jetzt, wenn er im Herbst dann wieder allein war. Über den frommen Sprüchen, die er sich aus dem Buche zusammenbuchstabiert, fallen ihm seine armen, jungen Sünden ein. Er betet und büßt, er wird traurig und bleich; und wenn er's einmal bei seinem Beten und Büßen nicht aushalten kann, und die Welt ihn gar zu schön dünkt, und er seine Lust darüber ausjauchzen möchte, dann mufs er plötzlich der schrecklichen Sprüche in dem Buche der Großmutter gedenken, die den sündhaften Menschen zur Reue und Umkehr mahnen — und der fröhliche Jauchzer wird von bitteren Thränen erstickt.

So lebt dieser merkwürdige junge Büßer eine ganze Zeit. Kein Mensch konnte ihn von seiner Bürde befreien, denn keinem konnte er davon sagen. Sein Vater hatte andere Sorgen genug, und den scheute er auch — er wufste selbst nicht warum! und seine Mutter — Uli weiß uns nicht viel von seiner Mutter zu sagen. So litt er denn sein ganzes junges Leiden allein. Aber wessen Leben die gesunde Natur ist, in dessen Seele können schlimme Reden nichts krank machen. So kam auch für klein Uli wieder die Zeit des Frohsinns und heitern Genießens.

— „Bisweilen fieng ich wieder an zu jauchzen und zu johlen, und trollte aufs neue wieder sorglos durch die Berge. Dann dacht' ich: So alles, alles verleugnen, bis auf meine selbstgeschnitzelten, hölzernen Kühe — sei doch ein traurig, elend Ding." —

Die Hirtenjahre waren vorüber. Ulrich war groß und stark genug, um dem Vater den Knecht ersetzen zu können. Es gab harte Arbeit und schwielige Hände. Das war eine traurige Zeit für den in Freiheit und Waldeinsamkeit aufgewachsenen Burschen. Er konnte seine Berghöh' nicht verschmerzen, seine sonnigen Halden und schattigen Wälder. Um sein mühseliges Leben zu vergessen, träumte er sich ein anderes zusammen: darin war er wieder der Gaisbub, der über Fels und Stein mit zerriss'nem Rock und blutigen Füßen seine Thiere zusammentrieb, Vögeln und Schmetterlingen nachjagte, und im Waldschatten lag, so selig, so selig!

Er wünschte sich fort, in die Welt hinaus. Seine Welt in den Bergen war ihm ja doch verschlossen, und, so dachte er, für immer genommen. Da fällt ihm wieder ein Buch in die Hände, und wieder ist es ein frommes, erbauliches Buch. Er liest es, es paßt zu seinem verzweifelten Wesen; und er wird zu einem christlichen Eiferer, der die Sündhaftigkeit der Creatur, das Weltgericht und den Untergang predigt. Er heuchelt, und weiß, dafs er heuchelt. Es war ein Rückfall in jene Kinderkrankheit, aber diesesmal war das Übel ernster, da er nicht mehr so ganz wie damals die Natur hatte, die ihn gesund

machen konnte. Es war ein Glück für Ulrich, daſs der brave Paſtor von Khrnau, der ihn für das Chriſtenthum vorbereitete, ihm nicht in dem Tone des „flüchtigen Paters“ die Offenbarung Johannis ins Herz donnerte, ſonſt hätte ſich damals leicht ein häſslicher Wurm in die junge, friſche Alpenblume einniſten können. Da kam für die Bräkers ein großer Schlag: Die Familie muſste den Einödhof verlaſſen, der Vater als bankerotter Mann. Sie ziehen wieder ins Thal hinab und bewohnen dort eine armſelige Hütte. Hier kommt Ulrich mit verkommener Frauengemeinheit in Berührung. Was er erfährt, erſchüttert ihn ſo, daſs er krank wird; er liegt auf den Tod, und wie ſein Körper dann doch langſam geneſt, iſt auch ſeine Seele geſundet.

Ulrich nähert ſich ſeinem zwanzigſten Jahr.

Es bewegt, zu leſen, wie ſpäter der Mann auf die Zeit ſeiner erſten Liebe zurückblickt, wie er die Jungfräulichkeit ſeines Weſens, die erröthende Schüchternheit ſeines Begehrens, die jauchzende Wonne ſeines Empfindens noch als ernſter, einſamer, ſorgenvoller Mann zu ſchildern weiß. Man muſs es ſelbſt leſen, wenn er erzählt, wie er ſeinem Ännchen begegnet und neben dem Mädchen hingeht, ohne den Muth zu haben, es anzureden, nur mit den Augen ſeine Liebe verrathend, und mit ſo ſchüchternen Augen. Wie er dann auf dem Tanzboden ihr zuſchaut, ſich über das holdſelige Mädchen freuend, ſeine Liebe zu ihr wie einen Hochmuth und Frevel empfindend. Da tritt Ännchen zu ihm: – „Uli! führ' du mich auch eins herum!“ Ich feuerroth erwiderte: „Ich kann's nicht, Ännchen; gewiſs, ich kann's nicht.“ — „So zahl' mir eine Halbe“, verſetzte ſie, ich wuſst' nicht, ob im Schimpf oder Ernſt. „Es iſt dir nicht Ernſt“, erwidert' ich drum. Und ſie: „Mi See, 's iſt mir ernſt.“ Ich todtenblaſs: „Mi See, Ännchen, ich darf heut' nicht! Ein andermal. Gewiſs, ich möcht' gern, aber ich darf nicht.“

Sie läſst ihn ſtehen, und dann auf dem Heimweg: — „Uli! Uli! Jetzt ſind wir allein. Komm' noch mit mir und zahl' mir eine Halbe.“ —„Ännchen! Ännchen! ich muſs dir's nun grad ſagen, ich hab' kein Geld. Der Ätti gibt mir keins in Sack, als etwa zu einem Schöppli, und das hab' ich ſchon im Städtli verputzt. Glaub' mir, ich wollt's herzlich gern — und dich dann heimgeleiten. Gewiſs, Ännchen! 's war das erſtemal. Noch nie hätt' ich mich unterſtanden, ein Mädle zum Wein zu führen, und jetzt, wie gern ich's möcht', und auf Gottes Welt keine lieber als dich, glaub' mir's, kann und darf ich nicht. Gewiſs ein andermal, wenn du mir nur wart'ſt, bis ich darf und Geld hab'.“ — „Ei Poſſen, Närrli! verſetzte Ännchen, — weiß ſchon, wo der Has läuft. Geld? Mitſammt dem Geld! 's iſt mir nicht ums Trinken und nicht ums Geld — und damit griff ſie ins Säckli. Mir wär's ein Ding, ich wollt' lieber für dich zahlen, wenn's ſo Mod' wär.“ —

Und als er nun weiß, daſs Ännchen ihn wieder liebt, dieſe geheime Seligkeit! dieſe ſchnellen, heimlichen, ſüßen Begegnungen! — — Doch der Vater will noch keine Schwiegertochter, am wenigſten das zierliche Ännchen, und Ulrich iſt ein gehorſamer Sohn. Er ſoll fort, in die Welt hinaus, um ſein roſiges Lieb zu vergeſſen; und es kommt der Abſchied. — „Wer nie geliebt, kann's und ſoll's nicht wiſſen, und wer geliebt hat, der weiß es.“ Als der Mann das ſchrieb, mögen ihm noch die Thränen im Auge gebrannt haben, die er damals um Ännchen geweint.

Sie geht mit ihm ein Stück ſeines Weges, und trägt ihm den Ranzen.

— „Muſs es denn ſein?“ ſagte ſie. „Iſt auf Himmel und Erden nichts dafür? Nein! Ich laſs dich nicht, geh mit dir, ſoweit der Himmel blau iſt. Nein, in Ewigkeit laſs ich dich nicht,

mein alles, alles auf der Welt!“ Und ich: „Sei doch ruhig, liebes, liebes Herzchen! Denk' einmal ein wenig hinaus, was für Freude, wenn wir uns wiedersehen und ich glücklich bin!“ — — —

„Der blaue Himmel dann ob uns, mit allen seinen funkelnden Sternen, diese stille Mitternacht — diese Straße da sollen Zeugen sein —“ Und sie: — „Ja! Ja! Hier meine Hand und mein Herz, fühl' meinen klopfenden Busen, Himmel und Erde seien Zeugen, dass du mein bist, dass ich dein bin, dass ich dir unveränderlich getreu, still und einsam deiner harren will, und wenn's zehn und zwanzig Jahre dauern, wenn unser Haar drüber grau werden sollte, dass mich kein männlicher Finger berühren, mein Herz immer bei dir sein, mein Mund dich im Schlaf küssen soll, bis“ — hier erstickten ihr die Thränen alle Worte — „— — Es muss, es muss doch sein!“ Dann noch einen, einen einzigen Kuss, aber einen, wie's in meinem Leben der erste und der letzte war: „Leb' wohl! Leb' wohl! Vergiss mein nicht!“ — „Nein gewiss nicht, nie, in Ewigkeit nicht!“ — Sie geht — — „Zwei kleine Sterne gegen Mittag sah ich, wie mir's däuchte, so nahe beisammen, als wenn sie sich küssen wollten, und der Himmel schien mir voll liebender Wehmuth zu sein. —“

Ännchen ist fort. Noch einen letzten Gruß, noch eine letzte Thräne, und dann den Blick vorwärts, in die neue, unbekannte Welt hinein, und die Welt ist auch nach Trennung und Abschied noch schön. Diese weiten Ebenen, Felder und Fluren — wie groß die Welt ist! Die Ahnung der Unendlichkeit dämmert in ihm. Er wandert mit einem Landsmann, der dem Vater versprochen, für jung Uli einen Herrn zu suchen. Dieser Herr ist ein preußischer Werbeofficier in der guten Stadt Schaffhausen am Bodensee, und diesem Herrn wird der gute Junge aus dem Tockenburg für den Soldatenkönig von Potsdam verkauft.

Lieutenant Markoni ist ein lustiger Herr. Er liebt guten Wein und schöne Frauen, Lustfahrt und Masteraden; er wirft Händevoll Geld — wohlgemerkt, königlich preußisches Werbegeld — auf die Straße. Er zecht und jagt, küsst und schwelgt; und Ulrich lebt das alles mit, und weiß gar nicht, was er eigentlich lebt. Es ist ein Schlaraffenleben! Ein Tag wie der andere: Fest und Freuden, und er denkt, das muss immer so währen. Er ist ein hübscher Bursche, und sein guter Herr kann ihn wohl leiden, und manch ein rothwangiges Mädchen wird traurig und bleich, denn Uli trägt sein Ännchen vom Tockenburg gar treu im Herzen Über sein gutes Leben vergisst er fast, dass um ihn eine schöne, sonnige Welt ist: in der Ferne die Berge, zu seinen Füßen der helle wogende Bodensee. Da steht er einmal am Rheinfall, und da lässt er sich die Größe der Natur wieder so recht in die Seele donnern: — „Ich hatte mir's wie so viele ganz anders, aber so furchtbar majestätisch nie eingebildet. Was ich mir da für ein kleinwinziges Ding schien! Nach einem stundenlangen Anstaunen kehrt' ich ordentlich beschämt nachhaus. —“

Ebenso erschüttert fühlt er sich einmal durch die Größe des Menschenwerks. Er kommt nach Straßburg und sieht dort den Münster: „die erste Kirche, bei deren Anblick ich nicht lächeln musste, wenn man sie einen Tempel nannte —“ aus solchem Munde gewiss ein merkwürdiges Wort. Dieser Mann trug das Gefühl für Größe, das Verständnis für Größe in seiner Seele: wer mit offenen Augen und offenem Geiste in den Alpen lebt, dem kann wohl manches klein erscheinen, was andere als groß und prächtig bestaunen. Dort ist die große Natur der Maßstab für Größe.

Doch die herrliche Zeit geht zu Ende. Dem lustigen Herrn Markoni ist des Königs Geld aus den Taschen geflogen und sie werden ihm von den Berliner Sparern nicht wieder gefüllt.

Uli muſs ſeinen guten Herrn und ſein glückliches Leben verlaſſen. Er iſt noch immer ahnungslos, noch immer der ehrliche gläubige Junge. Es geht nach Berlin, und noch dazu wird zu Fuße marſchiert, eine mühſelige Reiſe.

Endlich kommt er an, und er findet nicht Worte, um die Größe und Herrlichkeit der preußiſchen Hauptſtadt zu ſchildern. Berlin verwirrt ihn. Dieſe Häuſermaſſen erdrücken ihn; er kann ſich in dieſem Menſchenwirrwarr nicht finden, und alles Soldaten — alles Soldaten! Er will zu ſeinem guten Herrn Markoni, und man führt ihn in die Kaſerne. Und nun kommt es heraus! Du armer gefangener Vogel, es hilft dir nichts, du haſt deine ſchöne Freiheit verloren! Halte ſtill! Dein angſtvolles Flattern hilft dir nichts, du biſt in einem Käfig! — —

Man zwängt ihn in eine Uniform, ſtößt ihm die Muskete in den Arm, er muſs den Fahneneid ſchwören, und dann marſch hinaus aufs Feld! und exerciert — exerciert — exerciert, bis er halbtodt in dem Sande zuſammenbricht. Aber der Corporal gibt ihm einen Fußtritt, und wieder exerciert — exerciert — exerciert. Es geht ihm recht ſchlecht, unſerem Uli. Er will fliehen, Tag und Nacht denkt er's und grübelt er's: fliehen! fliehen! frei ſein — frei! Aber er ſieht andere, die wie er gedacht, und die gethan, was ſie dachten. Er ſieht ſie durch die Straßen Spießruthen laufen, bis das Fleiſch in Fetzen vom Leibe herabhängt — und er bleibt.

Es ward endlich Krieg. Preußens Heere zogen aus in die Schlacht, und auch jung Ulrich zog mit, um „für Gott, König und Vaterland" ſein Leben in die Schanze zu ſchlagen. Er dachte freilich bei ſich: was gehen mich eure Kriege an? — Aber es kommt zur Schlacht; und als Uli ſich einmal an Kanonendonner und Kartätſchenhagel gewöhnt hat, vergiſst er, daſs er ein Schweizer iſt, und kämpft muthig für das preußiſche Vaterland mit. Das heißt: er ſchießt ſeine Muskete ab in die Luft, bis der Büchſenlauf glüht. Er blickt um ſich, und ſieht Niedergeſchoſſene, Zuſammengehauene, Sterbende, Todte — ein blutiges, furchtbares, ein entſetzliches Schlachtfeld! Menſchen zu Beſtien geworden, Menſchen ſcharenweiſe niedergemetzelt, mit Büchſenkolben die Gehirne eingeſchlagen, von den Hufen der Pferde zertreten, Stöhnen und Sterbegewimmer, Jauchzen, Siegesgeſchrei, Pulverdampf, Kanonengedonner, Trommelgewirbel, und überall Leichen und Blut!

Ulrich packt das Entſetzen — er entflieht —

Heimkehr! Heimkehr!

Der müde Wanderer ſteht auf der Berghöh', zu ſeinen Füßen das Heimatsthal mit dem Kirchthurm ſeines Dorfes; vor ihm die Heimatsberge, heute ſchöner, erhabener, wunderbarer, als er ſie jemals geſehen.

Uli ſteht und ſieht, und das Herz geht ihm auf, und die Augen gehen ihm über, und über ſeine Berge ſcheint ſich ein verhüllender Schleier zu legen — ſeine Thränen. Dann eilt er den Hügel hinunter, und lobt ſchon das ſelige Wiederſehen mit Eltern und — Änuchen — Änuchen, die er niemals vergeſſen. Vor dem Dorfe begegnet ihm ein Mann, dieſer erkennt ihn und erzählt ihm: ſein Änuchen ſei zur Dirne geworden. Die holde Mädchenknoſpe, die Uli kaum mit dem Hauch ſeines Mundes zu berühren gewagt hatte, war von einer anderen Hand gebrochen, und die junge Blüte war darüber verwelkt. Änuchen, ſein Änuchen eine Dirne!! Das geht dem Burſchen ins Herz. Er fühlt den Schmerz in ſeiner Seele, aber das Wort, das er gehört, erſtickt alle Liebe. — Änuchen iſt für ihn eine Todte.

Die Geſchwiſter kennen den braunen, bärtigen Geſellen nicht, ſelbſt

dem Mutterauge ist er ein Fremder geworden. Er mußte es der vergrämten, alten Frau zurufen: ich bin ja dein Sohn!

Er findet bitt're Noth. Die Zeiten sind nicht besser, aber die Schuldenlast schwerer und schwerer. Sein Vater ist ein alter Mann geworden, nicht durch die Jahre, sondern durch die Sorge um das tägliche Brot. Uli arbeitet für Eltern und Geschwister, und er arbeitet anders als damals, wo ihm die Sehnsucht nach der Freiheit der Berghöh' das Mark in den Gliedern aufgelöst. Er arbeitet wie ein kräftiger Mann, aber der eine kann nicht schaffen für alle, und es wird um nichts besser. Der Vater will, Uli soll heiraten, eine „Reiche", das würde ihnen aus aller Noth helfen, aus allem Elend. Uli ist in den preußischen Jahren der stattliche Bursche geblieben und den blöden Jungen von damals hat die Soldatenzeit zu einem anderen gemacht. Er gefällt den Mädchen seines Dorfes gar wohl, und die Mädchen gefallen dem Burschen. Von einem Mädchen erzählt er, das habe ihn so herzlich geliebt, aber er liebte es nicht wieder. Darüber brach dem Mädchen das Herz und es starb. Noch eine andere traurige Frauengestalt geht still und bleich an Ulis innerem Gesichte vorüber. Käthchen war weiß und roth, wie Milch und Blut, ein schönes, liebliches Kind. Ulrich erzählt uns viel von ihr und wir erkennen in dieser anmuthigen, später so ernsten Gestalt ein Gretchen. Auf einer Wanderung bei einem fröhlichen Feste lernt Uli sie kennen, und Käthchen ist ihm gut, und er ist's ihr auch. Er bleibt weltvergessen ganze Tage in dem fremden Dorfe und sie kommt alle Tage zu ihm und bringt ihr kleines Schwesterchen mit, und die dreie leben ein wundersames, glückseliges Leben zusammen, einen jener Träume, wie ihn das Leben nicht oft hat. Endlich reißt er sich los, er trennt sich von ihr, und Käthchen geht von ihm so rein und gut, wie sie zu ihm gekommen.

Uli ist schon lange verheiratet und er ist kein allzuglücklicher Mann. Da kommt er eines Abends auf einer Geschäftsreise durch das Gebirge in ein Wirtshaus, wo er niemals gewesen. Die Wirtin ist eine stille, traurige Frau, sehr still, sehr traurig, und die Bleiche ist Käthchen. Er erkennt sie, und sie ihn. Und in der einsamen Nacht sitzen die beiden Menschen zusammen, und sie erzählt dem Jugendgeliebten ihre Geschichte, und der ernste Mann weint, und wie er am Morgen weiter zieht, küßt ihn die bleiche, traurige Frau, und er geht, und sie haben nie mehr von einander gehört.

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Todtenlieder aus dem Volke.

Mitgetheilt von Karl Filber.*)

I.

Muſs ich denn allein davon,
Und weiß nicht, welche Straßen,
Ins Grab bin ich gerichtet schon,
Die Welt muſs ich verlaſſen;
Ich mach' ein' Reiſ',
Die niemand weiß,
Gott weiß, wie mir's wird gehen,
Herr Jesu Christ,
Mein' Zuflucht biſt,
Mir tröstlich woll'ſt beistehen.

Von Tag zu Tag
Mehrt ſich mein' Plag',
Der Tod dringt mir zu Herzen,
Ach Weh, ach Leid,
Ach Bitterkeit,
Was leide ich für Schmerzen.
Der Todtenschweiß
Macht mir gar heiß,
All' Glieder mir erkalten.
Wer iſt da, der mir helfen kann?
Mein, laſst mich all' ermatten.

Ihr, meine Freund',
Die lieb mir ſeind,
Von euch muſs ich abſcheiden,
Gedenket mein,
Wann ich werd' ſein
Vielleicht dort in den Leiden;
Wann ich werd' ſein
In großer Pein,
Thut fleißig für mich beten.
Ihr werd't den Lohn
Bekommen ſchon,
Wann ihr mich werd't erretten.

Behüt' euch Gott,
Ihr, meine Freund',
Mein' Nachbarn und Bekannten,
Zumal ſogar
Das Hausgeſind'
Und alle Blutsverwandten.
Hab ich euch Unrecht auch gethan,
Ach thut mir doch vergeben,
Denkt nicht mehr dran,
Was ich gethan,
Wünſcht mir das ew'ge Leben.
Die hier allda beiſammen ſein,
Und mir das G'leit thun geben,
Mein' Freundſchaft und Geſchwiſter,
Mein Vater und Mutter eben,
Hab' ich euch auch etwas Leids gethan,
Ach thut's mir doch verzeihen,
Bet't all' für mich,
Glaubt ſicherlich,
Gott wird euch Gnad' verleihen.

Ich nimm Urlaub von euch allhier,
Ihr Alten und auch Jungen,
Der Tod hat g'wart't vor meiner Thür,
Bis er mich hat bekommen.
Von allen g'liebten Freunden mein,
Die ich jetzund verlaſſe,
Macht euch bereit,
Gebt mir das G'leit,
Auf meiner Ruheſtraße.

II.

Ich geh' herum in weiter Welt,
Such' meinen Raub zuſammen
Und nimm hinweg, was mir gefällt,
Sei hoch und niederen Stammen,
Auch Jung und Alt,
Von ſchöner Geſtalt,
Laſs niemals mich erweichen,
Der reichſte Mann,
Der Bettler dann,
Iſt alles meinesgleichen.

Mein Bauersmann, laſs von dem Pflug!
Komm mit, wir wollen wandern,
Ich will dir eilends ſchaffen Ruh',
Die Arbeit laſs ein' anderen.
Haſt ſoviel Tag'
Mit großer Plag'
Dein' Lebenszeit gefunden,
Für deinen Schweiß
Im Paradeis
Wird dir ein Kranz gewunden.

Was ſtehſt, mein' Jungfrau, pflanzeſt dich,
Ich will dich gleich erſchlaffen,
Die du geputzet, bald vor mich,
Ich brauch' kein' rothe Maſchen.

*) Siehe „Heimgarten" IV. Jahrg., Seite 124 und „Heimgarten" XIII. Jahrg., Seite 184.

Komm mit ins Grab,
Alldort ich hab'
Verborgen Kröt' und Schlangen,
Die werden dich,
Glaub' sicherlich,
Bezieren nach Verlangen.

Ach, weich' von mir, ergrimmter Mann,
Es ist kein' Zeit zum Sterben,
Du trifft wohl Alt' in Kummer an,
Die schier vor Angst verderben.
Sieh doch von eh',
Wie ich jetzt steh',
In blühend jungen Jahren,
Wie roth mein Mund
Und soll jetzund
Den strengen Tod erfahren.

Was weinest du, mein kleines Kind,
Und kannst mit Ruh nicht schlafen,
Komm nur mit mir, will dir geschwind
Ein' sichern Frieden schaffen,
Obschon da schreit
Vor aller Leut'
Dein' Mutter voller Schmerzen,
Zu keiner Zeit
Barmherzigkeit
Gib ich betrübten Herzen.

Was machst du, Reicher, zahlest Geld,
Ich brauch keine Ducaten,
Der Ort, der ist für dich bestellt,
Ist voller Würm' und Maden.
Leg' ab die Sorg',
Kein' Stund' ich borg,
Die Wohnung steht schon offen.
Die Zeit ist aus,
Mußt aus dem Haus,
Das Los hat dich getroffen.

Ach weh', ach Gott, grausamer Tod,
Was willst mit mir anheben,
Was zwingest mich mit solcher Noth?
Laß mich ein' Zeit noch leben.
Muß ich denn nun in bester Blüh'
Gleich jetzt mein Leben lassen,
Urplötzlich bald,
Durch dein' Gewalt
Geh'n eine fremde Straßen.

Komm her, Soldat, mein Kamerad,
Der Feldzug ist vorüber,
Bei mir ist kein Pardon noch Gnad',
Ich schieß' mit Pest und Fieber.
Dein' Tapferkeit macht mir kein' Freud',
Des stärksten Riesen Glieder
Reiß' ich voll Gram
Auf einmal z'samm',
Mein' G'walt schlägt alles nieder.

Scher' dich heraus, Tod, aus dem Haus,
Du sollst mich nicht genieren,
Dein Pfeil macht mir gar keinen Graus,
Will gleich mit dir marschieren.
Ich bin viel Jahr' in Lebensg'fahr
Vor einem Feind gestanden,
Vor meiner Faust
Hat vielen 'graust,
Du machst mich nicht zu schanden.

O, mein Soldat, dein Disputat
Wird mich da nicht aufhalten,
Du mußt mit mir,
Ich nehme hier
Die Jungen wie die Alten.
Du mußt mit mir, hilft nichts dafür,
Die Uhr ist ausgeloffen,
Eine andere Beut',
Eine größere Freud'
Hast du ewiglich zu hoffen.

Was machst du denn, mein Edelmann,
Allhier in deinem Garten,
Ergötzest dich ganz sanftiglich
An Blümlein aller Arten.
Komm' auch mit, ich warte dir,
Kein' Stund' thu' ich verschonen,
Seh' gar nicht an des Königs Thron,
Des größten Kaisers Kronen.

Ich bin's, der alles Leben end't,
Drum fürcht't euch all zusammen,
Mein Urtheil ist schnell und behend,
Wo ich thu' heut nicht kommen,
So komm ich morgen ganz gewiß,
Du kannst dich drauf verlassen.
Thu' Buß' noch heut',
Es möcht's die Zeit
Hiefür nicht mehr zulassen.

Darum, o Mensch, sei stets bereit,
Thu dich zu Gott erheben,
Du bist kein' Stund' von mir befreit,
Ich nimm allen das Leben.
Wenn ich dann komm',
So reiß ich nun
Den Mann von besten Jahren
Und thu alsbald
Mit großer G'walt
Mit ihm in d' Erden fahren.

Wenn dann herkommt die letzte Zeit,
Daß gleich dein' Seel' soll scheiden,
Jesus, Maria, alle beid'
Wird dich mit großer Freuden
Begleiten in das Paradeis,
Den Höllenhund verjagen,
Der dir sonst machen würde heiß
Und bringen in Verzagen.

Hass.

Eine Betrachtung von P. K. Rosegger.

Auf der Stirn unserer sonst vom Glücke sehr begünstigten Zeit steht das Kainszeichen des öffentlichen Hasses. Der Hass ist jene Thierpfote, die am Menschen, durch Erziehung und Sitte stets abgestutzt, immer wieder von neuem hervorwächst. Man suchte sonst diese Pfote möglichst zu verdecken, man schämte sich ihrer; heute ist es anders geworden. Der Hass ist, wenn schon nicht eine Tugend, so doch fast eine Modesache geworden. Nicht bloß der Hass gegen Feinde, auch der Hass gegen Genossen, nicht bloß der Hass gegen fremde Völker, auch der gegen Stammesbrüder wird verkündet im Parlamente, wird gepredigt in der Presse, wird genährt in den Parteien, wie man eine Bestie nährt im Käfig. Die Bestie schnaubt und rüttelt an den zarten Käfigspangen der Bildung — gebt acht! Nächstens soll der Hass auch eingeführt werden in die Schule, und selbst vom Dichter wird verlangt, dass er Rachelieder brülle, und nicht bloß die Laute, sondern auch die Leute schlage. Wer sanftmüthig ist, der wird roh angefasst, wer nicht hassen kann, der wird gehasst. Also hasst man selbst die Weihnachts- und die Osterglocken, weil ihr Erz nicht Kanone ist. Es ist eine hässliche Zeit!

Es geht die Meinung um, dass der Hass etwas Tüchtiges, Männliches, Muthvolles, ja sogar, dass er etwas der Ehre, dem Patriotismus oder Nationalismus Angehöriges sei, dass es zum öffentlichen Gewissen gehöre, die Gegner glühend zu hassen, eine erfahrene Unbill stramm zu rächen.

Der Hass ist ein angeborenes, durchaus natürliches Gefühl, aber er ist dem Einzelnen wie dem Ganzen, dem Hasser, wie dem Gehassten gefährlich. Er ist deshalb zu bekämpfen, wie ja schon so vieles Natürliche, Thierische in uns bekämpft und besiegt worden ist. Niedrigen Völkerschaften ist es ganz natürlich, dass Kinder ihre Eltern auffessen; wer weiß denn, ob die Urstämme, von denen wir abstammen, nicht auch einmal dieselbe Liebhaberei getrieben haben? Wenn der Mensch sich abgewöhnen kann, seine Mitmenschen körperlich zu verspeisen, so wird er sich auch abgewöhnen können, sie moralisch zu verzehren.

Wenn wir an der Hand eines italienischen Denkers*), zu eigenem Denken angeregt, einen Spaziergang machen durch die Welt des Hasses, so werden wir den Hass allmählich sehr hässlich finden. „Der Hass", sagt Mantegazza, „verhält sich zur Liebe wie der Schmerz zur Lust. Lust erzeugt Liebe, und Schmerz erzeugt Hass. Und umgekehrt. Wer dir also einen Schmerz verursacht, den musst du hassen, so will es die thierische Natur, und wen du hassest, dem willst du einen Schmerz verursachen. Der Hass ist nämlich der Drang in uns, jemanden, der unserem Wohlsein zuwider ist, von uns zu entfernen, ihn dafür zu strafen und ihm zu schaden.

Indem wir einige Gattungen des Hasses schattenhaft an uns vorübergleiten lassen wollen, erblicken wir zuerst den Zwitterhass. So wie es Empfindungen gibt, in welchen Lust

*) Paul Mantegazza: „Die Physiologie des Hasses." Ins Deutsche übersetzt von A. Teuscher. Jena 1889. Hermann Costenoble.

und Schmerz gemiſcht iſt, ebenſo gibt es ſolche, die ein Gemiſch von Liebe und Haſs ſind. „Aus Liebe jemanden freſſen mögen", ſagt das Volkswort. In manchem Menſchen ſchlummert der Hang, gerade einer geliebten Perſon bisweilen etwas Leides zu thun.

Der Grade des Haſſes ſind ja unzählige. Daſs der Haſs durchaus nicht ſo unbedingt wild und unbezähmbar auftritt, beweiſen die verſchiedenen Grade des Haſſes bei verſchiedenen Perſonen in einer und derſelben Sache. Von dreien Menſchen wird jedem z. B. ein Pferd geſtohlen: der eine erjagt den Räuber und tödtet ihn; der andere ſitzt in ſeinem Lehnſtuhl und lieſt mit großem Gleichmuth in der Zeitung, daſs der Dieb ergriffen und auf drei Monate lang eingeſperrt wurde. Der dritte, wenn er den Schuldigen entdeckt hat, hält ihm eine Predigt über die Schmach zu ſtehlen und entläſst ihn zufrieden. Und wie verſchieden iſt der Haſs in einer und derſelben Perſon gegen verſchiedene Feinde! Als vor kurzem in mein Sommerhaus eingebrochen und mir dadurch ein weſentlicher Schaden zugefügt wurde, empfand ich keinen beſonderen Haſs, der Dieb ſuchte nach Brot, nach warmer Kleidung für den Winter, er war hungrig, er fror. Wie mich aber zur ſelben Zeit ein gewiſſenloſer Parteimenſch in der frechſten und zugleich feigſten Weiſe öffentlich verleumdet hatte, da fühlte ich einen flammenden Haſs, wie man das Schurkiſche haſst. Doch es gelang mir, das häſsliche Gefühl zu beſiegen und es gieng vorüber. Vielleicht iſt's Überhebung, wenn ich glaube, ſtark genug zu ſein, ſelbſt meinem größten Feinde die Hand zu reichen, ſollte er ihrer bedürfen zu ſeiner Rettung in höchſter Noth. Wenigſtens übe ich mich im Wunſche: es zu können.

Andererſeits gibt es einen Grad von Haſs, der einer Beleidigung wegen nicht allein den Beleidiger, ſondern auch deſſen Familie, ja deſſen ganzes Volk vernichten könnte, ſogar, daſs der Beleidigte fähig iſt, ſeine eigene Familie, ſeine Ehre, alles, was er beſitzt und erſtrebt, endlich vielleicht ſich ſelbſt aufzuopfern, um ſich zu rächen. Dem gegenüber kenne ich edle, wohlwollende Menſchen, die unter der größten Beleidigung nur ſtill vor ſich hinweinen, in deren Sanftmuth das ſchwerſte Leid und erfahrene Unrecht bald verliſcht und vergeſſen iſt. Dieſe großmüthigen, erhabenen Charaktere ſind wohl ein Beweis, daſs es ſchon gelungen iſt, die Klaue des Tigers oder der Hyäne im Menſchen ganz verkümmern zu laſſen, daſs hingegen in ihm die Kraft geweckt wurde, die zarte weiße Bruderhand hinzuhalten zur Vergebung. Um in dieſer Welt des beſtändigen Streites von jedem Groll frei zu bleiben, muſs man einen diamantenen Charakter haben, den ätzende Gifte nicht anzugreifen vermögen. Den Feind nicht zu haſſen, das iſt die denkbar größte Heldenhaftigkeit: den Feind zu lieben, iſt nicht mehr menſchlich, das iſt göttlich. Und keine herrlichere Rache kenne ich, als dem Feinde Gutes zu thun.

Wie ſteht es mit dem Haſſe gegen die eigene Perſon? Sich ſelbſt kann der Menſch nicht haſſen, wohl aber ſeine eigenen Fehler, eine begangene That, was wir dann Reue nennen. Unrecht hätten jene, welche den Selbſtmord als eine That des Haſſes gegen ſich ſelbſt anſehen wollten; eher kann er eine Art von Rache gegen andere ſein. Beſſer bezeichnen wir den Selbſtmord als eine That niedriger Eigenliebe, wir wollen uns durch ihn von Schmerz befreien, vor Schmerz bewahren. Mancher hat aus dieſem Grunde, nämlich um von Noth und Leid zu befreien, ſeinen liebſten Menſchen getödtet.

Ein entfernter Blutsverwandter des Haſſes iſt der Neid. Dieſer blaſſe Geſelle iſt der Schmerz der unabſichtlich verletzten Eigenliebe. Die armen Neidiſchen ſind boshaft, aber ſelten ſtarke Haſſer, ſie kranken an Habgier,

Hoffahrt, Übelwollen. Der Hafs kehrt sich gegen das, was er für böser hält, als der Hassende es ist, der Neid gegen das, was besser ist, höher, geachteter, reicher als er. Der lachende Philosoph Weber vergleicht den Neidischen mit einem Silhouettenmacher: zuerst verkleinert er, dann schwärzt er an. Und den Neidischen müsste Gott zur ewigen Strafe in den Himmel aufnehmen, weil die Freuden der Auserwählten ihm solchen zur Hölle machen würden. In der That, es gibt keinen ärmeren Schlucker als den Neidischen, ihm wird zum nagenden Leide, was andere erfreut; tausend oft ganz unbedeutende Dinge beleidigen ihn jeden Tag und er kann seinen Schmerz, seine Verzweiflung niemandem mittheilen, wenn er nicht als der armselige Gauch, der er ist, erkannt werden will. Wie reich, wie mächtig, wie glücklich, wie groß ist doch der, welcher die Fähigkeit besitzt, sich an dem Reichthum, der Macht, dem Glück, der Größe anderer zu erfreuen! Wahrlich, wenn jemand zu beneiden ist auf Erden, so ist es der, welcher niemanden beneidet.

Mannigfaltig ist der Hafs in verschiedenen Lebensaltern.

So wie der Mensch in jedem Lebensalter etwas anderes liebt, so hafst er auch in jedem Lebensalter etwas anderes. Nehmt — sagt unser Denker — dem Kinde das Naschwerk, dem Knaben den Ball, dem Jüngling die Geliebte, dem Manne die Ehre, dem Alten das Geld, so werdet ihr euch die reichsten Quellen des Hasses eröffnet haben. Das Kind ist ganz Bauch, der Knabe ganz Spiel, der Jüngling ganz Liebe, der Mann ganz Stolz, der Greis ganz Habsucht.

Ebenso verschieden ist der Hafs in den Geschlechtern. Der Mann hafst nicht so schnell, aber beständiger, als das Weib, weil bei ihm auch ein Schmerz tiefer und anhaltender wirkt. Das Weib ist rascher im Hasse wie in der Liebe, im Schmerze wie in der Lust. Manche will mitten in der größten Liebe, in der höchsten Lust gerne einmal ein wenig misshandelt sein und eine Feinschmeckerin mischt sich die Liebe oft mit ein bisschen Hafs; sie muss einen Augenblick hassen, um dann wieder desto glühender lieben zu können. Doch gibt es eher Frauen als Männer, welche des Hasses ganz unfähig sind. Mancher Mann glaubt grundsätzlich hassen zu müssen, er will roh sein, damit er muthig erscheine, und meidet es, sanftmüthig zu sein, weil er fürchtet, für feige gehalten zu werden. Auch gibt es Männer, bei denen das Bedürfnis zu hassen so groß ist, dass, wenn sie keinen Feind haben, sich einen solchen mit aller Umständlichkeit machen, bloß um jemand hassen zu können. Man liebt den Hafs und hafst die Liebe. Ein gewaltiger Hasser kann gefährlich werden für ganze Völker, weil alles Hassende sich ihm leicht anschließt und er also den zerstreuten Hafs von Millionen zu einem vereinigten, elementar gewaltigen macht.

Zum Glück ist als beschützender Gegensatz in den meisten Menschen das heiße Bedürfnis immer jemand zu lieben vorhanden, ist es ein Würdiger nicht, so kann es auch ein Unwürdiger sein. Aber ganz nebenbei und insgeheim müssen sie auch wen hassen. Findet sich ein solcher nicht, so werden sie jahrelang nur lieben, wenn sie doch endlich einen finden, denselben um so heftiger hassen, als sie des Hasses lange entbehren mussten. Würde dieses Hafsbedürfnis, so klein es auch sein möge, nicht manchmal sich entladen können, so müsste es allmählich die Liebe vergiften. Mancher füttert den Hafs künstlich, wendet allerlei Mittel an, um ihn lebendig zu erhalten. Er ruft die Beleidigung sich ins Gedächtnis zurück, er hält das Bild des Beleidigers sich vor Augen, sogar recht oft ihn zu sehen trachtet er und schwelgt in der Wollust des Hasses.

Den größten persönlichen Hafs finden wir bei Nebenbuhlern in der Liebe.

Dieſes Feuer iſt ſo wild, daſs es eine Welt in Brand ſtecken könnte. Der Haſs zwiſchen Völkern iſt durch einen einzigen blutigen Krieg zu dämpfen, aller Groll bleibt auf dem Schlachtfelde zurück. Der Haſs des Buhlers iſt unauslöſchlich. Nachſichtig iſt das Gericht, wenn ein betrogener Ehegatte ſeinen auf der That ertappten Nebenbuhler ermordet. So furchtbar an ſeiner treuloſen Frau wird ſich aber ſelten jemand rächen, als jener Ehemann, der nach entdecktem Ehebruch mit ſeiner Frau zuſammenblieb, nach jeder Zärtlichkeit ihr aber ein Fünf-Guldenſtück auf den Nachttiſch legte. Eine ſolche Rache kann das Gericht nicht beſtrafen, und doch iſt ſie die zermalmendſte, die ſich denken läſst.

Eine leichte Äußerung des Haſſes oder Zornes iſt das Schimpfen oder Fluchen. Um den Beleidiger wieder zu beleidigen, heißt man ihn einen Eſel oder ein Schwein oder einen Ochſen, um zu ſagen, daſs er ein Dummkopf oder ein Wüſtling ſei, oder an ſeiner Geſchlechtskraft gemaßregelt worden wäre. Wenn der Beſchimpfte der Klügere iſt und ſchweigt, ſo iſt die Sache gewöhnlich abgethan. In Fluchen und Gotteslästern ſind die Südländer Meiſter, die Nordländer fluchen häufig nur zur ſcharfen Bethätigung der Sprachwerkzeuge, und um Zunge und Gaumen tüchtig anzuſtrengen, wählen ſie Worte, in welchen möglichſt viele „r" vorkommen. Ein Krruzi-Krreuz-Sakerrrment beſchäftigt mehr die Zunge als das Gemüth. Ernſter gemeint mag es ſein, wenn der Pole flucht: „Hundeſohn, leer ſei dein Neſt und dein Magen!" oder der Ruthene: „Koche deinen Großvater!"

Während der Haſs zum Theile in unſerer Macht liegt, iſt Zuneigung und Abneigung unwillkürlich. Wenn ein Mann und ein Weib gegenſeitig ſich mit Wohlgefallen anblicken, ſo vermählen ſie ſich mit den Augen und können in ſolchem Augenblicke geiſtig ſich befruchten. Der Blick des Haſſes vermag ebenſo geiſtig zu verwunden, zu tödten.

Zwiſchen Künſtlern einer gleichen oder verwandten Kunſt pflegt anſtatt Zuneigung die Abneigung vorzuherrſchen. Wenn wir in den Seelen Michelangelos und Rafaels hätten leſen können, welch ein Meer von Antipathie mag in beiden Männern gegeneinander gewüthet haben! Wir wiſſen nichts davon. Sie waren entweder ſo heldenhaft, den Neid, den Haſs zu bezähmen, oder ſo göttlich, die Beſtien gar nicht empfunden zu haben. Eben ſolche Helden oder Götter waren Schiller und Goethe. Unſere kleinen Künſtler- und Dichterſeelen geben ſich gar keine Mühe, die abſcheulichen Thierpfoten zu verbergen und ihr Pfuſtern und Kratzen gegen einander wird oft zur Beluſtigung der Menge, vor der ſie doch ſtets in der würdigen Toga des Gottesgnadenthums daſtehen möchten und ſollten.

Eine Form uneingedämmten, ſozuſagen volksrechtlichen Haſſes iſt die Blutrache, die bei vielen halbwilden Völkern heute noch beſteht. Sie wird als heilig und als religiöſe Pflicht betrachtet. Die Mexikaner ſchreiben ſich das Recht zu, die zum Tode verdammten Verbrecher ihren Göttern zu opfern. Wir ſind doch weiter. Wenn unſere heilige Meſſe auch das Symbol eines blutigen Opfers iſt, ſo verlangt doch das Chriſtenthum, Böſes mit Gutem zu vergelten. Alle Menſchen zu lieben, darin liegt die Göttlichkeit des Chriſtenthums, und wer dem Haſſe nicht entſagen kann, der hat nie und nimmer das Recht, ſich Chriſt zu nennen.

Verſchiedene Raſſen haſſen verſchieden. Ich ſtehle dem Auſtralier ſeinen Hund, er wird raſend; ich ſchneide dem Chineſen den Zopf ab, er wird raſend; ich ſage dem Deutſchen, daſs Roſſini größer ſei als Wagner, er wird raſend. Was geſchieht? Der Auſtralier tödtet mich, der Chineſe ſpuckt mir ins Geſicht, der Deutſche

schreibt gegen mich einen beschimpfenden Zeitungsartikel. Je ungebildeter eine Rasse ist, desto wilder und grausamer hasst sie. In Europa das grausamste Volk sind die Spanier, aber auch das feigste; in Europa das sanfteste Volk sind die Deutschen, aber auch das muthigste. Im persönlichen Hasse ist es ebenso; je ungebildeter, thierischer, desto roher, rücksichtsloser, boshafter und feiger. Der Völker- und Rassenhass, vor dem uns Gott behüte! ist ebenso natürlich und thierisch und so unsittlich, wie rücksichtslose Ichsucht und persönlicher Hass, wie das gewissenlose Bestreben, zu eigenem Vortheile den Mitmenschen zu schädigen. Was im kleinen und einzelnen ein Laster ist, wird im großen und allgemeinen keine Tugend!

In meinem Tagebuche finde ich die folgenden Zeilen:

„Nicht Misswachs und nicht Pest,
Nur tiefer Frieden lebt,
Und Friedenssehnsucht webt
Und bangt in Ost und West.
Und doch die rohe Zeit
Und doch die heiße Gier
Nach Missethat und Streit,
Und doch das wilde Thier! —
Am dunklen Himmelssaal
Ein einz'ger Stern noch stand
Als letztes Ideal:
Die Lieb' zum Vaterland.
Sie strebten auf zu ihm,
Als zu der Liebe Bahn,
Und zündeten an ihm
Des Hasses Fackel an."

Eine weitere Form des Hasses ist das Duell. Auch dieses kommt nur bei Halbwilden vor, es vereinigt in sich die Rachgier der Wilden und die Heuchelei der Civilisation. Man hat das Duell entschuldigen wollen als eine schmerzliche Nothwendigkeit, die uns aber vor noch größerem Übel bewahrt. Damit ist das Duell auf die gleiche Höhe gestellt mit der Prostitution. Meinen heranwachsenden Söhnen werde ich sagen: „Hütet euch vor der Prostitution der Liebe!" Aber nicht minder warnen werde ich sie vor der Prostitution der Ehre. Wozu die freie Menschenstirn brandmarken mit dem offenbaren Kainszeichen der Bruderrempelei! Sie sollen sich stählen für die Stunde der Gefahr; sie sollen sich üben im Muthe, die Wahrheit zu bekennen, in der Ritterlichkeit, das Recht zu hüten, in der Tapferkeit, dem Feinde zu verzeihen. Wenn sie das können, dann sind sie Mannes genug.

Die schrecklichste Form des Hasses ist der Krieg. Die Folge langjähriger, oft ja zumeist künstlich erzeugter Abneigung zwischen Völkern ist der Krieg. Noch heute im hellen Lichte der Gesittung verlässt der Mann sein Weib, seine Kinder schutzlos, um fremde Menschen, die ihm nichts gethan haben, umzubringen. Die Religion weiht die Waffen und die Fürsten kühlen mit dem Blute der Völker ihren persönlichen Groll. Der Hass des Soldaten gegen den Feind ist kein natürlicher, sondern ein künstlicher, um so furchtbarer die Verantwortung derer, die ihn erzeugen und nähren!

Es gelingt oft lange Zeit, im Einzelnen sowie in Völkern den Hass zu bezähmen, zu verdecken, als wäre er gar nicht mehr vorhanden in der menschlichen Natur. Plötzlich bricht er wieder hervor in seiner Ursprünglichkeit, wie beim wüthenden Thiere. Doch, die Zwischenräume der Verträglichkeit werden immer länger und die Katastrophen der Rache gehen rascher vorüber als einst. Auch sind wir trotz mancherlei so weit, dass niemand gern zugibt, er hasse; man behauptet bloß, seinen Feind zu verachten, weil das edelmüthiger, erhabener klingt. Des Hasses schämt man sich doch ein wenig. Man wird sich in einsamen Stunden auch der Verheerungen bewusst, die der Hass in unserem Herzen anrichtet, er liegt — sagt Goethe, wie ein Grabstein schwer auf unseren Freuden. All das sind Anzeichen, dass wir durch zunehmende Erkenntniss den Hass immer mehr hassen werden, dass wir demnach auf dem rechten Weg zum Reiche Gottes sind.

Schon heute pflegt der Rachedurſt der meiſten Menſchen ſich damit zu begnügen, den Gegner zu beſchimpfen, ein biſschen zu verleumden, aber beileibe nicht ſo ungeſchickt, daſs man deswegen eingeſperrt werden könnte. Doch ſelbſt gegen dieſe Art der Rache wehrt ſich der Anſtändige, und — abgeſehen von einzelnen Epochen der Roheit, wie die gegenwärtige — mehrt allmählich jene Gattung von Menſchen ſich, die von Wohlwollen durchdrungen ſind, die niemals Böſes über Abweſende reden, ſeien ſolche Freund oder Feind, und denen das Blut ſich empört, wenn der Boshafte ſiegt und der Schuldloſe verhöhnt wird.

Wir dürfen aber den Haſs nicht ausrotten. Wir müſſen haſſen, glühend haſſen, unverſöhnlich haſſen, aber nicht den Menſchen, ſondern ſeine Niedertracht, wir müſſen haſſen ſeine Rohheit, ſeine Falſchheit, ſeine Bosheit, ſeine Habſucht, ſeine Geilheit, die häſslichen Geiſter alle, von denen er beſeſſen iſt. Dem Menſchen zuliebe ſeine Laſter haſſen. So verächtlich der perſönliche Haſs iſt, ſo erhaben iſt der allgemeine, der gegen das Böſe ſich wendet. Das Schlechte zu haſſen kräftigt den Mann.

Die Quelle des Haſſes iſt der Schmerz. Glückliche Menſchen haſſen nicht. Und ſo läuft unſere, durch Mantegazza angeregte und durch uns ſelbſt weitergeführte Betrachtung darauf hinaus: Wer den böſen Trieb ausrotten will, der muſs mitthun, das menſchliche Leben ſo einzurichten, daſs es für alle möglichſt glücklich werde. Die Anſchauung, daſs der Schmerz die nothwendigſte Bedingung des Erdenlebens ſei, iſt eine verhängnisvolle Irrlehre. Es iſt ja wahr, an jeden unſerer Genüſſe grobſinnlicher Natur knüpft ſich Schmerz. Aber es gibt unzählige Exiſtenzen und Daſeinsformen, welche die längſten Wegſtrecken ihres Lebens dahinwandeln, ohne beſonderem Leide zu begegnen. Die größten Schmerzen ſind ja nicht jene, welche die Natur verurſacht durch Elementarereigniſſe, Krankheit, Sterben, ſondern vielmehr ſolche, die der Menſch in ſeinem Wahne ſich ſelber bereitet. Verfolgungen, Kriege, geſellſchaftliche Miſsſtände, Völlerei, Eiferſucht, Neid, Habſucht, Falſchheit, Haſs, Rache — das ſind die Henkersknechte unſerer Zufriedenheit. Dieſe Urſachen unſeres Elends auszurotten, läge größtentheils in unſerer Möglichkeit. Bekämpfen wir den Schmerz und die Urſachen desſelben überall, wo wir ſie antreffen: im Körper mit Chloroform, in der Seele mit dem Guten und Schönen. Geben wir Liebe, bereiten wir Freude überall wo wir können, ohne Zaghaftigkeit, ohne falſche Scham. Bedeutſam genug hat es die Natur eingerichtet, daſs wir die, denen wir Übles gethan, zu haſſen, und jene, denen wir Gutes erzeugt, zu lieben bereit ſind. Haſs erzeugt Schmerz — zurück davon! Liebe bringt Freude — an dieſen einen einzigen goldenen Faden müſſen wir uns halten, wenn wir aus ſchweren Finſterniſſen den Weg finden wollen, den die glückdurſtige Menſchheit voll herzverſengender Sehnſucht ſeit jeher vergeblich geſucht hat.

Bunte Wahrheiten.

Von August Pohl.*)

Die Freundschaft gibt vom Überfluſs,
Die Liebe, wenn sie darben muſs,
Drum mögt ihr denn entscheiden,
Was höher steht von beiden.

* * *

Der Bauer, der im Schweiß des Angesichts
Mit seinen Stieren pflügt die Flur,
Der Philosoph, der auf der Weisheit Spur
Sich müht beim Schein des Lampenlichts:
In dem, was wahrhaft wissenswert allein,
Wird keiner klüger von den beiden sein.

* * *

Ich hab's erkannt seit vielen Jahren:
Nichts Schlimm'res kann dir widerfahren,
Als das, „originell" zu sein;
Die Welt wird's nimmer dir verzeih'n.
Sie tritt herum so lang auf dir,
Bis glatt du bist und flach gleich ihr.

* * *

Thut man dir ein schreiend Unrecht,
Knick nicht wie ein Rohr zusammen,
Lodern laſs in deinem Innern
Der Entrüstung heil'ge Flammen;
Aus dem Zorne, dem gerechten,
Muſst du so viel Kraft gewinnen,
Um erfolgreich mit dem Schlechten
Kühn den Wettstreit zu beginnen.

* * *

Muſst büßen du für ein Versehen,
Das du nicht hast begangen,
Bedenk, daſs du für manch Vergehen
Auch keine Straf' empfangen;
Nimm eins fürs andre so in Kauf
Und wäge Recht mit Unrecht auf.

* * *

Da wundern sich so manche Leut',
Daſs große Männer oft zerstreut.
Und doch wie einfach! — Wer recht reich,
Weiß nicht, wieviel er hat, sogleich
Und kann nicht stets beisammen haben
Die ihm verlieh'nen Glückesgaben.
Doch wer da lebet im Besitz
Von wenig Geld und wenig Witz,
O, der hat jederzeit zur Hand
Sein bisschen Geld, sein Gramm Verstand.

Wie war voll Ungerechtigkeit
Die Menschheit doch in jeder Zeit!
Dem Starken greift sie unter'n Arm,
Herzt wie ein liebend Kind ihn warm,
Dem Schwächling aber und dem Tropf
Gibt Schlag um Schlag sie auf den Kopf,
Und schippt und stößt ihn, bis er sinkt
Und in des Elends Flut ertrinkt.

* * *

Kehre stets heraus das Beste,
Willst du auf Erfolge hoffen,
Hast du eine neue Weste,
Trage deinen Rock hübsch offen!

* * *

Bei dem Becher
Schäumt das Blut,
Was die Zecher
Da für Muth! —
Wenn sie nüchtern,
Gott geklagt,
Wie sie schüchtern,
Wie verzagt.

* * *

Freund, dies bedenke für und für,
Hältst du dich auch für noch so klein:
Die Meinung, die du hegst von dir,
Wird immer doch zu groß noch sein.

* * *

Wenn dir das Töchterlein behagt,
Wirst du der Mutter schmeicheln,
Wer sucht Bekanntschaft mit der Kindermagd,
Fängt damit an, das Kind zu streicheln.

* * *

Willst du recht vernünftig leben,
Muſst du, Freund, nach Weisheit streben!
Willst du Weisheit, jederzeit
Strebe nach Zufriedenheit;
Willst du recht zufrieden sein,
Sorge, daſs Gesundheit dein.
Diese Drei in schönstem Bunde
Als des Lebens holde Sterne,
Halten dir das Glück nicht ferne.

*) Mein Vermächtnis. Dichtungen von August Pohl. (Neisse. F. Huch. 1890.)

Über das Zeitungswesen.

Von A. G. v. Suttner.

Ich hatte schon einmal Gelegenheit, von dem Ansehen zu sprechen, das die Pariser Journalisten allerorts genießen. Selbstverständlich gilt dies auch nur von den Vertretern jener Blätter, weche im Zusammenhange mit dem Worte „Revolver" nicht genannt werden können und dürfen; da sich aber letztere in verschwindender Minderzahl finden, so hat sich ihr übler Ruf auch niemals auf die ganze Zunft ausdehnen können, während in unserer Gesellschaft der „Zeitungsschreiber" fast ohne Ausnahme mit scheelen Augen angesehen wird. Woher kommt das? Unter diesen Männern der Feder findet man doch genug liebenswürdige, gebildete, ehrliche — oder, um einen beliebten Sammelnamen zu gebrauchen — anständige Männer, die ihr bestes Können und Wissen einsetzen, um zur Veredelung der Menschheit, zur Besserung der Zustände beizutragen.

Der Ursprung dieses merkwürdigen Abscheues, dieses oft unbegründeten Misstrauens ist deshalb vielleicht weniger in der Person des Einzelnen zu suchen, als in dem Blatte selbst, an dem er mitarbeitet. Damit sei nicht die Behauptung aufgestellt, dass es bei uns keine wirklich vornehmen, über allen Verdacht erhabenen Blätter geben mag, wenn auch ihre Zahl jedenfalls verhältnismäßig sehr gering ist — aber selbst das anscheinend unabhängigste Blatt ist keineswegs unparteilich, somit von Natur aus schon feindschaftlich gegen alles gestellt, was mit seiner „Färbung" im Widerspruche steht. Bei uns gibt die „Gesinnung" den Ausschlag, um Einlass zu finden — in Paris hingegen stehen dem „Talente" alle Thüren offen. Drüben giebt es ebenso erbitterte Parteikämpfe, wie hüben, Rückschrittler und Fortschrittler, Friedens- und Kriegsfreunde gehen auch nicht zart miteinander um, aber wenn sie sich auch in den Versammlungssälen Schimpfworte und Gläser an die Köpfe werfen, so wird dieser Ton und dieses Gebaren nicht in die Blätter besserer Gattung hinüber getragen. In unseren Zeitungen hingegen — ei, da gibt es oft Kämpfe, wo schließlich die Fäuste nahe daran sind, zu entscheiden; erst unlängst konnte man so ein Schauspiel zwischen Dem und Dem genießen — und die Leser, die scharen sich dann lachend, höhnend, hetzend, schadenfroh um die Balgenden, wie müßige Leute eben auf der Gasse einer Schlägerei zuschauen und, nachdem sie sich zur Genüge ergötzt, mit einem Achselzucken und dem Ausrufe „Gesindel" wieder ihrer Wege gehen.

Den Untergrund dieser Wortschlägereien bildet immer ohne Ausnahme die leidige Politik, welcher in unseren Tagesblättern der Ehrenplatz eingeräumt ist und wodurch eben die Leserwelt zum Kannegießern erzogen wird. Das geheimnisvolle Wesen, „wir" benamset, eröffnet den Reigen — zergliedert, erläutert, verdammt oder bejubelt die Tagesereignisse und spricht als einer für alle (derselben Partei nämlich), ohne dass jedoch diese alle eigentlich recht das Bedürfnis fühlen, ihre Ansichten und Eindrücke da durch eine Stimme aus den Wolken kundgegeben zu sehen. Da nun aber bekanntlich Deutschland und Österreich

in unzählige Parteien zersplittert sind, jede Partei ihr Blatt und jedes Blatt seinen „wir“ hat, der zu dem Zwecke bezahlt ist, zwei oder drei Spalten für oder gegen Wehrgesetzvorlagen, Branntweinsteuern, Schulfragen und andere unliebsame Angelegenheiten zu schreiben, so gibt sich wohl niemand dem unschuldigen Glauben hin, dass diese Stimme über den Parteien erhaben sei, sondern jeder Mensch weiß: der gute Mann schreibt das, was ihm sein Brotherr, heiße er nun Conservativer, Freisinniger oder Regierung, in die Feder dictiert — das heißt: er ist um gutes Geld zu haben.

Wem bringt aber diese endlose Kannegießerei eigentlich Nutzen? Lässt sich etwa ein Gegner bekehren, sobald er weiß, dass der Prophet keineswegs eine unabhängige, unbefangene Persönlichkeit ist? Und ist es überhaupt nothwendig, dass die große Masse mit Staatswissenschaft gespeist werde? Befördert das die Bildung, schärft es den Geist, läutert es den Geschmack, dämpft es die Leidenschaften? Ich glaube kaum. Und bringt sie dem Veranstalter Ehre oder Anerkennung? Ich glaube, das Gegentheil, denn jene, deren Ansichten den seinen entgegengesetzt sind, sorgen schon dafür, dass seine „Frechheit“, seine „Unverschämtheit“, seine „Dummheit“, seine „Feilheit“ an den Pranger gestellt und so der ganze Stand in Verruf gebracht werde.

Ein zweiter Übelstand ist das feindliche Verhältnis, in welchem die gegnerischen Blätter zu einander stehen; die „schärfere Tonart“ ist von den öffentlichen Versammlungen in die Spalten der Zeitungen übergegangen, und wo einer dem anderen einen Hieb versetzen, eine Blöße aufdecken kann, da thut er es mit Wonne und Behagen, Napoleons Worte uneingedenk: „Man soll seine schmutzige Wäsche in der Familie waschen.“ Der sogenannte esprit de corps fehlt also in der Journalistik ganz — ebenso wie leider auch im deutschen Schriftthume, wo das so heikle Amt des Kritikers heutzutage oft in einer solchen Weise und in einer solchen Sprache ausgeübt, und wo der Angriff in einem Tone beantwortet wird, dass es einen nicht Wunder nehmen darf, wenn die Menge an den gegenwärtigen Erzeugnissen der Literatur mit Gleichgiltigkeit, selbst mit Verachtung vorbeigeht und wenn unsere Dichter mit Geringschätzung behandelt werden.

Eine bedauernswerte Sache ist es endlich noch, dass die Tagespresse, die doch eigentlich eine literarische Unternehmung ist, sich um die Literatur im strengen Sinne des Wortes so gut wie gar nicht bekümmert. Bücherlisten werden hie und da wohl angeführt, aber zumeist nur solche, welche der Buchhändler oder Verleger auf seine Kosten einrücken lässt, und Besprechungen finden sich alle heiligen Zeiten irgendwo als Lückenbüßer untergebracht. Wenn man einem Blatte die Besprechung eines Buches, das Bekanntmachung verdient, anbietet, so heißt es in der Regel: „Nur dann, wenn die Sache in äußerster Knappheit gefaßt ist.“ Dagegen findet sich aber für politische und Börsenachrichten immer mehr Raum als genug. Wenn irgend ein Abgeordneter oder Stadtverordneter einem Genossen ein paar Kraftworte ins Gesicht geschleudert hat, wenn irgend ein Kriegerverein in irgend einem Landstädtchen eine Fahnenweihe begeht, wenn der König der Sandwichsinseln sich im Wiener Prater betrinkt, oder jener von Serbien seine häuslichen Zwistigkeiten auf die Straße hinausträgt, da füllen sich rasch die Spalten sämmtlicher großen und kleinen Blätter; — aber wenn ein Hamerling, ein Schack, ein Liliencron, ein Büchner, ein Häckel, ein Radenhausen und andere Männer von hoher Bedeutung ein neues Buch in die Welt senden, so hüllt sich alles in tiefes Schweigen; es ist wie wenn man sich schämte, dass ein Deutscher etwas

anderes als Politik, Börsenspiel oder — Skandal treiben kann!

Sehen wir uns einmal im Gegensatze zu unserer Journalistik die unserer Nachbarn jenseits des Rheins an und nehmen wir beispielsweise den „Figaro", auch eine täglich erscheinende Zeitung, zur Hand: Es dürfte bekannt sein, dass der „Figaro" sich an die legitimistische Partei lehnt, — aber wie maßvoll und sachlich ist in dieser Beziehung sein Auftreten! Vor allem ist das unpersönliche „wir" aus seinen Spalten entfernt: Ich, Albert Wolf, oder Saint-Genest, oder Octave Mirbeau, oder Jules Lemaître u. s. w., ich finde das gut, jenes schlecht, dieses lächerlich, ich handelte so, es ist meine persönliche Ansicht, die ich hiermit offen äußere, ohne dabei die Anmaßung zu haben, dir, Leser, diese meine Ansicht aufzudrängen.

Und jeder Leser, welcher Richtung immer er angehört, ist sicher, heute oder morgen einen Leitartikel zu finden, der seinen eigenen Gedanken Ausdruck gibt, der einen Gegenstand zum Vorwurf hat, für welchen er sich interessiert, denn jedem Talente ohne Ausnahme, ob Monarchist oder Republikaner, ob Deist oder Atheist, ob Christ oder Jude, stehen die Spalten offen; was durch Geist und Sprache zu glänzen weiß, braucht nicht zu fürchten, dass ihm die Aufnahme verweigert werde, der Leiter steht hoch über allen Parteien und kann mit Stolz auf die stattliche Liste seiner Mitarbeiter herabsehen, welche mehr als eine Berühmtheit aufweist.

Die Abtheilung „innere" Politik kommt erst an zweiter Stelle an die Reihe und nimmt in der Regel höchstens 40 bis 50 Zeilen, oft auch weniger, in Anspruch; es ist meist eine kurzgefasste sachliche Darstellung der wichtigsten Begebenheiten, manchmal mit ein paar geistreichen Witzworten gewürzt, die wohl hier und da stechen mögen, nie aber Beulen schlagen, und für welche der Herausgeber jederzeit die Verantwortung zu tragen bereit ist, da er seinen Namen darunter setzt. Nicht viel mehr Raum ist der äußeren Politik gewährt, während Kunst, Literatur und Wissenschaft hier immer zu ihrer vollen Geltung zu kommen Gelegenheit finden.

Wie sehr unterscheidet sich demzufolge auch der französische Zeitungsleser von unserem einheimischen! Wie vollkommen ist er in seiner Literatur zu Hause, wie trefflich weiß selbst der kleine Mann die Schönheit des Stils, der Sprache, die Feinheit, den Geist herauszufinden und zu würdigen. Savourer nennt es der Franzose, . . . ja, es ist ihm ein Labsal, nach des Tages Mühe und Arbeit seinen Dichter und Denker zu — schlürfen! Und sie selbst, die Meister von der Feder, sie blicken einander nicht mit scheelen Augen an, sie liegen sich nicht in den Haaren, weil ihre Gesinnungen nicht die gleichen, ihre Ziele nicht dieselben sind, oder weil der Ruhm des einen plötzlich zu steigen beginnt; im Gegentheil, jeder zollt dem anderen die gebührende Bewunderung und jeder thut mit einem gewissen Gefühle der Zusammengehörigkeit das Seine, um diesen Ruhm noch steigern zu machen. Über Missgunst, Neid und Eifersucht ist der echte Dichter erhaben.

Nicht, dass der französische Dichter parteilich wäre und für seine Bekannten oder Freunde nur immer Lob fände; er spricht wie er denkt, aber in der Literatur denkt er vornehm und darum ist die Wiedergabe dieser Gedanken nie brutal und verletzend. Dem Leser theilt sich ganz unbewusst diese gegenseitige Achtung der Schriftsteller mit und die Folge ist, dass in seinen Augen jene Männer Leute von Bedeutung sind, die über ihm stehen, von denen er lernen, aus deren Schriften er Nutzen und Bildung ziehen kann. Diesem Beispiele sollten auch wir nacheifern; wir brauchen nicht auf alles zu schwören, was ein anderer sagt und schreibt, wir können ihm ganz

gut entgegentreten, wenn seine Ansichten und die unseren sich kreuzen oder wenn sein Erzeugnis im ganzen genommen wertlos ist, aber maßvoll und gewissenhaft sollen wir zu Werke gehen, nicht vergessend, dass unsere Worte in die Menge dringen und dass wir trotz „pommer'scher Grenadiere" der erste und wichtigste Stand im Staate sind, dem früher oder später der ihm gebührende Platz eingeräumt werden muss.

Auch unsere Tagespresse sollte in die Literatur fördernd eingreifen und sich in dieser Hinsicht den „Figaro" vor Augen halten, der nicht allein die Erstlingsgaben der anerkannten Meister seinen Lesern bietet, sondern oft auf Entdeckungen ausgeht, um so manch verborgenes Talent ans Tageslicht zu bringen und zu einer Größe ersten Ranges heranzuziehen.

(Magazin.)

Mit meinen Jungen auf die Rax.

Eins aus dem Tagebuche von P. K. Rosegger.

„Burschen, habt acht! Wir gehen auf die Rax. In zwanzig Minuten fährt der Zug!"

„Ah!" riefen nach dieser Ordre die beiden Knaben, denn der Entschluss war urplötzlich und unvorhergesehen. Das Vorbereiten langer Hand auf eine Partie taugt bei uns nicht, da wird in den Knaben zwar das Plangen darnach von Tag zu Tag größer, aber noch zu rechter Stunde ist ein kleines Asthma da, oder eine große Post, ein guter Freund oder ein böses Wetter, und verschoben wird die Partie „auf ein andermal". — Oh dieses leidige „auf ein andermal!" oder „aufgeschoben ist nicht aufgehoben!" ist ein Blümel-Blamel des Teufels. Ganz plötzlich und kühn stehlen muss man dem Himmel seine schönsten Tage, darum: „Habt acht, Burschen, wir gehen auf die Rax!"

Klein Gretchen hub sogleich an zu schluchzen. Dieser graue finstere Berg, der über die grünen Waldhöhen herüber droht in das Thal, und von dem die Mutter immer in den Zeitungen liest, dass an seinen Wänden Leute abstürzen! Diese Rax! Und da hinauf wollen Vater und Brüder?

Natürlich war nicht mehr Zeit, um Steigeisen, Alpstock und Rucksack hervorzusuchen; der Eisenbahnzug pfiff schon, und fast ganz so, wie wir zu Hause im Garten herumgiengen, ganz so ausgerüstet, machten wir uns auf zur verruchten Rax. Die Fahrkarten für zweite Classe benützten wir für die dritte; mit Lederkissen beginnt man nicht, Burschen, und am wenigsten, wenn man auf die Alpe will. In zwanzig Minuten waren wir auf dem Bahnhof in Mürzzuschlag, hier ein Trubel von Sommerfrischlern, reisenden Gigerln und martialisch bis auf die Zähne bewaffneten Touristen. Nur keine Wandergenossen! flehten meine Jungen zu Gott, wir wollten miteinander allein sein. Der Schaffner des Neubergerzuges kann geläufig Mienen lesen, er wies uns sofort ein leeres Coupé an, doch als wir

in dasselbe stiegen, drängte eine kleine Völkerwanderung von Wienern uns nach, und ein paar poetenfreundliche Fräulein suchten sofort mit uns ein Gespräch anzuknüpfen. Da trällerte der kleine Hans das Kärntnerlied: „Ich aber nix — ich aber nix — ich aber nix g'red't mit ihr —“ und Sepp flüsterte mir weisen Rath zu, den Kopf nur ja recht zum Fenster hinauszuhalten, weil er aus Erfahrung wusste, wie anstrengend für mich ein Gespräch mit Fremden im rollenden Eisenbahnwagen war.

Abfahrt in Mürzzuschlag um 1 Uhr 20 Minuten. Mein Angesicht wendete ich der Schneealpe zu, die aus dem Hintergrunde des Thales herüberblaute, meine Ohren verschafften mir nebenbei die Überzeugung, dass an der Unterhaltung, die im Gelasse geführt ward, nicht viel verloren war. „Was Vaterland!“ rief ein alter Spießbürger, „theures Vaterland, das ja, es kostet uns Steuern genug! Ich kenne kein Vaterland, mein Vaterland ist überall, wo es mir gut geht!“ Beifall lohnte den Redner; mein Hans blickte mit unaussprechlicher Verachtung auf den Mann, und Sepp murmelte fast lauter als gut war: „Zigeuner-Patriotismus.“

Um 2 Uhr in Kapellen. Heiße Sonne, stellenweise der Himmel mit Wolken bedeckt; lebhafter Ostwind, lustiges Staubaufwirbeln auf der Straße. Nach einer eingenommenen Erfrischung beim Baumgartnerwirt und einigem Umfragen fanden wir einen Wagen. Der Bürgermeister des Ortes selbst führte uns mit einem flinken Braunen und einem leichten Steirerwäglein bald am Raxenbach entlang gegen Norden, wo hinter Waldbergen starr und hoch das Felsengebirge aufragte, das wir erklimmen wollten. In Kapellenleiten, wo links die Straße nach Altenberg und über den Nasskamm abzweigt, und wo der Altenbergbach zum Raxenbach stößt, hat man über sich bereits ein echtes Alpenbild. Die vielgegliederten, und von tiefen Gräben durchschnittenen Vorberge sind reich an Wald und Wiesen, im Thale Bauernhäuser und Getreidemühlen. Im Hintergrunde stehen grau und kahl die Bergriesen der Schneealpe, des Ameisbühel, des Gupf und der Hohen Rax auf. Wir fuhren weiter in die Raxen, Schulkinder begegneten uns, wovon jedes sein artiges „Grüß Gott!“ sagte. Das Schulhaus in der Raxen steht ganz einsam zwischen Bach und Berglehne, rings von Wald umgeben; wenn auf jenem zu Kapellen der stramme Spruch steht: „Pflicht über alles!“ so ergänzt der Spruch auf dem Schulhause in der Raxen: „Stets vorwärts, nie rückwärts!“

Vor Jahren fand ich in diesem Thale ein Holzkreuz mit dem Bildnisse der von Engeln und Heiligen umgebenen Dreifaltigkeit. Darüber war folgende Inschrift angebracht: „18 liebe Engel und 49 Heilige Gottes, bittet für uns!“ Mancher Wanderer dürfte über diese pedantische Zahlenangabe der Fürbitter den Kopf geschüttelt haben, der es nicht wusste, dass das Landvolk bei den Inschriften auf Kreuzen, Kapellen und Häusern die Jahreszahl der Errichtung mit dem Texte zu vermengen pflegt, freilich weniger aus Absicht, als aus Ungeschick.

Unser Thal hat sich verengt zu einem Graben, in welchem mehrere Nebengräben rechts von der Kampalpe, links von den Hängen der Rax herab auslaufen. Um 3 Uhr 45 Minuten waren wir dort, wo der Weg zum Gscheid so stark anzusteigen beginnt, dass unser Fuhrmann meinte, hier müsse er umkehren und uns unseren Füßen überlassen. Das war uns auch recht, und so standen wir bald da im Hochthale allein; um uns Wiesen und Wald, rieselnde Wasser, und über uns in schwindelnder Höhe die Zinnen der Rax. Der Sonnenschein hatte sich verzogen, die zeitweilig silberweiß

schimmernden Ahorne, die oben an den Lehnen standen, deuteten an, dass auf der Höhe der Wind gieng, was unseren ein wenig wetterbangenden Herzen ein gutes Zeichen war. Als wir ein Viertelstündchen angestiegen waren, begann es aber zu tröpfeln. — Das wird nicht gut! dachte ich, doch keiner sagte ein Wort der Klage. Ein hölzernes Kapellchen mit einem Muttergottesbilde stand am Wege, in das setzten wir uns hinein, um abzuwarten, was nun der Himmel über uns verhängen wolle. Kaum eine Minute, das Regnen hatte aufgehört, es lichtete sich, und zwischen den eilenden leichten Wölklein blaute das Firmament. — „Wenn die Wolkenlücke auch nur so groß ist, dass man den Kopf durchstecken kann, dann bleibt es schön Wetter!“ Dieses Wort hatte mein Vetter Franz oft gesagt, doch den Kopf hat er nie durchgesteckt.

Neuen Muthes voll schritten wir an durch dunklen Wald. Um 4 Uhr 15 Minuten waren wir auf dem Gscheid, wo das Wasser der Mürz und das der Schwarzau sich scheiden und wo die Grenze ist zwischen Steiermark und Niederösterreich. Natürlich lief Hans mit ein paar Schritten rasch über die Grenze, damit er sagen konnte, er sei in Niederösterreich. Bruder Sepp übertrumpfte den Witz dadurch, dass er mit einem Fuß in Österreich, mit dem anderen in Steiermark stand. Hans rief ihm, auf die Landesfarben anspielend, zu: „So, jetzt kannst du dir das rechte Bein weiß-grün, das linke blau-gelb anstreichen lassen.“ An Bummelwitzigkeit waren sie stets unerschöpflich, und ich schritt langsam und schweigsam und still vergnügt hinter ihnen drein.

Am Gscheid stehen mehrere Touristentafeln mit Wegweisern und Rathschlägen, ferner eine sehr alte steinerne Denksäule, erinnernd an Feindesgefahr vergangener Jahrhunderte. Ungarn und Osmanen hatten an diesem Passe oft den Einbruch in die Steiermark versucht.

Von Kapellen her waren wir an 400 Meter gestiegen und standen nun 1070 Meter über der Meeresfläche. Vom Gscheidsattel senkt der Weg sich steil hinab in die Prein. Von diesem Thale kommt aus Payerbach eine Telephonleitung herauf, deren weiße Stangen nun durch Wald und über Matten emporsteigen in das graue Kalkgewände der Rax. Diesen folgen wir gemachen, bedächtigen Schrittes. Gesprochen wird nicht während des Anstieges. Ein steiniger Alpenweg führt steil durch Wald und Geschläge. Rechts vor uns steht der mit Knieholz und einzelnen verknorrten Fichten bestandene Waxriegel, weiter hin ragt die wüste Felspyramide der Preinerwand mit ihren senkrecht in das Preinthal niederstürzenden Abgründen. Wir kommen zur Halterhütte der Siebenbrunnerwiese und steigen über den grünen Matten zwischen niedergebrochenen Felsblöcken und den ersten Knieholzgruppen an. Hier ist schon ganz Almboden und hart vor uns stehen endlich die zerrissenen Wände, an denen wir hinauf müssen. Das Wort Rax soll von rauh kommen und soviel heißen, als rauhes Gebirge. Dieser Name trifft. Im Siebenbrunnerthal sahen wir die erste Antilope. Die Jungen zuerst bemerkten das Rudel von Gemsen, welche auf der Matte grasten. Es waren graue, braune und weiße mit hübschen Hörnlein; sie hatten nur den einen Fehler, dass sie auf uns zukamen und uns eine Strecke traulich nachliefen, bis der Halter sie zurück rief, um sie zu melken. Am Fuße der Wände rasteten wir und genossen Brot und Käse, so Sepp von Kapellen mitgetragen hatte. Ich machte die Jungen aufmerksam, es sei mir lieber, wenn sie nicht tränken, wenn sie jedoch sehr Durst hätten, so wäre hier eine Quelle in der Nähe; weiter hinauf wäre an derlei Kostbarkeiten nicht zu denken. — „Ich

habe zwar ein bisschen Durst", meinte Sepp, „aber wenn es dem Vater lieber ist, so trinken wir nicht." — Hierauf stiegen wir sachte den Schlangenweg hinan zwischen den Wänden. Das ist ein gar bequemer Weg; von Osten her strich ein kühler Wind, die Sonne war schon hinter den Wetterkogel gezogen, der starr vor uns aufragte zur linken, während zur rechten die grausen Hänge des Predigtstuhls und der Preinerwand auf uns niederstarrten. Der Weg steigt zwischen Steinblöcken, Knieholz, steilen Matten und eingesprenkelten Wänden in mehreren großen Windungen empor, ins wilde Gewände kommt man nie eigentlich, aber sachte zwischen demselben hinauf. Im Süden und Osten hat sich bereits eine schöne Aussicht erschlossen hin über die bewaldeten Berge der Kampalpe, des Semmering, des Sonnwendstein und weit hinaus über Glogguitz bis zum Leithagebirge. Im Hintergrunde des Südens stehen die Alpenzüge des Stuhleck und des Wechsel in gesättigten Schatten.

Der vorspringenden, mit einem Geländer versehenen Felszinne des Wetterkogel sind wir endlich nahe gekommen, eine Wegbiegung um einen Kamm, und wir stehen auf dem Plateau mit dem Einblicke auf die karstartige, von Berg und Thal durchzogene Steinwildnis des Raxgebirges, bei deren Anblick Hans ausrief: „Ja, auf diesem Berge stehen ja eine Menge Berge!" Kahle Kuppen, Wände, Schluchten, Schutthalden, Kare mit Schneelagern, dunkelnde Zirnflächen, Matten mit Sennhütten, baumlos, wasserlos — das ist der Charakter des 28·75 Geviert-Kilometer weiten Hochplateaus der nach allen Seiten schroff abstürzenden Rax, auf welchem ganz Wien mit allen seinen Vorstädten Platz hätte. Weil hieroben sich neuerdings Berge und Wände erheben, die von unten nicht gesehen werden können, so ist die Aussicht in den Hochböden eine beschränkte, und gleichwohl hier an 1800 Meter über dem Meere stehend, hat man nicht die richtige Empfindung von dieser beträchtlichen Höhe, zumal man so allmählich emporkam und der prächtige Anstieg auf dem Schlangenweg uns gar nicht angestrengt hat.

Hans ist der erste, welcher das Karl Ludwig-Haus entdeckt; es steht in nächster Nähe am südöstlichen Kamme des Plateaus, so dass man von seinen Fenstern behaglich ins Thal von Prein, nach Reichenau, ins Semmeringgebiet, und weit ins Ungarland hinausschauen kann. Als wir dem Touristenhause nahten, war es 5 Uhr 45 Minuten, wir hatten vom Fuße des Gscheid her bei einer Steigung von etwa 860 Metern also genau 2 Stunden gebraucht. Plötzlich erhob Hans ein Freudengeschrei, er hatte ums Haus herum Kaninchen entdeckt, denen er nachlief, und grasende Maulthiere, auf denen er reiten wollte; der Aufstieg hatte ihn also nicht ermüdet. Groß aber war der Durst geworden, und der erste Wunsch im Touristenhause gieng nach einem Glase Wasser. „Der Liter Wasser 10 Kreuzer" steht an der Wand zu lesen, doch war es nicht Quell-, sondern Schneewasser, weshalb wir es uns versagten und durch eine Flasche Sodawasser ersetzten. Dann tranken wir Kaffee und waren natürlich in bester Stimmung. Fast gleichzeitig mit uns waren der Herr Pfarrer und Kaplan von Prein heraufgekommen; der eine trank Wein, der andere Milch, um nach der gemüthlichen Jause auf der Rax noch an demselben Abende wieder hinabzusteigen.

Da meine Burschen nicht einen Augenblick rasteten, sondern das Haus und dessen nächste Umgebung zu durchforschen trachteten, commandierte ich um 6 Uhr neuerdings zum Aufbruch. Über weiche Matten und zwischen Knieholz stiegen wir zur Heukuppe hinan. Steinnelken, Alpenrosen, Glockenblumen, Alpenveilchen in großen

Mengen schmückten unseren Weg. Von den Felsen her schwirrte manchmal eine Alpendohle. Der Himmel hatte sich bedenklich verdunkelt, nur über den Ebenen Ungarns, die in Höhenrauch lagen, blaute noch das Firmament. Der Ostwind war heftig geworden. Um 6 Uhr 30 Minuten hatten wir das kleine schmucke, stets offenstehende Schutzhaus der „Lackenbacher", früher Schwefelbanda-Hütte genannt, erreicht, und 5 Minuten später standen wir auf der 2008 Meter hohen Heukuppe, dem höchsten Gipfel der Rax.

Über diese Höhe waren meine Jungen außerordentlich entzückt und sie meinten schon auf dem halben Weg in den Himmel zu sein, bis ich ihnen erklärte, dass unser Standpunkt nicht eben viel zu bedeuten habe. 2000 Meter Höhe wagerecht gelegt gäben eine halbe Fußstunde, beiläufig so lang, als es in Wien von der Stefanskirche bis zum Südbahnhofe ist. Das sei die ganze Höhe der Rax vom Meeresspiegel aus.

Wir konnten aber nicht lange Mathematik treiben, wozu wir übrigens auch gar nicht heraufgekommen waren. Der Wind war fast zum Sturme geworden. So haben wir drei uns hinter dem schützenden Steinhaufen der Pyramide auf den Sand gesetzt, den Plaid wie einen einzigen Mantel um uns geschlungen und also wie ein Wesen mit drei Köpfen hinausgeblickt in das westliche Land, das hier erschlossen ist. In blauem Dunste fast erstickt lagen da unten die Thäler von Neuberg und der Mürz, die Höhenzüge des Rosskogel, des Königskogel, des Teufelsstein, der Stangelalpe, des Hochanger, der Veitsch und der Schneealpe. Weiter hin war nichts mehr als das finstere Blau eines aufsteigenden Gewitters, welches in nächtiger Rembrandtstimmung vor uns stand und nur vom Ostwinde noch zurückgedämmt wurde. Auch die Abenddämmerung wob sich schon hinein, um so schärfer schnitten sich die Blitze über den Gegenden der Veitsch und des nicht mehr sichtbaren Hochschwab. Vom Gamseck her kam in den Lüften ein dunkler Punkt auf uns zu, ein Steinadler schwebte über unseren Häuptern hin und senkte sich nieder in das südliche Gewände. Einen raschen Blick noch nach dem Ötscher hin, den Bergen Niederösterreichs, den vielgestaltigen Formen unserer Rax. Hinter der Scheibelwaldhöhe und der Grünschacheralpe stand der Schneeberg. Da alle Spitzen und Gipfel noch nebelfrei waren, so beeilten wir uns nicht sehr, doch sagte ich zu meinen Genossen: „Sobald der Ostwind nur ein paar Augenblicke nachläßt, fällt der Wolkenhimmel auf uns nieder und wir sind eingeschlossen in Nacht, Nebel und Wettersturm." Das wollten wir doch nicht abwarten. Ein Weilchen kämpften wir mit dem Winde noch um den Plaid, den ich um mich zu winden suchte, dann eilten wir hinab, dem Touristenhause zu. Unterwegs noch einen flüchtigen Blick zu den Lichtensternhütten hinab, wo ich vierzehn Jahre früher eine sehr volksthümliche Samstagsnacht verlebt hatte. (Die Schilderung derselben findet sich im „Heimgarten" I. Jahrg., Seite 50.) Meine Jungen liefen trotz der einbrechenden Dämmerung noch hinüber ins Kar, wo schmutziger Schnee lag, und begannen munter aufeinander Schneeballen zu werfen — am 5. August.

Im Karl Ludwig-Hause hatten sich mittlerweile zehn Touristen eingefunden, auch Touristinnen darunter, welche aus dem Höllenthal über das Gamseck, über den Reisthalersteig und die Griesleiten heraufgekommen waren, weil ihnen der Schlangenweg zu bequem gewesen. Dafür hatten sie bereits ein paar Invaliden bei sich. Denn es will sich nachgerade nicht mehr schicken, dass man — wenn man schneidiger Tourist ist — von

einer Hochalpentour ganz heil nach Hause komme. Ein Heraufsteigender, welcher auch am Reißthalersteig gesehen worden, war im Hause noch nicht angekommen, weshalb der Wirt sofort eine kleine Suche veranstaltete, bis der zu erwartende Tourist endlich die Matten heranhinkte. Es ist schon so eine Art Controle und Wacht aufgestellt, um eine noch größere Zahl an Unglücksfällen zu verhüten, als dieses rauhe Gebirge heute aufweist. Es gibt hochgefährliche Auf- und Abstiege und es gibt Tollhäusler, welche immer noch gefährlichere suchen und entdecken und welche mit vernichtender Verachtung auf Alle niederblicken, die den Aufstieg für „Lahme und Gichtbrüchige" wählen, nämlich den Schlangensteig.

Es war finster geworden. Vom Semmering-Hotel funkelten Lichter herauf, so schickten sich auch unsere wackeren Wirtsleute, ein schönes Älplerpaar, an, das Haus zu beleuchten. Der österreichische Touristenclub, der Erbauer und Eigenthümer, hat es verstanden, das Karl Ludwig-Haus so einzurichten, dass es praktisch und gemüthlich zugleich ist. Nun kam das einfache Abendessen, das Blättern in den Fremdenbüchern, die wie gewöhnlich viel Spreu und wenig Korn enthalten, das Gespräch über vollführte Touren mit Jäger- oder vielmehr Touristenlatein und Meinungsverschiedenheiten, das Muthmaßen über die Witterung des nächsten Tages u.s.w. Um 9 Uhr gieng ich mit meinen Söhnen in die Schlafkammer. Dieselbe war ein mit Läden getäfeltes trauliches Gemach, dessen drei Betten wohl zubereitet standen und dessen Fenster gegen Osten gieng. Bald war es in unserer Kammer dunkel und still, zum Fenster leuchteten ein paar Sterne herein und manchmal ein Blitzschein. Da ich auf Reisen oder Partien fast nie schlafen kann, so pflege ich die Eindrücke des Tages neuerdings an meiner Seele vorüberzuführen, und heute hatte ich Stoff genug dazu. Um 11 Uhr hub draußen ein Sturm an ums Haus zu rauschen, die Blitze wurden greller und das Murren des Donners kam näher und näher, bis über den Wänden des Predigtstuhles, die bei dem Leuchten in schwefelgrünem Scheine standen, mehrere Schläge kanonenknallartig losgiengen. Also verkündete auf dem Predigtstuhl der Prediger des Herrn Macht hinab in die Thäler der Reiß, der Nass, der Schwarzau, der Prein und der Mürz. Das Rasen des Sturmes, das Prasseln des Regens, das Lohen der Blitze, das Rollen der Donner war so herrlich, dass ich gerne meine Jungen geweckt hätte, um sie des Genusses theilhaftig zu machen, allein sie schliefen so still und ruhig und bedurften wohl auch des Schlafes. Später hat es sich jedoch anders aufgeklärt; es war während des Gewitters Sepp wach gewesen und es war Hans wach gewesen. Jeder meinte, die zwei anderen schliefen; Sepp wollte sie nicht wecken, weil er ihnen den Schlummer gönnte, und Hans wollte sie nicht wecken, weil er meinte, sie könnten sich fürchten, und das Fürchten wolle er allein besorgen für alle drei. Als nach einer halben Stunde das Gewitter vorüber war, sagte Sepp leise: „Das war schön!" und Hans entgegnete ebenso leise: „Das war schrecklich!" „Es ist nur gut, dass der Vater schläft; ich fürchte, dass er morgen sehr müde wird und wieder Asthma bekommt." — „Ich habe schon gebetet, dass er es nicht bekommen soll", sagte Hans. Dann schwiegen sie und schliefen bald ein.

Um 5 Uhr weckte ich sie. Die Wände des Predigtstuhles und der Preinerwand standen in einem veilchenblauen Äther. Aus Ungarns Dunstmeer war die rothe Sonnenscheibe aufgestiegen und versteckte sich nun in die rostbraune Wolkenschichte, die am Himmel stand. Einzelne Strahlengarben durchbrachen sie und rötheten die Federwolken am Zenith; über die

Gegenden von Neunkirchen und von Neustadt giengen Regenschleier nieder. Die Spitze des Schneeberges und bald darauf die Kuppen des Wechsels und des Stuhlecks wurden von Nebeln bedeckt. Rasch ließen wir uns ein paar heiße Gläser Thees geben, und um 5 Uhr 30 Minuten stiegen wir nochmals hinauf zur Heukuppe. Dieser Morgenspaziergang ward herrlich belohnt. Sepp, welcher der erste oben war, erhob ein Jubelgeschrei. Der Westen war klar und rein, in den Thälern tief lag dichter schneeweißer Nebel, welcher stellenweise von der Sonne beschienen, goldig leuchtete. Wie ein Meer, aus welchem die Berghöhen gleich Inseln ragen! Das Bild ist abgebraucht, aber es bezeichnet am besten. Ich glaubte mich auf eine Höhe des Karstes versetzt mit dem Ausblick auf den Quarnero. Die aus dem scharf und eben abgegrenzten Nebel aufsteigende Schneealpe war der Monte Maggiore, das Hochegg und der langgestreckte Zug des Rosskogels waren die Inseln Cherso und Veglia. Das Nebelmeer des Mürzthales war die Bucht von Finme und die Gebirge des Stuhlecks, des Teufelssteines, des Rennfeldes, des Lantsch, des Offers, des Grazer Schöckels waren die Bergzüge Dalmatiens. Aber hinter diesem Quarnerobilde ragten im Morgenstrahle die Veitsch, der Hochschwab, die Felshäupter bei Tragöss, der Ennsthaleralpen mit dem gletschergekrönten Dachstein. — Der schneidende Ostwind gönnte uns dieses unbeschreiblich schöne Bild nicht lange. Wir fanden uns nicht genug verwahrt, und obzwar die freudige Aufregung der Kälte einigermaßen Stand hielt, verließen wir bald die Hochzinne, nachdem ich im Herzen meinem Geschicke gedankt, dass mir das Glück, auf solcher Höhe zu stehen und solche Pracht zu sehen, noch einmal gegönnt war.

Um 6 Uhr 20 Minuten saßen wir wieder im Touristenhause beim Frühstück, das wohl schmeckte, dann noch einen Blick von der Zinne des Wetterkogels in die Tiefe, in welche wir nun wieder hinabsteigen sollten. Warum blieben wir nicht ein paar Tage oben? Warum besuchten wir nicht die zahlreichen Senndörfer, die einst zur Hochsommerszeit stark bewohnt waren, nun aber großentheils entvölkert stehen, weil die Jagdbesitzer solchen Alpenwirtschaften nicht gewogen sind? Warum bestiegen wir nicht die Hohe Lechnerin, den Kloben, das Haberfeld, den Jakobskogel und alle die anderen Berge, die auf diesem Berge stehen? Warum wählten wir nicht einen der interessanten Abstiege etwa im Süden über die Karreralpe, oder im Westen über das Gamseck nach Raswald, oder im Norden über das Gaisloch oder die Teufelsbadstube ins Höllenthal? Das erst wäre eine Raxpartie gewesen. Ich hatte Gründe, das nicht zu thun. Meine jungen Genossen waren für heiklere Strecken noch nicht abgerichtet und ich selbst hatte seit den Jahren, da ich keinen hohen Berg besteigen konnte, die Übung verloren. Bergfexeneitel waren wir aber nicht, und Großartiges hatten wir schon gesehen. Wenn wir ferner noch die Kostspieligkeit eines längeren Aufenthaltes da oben, sowie ein drohendes Westwetter erwogen, so war uns die Zeit und die Stelle des Abstieges eigentlich vorgeschrieben. Mit schwerem Herzen schauten wir noch einmal hinein in das felsige Gebirge mit den Wundern allen, die dort walten.

Um 6 Uhr 50 Minuten traten wir den Abstieg an über den Schlangenweg.

Als wir unter der Kante des Hochplateaus waren, gab es keinen Wind mehr; kühl und heiter war die Luft und wir konnten den Anblick der großartigen, von der Sonne beleuchteten Felsgruppen, an und zwischen denen wir uns befanden, noch einmal mit aller Behaglichkeit genießen. Vom Wetterkogel herab winkten uns noch mehrere Touristen mit weißen Tüchern

und ich ließ nach langem wieder einmal einen Juchezer los, der ganz leidlich in den Wänden wiederhallte.

In das Siebenbrunnerthal hinabkommend, kroch vor uns quer über den Weg einer jener kleinen schwarzen Molche, wie sie, sonst sehr selten zu finden, eine Eigenthümlichkeit der Rax sind. Nun hätte Hans das kleine Ungeheuer gern in den Sack gesteckt, doch nach weiser Berathung beschlossen wir: Wenn schon wir selber wieder in die dumpfen Niederungen hinab müssten, so wollten wir wenigstens diesem bescheidenen Thiere seine Alpendaseinsfreudigkeit nicht verkümmern. Nur gaben wir ihm noch den Rath, in Hinblick auf die böse Welt sich etwas weniger vertrauensselig auf breitem Wege zu sonnen, sondern baldmöglichst in eine schützende Höhle zurückzukehren.

Bald hernach wanderten wir wieder in den Schatten des Fichten- und Lärchenwaldes, und um 8 Uhr waren wir auf dem Gscheid. Dort setzten wir uns in die Rindlohhütte, welche am Wege steht, und schauten noch einmal hinauf zu den über grünen Wipfeln niederleuchtenden Wänden.

Wir hatten die Rax zum Theile gesehen. Wer dieses Gebirge ganz kennen lernen will, der muss auch rings um dasselbe eine Reise machen. Er muss das stundenlange Höllenthal durchwandern, welches sich von Hirschwang zwischen den wilden Wänden der Rax und des Schneeberges, stets entgegen der klaren Schwarzau, dahinzieht; er muss das freundliche Wiesenthal von Naswald durchschreiten und das wildromantische Reißthal, welches an alpiner Schönheit in unseren Alpen seinesgleichen kaum hat. Nirgends stellen die grausigen Abhänge der Rax sich so großartig dar, als im hinteren Reißthale, gegen welches das berühmte große Höllenthal nachgerade niedlich genannt werden kann. Vom Reißthal steigt man über den Naskamm nach Altenberg hinab, dann erst hat man gesehen, wie groß und vielgestaltig und wild dieses Gebirge ist.

Als das, was wir auf unserer Partie nicht gesehen, solchergestalt meinen Söhnen in wenigen Worten beschrieben worden war in der Rindenhütte auf dem Gscheid*), zogen wir weiter. Es kam ein zwei Stunden langer Marsch thalwärts. Die Luft war schwül, über den Bergen stieg schweres Gewölk auf. Bei dem Touristengasthause Kaiblinger in Kapellenleiten nahmen wir im Bewusstsein tapferer Leistung einen gediegenen Imbiss ein. Vom freundlichen Gartenhause, umrauscht von Wässern, umwoben von Menschenwerk und Thätigkeit des Alltags, wendeten wir noch einen letzten Blick empor zur hinter Waldbergen fern aufragenden, blauenden Felsenkuppe, auf deren höchsten Spitze wir fünf Stunden früher gestanden waren.

Mittags 11 Uhr 25 Minuten rollten wir vom Bahnhofe in Kapellen ab, um eine Stunde später zu Hause zu sein und den besorgten Lieben daheim unser Touristenglück zu verkünden. Wenige Stunden nachher kam ein wüstes Ungewitter, welches die ganze Nacht, bis in den nächsten Vormittag hinein dauerte. Wäre dasselbe einen Tag früher gekommen, so wüsste ich wohl anderes zu berichten von unserer Partie ins rauhe Gebirge.

*) Eine Woche später haben wir die Partie durch das Höllenthal und über den Naskamm wirklich gemacht.

Kleine Laube.

Volksgesang.

Von Hermann Schütze.

Es war an einem Sonntagnachmittag in einem sächsischen Dorfgasthofe. Ich saß unter der Linde vor dem Hause und war verdrießlich. Speis und Trank war schlecht gewesen. „Ich möchte wissen, womit man sich hier das Leben zu verschönen pflegt, mit leiblichen Genüssen thut man's nicht."

Nicht weit von mir stand ein Haufe von Männern und jungen Burschen; stumpf und faul sah man den rissigen Kugeln nach, die sich mühsam auf der mit schmutzigem Kies bestreuten Bahn ihren Weg nach einer Schar von Kegelinvaliden bahnten.

Ein alter Herr mit klugen, anziehenden Gesichtszügen setzte sich an meinen Tisch. „Heda! Ist das wieder einmal ein toller Lärm, bei euch!" neckte er die Männer, die bei seinem Anrufe verlegen grüßend an ihren Mützen rückten. „Wollt ihr denn nicht einmal eins singen?" Eine Kunstpause entstand. Mit dumpfhölzernem Missklang klapperten draußen ein paar saumselig fallende Kegel. „Wir haben die Bücher nicht unten. Der Notenwart ist noch nicht da", sagte endlich einer.

„Ach ja! Hatt' es vergessen. Seid ja ein gar künstlicher Gesangverein geworden. Und was die rechten Künstler sind, die singen ja nur von Noten. Vier- und fünfstimmig. Zu Ostern und Pfingsten mit Blasmusik. Grausam verwickelte Fugen. Der Mensch darf sich eben vor seinem Herrgott nicht lumpen lassen."

Mein Tischnachbar mochte einen wunden Punkt berührt haben. Man hörte unterdrücktes Murmeln, dazwischen halblautes Lachen. Einer der älteren Männer setzte sich ehrerbietig zu dem alten Herrn. „Sie haben ja recht mit ihrem Spott, Herr Cantor. Aber er ist nun einmal so; er will's gar so hoch mit uns treiben. «Wir müssten uns ja vor den Nachbardörfern schämen», sagt er. Das früher wäre ja auch ganz hübsch gewesen, aber altmodisch. Ohne Kunstgesang gienge es nun heutzutag einmal nicht mehr. Aber wissen Sie, Herr Cantor — ich kann's nicht so recht von mir geben . . . aber so warm, wie dazumal bei Ihnen, ist mir's bei all dem Kunstsingen nicht wieder ums Herz geworden . . ." Und nach einer Pause fügte er hinzu: „Sie kommen doch dann mit hinauf in den Saal zum Concert?"

„Ei gewiss, lieber Freund. Bin ja expreſs deshalb aus der Stadt gekommen." Damit verabschiedeten sie sich vorläufig.

Der alte Herr mochte mir angesehen haben, dass mich das Gespräch unterhalten hatte. „Sie haben da neulich zu Pfingsten ein kleines Malheur gehabt mit ihrer

Kirchenmuſik", erklärte er mir lachend. „Sie laſſen ſich nicht gern daran erinnern; aber ich darf ſie ſchon ein wenig necken, denn ich bin ihr alter Cantor und Geſanglehrer. Seit ich im Ruheſtand bin, wohne ich in der Stadt; ein ſtrebſamer junger Mann iſt mein Nachfolger. Der will ihnen nun zeigen, was Muſik iſt. Aber ich fürchte, er faſst die Sache am falſchen Ende an. Wenn unſerm Landvolk der Geſang etwas ſein ſoll, muſs er ihm bequem und vertraut ſein wie der Bauernkittel. Was ſie jetzt ſingen, geht meiſt im Frack und Cylinder. Und Sie wiſſen, wie ungelenk und lächerlich der Bauer in ſolchem Aufputz ausſieht. Ich mag ihn nicht drin ſehen . . . ebenſowenig aber auch in der Hanswurſtjacke. Das iſt faſt noch das Schlimmere . . . Sehen Sie, da bin ich wieder ins Schwatzen gekommen und langweile Sie gewiſs. Aber 's iſt eben ſozuſagen für mich ein Herzensthema."

Als ich den liebenswürdigen Alten verſicherte, die Sache, von der er da ſpreche, gienge mir nahe, meinte er: „Wie wär's, wenn Sie dann auch mit da oben zuhörten? Da ließe ſich manches reden und wir hätten die Beiſpiele dazu."

Ich nahm den Vorſchlag gern an. Als die Zeit des Beginnes gekommen war, ſuchten wir uns droben ein ungeſtörtes Plätzchen aus und folgten aufmerkſam den Vorträgen der ländlichen Liedertafel.

Der alte Herr hatte recht. Die Concertmuſik ſtand den Leuten nicht. Nicht nur deshalb, weil die Reinheit oft zu wünſchen ließ, ſondern hauptſächlich darum, weil man ihnen anſah und anhörte, daſs ihnen die Gedanken- und Gefühlswelt der meiſten dieſer Lieder fremd war. Ja, ihre Vortragsweiſe erregte deshalb nicht ſelten jenen Lachreiz, den wir fühlen, wenn etwa ein gebildeter Hausknecht franzöſiſch parliert. Am ſchlimmſten fielen die vierſtimmigen Volkslieder aus; daran aber war einzig der Herr Liedermeiſter ſchuld. Sowie eine gewiſſe Kunſt in der Gärtnerei den Birnbaum erſt zu ſchätzen weiß, wenn er in regelrecht ſtehender Haltung als Spalierobſt ſeine Arme gegen Himmel ſtreckt, und wie in dieſer Auffaſſung der Kunſtgärtnerei die Blume erſt ihren Daſeinszweck erfüllt, wenn ſie ſäuberlich aufgedrahtet irgend eine geometriſch kluge Figur darſtellen hilft — ſo knetet und drechſelt die lendenlahme Phantaſie gewiſſer Geſangvereinsdirigenten an unſerem Volksliede ſo lange herum, bis, wie der Meiſter mit Stolz rühmt, „etwas ganz anderes draus geworden iſt", — ein klägliches Zerrbild nämlich. Volkslieder, die in ihrer rührend ſüßen Einfachheit dein Herz wie von Mutterlauten aus der Jugendzeit heiß emporquellen laſſen, werden unter dieſer Behandlung zum grauſamen Folterwerkzeug, das dich mit zwei Takten ſäuſelnden Pianiſſimos ſänftlich in Schlaf wiegt, plötzlich aber mit zwei weiteren Tacten ſchreckhaften Fortiſſimos in die Luft wippt, oder aber mit raffinirtem Ritenuto deine armen Glieder in die Länge zieht, um ſie dann mit brutalem Preſto wieder zuſammenſchnappen zu laſſen. Damit ſoll nun Geiſt in das Volkslied getragen werden.

„Hören Sie", unterbrach mein Cantor dieſe meine ſtillen Betrachtungen, „ſind das noch Volkslieder? Wie anders klingen ſie, wenn man den «Vortrag» dem unbewuſsten Empfinden überläſst! Mit dieſen künſtlich hineingetragenen Effecten verſcheucht man noch den letzten Reſt jenes natürlichen Nachempfindens, das dem Volksliedſingen innewohnen muſs, wie der Roſe der Duft. Kein Drillen und Einpauken kann jenes Anſchwellen und jenes leiſe Erſterben nachahmen, geſchweige denn erſetzen, mit dem das unbeobachtete naive Kind des Volkes die altererbten Lieder nachdichtet und nachſingt. Iſt's doch ſchon ein Unding, des Volkes geſungene Luſt und geſungenen Schmerz auf dem Podium zur Schau zu ſtellen. Damit verliert ja an und für ſich ſchon das Volkslied Sinn und Daſeinszweck. Was haben ſie vorhin aus dem alten, wunderbaren, ſüßtraurigen Liede von den zwei Königskindern gemacht! Iſt dies alte Lied vom Sehnen und Entſagen nicht emporgequollen aus

echtem, natürlich-mächtigem Volksempfinden? In den Gesang dieser und ähnlicher Volksweisen vermag der schlichte, unbeholfene Bauernbursch, dem sich weder Weltschmerz, noch überfeines Empfindeln nachsagen läßt, ein seltsam rührendes Gefühl zu legen — wissen Sie, ein Gefühl, das vielleicht von irgend einer traurigen Erinnerung, irgend einer zerschlagenen Hoffnung her im Grunde seines Herzens verborgen schlummert . . . Aber er muss es eben naiv, unbeeinflusst, sich selbst überlassen, ausklingen lassen dürfen. Es darf nicht einer mit dem Tactstock vor ihm stehen, der ihm mit allerhand Geberden falsches und fremdes Fühlen und Empfinden einzuturnen versucht . . ."

Die Pause zwischen dem ersten und zweiten Theile des Programmes war zu Ende. Dieser zweite Theil war der berühmte, leider heute unvermeidlich gewordene „humoristische".

Es waren die bekannten faden, plumpen, witz- und geschmacklosen Männerchöre, die zum Vortrag kamen, von denen sich in den letzten dreißig Jahren eine wahre Schreckensliteratur herausgebildet hat. Keine Spielart dieser traurigen Sumpfblumen war den Sängern erspart geblieben, von der „Schweinsknöchelpolka" und der „Madam Mullerich und Madam Bullerich" bis zum modernen „Dresdner Brezelmännermarsch". Wie sie da so hölzern und unbeholfen standen, die wettergebräunten Gestalten, und mit den schwieligen Händen die humoristischen Notenblätter hielten, wie die Begleitstimmen nach dem Willen des Autors durch ihr tactmäßiges „Ha, ha, ha!" ihrer unbändigen Lachlust Ausdruck geben sollten und dies nun thaten mit den ausdruckslosen Gesichtern und der von der Schwierigkeit des „Kunstgesanges" zeugenden, ernsten tiefen Sängerfalte auf der Stirn — da ward mir's so unendlich bitter und weh ums Herz, dass ich leise nach Hut und Stock griff. Und mit hastig beistimmendem Nicken folgte mir der alte Mann, der bis dahin trüb schweigend, das Haupt in die Hand gestützt, vor sich hin gebrütet hatte.

Wir giengen still dem Bahnhofe zu. Endlich brach ich aus: „Nun sagen Sie mir aber — wünscht denn wahrhaftig unser Volk diesen Jammertrödel zu seiner Erheiterung? Haben Sie denn heute unter Sängern wie Hörern auch nur einen einzigen Menschen gesehen, dem diese «Humoristika» auch nur ein Lächeln abzwangen?"

„Dass meine Bauern den Kram wirklich wünschten", sagte der alte Herr, „davon kann wohl kaum die Rede sein. Aber 's ist eben «Modesach» geworden, dass der Bauer von heute die Unarten des Großstadtpöbels mitmacht oder wenigstens nachahmt, weil er denkt, oder weil man ihm einredet, er bliebe sonst zurück hinter dem allgemeinen Fortschritt in der Weltgeschichte. Dass er sich bei solchem Singsang nicht glücklich fühlt, das weiß ich ganz genau! O — Sie hätten sie sehen sollen, wie sie damals bei Erntefesten oder Hochzeiten, oder auch nur während der Rast auf dem Felde, an arbeitsfreien Sommerabenden oder bei lustigen Zusammenkünften im Winter ihre Lieder sangen, dass es eine Lust war! Ich mag wohl ein rohes uncultiviertes Cantorlein gewesen sein", fuhr er lächelnd fort, „denn von Noten und Singheften haben sie nie etwas zu sehen gekriegt. Hätt' auch wahrlich nicht gewusst, wozu. Die Jungen sangen's den Alten nach, und die Alten den Jungen. Und ganz so kunstlos war's ja wohl auch nicht. Wenn ich's dahin gebracht hatte, dass die tieferen Stimmen sich waldhornartig in Terzen und Sexten als zweite Stimme der Melodie anzubequemen verstanden; wenn ich in Zeiten der Heuernte durch die Felder wanderte und da und dort tiefe, klare Altstimmen an helle Discantstimmen sich anschmiegen hörte, — dann", und dabei zitterte seine Stimme, „dann hab' ich mich oft recht stolz gefühlt. . . Da gab's ja wohl kein sangbares Lied, zu dem sie sich nicht ihre einfache Begleitstimme zurechtgelegt hätten. Und wenn sie beisammen waren, Männlein und Fräulein, da bedurft' es nicht erst des lüsternen Dreitactes, um das Strenge

mit dem Zarten zu paaren, — waren doch die gemeinſamen ſchlichten Lieder Eigenthum aller geworden — vermochte doch das allen vertraute Lied ein Band zu ſchlingen, das die ungelenke Zunge vielleicht nie anzuknüpfen vermocht hätte."

„So lieben Sie alſo den drei- und vierſtimmigen Geſang wohl überhaupt nicht ſehr?" fragte ich.

Da leuchteten die alten Augen. „Der müſste wohl ein Barbar ſein, dem der wunderſame Drei- und Vierklang, durch menſchliche Stimmen erzeugt, nicht als ein Ausſtrom göttlicher Kunſt erſchiene! Wär' ich wohl noch in meinen alten Tagen in die mir ſonſt ſo fremde Hauptſtadt übergeſiedelt, wenn nicht der Kunſtgeſang unſerer Oper mein altes Muſikantenherz mit allen ſeinen Faſern gefeſſelt hielte? — Unſerem Volke im großen aber, dem Landvolke wie dem Stadtvolke im allgemeinen, iſt ſolcher Geſang für ſein Fühlen ein fremdes, unnatürliches Gewand im Vergleich zur Art und Kraft ſeiner Ausdrucksfähigkeit. Pflegen wir ſorglich ſeine urſprüngliche Eigenart — pflanzen wir aber nicht fremde, unnatürliche Reiſer auf den Baum unſeres Volksthums, — dann kann wohl einſt unſer Volksgeſang wieder werden, was er früher war: die natürliche Kunſtbethätigung eines naiven Volksempfindens!"

Dieſer Aufſatz, den wir dem „Kunſtwart" entnehmen, enthält viel Richtiges und Beherzigenswertes. Warum aber der Volksgeſang unter keiner Bedingung mit dem Dirigentenſtabe berührt werden ſoll, ſieht man nicht recht ein. Aus der Volksſage haben Goethe, Schiller die herrlichſten Kunſtdichtungen geſchaffen; aus der Dorfgeſchichte machten Theodor Storm, Anzengruber die muſtergiltigſten Novellen und Romane; aus der Dörflichkeit entwickelte ſich Defreggers Malergenie; aus dem Bauernhauſe entſtand der nationale Bauſtil; warum ſollte gerade das Volkslied nicht entwickelungsfähig ſein? Sagt man nicht von Richard Wagner, daſs er für ſeine Muſik gerne volksthümliche Motive wählte? Iſt denn nur das eine ausgeſchloſſen, aus dem Naturgeſang ein Kunſtlied zu machen?

Ja, beſſer wäre es freilich, wenn unſer Volk ſeine alten Lieder ohne Noten gut ſingen wollte oder könnte, aber das iſt nicht mehr. Der Gebirgsbauer ſingt noch ohne Noten, ihm nützen Noten nicht und ſchaden Noten nicht. Der Thal- und Flachlandbauer ſingt nicht mehr naiv; der Kleinbürger auf Dorf, Markt und Stadt ſingt noch weniger, in dieſen Kreiſen würde das Volkslied ohne Noten vergeſſen ſein, ſowie für uns der Text desſelben ohne Druckbuchſtaben vergeſſen wäre.

Freilich geht es auch bei uns oft ſo zu, wie Hermann Schütze es im ſächſiſchen Dorfe gefunden hat; manches Lied wird von den Noten herab ohne Verſtändnis geſungen und jämmerlich verhunzt; allein für das Gegentheil gibt es auch Beiſpiele. Wir wiſſen es, mit welcher Begeiſterung die von Schmölzer, Gauby, Koſchat kunſtſanglich gemachten Volkslieder auf dem Dorfe wie in volksthümlichen Kreiſen der Stadt geſungen werden, wie markig und friſch das bereits verloren geweſene Volkslied wieder auflingt. Der Naturſänger verdirbt an einem nach Noten geſungenen Volksliede lange nicht ſoviel, als der Kunſtſänger.

Daſs auf dem Dorfe Volkslieder vom Notenblatt und unter dem Tactſtabe geſungen werden, iſt alſo noch nicht das größte Unglück; aber wenn die Bauernmuſikanten in ihren Kirchen ſchwierige Meſſen und Veſpern, in ihren Muſikabenden allerlei Opern- und Operettenſtücke aufführen, das iſt ein Graus! Hier ſteckt der Bauer im Frack, hier parliert der Hausknecht franzöſiſch! R.

Kindermund.

Kinder erfinden ſich zur Zeit, als ihnen die Sprache der Erwachſenen noch zu ſchwer, zu unverſtändlich und zu — ungereimt iſt, eine eigene Redeweiſe, in der ſie unter einander und mit den Großen ſprechen und deren Theile manchmal recht

merkwürdig oder zum mindesten recht drollig sind. Manchmal auch ist es die naivste Unbehilflichkeit des Ausdruckes, dann wieder das geniale Hinwegspringen über einen spröden Gegenstand, das uns anmuthet. Agathon Keber hat in seinem Büchlein „Zur Philosophie der Kindersprache“ (Leipzig. Th. Grieben. 1890) eine Auslese von Kinder-Ausdrücken geboten. So bat ein Kind im Morgengebete den himmlischen Vater:

„Und ich bitt' dich väterlich,
Ein gutes Kind lass werden mich.“

Ein anderes Kind gestand: „Ich bin ein Liebling (Liebhaber) von Kuchen.“ Weitere Kinderausdrücke: „Beim Untergange von Sodom und Gomorrha regnete es Schwefelhölzer vom Himmel.“ „Bei der Sintflut regnete es vierzig Tage und fünfzehn Ellen lang.“ „Die Blumen hat der liebe Gott gewachselt (wachsen lassen).“ „Das hat mich vertraurigt“ (traurig gemacht). „Er hat drei Kinder und zwei Mädchen.“ „Als biblische Geschichte war, waren die Menschen noch sehr arm.“

Ein Kind fragte: „Wie viel ist denn ein Procent?“ Ein anderes antwortete auf die Mahnung, es solle sich nicht so im Dreck umherwälzen: „Ich will ja ein Drechsler werden.“ Als eine Mutter warnte: „Lass das, sonst schilt die Tante!“ antwortete das Kind: „Ist sie denn eine Schildkröte?“ „Tante, du brillst ja so!“ sagte ein anderes zur alten Person, die Brillen trug. Ein Lehrer, welcher das Wort „Furien“ erklärt hatte, verlangte ein Beispiel. Das Kind antwortete: „Furigen Sonntag habe ich mich erkältet.“ Ein fünfjähriges Mädchen erzählte nicht bloß von Ameisen, sondern auch von einer Amaus. Ein anderes fragte: „Ist Weihnachten zuerster, als mein Geburtstag?“ Ein anderes wollte sagen: „Auf diesem (in die Rumpelkammer gestellten) Stuhl sitzt wohl kein Mensch“, und sagte: „Alle Menschen sitzen wohl nicht auf diesem Stuhl.“ „Der Storch hat mir ein Geschwister gebracht“, erzählte ein vierjähriges Mädchen, „es ist eine Puppe“ (ein Bub).

Nach der Übersiedelung einer Familie von einem Stadttheil in einen anderen sagte das Kind, als es vom Fenster der neuen Wohnung aus das erstemal die auf dem Platze stehende Kirche sah: „Ich danke dir, lieber Papa, dass du mir da draußen die schöne Kirche herstellen ließest.“

Jeder, der selbst mit Kindern zu thun hat, wird diese Beispiele leicht ins Zehnfache vermehren können.

Amerikanische Dienstboten.

Interessant für unsere Hausfrauen dürfte die Schilderung amerikanischer Dienstmädchen-Verhältnisse sein, welche dem Privatbriefe einer jungen, nach Chicago verheirateten, deutschen Frau entnommen ist. Sehr angenehm ist, so heißt es in dem betreffenden Schreiben, die Sitte, dass einem alles ins Haus gebracht wird, was man in der Wirtschaft braucht. Es wäre jedoch anders auch gar nicht möglich, denn die hiesigen Dienstmädchen gehen mit keinem Korb auf die Straße. Infolge dessen gibt es wohl auch keine Rollen für die Wäsche; denn die Mädchen würden sich vielfach weigern, die Wäsche zur Rolle hinzutragen. Aus ähnlichen Gründen besteht hier an der Hofseite jedes Mietshauses eine äußerst praktische Einrichtung, welche ich euch drüben wohl empfehlen möchte. Es ist dies eine einfache, aus Stricken bestehende Hebevorrichtung, an welche jeder Mieter ein Anrecht hat und welche Waren, leere oder gefüllte Eimer ꝛc. hinauf-, resp. hinabbefördert. Dadurch wird viel mühevolles und zeitraubendes Treppensteigen gespart. Ach, die deutschen Dienstmädchen! Wie anspruchslos sind sie doch gegen die unserigen! Hier ißt jedes Mädchen mit am Tisch; sie würde es als Beleidigung auffassen, wenn man ihr das verweigern wollte. Wenn sie nach ihrer Meinung nicht genug zu essen bekommt oder es ihr

sonst nicht gefällt, geht sie einfach aus dem Hause, ohne dass sie nöthig hätte, zu kündigen. Mir begegnete es mit meinem ersten Mädchen, dass ihr Vater sie mir des Montags von der Wäsche fortholte, weil er eine Stelle in der Fabrik für sie erhalten hatte. Sie packte sofort ihre Sachen und gieng, — ich konnte nichts dagegen machen. Und wenn sie kommen, sind sie ganz die feinen Damen, erkundigen sich erst genau nach allen Einzelnheiten der Haushaltung, sehen sich ihr Zimmer an, besonders daraufhin, ob sich ein „bureau" darin befindet (ein unten aus Kommode, oben aus großem Spiegel bestehendes Möbel). Meist bleiben sie nicht lange, trotz des hohen Lohns von wenigstens 2 Dollars wöchentlich, d. i. ca. 18 Gulden monatlich. Die meinige bekommt sogar 26 Gulden. Und dabei putzen sie nicht einmal die Stiefel für den Herrn; dieser muss sich vielmehr — will er sich nicht selbst daran machen — sein Schuhwerk auf der Straße reinigen lassen oder sich extra einen Nigger (Neger) für diesen Zweck halten. Um gleich noch ein Beispiel von den übrigen Lohnverhältnissen im Haushalt zu geben, sei erwähnt, dass eine Waschfrau 4 Gulden den Tag erhält und dabei nicht länger arbeitet als von 8—6 Uhr. Aufwartefrauen sind überhaupt sehr schwer zu bekommen und müssen ebenfalls sehr theuer bezahlt werden. Eins ist ganz so wie bei euch: sie streben alle nach der Fabrik, weil sie dort unabhängiger sind. Woher sie freilich kommen, weiß man nur allzu oft nicht, denn polizeiliche An- und Abmeldung sind nicht Sitte. Es kommt vor, dass sie aus öffentlichen Häusern direct in einen Dienst gehen, weil es ihnen gerade so gefällt, und man ahnt nichts davon, wen man um sich hat. Zeugnisse braucht ja keine von ihnen zu besitzen! Oft geben sie einen ganz falschen Namen an, wenn sie sich ihres richtigen schämen. Die Dienstmädchennoth, welche gerade hier in Chicago herrscht, hängt damit zusammen, dass letzteres zu weit landeinwärts liegt. Wer stellt denn das größte Contingent der amerikanischen Dienstmädchen? Die eingewanderten Deutschen. Diese halten es jedoch meist für sicherer, in den Hafenstädten zu bleiben, als aufs Gerathewohl den zwei bis drei Tage langen Weg nach Chicago zu wagen, abgesehen davon, dass sie oft nicht mehr die nöthigen Mittel hierzu besitzen. Wie viel Stoff zu Gesprächen über Dienstboten wir amerikanische Hausfrauen besitzen, könnt ihr euch hiernach denken! Euch aber möchte ich wohl einmal meine Betty auf einige Wochen wünschen, dann würdet ihr in jedem deutschen Dienstmädchen ein Muster an Einfalt und Bescheidenheit sehen!

Lustige Zeitung.

Galanterie und Offenheit verband mit feinem Geschick jener Sohn des himmlischen Reiches, der als Attaché der chinesischen Gesandtschaft in London einem Gartenfest beiwohnte und von einer etwas koketten Dame ins Gespräch gezogen wurde. Auf die Frage, was die Chinesen an den Frauen am höchsten schätzten, antwortete er, ohne sich zu bedenken: „Die häuslichen Tugenden." Die Engländerin fuhr darauf in mitleidigem Tone fort: „Wirklich! Sie haben es also nicht gern, wenn Ihre Frauen in Gesellschaft gehen, um etwas zu plaudern?" — „Nein, gnädige Frau, ein Chinese hat das Recht, sich von seiner Frau scheiden zu lassen, wenn sie allzu gesprächig ist." Die Dame glaubte hierin eine leise Anspielung sehen zu müssen und fragte spöttisch: „Ich fürchte, dass das mein Los in China sein würde!" worauf der Chinese mit einer tiefen Verbeugung erwiderte: „Sie dürfen überzeugt sein, dass mit dem Tage Ihrer Ankunft in China die harten Gesetze gegen die Gesprächigkeit der Frauen abgeändert würden."

Entschuldigt. „Aber, liebes Lieschen, deine Briefe an mich wimmeln ja von orthographischen Fehlern!" — „Ja, Liebster, weißt du — ich fürchte mich so, von Mama ertappt zu werden, und da schreib' ich dir immer im Dunkeln."

Vor der Gardinenpredigt. Frau: „Jetzt habe ich vier Stunden gewartet, dass du aus dem Wirtshause heimkehrst!“ — Mann: „Und ich dort vier Stunden, dass du einschlafen solltest.“

Richter: „Sie haben also diese beiden Herren am Sonnabend derbe durchgebläut und gestehen dies auch zu?“ — Angeklagter: „Jewiss doch, Herr Richter!“ — Richter: „Hm! Und wie kamen Sie dazu, alle beide in dieser unverantwortlichen Weise zu schlagen?“ — Angeklagter (freimüthig): „Offen jestanden, Herr Richter, for eenen Jenzigen wären die Keile zu ville jewesen!“

Dem erwarteten Gerichtsvollzieher zum Gruß hatte ein Leipziger Studio in seinem Zimmer auf in die Augen fallendem Zettel folgende Verse niedergeschrieben:

„Ich weiß, du kommst, um mich zu pfänden,
Du strammer Bote des Gerichts!
Ich kenn' die Leute, die dich senden,
Doch diese Leute kriegen nichts;
Zwar dein Bestreben scheint mir löblich,
Pflichteifer treibt so früh dich her;
Doch glaub' mir, Freund, Du kommst vergeblich,
Denn hier ist alles öd' und leer.

Sieh' hier eh'mal'gen Reichthums Reste:
Ein Port'monnaie mit nichts darin,
Dort an der Thür hängt eine Weste,
Wenn sie dir ansteht, nimm sie hin!
Sonst bieten nichts dir diese Räume,
Die suchend jetzt dein Blick durchirrt;
Denn Stiefelknecht und Gummibäume
Gehören meinem Zimmerwirt.

Du siehst: hier ist nichts fortzuschleppen,
Mich dauert, dass du dich bemüht!
Es sind vier unbequeme Treppen!
Geh' hin, wo Pracht und Luxus blüht!
Noch ist es früh, — genieß den Morgen!
Was nützt es, dass du länger weilst?
Doch kannst du, Freund, mir etwas borgen,
Leg's hin, eh' du von dannen eilst!“

Der Canonicus Pfäffle besucht im Auftrage des Ministeriums die Lehranstalt des Directors Sch. Dieser führt den geistlichen Herrn unter anderm auch nach dem Garten, wo zu Leckerzwecken allerlei Pflanzen gezogen werden. Director: „Sehen Sie, Hochwürden, die Gruppe hier rechts, das sind fleischfressende Pflanzen.“ — Canonicus (höchst überrascht): „Wie? Was?“ — Director (lächelnd): „Wie ich Ihnen sage, Hochwürden; die Pflanzen da fressen Fleisch.“ — Canonicus (schnell gefasst, mit heiligem Eifer): „Aber doch hoffentlich nicht an Freitagen!“

Pfarrer: „Ja, das hilft nichts, Schnabelbauer, das ist nun einmal so Sitte, ihr müsst Eurer seligen Frau eine Grabschrift setzen, sonst denken die Leute, ihr hättet euch gar nicht ein bisschen lieb gehabt.“ — Schnabelbauer: „Was das betrifft, Herr Pfarrer . . . Sie wisse, ich bin e friedfertiger Mann . . . sie hat's als gar arg mit mir getriwwe, und geschmisse hat sie mich auch . . . ich kann nun emal net gege die Wahrheit rede. .“ — Pfarrer: „Nun, so setzt auf den Grabstein: „Sie ist mein Stecken und mein Stab gewesen.“ . .

Am Hofe des Königs Karl X. von Frankreich lebte ein geistreicher, aber ganz ungewöhnlich hässlicher Priester. Als derselbe eines Tages durch ein, kurzweg als „Ochsenauge“ bezeichnetes Vorzimmer des Herrschers in Versailles gieng, sagten einige dort befindliche Höflinge ganz laut: „Da kommt Aesop zu Hofe.“ Kaltblütig erwiderte der Geistliche: „Ihr Gleichnis, meine Herren, ist für mich sehr schmeichelhaft, denn Aesop machte die dümmsten Thiere sprechen.“

In der Stadt K., die an einem See liegt, findet sich folgende Bekanntmachung angeschlagen: „Wenn man eine Frau aus dem Wasser ziehen will, soll man sie an ihren Kleidern, nicht an den Haaren erfassen; es hat sich gezeigt, dass die letzteren dem Rettenden meist in den Händen bleiben.“

Ein anderer Mensch. Geistlicher: „Hören Sie die mahnende Stimme eines Freundes nnd lassen Sie ab von dem Genusse geistiger Getränke!“ — „Ach, Herr Prediger, det Leben is so schwer. Is et mir da zu verdenken, wenn

ick's mir manchmal mit eenem Bittern zu versüßen suche? Hab' ick Eenen jetrunken, bin ick jleich een andrer Mensch, und eenem andern Menschen muss man doch och wat jönnen."

„Herr Pfarrer, begehe ich eine Sünde, wenn ich zum Tanz gehe?" — „Ja, liebes Kind, das kann ich dir nicht sagen. Ich bin ja nicht dabei!"

Ein rücksichtsvoller Führer. Auf dem Rhonegletscher. Führer (zu einem englischen Touristen, der von seiner Tochter begleitet ist): „Hier, mein Herr, ist die Stelle, wo der bekannte Bergsteiger Uri in den Abgrund stürzte." — Engländer: „Hier wäre es gewesen? Unsinn! Der Ort liegt zwei Stunden von hier entfernt. Im vorigen Jahre haben Sie mir ja die Absturzstelle gezeigt!" — Führer (zuvorkommend): „Sie haben recht, aber ich glaubte, für Ihr Fräulein Tochter würde es bis dahin zu weit sein!"

Ein schwäbischer Pfarrer spricht mit kleinen Kindern in der Religionsstunde über die Allgegenwart Gottes und fragt: „Wo ist Gott?" — Antwort: „Überall." — Frage: „Ist er auch in der Stube?" — Antwort: „Ja." — Darauf fragt ein kleiner Junge den Pfarrer: „Isch Gott au in üsem (unserm) Cheller (Keller)?" — Pfarrer: „Ganz gewiss!" — Schüler: „Jetzt sieht ma, dass n' Lügner bischt, mir han jo gar kein' Cheller!"

Guter Trost. Vater (von der Reise zurückgekehrt): „Weshalb heulst du?" — Söhnchen: „Mama hat mich geschlagen!" — „Na, sei ruhig, von morgen an haue ich dich wieder!"

In der Provinz Sachsen wurde eine Landschule vom Kreisschulinspector besichtigt. Als dieser eintraf, behandelte der unterrichtende Lehrer gerade das Hauptstück von der Gerechtigkeit Gottes. Der Schulinspector hörte dem Unterrichte einige Zeit zu, dann ergriff er das Wort und richtete an die Kinder die Frage, wie sich Gottes Gerechtigkeit zu seiner Gnade verhalte. Er erwartete natürlich die Antwort zu hören: Gottes Gnade ist größer als seine Gerechtigkeit. Nach einer Pause erhielt er die Antwort: Gottes Gerechtigkeit verhält sich zu seiner Gnade wie 1 zu 250." Als der Schulinspector eine Begründung dieser Behauptung wünschte, erklärte der Knabe Folgendes: „Gott will strafen bis ins vierte und wohlthun bis ins tausendste Glied. Beim Strafen zeigt er seine Gerechtigkeit, beim Wohlthun seine Gnade. Demnach ist das Verhältnis zwischen Gerechtigkeit und Gnade wie 4 zu 1000 oder 1 zu 250!"

Deutlich. Ein berühmter Professor, der vielfach durch neugierige Fremde gestört ward, ließ schließlich an seiner Thür ein Schild mit folgender Aufschrift anbringen: „Wer zu mir kommt, erzeigt mir eine Ehre, wer nicht kommt, macht mir ein Vergnügen!"

Galgenhumor. „Du, Adolf, woher hast du denn die dicke Backe?" — „Die? Das ist weibliche Handarbeit."

Sunn' und Monschein.

Hat d'Sunn zan Monschein gsogg:
Hon a scheans Lebn;
Kann ih den gonzn Tog
D' Welt schaffn segn.
Siag ih, wia 's Gampsal springg
Hoch üba 'n Gwänd,
Siag, wia da Jaga
Sein Stutzerl obrennt.
Siag ih, wia 's Dirndl
In Feld Fuata schneidt,
Schau ih hin wodawöll
Lauta Lebn und Freid;
Und üba Berg und Thal
Strah ih mein Sunnenstral.
Fallt ma nit ein,
Dass ih eppa da Monschein mecht sein! —
Hat draf da Monschein gsogg:
Hon a scheans Lebn;
Kann ih die gonzi Nacht
D' Welt rastn segn.
Siag ih, wia 's Gampsal leckt
Drobn afn Schnee,
Siag ih, wia 's Hirscherl trinkt
Unten ban See;

Siag, wia da Jaga
Van Berg obakeicht,
Wiar er zan Fensta
Van Dirndl hinschleicht.
Und wieviel Glück und Ruah
Deckt mei Glanz freindli zua!
Kimp mar in Sinn,
Dass ih doh liaba da Monschein bin.

Hans Fraungruber.

Marie von Ebner-Eschenbachs sechzigster Geburtstag.

Zu Marie von Ebner-Eschenbachs sechzigstem Geburtstag, den die Dichterin auf ihrem Familiensitz, Schloss Zdislavic in Mähren am 13. September d. J. beging, stellte sich unter den Gratulanten auch der Verein der Schriftstellerinnen und Künstlerinnen in Wien ein, um mit einer sinnigen Huldigung sein gefeiertes und allverehrtes Mitglied, das zugleich zu den Stiftern des genannten Vereines zählte, zu ehren. Ein voller, von Lorbeerzweigen umwundener Ährenkranz, in dessen Schleife eine künstlerisch ausgeschmückte Pergamentrolle steckte, trug die folgenden, von Coswine v. Berlepsch verfassten Widmungszeilen:

Wie dein milder Geist
Des Menschenherzens Tiefen und Höhen,
Sein Fehlen und nicht zum mindesten auch
Seine närrischen Sprünge
Liebreich erforscht und verstanden,
Dann *seine Menschen* geschaffen hat

Und in das lichte Reich der Kunst sie erhoben, —
Dem ein Gleichnis,
Winden den Kranz von gold'nen Ähren wir dir,
Dem Segen der heiligen Erde,
Und flechten den Lorbeer,
Den hohen,
Um die Gottesfrüchte
Reich aufgegangenen Lebens.

Lasse mit zager Hand
Zu deinen Füßen ihn legen!
Bewunderung — Liebe
Blickt zu dir empor
Und sieht in der Zukunft Gründen
Dir — und uns — bescheert,
Manch' goldenes Erntejahr noch.

Bücher.

Neue Novellenbücher.

Vier Novellenbücher liegen in schwesterlicher Eintracht auf meinem Tische. Der scharfsinnige Leser, der zwischen den Zeilen zu lesen versteht, hat es gewiss schon weg, dass es sich um Frauenliteratur handelt. Wenn ich ihm noch gestehe, dass alle vier Bücher gut geschrieben sind und mitunter recht hübsche Sachen enthalten, so wird er mir gern glauben, dass mein Vergnügen beim Lesen ein doppeltes war. *Silvia Andrea* versenkt sich in ihren *Erzählungen* in „Graubündens Vergangenheit". Willig folgen wir ihrer Phantasie in der ersten Erzählung „Ein Apostel" in das zweite Jahrhundert unserer Zeitrechnung, in den Widerstreit des Christenthums gegen das Heidenthum und begleiten den Heiden „Tello" bis zu dem Momente, wo er nach Überstehung vieler Abenteuer und Herzensstürme sein Heil im Christenthume sucht. „Der Märtyrerstab wird von nun an deine Stütze sein, die Dornenkrone dein Schmuck." — „Und er zog aus, nicht mehr Tello, der letzte Sprössling des Stammes Nandorix, sondern einer von vielen, ein Lichtbringer auf dem Pfade des Irrthums, ein Bahnbrecher durch den Urwald der Unwissenheit, einer von vielen, dessen Spur im Eilschritt der Jahrtausende vergessen aber nicht verloren ist, ein Apostel des Friedens." Wir haben es hier also mit einer jener Erzählungen zu thun, in denen der Geist des Christenthums zum Nachtheile des Wertes desselben nicht aus dem Herzen seinen Keim holt, sondern durch Widerwärtigkeiten und Leiden von außen in das Herz gesenkt wurde; wäre Tello in seinen Handlungen und Erlebnissen zufällig glücklicher gewesen — er wäre sicher ein Heide geblieben. — Die zweite, stofflich wertvollste der drei Erzählungen, „Donat von Vaz", führt uns in das 13. Jahrhundert und klingt in den begeisternden Ausruf aus: „aber siegreicher als der brausende Sturm erhob sich von Burg Rivail auf strahlendem Flügel und schwang sich über die Thäler Hohenrhätiens ein gewaltiger Aar: Der Geist der Republik!" — Die dritte Erzählung: „Dem Licht entgegen" behandelt das Landsknechtswesen der Eidgenossen im sechzehnten Jahrhundert mit seinen Auswüchsen und die Reformation. — Je mehr sich die Erzählungen der Gegenwart nähern und demnach aus klarerem Grunde sich erheben, wird die Charakterzeichnung sicherer und gelungener. Der Drang nach Befreiung aus leiblicher oder geistiger Knechtschaft bricht sich in allen drei Novellen siegreich Bahn. Die Geschichte der Eidgenossen bietet hiefür dankbaren Stoff und es ist der Verfasserin

hoch anzurechnen, dass sie die ethischen Momente in der Geschichte ihrer Landsleute mit feinfühligem Verständnisse und begeisterungsvoller Hingabe an die Freiheit zum Ausdrucke bringt. Ein Anachronismus ist das „flandrische" Tuch des Heiden Tello; in der zweiten und dritten Erzählung mag das „flandrische Tuch" hingehen. Der Name „Flandern" taucht erst im siebenten Jahrhundert auf und wenn es im zweiten Jahrhundert in der römischen Provinz „belgica secunda" auch Tuchmacher gab, so erzeugten diese gewiss kein „flandrisches" Tuch. Die Erzählungen aus Graubündens Vergangenheit erscheinen im Commissionsverlage von J. Vogel in Glarus. Ich hielt mich länger als sonst bei diesem Buche auf, weil es, wie ich glaube, das Erstlingswerk einer begabten und eine edle Richtung verfolgenden Schriftstellerin ist.

Die Verfasserin der Novellen „Aus Österreich" (Deutsche Verlags-Anstalt) José Baronin Schneider von Arno besitzt die beneidenswerte Gabe, anmuthig und kurzweilig zu plaudern. Dies beweist eine der reizendsten Humoresken, die mir seit längerer Zeit zu Gesichte kamen: „Lustgas." In den ernsten Erzählungen wird die Verfasserin gern etwas sentimental. Die zweite und dem Umfange nach bedeutendste Novelle des Buches „Graue Augen" ist in Anlage und Durchführung sonst gelungen, nur die Charakteristik ist nicht immer scharf und zutreffend genug. Man glaubt beim Lesen der Briefe des Helden die Herzensergießungen einer Gouvernante zu hören. Das „unphilosophische Wort über die Philosophie" hätte uns die außergewöhnlich begabte Dame ersparen können. Das Buch enthält im ganzen außer dem Vorwort und dem „unphilosophischen" Nachwort sechs Novellen, von denen schon die erste, oben kurz gekennzeichnete Novelle „Lustgas", das Buch als gute Lectüre empfiehlt.

A. Godin ist eine gewandte Erzählerin und ihre sechs Kleinen Geschichten (Berlin. Schorr) sind recht hübsch, bis auf die fünfte Geschichte „Liebeskraft". Diese Geschichte ist wirklich nicht hübsch. Eine Dame soll nicht den Ehebruch zum Vorwurfe einer Erzählung wählen, wenn sie nicht gerade muss, und A. Godin muss nicht — denn eine reiche, geläuterte Phantasie ist ihr dienstbar. Dafür ist die dritte Novelle „Herzklopfen" eine originelle, prächtige Geschichte voll schalkhaften Humors, der besonders am Leser sein Müthchen kühlt. Schon dieser Geschichte wegen verlohnt es sich, das Buch zur Hand zu nehmen.

Nettes in der Kleinmalerei leistet Alexandrine v. Holmblad, die ebenfalls Kleine Geschichten (Hamburg. J. F. Richter) veröffentlicht. Wenn sie aber glaubt, kleine Geschichten müssten auch mit so winzig kleinen Lettern gedruckt werden, so mag sie nur einen Theil der Leser für sich haben — der andere Theil wird diesen Druck ein Augengift nennen. Die Geschichten, die meist kleinbürgerliches Leben anschaulich und oft mit Humor schildern, entbehren rührenden Beiwerkes nicht und das Märchen „Die Ballschuhe" verräth geradezu Andersen'sche Schule. — tt —

Novellen von Richard Voss. (Berlin. Freund & Jeckel 1890.)

Gestern ein kunstvolles Gefäß, heute Scherben! Das ist sonst der Lauf der Welt. Ich weiß einen Fall, wo das umgekehrt ist. Anfangs die „Scherben" und nachher das vollendete kunstreiche Gefäß. Ich spreche von dem Wege, den Richard Voss zurückgelegt von seinem ersten, weltzerfahrenen Werke „Scherben" bis zu seinen neuesten Werken, z. B. den Dramen, die gegenwärtig siegreich und bewundert auf der deutschen Bühne stehen. Hier weise ich nur auf den Erzähler hin, der uns die Romane „Bergasyl", „der Convertit", „Michael Cibula", die „Römischen Geschichten" und die „Novellen" geschrieben hat. Die neueste Sammlung der Novellen habe ich mit besonderem Genusse gelesen und in denselben eine Geschichte mit wahrem Entzücken. Die Geschichte heißt: „Der faule Checco." Es gibt nichts Liebenswürdigeres, nichts Gesünderes als diese Dorfnovelle, und wenn man sie wunderswegen vergleicht mit des Verfassers Erstlingsarbeiten, so muss man Respect haben vor einer moralischen Kraft, der es gelungen ist, aus Irrpfaden sich zum rechten Wege zu finden, sich in Leid und Kampf emporzuringen zur freien, sonnigen Stelle, wo die Besten der Nation stehen. Besonders diese Geschichte, „der faule Checco", könnte nicht köstlicher sein, selbst wenn sie Gottfried Keller, an dessen urkräftige Muse sie erinnert, in seiner besten Zeit geschrieben hätte. Es ist nicht zuviel gesagt. Voss' Werke nun zu charakterisieren, kritisch zu zergliedern! Das ist meines Amtes nicht. Ich will mit diesen wenigen Worten nur hingewiesen haben auf die erzählenden Schriften des Dichters, des weiteren mag der Leser sich selber in Verkehr setzen mit einer großen eigenartigen Kraft, dergleichen etwas sehr Seltenes ist im neuen deutschen Reiche. R.

Realistische Märchen und metaphysische Histörchen. Nicht für höhere Töchter, noch für niedere Buben. Von R. P. Löhn. (Zürich. Verlagsmagazin. 1890.)

„Auf! Hollaho! Ihr frommen Zionswächter! — Ihr, des Geschmacks privile-

gierte Pächter. — Auf euch pfeif' ich, ihr scheinheiliges Lügnerlumpenpack. — So hab' ich dreimal mehr als ihr Charakter. Die Schmutzigen seid ihr, ich bin ein Nackter. — Ihr versteht mich nicht, ihr Kakerlaken, das ist mir Wurst und Schnuppe, janz ejal." —

So heißt es in Ihrem „Vorruf". Aber warum so ungezogen, Herr Löhn? Wissen Sie, vor wem Sie stehen? Vor Goethe, Schiller, Lessing, Uhland, Grillparzer, Raimund und anderen „Pächtern des Geschmacks". Wenn auch der Geschmack sich ändert, einen Respect dürften die genannten Männer immer noch verdienen. Meinen Sie nicht, ungeberdiger Herr Löhn? Der Wurm höhnt den Adler, weil er selber nicht fliegen kann. Was Sie in diesem Büchlein zusammengeschrieben, ist mit wenigen Ausnahmen lächerlich, sinnlos, brutal und abgeschmackt. Sie wollen sich indes klug zu Genossen schlagen: „Doch euch, Naturalisten, derb und liederlich, ihr Söhne der Natur, euch grüß' ich brüderlich." Ja sicherlich, schöne Seelen finden sich.

Nur eines möchte ich Sie fragen, warum Sie Ihr Büchlein „höheren Töchtern" nicht in die Hand gegeben wissen möchten? Wenn der „Naturalismus" gar so unschuldig und segenbringend ist, weshalb wollen Sie denn die höheren Töchter darum verkürzen? Oder haben Sie die Bemerkung, dass Sie nichts für „höhere Töchter" sind, nur darum auf das Titelblatt geschrieben, damit Sie ein besseres Geschäft machen? Ei gehen Sie, lieber Herr Löhn, dann handeln Sie lieber mit Häuten, Knoppern oder anderen Naturproducten. Die Richtung, welche Sie und Genossen in der Literatur einschlagen, mag einzelnen Lesern Spass machen, das ganze Volk, der ernste Mensch wird niemals daran Geschmack finden. Wenn aber das deutsche Volk zu euch in die Schule gehen sollte, dann ist es das deutsche Volk nicht mehr, dann wird es einmal heißen: Das deutsche Volk ist sittlich zugrunde gegangen an seinen Dichtern. Ihnen gebe ich den Rath, Herr Löhn, dass Sie in stiller Stunde einmal darüber nachdenken wollen, was Sie mit ihren „Realistischen Märchen und metaphysischen Histörchen" eigentlich gewollt haben. Wahrscheinlich nichts, als ein gutes Honorar. Sehen Sie, und das haben Sie auch nicht bekommen. Es ist eine elende Welt. M.

Unser Kaiser im Liede. Eine Festgabe zum 60. Geburtstage Seiner Majestät des Kaisers Franz Josef I. Von Dr. Wilhelm Schram. (Brünn. Rudolf M. Rohrer.)

In der schönen Sammlung wetteifern Poeten wie Zedlitz, Castelli, Friedrich Halm, Josef Weilen, Friedrich Marx, Egon Ritter von Ebert, Cajetan Cerri, Stephan Milow, Ernst Wildenbruch, Rosegger, Ant. Schlossar, Emil Soffé und andere aus älterer und neuer Zeit, um dem geliebten Herrscher des Reiches ihre Huldigung zu bringen. Einzelnes Weniges sieht allerdings so aus, als käme es mehr aus dem Knopfloch, als aus dem Herzen; die meisten dieser Poesien jedoch tragen den Stempel echter Begeisterung und Liebe an sich. R.

Der erste Band des neuesten Werkes von Hans Wachenhusen: **„Aus bewegtem Leben, Erinnerungen aus dreißig Kriegs- und Friedensjahren"** (Verlag der Straßburger Druckerei und Verlagsanstalt), liegt jetzt vor.

Wachenhusen beginnt seine Aufzeichnungen mit dem Jahre 1853, der Thronbesteigung Napoleons III., und führt uns im ersten Bande bis zum Jahre 1861, der Einigung Italiens zu einem Königreiche unter Victor Emanuel. Vom Balkan, dessen Zustände in jener Zeit er in lebendigen Farben schildert, führt er uns durch den russisch-türkischen Feldzug über Konstantinopel nach Wien, von da nach Berlin, woselbst er einige Zeit der Ruhe pflegte. Aber lange hält er es nicht aus. Bald finden wir ihn auf dem Kriegsschauplatze in Spanien wieder, von welchem er, nach mancherlei Irrfahrten, sich nach Italien begibt, dort die Befreiung und Einigung Italiens miterlebend.

In wechselnden Bildern lässt der Verfasser Land und Leute an uns vorüberziehen, weiß die Personen trefflich zu schildern, die in dem Wirrsal der damaligen Zeit die politischen Fäden in der Hand hielten, das Feuer schürten oder mit dem Degen in der Faust die Knoten zerhieben, welche diplomatische Künste geschürzt. Daneben führt er uns in die Gesellschaft, in das Leben der Höfe mit ihren Intriguen, in die Salons der Vornehmen und Reichen, an die Stätten, wo Kunst und Wissenschaft ihre Pflege haben, und zeichnet charakteristisch Männer und Frauen, die in jenen Tagen eine hervorragende Rolle spielten und deren Namen noch in aller Gedächtnis sind.

Besonders interessant sind die Schilderungen und Beobachtungen über das Leben in den großen Hauptstädten, so namentlich über Paris, das damals begann, seine heutige äußere Gestalt anzunehmen, und über den Hof Napoleons III., welcher das Barometer für den politischen Wetterstand war. Mit scharfem Blick hat Wachenhusen mancher der maßgebenden Personen besondere Züge abgelauscht, die uns den Charakter, das

Wollen und Wirken, überhaupt die ganze politische Rolle derselben in einem zum Theil neuen, eigenen Lichte erscheinen lassen. V.

Mantegazza, Prof. Paul, Blumenmärchen. Aus dem Italienischen von Dr. R. Teuscher. (Jena. Hermann Costenoble.)

Diesmal beschenkt uns Mantegazzas berühmte Feder mit einem Werke, zu welchem seine reiche Phantasie allein den Stoff geliefert hat, mit einer Sammlung von Gedichten in prosaischer Form, von denen jedes eine besondere Blume zum Gegenstand hat. Von jeher hat das Volk jeder Blume einen gewissen Charakter, einen Grundgedanken, den sie ausdrücken soll, zugeschrieben, wie dies ja schon die sogenannte Blumensprache andeutet. In solcher, uns tief ergreifender, poetischer Auffassung schildert uns Mantegezza die Entstehung der interessantesten Blumengestalten, der schönen und häßlichen, der bescheidenen und hochmüthigen, der selbstsüchtigen und hingebenden, und erfindet für jede einzelne eine reizende Erzählung, in denen der vielgereiste Verfasser uns mit köstlichem Humor in die natürlichen Ursprungsländer jeder Pflanze versetzt und so die glücklichste Abwechselung in seine Darstellungen einführt. V.

Auf Schneeschuhen durch Grönland, so lautet der Titel des Werkes, welches der Nordpolfahrer Dr. Fridtjof Nansen herausgibt und dessen 1. Lieferung soeben in der Verlagsanstalt und Druckerei-A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg erschienen ist.

Mit Spannung sieht man der Beschreibung dieser abenteuerlichen Fahrt entgegen.

Eine Beigabe von nicht zu unterschätzendem Werte sind die gezeichneten Abbildungen und die dem heutigen Stande der Wissenschaft entsprechenden Kartenbeilagen der Nordpolarregion. V.

Kinder-Gartenlaube herausgegeben von Albert Richter (Nürnberg).

Außerordentlich beliebt in der Kinderwelt und auch dieser Verbreitung vollkommen würdig, ist die „Kindergartenlaube", welche bereits vier Jahrgänge hinter sich hat. Sie bietet eine Fülle von Stoff zur Unterhaltung und Belehrung der Jugend im Alter von sieben bis fünfzehn Jahren und ist ein in seiner Art einzig dastehendes Unternehmen. Was dem Werke zur besonderen Zierde und Empfehlung gereicht, das sind die ganz vorzüglich ausgeführten Farbendruckbilder. V.

Zum fünfundzwanzigjährigen Bestehen der „Modenwelt" 1865—1890. (Berlin. Franz Lipperheide.)

Dieses Gedenkbuch enthält nebst der Geschichte der Zeitschrift „Modenwelt" eine bildliche und beschreibende Übersicht der Moden seit 115 Jahren, welche sehr lehrreich und überaus ergötzlich ist. M.

Zonentarifzeiger. (Wien, Robert Weis.) Derselbe enthält alle Übergangsstationen, vorzüglichsten Badeorte und frequenten Stationen, aus welchen bei mehr als 4000 Combinationen ebenso einfach wie schnell zu entnehmen ist, welchen Betrag man zu entrichten hat, wenn man die Stationen der westlichen Staatsbahnen untereinander zu befahren hat. V.

Dem „Heimgarten" ferner zugegangen:

Hamerling, König von Sion. Illustrierte Pracht-Ausgabe, Lieferung 10.—15. (Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei-A.-G.)

Gesammelte Werke von Ludwig Anzengruber. Fünfter Band. Kalendergeschichten, Gedichte, Aphorismen, Beschauliches, Stimmungsbilder, Mundartliches u. s. w. (Stuttgart. J. G. Cotta'scher Verlag. 1890.)

Aus drei Ländern. Novellistische Sittenbilder von Olga Wohlbrück. (Stuttgart. G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 1890.)

Irma. Schauspiel in vier Acten von Adam Müller-Guttenbrunn. (Dresden. E. Pierson. 1891.)

Friedrich Hölderlin. Fritz Reuter. Von A. Wilbrandt. (Führende Geister, herausgegeben von Dr. A. Bettelheim. II. Bd.) Dresden. L. Ehlermann. 1891.

Aus dem Bürgerhause. Novellen von Anna Hartenstein. (Dresden. Verlag des Universum. 1890.)

Jenseits des Meeres. Amerikanische Skizzen von Maurice Reinhold von Stern. (Glarus. J. Vogel. 1890.)

Moltke als Denker. Goldene Worte aus sämmtlichen Werken, Reden und Briefen des General-Feldmarschalls Grafen v. Moltke. Von Dr. Adolf Kohut. (Berlin. S. Gerstmann. 1890.)

Gesammelte Dichtungen von Ludwig Eichrodt. Zwei Bände. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1890.)

Gedichte von Anton v. Schullern. Aus dem Nachlasse gesammelt und herausgegeben von seinen Freunden. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1890.)

Mußestunden. Lyrische Dichtungen von Willy Schollmeyer. (Seifhennersdorf. Max Großmann. 1891.)

Deutsche und deutsch-österreichische Volkslieder für vierstimmigen Männerchor. Im Auftrage des deutschen Volksgesangvereines in Wien herausgegeben von Dr. J. Pommer. Bisher 4 Hefte. (Wien. Rebay & Robitschek.)

Die Landquart-Davos-Bahn. Von J. Hauri. (Pfarrer. Mit 30 Bildern. (Zürich. Orell Füßli & Co.)

Führer durch Zürich. Herausgegeben von der officiellen Verkehrscommission. (Zürich. Orell Füßli & Co. 1890.)

Soolbad und Inhalation Salzungen in Thüringen. (Salzungen.)

William Hogarth. Vortrag von Prof. Emil Soffé, gehalten im Mährischen Gewerbe-Museum am 11. November 1889. (Brünn 1890.)

Brückenkunde. Cultur- und literar-historische Studie von Dr. Ed. M. Schranka, mit einer Geschichte der Prager Karlsbrücke von Theodor Hutter. (Prag. H. Dominicus. 1890

Leitfaden der Ästhetik. Zum Schulgebrauche und zur Selbstbelehrung verfasst von Maurus Hoffmann. Verfasser von „Die Kunst des ästhetischen Genießens". (Wien. Moriz Perles. 1891.)

Kowys Humoristische Vorträge. Allen Freunden echt wienerischen Humors zugeeignet. (L. Daberkows Verlag. Wien. 1890.)

Die natürliche Erziehung. Grundzüge des objectiven Systems, von Dr. Ewald Hause. (Meran. F. W. Ellmenreichs Verlag.)

Der Taschen-Arzt. Ein treuer Rathgeber in allen Krankheitsfällen. Nebst einem Anhang: „Wie bleibt man gesund?" Von Karl Griebel. Praktischer Vertreter der Naturheilkunde. (Meran. 1890.)

Deutscher Volkskalender für das gemeine Jahr 1891, welches 365 Tage hat. 3. Jahrgang. (Olmütz. Verlag des „Bundes der Deutschen Nordmährens".)

Kalender des deutschen Schulvereines auf das Jahr 1891. Redigiert von A. Müller-Guttenbrunn. (Wien. A. Pichlers Wtw.)

Postkarten des Heimgarten.

A. J., Reichenberg: Nein, damit klopfen Sie bei uns allerdings vergebens an. Wir stehen weder mit einer literarischen, noch politischen, noch irgend einer anderen Coterie in Verbindung, wir stehen ganz allein und befinden uns recht wohl dabei.

S. A., Triest: Ein ruhmreiches Andenken knüpft sich an unsere Murdampfschiffahrt allerdings nicht. Man muss sich nur damit trösten, dass ein Adler kein Walfisch und ein Steirer kein Matrose ist. Übrigens, was für ein Landsmann ist Österreichs größter Seeheld?

× Bitten, ungebeten keine Manuscripte einzuschicken. Haben dafür keine Verwendung, keine Zeit, sie zu prüfen, keine Anstalt, sie zurückzuschicken, müssten sie, um unter Papierbergen nicht zu ersticken, verbrennen.

P. N., Zwettel. Aus Hamerlings hehren Dichtungen einzelne Stellen herauszureißen um dieselben für Parteizwecke zu benützen, kommt uns nicht anders vor, als zerreiße man einen goldenen Faden, an welchem Perlen und Diamanten gereiht sind, um diese als Kugeln in Revolver zu laden und loszuknallen. Das willkürliche Herausreißen von einzelnen Sätzen aus Dichterwerken kann unter Umständen eine Fälschung bedeuten. Wozu schreibt der Dichter, der Ethiker ein ganzes großes Werk, wenn irgend ein Satz ihn schon vollkommen vertritt, schon Alles sagen kann? Seien Sie ehrlich im Citieren, sonst kann Sie eines Tages des Dichters eigener Geist zermalmen.

W. H. Prag. Ihr Manuscript ist zum letzten Autodafé zu spät gekommen. Erst am 31. October d. J. wird wieder geheizt.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Illustrirte Welt.
Illustrirte Welt. Illustrirte Welt.
Illustrirte Welt.
Illustrirte Welt.

Der Wirt schritt mit gerungenen Händen die Stube auf und ab und konnte sich nicht fassen. Immer schüttelte er den Kopf und murmelte: „Wer hätte sich das gedacht!“ Aber auf einmal rief er mit gehobener Stimme: „Er hat's überstanden. Man muss noch froh sein, dass er kein großes Ableiden gehabt hat. — Trink aus, Bub, ich füll dir noch einmal nach.“

Als bald darauf der Wolfram eintrat, sagte der alte Wirt zu ihm: „Du Wolf, eine große Neuigkeit. Musst aber nicht zu arg erschrecken. Morgen heißt's nach Gesznitz fahren. Das Schlimmste ist eingetroffen.“

Der Wolfram schaute seinen Vater an, sagte aber kein Wort, blieb gelassen, zeigte weder Trauer noch Freude. Dann stieg er die Treppe hinan zu seiner Frau. Vor ihrer Thür stand er still und schöpfte Athem. Es kam ihm sauer an, dass er ihr jetzt einen großen Schmerz bereiten sollte. Doch wer wird's sonst thun, als er? Mit der möglichsten Schonung will er ihr die Nachricht mittheilen und ihr liebevoll beistehen im kindlichen Leide. An die Vortheile, die durch des Schwiegervaters Tod dem Adlerwirtshause zukommen, konnte er nicht denken, es empörte sich in ihm etwas dagegen. Ihm war der Salmhofer nie nahe gestanden, aber mit seinem Weibe fühlte er Mitleid und jetzt das erstemal war es ihm, als ob er sie doch lieb hätte. Endlich trat er ein. Sie saß am Tischchen, war mit einer Stickerei beschäftigt und zählte just die Maschen. Er setzte sich ihr gegenüber und that, als schaue er aufmerksam ihrer Arbeit zu. Sie wollte aufstehen, er fasste sanft ihre Hand und sagte: „Bleib' ein wenig bei mir, Kunigunde.“

Sie blickte ihn forschend an. „Was bedeutet denn das?“ fragte sie kalt.

„Ich muss dir's doch sagen“, fuhr er fort, „ein Bote ist da vom Salmhof. Mit deinem Vater steht's recht schlecht.“

„Lüg' nicht!“ herrschte sie ihm zu. „Todt ist er!“

Der Wolfram schwieg.

„Todt ist er!“ rief sie und brach in ein heftiges Weinen aus.

Er stand zu ihr, sagte ihr gütige Worte, streichelte ihr Haupt. Mit dem Arm stieß sie ihn von sich. „Heuchler! Ihr habt seinen Tod doch kaum erwarten können!“

„Kunigunde!“ sprach er nun scharf und herb. „Das Wort sagst du mir nicht noch einmal! Meinetwegen hätte er noch hundert Jahre leben können. Ich suche nichts mehr bei ihm. So klug bin ich wohl geworden, meine liebe Kunigunde, dass ich endlich einsehe: Vom Salmhof kommt *mein* Glück nicht.“

Sie hatte ihr Haupt ins Bettkissen gedrückt und weinte. Ihm wollte das Herz zerspringen darob, dass er ihr jetzt, gerade jetzt das rohe Wort gesagt. Aber so stand's mit ihm, je wärmer sein Gemüth war, desto leichter und plötzlicher sprang es, wenn ihm wehe gethan wurde, in das Gegentheil um. Wenn er gegen sein Weib Gleichgiltigkeit, ja Abneigung empfand, da gab es nie etwas, da blieb er ruhig und überlegsam; so oft er aber mit einem warmen hoffenden Gefühl an sie herantrat und enttäuscht ward, setzte es fast immer einen Wettersturz und wilden Sturm.

Frau Kunigunde rüstete sich, um nach Gesznitz zu fahren. Sie fuhr allein davon. Der Wolfram wollte zum Professor gehen, um ihm das Herz auszuschütten, aber der war nicht zuhause und seine Stube verschlossen. Die Stubenmagd berichtete ihm, der alte Herr wäre seit einigen Tagen recht missmuthig und verlange an jedem Abende die Rechnung.

Das Leichenbegängnis des Salmhofers ward mit großem Pompe vollzogen. Wie zu einem Jahrmarkte kamen die Leute zusammen. Der alte Adlerwirt war überaus gerührt, und manche weichherzige Person musste nur

darum weinen auf dem Kirchhofe, weil sie den alten Mann so bitterlich schluchzen sah. Der junge Adlerwirt schien merkwürdig gefasst zu sein; nur als er die Großbäuerin sah, die gebeugt aber ergeben am Grabe ihres Mannes kniete, ward ihm das Auge feucht. Frau Kunigunde weinte nur wenig, aber in ihrem ganzen Wesen war eine kalte, fast ehrfurchtgebietende Trauer ausgedrückt. Sie war stets an Seite ihrer Mutter und suchte diese damit zu trösten, dass sie ihr zum künftigen Aufenthalte das Adlerwirtshaus antrug. Der Salmhof soll verkauft werden und die Mutter nach Kirchbrunn ziehen.

„Das wäre ja gut", meinte die alte Bäuerin, „wenn's nur auch deinem Manne recht ist."

„Meinem Manne!" rief Frau Kunigunde fast lachend aus. „Was geht denn das meinen Mann an! Glaubst du, Mutter, ich werde mich vom Manne auch so tyrannisieren lassen, wie du? Das wirst du anders erfahren, bis du im Adlerwirtshaus bist. Was du hast leiden müssen, Mutter! du bist still gewesen, aber ich weiß es, und ich werde es den Männern heiß entgelten, das hab' ich mir vorgenommen."

„Gott tröst' seine Seel'!" sagte die alte Salmhoferin mit gefalteten Händen, „ich trag' ihm nichts nach, meinetwegen soll er nichts zu leiden haben."

„Ja ja, es soll's statt seiner nur ein anderer büßen!" versetzte Frau Kunigunde.

Auf den Hof zurückgekehrt, sahen die beiden Frauen mehrere fremde Leute in den Wirtschaftsgebäuden umhersteigen.

„Was wollen denn diese?" fragte die Adlerwirtin.

„Lass sie umhergehen", anwortete die Mutter, „die Neugier plagt sie. Mir scheint, es ist auch der Klobensteiner Verwalter dabei. Der wird Vieh kaufen wollen. Der Großknecht wird's schon ordnen. — Komm', Kundel, wir wollen einen warmen Kaffee trinken."

Die erste Zeit nach dem Tode des Großbauers blieb Frau Kunigunde nun im Salmhofe bei ihrer Mutter.

Die beiden Adlerwirte kehrten alsbald nach Kirchbrunn zurück. Den Wolfram erwartete zuhause die Nachricht, dass der Professor Nix abgereist sei und einen Brief hinterlassen habe. Dieser Brief lautete:

„Lieber Wolfram!

Mich geht die Sache nichts an, aber zusehen mag ich nicht. Und still sein mag ich auch nicht. Ich werde unwirsch. Was soll ich dir weh thun? Du hast schon auch so dein Theil. Zu helfen ist dir nicht. Also breche ich meinen Sommeraufenthalt im schönen Kirchbrunn ab und gedenke eine Reise zu machen. Sei bedankt für alles. Umkehren wirst du kaum. Du stehst jetzt auf dem Punkte, wo viele Wege sich zweigen. Schlimm ist jeder, aber wähle nicht den allerschlimmsten. Gott walt's.

Josue Nix."

Als der Wolfram diesen Brief gelesen hatte, befiel ihn ein solches Leid, dass er zusammenbrach auf eine Bank und stöhnte. Jetzt war dieser Mann von ihm gewichen, der seit Jahren als fröhlicher Genosse und Rathgeber sein Vertrauen gewonnen. Er hatte einen Vater, aber der war oft herrisch, eigennützig, launenhaft und nicht immer verlässlich. Er hatte Jugendfreunde gehabt, hatte viele gute Kameraden, aber sie waren Schmarotzer, Schelme oder Dummiane. So recht aus Herzensgrund sich geben und vertrauen glaubte er nur mehr diesem Manne zu können, der allsommerlich sich eingefunden mit seinem hellen Kopfe, mit seinem heiteren, treuen Herzen. Er war selber schier ein anderer geworden in dieser Gesellschaft, er hatte, bei aller Verehrung für ihn, manche Schalkerei,

manchen kecken Burschenstreich mit dem kleinen Alten durchgemacht, er hatte manchen ernsten Rath desselben befolgt, und er hatte es nicht ein einzigesmal zu bereuen gehabt. Und diesen seinen letzten Rath — Ehescheidung! kann er nicht befolgen, unmöglich! Wie wird das enden?

Der alte Adlerwirt lebte ordentlich auf. Neue Geschäfte hub er an, Bauholz kaufte er, einen Steinbruch unweit des Dorfes wollte er erstehen, denn für das nächste Jahr hatte er einen Neubau des Adlerwirtshauses vor. Kirchbrunn soll ein Hotel bekommen! Eine Sommerfrisch-Anstalt mit Lustgarten und Bädern. — Seine Zeit muss man verstehen! Die Passionen der Mitwelt muss man ergründen, auf die Lösung dieses Räthsels ist eine große Prämie gesetzt — die Million.

Endlich kam ein Schreiben aus Gesenitz vom Notar. Der alte Adlerwirt athmete auf, er hatte es schon seit Wochen erwartet. Der Adlerwirt zu Kirchbrunn wird ersucht, in Angelegenheit des Salmhoferischen Nachlasses bei dem Notariat zu Gesenitz sich einzufinden.

„Einspannen!“ commandierte der alte Adlerwirt. Er selber wollte fahren, der Wolfram war auf einem Holzeinkauf aus.

Der Notar, ein alter hagerer Mann mit brauner Perücke und schwarzgefärbtem Schnurrbarte, empfieng den Adlerwirt sehr höflich, kramte hernach eine Weile in Papieren um und stellte die Frage, ob der Adlerwirt, als Schwiegersohn des seligen Salmhofers, geneigt sei, dessen Erbe anzutreten.

Der alte Wirt war über die förmliche Frage in so selbstverständlicher Sache etwas erstaunt. Er antwortete: „Ich brauche wohl nicht zu sagen, dass ich als Bevollmächtigter meines Sohnes Wolfram hier bin, und dass ich in seinem Namen erkläre —“

„Gemach!“ unterbrach ihn der Notar. „Ich glaube, die Sache müsste wohl überlegt werden. Ich würde nicht rathen.“

„Wieso? Wie meinen Sie das, Herr Doctor?“

„Außer Ihr Sohn denkt so vornehm, dass er die Ehre seines Schwiegervaters retten will.“

„Ich verstehe nicht, Herr Doctor.“

„Es ist höchst wahrscheinlich“, fuhr der Notar fort, „dass in dem Nachlasse des verstorbenen Salmhofers die Passiven größer sind, als die Activen.“

Es war heiß in der Kanzlei. Der Adlerwirt trocknete sich mit dem Taschentuche die Stirn, dann lallte er mit grinsendem Gesichte: „Ist ein Spass, hi hi.“

„Ist kein Spass, lieber Adlerwirt“, sagte der Notar. „Mit dem Vermögen des Salmhofers steht es ganz anders, als man angenommen hat. Es steht unerhört schlecht.“

„Aber, Jesses, man sieht ja, was da ist!“ brauste der alte Wirt auf.

„Nichts ist da“, versetzte der Notar mit fürchterlicher Ruhe. „Alles gehört dem Baron Klobenstein. Seit vielen Jahren hat der Baron Geld geborgt, den Viehstand beigestellt, die Steuern bezahlt für den Salmhof. Der Großknecht auf dem Hof war so viel als Klobensteinischer Verweser, der alte Salmhofer genoss seit einiger Zeit vom Baron eine Art Gnadenbrot. Alles, was Sie heute sehen, und mehr als alles, gehört der Herrschaft Klobenstein. Leider, so steht es.“

Und jetzt wusste es der Adlerwirt. „Der Teufel hol' eine solche Erbschaft!“ schrie er in wilder Empörung. „Schulden! die habe ich selber.“

Betäubt war er, wie er spät abends nach Hause kam. Als ein reicher Mann war er ausgefahren, als Bettler kam er heim. In die Wuth brachte ihn erst der Wolfram. Als er diesem die saubere Neuigkeit mittheilte, was geschah? Der Wolfram fuhr nicht auf, wurde nicht rasend, sagte gar nichts, zuckte nur die Achseln.

„Ist das ein Hosenlupf?“ fragte

der Alte den Sohn voll giftigen Grimmes. „Nein, Freund, das ist kein Hosenlupf. Wie wir jetzt hingeworfen sind, da stehen wir nicht wieder auf. Was sagst denn dazu? Pfeif' eins, wir sind ruiniert! Pfeif' eins, großer Geist, Narr, angesteckt vom alten Narren, der gottlob zum Teufel gegangen ist."

„Ich weiß nicht, was du willst, Vater", sagte nun der Wolfram. „Dir muss es immer sehr gut ergangen sein. Was mich anbelangt, habe ich schon Schlimmeres erfahren, als was du mir da sagst. Du hast freilich nur auf das Salmhoferische Geld gewartet und nicht gespürt, dass ich deine Habsucht im Fegefeuer büße. Und nicht darnach gefragt, was ich ausstehen muss neben dieser Person. Den Eltern zu gefallen eine heiraten, das ist die achte Todsünde; heute noch gehe ich zum Pfarrer und lasse sie in den Katechismus schreiben."

„Du bist ein dummer Knabe!" schrie der Alte.

„Der Vatername schützt dich, dass ich dir jetzt nicht ein anderes Wort sage!" so der Wolfram, blass, glühenden Auges, am ganzen Körper bebend. So viel Besinnung hatte er noch, dass er merkte, es wäre die höchste Zeit, aus der Stube zu eilen.

In seinem einsamen Zimmer, nächtig dunkel, feindselig fast die Stimmung des Raumes, in welchem Frau Kunigunde zu walten pflegte, saß der Wolfram und stützte seinen schweren Kopf auf die Hand. Und weil in dem Menschen etwas ist, das ihn nicht ganz versinken lassen will in Verzweiflung, so fiel es ihm ein: Vielleicht ist diese Wendung zum Glücke. Vielleicht ist ihr Stolz, ihre Härte jetzt gebrochen, wenn sie weiß, dass sie arm ist wie ein Karnerweib, vielleicht kommt jetzt ihre bessere Natur zum Vorschein. Ich will ihr's leicht machen. Keinen Vorwurf, keine Anspielung soll über meine Lippen kommen; beweisen will ich ihr, dass ich nicht das Geld in ihr achte und suche, wohl aber das warme Herz.

Zu seinem Vater gieng er noch einmal, der im Hofe wie wahnsinnig hin- und herrannte, und zu diesem sprach er: „Vater! Eines merke dir! Sage meiner Frau, wenn sie heimkommt, kein ungeschaffenes Wort! Ich will sie respectiert wissen, verstehst!"

„Ja versteht sich", höhnte der Alte, „eine solche Frau muss man respectieren!" Dann schlug er um: „Bettelbub! Was ist das für eine Manier?! Glaubst du Laff', weil ich dich nicht mehr enterben kann, du darfst mit mir umgehen, wie mit einem Landstromer?"

Der Sohn schritt ins Haus zurück.

In der Gaststube saßen ein paar angeheiterte Bauern und machten faule Späße über ihre Weiber. Jeder prahlte sich damit, dass die Seine daheim die Häßlichste und Unsauberste und Zuwiderste wäre; und der eine stieß sein leeres Glas von sich, hieb mit der Faust auf den Tisch und gurgelte: „Das weiß ich!" Er wollte etwas sagen, wusste aber nichts.

„Wenn mich meine Alte recht fuchtig macht, so geh' ich ins Wirtshaus und sauf' mir einen Rausch!" rief der andere.

„Ha ha, ha ha!" lachte der eine, „und wenn du nachher heimkommst, siehst du den Drachen doppelt und dreifach. Das muss eine Freud' sein!"

Der Wolfram hörte ihnen mit Wehmuth zu, diesen unglücklichen Ehemännern, die so lustig sein und so tapfer trinken konnten. Auch er hatte das Trinken schon versucht, es gieng aber nicht. Nur in der Frohstimmung schmeckte ihm der Wein, aber es kam nie zu einer.

Und es wird doch wieder zu einer kommen! also ermuthigte er sich selbst. Vielleicht nimmt's eine Wendung. Denn dass es so bleiben sollte fürs ganze Leben — er vermochte es nicht zu denken, geschweige zu ertragen.

Ein so hartes Weib als er —

also empfand er's — hat keiner mehr auf der Welt. Ihre Herbheit, ja Rohheit gegen ihn that ihm umso weher, als Frau Kunigunde sonst manchmal und gegen andere Herz und Gemüth zeigte. So war sie nicht karg gegen Arme; manchem Bettelmann, der ihr zu schmeicheln wusste, gab sie mit vollen Händen. Ward ein Dienstbote krank, so war sie zwar ungehalten, besorgte aber schleunigst Pflege und Arzt; noch mehr Neigung wendete sie den Thieren zu, von denen sie sagte, sie verdienten mehr Liebe, als die Menschen. Am rücksichtsvollsten und aufmerksamsten war sie gegen ihre Verwandten. So unzufrieden sie zu Hause auf dem Salmhofe gewesen war, so lebhaft strebte sie jetzt manchmal nach dem Salmhofe zurück, all ihre Herzenswärme verschwendete sie dahin. Und nur ihrem Manne nichts und gar nichts, als Trotz und Bitterkeit.

Nach diesen ruppigen Tagen stand es an zwei Wochen lang, da kamen sie plötzlich angefahren, die Frau Kunigunde und ihre Mutter. Und mit Sack und Pack.

Für die Salmhoferin wurde alsbald das Baumgartenzimmer eingerichtet und als der Wolfram endlich Gelegenheit hatte, mit seiner Frau ein paar Worte zu sprechen, sagte er: „Ganz recht, Kundel, dass du deine Mutter mitgebracht hast. So lange wir selber in diesem Hause sind, wird sie auch noch Platz haben. Es ist recht, es ist schon recht."

„Habe ich dich darum gefragt?" entgegnete sie.

„Kundel", sagte er und wollte ihre Hand fassen, was sie aber zu verhindern wusste, „Kundel! wie du hart bist auf mich! das kann nicht dein Ernst sein. Du bist jetzt nur unglücklich, und das macht halt bitter. Mich erbarmst du."

„Schenke du dein Mitleid einer anderen, ich brauch' es nicht!" so ihre Antwort, gieng in ihr Zimmer und schlug hinter sich die Thür zu.

Der Wolfram stand noch eine Weile so allein da, dann that er einen Seufzer: „Ach! das ist ein Leben!"

Der alte Adlerwirt ließ sich von nun an selten mehr sehen. Er saß in seiner kleinen Stube neben der Küche und brütete vor sich hin. Manchmal gieng er, anstatt zu seinen wenigen, verdrossenen Gästen sich zu setzen, zum zweiten Dorfwirte hinüber und trank erstaunlich viel Wein. Aber die Gläubiger und die Executionsbögen fanden ihn auch dort, und endlich war es nicht mehr zu vertuschen, wie es stand. Und eines Tages war im Bezirks-Wochenblatte die Anzeige zu lesen von einer großen Vergantung zu Kirchbrunn.

Der Wolfram hätte sein schweres Herz gerne abgelastet vor dem einzigen Menschen, der ihm beigesellt worden zum gemeinsamen Tragen von Freud und Leid, aber die Thür ihres Zimmers war verschlossen und blieb verschlossen, wenn er auch klopfte. Also litt es ihn nicht mehr in den unwirtlichen Mauern seines Hauses, nicht mehr im Dorfe, wo er aus jedem Gesichte Mitleid oder Schadenfreude und Hohn zu lesen glaubte. Immer noch unter dem Vorwande, Vieh oder Holz einzukaufen, strich er im Gebirge um, verbrachte manche Nacht auf harter Bank der Schenkstuben oder in Heuscheunen. Mehrmals stieg er auf hohe Berge und blickte hinaus ins weite, schöne sonnige Land, und da ward er noch trauriger. — Wie ist die Welt so schön! Und wie sind die Menschen so arg!

In Waldgeschlägen fragte er an, ob man einen kräftigen Holzarbeiter brauchen könne, er wisse einen solchen. Denn klar und gewiss war es ihm endlich geworden, dass er mit seinem Weibe nicht mehr weiterleben könne. So wollte er auch von ganz Kirchbrunn nichts mehr wissen, sondern auf einem anderen Fleck ein neues Leben anfangen — sei es noch so armselig, besser als dieses auf jeden Fall. Es

gibt ja so viele Millionen Menschen, die Bankerott gemacht mit ihrem Glücke, und sie fügen sich und leben geduldig dahin so lange, bis sie sterben. Warum will es unsereiner besser haben, als die meisten anderen? Je länger einer an seinem Glücke baut, desto tiefer baut er in die finstere Erde hinein, desto kümmerlicher wird's. Und es ist ganz gut so. Wie hart wäre das Sterben, wenn diese Welt desto schöner würde, je länger der Mensch daran verbessert und verschönert. Wenn es dem Unschuldigen schon oft gottlos schlecht geht, was will erst ich sagen! Ich habe das unrechte Weib genommen, habe es doch rechtzeitig gemerkt und bin nicht zurückgestanden. Ich kann mich zum Theil auf meinen Vater ausreden, der mich in diese Heirat hineingelockt hat, aber zum anderen Theil habe ich auch selber an ihren Reichthum gedacht und darnach geplangt. Mir geschieht schon recht.

Also richtete der Wolfram sich selbst, und dann saß er wieder in Straßenschenken und goss Wein auf sein wehes Herz.

Kauerte er einmal an einem heißen Sonntagsnachmittag auf dem Schabelberg, niemand war da als ein altes Weib, das im Bankwinkel nickend den Wünschen des Gastes harrte. Zahllose Fliegen umsummten den einsamen Zecher und sein Glas. Er starrte durch die trübe Fensterscheibe hinaus auf die blendend weiße Straße und auf die halbverdorrten, graubestaubten Halme und Sträucher, die am Rande hin- und herstanden. Da gieng ein Weibsbild vorüber. Dieses Weibsbild hatte, um den schwarzen Spenzer, sowie das rothe Halstuch vor Staub und ihr Haupt vor den glühenden Sonnenstrahlen zu schützen, den blauen Außenkittel so über ihre Gestalt geschlagen, dass er wie ein Schirmdach muschelförmig den Oberkörper einhüllte. Der graue Unterrock gieng bis halb über die weißbestrümpften Waden und schlug bei jedem Schritte in pendelartiger Gleichmäßigkeit sachte hin und her. Aus der Muschel guckte ein frisch-rothes Gesicht, und dieses Gesicht war — dem Wolfram schoss alles Blut zum Herzen.

Rasch warf er ein paar Münzen auf den Tisch, stand auf und gieng hinaus. Die Straße zog bergwärts, das Dirndel stieg tapfer an, der Adlerwirt duckte sich ein wenig hinter der Hausecke und als sie einen gewissen Vorsprung hatte, schnalzte er mit der Zunge und gieng ihr nach.

Achter Abschnitt.

Die Jungmagd Frieda einst auf dem Salmhofe. Ein paarmal hatte sie sich ihren Dienstgenossen gegenüber geäußert: die Ehre wäre ihr doch zutheil geworden, dass der junge Adlerwirt an seinem Hochzeitstage mit ihr gute Gesundheit getrunken! Und dieses Prahlen hatte ihr den Dienst gekostet. Es war schon so etwas in der Luft gelegen, und der alten Salmhoferin sogar kam es nicht ganz richtig vor. Ein Brieflein von der Kundel schlug dem Fasse den Boden aus und die Frieda wurde verjagt.

Einen halben Tag lang war sie fortgegangen auf Wegen, Stegen und Steigen, ohne irgendwo um Arbeit zuzusprechen. Und als sie ins Gebirge gekommen war, wo die Bauerngüter seltener und die armen Waldhütten häufiger wurden, besann sie sich. Je entlegener und versteckter der Bergwinkel ist, in dem sie bleiben wird, desto besser. Es braucht's im Salmhofe niemand zu erfahren, wo sie ist, es braucht's im Adlerwirtshause niemand zu erfahren und es braucht's der Holzknecht Schopper nicht zu wissen. Es wird sich mit Gotteswillen wohl auch anders wer finden, mit dem sich gut Freund sein lässt. Oder ist der junge Adlerwirt der einzige auf der Welt? Gott sei Dank, nein.

In der Abachleuten beim Möstl nahm sie Dienst. Die Abachleuten

war ein zwischen Berghalden schräge ansteigendes Wiesenthal mit einigen kleinen Kornäckern und Erdäpfelgärten. Ein kaltes Wässerlein rauschte durchs Thal und an den Wildsträppen, die am Bachesrand standen, hiengen auch an den Sommermorgen kleine Eiszapfen. An der sonnseitigen Lehne der Abachleuten stand das kleine Haus des Möstl, das letzte hier, welches sich noch kümmerlich von Feld- und Wiesenwirtschaft fristete. In diesem Waldhause lebten zwei ältliche Eheleute, die sehr arbeitsam, sehr häuslich und immer frohen Gemüthes waren. Man merkte gar nicht, wie viel Sorge und Mühsal und Beschwerde es gab dahier. Der Möstl, ein rasches, gebücktes, ununterbrochen thätiges, stets glattrasiertes Männlein, war allezeit munter und aufgeräumt, und machte über jeden Graben, den das Schicksal ihm zog, einen kecken Sprung und lachte dazu. Seinem Weibe war's auch recht. Beide waren etwas schwerhörig und hatten daher sich eine laute Stimme angewöhnt, so dass man sie schon von weitem sprechen hörte mit klingendem Schall. Sie hatten sich immer etwas zu erzählen, zu fragen, zu rathen, manchmal neckten sie sich einander sogar, dass ein helles Gelächter entstand. Der Ehekrieg, den auch diese Leute führten, bestand darin, dass sie einander immer zu überlisten suchten: Beim Essen schmuggelte eines dem anderen möglichst unbemerkt die besseren Bissen zu, bei der Arbeit trachtete eines dem anderen die härtesten Dinge abzulasten.

Diese Möstlleute im Abachthale hatten auch ein Kind, eine bereits erwachsene Tochter, die aber schon seit Jahr und Tag in einem Strohsessel lehnte, weil infolge eines Wettersturmes, bei dem sie unter Wasser gekommen, ihre Füße lahm geworden waren. Das Mädchen musste in vielem wie ein Kind gepflegt werden, konnte nur wenige Arbeiten verrichten helfen, hatte bisweilen Schmerzen zu leiden und blickte trotzdem mit ihrem blassen, gutmüthigen Gesichte fröhlich ins Leben hinein, wenn man ihr Dasein und ihr Geniessen überhaupt Leben nennen konnte.

Bei diesen Leuten nun hatte die wandernde Frieda eines Abends um Nachtlager gebeten, und bei diesen Leuten war sie verblieben. Ein guter Lohn, wie auf dem Salmhofe, war hier nicht zu haben, die Arbeiten hatten viele Beschwer, und doch war es der Magd, als sei sie im Himmel. Was war das im großen, reichen Salmhofe für ein Streiten, Beißen, Übervortheilen und Murren gewesen, der Leute unter einander! Und hier, welcher heitere Frieden, welche herzliche Einigkeit! Die Möstlleute machten aus der Arbeit eine Unterhaltung, aus jedem Werktage einen Festtag, denn alles, was da war, packten sie von der erträglichsten Seite an und thaten, als machten sie ein Kurzweil daraus. Das hatte die Frieda auch noch nicht gesehen, dass man laut lacht, als ob man gekitzelt würde, wenn man schwere Schmerzen leidet am siechen Körper. Die Adelheid konnte das! Das arme Mädchen lachte in den Nächten manch halbes Stündchen lang. Die Mutter that ihr alles, was in ihrer Macht stand, zugute und hatte bisweilen in ihrem freundlichen Auge etwas Nasses. Aber ein heiteres Wörtlein musste doch immer gesagt werden. Und wenn es manchmal besonders schlimm ward, so dass die Adelheid nicht mehr lachte, sondern ganz still war und die Zähne aufeinanderbiss, da huben die Alten ein emsiges Berathen an, verfielen auf allerlei Mittel, und ergriffen jedes mit solcher Zuversicht und Hoffnungsfreudigkeit, als ob alles Heil vor der Thür wäre.

Die Magd Frieda lebte neu auf in diesem Hause; neigte doch auch ihre warmlebige Natur zum Frohsinn hin. Als ob sie wieder Eltern und Schwester gefunden hätte, so war ihr, und sie trachtete den Leuten nach ihren Kräften

zu dienen, Hartes zu mildern, Liebes zu thun und besonders verstand sie bald, sich als Pflegerin der armen Siechen so zu erweisen, dass der Möstl einmal seinem Weibe zuschrie: „Alte! An der hat uns der Herrgott eine geschickt, dass wir ihm dafür die große Zehe wegküssen sollten, wie die Betschwestern zu Rom dem heiligen Petrus."

Was das Möstlweib darauf antworten wollte, das durfte aber nicht so herausgeschrien werden. Erst draußen am Feldraine theilte sie ihm ihre Bedenken mit: „Dass sie dir gefällt, die Frieda, wäre schon recht. Aber: anweh und anweh! möcht' ich sagen, sie gefällt auch anderen Mannsbildern. Wenn du Zehen wegküssen willst, so musst bald anfangen, sonst wird sie uns früher genommen. Schon das zweitemal habe ich am vorigen Samstag wahrgenommen, dass einer vor ihrem Fenster steht. Ein ganz fremder Kund ist's, habe mich zuerst schier gefürchtet vor ihm, aber geplaudert mit ihr hat er ganz gutmüthig."

Und das Möstlweib hatte nicht schlecht beobachtet. Kaum dass die Magd Frieda ein paar Wochen in diesem weltverlorenen Hause lebte, war eines Abends auch schon der Schopper-Schub da. Vor dem gab's kein Verstecken! Eben wollte sie desselben Abends einschlafen, als er durch ein leises Klopfen an ihrem Fenster sich anmeldete. Sie war zuerst sehr erschrocken und sogar empört, allmählich jedoch kam es ihr zu Sinn, dass dieser Mensch doch gar zu anhänglich wäre, fast wie ein Bruder. Sie hatte ja ohnehin keinen Bruder. Sie setzte sich in ihrem Bette auf, er setzte sich draußen auf dem vorspringenden Wandschrott und so sprachen sie eine Weile miteinander. Er sagte, dass sie ganz recht habe mit ihrem neuen Dienstorte, und dass er schon bemerkt hätte, wie brav sie den armen Krüppel pflege und die Anhänglichkeit der Möstlleute besitze. Das würde ihr gewiss den Segen Gottes bringen und ihr würde es noch einmal viel besser ergehen, als mancher reichen und hochmüthigen Großbauerntochter. Ihm — so erzählte der Schopper treuherzig — fehle auch nichts. Er habe jetzt im Siebenbachwaldgraben eine große Riesen gebaut, welche von allen Holzmeistern gelobt wurde und welche ihm auch Geld und die Vorknechtstelle eingetragen habe. Vielleicht bringe er es doch noch einmal zu einer Eigenstatt, zu einer Hütte. Er wolle mit einer solchen klüger sein, als das erstemal.

„Ja, hast schon einmal eine Hütte besessen?" fragte die Jungmagd.

„So groß wie das Möstlhaus", antwortete er.

„Ein Häusel hast gehabt? Und hast es denn verthan? vertrunken? verspielt?"

„Verraucht", sagte der Holzknecht.

„Jessas! So viel Tabak rauchen thust?"

„Angezündet hab' ich's, mein Haus, und niedergebrannt."

„Nicht gescheit bist!" versetzte die erschrockene Frieda. „Aber wie hat das können sein?"

„Weil ich ein rabiater Mensch bin", sagte der Schopper. „Zufleiß hab' ich's gethan. Und gereut hat's mich auch noch nie!"

„Bei dir kennt man sich frei nicht aus", meinte die Jungmagd.

„Bist neugierig?" fragte er. „Nachher kunnt' ich dir's ja erzählen. Aber sitzen thu ich schlecht auf dem Schrottkopf."

„Einen anderen Platz hab' ich nicht", gab sie schneidig zurück.

„Alsdann bleib' ich sitzen auf dem Schrottkopf", sagte er geduldig und hub an zu erzählen: „Von Wallischdorf bin ich her. Dort hat der Schoppen-Rüppel ein Gütel gehabt und zwei Söhne, meinen Bruder Juch, und mich den Schubhart. Und da geht einmal am Frohnleichnamstag nach dem Umgang, er hat noch den Himmel tragen helfen, der Schopper-Rüppel

her und verstirbt. So schnell ist das gegangen, dass er nicht einmal Testament machen hat können. Nur so viel hat er gesagt: Dem Buben gehört das Häusel und den anderen soll er mit dreihundert Gulden hinauszahlen. Jetzt, weil er keinen Namen genannt, so hat jeder von uns zwei Brüdern wollen der Bub sein. Denn du kannst dir denken, der ist im Vortheil. Und haben angefangen zu streiten. Der Juch hat das Gütel haben wollen und ich hab' es auch haben wollen. Ist eine Wirtschaft mit ihrer zwölf Joch Grundstücken. Haben uns vorher gar nicht unlieb gehabt, der Juch und ich, aber jetzt ist der Teufel los gewesen. Gestritten, wie die Bettelbuben, und gar beim Gericht hat's jeder beweisen wollen, er wäre der Bub, und ihn hätte der Vater gemeint, und ihm thäte das Häusel gehören. So währt's ein halbes Jahr und länger, keiner von uns hat mehr gearbeitet, jeder nur sinniert, wie er den anderen möcht' hinaustauchen. Geld hat's gekostet und Hirnschmalz und Herzblut — und die ewige Seligkeit hätt's kosten können, uns beiden. Und wie wir einmal so im Wirtshaus sitzen und schauderlich gegen einander gerathen — die Leute haben uns noch angehetzt — und wie wir schon kein gutes Haar aneinander lassen, dass einer wie der andere einem rechten Spitzbuben gleichsieht vor dem ganzen Dorf und zuletzt noch unseren verstorbenen Vater verschandieren — da spring ich gäh auf und davon. Nächtig Stund' ist, getrunken habe ich stark gehabt. Und wie ich zu meinem Häusel komm', das wie ein schwarzes Gespenst dasteht mitten in den Feldern, da fällt's mir ein: Niederbrennen! Das Gerümpel ist's nicht wert, was wir treiben. Im Aschen hat der Streit ein End'. — Kaum gedacht, bin ich mit dem Zündholz auch schon im Strohdach. Wie es licht wird im Thal und die Leute zusammenlaufen und ich auf einmal neben meinem Bruder steh', und vor uns bricht das Elternhaus nieder, da wird mir ganz eigen. Ich halte dem Juch die Hand hin und sag': Mein Theil ist verbrannt, die Grundstücke sollen dein sein und wir wollen Fried' machen miteinand. — Er schaut mich an im Feuerschein und sagt: Schlecht genug bist du, dass du's selber hast gethan. — Auf das bin ich fort ins Gebirg herein und Holzknecht geworden im Siebenbachwald. — Jetzt weißt es."

„Du bist ja ein grundschlechter Mensch!" sagte die Jungmagd ganz verblüfft.

„Neid ist's nicht gewesen", setzte der Schopper bei, „dass ich etwa hätte gemeint, wenn ich das Häusel nicht kann haben, so soll's auch der Bruder nicht haben. Aber Trotz ist's gewesen, und Dummheit, und hinter mir immer der Teufel: Nicht nachgeben, nicht nachgeben! — Dabei das Streit-Elend, die Bruderfeindschaft! Und wie schon manchmal ein Sturm in mich fährt, dass ich selber nicht mehr weiß, was ich thu', so ist's über mich gekommen, und so ist's geschehen. Mit meinem Bruder bin ich immer noch nicht auf gleich. Er hat seine Sach', ich gönne es ihm und was ich gethan, hat mich noch nicht ein einzigesmal gereut."

Die Jungmagd sagte: „Ein seltsamer Mensch bist." Und bei sich dachte sie: Weiß nicht, soll man sich vor ihm fürchten, oder was? . . .

Also plauderten sie manchmal von diesem und jenem und der Schopper kam nun öfter an ihr Fenster. Von allerhand redete er, aber nie von Liebe. Nichts von dergleichen. Nur einmal fragte er sie bescheidentlich, ob es ihr wohl auch recht sei, dass er so manches Stündlein an ihrem Fenster sitze, er thue es halt gerne und wäre so froh dabei.

Die Frieda brachte es nicht übers Herz, ihm zu gestehen, dass seine Gegenwart sie beklemme, dass sie ihn vielleicht gerne haben könne, wie einen Bruder, aber Brüder kämen nicht ans

Fenster der Schwestern, und ob er nicht besser thäte, nach seiner schweren Tagesarbeit im Bette zu rasten, als den weiten Weg zu machen in die Abachleuten her. — Mehrmals nahm sie Anlauf, ihm das zu sagen, aber sie brachte es nicht übers Herz, ihn so zu kränken. Sie nahm sogar die kleinen Geschenke, als Wecken, frische Kaiserbirnen, welche er ihr mitzubringen pflegte — sie nahm derlei und sagte schön Vergelt's Gott dafür. Insgeheim jedoch waren ihr die Gaben von diesem Menschen zuwider und es that ihr selber weh', dass sie so undankbar sein musste. — Viel schlechter, so rief es einmal in ihr, viel schlechter ist der andere Wicht, der nächtig meine Ruhe stört. Was hat der junge Adlerwirt von Kirchbrunn in meinen Träumen zu thun! das geht ihn gar nichts an, ob ich mein Haar flechte oder nicht, und er soll nur seiner Frau Adlerwirtin die Augen küssen und nicht ein armes Dienstbot foppen.

Auf der Schabelhöhe, über welche eine Bergstraße führt, stand unter sieben alten Lärchen eine Kapelle. In derselben war ein frischer Brunnen und ein Muttergottesbild, genannt: Maria unter den sieben Lärchen. Dieses Bild war als wunderthätig bekannt und besonders von Leuten aufgesucht, die an heimlichem Herzweh litten. Der Volkswitz sagte: Wenn eine Jungfrau siebenmal am Brunnen bei Maria unter den Lärchen trinkt, dann bekommt sie einen Mann. Obzwar dieser Ausspruch in der Gegend nicht gerade als Glaubensartikel bezeugt war, so ließ sich doch nicht leugnen, dass jahraus jahrein viel junges Frauenvolk hinaufkam zur Schabelhöhe, andächtig vor dem alten, ungefügen Bildnis betete und dann einen kräftigen Schluck nahm aus dem Brunnen. Also war es auch der Magd Frieda schon mehrmals zu Sinn gekommen, ob sie nicht eine Wallfahrt machen sollte zu den sieben Lärchen; der Platz war vom Abachthale aus in einer guten Stunde zu erreichen. Ganz fern stand das Gnadenbild den menschlichen Liebesangelegenheiten auf keinen Fall. Ein heimlich Herzweh — das stimmt ja. War nicht einst der sterbenden Mutter letztes Wort: Frieda, wenn du nicht ausweißt, so knie' hin und thu' beten! — Und hatte die Frieda nicht auch dem Schopper versprochen, sie wolle so lange beten, bis sie ihn recht lieb habe?

Und eines Sommersonntags nachmittags gieng die Magd an den Waldhängen hinan, über die sonnigen Weiden fort, bis sie zur heißen staubigen Straße kam. Wie von diesen Höhen aus der Blick sich weitete hin auf die blauen Berge, so weitete sich auch ihr Herz und eine frohe Hoffnung kam über sie, dass sie nicht umsonst den Wallfahrtsweg machen werde zu der lieben Mutter Gottes.

Endlich stieg sie die Stufen hinan zur hölzernen Kapelle, die schon etwas hinfällig sich an eine der Lärchen lehnte. Sie hörte das Geplätscher des Brunnens, der an der Seitenwand aus dem Rohre in einen Steinkessel rann. Niemand war da, sie war ganz allein. Ihren Überkittel ließ sie vom Kopfe hinabgleiten, ihr Gebetbuch zog sie aus dem Säcklein und also kniete sie nieder vor der Muttergottes mit dem Kinde, die, aus Holz geschnitzt und mit Farben bemalt, fast in Lebensgröße auf dem Altare stand. Die Maria hatte eine Krone auf dem Haupte, hielt ein Scepter in der Hand, das Christkind trug im kleinen nackten Händchen die Weltkugel. So viel Herrlichkeit und Würde lag in diesem Bildnis, dass die Frieda sich dachte: und hier soll ich mein sündig Herz auspacken?

Mit dem Gebetbuche gieng es heute gar nicht. Da sind allerhand Anliegen darin, aber das ihre nicht. Wie soll sie es denn nur anfangen, dass sie nach ihrer Meinung jetzt beten kann? — „Der gute arme Mensch, der Schop-

per. Ist er denn wirklich so unbegehrt? Ist er denn häßlich, so dumm, so ungefüg und selbstisch? Das ist er nicht. Er ist ein herzensguter Mensch, und wenn er seinen Bart kämmen und pflegen möchte, wer weiß, was draus werden könnt'! Hernach, wenn man bedenkt, was er für ein tüchtiger Mann in der Arbeit ist und bringt's über kurz zum Holzmeister. Schlecht kann's bei dem ein Weib nicht haben, ernähren kann er auch etwas. Und wenn er eine so recht lieb hat, als wie er sagt, daß er mich mag, da wird's kaum einen besseren Mann geben, als den. Ich habe schon Beweise genug, wie er zu mir hält. Der wird ja närrisch, wenn er mich nicht kann haben. Also warum will ich ihn denn nicht, das möchte ich wissen, du liebe barmherzige Mutter Gottes! Ich bin ja gewiss nicht zu gut für ihn, schon eher zu schlecht. Ich weiß mir ja nichts auf der Welt und soll als arme Magd alt werden und versterben. Auf wen wart' ich denn? Ja, du himmlische Maria, warum will ich ihn denn nicht? Sei mir doch gnädig und gib mir deinen Segen. — Harte Anfechtungen habe ich oft, als müßte ich wohin gehen und was anstellen, daß es groß Unglück gäbe für Zeit und Ewigkeit. O heilige Mutter Gottes, führe uns nicht in Versuchung! Gib mir die Gnade, daß ich den Holzknecht recht kann lieb haben und sein Weib werden. O liebes Christkindel mit dem krausen Haar! Und wenn es schon nicht möglich kann sein, daß ich ihn lieb hab' wie einen Herzensschatz, so gib mir die Kraft, daß ich das Opfer mag bringen, so wie es für alle drei am besten ist. Ich will dir ja nicht zu sparsam sein mit Wachskerzen, wenn du mir hilfst und den rechten Weg weisest. O gegrüßt seist du, Königin, Mutter der Barmherzigkeit!"

Also dachte und murmelte die junge Magd vor sich hin, manches sprach sie laut und traumhaft, dann schlug sie das Buch auf, machte sich Vorwürfe, daß sie nicht einmal mehr beten könne, sie war sich's kaum bewusst, welch heißes, kindliches Gebet sie eben verrichtet hatte.

Und während sie so kniete in der Kapelle und mit sich rang, ehrlich und tapfer, wie noch selten ein Weibesherz gerungen, stand am Eingang einer und beobachtete sie. Sie entfaltete ein weißes Handtüchlein, fuhr sich damit über die heißen Wangen und erhob sich — da sah sie ihn.

„Schau", sagte er und schnalzte mit der Zunge — der Wolfram war es — „da sehe ich eine Seltsame. Die will sich auch einen Liebsten erbitten."

Sie verbarg ihre Überraschung hinter Trotz und antwortete: „Ja, das will ich auch. Aber nicht etwa, so wie es der Herr Adlerwirt meint."

„Das hilft alles nichts, Frieda", sagte der Wolfram. „Komm Dirndel, setzen wir uns da auf die Bank. Wir haben schon lange nimmer miteinander geplaudert."

Unter dem Schatten der Lärchen, am Rande von jungem Fichtendickicht hin waren aus rohen Brettern Tische und Bänke aufgeschlagen, weil alljährlich am Maria Heimsuchungstage ein Fest hier abgehalten und dabei Getränke ausgeschänkt wurden. Die Frieda wollte eigentlich fest stillstehen und den Adlerwirt keines Blickes würdigen, aber ihre Füße stiegen sachte die Stufen herab und an seiner Seite über den grünen Anger zu einer Bank hin.

Als sie völlig zu sich kam, saß sie neben dem Wolfram, der, seinen Ellbogen auf den Tisch gestemmt, den Kopf in der Hand hielt.

„Ach ja, Dirndel!" seufzte er auf. „Seit wir zwei uns das letztemal gesehen, habe ich viel durchgemacht, du glaubst es nicht." Und nun begann er zu erzählen von seinem häuslichen Elende, daß er so viel als vertrieben sei aus seinem Vaterhause, ja selbst

aus Kirchbrunn, und daſs er jetzt auf dem Punkte ſtehe, wo der Menſch nimmer weiß, ob er noch warten ſoll auf den nächſten Tag oder nicht.

„Mein Gott, Wolfram“, ſagte ſie voller Theilnahme. „Was willſt denn, als warten, bis es wieder beſſer wird! Sollſt dich nicht ſo viel kränken, Wolf, was haſt denn davon, wenn du krank auch noch wirſt!“

„Ich wollt', es hätt' alles ſein Ende, alles, alles!“ ſo rief er mit ſchriller Stimme und ſchlug ſich die Fauſt auf die Stirn.

„Wolf! So muſst nicht. Muſst nicht auch noch ſelber dein Feind ſein.“ Sie legte ihre Hand auf ſeine Achſel. Er ſchlang mit Leidenſchaft ſeinen Arm um ihren Nacken, ſie warf dieſes Joch heftig von ſich, ſtand auf, um zu flüchten. Aber am Stamme eines Lärchenbaumes blieb ſie ſtehen und ſtrich wie traumhaft die loſen Haarlocken aus dem Geſichte.

Der Wolfram war kauern geblieben auf der Bank, jetzt ſchaute er vorgeneigten Hauptes hin auf ſie, in allen Enden ſeines Angeſichtes zuckte es, dann lachte er auf.

„Das gienge noch ab“, ſprach er. „Das Gedenken an dich iſt meine einzige Labnis geweſen in dieſer traurigen Zeit. Eine lebt doch auf der Welt, die zu mir ſteht. Wenn ſie auch weit von mir iſt und ich ſie nicht mag finden, irgendwo iſt ſie doch und denkt an mich und wir ſind beiſammen. Und jetzt —“, er ſprang auf, „jetzt biſt auch du ſo?!“

Sie ſtand bewegungslos wie eine Bildſäule und ſchaute ihn an.

„Soll ich denn meines Irrthumes wegen ganz verloren ſein?“ ſprach er weiter. „Soll ich mein junges Leben ſelber zertreten, wie man einen Waldwurm zertritt, vor dem ſich alle entſetzen? Ja, Frieda, ich thue es. Sie, im Adlerwirtshaus, hätte mich nie ſo weit vermocht, ſie iſt mir eine Fremde. Aber wenn ich weiß, daſs auch du dich von mir wendeſt, dann iſt es aus!“

„Wann“, entgegnete nun das Dirndel zagend, „wann habe ich dir denn einen Beweis gegeben, Adlerwirt, daſs ich — dir ſo gut wäre?“

„Leugne es nicht, Frieda!“ ſprach er mit Nachdruck, als wollte er einen Verbrecher überweiſen. „Und wenn du mir nie was Liebes geſagt hätteſt, kein gutes Wort, und wenn du mir zehnmal weiter noch ausgewichen wäreſt, ich hätte es doch gewuſst, daſs du mich gern haſt, und ſo gewiſs, als du's von mir muſst wiſſen. Du haſt es tapfer niedergedämpft, vielleicht tapferer als ich. Wir haben uns beide redlich vor einander gewehrt. Es hilft alles nichts. Von jenem Tanzabende in Schwambach an hat's ſo geſpielt, daſs wir zwei zuſammenkommen ſollen, wir haben's nicht verſtanden, haben uns ſo lange geſträubt, bis es uns heute auf dieſem Platze ganz zornig zuſammenwirft. Iſt es nicht ſo, Frieda? Iſt es nicht ſo?“

Das Dirndel preſste die Hände ins Geſicht. „Ich hab' ſo gebetet da drinnen“, wimmerte ſie, „ſo inſtändig gebetet zu der Muttergottes. Es iſt alles umſonſt! — Ich kann ja auch nicht ſein, ohne deiner!“ — Mit dieſem Schrei ſtürzte ſie ihm an den Hals.

(Schluſs folgt.)

Erinnerungsbilder.

Von G. v. Berlepsch.

Ein stürmischer Spätherbsttag neigte dem Abend zu. Regenschauer waren niedergegangen und kalt, schon wie Schnee, vom Westwind gegen die Scheiben meines Fensters gepeitscht worden. Nun hörte das Unwetter auf; der Sturm tobte allein noch fort, massiges Gewölk vor sich her treibend. Im Westen wurde es hell, plötzlich fast leuchtete ein schreiendes Gelb in die dunkle Landschaft und überflammte die Wolken bis weit in den Luftraum hinein, mit seinem Feuer einen wahren Himmelsbrand entfachend.

Im Garten bogen sich die Wipfel unter den Stößen des Windes. Rothe, gelbe und noch saftig grüne Blätter, die einen schon gefallen, die anderen vom Sturme abgerissen, wirbelten in tollem Reigen über Wege und Rasenflächen hin. Jetzt beschrieben sie tanzende Kreise, dicht dem Boden nach, dahin, dorthin, bis sie sich endlich in einer Ecke verfiengen und liegen blieben wie todgehetzte Korybanten; dann wieder flog eine Schar auf, stracks in die Höhe wild auseinander, über Dächer und Straßen hinweg, weit von dem Orte fort, den sie zur Lenzzeit mit ihrem jungen, heiteren Grün geschmückt hatten.

Ich sah dem Treiben durchs Fenster zu. Wenn man es auch noch so oft gesehen hat, dieses Frühling-, Herbst- und Winterwerden, es wirft seine Reflexe doch immer wieder bewegend ins Gemüthsleben und lenkt die Gedanken vom Alltäglichen ab ins Weite, in jene Bereiche, wo das Traumgewordene der Vergangenheit und die schlummernden Lose der Zukunft ruhen.

Ich schaute dem Todtentanz der Blätter zu und dachte an ein theures Grab in der Ferne, über das nun ebenso das welke Laub dahinjagen und den letzten Schmuck desselben mit sich fortreißen würde in die Lüfte. Ich sah den weiten Friedhof draußen in dem Thale liegen, sah die Cypressen windgepeitscht sich neigen über stumme Steine und verdorrte Kränze — ein Rascheln, Klappern und Ächzen und doch alles so todtenstill — — nichts Traurigeres, als ein Friedhof im späten Herbst!

Neben mir in der Fensternische saßen meine Stubengenossen, zwei Vögel in ihrem Bauer, sie schienen in ähnlicher Stimmung wie ich selbst. Frostig, das Gefieder aufgeblasen, blickten sie mit ihren schwarzen Äugelchen hinaus ins Freie, manchmal den Kopf seitwärts neigend, gen Himmel, als erwarteten sie dort oben noch einen Flug ihrer wandernden Brüder zu sehen, die durch Sturm und Wetter nach der Winterheimat ziehen. Sonst war das ein Geflatter hin und her, zwitschernd, singend, auch mitunter streitend, wie das bei lebhaften Eheleuten ja vorkommen kann; heute hatte noch keiner von ihnen einen Ton gesungen. Nachdenklich saßen sie auf ihren Sprossen; auch über sie schien ein melancholisches Herbstgefühl gekommen zu sein.

Mich gemahnte diese Abendstimmung an vergangene Zeiten. Die Gestalt des Vaters stand vor mir in ihrer ganzen Rüstigkeit, wie er ehedem um diese Zeit so gerne draußen gewandert, den Kragen aufgeschlagen, den Hut festgedrückt. Wie oft waren wir so miteinander gegangen, auf einsamen Wegen, wenn

die Blätter fielen, wenn der Nebel im Walde braute, wenn der Boden vor Frost unter unseren Tritten hallte. In all ihren Phasen, ihren heiteren und schwermüthigen Reizen hatten wir die Natur belauscht. Kein Wetter vermochte uns zu schrecken. Und dann, wenn wir heimkehrten, wie froh genossen wir oft den Abend, an Eindrücken zehrend, von denen stubensitzende Leute gar keinen Begriff haben.

Meine Gedanken wandelten die alten Pfade; Bilder stiegen vor mir auf, so scharf und bestimmt in allen ihren einzelnen Zügen, als ob ich sie in Wirklichkeit erblickte; Partien der heimatlichen Landschaft, genau so, wie sie in diesem Augenblicke aussehen mussten. Ich sah unsere beiden Gestalten darin wandern, ja ich hörte unsere Stimme im Gespräch — ich träumte mit offenen Augen.

Da weckten mich aus meiner Versunkenheit sanft, kaum hörbar, liebliche Laute. Der eine meiner kleinen Sänger hob noch ganz leise zu singen an, ein halblaut' Abendliedchen; fast war's, als hätte er es, meine Gedanken errathend, in der Stille ersonnen, um in seiner Weise daran theilzunehmen.

Die zarten Töne berührten mich ganz eigen, wie die Erinnerung an einen vergessenen Traum. Es ist seltsam, wie die Klangfarbe eines Tones, einer Stimme, wie ein einzig Wort, ja ein Duft, ein Hall, oft längst Versunkenes vor die Seele rufen kann. Diese Laute, halb Geplauder, halb Gesang, hatte ich in meiner frühesten Kindheit gehört — zauberhaft tönten auf einmal Waldvogelstimmen in meinem Ohre — ein verwettertes Haus stand vor mir — eine niedrig dämmerige Stube mit mächtigem Ofen und tickender Wanduhr, eine Reihe kleiner Fenster, durch welche Wiesen- und Tannengrün mehr als der Himmel hereinschauten — Kindheitserinnerungen! Wie märchenhaft sich das aufthut!

Wir waren oft in das einsame Haus gekommen, zur Winters- und Sommerszeit. Eine alte Frau, die uns stets beschenkte, wenn wir kamen, wirtschaftete hier abseits von den Menschen, mit ihrem Sohn und einem, wie uns vorkam, ururalten Verwandten, dem einstmals das Heimwesen gehört hatte. Die Alte in ihrer Einsamkeit, mit den immer spendenden Händen, war für uns Kinder eine Art Fee, deren Bereich wir stets mit erwartungsvollen Empfindungen betraten. Das Gärtchen vor dem Hause mit den hohen Buchseinfassungen, den vielen Blumen, Kräutern und Beerensträuchern, von denen wir naschen durften; im Hintergrund die dicht überwucherte Gaisblattlaube, in deren Innerem es stets feucht und dämmerig war; dann im Winter die warme Stube, deren Ofen man besteigen und sogar noch durch eine Öffnung in die darüberliegende Schusterwerkstatt gucken konnte, wo der Sohn hauste, die Waldvöglein in ihren hölzernen Käfigen, der Eremit vor dem Fenster, der als Barometer das Wetter anzeigte, und draußen der stille Forst, von dem beinahe eingeschlossen das schindelgepanzerte Häuschen mit seinen grünen Holzläden lag, das alles hatte für uns eine geheimnisvolle Anziehungskraft. Und noch heute schwebt es mir wie die Scenerie eines Märchens vor, zumal wenn ich an die spätere Geschichte dieses Hauses denke. Wie so etwas verblassen und plötzlich in aller Frische wieder im Gedächtnis auftauchen kann! Ich wollte sie zeichnen, Zug um Zug, diese drei Gestalten, die sammt ihrer Umgebung für mich die ersten Merkwürdigkeiten meines jungen Lebens waren. Da stand allen voran die Herrin des Hauses, eine kleine Figur mit wachsgelben schlotternden Wangen, über denen ein Paar dunkle Augen klug und selbstwillig in die Welt schauten. Sie musste einmal nicht übel gewesen sein in früheren Jahren, als diese hochaufgeschlagenen Augen nebst ihrer Klugheit

auch noch jugendlichen Glanz besessen hatten und das dichte Haar einst schwarz gewesen, das jetzt gebleicht unter einer großen Haube steckte. Sie war ein eigenthümliches Mittelding zwischen Städterin und Bäuerin. Am Zeigefinger ihrer eingeschrumpften Hand trug sie z. B. einen Ring mit rothem Stein, obwohl sie die Arbeiten des Hauses selber verrichtete, und ihre Hauben hatten immer einen Aufputz von violetten und grünen Schleifen. Sie konnte auch auf dem summenden Spinett spielen, das in der Stube stand, that es aber nur selten, uns Kindern zum Spass und sang dann mit verschollener Stimme ein lustiges Liedchen dazu. Diese augenscheinlichen Überbleibsel aus besseren Tagen rührten von der Zeit her, wo die Frau in der Stadt drunten Wirtin gewesen war. Man sagte, dass sie damals ein schönes Vermögen, aber auch einen durstigen Mann besessen habe, der, nachdem er seine Familie ins Unglück gebracht, eines Tages kurz und gut durch einen Schlaganfall aus diesem Leben gegangen sei, und dass sie seitdem im Waldhaus oben die kleine Sommerwirtschaft führe. Uns Kindern erschien sie durch die Gaben, welche sie stets für uns bereit hatte, als eine immer noch viel besitzende Frau. Bald war es ein rothbackiger Apfel, bald eine Handvoll getrockneten Obstes, die sie uns schenkte; alles mundete natürlich tausendmal besser als zu Hause. Unsere Bekanntschaft rührte daher, dass wir, etwa zwanzig Minuten entfernt, ebenfalls auf der Höhe des Berges wohnend, mit unseren Eltern oft den Spaziergang nach dem lauschigen Waldwinkel machten, außerdem aber manchmal mit dem Dienstmädchen kamen, um Eier, frischgeschlagene Butter und dergleichen zu holen. Es bestand eine kleine Handelsverbindung zwischen den beiden Häusern, welche die eigentliche Grundlage unserer Freundschaft wurde.

Im Winter war es unendlich still hier oben, und selbst zur Sommerszeit saßen in der Woche nur vereinzelte Gäste an den Holztischen auf der Wiese. Die Sonntage der schönen Jahreszeit waren die einzigen Erntetage. Darum führte die Frau auch das kleine Wirtschaftswesen allein und ließ den Sohn droben in der Werkstatt sein eigen Gewerbe treiben.

Noch höre ich das Schusterhämmerchen am Waldrain hallen und sehe am Fenster unterm Giebel den Kopf mit dem schwarzen buschigen Haar und dem breiten Hals aus dem offenen Hemde ragen. Er war ein eigener Kauz, dieser Georg, der Sohn der Alten, ein grobknochiger schweigsamer Mann, der etwas von einem zahmen Riesen hatte. Er mochte etwa fünfunddreißig Jahre zählen, sah jedoch älter aus, weil er einen missvergnügten Ausdruck hatte und die Stirne immer in tiefe Falten legte, wenn er redete. Lachte er aber einmal, so zog sich die ganze Kopfhaut zurück und aus dem dunklen Bart schimmerten die vollen Reihen seiner gelblichen Zähne. Es gieng dann plötzlich ein eigener Schein über seine mürrischen Züge, etwas vor dem wir uns fürchteten. Die Alte stand mit ihrem Sohne auf keinem besonders zärtlichen Fuß, obwohl er von vieren der einzige war, der ihr geblieben. Sie schien den Groll gegen das Schicksal, das ihr gerade den wenigst Begabten gelassen und die anderen genommen hatte, auf ihn übertragen zu haben, weshalb er wohl auch nur ein Schuster geworden war. Sie dirigierte ihn in ihren alten Tagen noch mit ihrer Klugheit, er saß an ihrem Tische, nicht sie an dem seinigen. Wenn er zum Essen herunterkam, aus seiner Werkstatt, so waren Gesicht und Hände immer frisch gewaschen, denn so wollte sie es haben. Der alte Vetter, der die beiden Kühe und den Stall besorgte, musste es ebenso machen, sie führte ein aufrechtes Scepter über die Männer. Manchmal nun im Winter, des Sonntags

giengen die Eltern mit uns hinüber ins Waldhaus, weil es schön war, die mächtigen Tannen des Forstes im Schnee- und Reifschmuck zu sehen und beim Gang über die Berghöhe das Geläute der Glocken aus dem Thal zu hören. Wie das da drinnen lag, wenn man durch den halbverwehten Hohlweg einbog, inmitten der winterlichen Einsamkeit! So weltfern, so geheimnisvoll weihnächtlich für uns, denen man gesagt hatte, dass das Christkind durch den Wald herkäme, der gleich dahinter, ein geschlossenes Heer von Bäumen, stand und stundenweit über den Bergrücken sich hinzog. In der Stube mit dem großen Ofen hielten wir Rast und verweilten oft bis in den früh einbrechenden Abend hinein. Es wurde geplaudert von großen und kleinen Ereignissen, vom Lauf der Welt, von Krieg und Frieden. Wir horchten zu, oder hatten unsere eigene Unterhaltung. Von den Vögeln, die in der Stube waren, ließ der eine oder andere so ein paar verträumte Frühlingstöne zwischen die Stimmen der Redenden hören. Die Vögel interessierten uns immer ganz besonders: Georg musste die Namen und Eigenarten der Sänger, wie er sie gefangen, womit er sie nährte u. s. w. erklären, denn er war ihr Herr und Meister. Er hielt sich sonst meist abseits, wenn Gäste da waren und seine Mutter mit diesen am Tische saß. Meinem Vater gegenüber thaute er jedoch zuweilen auf und ließ sich gern über manches von ihm belehren. Er hatte seine eigenen summarischen Ansichten über diese und jene Einrichtung der menschlichen Gesellschaft. Er schalt auf die Großen, welche den kleinen Mann erdrücken, auf die Mächtigen, in deren Hand Glück und Unglück der Völker liege. Sein Schlagwort war „die Bande", die einmal mit allen Unebenheiten in der Welt aufräumen würde. Diese Macht allein schien seine Sympathie zu haben. Er war, obwohl es ihm eigentlich nie am Nöthigsten gefehlt hatte, ein unfroher Mensch, in dessen Gedanken nichts Heiteres gedeihen wollte.

Abseits auf der Ofenbank hörte der alte Vetter den Gesprächen zu, wie einer, den alles nichts mehr angeht, halb weise, halb kindisch.

Brachen wir dann auf, so leuchtete uns Georg mit einer Laterne ein Stück Weges. Oft war aber der Himmel so blitzend sternenhell, oder es schien auch noch der Mond, so dass die Landschaft vor uns flimmerte und glänzte. Der Schnee knirschte unter den Füßen, jeder Laut hallte in der unendlichen Stille. — Wir drängten uns dicht an die Eltern, verstohlen zurückspähend, ob nicht etwa am Waldrand das Christkind oder sonst eine Erscheinung zu erblicken wäre. Aber wir sahen nichts als das Lichtlein im Waldhaus blinken, vor uns die schneebedeckte Flur und darüber, unermesslich weit, den Himmel mit seinen funkelnden Sternen, den verheißungsvollen Himmel der Kindheit.

Das Friedensbild dieser Erinnerung schwebte in seinem ganzen Zauber durch meine Gedanken. Hinterher zogen aber die Schatten der düsteren Schicksale, welche das Waldhaus später gesehen. Ich erfuhr die Geschichte in der Ferne, Jahrzehnte nachdem mein Fuß zum letztenmale jene lauschige Einsamkeit betreten.

Unsere alte Fee war eben noch älter geworden und vermochte dem Hause nicht mehr allein vorzustehen. Den greisen Vetter hatten sie schon längst hinausgetragen aus dem grünen Revier, es war nun noch um ein Leben stiller hier. Da nahm die Frau ein junges Menschenkind ins Haus, flink, heiter, sechzehnjährig, vater- und mutterlos, ohne ein Band, das es mit den Menschen draußen verknüpft hätte, gerade so, wie es die Alte brauchen konnte. Sie hatte ein so junges Blut genommen, um sich recht von Grund aus eine Stütze zu ziehen. Das Mädchen wuchs ins Haus, einer Pflanze

gleich, die in jedem Boden gedeiht. Bald schlug sie aber tiefer Wurzeln, als abgesehen war. Kaum achtzehnjährig, wurde sie Georgs Weib, um einem Kindlein seinen rechtmäßigen Platz in der Welt zu sichern. Die Ehe war nicht glücklich und im Hause sah es nicht fröhlich aus, obschon Jahr um Jahr ein neues Stimmchen in den Chorus der bereits vorhandenen einfiel, bis beim siebenten das arme Weib sein Leben aushauchte. Da stand nun ein Häuflein Unmündiger, fast wie in die Welt geschneit und hilfloser als es einst ihre Mutter gewesen. Ein finsterer Vater, vor dem sie sich alle fürchteten, eine Großmutter, die taub geworden, und nicht mehr von der Stelle konnte! Das älteste der Kinder, ein zwölfjähriges Mädchen, musste so gut es gieng, bei den Geschwistern die Stelle der Mutter ersetzen. Noch unreif für sein schweres Amt, wurde es zur Lastträgerin des häuslichen Elends. Seltsamerweise verkrüppelte das junge Ding nicht dabei, wenigstens nicht äußerlich. Es wurde ein früh entwickeltes Wesen, der Gestalt des Vaters nachgerathend, doch von anderer Gemüthsart. Es hatte trotz allem Lust am Leben und wäre am liebsten hinausgewandert aus dem düsteren Nest in die Freiheit. Aber das ging nicht, denn inzwischen war auch die Großmutter gestorben. Schwere Zeiten giengen über die Familie hin; die Wirtschaft war verkommen, das Heimwesen vielfach verpfändet. Der Vater hätte das Mädchen im Zorn halbtodt geschlagen, wenn sie ihm gesagt hätte, dass sie lieber in die Fremde gehen, als bei ihm das Brot der Armuth essen wolle.

Noch immer warf der Waldrain das Echo des Schusterhämmerchens zurück, das früh und spät sich hören ließ. Georg ernährte sich und seine „Jungen", wie er sie nannte, jetzt allein durch sein Handwerk. Mit den Wiesen und dem Garten hatte er nichts mehr zu thun, die gehörten einem Bauern, der unten ins Haus gezogen und bei dem er nun selber zur Miete war. Den ganzen Tag saß er in seiner Schusterwerkstatt im dumpfen Kampf ums tägliche Brot, mehr um dieses sich kümmernd, als um die sieben Kinder, die es heischten, — ein düsterer, vor der Zeit gealterter Mensch. Die Kleinen trugen das fertige Schuhwerk aus und brachten altes zum Flicken heim. Das gieng so fort, Tag für Tag, bis ein Morgen kam, wo es einmal niederfuhr wie ein Blitz aus brütendem Gewölk.

Im Walde, tief drinnen, vom Wege ab, hatte ein Reisig sammelndes Weib einen Fund gethan: unter Laub, Erde und Moos ein neugeboren, todtes Kind hervorgezogen. Als das Weib aufs Gericht gieng, das Gesehene anzuzeigen, machte es am Waldhaus und an anderen Thüren Halt, um das Erlebnis zu erzählen.

Der Schuster wurde fahl, als er es hörte. Er, der sich nie viel mehr um seine „Jungen" geschert, als indem er sie ernährte und strafte, stand mitten im Tag von seinem Dreibein auf und schloss sich mit seiner Ältesten in eine Kammer.

Was drinnen vorgegangen, wusste niemand, nur dass das Mädchen darauf wie von Verstand gekommen aus dem Hause fort in den Wald gerannt und anderen Tages als Leiche aus dem Wasser gezogen war, das eine Stunde entfernt im Lande draußen floss.

Bald genug stellte sich heraus, warum sie es gethan. Der Vater selber sagte es vor Gericht, als man ihn holte, um die Todte zu besehen und als seine Tochter anzuerkennen. Seltsamerweise verdammte die Meinung des Volkes viel weniger die Schuldige, die sich der Strafe entzogen, als ihn, der auf eigene Faust mit ihr Gericht gehalten und dadurch sie in den Tod getrieben hatte. Der finstere Mann war von da an gemieden, hatte wenig Arbeit, fand sein Brot nicht mehr. Sollte er als alter Geselle noch einmal

wandern und bei fremden Meistern anklopfen? Als der Bauer ihm endlich wegen rückständigen Zinses noch das Obdach kündigte, das ehedem sein eigen gewesen, lachte er, den man sonst nie mehr lachen gesehen, und meinte gelassen, statt ein gutes Wort zu geben: nun, so müsse er eben ein anderes Unterkommen suchen. Droben in seiner Werkstatt that er darauf seinen alten grünen Schurz ab und nahm Rock und Hut. — „Ausgeschustert!“ wollte der Bauer ihn noch haben rufen hören, als er die Thür hinter sich zumachte und weggieng.

Von diesem Ausgang kehrte er nicht mehr heim. Etliche behaupteten, er habe das Unglücksnest einfach im Stich gelassen und sei fort, über die Landesgrenze ins Weite; andere meinten, fort aus der Welt. Gesehen hat ihn meines Wissens niemand mehr.

Seiner Kinder nahm sich dann die Gemeinde an, in die sie zuständig waren. Das sei ihr Glück, sagten mitleidige Seelen, der Vater hätte doch nichts Rechtes aus ihnen gemacht. Vielleicht hat der unselige Mann an jenem letzten Tage dasselbe gedacht. Sie kamen fort aus der Gegend, das eine wurde da untergebracht, das andere dort; sie wurden auseinandergerissen, wie Blätter vom Herbstwind.

— — — — — — — — — — —

Ob es wohl noch steht, das hochgiebelige einsame Häuschen mit den Tannen im Hintergrund, aus denen im Frühling der Kuckuck rief? Vielleicht ließ ein schlaues Bäuerlein das alte verwetterte Ding zu gelegener Zeit in Rauch aufgehen und baute aus der Versicherungssumme ein neues Haus, in dem er als Ehrenmann seines Gutes waltet und seine Nachkommen versorgt; vielleicht auch ist alles dem Boden gleichgemacht, die Unglücksstätte wie die alte Poesie verschwunden, der Wald geschlagen und schon wieder Jungholz gewachsen, auf das der Himmel mit seinen Gestirnen herabschaut, wie damals — —

Über meinen Träumen war der Schein im Westen erloschen; Sterne blitzten jetzt zwischen dem treibenden Gewölk hervor. Der kleine Sänger aber, der die Erinnerung ans Waldhaus wachgerufen, hatte längst schon sein Köpfchen unter den Flügel gesteckt.

Das Mädchen unter dem Fichtenbaum.

Ein Märchen für große Kinder.

Dort, wo eine Weidenau zu Ende geht und eine Steppe beginnt, steht ein kleiner dunkler Fichtenwald, und unter einer der uralten Fichten stand vor nicht langer Zeit ein schönes schlankes Mädchen und wartete.

Die Eltern des Mädchens waren kurz hintereinander auf den Kirchhof getragen worden, der Bruder war in die weite Welt gegangen und es war niemand vorhanden als eine alte Muhme mit wirrem Haupthaar und langem spitzem Kinn. Diese Muhme sagte eines Tages zum Mädchen: „Dora! das Haus, in dem du wohnest, gehört nicht mehr dein, das Gewand, in dem du gehst, ist nicht erworben, das Brot, welches du issest, ist gewürzt mit herber Nachred', und das Lamm,

welches wir heute ſchlachten wollten, hat in dieſer Nacht der Stöſſel-Zerg geholt. Wir haben nichts mehr. Dora, du muſst fortgehen."

Da ſagte das Mädchen: „Wohin ſoll ich gehen? Ich habe nicht gelernt, ein Haus zu bauen, ich habe nicht gelernt, ein Tuch zu weben, ich habe nicht gelernt, das Brot zu erwerben."

„Nicht mit dem was du kannſt, verdiene dir dein Leben, ſondern mit dem was du biſt", alſo die Muhme. „Du biſt ein ſchönes Kind, Dora, du biſt ein ungeheueres Glück für den, der dich erkennt, und er wird dir all ſein Hab und Gut zu Füßen legen."

Das Mädchen hub an zu weinen, denn es verſtand nicht, was die Muhme meinte.

„Warum biſt du betrübt?" fragte es dieſe, „du muſst ja munter ſein wie die Lerche im Kornfeld. Gehe nur hinaus an die ſchöne breite Straße, die ſo ſchneeweiß daliegt über das Land hin, wie ein aufgeſpanntes Leinwandfach. Dort, wo die Straße durch den dunklen Fichtenwald geht, ſtelle dich unter einen Baum und warte bis er kommt."

„Wer ſoll denn kommen?" fragte das Mädchen.

„Dein Bräutigam wird kommen."

„Mein Bräutigam!" alſo jauchzte das Mädchen auf. Und dann lachte es ſtill und heiter, wie ein Maiglöcklein.

„Er wird kommen und um dich werben und dich mit ſich führen. Aber du muſst dich nicht an ihm irren, denn es werden viele vorübergehen und dich anſchauen mit wohlgefälligen Augen und ſich ſo benehmen, als wären ſie dein Bräutigam. Gib acht, Kind, der Rechte iſt nur einer! Aber mit dem geh' und dem vertrau'."

Alſo hatte das ſchöne ſchlanke Mädchen ſeine Sachen in ein Handbündel gethan, war damit auf die weiße Straße gegangen und an derſelben dahin bis zum dunklen Wald. Dort hatte es ſich unter eine uralte Fichte geſtellt und dort wartete es nun auf den Bräutigam. — Sein ſchlichtes Kleid hatte die Farbe von blaſſen Roſen, um den runden lilienweißen Hals hatte es ein blaues Bändchen, an welchem ein elfenbeinernes Kreuz hieng — das die Mutter im Sterben ihm umgehangen als Vermächtnis. Das lichtleuchtende Haar war kraus und flaumlockig und umfloſs gleichſam wie ein Heiligenſchein das runde blühende Geſichtchen. Der kleine rothe Mund war nicht ganz geſchloſſen, es ſchimmerte ein weißes Zähnchen durch; die wie ein Kirſchlein gewölbte Oberlippe zuckte ein wenig. Die runden tiefblauen Augen ſtanden weit offen, denn ſie ſchauten ja nach dem Bräutigam aus.

Am Morgen war der Thau gehangen an den Zweigen des Baumes und in jedem Tropfen loderten Himmel und Erde in all ihren Farben und Feuern. Und zu dieſer Morgenſtunde ſchritt die Straße entlang ein junger Wanderburſche. Der hatte eine ſchöne geſchmeidige Geſtalt und einen hellen Blick, in welchem Frohſinn und Klugheit war. Auf ſeiner Oberlippe ſchattete ein braunes Bärtchen. Das Gewand, welches er trug, war ärmlich und hatte Flicken an den Ellbogen und an den Knien, und doch ſaß es durchaus gut auf dem ebenmäßigen Leibe. Bei ſich trug er nichts als einen kleinen Korb mit Handwerkszeug und ein feines Spazierſtöckchen.

Als er das Mädchen unter dem Baume erblickte, blieb er ſtehen, lüftete ſein graues Hütchen und fragte freundlich: „Was ſtehſt du denn da?"

„Ich warte auf meinen Bruder, der Jäger iſt und Faſanen ſchießt dort unten auf der Au", ſo log das Mädchen, denn das begriff es wohl, die Wahrheit durfte er nicht merken.

Der Burſche aber ſprach: „Ich bin auch ein Jäger, der nach Arbeit jagt, habe aber keine liebe Schweſter, die auf mich wartet. Darum kann ich weilen und dir die Zeit vertreiben helfen."

„Es ist gut gemeint", antwortete sie, „doch ich vertreibe mir die Zeit und die Leut', die mir nicht gefallen, schon allein."

Der Wanderbursche wusste recht gut, wie das gemeint war, dachte aber bei sich: die Straße ist unser aller Heimat, da kann sie mich nicht hinausschaffen, und der grüne Wald ist unser aller Hütte. Er setzte sich neben sie auf den Rasen und sagte: „Die Sonne steht schon hoch über der Au. Wir wollen frühstücken miteinander."

Er zog aus dem Sacke ein schwarzes Stück Brot, brach es mitten auseinander, hielt den einen Theil dem stehenden Mädchen hinauf und sagte: „Nimm. So nimm doch. Ich habe es erst selber zu schenken bekommen und ich meine, es schmeckt doppelt, wenn gleichzeitig zwei daran essen."

Das Mädchen ließ ein wenig das Augenlid sinken und antwortete: „Schwarzbrot! Ich bin Backwerk gewohnt zum Frühstück."

Der Bursche schwieg und aß sein Brot allein. Nach einem Weilchen jedoch fragte er sie, ob er ihr einen frischen Trunk Wasser bringen dürfe; dort am Waldrand sei eine Quelle und besseres Wasser bekäme sie auf der ganzen Welt nicht.

„Brot und Wasser!" lachte sie auf, „o du armer Schlucker!"

Darauf sagte der Bursche nichts mehr. Er stand auf, lüftete sein Hütlein und schritt davon.

Das Mädchen blickte ihm nach. — Warum er nur schon geht? fragte sie sich, warum er es so eilig hat? Was es für ein schöner Knabe ist! Einen so schönen Menschen habe ich mein Lebtag nicht gesehen. Am Ende — ist es der Bräutigam gewesen! Nein, das kann nimmer sein, es war ein Bettelmann. —

Sie stand unter dem Fichtenbaum und wartete.

Ein mildes Lüftchen rieselte manchmal in den Wipfeln, und in den Ästen jubilierten die Finken und die Amseln. Die Schatten der Bäume waren kürzer geworden und legten sich nicht mehr hin auf die weiße Straße. Auf dieser kam jetzt eine Staubwolke heran, in der Staubwolke rollte ein zierlicher zweiräderiger Wagen, in welchem ein blaubefrackter und hochbehuteter Kutscher saß. Auf dem Bocke ritt ein junger Herr, welcher zwei Paar flinker Pferde leitete. Drohte es schief zu gehen, so griff der Kutscher ein, und flog das Gefährte glatt dahin, so wies der junge Herr den aufmerksam auf etwelche Gefahren lauernden Kutscher zurück: „Schweig'! Das verstehst du nicht."

Als solcher Passagier unter dem alten Feigenbaum das Mädchen sah, riss er so heftig an dem Leitriemen, dass die Pferde plötzlich stehen blieben und fast aufbäumten. Er sprang vom Kutschbock, trat mit kleinen eiligen Schritten hin und rief: „He, schöne Maid! Unter dem Baum! und es regnet gar nicht! Über die Steppe? Höflichst eingeladen, mitzufahren!"

Vier Rösser wären ihr zu wenig, gab das Mädchen zur Antwort, und zwei Wagenräder zu viel. Ihr Vater habe zehn Pferde und keinen Wagen, denn er weide sie auf der Steppe und verkaufe sie an vornehme Cavaliere.

Der junge Herr hatte in der Faust ein Ding, mit dem er sich den Backenbart strich und in das er jetzt ein wenig hineinguckte; das Mädchen erkannte es als einen Taschenkamm mit Spiegelchen.

„Möchte die Pferde sehen!" schnarrte er nun. „Vornehmer Cavalier! Vater geadelt worden. — A propos, Kleine, ich liebe dich."

„Und ich warte eben auf meinen Bräutigam", sagte das Mädchen.

„Oh fatal!" näselte er, „übrigens — thut nichts. Holt uns nicht ein. Vollblut!"

„Ich bin zwar", sagte nun das Mädchen, „all meiner Tag in keiner so fürnehmen Kutsche gefahren. Möchte

es aber wohl einmal. Bei euch hätte ich es gewiſs gar nicht ſchlecht, nur hat's halt einen Haken. Der Herr kommt mir etwas dumm vor, und ſo was mag ich nicht."

Der Cavalier ſtieß ein paar kurz gebrochene Laute aus und that, was in dieſem Falle ſehr klug war, er ſprang auf den Bock und ließ es davongehen. Das Mädchen blickte der Staubwolke ſchmunzelnd nach und dachte: Der war es nicht. —

Es blieb ſtehen unter dem Fichtenbaum und wartete.

Bald war die Schwüle und die Stille des hohen Mittags. Kein Blatt regte ſich und kein Flügel. Schwerfällig und ächzend kam ein Bauernkarren herangezogen. Zwei klobige Ochſen zogen eine Ladung Getreide; auf dem oberſten Sacke ſaß ein hagerer Mann und leitete mit trägem Hi und Hottah das Gefährte. In den Wald gekommen, ſpannte er die Ochſen aus, führte ſie zwiſchen das Geſtämme hin, daſs ſie ruhen konnten und Gras freſſen. Er ſelber wollte ſich in den Schatten ſeines Karrens legen, da bemerkte er am Baume das Mädchen.

„Iſt das nicht die Dora?" fragte er. „Was machſt denn du hier ganz allein?"

Sie gab keine Antwort. Er trat hin zu ihr in den Schatten, nahm der Kühlung wegen den großen Filzhut vom Kopf, da ſah man ſein graues Haar.

„Haſt du ſchon zu Mittag gegeſſen?" fragte er und hub an, einen kleinen Pack auseinander zu thun. „Sieh, das langt für zwei." Brot und Rauchfleiſch und Käſe. Das Mädchen ſchielte ein wenig ſo darauf hin. Es hätte ſchon Neigung zum Eſſen, und der Klaus — er war es ja, der wohlhabende Bauer — hatte immer eine väterliche Geſinnung für ſie bewieſen, da konnte ſie ja etwas annehmen. Sie ſetzte ſich daher ein paar Schritte von ihm entfernt auf das Moos und langte beſcheidentlich hinüber, als der Klaus ihr ein ſaftiges Stück entgegenhielt.

„Wie geht es dir denn, ſeit dir Vater und Mutter geſtorben ſind?" fragte er ſie dann freundlich. „Verlaſſen wirſt ſein, ich glaube dir's. An dich denke ich oft, Dora", ſetzte er leiſe bei. Das Mädchen blickte ihn betrübt an und biſs dann tapfer in das Geräucherte.

„Ich komme mir auch verlaſſen vor, ſeit mein Weib geſtorben iſt", fuhr er fort. „Muſs mich auch wieder um was Liebes umſchauen. Allein geht's nicht auf der Welt. Meinſt du auch ſo, Dora?"

„Freilich", antwortete das Mädchen.

„Auf meinem Hof iſt kein ſchlechter Ort", ſagte der Klaus. „Wir laſſen uns nichts fehlen und das da" — er deutete auf die Getreidefuhr, „das iſt wieder übrig geworden. Der dumme Stöſſel-Zerg wollte in der vergangenen Nacht ein Bündel davon ſtehlen, hat aber ſtatt des Kornſacks einen Sack mit Scheuerſand erwiſcht. Alſo habe ich gottlob immer Glück und dieſes Korn führe ich auf den Markt, gibt gutes Geld. Aber jetzt zu was brauche ich denn Geld, wenn ich dir kein ſeidenes Jöpplein kaufen will, Dora! Schon lange kenne ich dich, und wie du ſchön und ſittſam biſt, habe ich mir oft gedacht, wäreſt nicht zu ſchlecht zur Hauswirtin für meinen Hof. — Du ſagſt nichts. Warum ſagſt du denn nichts, Dora? Korn ausführen und ein Weib heimbringen, das wäre mir ein glücklicher Tag. Ja, Mädel, es wäre mein heiliger Ernſt. Warum ſagſt du denn heute nichts zu mir?"

„Ich bedank' mich ſchön, Vater Klaus", flüſterte das Mädchen. Das verſtand er. Vater Klaus! Freilich war er nicht mehr jung. Seit einem Menſchenalter hieß es immer von ihm, er wäre ein Mann in den beſten Jahren.

Trotzdem er abgewieſen war, trug er dem Mädchen noch Käſe an; das dankte aber, es ſei ſchon ſatt.

„Willſt noch bleiben da? Oder willſt mitfahren auf den Markt?“ fragte er.

„Ich will noch bleiben da“, antwortete das Mädchen.

Vater Klaus ſpannte ſeine Ochſen ein und fuhr langſam davon. Dora ſchaute ihm nach und murmelte: „Es wäre kein ſchlechter Ort, aber das graue Haar! Das graue Haar!“

Das Mädchen blieb ſtehen unter dem Fichtenbaum und wartete.

Es wartete, bis dem Himmel das Auge übergieng. Die Schatten dehnten ſich wieder, an dem Fichtenſtamme kletterte ein Eichkätzchen auf und ab, von der Steppe her hallte das Bellen eines Thieres. Über das Firmament zogen Wolken heran, theils von der Sonne beſchienen, ſo daſs ſie wie Goldſcheiben leuchteten, theils trübe und roſtbraun, als wären ſie gewitterſchwer. Das Mädchen blickte unverwandt auf die Straße hin. — Jetzt könnte er doch ſchon bald kommen.

Und er kam. Ein ſtämmiger Mann mit braunem Haar und rothem Bart und mit ſcharfem gebieteriſchem Auge. Er hatte um die Lenden eine weiße Schürze geſchlungen, er führte am Strick ein falbes Kälbchen und ein großer Hund bellte hetzend um das geängſtigte Thier. Dem Kalbe knickten die Vorderfüße ein, als ob es kniend um Gnade flehen wollte, aber der Hund biſs es in die Schenkel und der Mann riſs es mit dem Stricke empor.

Da rief das Mädchen auf die Straße hin: „Seid doch nicht ſo grauſam!“

Der Fleiſcherknecht ſah hin und ſagte: „Du haſt recht, ſchönes Waldfräulein. Das Kalb iſt ſchon müde, ich will es raſten laſſen unter den Bäumen und mich zu dir ſetzen.“

Und als er den Strick an den Baumaſt gebunden hatte, und zu ihren Füßen ſaß, ſagte er: „Du biſt ja die ſchöne Dora, die ich heiraten möchte.“

„So einen, der Kälber ſchlachtet, nehme ich nicht“, war ihre Antwort.

„Warum?“ fragte er, „ſo einer iſt geſund und ſtark und hat Geld. Aber ich will dir dieſes Kalb ſchenken, du kannſt es aufziehen, daſs es Milch und Junge gibt und du einen ſchönen Viehſtand bekommſt.“

„Ich will keinen Mann, der grauſam iſt“, gab ſie kurz zurück.

„Wenn du mich nicht willſt, ſo werde ich noch grauſamer ſein und das Thier vor deinen Augen zu Tode hetzen laſſen.“

„Das könnt Ihr thun“, verſetzte ſie noch und dann ſchwieg ſie beharrlich auf alles was er ſagte, bis er verdroſſen und roh mit Kalb und Hund ſeines Weges zog.

Gott behüte mich vor einem ſolchen! dachte ſich Dora, blieb aber ſtehen unter dem Baume und blieb ſtehen.

Nun begann der Abend zu dämmern. Das Mädchen wuſste, daſs es auf der Steppe Wölfe gab. Wo iſt der Bräutigam? Keiner von allen, die an dieſem Tage vorüber gekommen waren, konnte es geweſen ſein, jeder hatte einen ſo großen Fehler gehabt. Der eine war arm geweſen, der andere dumm, der dritte alt, der vierte roh. Der fünfte wird recht ſein. Wenn er nur käme! — Es finſterte die Nacht. Lange ſtanden die Fichtenwipfel noch ſchwarz in den Himmel hinein, endlich ſah man ſie nicht mehr und es war rabenſchwarz um und um. Über das Mädchen war eine große Angſt gekommen, aber nun konnte es gar nicht mehr weiter, weil es nicht Weg, nicht Steg fand. Und wie es über den langen Tag unter dem Fichtenbaum geſtanden war, ſo ſtand es auch in der Nacht unter demſelben und ihr einziges Denken und Fühlen und Beten war: Wenn er nur käme!

Da hörte ſie Schritte. Heftig pochte ihr junges Herz, vor Furcht und vor Hoffnung pochte es, und als die ſchweren Schritte näher kamen, that ſie einen Angſtruf.

„Wer iſt da?“ fragte eine Männerſtimme.

Das Mädchen hielt den Athem ein, aber der Mann ſtand ſchon vor ihr und nahm ſie an der Hand. Er hielt ſie feſt und als er ſie an ſich, mit ſich zog, war der Widerſtand nicht groß. Er führte ſie durch den Wald, er führte ſie über die Steppe, es war als ſtiegen ſie nieder in eine Schlucht und traten in einen unterirdiſchen Raum. Auf eine Schichte von Moos ſank das erſchöpfte Mädchen nieder und ſchlief.

Die Steinwand war ſchon grau, als es immer noch ſchlief und genau in derſelben Lage, wie es hingeſunken. Am Eingange auf einem Haufen Sand ſaß ein Greis, der hatte ein Auge verbunden, mit dem anderen blickte er trübſelig auf die Schlummernde und erwog, was da zu machen wäre. — Ein gang einzig feiner Fang! Aber wie ihn ausnützen? Das ſchöne Kind verkaufen? —

Endlich erwachte das Mädchen, rieb ſich die Augen und ſah verwundert umher. In einer Felſenhöhle war ſie, von den Wänden fielen Waſſertropfen auf das Moos herab. Die Spalte, welche den Eingang bildete, war faſt verwachſen von wuchernden Sträuchern, durch welche das Tageslicht ſpärlich hereinkam. Am Eingange, neben einem träge gloſenden Feuer, in welchem Pilze brieten, hockte ein widerlich häſslicher alter Mann in feuchte Lumpen gehüllt. Es war Stöſſel-Zerg, der Dieb. — Der bewachte ſie. Der alſo hatte ſie hierhergeführt, dem war ſie gefolgt als ihrem Bräutigam....

Nach dem erſten Schreck lachte ſie laut auf. Ein Verzweiflungsſchrei war dieſes Lachen. Alle anderen hatte ſie abgewieſen, weil jeder einen Fehler gehabt. Sie wollte nur einen Fehlerloſen nehmen. Jetzt hatte ſie einen, der alle Fehler zuſammen hatte, er war arm und dumm und alt und ſchlecht.

Darum hatte ſie ſo wild aufgelacht.

„Du lächelſt, mein Schatz“, ſagte der Stöſſel-Zerg. „Ich will dir etwas ſagen. Ein Weibsbild kann ich nicht brauchen. Einen Kameraden will ich haben in meinem Geſchäft, denn mich verlaſſen die Kräfte ſchon. Darum muſst du jetzt in dieſen Männeranzug ſteigen und ein kecker Burſche werden, daſs du in Dachfenſter kannſt kriechen, Schlöſſer kannſt öffnen und Schätze kannſt ſammeln für mich, deinen Herrn. Ich werde dich ſchon unterweiſen.“

Das Mädchen war klug und dachte, Männerkleider wären ein ſicherer Hort. Es zog daher das Gewand eines Bauernknechtes an, welches der Stöſſel-Zerg einſt heimlich aus einem Hofe geholt hatte, und als Dora in der Hoſe ſtak, empfand ſie auch ſchon Mannesmuth. Wohlgemuth aß ſie mit dem Greiſe die gebratenen Morcheln, dann machte ſie ſich bereit, auf Beute auszugehen, und der Stöſſel-Zerg nickte beifällig mit dem Kopfe.

Alſo eilte über die Steppe ein flinker Bauernknabe dahin, und als er zur Straße kam, begegnete er zwei Landwächtern. Denen verriet er das Neſt des Stöſſel-Zerg. Dann lief er die Straße entlang, unermüdlich bis Mittag. Um dieſelbe Zeit war es, daſs er einen jungen Wanderburſchen einholte, welcher ein Gewand mit Flicken trug, eine geſchmeidige Geſtalt hatte, an der Oberlippe ein braunes Bärtchen, und im friſchen Geſicht ein betrübtes Auge.

Der Bauernknabe drückte den Filzhut tief über die Stirn herab und fragte: „Wohin gehſt du denn?“

„Das iſt einerlei“, antwortete der Wanderburſche.

„Gehſt du nach Arbeit aus?“

„Es iſt einerlei. Im nächſten Dorfe beim Schmied iſt mir Arbeit zugeſagt, ich nehme ſie nicht.“

„Warum nimmſt du ſie nicht?“

„Mich freut nichts mehr.“

„Wenn du nicht arbeiteſt, kannſt du nicht heiraten.“

„Es iſt einerlei. Geſtern habe ich

ſie das erſtemal geſehen und das letztemal. Sie will mich nicht. Ich gehe ſterben."

„Willſt ſo ganz allein ſterben gehen?"

„Es iſt einerlei."

„Willſt du nicht auch mich mitnehmen? Ich will auch ſterben gehen."

„Was thut denn dir weh?"

„Daſs mir mein Schatz iſt davongegangen. Und daſs mein Schatz ſo traurig iſt. Und daſs mein Schatz will ſterben gehen."

Als der Wanderburſche ſolches Wort gehört hatte, blieb er ſtehen und ſchaute ſeinen Weggenoſſen an. Das Mädchen ſchleuderte den Hut in die Lüfte und lachte.

„Gehen wir zwei miteinander?" fragte ſie wie ein lieber Schelm. „Ich gehe recht gern mit dir — ſterben oder leben mit dir, iſt *mir* einerlei."

„Leben!" jauchzte der junge Wanderburſche, ſein Auge leuchtete in lauter Frohſinn. Und hierauf ſchritten ſie ſelbander dem nächſten Dorfe zu, wo Arbeit war und wo ihre Zukunft lag. Hurtig gieng der junge Schmiedgeſelle dran, ſeinen Fehler abzulegen. Und im Grunde gewöhnt ſich ein fleißiger Mann keinen Fehler ſo leicht ab, als den: arm zu ſein.

— Nehmt euch in acht, ihr hübſchen Dirnlein all! Nehmt euch in acht beim Abweiſen und beim Zuſagen. Nicht jede trifft es ſchließlich noch ſo gut wie das Mädchen, das unter dem Fichtenbaume ſtand. R.

Wenn auch!

Ich habe dich jüngſt auf dem Weg erſpäht,
Zur Seite dein Weib dir, ſo hold;
Es hatte, o Liebſter, euch beide umweht
Der Abend mit flammendem Gold.

Voll neckenden Scherzes und froher Haſt,
So wandelte *ſie* neben dir;
Und *du* — ihren Arm mit dem deinen umfaſst,
Giengſt achtlos vorüber an mir.

Wohl blieb an der Stelle ich feſtgebannt,
Als hielte der Tod mich zurück;
Doch bald, und es hatte mein Herz ſich ermannt
Zu neuem erwärmendem Glück:

Biſt *ihr* du auch eigen vor aller Welt
Zu Sinnen und Lieben und Sein,
Wenn *ihr* all dein Frohſinn zu Opfer auch fällt,
Dein Schmerz und dein Kummer ſind *mein*!

Ottilie Gibas.

Die Geſchichte vom armen Mann in Tockenburg.

Von Richard Voß.

(Fortſetzung.)

Zurück von dieſer wehmüthigen Frauengeſtalt, viele Jahre zurück.

Uli hält Umſchau unter den Mädchen des Thales, um die „Rechte“ zu finden. Er ſucht lange. Da eines Tages ſieht er ein Mädchen mit einem „Amazonengeſicht“, und dieſes iſt die Rechte, und dieſes wird ſeine Frau. Er muſs lange werben, und es iſt keine ſelige Bräutigamszeit. Sein Mädchen iſt nicht die „Reiche“, wie der Vater ſie wollte; ſie iſt auch nicht ſchön, aber ſie iſt tüchtig und klug, eine derbe Geſtalt, aus ſtarkem Holze geſchnitzt, die kein Sturm ſo leicht beugt; das „Amazonengeſicht“ iſt an dieſem Mädchen für alles bezeichnend. Er freit um ſie ohne Liebe, und ohne Liebe wird er erhört.

Es iſt eigenthümlich, wie dieſer Mann, dem das Wort „Geſchäft“ fremd war, obgleich es für ihn ſo viel wie „Leben“ bedeutete, gerade aus ſeiner Heirat ein Geſchäft machte, das denn in der That auch das einzig Gute war, was er in ſeinem ganzen Leben zuſtande gebracht. Die Wahl dieſes Mädchens mit dem „Amazonengeſicht“ hat bei Ulrich gewiſſermaßen der Inſtinct der Selbſterhaltung vermittelt; und in der That, eine Heirat „aus Liebe“ wäre für ihn, den unpraktiſchen Träumer, ſicherer Untergang geweſen.

Uli hat ſich ein Haus aufgezimmert, und holt ſich nun die Hausfrau.

Die junge Ehe fängt traurig genug an. Der Vater wird beim Holzen von einem niederſtürzenden Stamme getödtet, und Ulrich muſs nun ſtatt des Vaters für die Familie Brot ſchaffen. Auch ſonſt iſt er nicht glücklich. Die Frau hat das Regiment und hält die Zügel mit ſtarker Hand ſtraff und feſt. Sie iſt eine verſtändige Hausfrau, eine brave Mutter, ein treues Weib, und wenn Uli von ihr ſpricht, geſchieht es immer mit Achtung, immer mit Anerkennung, immer mit Dankbarkeit, aber niemals mit Liebe.

Uli hält einen Handel mit Baumwolle, er hat einen Webſtuhl aufgeſtellt. Aber da er ſelber nichts hatte, und auch die Frau nichts mitbrachte, ſo war alles mit Erborgtem angefangen, und wurde alles mit Erborgtem mühſelig und nothdürftig im Gange erhalten. Wie hart er auch arbeiten mochte, wie ängſtlich auch ſeine Frau im Hauſe zuſammenhielt, ſparte und ſorgte, ſie konnten kaum die tägliche Nahrung ſchaffen; an ein Abzahlen der Schulden war nicht zu denken. Ulrich probierte dieſes und jenes; er probierte alles, aber bei allem hatte er Unglück. Die alte Bergſehnſucht kam wieder, das alte, ſchmerzliche Heimweh nach Tannenwald und Freiheit. Was hätte er drum gegeben, wieder der Hirtenbube von damals zu ſein! Sein Geſchäft gedeiht nicht, ſeine Frau ſpart und zankt, und verſteht ihn nicht, in keiner Regung, in keinem Gefühl. Er hält es nicht länger aus. Da er aber nichts ändern kann, ſucht er dem Leben zu entfliehen, in eine andere Welt ſich zu flüchten, in eine Traumwelt, die glücklicher iſt, als die wahre. Wenn er am Tage ſich müde gearbeitet, wenn Frau und Kinder ſchlafen, ſteht er auf, und beim heimlich erſparten Kerzenlicht lieſt er in

Büchern, die er irgendwo ausspioniert, und über diesen Büchern vergisst er seine ärmliche Hütte, sein häusliches Elend, die Welt und sich selbst. Da fällt ihm ein: wenn du selbst Bücher schreiben würdest! Der Gedanke fasst die ganze Seele des Mannes, und statt die Nächte zu durchlesen, durchschreibt er sie jetzt. Er muss sehr heimlich zu Werke gehen, damit seine kluge Hausfrau nichts merkt. Sie würde ihm Vorwürfe machen, das theuere Licht so nutz- und sinnlos zu verschwenden. Uli aber schreibt; er schreibt seine Lebensgeschichte: was hätte er anderes schreiben sollen, er kennt ja nur sein Ich und das, was dieses Ich gedacht, gelebt und gelitten.

Und leiden muss er jetzt viel.

Zwei seiner Kinder starben, beide in einer Woche, sein ältester Sohn und sein Mädchen. Dem Sohne schreibt er selber die Leichenrede, es war sein Liebling gewesen. Die kleine, kalte Todtenhand greift in sein warmes Leben, und manche schöne, knospende Blume erstarrt.

Auch sein Weib kränkelt, und er selbst, wie er gegen die Krankheit auch ringt, wird von ihr niedergeworfen.

Ulrich will beten, und fühlt zum erstenmale, dass ihm das Beten nicht Trost gibt; er will an Gott denken, und kann Gott nicht mehr finden; er sieht den Tod, das bleiche Gespenst entsetzt ihn — wenn er jetzt stirbt, wird auch sein ehrlicher Name mit ihm begraben. Er darf nicht sterben, er muss leben und arbeiten; arbeiten, um seinen Kindern wenigstens den ehrlichen Namen der Bräker als Erbe zu lassen! Und sein mächtiger Wille zwingt seine Krankheit, und wie er wieder gesund ist, arbeitet er denn wieder. Er arbeitet Tag und Nacht, jahraus, jahrein, aber es bleibt alles beim Alten. Es kommt zur höchsten Noth, zu einer Noth, die ihn schier fassungslos macht. Einige seiner Gläubiger sind menschlich. Die Zeiten sind so hart, dass jeder leidet; und Bräker ist nicht schuld an seinem Elend. Diese, die so denken, sind milde gegen den Armen. Andere aber drängen ihn, wollen bezahlt sein. Die Arbeit muss liegen bleiben, und er läuft die Tage umher, Hilfe suchend, um Nachsicht bittend, um Milde, Erbarmen. Das sind Gänge, die den Mann tief demüthigen, die sein Haar frühzeitig grau machen.

Viele Jahre schleppt Ulrich sich so hin, immer den völligen Zusammenbruch abhaltend, den gänzlichen Ruin aufschiebend. Ihm ergeht es, wie einem, der aus hellem Zimmer plötzlich in dunkle Nacht tritt; nichts kann er sehen, nicht Weg und nicht Steg; aber seine Augen gewöhnen sich an das Dunkel, und bald erkennt er Umrisse, bald auch die Dinge, und er findet seinen Weg, und schreitet ihn ruhig und sicher. So ergieng es Ulrich mit seiner Noth: zuerst macht sie ihn fassungslos. Er weiß kaum woher und wohin; was er fühlt, ist Verzweiflung. Mit der Zeit gewöhnt er sich an das Elend; er tastet und tappt sich hindurch; es wird ihm etwas Alltägliches, und er erträgt es.

So lebt er fort. Die Nächte durchschreibt er jetzt wieder, und es sind köstliche Nächte. Das trübe Licht, bei dem er liest und sinnt, ist der einzige Strahl, der in das dunkle Leben des armen Mannes fällt, aber er dünkt ihm so hell, wie die Sonne. Er nennt die Bücher seine „platonischen Geliebten", und in keiner Kirche war einem Gläubigen ein Gegenstand so heilig, wie in diesem armen Hause dem Ulrich Bräker die Feder. Er schreibt hin, was ihm gerade einfällt, wie ihm die Gedanken gerade kommen, und wie er sie denkt, so spricht er sie aus. Einmal findet er den Muth, sich an einer Concurrenz zu betheiligen. Er schickt der Gesellschaft, die sie ausgeschrieben, die Arbeit ein: Eine Abhandlung über Credit und Baumwollenerwerb, und seine Arbeit erhält einstimmig den Preis. Das macht ihn

zum glücklichen Manne. Aber seine edle, stolze Bescheidenheit bleibt dieselbe. Keine Überhebung, nicht vor sich, und nicht vor anderen. Es kommen jetzt viele, die den armen Weber kennen lernen wollen, darunter mancher gelehrte Herr aus der Stadt. Von den meisten wird er nur angestarrt, andere drücken ihm herzlich die Hand, sagen ihm manches gute Wort, und werden seine Freunde. In dem benachbarten Städtchen Lichtensteig fordern sie ihn auf, ein Mitglied der „moralischen Gesellschaft" zu werden. Ulrich, in seiner Bescheidenheit, will es nicht annehmen; man dringt in ihn, und er thut es. Wohin er kommt, wird er mit Achtung empfangen, und die einfache Würde seines Wesens beweist sich auch hier. Einer der schönsten Tage seines Lebens ist es, wie er zum erstenmale eine Bibliothek sieht — diese Schränke voll Bücher! Das Herz steht ihm fast still. Und diese Bücher darf er nun lesen; welche er will, so viel er nur will; und er liest sie. Goldoni und Molière, Gesner und Klopstock, Goethe's Götz und Clavigo, Jung-Stilling und Lavater, Plutarch und Justus Möser, den Koran und Linné, und vor allen Shakespeare — Shakespeare! Welche Welt geht ihm auf, welche weite, wunderbare, herrliche Welt!

Seine Nachbarn zucken die Achseln über den seltsamen Mann, seine alten Bekannten ziehen sich von ihm zurück, seine Frau hätte alle Bücher und Papiere der Welt verbrennen mögen, und vergällt ihm nach Kräften das Leben und jeden Genuss. Die neuen Freunde, die er sich erworben, die Bücher, die er liest, das neue Dasein, das ihm die Kenntnis derselben gegeben, seinen Menschen bildet es, erzieht und erhebt es, aber seine Armuth wird nur größer dabei. Er liest und schreibt noch immer nur Nachts, und das Licht, das er dabei verbrennt, darbt er sich am Tage an seinem Brote ab; er ist an seinem Webstuhle und in seinem Baumwollenhandel fleißiger als jemals, aber — er kann sich nicht helfen — seine Seele ist nicht bei seinem Berufe, diese lebt nur des Nachts, und fängt ein Scheinleben an, sobald es wieder Tag wird.

Es kommt wieder jene höchste, schreckliche Noth. Diesmal sind seine Gläubiger weniger gütig; Ulrich ist nicht mehr einer der ihren. Sie wollen bezahlt sein, oder ihm wird Haus und Habe gepfändet. Ulrich hat selbst einige Schuldner. Bis jetzt hat er sich nie entschließen können, von diesen armen Leuten zu fordern, nun thut er's, nun muss er's thun. — „Ich gieng auf die bestimmte Zeit mit den Schätzern zu ihren Häusern, und Gott weiß! mir war viel bänger, als ihnen (den Schuldnern). In dem ersten Augenblick, da ich an des einen Wohnung trat, dacht' ich: Wer kann das thun? Die Frau bat, und wies mit den Fingern auf das zerfetzte Bett und die wenigen Scherben in der Küche; die Kinder in ihren Lumpen heulten. Oh, wenn ich nur wieder weg wäre, dacht' ich, bezahlte Schätzer und Weibel, und strich mit unverrichteten Sachen fort." — — „Das will ich in meinem Leben nicht mehr thun. Meine Gläubiger mögen eines Tages unbarmherzig gegen mich sein, ich will's nicht gegen andere sein. —"

Nachher erfährt er, dass das Elend dieser Leute nur eine Komödie gewesen.

Aber seine Gläubiger sind weniger milde als er. Er soll schaffen und vermag nicht zu schaffen, und jetzt lernt er die Verzweiflung in ihrer entsetzlichsten Gestalt kennen — in dem Spukbilde des Selbstmordes.

Manchmal denkt er auch an Flucht, an das ferne glückselige Amerika, aber er sieht auf sein Weib, auf seine Kinder, und bleibt. Er will reiche Menschenfreunde in seiner Noth ansprechen; der edle Lavater fällt ihm ein. Er hat den Brief schon geschrieben, aber er wird wieder zerrissen —

er will ſelbſt mit ſeinem Schickſale fertig werden, er will, was er ſelber verſchuldet, ſelbſt wieder retten. Und es gelingt ihm! Eine glückliche Speculation macht ihn zum ſchuldenfreien, und bald zum wohlhabenden Manne.

Nun verdient er. Seine Nachbarn zucken nicht mehr die Achſeln, ſeine Frau zankt und geifert nicht mehr durchs Haus; aber ſeine Freunde aus der Stadt kommen ſelten und ſeltener, — denn der wohlhabende Bräker ſchreibt und dichtet nicht mehr — und endlich bleiben ſie ganz aus. Auch das Licht in der Kammer brennt nachts nicht ſo oft: Ulrich Bräker iſt ein „gemachter Mann"; jetzt iſt die Welt herrlich und ſchön, auch am Tage iſt das Leben blühend und froh! es braucht nicht mehr einer Flucht, eines Vergeſſens. Und in dieſem Wandel und Veränderlichen bleibt nur eins, das iſt ſein Selbſt; und dann noch eins, das iſt die Natur. Dieſe iſt für ihn noch dieſelbe wunderbare, angeſtaunte, heilige Göttin, in deren Gottheit er ſich mit ſeinem ganzen Sein und Weſen verſenkt, die er mit ſeinem ganzen Weſen anbetet und feiert.

So wird Ulrich Bräker ein alter Mann, und als er alt iſt, wird er wieder arm, ſo bettelarm, daſs nie ſo ein echter Bräker gelebt hatte, wie er. Er bleibt in ſeinem Hauſe, ſeine Gläubiger werfen den alten, gebrochenen Mann nicht auf die Straße; aber er hat nichts, was er ſein nennt, als ſeine Noth. Und in dieſer Noth wäre er zugrunde gegangen, hätte nicht die Hand eines edlen Mannes freundlich und gütig dem müden Greiſe die erdrückende Laſt von den Schultern genommen, und ihm ſo die letzten Tage ſeines Lebens zu einem milden Verſöhnen, einem ſonnigen Sein gemacht, daſs der Ton, der ſo voll und kräftig angeſchlagen, in der Stille des ſpäten Sommerabends ſchön und feierlich ausklingt.

„Tod, du eigenſinniger Menſchenräuber, wenn es bei dir ſteht, mich abzurufen, ſo rufe mich doch im Herbſt ab, ehe der unhöfliche Winter kommt!"

Er ſtarb, wie er ſich gewünſcht hatte zu ſterben: die Blume, die im Frühling geknoſpet, im Sommer geblüht hatte, wurde vom Herbſtwinde welk und bleich vom Stengel geweht, ehe es Winter ward. Schön, wie ſein Leben war, ſo ſchön war ſein Sterben. Und ſchön war das Leben dieſes armen Mannes geweſen, ſchön, trotz aller Sorge und Noth, denn es war ein freies, gutes, echt menſchliches Leben geweſen. Als Ulrich ſtarb, glühten vielleicht die Gipfel ſeiner Alpen im Abendroth, und ſein ſterbender Geiſt folgte dem ſtrahlenden Lichte, nach dem er ſich ſchon im Mutterleibe geſehnt, und konnte ſich auflöſen in Glanz und Sonnenglut, wie es der Knabe auf der Berghalde geträumt.

II.

Das war das Leben dieſes Mannes — das war ſein Sterben. Aber von ihm ſelbſt will ich noch reden, von ſeiner Menſchheit, ſeiner freien, ich möchte ſagen künſtleriſchen Individualität, von ſeinem einfachen und einſamen und doch ſo vornehmen Weſen, ſeiner kindlichen, und doch ſo wahren und tiefen — ja philoſophiſchen Betrachtung von Natur und Menſchheit, von Leben und Welt.

Ulrich Bräker wurde das, was er war, durch die Natur und ſich ſelbſt. In einer geradezu öden Einſamkeit aufwachſend, lernte er in ſeiner Bergſchule leſen und ſchreiben, und dann noch einmal ſpäter als Knabe das Bibelleſen und Bibeldeuten bei dem guten Paſtor in Kyrnau. Das iſt ſeine ganze Erziehung. Die ſchweren preußiſchen Jahre und dann die eigene Noth ſeines Lebens muſsten den weichen Teig ſeines Weſens kneten und härten, aber den Dichter und Philoſophen in ihm bildeten ſie nicht, kaum ſeinen Menſchen. Das that er

ſelbſt, und er allein. Als Mann, mit den Nachbarn wenig verkehrend, von ſeiner Frau nicht verſtanden, lebte er nur in ſich ſelbſt. Dieſe Einſamkeit lehrte ihn denken, und das ſchon von Jugend auf. Er denkt über Berg und Wald, Käfer und Blumen, Abendroth und Sterngeflimmer und auch über ſich ſelbſt. So lernt er die Natur kennen und ſich. Er beobachtet alles, was um ihn vorgeht und in ihm. In der Natur findet er alles vollkommen, groß, ſchön; in ſeiner Seele vieles unvollkommen, kleinlich und häſslich. Die große Natur hat ihm auch ein großes Vorbild gegeben, ein zu großes. Die Halbheit ſeiner menſchlichen Natur, die Kleinheit und Beſchränktheit ſeines Wiſſens ſind ihm ein nie endender Gram. Weil er ſich ſelbſt kennt in ſeiner Unzulänglichkeit und Stümperei, wie er's nennt, iſt ein Sichüberheben unmöglich für ihn; ſelbſt da nicht, als ſein Erfolg gekommen, als Männer mit Namen ſich in ſeine Hütte drängen, und ihm ſchmeicheln, und ſich mit ihm ſchmücken. Und dieſes ernſte, raſtloſe Arbeiten an ſich ſelbſt geſchieht ohne Lärm, ohne Haſt; er macht es mit ſich ſelbſt ab, in aller Stille, ohne Stehenbleiben. Es bringt ihn nicht um die ſchöne Ruhe ſeiner Seele, die Harmonie und Würde ſeines Weſens.

Ulrich Bräker war kein Charakter, aber er war eine Individualität. In ſeinem Weſen war nichts Fremdes, alles darin gehörte ihm ſelbſt an. Als er dann ſpäter die Welt in den Werken gelehrter Männer kennen lernte, war er in ſeinem Weſen ſo fertig, daſs er alles Große, alles Bedeutende und Schöne wohl empfinden konnte — und wie tief empfand er's! — aber nicht anempfinden. Selbſt Shakeſpeares gigantiſche Größe, in der er viele Jahre ein neues Leben fand — ſie konnte ihn hinreißen, begeiſtern, überwältigen; aber auch Shakeſpeare gegenüber blieb er der Mann mit eigenem Denken und Fühlen.

Nebſt Arbeiter, wie Ulrich iſt, und wie er's noch mehr ſein möchte, iſt er auch Künſtler. Er iſt Künſtler durch ſein Temperament — ein Sanguiniker vom reinſten Waſſer: er verzweifelt und hofft, hofft und verzweifelt. Er glaubt: nun iſt's aus, und denkt: nun fängt es an. Heute fühlt er ſein Bettlerthum wie ein Bettler, morgen möchte er mit einem Könige nicht tauſchen. Wie der Gummiball: jetzt auf dem Boden, im nächſten Augenblicke bis zur Decke hinauf; — ein kleiner Mr. Micawber, freilich Mr. Micawber ins ehrliche Deutſch überſetzt und noch dazu ins biedere „Schwyzerdütſch". Aber auch Mr. Micawber iſt in ſeiner Art ein Künſtler, oder richtiger: alle Künſtler ſind kleine Micawber.

In ſeinem Freiheitsdrange und Freiheitsgefühle war Bräker kein Schweizer, ſondern nur Menſch — der künſtleriſch fühlende Menſch: „ſchmiedet mich doch um des Himmelswillen nicht ſo kurz ans Schiff!" ruft er irgendwo aus.

Seine Wanderluſt, ſein Sehnen ins Ferne, ins Weite, ſein Nichtaushaltenkönnen zwiſchen Wänden und Mauern, ſein Hinaus- und Hinaufſtreben auf Berghöh' und Alpen, es iſt alles nur der Ausdruck für dasſelbe Gefühl, für dasſelbe Bedürfnis: Freiheit! Freiheit!

Ein Jahr vor ſeinem Tode — die Noth im Hauſe hat den kaum fünfzigjährigen Mann zum alten Manne gemacht — kommt ihm noch einmal das Hinausſehnen der Jugend zurück. Er täuſcht ſeine ſtrenge Hausfrau durch einen Geſchäftsgang, und zieht fort an den Zürichſee, um nur noch einmal wieder wandern zu können. Sein jüngſter Sohn geht mit ihm; „oh, dürft' ich frei gehen", ruft der Mann aus. So einfach, ſo kindlich es ſich anhört, das Wort hat etwas Erſchütterndes, es iſt wie ein Schmerzensſchrei: „oh, dürft' ich frei gehen!"

Doch ein genießender, froher Menſch iſt Ulrich Bräker bei all ſeiner Noth,

in dem schönen Optimismus seiner Natur.

Dieser „arme“ Mann war wirklich ein reicher Mann, dieses von Sorge getragene Leben war wirklich ein glückliches Leben. Sein Haus ist eine Hütte, seine Speise das Essen der Armen, aber ist draußen nicht die ganze reiche Gotteswelt! Berg und Thal, Wiese und Wald, Blumenduft und Sonnenschein, und alles so schön, so voll Fülle und Glück, und alles gehört ihm, er darf es genießen, und er kann es genießen. So schwelgt er in dem unerschöpflichen Born der Natur, und jeder Trunk aus dem schäumenden, überquellenden Becher ist Erquickung für ihn.

Am Schlusse seiner Selbstbiographie rechnet er gewissermaßen die Leiden und Freuden seines Lebens zusammen, und erhält als Resultat, dass die Summe der Freuden die große Leidenssumme doch um viel übersteigt. Nachdem er von seinem Dorfe gesprochen, schreibt er:

„Meine Nachbarn sind recht gute, ehrliche Leute, die ich aufrichtig schätze und liebe. Freilich läuft bisweilen auch ein anderer mit unter, wie überall. Innige Freunde, mit denen man Gedanken wechseln und Herzen tauschen kann, hab' ich in der Nähe keine. Das ersetzen mir meine platonischen Geliebten in meinem Stübchen. Im Frühling liegt mir der Schnee auch ein bisschen zu lang in meinem Gärtchen. Aber ich fange einen Krieg mit ihm an, zersetze ihn zu kleinen Stücken, und werfe ihm Asche auf die Nase; dann verkriecht er sich in die Erde, so dass ich noch mit dem Frühsten gärtnen kann. Und überhaupt macht mir dies kleine Grundstück viel Vergnügen. Zwar ist die Erde ziemlich grob und ungeschlacht, obgleich ich sie schon an die fünfundzwanzig Jahre bearbeitet habe; demungeachtet gibt das Ding Kraut, Kohl, Erbsen, und was ich immer auf meinem Tisch brauche, zur Genüge; mitunter auch Blumenwerk und Rosen die Fülle. Kurz, es freut mich so wohl, als manchen Fürsten all seine babylonischen Gärten. Sag' also, Bub'! ist unser Wohnort nicht so angenehm, als je einer in der Welt. — Oder geh' mir einmal im Maimond auf jenen Rasenhügel vor unserer Hütte. Schau durchs buntgeschmückte Thal hinauf; sieh, wie die Thur sich mitten durch die schönsten Auen schlängelt, wie sie ihre noch trüben Schneewasser grade unter deinen Füßen fortwälzt. Sieh' wie an ihren beiden Ufern unzählige Kühe mit geschwollenen Eutern im Gras weiden. Höre das Jubelgetön der großen und kleinen Buschsänger — — — Ha! sagst du vielleicht, aber diese Matten und Kühe sind nicht unser! Närrchen! Freilich sind sie's und die ganze Welt ist unser. Oder wer wehrt dir, sie anzusehen und Lust und Freude an ihnen zu haben? Butter und Milch bekomme ich ja von dem Vieh, das darauf weidet, so viel mir gelüstet, also haben die Eigenthümer nur die Mühe zum Vortheil. Was braucht es, jene Alpen mein zu heißen? Oder jene zierlich prangenden Obstbäume? Bringt man uns ja ihre schönsten Früchte ins Haus! Oder jenen großen Garten? Riechen wir ja seine Blumen von weitem! Und selbst unser eigener kleiner, wächst nicht alles darin, was wir hineinsetzen, pflegen und warten? Also, lieber Junge! wünsch' ich dir, dass du bei allen diesen Gegenständen nur das empfinden möchtest, was ich dabei schon empfunden habe, und noch empfinde, dass du neben dieser Wonne und Wollust den Höchstgütigen in allem findest und fühlst, wie ich ihn fand und fühlte, so nahe bei mir, rings um mich her, und in mir, wie er dies mein Herz aufschloss, das er so weich und fühlend schuf.“

Und an einer anderen Stelle:

„An der Erde hangen? Freilich, woran sonst, wir armen Erdenwürmer! Ja, aber den Geist zum Himmel erheben. Kommt er doch bald zurück

und hat so schwache Begriffe von dem Himmel. Er flattert wohl oft bis an das blaue Gewölbe hinauf, wo die holde Sonne strahlt, und des Nachts Millionen Sterne funkeln, dringt zuweilen auch ein Stück weit durch, aber er verirrt sich in öden Gegenden, und sinkt ermüdet wieder auf die Erde herab. Da flattert er vergnügt wie die Schwalben auf der Fläche herum, und wagt sich nicht so leicht weiter, als die Augen tragen." Und zuletzt, einen Monat vor seinem Tode, schreibt er wieder:

„Es ist immer mehr Gutes als Böses in der Welt! Wie ich das in meinem ganzen Leben behauptet habe, so behaupte ich es noch in meinen letzten Tagen, die ich zu meinen glücklichsten rechne."

„Ich sang und sprang heut' während meiner Arbeit, obschon es sonst eine traurige Arbeit war, denn ich machte meinem Todten ein Häuslein. Ha! wie sanft wirst ruh'n, dacht' ich, wenn du auch einmal so hingestreckt daliegst. Heiße es dann Amen oder Vater selig, oder gar: der Lump ist auch gestorben. — Doch nein, das wird kein Biedermann sagen! — Vielmehr: der ehrliche Mann ist auch den Weg des Fleisches gegangen. Der arme Schelm hat sein Bündel getragen. Gott hab' ihn selig! — Und dann ist's all. Vielleicht muss ich noch manchen Luftsprung machen, manche Kummerhölle, dann wieder Luftschlösser bauen! Ha nun! *Unter Hunderten genießt doch kaum einer mein Glück!* Man stolpert darüber hin, und achtet nichts, als was neu oder abenteuerlich ist. Und ich stehe bei etwas, das niemand des Anschauens würdigt, still, bewundere es, freue mich bis zum Entzücken, und bete die wundervolle Weisheit des Schöpfers an. Um und um mich Stoff zur Freude, die kein anderer fühlt: Winde wirbeln, Sterne funkeln, jeder neue Tag, jedes grüne Kräutchen im Blumentopf mitten im Winter in meiner Kammer. — Sollt' ich mich sträuben, dann und wann auch bitt're Pillen zu schlucken? Das Süße ist dann nur desto süßer!"

Dieser bäuerische Handelsmann ist in seinem Umgang mit Menschen ein Aristokrat. Er lässt nichts Plebejisches an sich herankommen, jede Roheit, jedes Unsaubere und Zweideutige, jeden Pöbel hält er sich vornehm vom Leibe; und man muss denken, er begegnete in seinem Leben kaum einer höheren Natur. Jede Stunde, die er gezwungen in der Gesellschaft von anderen zubringt, ist ihm verlorene Zeit. Im Wirtshause bei Zechgelage fühlt er sich so unbehaglich, wie eine Hoheit, die, incognito reisend, gemischte Gesellschaft trifft.

Er weiß uns in seiner ganzen Lebensgeschichte nicht von *einem* Manne zu erzählen, der ihm nähergestanden; in seinem Tagebuche, das bis zu seinem Todesjahre geht, nicht von einem einzigen Freunde, bis er, schon am Rande des Grabes, dem edlen Manne begegnet, der ihn mit sanfter Hand die letzten Schritte führt. Mit diesem Freunde beginnt ein neues Leben für ihn. Seine letzten Tage gehören ganz diesem Verspäteten, seinem Wohlthäter, seinem *einzigen* Freunde:

„Es ist mir in diesem Zustande fast alles um mich her gleichgiltig, und nur zwei Dinge in der Welt sind mir es nicht, und werden es nie werden, solange mir ein Tropfen Blut in den Adern rollt. Erstens die wunderbare, herrlich schöne Gottesnatur, und zweitens mein seltener, einziger Freund, den meine Seele bis zur Anbetung liebt und verehrt. In ihm ist alles harmonisch, und wenn ich auch alle seine Gutthaten gegen mich abrechnete, bliebe er doch allein der Mann nach meinem Wunsch und Herzen."

Und als er zum letztenmale sein Tagebuch öffnet, schreibt die todesmatte Hand noch einen Namen: Girtaner — den Namen des Freundes.

Als alles in ihm schon im Absterben ist, als seine Seele und sein Bewusstsein schon Schatten und Dämmerung sind, und er die Nähe des Todes fühlt, nicht als Schmerz, sondern als Erlösung, als da seine Hand die Feder nicht mehr halten kann, um dem Freunde zu schreiben, hängen seine Augen noch bewundernd und feiernd an der schönen, schönen Welt, und so im Anschauen versunken, fallen die müden Augen ihm zu, er schläft ein — er stirbt.

Man hat Ulrich Bräker einen Naturdichter genannt. Er ist mehr als das; er ist Naturphilosoph. Gedichtet hat er wenig, gedacht desto mehr, und zwar philosophisch gedacht. Er weiß zwar von keiner Philosophie, von keinem Philosophen, von keiner philosophischen Schule. Nur Jakob Böhme hat er gelesen, und dieser muss allerdings eine starke Wirkung auf ihn gehabt haben, wenn er uns auch darüber nichts sagt. Die Natur ist seine philosophische Schule. Er beginnt mit der Beobachtung des Wurmes und des Thautropfens, und endet mit Betrachtungen über Unsterblichkeit. In dieser seiner Philosophie — wem das Wort für den armen Weber in Tockenburg zu vornehm klingt, der nenne es Lebensweisheit, Betrachtung, Anschauungsgabe, nenne es, wie er will — in diesem Nachdenken über Welt und Leben findet das Wesen dieses Mannes den möglichst hohen, den vollendetsten Ausdruck. Sein Tagebuch, das sich fast ausschließlich mit inneren Erlebnissen, mit Gedachtem und Beobachtetem beschäftigt, gibt uns über diesen philosophischen Zug seines Wesens Aufschlüsse, dass man sich oft gewaltsam erinnern muss: diese Gedanken sind von einem Manne ausgesprochen, der in einem einsamen Alpenthal lebte und starb, der nur die Natur kannte und sich. Man legt beim Lesen oft das Buch aus der Hand, um über diesen Mann zu grübeln, der so bestimmt, so klar, und in gewissem Sinne so bedeutend ausspricht, was er vor sich sieht und in sich.

Ich kann mir nicht versagen, aus Bräkers Tagebuch einige Auszüge zu machen. Hier sind sie:

„Heute gieng mein Weib nach ihrer alten Heimat. Ich dachte bei mir selbst: Wie ist die Heimat doch so anziehend! Wie trachtet alles wieder nach Hause, zu seinem Ursprunge hin. Alle Creaturen eilen wieder dahin, woher sie entsprossen. Alle Wasser, große und kleine, eilen unverdrossen, bis sie in das stille Meer kommen. Alles, was auf der Erde wächst, eilt wieder in die Erde, die unser aller Mutter ist. Und mein Geist, meine Seele, warum soll die nicht auch nach ihrem Ursprunge, nach ihrer ewigen Heimat eilen? Ich merke in meinen Sinnen wohl, dass ich hier keine bleibende Statt habe, dass dies nicht meine rechte Heimat ist, denn sie trachten stets von hinnen, und finden nur oft das rechte Vaterland nicht. Warum ist man doch so verliebt in diese Fremde, warum läßt man den Geist seinen Schwung nicht in die Höhe, zu seinem Ursprung, in das stille Meer der Ewigkeit nehmen? Man kann eben leider nicht. Man hat sich ein Weib genommen, man hat sich Äcker und Ochsen gekauft, man hat das Herz an diese Welt geheftet. Die meisten Menschen sind einem Wasser gleich, das sich auf die Seite in einen Sumpf verlaufen hat, wo es nimmer mit dem Strom ins Meer kommen kann, wo es sich in Schlamm verwandelt und von der Sonne ausgebrannt werden muss. Sie sind einem gleich, der sich weit in die Fremde begeben hat, und in ewige Gastfreundschaft gerathen ist, so dass er seines Vaters Haus nimmer wiedersehen wird."

„O Welt, was bist du! hätt' ich doch, da ich als Knabe dies Gut baute, mein Glück erkannt! Aber erst in der weiten Welt musst' ich es durch sein Widerspiel kennen lernen. Wie selig lebt der Mann in seinen Gebirgen,

wo Zufriedenheit wohnt, der nichts weiß, nichts kennt, als sie, wähnt, daſs die Sonne hinter ihren Bergen herab, unter ihren Füßen durch, und vorne wieder heraufkomme. O Thorheit und Einfalt, du bist in diesem Wirrwarr hienieden doch immer am besten daran!"

Ein anderer Mann hatte nicht ganz ein Jahrzehnt früher eine ähnliche Betrachtung niedergeschrieben: „Ich sage dir, wenn meine Sinne gar nicht mehr halten wollen, so lindert all den Tumult der Anblick eines solchen Geschöpfes, das in glücklicher Gelassenheit den engen Kreis seines Daseins hingeht, von einem Tage zum anderen sich durchhilft, die Blätter abfallen sieht und nichts dabei denkt, als daſs der Winter kommt."

Das schrieb Goethe im „Werther".

Und noch einmal — zum letztenmale — Ulrich Bräker über Unsterblichkeit:

„Beim Lesen des englischen Zuschauers hatte ich heute folgende Gedanken: Himmel, Erde, Mond und Sonne sind ja wie Tag und Nacht noch immer, was sie im Anfange waren. Aber von so zahllosen Millionen Menschen, die in so vielen Jahrhunderten vor uns wie wir tumultuierten, regt sich kein Haar mehr, und wir haben von ihnen keinen Bericht. Daſs sie zu Staub vermodert sind, wissen wir; von den Jüngstverstorbenen sehen wir auf unseren Gottesäckern noch die Knochen. — Aber die Geister! könnten wir keine Zeitung von ihnen haben? von den Philosophen zumal, wenn sie noch irgendwo vorhanden wären?

Bald werden wir ebenso still zerfließen, wie der vorjährige Schnee. Der ist zu Wasser geworden und doch noch etwas. Und wir sollen zu Erde werden, und also auch noch etwas sein.

Aber unser Geist? Ist der verloschen, wie man ein Licht auslöscht? Das kann man wieder anzünden, die Materie dazu ist immer vorhanden.

So steckt denn die Seele in dem Moder des Leibes, wie der Funken im Feuerstein? Aber wer lockt ihn wieder hervor? Ich denke, der Odem des Allmächtigen.

Oder ist sie in eine andere Welt, in einen anderen Körper übergeflogen?

Sagt mir's, ihr Herren: — — Doch nein, sagt lieber nichts. Ihr wisst so viel wie ich, und ich weiß so viel als ihr."

„O, ich fühle mein Nichts; fühle, daſs ich nur ein Sonnenstäubchen in dem unermeſslichen Weltall zu nichtig und unwürdig bin, über ein auch den weisesten Sterblichen unbegreiflich höchstes Wesen ein Wort zu verlieren, und lege meine Hand auf den Mund, anbetend in den mir von der Natur angewiesenen Staub zurückkriechend, zufrieden mit dem allgemeinen Lose der Sterblichen, von dem keine Ausnahme stattfindet."

„— — Die Hand ist schwach und langsam und kann die Gedanken nicht mehr nachschreiben, und auch diese stumpfen sich nach und nach ab, so wie sich die Lebensgeister in allen Gliedern, in allen Nerven abstumpfen, abschwächen, um sich in den Hauptgeist, und dieser zuletzt wieder in den Unendlichen zu verlieren."

Das war das letzte, was Ulrich Bräker in sein Tagebuch geschrieben.

(Schluſs folgt.)

Briefe von Ludwig Anzengruber

an den Herausgeber des „Heimgarten“.

(Schluſs.)

Wien, den 2. März 1877.

Liebwerter Freund!

Anbei erhalten Sie verſprochenen Beitrag, der Eſſay, den ich Ihnen auch zuſagte, iſt es freilich noch nicht, ich muſs dieſe Arbeit etwas verſchieben, denn ich fühle mich jetzt für derlei nicht geſammelt genug.

Für Ihre freundliche Beſprechung meines Romanes*) — da Ihnen der Titel ſo anſtößig, will ich ihn hier vermeiden, jedennoch heißt er dadurch nicht anders — ſage ich Ihnen beſten Dank. Hörte gerne, was Sie vom „ledigen Hof“ halten.

Es iſt jetzt eine dermaßen hundeelende Zeit, daſs es einen verdrießt zu producieren. Am Theater an der Wien iſt der „ledige Hof“ nur mit etwas ſolennerem Conducte zu Grabe getragen worden, wie der „Doppelſelbſtmord“, dieſer lebte 4 Tage, jener 8, mit dem nächſten Stücke habe ich daher Hoffnung, auf 16 nahezukommen. Die Direction ſcheint ganz recht daran gethan zu haben, denn das Publicum lief darauf in das „Blitzmädl“ hinein, das jedenfalls unterhaltlicher und ohne tragiſche Anläufe iſt.

Auch gut — eigentlich zwar — nicht gut — aber man muſs es dahingeſtellt ſein laſſen. Mitfolgende „Begegnung“**) halte ich, für meine Perſon ſelbſt, als gar nicht übel, aber Sie müſsten ſie jedenfalls in einer Nummer geben, was übrigens leicht angehen dürfte, denn das Ding iſt nicht groß.

Bei mir daheim iſt alles wohlauf, und das iſt jedenfalls das Beſte. Mein Herr Sohn befleißt ſich eben den erſten Zahn zu bekommen. Küſſen Sie von uns den kleinen Steirer und ſein Schweſterchen und ſeien Sie herzlichſt gegrüßt.

Ihr L. Anzengruber.

Wien, den 28. November 1877.

Werter Freund!

Was hilft Ihnen mir gegenüber die Piſtole, wenn ich nichts Kleines bei mir habe? Ich weiß vor Arbeit nicht, wo mir der Kopf ſteht, oder manchmal nur zu gut, wenn er mir weh thut. Ich habe an Sie gedacht, aber es muſs alles liegen bleiben, ich kann nichts verſprechen, weil ich außer ſtande bin, ein Verſprechen zu halten, was würden Sie von einem „Freunde“ ſagen, der Sie ſitzen läſst? Wenn ich Ihnen, um meinen guten Willen zu beweiſen, ſagen würde „Ja“ und dann ausbliebe, das wäre für Sie unangenehmer, als es dies mein ehrliches „Nein“ iſt.

Wenn ich erſt aus dieſer dramatiſchen Zwangsperiode heraus bin, dann ſteh' ich Ihnen wieder zu Dienſten.

Daſs Sie nicht nach Wien kommen, iſt mir ſehr leid, da werden Sie alſo meinen Jungen, den Sie faſt lieber ſehen möchten als mich, auch nicht ſehen, was mir ſehr lieb iſt, weil Sie derſelbe gewiſs ſehr gleichgiltig aufnehmen würde, denn er kennt Sie nicht einmal dem Namen nach. Was

*) „Der Schandfleck.“

**) Im „Heimgarten“, I. Jahrgang, Seite 578.

wollens denn machen? Ich grüße Sie auf das beste, erst mit Ende Januar werde ich in der Lage sein, irgend etwas Bestimmtes verlauten zu lassen.

Nochmals besten Gruß von Ihrem
L. Anzengruber.

Den 12. April 1878.

Verehrter Freund!

Unter einem zeige hiemit an, dass sich meine Familie um eins vermehrte, es ist ein weibliches Geschöpf, das dermalen noch nicht einmal etwas heißt. — Dass Ihnen die beiden Beiträge gefallen, freut mich, dass Sie gerne im Cafehause mit mir sitzen möchten, gleichfalls, es ist dies übrigens auch mein Wunsch und daher gegenseitig. Übrigens liegt Graz und Krieglach nicht so weit ab von Wien, dass es kein Wiedersehen geben könnte. Auf ein solches hoffend, mit bestem Gruße

Ihr L. Anzengruber.

Wien, den 10. Juli 1878.

Verehrtester!

Wo bleibt das horrende Honorar von 5 fl.? Das ist das Gedicht unter Brüdern wert, und wenn wir auch keine solchen sind, so wäre das höchstens ein Anlass für mich, mehr zu fordern, aber als Bruder in Apollo, wie der nackte Griechenkerl heißt, der der Kerzen-Industrie so aufgeholfen hat, der muntere Seifensieder, der auch jeden zu Gesang begeisterte, als Bruder in Apollo also, weisen Sie mir das Bedungene und Ausgesprochene (bei Ihrer Verlagsbuchhandlung) an.

Schreiben Sie mir freundlichst, was die Gebrüder Müller*) machen, es dürfte sich jetzt bald eine Gelegenheit schicken, denselben die lang zugesagte Vorlesung zu halten. Also unter welcher Adresse avisiere ich dieselben?

Mit herzlichem Gruß
Ihr sehr ergebener
L. Anzengruber.

*) Einer derselben der jetzige Schauspieler Sommerstorff.

P. S. Ich habe mich entschlossen, bei allen meinen vorurtheilsfreien Bekannten und Freunden der norddeutschen Adressierung mich zu bedienen, lassen Sie sich also das weggebliebene „Wohlgeboren" nicht anfechten, sondern lassen Sie's auch bei mir weg. Meine Freundschaft für Sie bleibt die alte, wenn auch meine Briefe einfacher adressiert sind.

Mein werter Freund!

Mich soll der Teufel holen — über kurz oder lang besorgt er ohnedies dies Geschäft, es ist also viel weniger Vermessenheit dabei, als es scheint, ihn dergestalt aufzufordern — mich soll er holen, wenn ich eine Silbe derzeit von dem weiß, was ich Ihnen für den „Heimgarten" schreiben werde.

Rein nichts. Octoberheft — und Beitrag anfangs August! Geradezu Unmöglichkeit. Wohl oder übel muss ich jetzt erst ein Stück fürs Wiedner Theater schreiben, eher setze ich keine Feder an für irgend eine andere Arbeit.

Sehen möchte ich Sie auch recht gerne, es wäre mir das sehr lieb, aber wir sind denn doch ein wenig zu weit auseinander und ich — wie gesagt, jetzt an den Schreibtisch gebannt. Ich bin seit einiger Zeit sehr gedrückter Stimmung. Mir passt vieles nicht. Ich habe nun neun Jahre Schriftstellerthum hinter mir, aber nicht die Stellung errungen, die mir erlaubte, ohne Frage nach dem augenblicklichen Erfolge, aus dem Vollen heraus producieren zu dürfen. Ich werde diese Stellung voraussichtlich nie, oder erst dann erringen, wenn meine Jahre nicht mehr die sind, welche eine solche Production aus dem Vollen zulassen.

Ich gehe heuer wieder nach Marienbad und ich freue mich darauf — auf 14 Tage. Freund, ich wünsche Ihnen, dass Sie nie so ganz ver-

dammt gleichgiltig werden gegen alles, wie zur Zeit ich, es ist das allein eine artige Krankheit.

Frau und Kinder sind wenigstens gesund und geben mir keinen Anlass zur Sorge.

Sollte ich unterwegs ein Gedicht auf dem Wege finden, so sende ich es Ihnen.

Im übrigen haben Sie Nachsicht mit Ihrem zuwideren, aber freundgesinnten L. Anzengruber.

Wien, den 14. Februar 1881.

Verehrter Freund!

Ich sende Ihnen anbei den — selbst mir — sehr interessanten Artikel*) zurück, ich fand nur das wenige Nebenbemerkte darin zu berichtigen. Was das Unerklärliche in meiner Productionskraft anlangt, so bin ich mir selbst dahinter gekommen, dass ich als unruhiger Geist mit stets abspringender Phantasie immer und allzeit aus flüchtigen Begegnungen und wechselnden Bildern mehr Anregung zog und bleibendere Eindrücke gewann, als im ständigen, öfteren Verkehr und dauernder gleicher Umgebung; dass ich aber in solcher Weise genügend oft mit Bauern zusammen kam und ihre Hausungen besuchte, das ist sicher, freilich verschwindet damit die mystische Umhüllung**) und für Darwin'sche Theorien geht ein hübscher Erweis verloren, aber Wahrheit über alles!

Mehr Geleitzeilen kann ich für diesmal nicht beigeben, und auf eine schreibseligere Stunde wie diese will ich nicht warten, damit Sie sammt Artikel nicht mitwarten müssen.

Ich grüße Sie aufs herzlichste

Ihr freundgesinnter

L. Anzengruber.

*) Über Anzengruber.

**) Dass er die geniale Kennerschaft für das Bauernthum von seinem Vater ererbt, der viel mit Bauern verkehrt.

Den 12. December 1881.

Kimmst wida eppa amol nach Wean,
So thu nit gar so schleuni,
Sitz nit um 6 ins Wirtshaus h'nein,
Und ins Cafeh gar schon um neuni,
Und selb' is a nit lieb und schön
Dass d' sagst, wöllt'st Zeitung lösen,
Mer saß daneben grad als wia
D' Katz z'neb'n der Butterdösn.
Kimm spota und geh' in da Fruah,
Da kriegst mich a dazua.

Der Kirchfelder.

Wien, den 2. April 1882.

Liebwerter Freund!

Ich wüsste wahrhaftig nicht, in welcher Weise mich Ihr letztes Schreiben in Bauernsprache beleidigt haben sollte? Weil ich darauf nicht geantwortet, noch sonst ein Lebenszeichen gegeben habe? Nun, Sie kennen mich doch schon so weit, dass Sie — nächste Zeile darunter — einräumen, dass ich Sie nie durch Vielschreiberei überrascht habe. Dass ich die Vorlesung im Verein der Literaturfreunde schwänzte, hat wieder seinen Grund darin, dass die Leseabende dieses Vereines auf den Mittwoch fallen und ich als Gewohnheitsmensch nur unter dem Zwange außerordentlicher Umstände von meiner Mittwochsgesellschaft beim „Lothringer" fern bleibe; ich war selbst an dem Mittwoche unangenehm berührt, als Anzengruber las, aber da konnte ich füglich doch nicht wegbleiben. Als Sie zuletzt in Wien lasen, that ich, wie Sie wissen, das gleiche in Prag.

Darüber, dass Sie zuerst anfangen müssen, das heißt, derjenige von uns beiden sind, der sich eher als der andere zu einem Schreiben aufrafft, steht Ihnen allerdings das Recht der Klageführung zu, jedoch werden Sie dadurch umsoweniger an dieser meiner üblen Eigenschaft etwas zu ändern vermögen, als ich sogar dem spontan erwachenden Triebe, einen Brief zu schreiben, erfolgreich Widerstand zu leisten verstehe; ich konnte das in letzter Zeit in Beziehung auf Sie mehr als einmal bethätigen, da ich Ihre ausgewählten

Schriften durchlas und in mir — einem der krittlichsten Kerle, wie Sie wissen, — die feste Überzeugung erwachte, dass in diesen zwölf Bänden zwei Bücher stecken, die späteren Zeiten mit dem Besten aufbehalten werden, was unsere Tage hervorbrachten. Das eine — die Schilderung von Leben, Bräuchen und Sitten des steierischen Landvolkes — von bleibendem culturhistorischem Werte, das andere, — die kurzen, knappen Bilder voll Gemüthstiefe und echten lachenden und weinenden Humors — von bleibender Wirkung als Musterstücke dichterischer Leistung.

Da haben Sie Ihr Lob so hölzern stehen, als nur thunlich, und weil mir eben stets vorschwebte, ich werde das nur so und nicht anders leisten können, so hielt es mich ab, es niederzuschreiben; ich habe es hier auch nur gethan, um Ihnen die falsche Ansicht zu benehmen, als ob ich mich gar nicht mit Ihnen beschäftigte, oder, was Ihre Wertschätzung anlangt, nicht ganz der Alte wäre.

Und da muss ich denn auch, um jedes Missverständnis auszuschließen, noch hinzufügen, dass ich als Zeitgenosse mir von Ihrem Dutzend Bände nicht einen nehmen ließe!

Werter Freund, dass Sie sich so leidend fühlen und nach Rast sehnen, das betrübt mich aufrichtig; vielleicht aber hat es doch sein Gutes, dass vermehrte Arbeit Ihnen nicht Zeit zur Grübelei lässt, umsomehr, da Sie jetzt eine Arbeit vor sich haben, die Sie freut; denn was Stelzhamer anlangt, so bin ich Ihrer Meinung: Das ist einer!

Wenn Spemann bisher die Bände seiner Collection an Sie sandte, dann weiß ich auch nicht, warum Sie noch nicht mein Buch haben.

Sie kommen doch bald wieder nach Wien? Dann heißt's aber bisserl aufbleiben!

Besten Gruß, Ihr

L. Anzengruber.

Wien, den 9. Februar 1883.

Verehrter Freund!

Nachdem Sie neuerzeit zu meiner und eines hochgeehrten Publicums Freude sich wieder sehr rege zeigen und in der „Presse" sowohl als auch in der „D. Zeitg." Feuilletons veröffentlichten, werden Sie so nebenher die Bitte eines Freundes, der zugleich Herausgeber eines Blattes*) ist, nicht wohl abschlagen können, wenn derselbe Sie dringendst ersucht, auch einmal einen Beitrag zu leisten. Sie werden sich dieser Bitte umsoweniger entschlagen können, als Ihre Interessen dabei vollkommen gewahrt bleiben sollen, wir verlangen ein Feuilleton von Ihnen und verpflichten uns, ebensoviel dafür zu zahlen, als die anderen, Sie geben uns gleich mit Übersichtung des Manuscriptes Ihre Honorarforderung bekannt, dass Sie soviel erhalten, als Sie von anderer Seite für gleiche Arbeit erhalten, das ist selbstverständlich nicht ausschlaggebend, sondern nur billig, darum betrachte ich es auch als einen Freundschaftsdienst, so Sie mir leisten, wenn Sie uns etwas zukommen lassen.

Ich erwarte denselben auch von Ihnen. Genug des Geschäftlichen! Wie ergeht es Ihnen? Wann kommen Sie wieder einmal nach Wien? Wir werden uns dann wieder einmal in eine stille Kneipe setzen und vergangener Tage gedenken, die mit all ihrem Sturm und Drang, ihrem Leid und Beschwer, ja oft aller Noth und Pein doch schöner, gehaltreicher, erhebender waren, als die jetzige aschfarbene, platte, lederne Zeit.

Wird's anders noch einmal? Noch, ich habe die Überzeugung, liegt die Herabstimmung nicht an uns, ach, wenn es nur nicht zu lange andauert, so dass wir, mit der Zeit nicht besser, sondern alt geworden, von einer Än-

*) „Die Heimat."

derung derſelben nichts mehr profitierten!

Ich grüße Sie herzlichſt,

Ihr L. Anzengruber.

Den 2. April 1883.

Werter Freund!

Vorläufig ſage ich Ihnen nur beſten Dank. Was meinen Jungen anlangt, ſo rebelliert er gegen dieſe Welt, ſoviel in ſeinen geringen Kräften liegt, er ſcheint eine Ahnung zu haben, wohin er gerathen!

Herzlichen Gruß. Näheres bald.

Ihr Kirchfelder.

Wien, den 3. Mai 1883.

Werter Freund!

Sie haben mir durch Ihre Nachricht über Aufführung des „Meineidbauer" große Freude bereitet. Es iſt mir doch angenehm zu wiſſen, daſs ich irgendwo noch als lebendig gelte und wirke, da ich hier augenſcheinlich als todt zähle. Sie fragen, was ich für Pläne habe; literariſche genug, einen Roman ſchreib' ich, ein Schauſpiel möcht' ich ſchreiben, wenn ich dazu komme. October und November reiſ' ich als Vorleſer. Sonſt plane ich nichts.

Herzlichen Gruß, Ihr

L. Anzengruber.

Wien, den 2. Auguſt 1883.

Verehrter Freund!

Wie geht's denn Ihnen?

Ich arbeite wie — es gibt gar keinen Vergleich, wie ich arbeite. Befinde mich übrigens den Umſtänden angemeſſen, es iſt das einer der ſchönſten Zuſtände und ſelbſt einer, der aufs Rad geflochten iſt, kann den Umſtehenden dieſe beruhigende Auskunft geben.

Es grüßt Sie Ihr

L. Anzengruber.

Erhielt ein ſehr liebenswürdiges Schreiben von Hamerling, das mich ſehr erfreute.

Wien, den 6. November 1883.

Verehrter Freund!

Beſten Dank für Ihre Freundlichkeit, die Sie mir in Graz erwieſen. Ich laſſe alle jene, welche mir ſo freundlich entgegenkamen, die Grazer „Concordia" voran, beſtens grüßen.

Wir ſehen uns ohnedies ſehr bald, alſo werden Sie mir ja erzählen können, was Graz von dem Vorleſer Anzengruber hält und auch was der verehrte Poet Hamerling von dem Menſchen hält, den er kennen gelernt.

Wenn ich ihm „anſteh'", muſs ich ihn einmal auf längere Zeit ſprechen.

In der neueſten Nummer des „Magazins für Literatur des In- und Auslandes" begann ſoeben ein Aufſatz über ihn, den ich, ſoweit er vorliegt, mit beiden Händen unterſchreibe.

Auf frohes Wiederſehen,

Ihr L. Anzengruber.

Wien, den 11. November 1883.

Verehrter Freund!

Sie ſind nicht geſtern unter Tages gekommen, abends ſaßen Sie nachleſend in dem Wartezimmer bei Böſendorfer und wollten nicht geſtört ſein.*) Heute, Sonntags, kamen Sie nicht, ſind daher vermuthlich früh morgens wieder abgereist.

Alſo war es mit einem Wiederſehen nichts. Ich ſaß mit meiner Frau im Saale, die Hitze und das Gedränge ſonach war groß, auch dachte ich mir Sie von zahlreichen Verehrern und „innen" umworben, um Ihnen zu ſagen „Schamer Diener" und „B'hüt Ihnen God" wollte ich mich nicht extra hindurcharbeiten.

Alles andere, was ich Ihnen aber etwa zu ſagen hatte und was Sie etwa intereſſiert hätte, wäre für Sie allein geweſen, kann es auch nicht ſchreiben, da ich keine Abhandlung liefern kann.

*) Vor einer Vorleſung.

Somit für ein anderesmal, wo es sich schickt.

Mit besten Grüßen Ihr

L. Anzengruber.

Wien, den 22. December 1883.

Verehrter Freund!

Anbei der „Meineidbauer". — — Wenn Sie über mich schreiben wollen, dass kein Hund ein Stück Brot mehr von mir annimmt, was mir, falls ich ein solches Thier hielte, die Erhaltungskosten für dasselbe wesentlich vermindern würde, so thut 's mir herzlichst leid, dass Sie nicht Ihre Feder mehr in der Gewalt haben und eine Leistung hinstellen können, dass kein Mensch mehr ein Stück Geld von mir annehmen möchte, das käme mir jetzt um Neujahr herum sehr zustatten und ich wäre Ihnen dankbar und würde selbst für die weiteste Verbreitung der betreffenden Nummer des „Magazins" Sorge tragen.

Aber so! —

F. S. kann sich nicht erklären, was da für ein Tratsch gewesen sein müsse, ꝛc. ꝛc.

Nämlich er erhielt nichts Geschriebenes noch Gedrucktes (letztes Heft des „Heimgarten" that er erwarten) von Ihnen, seit er Sie verließ, nachdem er einen keuschen Kuss auf Ihre Lippen gedrückt.

Nun, Ihrer w. Frau Gemahlin kann es allerdings zweckdienlicher erscheinen, wenn Sie in dem Groß-Sodom Wien statt junge Mädchen bejahrte Männer küssen.

Mit besten Grüßen vergnügte Feiertage und froh Neujahr wünschend

Ihr L. Anzengruber.

Wien, den 28. Mai 1884.

Verehrter Freund!

Sie wollen ein Lebenszeichen von mir, das sollen Sie genießen. Ich habe damals die Liebenswürdigkeiten Ihres Artikels, wie es mir meiner geachteten Stellung in der Literatur u. s. w. nach, zukommt, stillschweigend acceptiert und auf den Vorwurf des Gewohnheits-Stadtlebens nicht gehört; war daher nicht in der Lage, es Ihnen übel zu nehmen, dass Sie mich dorthin wünschten — nicht wo der Pfeffer — sondern das Edelweiß und die Alpenrose und der Enzian wächst. Die Gegend liegt mir zu hoch, man hat seine sakkermentische Mühe, da hinauf zu kommen, und herunter könnte es unter Umständen gar zu leicht gehen, abgesehen davon, dass mir die Milch immer Bauchgrimmen macht, und das ist doch die einzige Erquickung (die Milch, nicht das Bauchgrimmen), die man in diesen hohen Regionen hat, „Pils" legt keine Sennerin ein, ein Pfiff „G'spritzter" ist auch nicht zu haben, das wirkt sehr herabstimmend.

Ihre Stimmung bei einsamen Waldwanderungen ist mir übrigens nicht fremd, wenn ich einmal mir vorspiegeln will, diese Welt wäre wirklich die beste, dann gehe ich auch in den Wald, aber allein, es ist das sehr stärkend und kräftigend, man wird in dem weiten, wohlhauchigen Grün zu einem frohbegnügten Geschöpfe, ohne Wünsche, gleichsam nichts als ein paar freudige Augen, die in die wundersame Waldwelt auslugen, aber man muss mit dieser Stimmung haushalten, erstens spannt sie, wie jeder gehobene Zustand, sich selbst wieder herab, und zweitens würde sie, oft aufgesucht, durch die Rückkehr ins Tägliche und Alltäglichste doch gar arg parodiert.

Neulich war ich in Gutenstein, doch mit zwei Freunden, habe das Grab Raimunds besucht, stieg den Mariahilferberg hinan und kletterte dann später nach einer Ruine empor und in derselben herum.

Die Gegend ist wohl sehr schön, wird in das Programm der jährlichen Ausflüge als Nummer eingestellt.

Aber die Fahrt dahin, die Fahrt

vier Stunden! Mit ½ Stunde Wartezeit in Leobersdorf!

's Reiſen wär' ſchon ſchön, wenn nur 's Fahren nit wär'!

Ich hoffe, daſs Sie ſich „relativ geſund“ fühlen, wie es im Buche „vom geſunden und kranken Herrn Meier“ heißt, es iſt dies ein ganz erträglicher Zuſtand, auch der meine.

Auf das beſte Sie grüßend,

Ihr L. Anzengruber,
Stadtpoet.

Penzing, den 11. Juli 1887.

Mein ſehr ſchätzbarer Freund!

Ich beneide Sie, daſs Sie von einem Stoffe*) gleichſam „angefallen“ wurden und würde mich gerne in gleichen Geburtswehen winden, aber ich bin ſteril geworden, ich bin nicht imſtande, an das Schreiben zu denken, geſchweige, mich dazu aufzuraffen.

Ich kann einfach jetzt nicht ſchreiben, ich befinde mich — wie Sie unter dem Banne des Schaffenstriebes — in dem der vollſtändigen Erſchlaffung, ich kann daher, ob ich es auch wollte, Ihnen kein Manuſcript zuſagen.

Was mich ſo heruntergebracht, oder herabgeſtimmt, ich weiß es nicht zu ſagen, aber dagegen läſst ſich nichts machen.

Herzlichen Gruß, Ihr freundgeſinnter L. Anzengruber,
derzeit „ohne Genius“.

*) „Martin der Mann.“

Wien, den 20. September 1889.

Verehrter Freund!

Ihr Schreiben, ſagen Sie, erfordere keine Antwort, es ſei nur als Händedruck vermeint, nun dieſer erfordert doch den Gegendruck als Zeichen des vollen Verſtändniſſes.

Seien Sie aus tiefſtem Herzen heraus für Ihre freundſchaftliche Theilnahme bedankt, die ich mit gleichen Gefühlen für alles, was Sie betrifft, erwidere, und erhalten Sie mir dieſelbe, ſowie ich ſolche Ihnen allzeit erhalten will und werde.

Mit Gruß und Handſchlag ganz der Ihre L. Anzengruber.

* * *

Dieſem letzten Briefe folgten noch ein par kurze Mittheilungen intimerer Natur, die letzte derſelben ſtammt vom 4. December 1889, geſchrieben ſechs Tage vor ſeinem Tode.

Von dem etwaigen Vorwurfe, daſs dieſe Briefe, in welchen ſo viel von mir ſelbſt und meinen literariſchen Sachen die Rede iſt, gar aus Gründen der Eitelkeit veröffentlicht worden ſein könnten, laſſe ich mich nicht anfechten. Die hier abgedruckten Briefe haben den großen Volksdichter einmal von einer Seite gezeigt, von welcher er ſonſt ſelten geſehen wird. Und das wollte ich. Der Herausgeber.

„Das vierte Gebot“ und seine Gegner.

Von P. K. Rosegger.

Als Ludwig Anzengruber im Jahre 1877 sein Drama „Das vierte Gebot“ einem Wiener Theaterdirector eingereicht hatte, sagte der Director zum Dichter: „Sie verstehen das nicht, lieber Anzengruber. Bringen Sie mir ein Stück mit dem Titel: «Das sechste Gebot», und wir erzielen volle Häuser. Für das vierte Gebot interessiert sich kein Mensch“ und lehnte das Werk ab.

Seitdem ist eine andere Zeit gekommen. Die Operettenwirtschaft hat das Theater, und das französische Sittendrama die deutsche Sittlichkeit an den Rand des Bankerotts gebracht. Man empfindet die Nothwendigkeit zur Umkehr und erinnert sich endlich wieder an die ernste sittigende Bedeutung des Theaters. Wohl gibt es immer noch Leute, die den Höhepunkt der dramatischen Kunst in der „Schönen Helena“ oder im „Böhm in Amerika“ erblicken; andere wollen nur Lustspiele haben, da das Leben ohnehin so ernst und traurig sei. Ich meine: das Leben war auch zur Zeit, als auf der Bühne die Tragödie vorherrschte, ernst und für Viele traurig, aber man wusste, dass das Tragische in der Kunst mit dem Traurigen des Lebens versöhnt. Gewaltige Menschenschicksale mit Schuld und Sühne erschüttern uns, und wer erschüttert ist, der wird erlöst.

Zu einer solchen Zeit der Umkehr greift man nach einem Drama, das einst mit jenem frivolen Worte abgelehnt ward und dessen Verfasser mittlerweile ins Grab gestiegen — und siehe, es zündet. Es erregt die Gemüther in mehrfachem Sinne, es erglüht die Herzen der naiven Zuschauer und es erhitzt die Köpfe der Gegner.

Im „Vierten Gebot“ stehen zwei Schicksale da. In dem einen wird durch ein braves, schlichtes Elternpaar, das einen wohlgerathenen Sohn hat, der es bis zum geistlichen Stande bringt, gezeigt, dass die Befolgung des vierten Gebotes zum Segen wird. In dem anderen Schicksale, welches durch zwei liederliche Familien in sehr realistischer Weise zur Anschauung gebracht wird, sehen wir, dass es nicht unter allen Umständen gut ist, wenn Kinder ihren Eltern folgen, dass der Gehorsam gegen schlechte Eltern zum Fluche werden kann.

Gegen dieses Drama nun erhob sich ein förmlicher Kreuzzug seitens jener Partei, die Anzengruber durch seinen „Pfarrer von Kirchfeld“ sich zum unversöhnlichen Feinde gemacht hat. Bei der ersten Aufführung in Graz erhoben etliche dieser Partei ein Tendenzzischen, wurden aber vom großen Publicum bei dieser Beschäftigung schmählich im Stiche gelassen. Dann aber sattelten sie ihren Pressgaul, zogen mit allen möglichen und unmöglichen Waffen gegen das Stück, und in öffentlichen Kanzelreden wurde leidenschaftlich gewarnt vor dem Besuche des „Vierten Gebotes“.

Hauptsächlich werden von dieser Seite dem Volksdrama zwei Dinge zum Vorwurfe gemacht. Erstens: dass es zu crass die menschliche Verworfenheit aufzeige, und zweitens, dass es gegen das vierte Gebot Stellung nehme. — Zwei wuchtige Anklagen, wenn sie begründet wären!

Wie steht es mit dem ersten Punkt? Allerdings führt uns der Dichter erbarmungslos die tiefste Verkommenheit vor Augen. Und die Gegner geben es

zu, dass diese Verkommenheit vorhanden ist, sagen aber, das Stück verunglimpfe und beschimpfe das Volk, indem es ihm seine Sünden vorhält. Ich frage: Wird in dieser Art das Volk nicht von jeder Kanzel „verunglimpft" vor und seit Pater Abraham a Sancta Clara? — Nicht alles was wahr ist, sagen sie ganz richtig, gehöre auf die Bühne, und wollen damit glauben machen, als ob unser Dichter „Alles was wahr ist" auf die Bühne brächte. Oh, da bekämen wir noch ganz andere Sachen zu sehen, als was uns im „Vierten Gebot" vor Augen gerückt wird. Anzengruber stellt nicht mehr und nicht weniger auf die Bühne, als was seit Shakespeare alle bedeutenden Realisten zur Anschauung bringen, wenn es die Kunst, die Idee, die Sache verlangt. Ob das geschmackvoll sei, fragt ein Eiferer mit gut gespielter Naivetät, wenn ein ehrlicher Bursche einer Prostituierten die Hand bietet? — Wie sagten nur gleich die Pharisäer, als Christus mit Sündern umgieng? — Ist es denn viel geschmackvoller, wenn der greise Lear von seinen Töchtern verstoßen wird, wenn Franz Moor seinen alten Vater in einem Hungerthurme verschmachten lässt? Warum tritt denn der geschmackvolle Mann gegen diese Schändlichkeiten nicht auf, sie gehen ja auch gegen das vierte Gebot!

Man solle den Schandfleck des Volkes nicht aufdecken, sagen sie, sondern dafür durch kirchliche, gesellschaftliche und staatliche Mittel Abhilfe schaffen. Was sind denn das für kluge Rathschläge? Das ist ein Curpfuscher, ein Charlatan, der vorgibt, heilen zu können, ohne die Krankheit untersucht und kennen gelernt zu haben. Das Volk muß sich selbst helfen, sei es durch die Religion, sei es durch den Staat, sei es durch welch ein Mittel immer, und vor allem muss es sich des Abgrundes bewusst werden, vor dem es steht.

Man behauptet, das Theaterpublicum sei so frivol, dass es die auf der Bühne dargestellte Verworfenheit bejuble, anstatt sich bekehren zu lassen. Wer aber ist es denn, der das Theaterpublicum so sehr verdorben hat? Das französische Schauspiel, welches die Sünde süß und begehrenswert schilderte, das Laster beschönigte, den Ehebruch feierte, den Tugendhaften, von elenden Wichten Betrogenen mit Spott übergoss. Die Operette, welche das sechste Gebot mit Musik verhöhnte. Und wer hat solchen Bühnenstücken Protection und öffentlichen Beifall gespendet? Die Presse, und nicht zum geringsten jene Parteipresse, die heute gegen das „Vierte Gebot" wüthet. Eine dieser Stimmen nahm unbegreiflicherweise entschieden Partei für die französische Ehebruchskomödie gegenüber von Anzengrubers streng moralischer Schuldtragödie. Diese Leute goutiren ja schließlich alles. Doch wenn irgendwo im weltlichen Kunstwerk ein Priester ins Spiel kommt, und wäre es auch in bester Absicht, wenn irgendwo eine Moral verkündet wird, für deren Verkündigung sie allein das Privilegium zu haben glauben, dann gerathen sie aus Rand und Band und lassen an dem betreffenden Dichter kein gutes Haar. Alle Gebote Gottes kannst du übertreten, sie verzeihen es, alle Todsünden kannst du begehen, sie verzeihen es; nur das Eine verzeihen sie nicht, nämlich wenn du laut sagst, dass auch der Priester ein Mensch sei. Anzengruber hat das im „Pfarrer von Kirchfeld" gesagt. Also Feindschaft übers Grab hinaus.

Einer der journalistischen Kampfhähne jener Partei findet es geradezu lächerlich, von einem Theaterstücke wirksame Heilung moralischer Schäden zu erhoffen. Und mit dieser pessimistischen Meinung, dass eine künstlerisch concentrierte sinnfällige Gestaltung auf das Volk nicht wirke, besteigt man die Kanzel, um mit dem bloßen abstracten Worte zu wirken? Ich gebe ja zu, dass das Wort Gottes als solches

eine besondere Kraft habe, aber nicht immer wird auf den Kanzeln das Wort Gottes gepredigt, oft, sehr oft auch etwas anderes, das nicht weniger weltlich ist, als ein Theaterstück. Warum thut man's denn, wenn man glaubt, dass an dem Volke Hopfen und Malz verloren ist? Und wenn das nicht verloren ist, warum sollte nicht auch von den Brettern, die die Welt bedeuten, herab ein gutes Wort einen guten Ort finden? Dass das Theater verderben kann, haben wir leider gesehen, dass es erschüttern, erheben, bessern kann, ist eine zu allgemein anerkannte Thatsache, um darüber noch ein Wort zu verschwenden.

Freilich, wenn die Bühne nur in losem leichtfertigem Spiele zu tändeln beliebt, wenn sie dem schweren Ernste des Lebens aus dem Wege geht und dem Volke immer nur heuchelt und schmeichelt, dann kann sie keine moralischen Schäden heilen.

Ich bin für die Vertuschungstheorie nie und nimmer. So wie das Gute, wenn es gethan wird, zu öffentlichen Ehren kommen soll, um als leuchtendes Beispiel dienen zu können, ebenso muss das Schlechte öffentlich gebrandmarkt werden. Durch das Verschweigen und Verhüllen schafft man weder Elend noch Laster aus der Welt; es macht die Menschen nur sorglos zutäppisch. Das ist das klügste an einem Fischer, dass er die Angel mit einem Köder verdeckt — so macht's der Teufel; und das ist das dümmste an dem Vogel Strauß, dass er seinen Kopf in den Sand steckt, um den nahenden Feind nicht zu sehen, — so macht's der Mensch, welcher meint, es gäbe keinen Jammer, wenn er vor ihm Aug' und Ohr verschließt.

Ich meine, dass das moralisch Schlechte gar nicht crass genug gezeichnet werden kann, um den richtigen Abscheu davor einzuflößen. Wenn nur auch gezeigt wird, wie furchtbar die Schuld sich rächt, und wenn als Gegengewicht nur auch das Versöhnende, Erhebende nicht fehlt.

Ich selbst bin ein unversöhnlicher Gegner jenes modernen „Naturalismus", der nur das Abscheuliche aufzeigt und sich brüstet: Das ist die Wahrheit! Es ist *auch* Wahrheit, aber nicht die ganze. Den Dünger beschreiben und die Blume verschweigen, ist das die naturwahre Schilderung eines Gartens? Nein, das ist eine halbe Lüge. — Das „Vierte Gebot" gehört nicht zu dieser naturalistischen Schule. Wohl ist es geschrieben, um den verderblichen Einfluss schlechter Eltern auf ihre Kinder zu zeigen, aber der verdorbenen Gesellschaft gegenübergestellt ist eine brave, mit aller Wärme gezeichnete Familie, in deren Mittelpunkt der junge, kindlich gute Priester steht. Gerade diese Gruppe, die Gärtnerfamilie, haben die Gegner des Stückes am meisten verlästert, als wären diese Leute wie borniert hingestellt. Ist es denn in den Augen der wunderlichen Gegner borniert, wenn ein armes Ehepaar fleißig arbeitet, die Kinder zum Lernen anhält, mit aller Liebe und Sorge für sie lebt, sich selbst Entbehrungen auferlegt, um den Sohn zum Geistlichen studieren zu lassen? Trotz einiger naiv komischer Worte, welche die Gärtnerleute gelegentlich sagen, werden dieselben an Klugheit sich noch messen können mit denen, die dieses Volksstück öffentlich so ungerechtfertigt und tölpisch angegriffen und somit dafür so große Reclame gemacht haben.

Abgesehen von dem Lichtpunkte, den der Dichter in der braven Gärtnerfamilie aufsetzt, lässt er es auch in den Seelen der Schuldigen nicht ganz finster. Die gewissenlosen Eltern sehen zum Schlusse ihre Schuld ein. Eine alte Großmutter ist da, voller Güte, Sorge und Liebe zu den versinkenden Enkelkindern, welcher aber der Einfluss auf diese entzogen ist, und die in der letzten Lebensstunde des Enkels nochmals wie ein versöhnender

Engel vor ihm erscheint. Und der arme Mensch, der durch den Einfluss seiner Eltern bis zum Hochgerichte gekommen ist, tröstet unter demselben seine zusammenbrechende Großmutter mit rührenden Worten eines nicht verlorenen Herzens. Wenn der Weg des Dramas durch Laster und Verbrechen uns allerdings schaudern gemacht, wenn die Wucht menschlicher Schlechtigkeit uns niedergedrückt hat bis zum Verzagen — diese Kerkerscene zwischen dem unseligen Verbrecher und seiner Großmutter richtet uns wieder auf, versöhnt uns. Der Dichter, welcher sonst voll Zorn oder Spott warnend in den Abgrund gezeigt, hier hebt er das Antlitz und weist gegen Himmel.

Dieses Trauerspiel „Das vierte Gebot" zeigt wieder einmal, wie heiß ein Dichter sein Volk lieben kann. „So seid ihr!" das ist hier sein gewaltiger Ruf des Zornes. „Dahin kommt ihr, wenn ihr nicht umkehret!" das ist der Angstschrei seines blutenden Herzens. — Dass ein solcher Mann von jenen, die ihr Volk „auch" lieben, mit Hohn und Geifer überschüttet wird, ist zwar unbegreiflich, ist aber der Lauf der Welt.

Ihr Feldgeschrei Numero zwei ist: das vierte Gebot Gottes will er stürzen!

Im Stücke kommt eine Scene vor, in welcher die Eltern einer zu verkuppelnden aber störrischen Tochter, den zufällig anwesenden jungen Priester, den Gärtnersohn, ersuchen: „Bitte, klären Sie unsere Tochter auf über die Pflichten der Kinder gegen ihre Eltern!" und der Priester, in Unkenntnis der Verhältnisse, sagt naiv und an und für sich richtig zum Mädchen: Den Eltern gehorchen!

Die Ehe fällt unglücklich aus. Der Sohn der zweiten unmoralischen Familie, der durch das Beispiel seiner Eltern zugrunde geht, lässt seine Vergangenheit noch einmal in Erinnerung an ihm vorüberziehen in seiner letzten Lebensstunde und ruft dann dem ihn besuchenden Jugendfreunde, dem jungen Priester zu: „Wenn du in der Schule den Kindern lehrst: Ehret Vater und Mutter! so sag's auch von der Kanzel den Eltern, dass sie darnach sein sollen!" — Dieser Scenen wegen legen die Gegner das Stück so aus, als wollte der Dichter sagen: Höret nicht auf den Priester, wenn er lehrt, du sollst Vater und Mutter ehren! — Ist diese Unterstellung redlich?

Während der ersten Aufführung des „Vierten Gebotes" in Graz hörte ich hinter mir im Parterre folgendes Zwiegespräch:

A. Das ist ein ganz schlechtes Stück. Es sollte verboten werden.

B. Es ist ein grandioses Stück.

A. Allerdings grandios, wenn den Kindern gepredigt wird: Ihr sollt eueren Eltern nicht folgen.

B. Wo wird das gepredigt?

A. Oder nur bedingungsweise folgen, bloß wenn die Eltern brav sind. Nein, die Kinder müssen ihren Eltern unter jeder Bedingung gehorchen!

B. Auch wenn die Mutter eine leichtsinnige Person ist und zu ihrer Tochter sagt: Thu' mir's nach! Und wenn der Vater ein Trunkenbold, ein Angeber, ein Tagedieb ist und seinem Sohne befiehlt: Komm mit mir! — Auch dann?

A. Also soll das Kind seine Eltern prüfen, ob sie etwas taugen oder nicht, und erst darnach seinen Gehorsam und seine Verehrung einrichten?

B. Soviel ich weiß, macht es selbst die Kirche den Kindern nur bedingungsweise zur Pflicht, den Eltern zu gehorchen.

A. Wieso?

B. Die Kirche lehrt: Gehorchet den Eltern in allem, *was nicht wider Gottes Gebot* ist.

A. Ein Ehezwang, wie er in diesem Stücke vorkommt, ist aber wider Gottes Gebot, weil er naturwidrig ist.

B. Folglich hätte in dem Stücke das Kind recht, seinen Eltern nicht

zu gehorchen. Folglich hat auch der Dichter recht, weil er durch sein Stück ja nichts anderes sagt, als was die Kirche lehrt. Und folglich geben Sie der Kirche Unrecht, wenn Sie dem Dichter Unrecht geben.

A. Die Kirche hat immer recht.

B. Und der Dichter immer unrecht. Und beide sagen dasselbe. Es ist doch seltsam!

A. Genug davon. Ich frage nur, wie können kleine, unvernünftige Kinder fähig und berechtigt sein, ihre Eltern zu prüfen?

B. Wie das die Kirche sich denkt, weiß ich nicht. Unser Dichter hat es hier im Stücke nicht mit kleinen Kindern zu thun, sondern mit erwachsenen, die zum freien Gebrauche der Vernunft gekommen sind und schon wissen, was gut oder böse ist.

A. Der Dichter aber nimmt einen besonderen Fall.

B. Gesetzt den Fall, ein Kirchenräuber sagte zu seinem Sohne: Komm, du musst mir in der heutigen Nacht einbrechen helfen! Soll der Sohn seinem Vater gehorchen oder nicht?

A. Sie treiben alles auf die Spitze.

B. Das muss auch der Dichter thun. Und Anzengruber ist unbarmherzig, er zieht aus einer Sache immer die äußersten Folgerungen und zeigt sie auch, damit wir uns in diesem Irrgarten des Lebens möglichst klar werden sollen. Anzengruber sagt in seinem Drama nicht, dass Kinder ihren Eltern nicht gehorchen sollen, er sagt nur, dass die Eltern des Gehorsams würdig sein müssen. Er rüttelt nicht an dem vierten Gebote Gottes, sondern sucht es vielmehr zu befestigen, indem er ausruft: Eltern, seid darnach, dass die Erfüllung des Gebotes möglich wird. Und ist das nicht in Ordnung? Der Dichter ermahnt den Priester zu etwas, wozu der Priester sich ja selbst verpflichtet fühlen muss. Da kann man nicht sagen: Dichter, das ist schlecht von dir, sondern höchstens: Dichter, das ist überflüssig, weil ja nicht bloß in der Schule den Kindern die Pflicht gegen ihre Eltern, sondern auch in der Kirche die Pflicht der Eltern gegen ihre Kinder häufig genug gepredigt wird.

A. Was nützt das Predigen in der Kirche, wenn die Eltern nicht hineingehen! die Kinder werden zur Schule gezwungen, die Eltern zur Kirche nicht.

B. Sie denken an Kirchenzwang. Nicht übel. Aber wer kann zwingen? Nur der Staat, und ich fürchte, wenn der Staat den Kirchenbesuch obligatorisch macht, wie den Schulbesuch, dass *er* dann auch den Priester wird anstellen wollen, wie er den Schullehrer anstellt. Dass er am Ende nur nicht etwa gar die Predigten wird censurieren wollen, wie er die Theater censuriert? — Wenn es aber keinen Kirchenzwang gibt, wenn die Leute ihre Belehrung sich nicht in der Kirche holen wollen, so ist es ja doch gut, wenn es auch noch andere Orte gibt, wo sie Belehrung finden können. Was der Priester auf der Kanzel lehrt, das wird er wohl auch dem Dichter erlauben, auf der Bühne zu lehren.

A. Für Sittenlehre und Erbauung ist die Kirche da.

B. Also ist es unangenehm, wenn außerhalb derselben der Poet durch sein Kunstwerk predigt: Eltern, gebt eueren Kindern ein gutes Beispiel! — Oder: Lebt ihr in Unzucht, so geht ihr zugrunde! — Oder: Verzeihet eueren Feinden! — Man sagt dem Weltlichen, er solle sich nicht in dogmatische Sachen mischen; soll er denn auch kein Sittenlehrer mehr sein dürfen?

A. Es ist nicht Sache des Kunstwerkes, zu moralisieren.

B. Das gehört auf ein anderes Blatt. Übrigens sagten Sie letzthin, dass ein Kunstwerk auch moralisch sein müsse. Hier haben Sie ein solches. Es gibt — wie Sie selber zugeben — Leute, die in keine Predigt gehen wollen, solchen soll der freie

Eintritt offen sein ins „Vierte Gebot“. Es würde mancher zu sich kommen und sich fragen: Wohin geht's mit meiner Familie? Welches Beispiel gebe ich meinen Kindern? — Und mancher würde sagen: Ja, der Pfarrer hat recht, wenn er den Eltern strenge Gottesfurcht und Zucht einschärft; hier sieht man, wohin es kommen kann, wenn's an den Eltern fehlt.

A. Aber bedenken Sie, welche Lehre sich die Kinder nehmen, die in dieses Stück gehen!

B. Verehrtester! Warum soll gerade Anzengruber Kinderstücke schreiben? Er schreibt, wie jeder Dramatiker, für Erwachsene, und diesmal besonders für Eltern.

A. Das führt aber viel weiter, als Sie in Ihrer löblichen Harmlosigkeit annehmen. Wenn man schlechten Eltern nicht zu gehorchen braucht, wird man dieselbe Freizügigkeit nicht auch anderen Autoritäten gegenüber geltend machen wollen?

B. Ein zwingender Grund für dieselben, ihrer ehrwürdigen Stellung gemäß zu leben.

A. Nun stehen wir dort, wo ich behaupten kann, das „Vierte Gebot“ hat eine socialdemokratische Tendenz.

B. Wieso das? Oder doch vielleicht im Sinne Christi, der sich erkühnt hat, nicht bloß den Untergebenen, sondern auch den Vorgesetzten ihre Pflichten strenge an das Herz zu legen.

A. Pah, das wissen wir schon lange, dass die Vorgesetzten auch ihre Pflichten haben, dass es gute und schlechte Eltern gibt, dass die Schuld sich rächt. Alte Geschichten, die wir kennen, dazu brauchen wir den Herrn Anzengruber nicht.

B. Also weil er alte Geschichten auftischt, die Sie kennen und selbst aussprechen, deshalb beschuldigen Sie ihn der Irrlehre, der Socialdemokratie?

Am Ende, sagte A. plötzlich, am Ende ist Anzengruber ein Jude!

Das wird das Richtige sein! versetzte B. lustig, und darum hat unmittelbar nach seinem Tode ein Hauptorgan der „Vereinigten Christen“ in Wien so cannibalisch geschrien: „Anzengruber ist unser! Er ist unser!“ — O ihr Helden!

In diesem Augenblick erhob sich der Zwischenvorhang.

Ich dachte meinem verewigten Freunde nach: Anzengruber, was sie doch alles aus dir machen möchten! Keiner hat die Liebe des Kindes zur Mutter schöner verherrlicht als du, z. B. im „Pfarrer von Kirchfeld“, im „Heimg'funden“ und in manch anderem deiner Werke. Und wie rührend innig war dein persönliches Verhältnis zu deiner eigenen Mutter! Den Vater früh verloren. Auf deinem armen Wanderleben als kleiner Schauspieler führtest du deine alte Mutter mit dir, und als du berühmt geworden warst, mit welch froher Sorgfalt richtetest du ihr Leben freundlich ein und hiengest an ihr mit einer Herzglut, wie du sie später keinem Menschen mehr so zugewendet hast.

Und du solltest das vierte Gebot gefährden wollen? — Risum teneatis! Dass ich nit lach'!

Ich bin überzeugt, dass jeder, der Anzengrubers „Viertes Gebot“ ohne Vorurtheil prüft, die tiefe und strenge Sittlichkeit desselben erkennen wird und muss.

Für den gewöhnlichen Zuschauer, meinen die Gegner, sei die schlechte Tendenz des „Vierten Gebotes“ freilich nicht zu bemerken. Diese für einen Augenblick zugegeben. Dann war's ja aber thöricht, die Leute darauf aufmerksam zu machen! Erst das Feldgeschrei der Gegner hat die Häuser gefüllt, und als in Wien von den Kanzeln gegen dieses Stück gepredigt wurde, musste an der Theatercasse die Wachmannschaft verstärkt werden, um im Gedränge Unglück zu verhüten. Die Kinder des Dichters mögen sich bedanken bei den Feinden ihres

Vaters, dass sie ihnen so gute Tantièmen vermittelt haben.

Und auch wir bedanken uns für eine solche Behandlung eines unserer größten vaterländischen Dichter. Wir werden sie uns merken.

Ich bin herausgefordert worden zu diesem Aufsatze, ich fühlte mich verpflichtet, nicht bloß für den verewigten Freund einzutreten, sondern auch für die Volksdichtung, die neuerdings in Anzengruber ihren höchsten Ausdruck gefunden hat. Vielleicht sind ja auch bei dem „Vierten Gebot" im Nebensächlichen manche Bedenken gerechtfertigt; vielleicht wünschten wir besonders einen anderen Titel. Warum sollte sein Bedenken nicht jeder offen aussprechen? Sogar parteiische Einseitigkeit im Urtheile läßt man sich heutzutage gefallen; aber ein ehrliches und klares Werk so gründlich zu verkennen, oder so bösartig zu missdeuten, wie es hier geschehen, das ist denn doch eine Art, die man auf das tiefste bedauern oder auf das schärfste verurtheilen muss.

Der Papst im neuen Rom.

Ein Bild aus der ewigen Stadt von Hermann Riegel.*)

Der gewaltigen Umgestaltung und durchgreifenden Neubildung Roms, welche sich seit dem 20. September 1870 allmählich vollzogen hat und Tag für Tag immer noch vollzieht, steht innerhalb seiner eigenen Mauern ein gewisses Etwas gegenüber, grollend und ablehnend, fragwürdig und feindselig, sich hoch und theuer gegen alle und jede Annäherung oder Ausgleichung verwahrend. Das ist der Vatican. Der ehemalige Beherrscher Roms kann den Verlust seines Königreiches nicht verschmerzen. Sich alle seine Rechte feierlichst vorbehaltend, hat er sich in seinem Palaste eingeschlossen und sich vor aller Welt zum Gefangenen erklärt, — obwohl ihn niemand daran hindert, frei ein- und auszugehen, wie es ihm belieben und gefallen möchte. Ich glaube, dass dies allerdings nicht aus Liebhaberei oder Zufall geschehen ist. Denn der Anbruch des neuen Zeitabschnittes vor seinen Augen hat ihn naturgemäß zurückgeschreckt und in ihm den Trieb geweckt, sich möglichst unberührt zu erhalten, so wie er war und wie er wieder sein möchte. Und die Entwickelung dieses neuen Zeitabschnittes musste die Neigung zur Abschließung in ihm steigern; denn er erkannte gewiss, wie fremdartig sein prunkender Aufzug in der sechsrossigen Goldkutsche auf den volkswimmelnden Straßen des neuen Rom erscheinen müsste.

Zwar jene Worte: „er kann den Verlust seines Königreiches nicht verschmerzen", sprechen und schreiben sich leicht hin. Und mancher denkt wohl auch, der Besitz des vaticanischen Riesenpalastes mit der Peterskirche, des Laterans und einiger anderen Paläste und Kirchen, sowie der Bezug eines staatlichen Jahrgeldes von mehreren Millionen sei keine geringe Sache. Auch sei ja der Papst nieman-

*) Unter dem Strich. Bunte Bilder aus beiden Welten von Hermann Riegel. Berlin. Hans Lüstenröder. 1890.

des Unterthan geworden und halte nach wie vor Hof wie ein Fürst. Und doch hat der Papst wahrlich allen Grund zum bittersten Schmerze. Denn die alte fürstliche Selbstherrlichkeit, die er über tausend Jahre genossen und die sich in den letzten vier Jahrhunderten zu der Macht eines Königreiches emporgehoben hatte, ist dahin. Alles, was in Wahrheit den weltlichen Herrscher macht, ist ihm genommen. Was ihm davon geblieben, ist nur Form und Schein, und seine fürstliche Stellung und vollkommene Unabhängigkeit ist durch keine weltlichen Mittel mehr verbürgt. Eine durch vielhundertjährige Gewohnheit zur Glaubenssache gewordene Auffassung ist aufs tiefste verletzt, und mit der Macht des Glaubens wird an der Rechtmäßigkeit der alten Gewohnheit festgehalten. Der Gedanke aber einer Rückkehr und Umkehr von der weltlichen Fürstlichkeit zur wahren Natur des geistlichen Oberhirtenamtes will dem Papstthume noch nicht in den Kopf, weil es sich heftig sträubt, das Geschehene als ein geschichtliches Ereignis, dem man sich fügen muss, anzusehen.

Der Papst ist, von aller Welt anerkannt und von niemandem angefochten, das Haupt und der oberste Hirte der katholischen Christenheit geblieben, und diese hohe Würde, dieses heilige Amt, so sollte man meinen, kann nicht abhängig sein von dem Besitze einer Scholle Landes oder einer Stadt, und wäre diese Stadt selbst Rom. Aber der Papst, von jener Auffassung geleitet, behauptet, durch die Einverleibung der Stadt Rom in den italienischen Nationalstaat als dessen Hauptstadt in der Ausübung seines geistlichen Hirtenamtes aufs schwerste behindert zu sein, er klagt über Vergewaltigung und Beraubung, er verwahrt sich und den heiligen Stuhl gegen das ihm angethane Unrecht, er sucht Hilfe bei den großen Mächten und verlangt bei allen passenden Gelegenheiten in feierlicher Weise Rom und den ganzen ehemaligen Kirchenstaat zurück. Die Versöhnung mit Italien wird als unbedingt ausgeschlossen hingestellt.

Der Gedankengang dieser Politik ist besonders klar aus der Ansprache Leos XIII. ersichtlich, welche er am Weihnachtsabend des Jahres 1885 an die versammelten Cardinäle hielt. Nachdem er über eine Reihe einzelner Gewaltthaten Beschwerde geführt, fuhr er also fort: „Allein, wenn auch all dieses nicht geschähe, und wenn auch die, welche in Rom die Gewalt haben, das größeste Entgegenkommen gegen die Kirche und ihr Haupt zeigten, so dürfte man doch nicht glauben, dass darum die jetzige Lage des römischen Papstes eine würdige oder wenigstens erträgliche würde. So lange es eine offenbare Thatsache ist, dass Wir in Rom nicht in Unserer, sondern in anderer Gewalt sind, so lange Unsere Freiheit und Sicherheit von denen, welche thatsächlich in Rom die Herrschaft ausüben, abhängt, und von Gesetzen, die wandelbar sind wie die politischen Zustände, und von den höchst wandelbaren Maßnahmen der Mehrheiten, so lange wird die Lage des Papstes immer unerträglich sein. Und welche Künste man auch immer anwenden möge, um sie zu mildern, vermöge eines inneren und wesentlichen Widerspruches wird sie immer mit der Freiheit und Unabhängigkeit, die dem höchsten Haupte der Kirche gebührt, unverträglich sein."

Um diese Gedanken dreht sich die eigenste, innerste Politik des Vaticans, und sie werden immer und immer wieder, in dieser oder in jener Form, bald so und bald so wiederholt. Nachdem der Papst selbst zu Weihnachten 1885 in jenen geharnischten Worten diese Politik vertreten hatte, erhob zu Ostern 1886 der vaticanische „Moniteur de Rome" seine Stimme: „Gefangener einer fremden Macht, kann das Papstthum sich nicht mehr der

Stadt und der Welt (urbi et orbi) in seiner unvergleichlichen Herrlichkeit zeigen."

Im Frühjahre 1887 gab man dann dieser Politik die Gestalt eines Fühlers. Leo XIII. machte in einer Ansprache Andeutungen, die vielfach als ein Wunsch nach der Aussöhnung mit Italien aufgefasst und von einer Anzahl Zeitungen beifällig begrüßt wurden. Sobald dies Entgegenkommen der öffentlichen Meinung deutlich wurde, gab der „Osservatore Romano" jenen päpstlichen Andeutungen die Erläuterung, dass es sich nur um „die Rückgabe alles Geraubten, um die Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft, besonders über die Stadt Rom, wo der Papst seinen Sitz hat", handeln könne, „aut Roma aut nihil". Das Reden in den Blättern gieng eine Weile herüber und hinüber, bis schließlich Crispi, dem die Sache zu bunt wurde, mit einer sehr unzweideutigen Erklärung im Abgeordnetenhause dem Zwischenfall ein Ende bereitete. Da trat der Papst in einer Consistorial-Ansprache zu Ende November desselben Jahres mit neuen heftigen Klagen und bitteren Beschwerden gegen Italien hervor, die er seitdem bei jeder Gelegenheit in dem herkömmlichen Tone wiederholt hat, und die in den sogenannten Katholikenversammlungen einen ohnmächtigen Wiederhall gefunden haben.

An allen Thoren des Vaticans stehen die Schweizer grimmig bewaffnet Wache, und beim Eingange am Petersplatze haben sie ihre starke Hauptwache. Es sind in der That Schweizer, sogar deutsche Schweizer, die in ihren aus schwarz, gelb und roth zusammengenähten Landsknechtskleidern, mit einem modernen Helme bedeckt und mit einem Schießgewehre ausgerüstet, ihre schweren Pflichten in ertödtender Eintönigkeit thun. Drei Schritte vor der Hauptwache stehen ununterbrochen zwei italienische Schutzleute, sogenannte Carabinieri oder Guardie civili, um bei einer etwaigen Ungehörigkeit sofort zum Schutze der Schweizerwache und des Vaticans selbst eingreifen zu können. Schräg gegenüber am Petersplatze ist in der dortigen Kaserne eine große Wache unter einem Officiere eingerichtet. Rückwärts, dem Palaste gegenüber, stehen mehrere italienische Schildwachen. Bei dem geringsten Versuche zu einem gegen den Vatican gerichteten Unfuge würde sofort eine ausreichende Macht bereit sein, um ihn im Keime zu ersticken. Aber äußerlich betrachtet, sieht das alles so aus, als ob die königliche Schutzmannschaft und Kriegsmacht den Vatican und seinen Gefangenen einschließe und überwache.

Doch kümmern sich diese Männer nicht im geringsten um die, so da kommen oder gehen, — solange die öffentliche Ordnung ungestört bleibt. Sie gehen selbst andächtig in die Peterskirche, und an Sonntagen wimmelt es da von Officieren und Mannschaften aller Waffengattungen. Die Briefträger der königlichen Post geben ihre Sachen im Vatican ab und forschen selbst in den Sacristeien der Peterskirche nach Empfängern, die sie noch nicht kennen. Ein ganz regelmäßiger, aber nicht auffallender Verkehr besteht zwischen dem Vatican und der Stadt, die ihn mit allem, was er braucht, versorgt, ihm alles vermittelt und einem großen Theile der dort Bediensteten und allen, die durch Geschäfte und Obliegenheiten dahin geführt werden, Wohnung gewährt. Der Vatican ist durchaus ein Stück der Stadt Rom geblieben, und alle seine Bewohner und Angestellten bis auf Einen bewegen sich in der Stadt frei nach ihrem Belieben und ihrer Willkür. Die Cardinäle fahren von ihren Palästen zum Vatican, oder sie fahren spazieren vor die Thore, um frische Luft zu schöpfen. Alte und junge Priester, einzeln und in Scharen, Mönche aller Gattungen: schwarze und braune, weiße und blaue, graue

und gemischte, schwarz und weiße, weiß und schwarze, schwarz und rothe, weiß und rothe und wie das so weiter geht, sogar rothe Nonnen wandeln und wimmeln durch die Straßen Roms, untrügliche Zeichen der Gegenwart des Pontifex maximus, lebendige Zeugen der Freiheit, die das Königreich Italien dem Oberhaupte der Kirche gewährt. Nur der Eine überschreitet nicht die Schwelle seines Gefängnisses.

Warum aber sollte der Papst nicht einmal, ohne päpstlichen Prunk, im einfachen Wagen, schlicht und unerkannt in die Campagna fahren und sich an der offenen Natur erfreuen? Niemand hindert ihn daran, niemand hat einen Nachtheil davon, und wenn er will, braucht er es niemandem merken zu lassen. Wer weiß, ob er nicht schon manchesmal aus seinem Fenster über die weite Stadt hinübergeschaut hat nach dem Quirinal, und ob nicht auch der König im Quirinal aus seinem Fenster hinüber geschaut hat zum Vatican, und ob dann nicht Papst und König sich verstanden und sich zugenickt haben? Mit Hilfe leidlicher Ferngläser könnten sie sich sogar anlächeln und sich Zeichen geben. Und wie viele stille Boten mögen vom Quirinal zum Vatican und vom Vatican zum Quirinal wandern! Man versteht sich, will sich von Herzen wohl und hat stillschweigend ein ganz angenehmes Verhältnis geschaffen, aber vor der Welt, vor der katholischen Christenheit spielt man Gefangenen und Räuber. Das wird wohl noch eine gute Weile so fortgehen, vermuthlich sogar eine recht lange, lange Weile.

Auch im Inneren des Vaticans merkt man von der Gefangenschaft nicht die geringste Spur. Die Sehenswürdigkeiten des Palastes stehen den Besuchern offen wie ehedem, die Pracht und der Glanz des päpstlichen Hofes sind unverändert dieselben geblieben, die zahlreichen Bewaffneten bekunden die fürstliche Unabhängigkeit des Gebieters, besondere Gesandtschaften sind beim Vatican beglaubigt, der Papst ist von der alten Unterwürfigkeit umgeben. Wenn er sich eine halbe Stunde in frischer Luft ergehen will, so wird ein Ceremoniell aufgewendet und eine Dienerzahl aufgeboten, wie sie kein europäischer König, wohl selbst Philipp II. von Spanien nicht, je gehabt und geduldet haben mag. Ein ganzer langer Aufzug ist da erforderlich. Voran schreiten mehrere der buntgeschlitzten Schweizersöldner im schwarzen, gelben und rothen Tuche, dann folgen einige Leute der päpstlichen Palastwache, der sogenannten Guardia palatina, mit blanken ritterlichen Helmen und gewaltigen Schwertern, und daran schließen sich Geistliche. Nun aber kommt der Papst. Der Papst ist ganz in weiße Seide gekleidet und sitzt in einer rothseidenen Prachtsänfte, die von zwei ausgesucht großen und starken Männern getragen wird. Rechts und links von jedem dieser Träger schreiten zwei Begleiter von gewöhnlicher Größe. Alle sechs sind mit seidenen Kleidern von dem nämlichen Roth wie die Sänfte und im Schnitte des siebzehnten Jahrhunderts bedeckt. Hinter der Sänfte wandeln wieder Geistliche, dann folgt die Guardia palatina, und den Schluss machen wieder die schweizerischen Landsknechte. So bewegt sich der Zug aus den Gemächern des Papstes durch die Hallen am Hofe des heiligen Damasus, die langen Gänge der Galleria lapidaria und der Bibliothek in den päpstlichen Hofgarten, und überall, wo er auf seinen Wegen an Wächtern, Dienern, Aufsehern oder sonst jemandem vorbeikommt, fällt alles in tiefster Verehrung auf die Knie, während der Papst mit freundlichem Lächeln die rechte Hand segnend erhebt. Es gehört schon ein gutes Theil Schwärmerei dazu, um in diesem segnenden und von mehr als königlichem Prunke umgebenen Papste jenen Gefangenen des Vaticans zu erblicken, von dessen

Strohlager, zur Rührung der Gläubigen, schon einzelne Halme theuer verkauft worden sind.

Indessen, man mag die Politik, welche der Vatican dem Königreich Italien gegenüber seit dem 20. September 1870 innegehalten hat, noch so sehr verstehen und begreifen: zugeben muss man unbedingt, dass die Entwickelung der Stadt Rom sich durch diese Politik nicht hat hemmen oder beeinflussen lassen, und dass sie täglich über sie zur Tagesordnung übergeht. Zugestehen aber muss man auch, dass das Papstthum in den langen Jahrhunderten aufs engste mit Rom verwachsen ist und dass die ganze Bevölkerung Roms, mit Ausnahme einiger Freidenker, das Oberhaupt der Kirche unbedingt und innigst verehrt. Aber diese selbe Bevölkerung fühlt sich ebenso unbedingt und innig als einen Theil des italienischen Volkes, und sie jauchzt dem lebenden Könige jubelnd zu oder wallt auch dankbar und gerührt zum Grabe des todten Königs im Pantheon des Marcus Agrippa. Im Herzen der Römer ist der Ausgleich zwischen Papstthum und dem Königthum vollzogen, aber noch ist die Formel nicht gefunden, in der sich die beiden geschichtlichen Gewalten selbst, ohne sich etwas zu vergeben, aussöhnen könnten. Und schwer wird es sein, vielleicht unmöglich, diese Formel zu finden. Aber am Ende geht es auch ohne Formel ganz gut so weiter wie bisher. Ein fröhlicher modus vivendi ist eine ganz unbezahlbare Erfindung. Er hat sogar dem Papste die Handhabe geboten, an dem neuen Rom mitzuarbeiten, denn Leo XIII. lässt in dem neuen Stadttheile, der sich vom Vatican längs der Tiber bis in die Gegend der Porta del popolo hinzieht, auf seine Kosten eine Kirche bauen.

Die Verwechslung der Sinne.

Eine Plauderei aus dem neuen Demokrit von **E. M. Schranka.**

Wir haben fünf Sinne, die von den Psychologen und sonstigen Gelehrten in verschiedene Eintheilungen gebracht wurden, als da beispielsweise sind: Haupt- und Nebensinne, höhere und niedere Sinne und anderweitige Classificationen. Manche versuchten schon einen sechsten Sinn und noch mehr hinzuzufügen, und sprichwörtlich spricht man geradezu von der Noth und auch von der Gewohnheit als sechstem Sinne.

Mag es nun noch viele andere, uns bisher noch nicht bewusst gewordene Sinne geben, so viel ist sicher, es geht uns mit den Sinnen wie mit den Elementen. Wir sprechen selbst heute noch von den vier Elementen und wissen doch aus der Chemie ganz genau, dass die bisherige und noch lange nicht abgeschlossene Reihe von Elementen nahe der Zahl 100 steht. Ebenso bleiben wir noch bei unseren fünf Sinnen. Wer nur die immer alle beisammen hätte!

Dass, wie gesagt, der eine dieser fünf Sinne eine wichtigere Rolle spielt, der andere gewissermaßen den höheren

nur dienend zur Seite steht, ja, der Geruchssinn sozusagen als das Aschenbrödel der fünf Sinne angesehen wird, ist bekannt.

Gesichts- und Gehörsinn, Geschmacks- und Geruchssinn scheinen näher verwandt zu sein, als eine andere Combination. Ein Sinn unterstützt den anderen, muss sogar, so gut es geht, oft an die Stelle des fehlenden treten und ihn, wenigstens theilweise, zu ersetzen versuchen.

Besonders in der Kunst scheint oft ein Sinn als der wichtigste.

Welch ein Unglück für den Maler, wenn er erblindet, welch trostloser Zustand für den Musiker, wenn er taub wird; seltsam, dass manche der größten Compositeure taub gewesen sind. Umgekehrt wäre der Verlust des Gehörsinns für den Maler, des Gesichtssinnes für den Componisten weniger empfindlich und fühlbar. Der gute, blinde Pfeffel musste immer laut auflachen, so oft ihm jemand im eifrigen Gespräche sagte: „Sehen Sie nur, mein lieber Pfeffel!“ Derselbe ließ auch, als die blinde Tonkünstlerin Therese Pardies zu ihm nach Colmar kam, folgende Stegreifverse in ihr Stammbuch schreiben:

„O weh', Therese, weh' dem Mann,
Der nicht vor Wonne, dich zu hören,
Wie wir des Augenlichts entbehren
Und Ohr und Herz nur werden kann!“

Ferner als einst Kant den blinden Professor von Raczko frug, ob ihm der Besuch des Schauspiels Vergnügen mache, sagte dieser: „Wenn nur meine Täuschung nicht durch unrichtige Declamation gestört wird, so malt meine Phantasie mir Schauplatz und Personen“, worauf Kant meinte: „Ich wünschte, dass ein Blinder, ein Tauber, und ein Mann, der die Sprache, in welcher das Stück geschrieben, nicht versteht, gemeinschaftliche Kritik übten, sie müsste die richtigste sein.“

Ein anderer Fall, wo gewissermaßen ein Sinn der mächtigste, der Hauptsinn ist, findet sich in einer geistreichen Stelle des Dr. Mises niedergelegt. Er sagt: „Engel theilen sich ihre Gedanken durch Licht mit, statt Töne haben sie Farben. Ganz todte Massen, z. B. Steine, äußern sich durch den Druck, also durch das Gefühl. Lebendiger sind in dieser Sphäre schon die Salze, welche sich durch Geschmack äußern. Die Pflanzen theilen sich durch den Geruch mit, das Medium ihrer Mittheilung ist der Duft; die Thiere durch das Gehör. So sehen wir, dass das höchstbegabte Wesen sich durch das Gesicht mittheilt.“

Für jede Classe der genannten Geschöpfe ist also ein Sinn der Capitalsinn. Ich sagte früher, ein Sinn müsse oft den anderen ersetzen — ja oft tritt selbst bei Vorhandensein aller fünf Sinne der eine herrschender hervor.

Der Verliebte wird z. B. zum Argus, er sieht bei seiner Angebeteten alles, obwohl er so viel übersieht. Sie ist schön, hat aber ein häßliches Organ, er aber hört sie nicht, er sieht sie nur sprechen. Ihm wird sein Auge auch zum Ohr. Er kann mit dem Dichter sagen:

„Wie bin ich so ganz verändert,
Seit dein Zauber auf mir waltet:
Hast mich ganz, ja selbst die Ohren
Mir zu Herz und Aug' gestaltet.“

Ja, er sieht sogar im Buckel seiner Geliebten „einen zweiten Busen“.

Wie oft hört man sagen: „Ich bin ganz Ohr, vom Kopf zum Fuß ein Ohr“, und ebenso oft wird gesagt: „Ich bin ganz Auge“; bisweilen heißt es aber auch: „Er ist ganz Aug' und Ohr“.

Ganz richtig beanstanden den Namen des Opernglases die vier Verse:

„Ist es des Opernglases Zweck
Vom Ton zu sehen etwas?
Der richt'ge Name kühn und keck
Das wäre wohl Balletglas.“

Ein anderer nannte das Ballet die Oper der Tauben.

Auch die Phrase „die Folie des

Stadtgespräches" enthält eine Verwechslung der Sinne.

Ein anderer Fall: Ein Hungriger riecht eine Speise, er vertilgt sie mit Gier, wenn auch der Geschmackssinn mit ihrer Zubereitung nicht zufrieden wäre. Er verschlingt sie mit den Augen; man sagt, wenn er nicht mehr essen kann, „seine Augen waren größer als sein Magen".

So tritt gar oft eine förmliche Verwechslung der Sinne ein; aber am deutlichsten tritt diese Verwechslung in der Sprache hervor; freilich wird oft ein crasser Blödsinn daraus, aber umso komischer wirkt er.

So spricht Saphir von lichttrinkendem Auge und tondürstendem Ohr; Heine sagt: Sie lächeln süß; bei Klopstock horchen sie mit trunkenem Ohr; ein anderer verschließt sich hermetisch gegen das Licht und wieder andere prüfen mit neugierigen Händen, während ein dritter sich in einen chromatischen Galopp setzt.

Man kann sich an einem Schauspiel nicht sattsehen und spricht etwas gesperrt gedruckt aus, und wenn man jemand Braun nennt, der Roth heißt, so entschuldigt man sich, dass man farbenblind ist, so wie jener Franzose der Magd, die beim Kehren zu viel Lärm machte, zurief: halten Sie das Maul mit Ihrem Besen.

Wie oft hört man den Unsinn aussprechen: „Siehst du, was sie sagt?" Freilich liegt hier in dem „Siehst du" ein Aufmerksammachenwollen, man kann aber doch nur hören, was man sagt. Als Gegenstück dazu hörte ich schon im Dunkeln sagen: „Sprich, damit ich dich sehe"; gerade wie jener Engländer sagte: Speek, that I may see thee.

Zu dumm ist doch die Sinnesverwechslung in der Rede jenes Socialisten, der sich in seinem Eifer zu den Worten hinreißen ließ: „Meine Herren! Thun See, wat See thun müssen, aber vergessen See nich, dass die Augen des ganzen vox populi auf Ihnen gerichtet sind."

Man wird einwenden, das war ein ungebildeter Mensch, der seine Rede mit dem aufgegriffenen lateinischen Brocken spicken wollte, ohne zu wissen, was dieser Ausdruck bedeute.

Gut, ich will einen Gebildeten vorführen. Ein Student der Medicin gab seinem Professor beim Examen auf die Frage, was ein Stethoskop sei, die drollige, gewiss verständliche und doch pyramidal dumme Antwort: „Das Stethoskop ist eine Brille, vermittelst deren man dem Patienten mit dem Ohre in die Brust sieht." Das ist doch eine herrliche Blüte für dieses mein Sträußchen.

Endlich kann in Hast und Unbedachtsamkeit der Zorn derlei Unsinn hervorbringen, z. B.:

Vater (wüthend): „Sieh mich nicht so an mit der Stimme."

Sohn: „Ich habe ja noch kein Wort —"

Vater (noch heftiger): „So lasse mich keine Silbe weiter sehen."

Eine übliche Phrase lautet: „Tauben Dunst machen" für „aufs Gerathewohl". Nun, der Dunst ist doch für das Gesicht und für den Geruch, und nicht für das Gehör da.

Ebenso spricht man von einer tauben Nuss, wobei doch der Geschmack bedroht ist. Seltsam, die Engländer sprechen von einer blinden Nuss (nut blind). Hier scheint sich taub und blind nicht auf das Fehlen des Gesichts- und Gehörsinnes, sondern auf das Fehlen des Wesentlichen zu beziehen. Hier sieht man, dass eine Nuss taub ist. Daher ist der Pleonasmus: „mit Augen sehen, mit Ohren hören" nicht gar so entsetzlich. Eine eigenthümliche Sinnesverwechslung der Sprache liegt wohl auch in der Kritik Hartmanns: „Die Bach'sche Fuge riecht etwas nach Liszt."

In ein kleines Nest an der Sieg kam ein Kölner Musikmeister zu concertieren. Ein Mitglied des Gemeinderaths führte den Dirigenten zum Tanz-

saale des Ortes: „No, wie gefällt üch dä Saal?“ — „O, ganz gut“, meinte der Musikverständige, „aber die Akustik ist sehr schlecht.“ — „De Akustik?“, meinte der andere und glotzte den Sprecher anfangs verständnislos an, dann aber nickte er und wie ein Jagdhund mit aufgehobener Nase umherschnuppernd, meinte er: „De Akustik? Jo, ich rüchen et och!“ (Ja, ich rieche es auch.)

Das erinnert an den Geruch der Stimme; man sagt ja von jemand, er stehe in gutem oder schlechtem Geruche. Auch der vielfach lächerlich gemachte Professor Jäger musste herhalten. Seine Äußerung „Die Anwendung musikalischer Bezeichnung für Düfte ist in der Parfümerie-Technik längst üblich, wie man sich in den betreffenden Lehrbüchern überzeugen kann. Dass die Seele des Gesanges riechbar ist, wird die neue Ausgabe meiner Entdeckung der Seele theoretisch darlegen und von meiner diesbezüglichen praktischen Erfindung machen viele Leute schon längst Gebrauch“ veranlasste die witzige Bemerkung: „Da wird's kein Wunder sein, wenn irgend ein für den bel canto schwärmender Berliner bei einer Begegnung ausruft: Liebster Wachtel, thun Sie mir den eenzigsten Jefallen und lassen Sie mir en bisken hohes C riechen!“

Auber sagte einst bei einer Pause von Blasinstrumenten: „Es ist ein Glück, dass diese Concerte geruchlos sind.“

Aber am markantesten ist wohl die Fusion des Geruchs- und Gehörsinns in der Sprache ausgedrückt durch das Acceptieren des vom Geruch entlehnten Ausdrucks „Potpourri“ für Musikpiècen. Dieser Ausdruck stellt also auch einen Beitrag zu den Homonymen.

Endlich gehört in diese Kategorie der Schiller'sche Vers: „Ich bin ein Mann, das könnt ihr schon an meiner Leyer riechen.“

Was Gesicht und Geruch anbelangt, so habe ich neben dem Verbum „beaugenscheinigen“ schon den Neologismus „benasenscheinigen“ getroffen, und obwohl die Stimmung ursprünglich für den Gesichtssinn berechnet ist, so kann es auch eine Fata morgana der Nase geben. Man befragt Augen- und Ohrenzeugen, es gibt aber auch stille Nasenzeugen. Umgekehrt wendet man den Ausdruck hermetisch verschließen zumeist nur gegen den Luftzutritt an, obwohl er sich auch ganz gut dem Lichte gegenüber anwenden ließe. Gesicht und Geschmack erscheinen, in der Phrase confundiert, „ein Bild mit den Blicken gewissermaßen auftrinken“.

Und Gesicht oder auch Geruch und Geschmack finden wir vermischt in Hugo Littauers Epigramm, worin es heißt:

„Beim Biere spricht der Trinker von der Blume,
Beim Weine aber lobt er das Bouquet“

Geruch und Geschmack werden gar oft geradezu identificiert; wir reden vom süßen Duft der Rose; man sagt von den Schwaben, sie hätten nur vier Sinne, weil sie „riechen“ mit „schmecken“ bezeichnen, und in manchen Gegenden wird die Nase vom Volksmund spöttisch „Schmecker“ genannt. Als ein Officier zu einem anderen Gaste sagte: „Warum haben Sie meinen Hund geschlagen, er hat Sie ja nur beschnüffelt?“ entgegnete dieser: „Soll ich vielleicht warten, bis ich ihn schmecke?“ Er befürchtete, dass der Geruchsinn des Hundes sich zum Geschmackssinn steigern könnte.

Wie oft können wir einen Menschen nicht schmecken, und reden andererseits vom Ohrenschmaus.

Wohin soll ich die Romanphrase, ich habe sie leider nicht illustriert gesehen, „der leichten Füße Trillersprung“ oder die Bezeichnung „ein kleiner Celloschlag“ oder „die Friedenspauke schlagen“ einrangieren?

Das größte Contingent für unsere Betrachtung aber stellen unbedingt die

Combination und Confusion des Gesichts- und Gehörsinnes.

Jean Paul nannte die Musik eine Poesie der Luft, und Schlegel nannte die Baukunst eine gefrorene Musik, und Görres in seinen Aphorismen über Kunst nennt die Kochkunst die Plastik des Flüssigen und die Parfümerie die Musik der Düfte.

Ähnlich nannte H. Heine einen kalten Sommer einen grün angestrichenen Winter.

Neben der dummen Romanphrase „Heinrich starrte stumm in die Papiere" und dem Opern-Kalauer „Mein Fräulein, jetzt kommt ein Adagio!" „„Wo denn? Ich sehe ja nichts!"" begegnen wir einem Novellentitel Ottilie Wildermuths: „Taube Blüten", dem Sprichwort vom „blinden Lärm" und dem geistreichen Tropus „Die Malerei ist eine schweigende Dichtkunst und die Dichtkunst ist eine redende Malerei."

Auch eine Stelle „Die Künstlerin Mutter" von Julius Kehlheim, der geistreichen Prager Romancière, möge hier ihren geeigneten Platz finden: „Wie würde Wagner entzückt sein, sein großes herrliches Gralmotiv so verballhornt zu sehen!" Der Ausdruck „verballhornen" bezieht sich doch auf die Orthographie, also das Auge, und wird in diesem Falle auch für das Gehör in Anspruch genommen.

Auch die Gelehrten gebrauchen den scheinbar als nonsens klingenden Terminus „Schallschatten" und die psychologisch-physiologische Frage vom Farbenhören und Tönesehen ist eine in neuerer Zeit oft ventilierte. „Farbentöne und tönende Farben" betitelt sich unter anderem ein interessanter Aufsatz von Julius Stinde.

Auch der große Psychologe Volkmann kam in seinem Werke darauf zu sprechen. Er erzählt von einem Blindgeborenen, der als zwanzigjähriger junger Mann glücklich operiert und sehend wurde und der sich beim ersten Anblick besonders schreiender Farben die Ohren zuhielt; er hatte Gehörsempfindungen, und beim Anblick von Purpurroth glaubte er Posaunenstöße zu vernehmen.

Wieder bei anderen entsprach der Flöte die blaue, der Oboe die gelbe, dem Horn die grüne Farbe, der Trompete — Scharlach. Auf Schwingungen beruht Licht wie Schall, und unsere Sinne sind nur verschiedene Thore unserer Perception. Es gibt heute bereits Leute, welche die Saiten der Streichinstrumente je nach dem gestrichenen Ton in verschiedenen Farben fibrieren sehen, und einst dürfte dies Vermögen, anerzogen und dann angeboren, allgemein werden.

Auch die Vocale entsprechen Farben: a blau, o gelb, e hellgrau, u grün, und was die Theorie noch erhärtet, ist der Umstand, dass mit den Diphthongen die Mischfarben correspondieren.

Die Ausdrücke „Farben hören und Töne sehen" sind also durchaus nicht so lächerlich, wie manche gebildet sein Wollende glauben.

Das komische Moment erhält aber wieder die Oberhand, z. B. in jenem Falle, wo sich zwei Taubstumme in ihrer Geberdensprache unterhielten, wobei der eine derart in die Hitze gerieth, dass sich der andere die Augen zuhielt und dem Freunde in der schönsten Pantomime zurief: „Schrei doch nicht so, ich bin ja nicht blind."

Eine tüchtige Ohrfeige lässt alle Farben sehen, und Schmerzen lassen alle Engel singen hören, welch interessante Verwechslung des Gefühls- mit dem Gesichts- und Gehörsinn.

Nicht vergessen darf ich auch das bekannte Studentenlied, in welchem mit gelungener Absicht, um so recht die totale Sinneabsens zu zeichnen, der Dichter dem bereits berauschten Studenten die Worte in den Mund legt:

„Das Auge lallt, die Nas' wird schwer,
Und meine Zunge sieht nichts mehr."

Da ſind doch die Sinnesfunctionen ſchon total durcheinandergewürfelt. Und ſchließlich wäre noch zu erwähnen, daſs bisweilen Sinnesverwechslungen auch im tropiſchen Sinne angewendet werden, welche Fälle dann wohl unter die Metonymie zu rangieren ſind. Hieher gehört z. B. der gute Vergleich Grillparzers, welcher, beim Leſen des Chryſander'ſchen Werkes „Händel" betroffen, auf die Frage, was er davon halte, ſagte: „Beſchriebene Muſik iſt wie ein erzähltes Mittageſſen."

Börne ſagt einmal von Paris, „es ſei der Telegraph der Vergangenheit, das Mikroſkop der Gegenwart und das Fernrohr der Zukunft." Das iſt doch optiſch geſchildert.

Beſonders oft iſt es die Brille, welche gern zu allgemeinen Bildern verwendet wird; ein Beiſpiel möge hier ſeinen Platz finden:

„Verſenket eure Grillen
Im perlend rothen Wein!
Dann ſeht durch Roſenbrillen
Ihr in die Welt hinein.
Drum, wenn das bloße Auge
Nicht roſig ſchauen kann,
Ein jeder trink' und ſauge
Sich ſolche Brillen an."

Um fünf Uhr morgens.

Eine Erinnerung von Alexander Girardi.*)

Ich hätte für mein Leben gern ſchon einmal einen Sonnenaufgang geſehen. Man ſagt mir, ſo etwas ſoll allerliebſt ſein, beſonders in der Schweiz wegen der in Purpur getauchten Bergſpitzen und der ſchönen Engländerinnen, die man dabei im Morgen-Negligé zu Geſicht bekommt. Alſo ich hätte das für mein Leben gern auch ſchon einmal mitgemacht. Aber es war bisher unmöglich. Und zwar lag die Schuld weniger an mir, als an der Sonne. Dieſes Geſtirn capriziert ſich mit einem nur bei weiblichen Fixſternen beobachteten Eigenſinn fortwährend darauf, zu den unmöglichſten Tageszeiten ſeine Laufbahn anzutreten. Ich ſehe wirklich nicht ein, warum die Sonne um vier, fünf oder ſechs Uhr morgens aufgehen muſs, da ſie doch den ganzen Tag dazu Zeit hat. Und da ich wieder wohl den ganzen Tag über Zeit hätte, mir einen Sonnenaufgang zu Gemüthe zu ziehen, um vier, fünf oder ſechs Uhr morgens aber wichtigeres zu thun habe, ſo hat die Sonne bisher die Bergſpitzen ſtets ohne meine Mitwirkung in Purpur getaucht und wird dies wohl auch noch ſpäterhin thun müſſen. Ich gebe nämlich nicht nach, denn ich habe das nicht nöthig; und die Sonne wird wohl ebenfalls nicht nachgeben, da ſie es ſchließlich auch nicht nöthig hat.

Damit ſoll aber durchaus nicht geſagt ſein, daſs ich ein Gegner der frühen Morgenſtunde bin. Im Gegentheil — die frühe Morgenſtunde iſt, meiner Anſicht nach, eine der ſchätzbarſten Tageszeiten; nur darf man nicht gezwungen ſein, aus dem Bette aufzuſtehen. Hinwieder wird ſie jeder-

*) Aus „Wiener Künſtler-Dekamerone." Ein Geſchichtenbuch der Wiener Künſtler und Schriftſteller. Herausgegeben von Rudolf Wittmann, redigiert von Moriz Band. (Wien, I., Rothenthurmſtraße 23.) Siehe „Heimgarten", XV., Seite 239.

zeit einen großen Genuſs gewähren, wenn man, ums Morgenroth aus den bekannten ſchweren Träumen emporfahrend, ſich allmählich mit dem Bewuſstſein durchdringt, daſs es ja noch viel zu früh ſei, ſich von neuem feſt in ſeine Decke wickelt, ſich auf die andere Seite ſeines Kopfkiſſens legt und langſam ſich wieder in das Traumland zurückbegibt, aus dem man gekommen. Das iſt meine Art, die Morgenſtunde zu genießen. Ich glaube, daſs das auch vieler anderer Art iſt. Und ich meine, daſs, um dieſe für Leute von gutem Geſchmack außerordentlich werthvollen „Freuden der Frühe“ zu bezeichnen, irgend ein Weiſer vor Zeiten das bekannte Sprichwort erfand: „Morgenſtunde hat Gold im Munde“ — ein Sprichwort alſo, das bisher in lächerlicher Verkennung ſeines wahren Sinnes als eine Mahnung zum Frühaufſtehen gedeutet worden iſt!

Ja wohl — den höchſten Genuſs hat man von der Morgenſtunde, wenn man ſie verſchläft. Es iſt das eine der erſten Wahrheiten, die ich überhaupt erkannt habe. Schon in früher Jugend habe ich ihr gehuldigt.

Das war dazumal — zur Zeit, als ich noch in der Schloſſerwerkſtatt zu Graz in der Leonhardſtraße am Amboß ſtand und den Hammer ſchwang. Es iſt ja bekannt, daſs die Objecte, mit denen ſich meine erſte künſtleriſche Thätigkeit befaſste, nicht Rollen, ſondern Eiſenſtangen waren. Einen Vortheil hatte meine damalige Wirkſamkeit vor der heutigen jedenfalls voraus: es mangelte nie an Stoff. Denn der Himmel hat es in ſeiner unerforſchlichen Weisheit ſo eingerichtet, daſs es in der Welt mehr gutes Eiſen als gute Operetten-Libretti gibt.

Damals alſo hieß es jeden Morgen um fünf Uhr in der Werkſtatt ſein. Zu dieſer Stunde muſsten bereits die Hämmer auf das Eiſen klingen, das iſt alter Schloſſerbrauch. Mit wie geringer Sympathie ich dieſem alten Brauche gegenüberſtand, wird man nach dem Geſagten leicht begreifen. Ich machte auch kein Hehl aus dieſer Abneigung. Ich wagte zwar keine directe Revolution, aber ich nahm zu dem ſo beliebten paſſiven Widerſtand meine Zuflucht. Der paſſive Widerſtand iſt ja die Revolution der Schwachen. Der Meiſter und die Geſellen ließen dem alten Brauche getreu um fünf Uhr morgens ſchon die Hämmer auf das Eiſen klingen. Ich aber lag um dieſe Zeit in der Regel noch ruhig in meinem Bette, das in einer Kammer oberhalb der Werkſtatt ſtand, und ſchlief. Erſt durch das Gehämmer unten wurde ich geweckt. Dann fuhr ich raſch in die Kleider und eilte auf meinen Poſten am Amboß. Der Weg dorthin führte mich am Standplatz des Meiſters vorbei. Und ſobald ich in die Nähe desſelben kam, fügte es ſich immer, daſs irgend ein Theil der Außenſeite meines Körpers, eines meiner Ohren oder ein Büſchel Haare, dem würdigen Manne in die Finger gerieth, mit deren Hilfe er ſich einige Minuten lang in einer Weiſe damit beſchäftigte, die ſeinem Wohlbefinden jedenfalls zuträglicher war als dem meinigen. Seitdem habe ich eine Abneigung gegen die alten Bräuche, nicht bloß im Schloſſergewerbe, ſondern überhaupt; und immer, wenn ich von einem ſolchen höre, verſpüre ich Schmerzen in den Haarwurzeln.

Das alles iſt jetzt anders geworden. Kein Meiſter zieht mich mehr an den Ohren, wenn ich ſpäter als um dreiviertel fünf aufſtehe. Und ſelbſt wenn ich, meiner Gewohnheit getreu, zu ſpät auf die Probe komme, werde ich niemals vom Director gebeutelt. Man erſieht daraus, welche Vorzüge der ſchauſpieleriſche Beruf vor dem Schloſſergewerbe hat. Dieſe Erkenntnis hat ſich auch in den Kreiſen dieſes letzteren Gewerbes ſchon ſeit langem Bahn gebrochen. Alle Augenblicke kommt ein Jünger der eiſernen Kunſt zu mir und macht mich zum

Vertrauten seines Entschlusses, lieber kein Schlossergesell, sondern erster Heldentenor an der Großen Oper oder Burgschauspieler oder vielleicht auch Operetten-Komiker werden zu wollen, letzteres allerdings nur in dritter Linie, da er mir, als altem Collegen, keine Concurrenz machen will. Wenn das so fortgeht, wird es bald keinen Hamlet mehr geben, der nicht in seiner Jugend überdrehte Thürschlösser repariert hat.

Aber recht haben sie, die guten Leute. Und ich freue mich ja auch rechtschaffen, dass ich nicht mehr Schlosser, sondern Schauspieler bin. Ein Mann, der so lange schlafen kann, wie er will! Freilich — mein jetziger Stand hat wohl noch einige andere Vorzüge vor meinem früheren. Aber das ist doch eine Hauptsache. Und ich erinnere mich, gerade das einmal besonders stark empfunden zu haben.

Es war in einem der ersten Jahre meiner Schauspieler-Laufbahn. Ich gehörte damals dem Ensemble des Salzburger Theaters an. Die Salzburger Schauspieler agierten zu jener Zeit während der Saison auf der Bühne des Ischler Sommertheaters. Das dauerte bis zum Schlusse des September; selbst wenn Ischl bereits von seiner lebenslustigen Sommerbevölkerung fast ganz verlassen war, wurde im Theater immer noch Abend für Abend munter gespielt. Denn für diesen letzten Monat zahlte der Erzherzog Franz Karl, der damals ständiger Sommergast in Ischl war, die Gagen der Schauspieler. Die Saison in Salzburg begann am 1. October; die letzte Vorstellung in Ischl fand am 30. September statt. Sogleich nach dem Schlusse der Vorstellung wurde die ganze Gesellschaft in Stellwagen gepackt, nnd fort gieng's in derselben Nacht en pleine carrière nach Salzburg. Der Theaterdiener war schon am Tage vorangefahren und hatte Quartiere besorgt. So fand man denn, wenn man mitten in der Nacht in der Stadt ankam, sein Zimmer bereit und hatte nichts zu thun, als aus dem Stellwagen heraus und in sein Bett hineinzusteigen. Am Morgen wurde dann rasch eine Probe abgehalten, und am selben Abend hob sich in Salzburg der Vorhang zur Eröffnung der neuen Saison, nachdem er in Ischl am Abend vorher über der alten gefallen war.

An jenem 30. September nun, von dem ich hier erzählen will — an die Jahreszahl erinnere ich mich nicht mehr genau — hatten wir wieder einmal die nächtliche Parforcefahrt nach Salzburg gethan. Die Stellwagen rasselten über das Pflaster und hielten an der verabredeten Stelle das Rendezvous, wo der Theaterdiener wartete. Dieser gieng von Wagen zu Wagen und bezeichnete jedem sein Haus, in dem er einquartiert war. Dann kletterte man schläfrig über den Tritt.

„Es ist kalt", sagte der erste Liebhaber und reckte unter fürchterlichem Gähnen seine Fäuste zum Vollmonde empor.

„Sehr kalt", bemerkte die komische Alte und suchte durch Stampfen auf dem Pflaster einen eingeschlafenen Fuß wieder zur Raison zu bringen.

„Weiß Gott — es ist kalt", constatierte seinerseits der Intriguant und schlug sich die Arme mehreremale um den Leib, dass es schallte.

„Nein, aber wie das kalt ist", flötete die Naive und hüllte sich fröstelnd fester in ihren grauen Reisemantel.

„Eine Bärenkälte!" äußerte treffend der komische und Heldenvater und stärkte sich nach dieser oratorischen Anstrengung aus einer geheimnisvollen Flasche, die verführerisch gluckste.

Und: „Kinder, ist euch nicht kalt?" fragte schließlich vollkommen überflüssigerweise der Director, nachdem er mit vieler Mühe seine Ehehälfte mit sämmtlichen zu ihr gehörigen Hutschachteln aus dem Wagen geladen hatte.

Und da man insoweit in seinen Ansichten übereinstimmte, sich also kein

Grund zu weiteren Verhandlungen bot, tauſchte man einige Händedrücke aus und zerſtreute ſich in den angrenzenden Gaſſen.

„Kinder, vergeſst nicht: morgen um zehn Uhr iſt Probe!“ rief der Director noch den Davoneilenden nach. Dann nahm er die Frau Directorin unter den rechten Arm, die Hutſchachteln in den linken, und bewegte ſich auch ſeinerſeits vorwärts, während der Theaterdiener der impoſanten Gruppe mit einer Laterne voranleuchtete.

Der Kapellmeiſter und ich — wir blieben allein zurück. Es war der Kapellmeiſter Anger, ein ſehr tüchtiger Muſiker und mir ein lieber Freund; jetzt iſt er, wenn ich nicht irre, am böhmiſchen Theater in Prag thätig.

Alſo wir blieben zurück. Denn das Haus, in dem wir Wohnung erhalten hatten, befand ſich gegenüber von der Stelle, wo wir angekommen waren.

„Du, was thun wir jetzt?“ fragte der Kapellmeiſter.

„Jetzt geh'n wir ſchlafen, es wäre Zeit, dächt' ich.“

„Aber ich möchte gern noch etwas thun. Die Nacht iſt ſo ſchön.“

„Nun, ſo kannſt du ja noch auf den Untersberg kraxeln. Nimm dir aber eine Landkarte mit, damit du im Dunkeln den Weg nicht verfehlſt. Ich gehe inzwiſchen ſchlafen.“

„Ich möchte ja auch ſchlafen gehen, aber ich bin noch gar nicht müde.“

„Komm' nur mit herauf. Ich ſing' dir ein von dir componiertes Schlummerlied. Da wirſt du ſchon einſchlafen. Oder nein, doch nicht. Denn der einzige Menſch auf der Welt, der bei deiner Muſik nicht einſchläft, biſt du ſelber.“

Inzwiſchen waren wir bereits auf das Haus zugegangen. Ich läutete an, und wir ſtiegen hinauf, nachdem der Hausmeiſter uns geſagt hatte, daſs unſer Zimmer im erſten Stock belegt ſei.

„Ich gedenke einen langen Schlaf zu thun“, ſagte ich in der Poſe des Wallenſtein und zog mir dabei die Stiefel aus (eine neue Nuance das, auf die ich Sonnenthal hier aufmerkſam mache).

„Wird nicht ſo lange werden“, brummte der Kapellmeiſter, der ſchon im Bette lag. „Morgen früh iſt Probe.“

„Aber erſt um zehn Uhr. Ich ſchlafe jedenfalls bis fünf Minuten vor zehn.“

„Ich werde dich ſchon früher wecken. Wenn du nicht früher aufſtehen willſt, gieße ich dir einen Krug Waſſer über den Kopf. Wahrſcheinlich werde ich ſowieſo die ganze Nacht wachbleiben. Ich bin gar nicht müde“, ſagte der Kapellmeiſter, drehte ſich auf die andere Seite und war eine Minute ſpäter eingeſchlafen.

Auch ich that bald darauf das Gleiche. Es war zuerſt ein feſter, traumloſer Schlaf. Dann aber begann mir allerlei tolles Zeug durch den Kopf zu ſpuken.

Ich war wieder Schloſſergeſell und ſtand in der Werkſtatt. Da kam ein Diener herein: „Die Frau Gräfin hat ſich den Schlüſſel zu ihrem Schreibtiſch gebrochen; ſie läſst bitten, daſs jemand kommt und ihr das Schloſs aufſperrt.“

„Alexander, geh' du!“ ſagte der Meiſter. Es war das eine große Niedertracht. Denn die Frau Gräfin hatte mich erſt kürzlich in Iſchl ſpielen ſehen, und ich war ihr auf ihren Wunſch vorgeſtellt worden, weil ich ihr ſo gefallen hatte. Der Meiſter muſste wohl wiſſen, wie peinlich mir dieſe Miſſion ſein würde; aber dennoch zwang er mich dazu, der Schuft! Und ich muſste gehen, ſonſt bekam ich wieder nur Erdäpfel, und kein Fleiſch zu Mittag. Ich packte mein Werkzeug zuſammen und gieng.

Die Frau Gräfin empfieng mich perſönlich im Salon. Es war mir außerordentlich peinlich, ſo vor ihr ſtehen zu müſſen, in Hemdärmeln und mit vorgebundenem Schurzfell. Ein

Glück, daſs ich mir wenigſtens ein paar weiße Handſchuhe angezogen.

„Alſo Sie ſind auch Schloſſergeſell“, ſagte ſie erſtaunt. „Das wuſste ich ja gar nicht.“

„Ja“, ſtammelte ich verlegen, „hm ... hm ... in meinen Mußeſtunden ... ein kleiner Sport ...“ Da ich aber ſehr roth dabei wurde, bat ich ſie, ſie ſolle mir nur raſch den Schreibtiſch zeigen.

Ich mühte und mühte mich an dem Schloſſe ab, aber es gieng nicht auf.

„Nun, das iſt ja ganz natürlich“, ſagte die Gräfin. „Mit weißen Handſchuhen kann man doch keine Schlöſſer aufſperren ... Wiſſen Sie was: Laſſen Sie das ſein, und declamieren Sie mir lieber etwas vor!“

Ich ſtellte mich vor ſie hin und begann den letzten Act aus „Wallenſtein“ zu citieren. Die Worte: „Ich gedenke einen langen Schlaf zu thun“, ſprach ich ſo gefühlvoll, daſs ich ſelbſt dabei einſchlief. „Aber zu lange dürfen Sie nicht ſchlafen“, rief mir noch die Gräfin ins Ohr. „Um fünf Uhr müſſen Sie in der Werkſtatt ſein, ſonſt werden Sie gebeutelt.“ Und richtig — die Kuckucksuhr ſchlug fünf, und unter mir begann es zu hämmern und zu klopfen. Kalter Angſtſchweiß trat mir auf die Stirn. „Um Himmelswillen, die Leute unten ſind ſchon an der Arbeit. Das wird eine ſchöne Geſchichte werden.“

Mit einem lauten Schrei erwachte ich. Der Tag dämmerte ſchon durch die Scheiben. Wahrhaftig — unter mir hörte ich das ominöſe Gehämmer und Geklopfe. Noch vollſtändig von dem Wahne des Traumes befangen, ſprang ich aus dem Bett und ſtürzte nach dem Stuhl, auf dem meine Kleider lagen. Hiebei ſtieß ich an einen Waſchtiſch, ein auf demſelben ſtehender Krug fiel um und ergoſs ſeinen geſammten Inhalt über den Kopf des Kapellmeiſters, deſſen Bett daneben ſtand.

„Himmel und Hölle!“ brüllte dieſer, aus dem Schlafe auffahrend. „Biſt du verrückt geworden?“

Das brachte mich zur Beſinnung. Ich drückte die Hand tiefaufathmend auf das klopfende Herz. Gott ſei gedankt — ich war ja kein Schloſſer mehr, ich war ja Schauſpieler, Schauſpieler — und kein Meiſter der Welt hatte mir etwas zu ſagen. Unten aber dauerte das Gehämmer fort. Der Theaterdiener hatte uns, ohne daſs wir es wuſsten, in einem Hauſe einquartiert, in deſſen Erdgeſchoſs ſich eine Schloſſerwerkſtatt befand.

Nachdem ich den wüthenden Kapellmeiſter mühſam getrocknet und beſchwichtigt — ich ſagte ihm, ſo müſſe es allen böſen Menſchen ergehen, die ihren Mitmenſchen Waſſerkrüge über den Kopf ſchütten wollen — legte ich mich wieder ins Bett — mit einem ganz unſagbar glückſeligen Gefühl der Erleichterung. So gut geſchlafen wie an dieſem Morgen, habe ich nie wieder in meinem Leben. Und zur Probe kam ich nicht zurecht, was auch nicht leicht geweſen wäre, da dieſelbe auf zehn Uhr morgens angeſetzt war und ich erſt um — drei Uhr nachmittags aufwachte.

In Luidl sei größti Verirrung,

und wir er sein oagni Schond af da Stroßn dazählt.

Af da Londstroßn loandln drei Hondwerchsburschn daher und dazöhln oanonder eaneri Roasgschichtn. Die zwen jüngern wissn nit gor viel, ober der älteri, der Teichgrober Luidl, der pockt sädi aus.

Ongfongg hot er mit n Räsoniern. — Na, sogg er schneidi, na wan schon amol s Betteln verbotn is, do hört sih schon olles auf! Natural-Verpflegsstazionen, notürla! Marterei-Verpflegsstationen full 's hoassn — war gscheiter. Hulzschneidn wir a Bauer! Stubnauframan wia die oltn Weiber! Bohnen und Sauerkraut schlompn, dass ma nochher kunt af d Höch gehn wir a Luftbalon! Und däs hoassns a Wuhlthätigkeits-Onstolt — Zan Lochn is s! Lusti schnollndruckn, fechtn, untern Heuschöbern liegn ba da Nocht, wo sein die guatn Zeitn! Drum sog ih jo, für die ormen Leut wirds ollaweil schlechter af der Welt.

Und dass ba de neugmodischn Wuhlthätigkeitsonstoltn ka Segn Gottes dabei is — nit um an Kreuzer oana! — Däs kon ih beweisn, ih, der Teichgrober Luidl, gebürti z Lotzndorf, Bezirk Hoberstodt. Loßts enks gsogg sei, Kamerodn! An oanzigi Verirrung, an oanziger Fehlgriff, und der Mensch is unglückla. Vaspielt is s! — Nau olßa, hiaz kons füri gehn.

Af der Marterei-Verpflegsstazion Grabelstoan hobns über die Thür in oltn Spruch hingschriebn: Gott segne den Ein- und Ausgong! — Is guat, denk ih ma, wir ih am Obnd einigeh, heint hon ih drei Silberguldn in mein Geldtaschl, wir ih an urdentlicher Mensch bin, a sporsumer, sa kons ma ba den Spruch nit fahln.

Notürler wird mar ausgsuacht wir a Schelm, klewa dass ma die Thür aufmocht. Wer a wirtschäftlicher Mensch is und fünf Guldn in Säckel hot — aussi mit eahm!

Nau, ih hon nur drei, Gott Lob und Donk, und wan da Segn dazua kimbb — nochher wern ma s holt sechn.

A Schuastagsell is do und der kafft mar a Pfeifn Tabak oh. Dabei siah ih sei gspickts Geldbeuterl, däs er in Hosnsäckel schiabb. Haggera, denk i ma, däs war a Gusta!

Aftn gehn ma schlossn. Wia die Gorbn afn Tenn, a so liegn ma noch der Reih afn Stroh, unserer Dutzad ehrsami Hondwerchsburschn, na gleich zan Aussuachn. Ih hon mei Nest in untern Egg und nebn mir schlofft da Schuastagsell. Und wir ih hiaz hör, dass koana mehr brodlt, und wir ih siach, dass sa schön kuhlfinster is in da Stubn, denk ih ma: Hot scha recht, da Verwolter, dass er mitn Nochtliacht sport, sporn und sommeln muaß der Mensch, wan er s zu wos bringa will. Mei Nochbar Schuasta schnorcht als wir a Bretersoog. Sei Hosn liegg gonz still af da lonkn Bonk, wo mar unser Gwond ban Schlossngehn hingslontscht hobn. Mei Gedächtnus is nit schlecht und nit undonkbor, nau, sa sollt ma s Geldbeuterl ein, va den ma da Schuasta s Tabakgeld aussazählt hot. Is holt doh a Lump, da Schuasta. Sei Geld verrachn — is s nit Sünd und Schod drum? Wettn will ih nix, er is ah a Schnopstrinker! Won er oan kriagg. Ober do kriagg er koan. Kortnspieln am End ah? Er schaut ma gonz da-

noch aus mit ſein ſchworzn Ranznbort, as wia wan er ah that kortnſpieln. Is ſchon a vahöllter Nixnutz, der Schuaſta. — Geldbeutel, denk ih ma, ih will da z Hilf kema. Daſs du an Lumpn ſullſt onghörn müaſſn, däs leid ih nit. Zu mir kimſt, ba mir hoſt as nit ſchlecht, ih holt dih in Ehrn. Ober ſtill ſein, daſs s nit aufkimbb. Da Schuaſta war grob gnua und verlongads wieder zrugg, der Schondkerl, der verdächtigi! — Daweil ih ba mir a ſo roat, — erſt wägn, aftn wogn, däs is mei Grundſotz! — ſteigg mei rechter Fuaß ſchon auſſi afs kolti Fletz; da rechti Fuaß ollamol zerſt, daſs ma Glück hot, da linggi bleibb nit long zrugg, loßt ſein Komerodn nit alloan umgehn ba da Nocht. Und af jo und na ſteh ih ba da Bonk und ſuach in Schuaſta ſei Hoſn aus. Hudri wudri, wo is s dan? Gſchwind muaſs ma ſei, as möcht oana gach munter wern und Liacht mochn, kunt ma mit ſchönſter Manier um ſein guatn Rom kema. Gleih hon ihs ghobb, s Geldtaſchl, fluxti auſſa van Schuaſta ſeiner Hoſn und eini in die meinigi, de gleim danebn ligg. — Aftn wieder ins Bett, ſchön zuahülln, Nochtgebet betn und in Gottesnom ſchloffn.

A guats Gwiſſn is a woachs Ruakiſſn, ſei Lepper is s wohr, däs Sprichwort, weil ma ſelm noh nix Schlechts z Sinn gongen is. Scha hellIacht is s gwen, wir ih munter bin worn. Drauf noch der Krautſuppn greifft da Schuaſter a weil ſo umanond in ſein Gwond und brumelt in ſein Bort: Ih woaß nit — zwoa Geldtaſchler hon ih heint in meina Hoſn. — Er? da Schuaſta in ſeiner Hoſn zwoa Geldtaſchler?! Kloan daſchrockn fohr ih in meini Hoſnſäck, und richti: Mei Taſchl is wek. — Mei Geld hobns ma gſtuhln! will ih gleih ausſchrein, oba der Schutzengel wiſchbelt ma zua: Luidl, holts Maul, verroth dih nit ſelber! — Oh meini liabn Freund und Zweſchbnröſter, denkts enks: Hon ih in meiner Unſchuld mei Geldtaſchl aus meiner Hoſn pockt und in ſeini eini gſteckt! Oes Leut, ih ſog enks, däs is a Pein gwen! Wia da Schuaſta lacherlad meini drei Silberguldn aus mein Taſchl thuat und däs weckſchmeißt, weils ſchon über und über neama gonz neug is gwen, wir er meini Silberguldn in ſein Zeugl thuat, wir er aftn ſei Felleiſn nimbb und ſein Steckn, in Radezkimarſch wiſchbelt und davon marſchiert — mit meini Silberguldn, de ih eahm ſelber zuagſteckt hon in aner unbegreiflichn Verblendung ba da Nocht, davonmarſchiert — däs is a Pein gwen! — Derawegn ſog ih, Kinder, an oanzigi Verirrung, an oanziger Fehlgriff, und gfahlt is s! Und do hoaßts, ba de dummen Verpflegsſtazionen war der Segn Gottes dabei! — Däs kints ma glabn, in ſebin Früamorgn, wia ma der höllaſchi Schuaſta davon geht mit mein bluatoagnan, ehrlichn Silbergeld, in ſebin Früahmorgn hon ih a heiligs Fürnehma gmocht: Stehln thuar ih neama. Won ſa ſich ober wieder amol ſchickt, unſer liabi Frau woaß s! ja ſtell ih s gſcheiter on! — Schond und Spott kunt ma noh hobn, wegn a ſo Dummheit!

Erklärungen: Luidl: Ludwig; loandln: langſam, träge gehen; ſädi: aus dem Vollen, ſättigend; ſchlompn: eilig und unmanierlich hineineſſen; klewa: kaum; hingflontſcht: unordentlich hingeworfen. Ranznbort: Backenbart. Liaba Freund und Zweſchbnröſter (ſprichwörtlich).

Kleine Laube.

Ein Krippenlied.

Ein eigenartiges und deswegen interessantes Bauernkrippenlied wird dem „Heimgarten“ aus Miesenbach (bei Birkfeld) geschickt. Der Dichter ist nicht bekannt; das Lied soll in jener Gegend zur Weihnachtszeit noch häufig gesungen werden. Es lautet:

Lost's, lost's, liabi Buama,
Ih sog enk hiazt an Gspoaß.
Wir ih heint Nocht will schlofn
In Bett, wird ma recht hoaß.
Is a feuriger Schwob[1] hergflogn,
Er hat mih recht derschreckt,
Hon d Hüll gschwind auffa zogn,
Und schliaf unter die Deck'.

Ih, zittern gleih und schnelln
Vor Ongst unter da Hüll,
Wos wird der Schwob onstelln?
Denk ih in oller Still.
Fongt er on zan gogazn[2]
Is n s Maul aufgleint[3]
Thuat gor liablih gogazn:
Bin dei guata Freund!

Endla thua ih n frogn:
He, Käfer, sog, wer bist?
Aft thuat er ma gleih sogn,
Dass er da Kreisbot is.
Hot an Buschn Briaff herzoagt,
Mocht gleih draus a Gsong,
Ih wul hin und her hon groadt[4]
Los und los gor long.

Er — mitn Händn gobeln,
Und schlogt ma schier ins Gfriß,
Und ollweil auffa krobbeln,
Ih woaß nit, wos dos is!

Aft wir er mirs erklärt,
Do hon ih wul brav glocht,
Mei Load in Freud verkehrt,
Weil er die Botschoft brocht.

Hot gsoad,[1] es war geburn
Zu Wetlahem in Stoll,
A Kind, wul auserkurn,
Uns zu erlösen oll.
Unser Herrgott is da Voda,
Die Muada Maria rein,
Und Josef hoaßt da Gfota[2]
In Stoll ban Vieh fulus sein.

Wir er drauf fuat will gehn,
Will er mih ah mitnehm,
Ih thua holt z nochts nix sehn,
Hon gsogt, wurd nochhi kem.
Kaum is er naus zur Thür,
Do fluigt er flurs davon,
Däs muaß an Engel sein,
Weil er so schön fluign kon.

Hiaz gehts na, meini Buam,
Gehts nehmts ah enka Gspiel,
Mir renen wir a Burn[3]
Mir brauchn jo nit viel.
Ih nimm a por Pfund Feign,
Da Lippel nimt in Boß,
Da Schneiderl nimt die Geign,
Leicht gfollt in Kinderl dos.

Gegrüßt sei, Jesu Christ,
Du Gott und Mensch zugleich,
Zum Heil uns kommen bist,
Führ uns ins Himmelreich.
Mein Buckelkorb voll Sünd!
Verzeihen thust mir doch.
Verzeih, o göttlichs Kind,
Nur dasmal, dasmal noch!

[1] Schwabenkäfer. [2] gackern. [3] aufgethaut. [4] gedacht.

[1] gesagt. [2] Gevatter. [3] Laufendes Rad.

Und wan ih mei Verlob
Wul eppa gach vergiß,
So loß ma gebn, und grob,
A Watschn in mei Gfriß.
Will leiden in der Zeit
Recht willi Noth und Pein,
Laß nur in Ewigkeit
Mich nit verloren sein.

Unter Scheffels Banner!

Eine Reiseerinnerung von Adolf Jarosch.

Zweiter Artikel.

Es ist oft wundersam, wie die Reisemuse dem Fahrenden den Weg vorschreibt. Der gute Aventin hat recht gesprochen, wenn er meint: So einer in die weite Welt fahren will, häng' er seinen Ranzen um, die guten Geister leiten ihm selbander seinen Weg.

So war also auch ich auf diese Art unter der „Gueten Geist"-Leitung von einem Scheffel geweihten Ort in den andern gekommen, und der war nicht der letzte.

Nachdem ich von Mattsee geschieden, trug mich das eilende Dampfross durch die schöne Mozartstadt an der Salzach, an den prächtigen Häusern mit den feenhaften Königsschlössern vorbei, nach der Kunststadt München, in der Scheffel viel Süßes, aber auch viel Bitteres erleben musste.

Hier besuchte ich gleich am ersten Tage Scheffels besten Freund, Staatsrath v. Eisenhart, mit dem er auch seine Fahrt ins Salzkammergut gemacht, aus welcher uns Meister Josephus als poetische Beute den Entwurf und die theilweise Ausführung der „Bergpsalmen" mitbrachte.

Neben diesen tiefernsten Lauten erklangen auf derselben Reise auch wieder im Tone der Carmina burana, genussfreudige und weltverlachende Cantilenen der Fahrenden, wie:

„Hier trink' ich bekümmernisledig
Lenzlüfte und sonnigen Schein,
Und wär' ich der Fürst von Venedig,
Mir könnte nicht wohliger sein."

Und es folgt dann das bekannte und viel citierte:

„Nicht neid' ich der Welt ihre Wonnen,
Noch allen neunfarbigen Dunst,
Still liegen und einsam sich sonnen
Ist auch eine tapfere Kunst."

Meine Aufnahme bei Staatsrath v. Eisenhart war eine so liebenswürdige, dass ich mich während meines Münchener Aufenthaltes öfters einfand, und mit größter Bereitwilligkeit legte er mir nicht nur seinen umfangreichen, hochinteressanten brieflichen Verkehr mit Scheffel und dessen Familie vor, sondern versprach auch das Museum in Mattsee mit Autographenspenden weiter zu bereichern. So hatte ich auch in München reichliche Anregung, meine Scheffelforschungen fortzusetzen. Hiebei darf ich nicht vergessen, des scheffelfreundlichen Vereinsbankcassiers Herrn Max Friedl und seiner liebenswürdigen Hausfrau zu gedenken, welche mich auf viel Scheffelbezügliches aufmerksam machten, so auf das herrliche Bildhauerwerk in der Kunstvereins-Ausstellung, darstellend „Ekkehard, Frau Hadwig über die Klosterschwelle tragend", in weißestem Marmor gearbeitet von Professor Erlen, auf das Café Gisela in München, welches durch prachtvolle Glasmalereien aus dem „Trompeter von Säkkingen" Scheffels Andenken ehrt, und vieles andere.

Ein Ausflug von München führte mich nach dem wunderschönen Starnberger See, woselbst ich den Dampfer bestieg und an dem geschmack- und stillosen Denkmal der Unglücksstätte des kunstsinnigen Königs Ludwig II. vorbei nach Tutzing fuhr, um den im Sommer hier weilenden Freund Scheffels, Universitätsprofessor und Dichter Dr. Georg Ebers, zu besuchen. — In denkbar schönster Lage, dicht am Ufer des Sees, der eben blühte, mit der mächtig wirkenden Aussicht auf die schneebedeckten Berge von Chiemsee bis ins Algäu, liegt, vom Landwege ganz versteckt, die Villa Ebers auf der Roseninsel. Mit wenigen Schritten vom Landungsplatze hatte ich sie erreicht. Durch eine Allee von Rosenbäumchen, die alle in vollster Blüte standen und mit ihrem berauschend süßen Duft auf mich eindrangen, schritt ich dem Hause zu und ein günstiges Omen, des Hauses schöne Tochter blühenden Aussehens, selber ein Röslein, oder besser gesagt der Rosen Königin, übernahm freundlichst meine Mel-

dung bei Papa. Bald darauf befand ich mich vor dem berühmten Ägyptologen, welcher — seit längerer Zeit durch Krankheit belästigt mit einem schwarzen Tuche umhüllt, damit die durch das offene Fenster wehende frische Seeluft ihm nicht schade, — in einem Lehnstuhle saß.

Trotz der Beschwerlichkeit, die das Sprechen dem Dichter, dessen Antlitz gesundheitsstrotzend aussieht, bereitet, erzählte er mir mit einer Liebenswürdigkeit, die ihresgleichen sucht, viel Interessantes und Neues über seine Beziehungen zu Scheffel, so insbesonders die näheren Details über den seinerzeit Aufsehen erregenden Fall Scheffel-Hieronymus Lorm. Fast eine Stunde dauerte unsere Unterhaltung, während der ich nur einige Fragen stellte, der freundliche Besuchsempfänger aber fast immer die Kosten der Unterhaltung trug. Mit neuem Wissen und dankbaren Herzens verabschiedete ich mich und bald darauf bestieg ich das Dampfschiff. Ein nochmaliges Hutschwenken im Vorüberfahren, und das herrliche Dichterheim entschwand meinen Blicken.

Zwischen üppigen, wohlgepflegten Jungwäldern — königliches Gejaid — in denen die Rehe rudelweis längs des Bahndammes grasten und beim Vorbeifahren des Zuges, den ich in Starnberg mit dem Dampfer vertauschte, verwundert, aber ohne Scheu die Köpfe *hoben* und mit ihren treuherzigen großen Augen, die mich an die schönen blauen Augen der Rosenkönigin in Tutzing mahnten, dem rasch davoneilenden Train nachblickten, fuhr ich nach München zurück, um von dort über Kempten weiter nach Radolfszell am Bodensee zu fahren, jene geweihte Stätte, die auserlesen war, dem Dichter des Ekkehard den Lebensabend zu verschönern.

Blitzschnell trug mich das Dampfross durch das Gebiet des burggekrönten Schwabenlandes und des Schwarzwaldes an mein Ziel. Während sich meine Gedanken mit dem jüngst Durchlebten beschäftigten, waren die Reisestunden schnell dahingeflogen. — In Kempten ließ mich ein glücklicher Zufall mit dem bestbekannten Scheffelbiographen und Leiter der Abtheilung Baden des Scheffelbundes in Österreich, Professor Johann Stöckle, zusammentreffen, der als Kneippgenie von Wörishofen — wo er des allseits bekannten Pfarrers Kaltwassercur gebrauchte — kommend, meinen Weg theilte.

In Radolfszell angelangt, konnten wir der späten Abendstunde wegen Scheffels Heim nicht mehr aufsuchen und begnügten uns daher, im Gasthofe „zur goldenen Sonne“ Scheffels zu gedenken. War es doch hier, wo er gar heitere Stunden verlebte; denn wollte manchmal kein Sonnenstrahl der Freude sein Herz erwärmen,

„Dann dachte Meister Scheffel klug:
Kömmt sie nicht her zu mir, so such'
Ich selber mir die Sonne auf —
Und griff nach Hut und Stab darauf.
Zu Stein am Rhein
Da kehrt er ein
Im Wirtshaus „zur goldenen Sonne“ ein.

Und der Wirtin blondzöpfiges Töchterlein sang ihm seine eigenen Lieder vor, so schön und rein, dass sich des Meisters Herz baß daran erfreute.

Und was ist nun? Der Dichter ruht; —
Kalt war im Grab erst des Herzens Glut.
Die Maid einem Pfäfflein zum Weibe sich gab,
Der schnitt ihr die goldblonden Zöpfe ab. —

Des nächsten Tages gieng's an die Besichtigung von Scheffels Besitzungen. Zuerst betraten wir das ältere Gebäude „Seehalde“. Es war im Jahre 1871, als Scheffel mit dem Bürgermeister von Radolfszell im Untersee badend, zu diesem sagte, indem er auf ein Stück Land am Ufer zeigte: „Wollte man sich hier einen Wohnsitz bauen, dies wäre wahrlich der einzige noch freie Platz dazu.“ Der Bürgermeister erwiderte, daß dieser Grund anderen Tags versteigert würde. Scheffel kaufte ihn und baute die Villa darauf, die er mit den Worten schmücken ließ: „Seehalde, Gott walte.“ —

Einige Jahre später erwarb er sich dazu noch die nahegelegene Mettenau, eine zu Zeiten theilweise überschwemmte Halbinsel im Untersee, und ließ an das dort befindliche alte Wohnhaus einen geschmackvollen Poetenthurm bauen. Auf der Mettenau, im damaligen Herrenhause der Halbinsel, war im Jahre 973 Wolfgang Graf von Nellenburg geboren worden,

der spätere Bischof von Regensburg, dem Scheffel die herrlichen Bergpsalmen in den Mund legte.

Fast ein jedes Stück, so sich unserem Auge bot, war mit des Dichters Leben eng verbunden. — Selbst das Wasser in der Küche hatte seine Geschichte. Es war ein Geburtstagsgeschenk der Stadt Radolfszell. Scheffel hatte beim Erbauen der Villa auch nach einem Brunnen graben lassen, doch wahrscheinlich wegen des auf der Höhe gelegenen Kirchhofes war das erbohrte Wasser ungenießbar gewesen. Man hatte ihn wieder zuwerfen müssen. – „Aber," so erzählte Scheffel seiner Freundin Alberta von Freidorf bei ihrem Besuche einmal, „eine Rechnung habe ich doch zugeschickt bekommen, als ob der Meister Brunnenmacher mir da eine heilkräftige Gesundheitsquelle hergestellt hätte. Aber Mann, habe ich ihm geantwortet, wir haben ja accordiert für trinkbar Wasser. — Ja Brunnen sei Brunnen, meinte dieser und gieng vor Gericht und hat mich verklagt. Ich legte meinen Accord vor und sagte zu den Herren: «Bin gerne bereit, die ganze Rechnung zu zahlen, wenn der Meister Brunnenmacher da sich dazu versteht, das erste Glas selber auszutrinken.» Der schüttelte gewaltig mit dem Kopfe und lachte mit den anderen. — Aber schlimm war's, die Dienstleute mussten sehr beschwerlich das Wasser weit herholen." — Desto angenehmer die Überraschung, als bei der nächsten Ankunft des Dichters in seinem Sommeraufenthalte auf einmal aus der Küche ein lustig Plätschern vernehmbar wurde. „Hätt' nie gedacht, dass ich mich so über pures Wasser freuen würde", damit schloss er seine Erzählung.

Mit besonderem Stolze stellte Scheffel stets die großen Fässer selbst gekelterten Weines vor:

„Seewein, nicht gerade mit hochfeiner goldgedruckter Etiquette zu petschieren, aber ein recht gutes leichtes Tischgetränk, hauptsächlich bei großer Hitze zu genießen, von wegen seiner leichten Säure und zur Bowlebereitung vorzüglich."

Abgesehen von dem Streite mit den eigensinnigen Reichenauer Fischern, mit welchen der etwas allemanisch hartköpfige Ekkeharddichter wegen des Fischrechtes schwere Kämpfe auszufechten hatte, die jahrelang dauerten und endlich durch ein beruhigendes Wort des Herrn der Meinau, Se. königl. Hoheit des Großherzogs von Baden, beigelegt wurden, war Scheffel der Aufenthalt auf seinem Sommersitze ein angenehmer und sein Gemüth erheiternder gewesen, wozu hauptsächlich die herrliche Lage beitrug. Konnte er doch von diesem Platze aus den Untersee, die Reichenau, den Hohentwiel, Konstanz und die Schweizer Berge bis zum Säntis übersehen.

Er zog daher alljährlich im Herbste, wo sein Sohn Ferien hatte, auf das Landgut. Vielfach schweifte er dann nach alter Gewohnheit im benachbarten Hegau oder der nahen Schweiz herum. Man traf ihn selten zuhause, und auch wenn er wirklich daheim war, gelang es nicht immer, zu ihm zu kommen. Es hatten sich vielfach Unberufene zu ihm gedrängt und ihn missbraucht oder belästigt. So konnte es denn passieren, dass, wenn er einen solchen Zudringlichen von weitem an der Gartenthür bemerkte, er selbst zu einem kleinen Fensterchen heraus, wo er nicht gesehen werden konnte, mit kräftiger Stimme rief: „Herr Doctor sind nicht zuhause."

Es gehen eine Menge Sagen in Radolfszell über solche Heimschickungen. Ich will nur eine erwähnen. Eines Abends, spät neun Uhr, kamen ein paar Engländer ins Gasthaus „zum Schiff", schickten noch den Abend den Kellner auf die „Seehalde" und ließen Scheffel ersuchen, ins „Schiff" zu kommen. Ohne eine Miene zu verziehen, klopfte dieser dem ihm wohlbekannten Kellner auf die Schulter und sagte ganz ernsthaft: „Sag' er den Herren, die Fütterung sei morgens zwischen 11 und 12 Uhr, aber neuerdings nur gegen erhöhtes Entrée."

Auch unverschämte Autographensammler ließ er mitunter herablaufen. Einer Engländerin, die ihm eine Bitte um ein Autograph unfrankirt zugeschickt

hatte, bemerkte er per Karte kurz und treffend: „Bildung macht frei.“ Einer anderen, die wissen wollte, ob der „Trompeter“ oder „Ekkehard“ zuerst erschien, malte er auf das erste Wort ein großes **1**, auf das zweite ein **2**. Von einer Pension aus hatte er die Anfrage bekommen, wie er die Stelle Goethes auffasse:

„Alles in der Welt läßt sich ertragen,
Nur nicht eine Reihe von schönen Tagen.“

Seine Antwort war kurz, derb aber schlagend:

„Alles in der Welt läßt sich ertragen;
Nur nicht eine Reihe von dummen Fragen!“

Ob die Wiener Institutsdämchen dieses Autograph wohl viel werden herumgezeigt haben? — Besser gieng es einer Dame, die ihn in Versen um ein Autograph ersucht hatte. Er schrieb ihr:

„Hildegeigei spricht der Kater.
Sonderbares Welttheater;
Schrecklich sind die Menschenfresser.
Schrecklich ist der Folter Qual.
Selbst der Autographenpresser
Übt Grausamkeiten ohne Zahl.
Dennoch sei's, schon halb geschunden
Duld ich auch noch diese Wunden.“

Gar manche dieser Einzelheiten verdanke ich meinem trefflichen Reisecumpane Professor Stöckle, welcher sie mir nach unserer Besichtigung von Scheffels Gütern im Gasthause „zum Schiff“ erzählte und damit die Spanne Zeit, die noch bis zu unserer Abreise und Trennung übrig blieb, kürzte. — Dankbar drückte ich dem Gefährten die Hand, als wir scheiden mussten und vom Bahnhofe das Glockenzeichen zur Heimreise mahnte.

Noch ein letzter Gruß dem trauten Dichterheim, der Wiege so vieler herrlicher Gedanken und schönen Pläne; noch ein Abschiedswinker vom Hohentwiel zum prosaischen Coupéfenster herein; noch ein Blitzer der stahlblauen Flut des schwäbischen Meeres, und ich war dem Boden freundschaftdurchsonnter Tage entrückt.

Die Kreutzer-Sonate.

Da macht ein Buch von sich sprechen, das die „Kreutzer-Sonate“ genannt ist und von dem russischen Dichter Tolstoi herrührt. Zur Verbreitung seines Rufes hat auch die deutsche Polizei das Ihre gethan, indem sie das Werk verboten hat. Es wurde auch wieder freigegeben und so ist amtlich alles geschehen, um ein Buch zu fördern, das an revolutionärem Geiste seinesgleichen sucht.

Nun, und was steht denn in dieser „Kreutzer-Sonate“? In dieser „Kreutzer-Sonate“, welche die Form einer Erzählung hat, steht erstens, dass der Mann ebenso strenge verpflichtet ist, jungfräulich rein zu leben, als die Frau, und dass auch sie das Recht hat, am Hochzeitstage von ihm zu verlangen, dass er unschuldig sei. Und das ist in Ordnung. Zweitens steht in der „Kreutzer-Sonate“, dass ein Menschenpaar auch in der Ehe jungfräulich bleiben sollte, dass es nach Christus ein Ehebruch sei, schon wenn ein Mann sein eigenes Weib mit begehrendem Blicke ansieht, dass zwei Eheleute neben einander leben sollen wie Bruder und Schwester. Endlich steht in der „Kreutzer-Sonate“, dass die Geschlechtsliebe überhaupt nicht von Natur aus nothwendig ist, dass sie unterdrückt werden könne und müsse, und dass auf diese Weise die Auflösung des Menschengeschlechtes vor sich zu gehen habe. Neben diesen Hauptgedanken wird im Buche die Geschichte einer unglücklichen Ehe erzählt, wie solche Geschichten schon tausendfach erzählt und auf den Bühnen zur Darstellung gebracht worden sind.

Es wäre ganz verdammt, wenn man dem Dichter aufsäße und etwas, das er ironisch gemeint, für puren Ernst nähme! Man könnte sich unsterblich blamieren. Aber dem Dichter ist es mit seiner Lehre bitterer Ernst, man fühlt den fieberhaften Pulsschlag, der durch das ganze Buch tobt.

Tolstoi gehört der naturalistischen Richtung an, er schreibt kein Kunstwerk im hergebrachten Sinne. Der naturalistische Dichter wirft Probleme auf, ohne sie zu lösen; er steigert Conflicte bis aufs äußerste, ohne einen Abschluss zu geben — immer eine gefüllte Wurst, die nicht gebunden ist. Er klagt und weiß keinen Trost, er klagt an und weiß keine Abhilfe. Ja, das können wir alle, dazu bedürfen wir keiner Dichter. Und wenn der

Naturalist etwas vorschlägt, wie unpraktisch! Doch seltsam, dass hier der Naturalist sich in einen Idealismus versteigt, der märchenhaft ist, oder besser, wie er nicht einmal in Märchen vorkommt. Das natürliche Verhältnis zwischen Mann und Weib aufheben zu wollen, weil es manchmal Unheil anrichtet. Man soll das schmutzige Bad einmal ausgießen, gut, aber man soll nicht das Kind mit dem Bade ausgießen, und am wenigsten das Kind mit der Ehe ausrotten. — Die Liebe abbringen wollen! Wahrlich, das ist etwas Neues. Der Russe hat den Orientalen und den Romanen an Phantasie übertrumpft, aber er beruft sich auf Schopenhauer. Nun sind wir plan. Unser Dichter sagt, sinnliche Liebe wäre der Menschheit zuwider, sowie die Ehe dem Christenthum. Der Christ müsste die Ehe vermeiden! — Das werden sich unsere jungen Männer nicht zweimal sagen lassen und nur etwas frappiert sein, wenn sie nach Tolstoi auch die Liebe vermeiden sollen. — Es ist sonst taktlos von einem Recensenten, wenn er einem Dichter vorwirft, er wäre alt geworden. Dem russischen Grafen Leo Tolstoi darf man das getrost ins Gesicht sagen, umsomehr, als man ihn gleichzeitig erinnern kann, dass er auch einmal jung gewesen ist, die Liebe verherrlicht und sich ein glückliches Familienleben gegründet hat. Was er da in der „Kreutzer-Sonate" sagt, ist nur geistreiche Schrulle des speculativ gewordenen Greises — milder kann man es nicht verurtheilen.

Das Buch hat aber eine Seite, die weniger harmlos ist, als die philosophische.

Nun denn noch ein Wort über seine Erzählung. Tolstoi schildert eine Ehe zwischen zwei Menschen, bei welchen der Mann nur grob sinnlich, das Weib herzlos ist. Die Ehe ist natürlich in höchstem Grade unglücklich und endet mit einem Morde. Es kommt vor. Allein, wenn der Dichter meint, dass diese Ehe eine Durchschnittsehe ist, die Regel, das Gewöhnliche, so beleidigt er die Menschheit, oder vielmehr, er sagt einen ihrer tollsten Irrthümer. Das ist ja die verhängnisvolle Auffassung der heutigen Ehe, dass man meint, zwei Leute verschiedenen Geschlechtes heiraten zusammen nur aus dem einen Grunde, um ihre sinnlichen Bedürfnisse normal befriedigen zu können. Dazu hätten wir wahrlich die Ehe nicht nöthig, diesem Bedürfnisse gerecht zu werden gibt es eine Unzahl von Mitteln, die der Staat ja sanctionieren könnte, wie er thatsächlich außer der Ehe schon manche solche Mittel sanctioniert hat. Gibt es denn nicht auch andere, weit triftigere Gründe zur Eingehung einer Ehe? Die Sympathie zweier Menschen zu einander, die harmonische Seelengemeinschaft, das Bedürfnis nach einem Gemüthe, dem man sich vollkommen anvertrauen kann, mit dem man des Lebens Freude und Ungemach leichter erträgt als allein, mit dem man Interessengemeinschaft hat, bei dem man fürs ganze Leben sich geborgen fühlen kann — das sind die eigentlichen und maßgebenden Gründe zur Verehelichung. Der Boshafte wird hier einwenden: dann könnten ja auch zwei Männer zusammenheiraten, oder zwei Weiber, dann sei die Ehe nichts als ein Freundschaftsbündnis. Und ich werde den Boshaften auslachen, weil er selber in die Schlinge gesprungen ist. Ja freilich muss die Ehe ein Freundschaftsbündnis sein; wenn sie das nicht ist, dann ist sie unsittlich im tiefsten Abgrunde. Wenn du dir aber einen Freund erkiesest, mit dem du Freud und Leid bis ans Ende theilen sollst, mit dem du ganz für euch beide eine Welt bilden kannst, so wirst du dazu einen Menschen wählen, der dir alles sein kann, der dir auch deine sinnlichen Wünsche stillt, mit dem du Nachkommen haben kannst und der gemeinsam mit dir für diese Nachkommen lebt und sorgt. Die geschlechtliche Seite der Ehe, zwar an sich die Hauptsache, wird also menschlich und gesellschaftlich zu einer Nebensache, und die Hauptsache bleibt das sittliche Verhältnis in der Ehe.

Was ist denn die Treue? Versteht man unter ihr bloß das sich körperlich Bewahren für den Geliebten? Ich nenne einen Freund untreu, der mich belügt,

hintergeht, anderen zurücksetzt, mein Vertrauen missbraucht, auf meinen Nachtheil hinarbeitet, überhaupt unverlässlich und falsch ist. Also kann auch ein Weib untreu sein, ohne sich mit einem anderen zu vergehen, und solche Untreue kann unter Umständen sehr schlimm sein.

Die „Kreutzer-Sonate" hat für den Moment halb Europa berauscht, von nachhaltigem Werte aber können solche Bücher nicht sein, weil ihre Ideen ganz unpraktisch sind und der menschlichen Gesittung nicht Rechnung tragen.

Es ist nachgerade roh von einem Dichter, wenn er — wie Tolstoi in seiner „Kreutzer-Sonate" — die sittliche Anlage und Kraft im Menschen so ganz vergessen kann oder absichtlich verschweigt! Zwischen seinen zwei Eheleuten, die er uns als Beispiel der modernen Ehe hinstellt, herrscht nichts als thierische Sinnlichkeit und teuflischer Hass. Zwei dumm heuchlerische Leute ohne Herz und Gemüth, ohne Wohlwollen und Mitgefühl, ohne geistiges Leben, fast ohne jedes Menschliche, das sind seine Helden, mit denen er etwas Rechtes beweisen will!

Hätte Tolstoi seine Ehestandsgeschichte nicht verallgemeinert, sondern nur als einen Fall für sich dargestellt, so würde er damit eine große Wirkung erzielen. Denn diese zwei Leute sind als Individuen mit einer Naturwahrheit und Klarheit geschildert, die bewundernswert ist. Die Eifersucht des Mannes und ihre tragische Folge kann nicht packender dargestellt werden. Durch das Herz des Lesers geht ein erschütterndes Gewitter. Wenn er sich aber sagen lassen muss: Leser, du bist auch von dieser Gattung, du bist in deiner Jugend auch solch ein niederträchtiger Wüstling gewesen, du kaufteſt dein Weib auch, wie man eine Sclavin kauft und hältst sie, wie man eine Sache, ein Genussmittel hält, und peinigst sie mit der unsinnigsten Eifersucht und wirst sie eines Tages noch umbringen — wenn der Leser sich das sagen lassen muss, so schleudert er das Buch dem Verfasser ins Gesicht und ruft: Wer gab dir das Recht, mich so zu beschimpfen! Mich und die Mehrzahl meiner Mitmenschen! Oder — wäre es wirklich so arg?

Ich frage euch, Leser, ist es wirklich so arg? Steht es wirklich so schlimm mit der modernen Ehe, dass sie, anstatt nach Gottes Absicht den Menschen zu vervollkommnen — ihn zu einem schändlichen Heuchler, zu einem niedrigen Thiere macht? Ist es so? Dann bitte ich auf den Knien dem Dichter Tolstoi das obengesagte herbe Wort ab und beschwöre ihn, nächstens womöglich eine noch viel schärfere Peitsche zu schwingen über eine Brut, deren Abscheulichkeit ohne Grenzen ist. — Ich aber packe dann meine Siebensachen zusammen und wandere dahin, woher ich gekommen bin. Zwar auch bei den Bauern gibt es Scheusale, aber die sind — wie Tolstoi selbst zugibt — Ausnahmen. Denn die Bauern sind zu herb eingespannt und zu hart gebettet, um so schlecht zu sein. „Die da", sagte mir einst ein alter Bauer, auf sein Weib deutend, „die ist mein guter Kamerad!" und hat mit diesem schlichten Worte eine ewige Wahrheit gesagt, wie sie in Tolstois welthassendem Werke nicht zu finden ist, und eine Kritik geübt, die sich entweder die modernen Eheleute oder der Verfasser der „Kreutzer-Sonate" hinter den Spiegel stecken können.

Indem ich nun etwas unwirsch abtreten will, zupft mich noch der Leser am Ärmling: Er möchte doch gar zu gern wissen, warum dieses Buch die „Kreutzer-Sonate" heißt! Nun — offen gestanden, das weiß ich selber nicht. Bei dem Titel des Buches fängt die Schrulle an, und bei dem Nachwort hört sie auf. R.

Poetenwinkel.

Im Weidicht tief . . .

Im Weidicht tief, im Laubgeheg'
Da fieng sich ein fröhliches Vögelein;
„Du Fürwitz, wer wird denn so thöricht sein
Und läßt sich fangen?"
So droht und lacht und springt vom Steg
Zum Vöglein, zum bangen —
Das Mägdlein, risch! durch Binſ' und Busch,
Macht's Vöglein frei, und fort ist's, husch!

Im Weidicht tief, im Laubgeheg'
Da haſchte ein Knabe das Mägdelein;
„Du Fürwitz, wer wird denn ſo thöricht ſein
Und läſst ſich fangen!“
So zwitſchert auch und ſingt vom Steg
Das Vöglein ohn' Bangen ....
Da ſpringt davon das Mägdlein, huſch! —
Allein — es fieng ſich doch im Buſch! ...

Anton Auguſt Naaſſ.

Mein Reichthum!

Sonett.

Ich tauſche nicht mein Los mit all den Großen,
Die ihren Gott nur ſtets im Beutel tragen.
Sie mögen irdiſchen Beſitz erjagen —
Mir hat das Reich der Schönheit ſich erſchloſſen!

Hier zeigt ſich mir das Leben lichtumfloſſen,
Wie ſich's gezeigt mir hat in Jugendtagen —
Und wenn die Sorgen auch am Herzen nagen:
Hier werden ſie mit Stolz zurückgeſtoßen!

Die Kunſt allein nur iſt das wahre Leben!
Ein hold' Gedicht in Farben, Worten, Klängen —
Mir iſt es lieber als das Gold der Großen!

Drum gilt der Kunſt mein ganzes Thun und Streben.
Es mag die Welt nach Mammons Schätzen drängen:
Mir hat das Reich der Schönheit ſich erſchloſſen!

Joh. Peter.

Glück.

Das Glück iſt wie ein Schmetterling:
Er flattert vor dir her;
Du haſcheſt nach dem kleinen Ding,
Doch fängſt du's nimmermehr;

Es eilt und neckt und lockt dich mit
Durch Wieſen und durch Au'n,
Mit jedem Schritt, mit jedem Tritt
Iſt's hübſcher anzuſchau'n.

Du fühlſt die heiße Sonne nicht,
Springſt über Stock und Stein —
Wenn endlich dann der Sonne Licht
Erblaſst, ſtehſt du — allein!

Vom nahen Baume blickt auf dich
Der Schmetterling und lacht:
„Der hat für nichts und wieder nichts
Viel Mühe ſich gemacht!“

O. Fiſchbach.

Nie will im Lied ich miſſen.

Nie will im Lied ich miſſen,
Was Dichterbruſt durchzieht,
Denn alle ſollen wiſſen
Des Sängers Herzenslied;
Umdräut ihn Sorg' und Plage,
Erfüllt ihn ſel'ge Luſt,
Ein Lied für all die Tage
Ertön' in ſeiner Bruſt.

Wenn es auch manchmal toſet
Zur öden Winterszeit,
Des Lenzes Zephyr koſet —
Wo bleibt dann noch das Leid?
Der holde Frühlingsmorgen
Mit ſeiner Luſt und Pracht
Verſcheucht die trüben Sorgen,
— Das Glück kommt über Nacht.

Nur Alltagsmenſchen blendet
Das unbeſtänd'ge Glück,
Der wahre Dichter wendet
Darob doch nicht den Blick,
Denn ſeine Lichtgedanken,
Die formen ein Gedicht,
Das Glück mag ihn umſchwanken,
— Ihm lächeln oder nicht ...

Drum mag im Lied erklingen
Was Dichterbruſt durchzieht,
Daſs alle können ſingen
Des Sängers Herzenslied,
Denn eines Dichters Leben
Das ſei wie ein Gedicht,
In ſeinem ganzen Streben
Sei er uns Bild und Licht.

A. L. Dembitzki.

Die Lieb' iſt jenes Gut.

Die Lieb' iſt jenes Gut,
Das mir am höchſten frommt;
Doch nicht die flüchtige Lieb'
Die nur von außen kommt.
Die Liebe, die durchdringt
Das ganze Weltenrund
Und, eine Perle, ruht
Im tiefſten Herzensgrund,
Die, ſelbſt in Ketten frei
Und an dem Kreuzespfahl,
Das ärmſte Los macht reich
Durch ihren Himmelsſtrahl.

Die, ſtärker als der Tod,
Sich nährt von ewiger Glut,
Die nie erlöſchen kann
In aller Waſſer Flut.
Die einer Flamme gleich
Hinauf zum Himmel fliegt
Und all was finſter iſt
Und kalt und ſtarr, beſiegt,
Die niemals Arges denkt,
Die ſich der Wahrheit freut,
Die alles weiß und kann,
Sich aus ſich ſelbſt erneut.

Das eine, ewige Wort,
Das war vom Anbeginn,
Das einzige, das löst
Des Weltenräthsels Sinn,
Und das in sich beschließt
So winzig es auch sei,
Vollzahl der Tugenden
Gesetz und Bücherei. —

O Liebe, höchstes Gut,
Du einziges Gefühl,
Des Lebens, Leidens wert,
Erhab'nes Daseinsziel!
Was wäre ohne dich
Denn Glück? Ein leerer Schall.
Was wäre doch das ganze,
Große, weite All?
Ein sinnreich Räderwerk
In riesenhaftem Stil.
Des Lebens Lust und Leid?
Armselig Possenspiel.
Der Geist? Erkenntnis, Schauen
So ohne Himmelslicht,
Dem es, ein Gott zu sein,
Am Höchsten ja gebricht —
Du nur bist schöpferisch,
Bist frei, bist wert allein
Auch ewigen Lebens Ziel
Und ewiger Preis zu sein.

M. L.

Ich habe geträumt.

Ich habe geträumet
Von Liebe und Glück,
Und fand aus dem Traume
Mich nicht mehr zurück.

Es quält mich im Schlafe
Ein nächtlich Gesicht,
Sein bittendes Auge
Das Herz mir zerbricht.

Ernst Golling.

Abendfriede.

Der Abend naht, der Klang verhallt
In Feld und Wald,
Nur einzeln mildes Singen:
Die Lerche, froh den Tag durchlebt,
Leistrillernd schwebt
Zur Saat mit matten Schwingen.

Die Amsel singt vom Wipfel hoch
Ihr Liedchen noch —
Sie will den Abend loben;
Die Grille zirpt, noch zwitscherl's leis
Ringsum so leis,
Auch flimmt ein Sternchen oben.

Das Blümchen schließt sein Äuglein zu
Zur süßen Ruh',
Bewegt von frischem Wehen;
Das Männchen huscht so selig traut
Ins Nest der Braut,
Sein Plätzchen zu besehen.

Jetzt klingt des Glöckleins heller Schall
Durchs stille Thal,
Ins Herz der Schlummermüden,
Und wie der Feierklang verhallt,
Ruht Feld und Wald,
Das Dörfchen schon im Frieden.

Hans Mückenschnabel.

Des Frühlings Todtenfeier.

Kaum war die Halde blütenneu,
Kaum prangte bunt die Wiese:
Hat auch schon abgemäht das Heu
Der Lorenz und die Liese.

Die Sense gibt der Flor' den Rest,
Es regt sich Senn' und Meier.
Die Heumahd ist kein frohes Fest,
Ist eine Todtenfeier.

Es trauern still in düstrer Ruh'
Die Weiden und die Erlen;
Weihwasser sprengt der Thau dazu
In sonnenhellen Perlen.

Es singen leis ein Todtenlied
Die Grillen und die Unken
Den Blumen, die auf Flur und Ried
So früh dahingesunken.

Wehklagend wie ein Trauerchor
Die Blumengruft sie hüten;
Und süßer Weihrauch steigt empor,
Der Duft von tausend Blüten.

Woher die stille Trauer stammt
Im kaum verjüngten Jahre?
Wem halten sie das Todtenamt?
Der Lenz liegt auf der Bahre.

Klemens Burg.

Kirche Maria Freyenstein

(in St. Peter nächst Leoben).

Du liebes Kirchlein auf der Höhe,
Wie freundlich schmückest du das Thal,
So oft nach dir empor ich sehe,
Fühl' ich erbaut mich jedesmal.

Und wenn den Felsen ich erstiegen,
Der dich auf seinem Scheitel trägt,
Und seh' zu meinen Füßen liegen
Das Thal vom Walde rings umhegt;

Das Dorf umrahmt vom Grün der Wiesen
Und — wo die Sonne niedergeht —
Den weiten Kreis der Bergesriesen
In ihrer stillen Majestät:

Da fühl' ich andachtsvoll erhoben
Die Brust, es drängt mich zum Gebet,
Wo von der Dämmerung umwoben
Das Bild der Muttergottes steht.

Das Schwert im Buſen, blicket milde
Herab die hohe Dulderin,
Und vor dem hehren Gnadenbilde
In tiefer Wehmuth ſink' ich hin.

Wer hier auf ſeinen Knien lieget.
Dem iſt die Tröſtung auch gewiſs,
Von der Erhab'nen Schmerz beſieget
Erſtirbt die eig'ne Kümmernis.

Darum in jedem neuen Leiden
Sehn' ich mich nach dem Fels zurück
Und nach dem Bild der Benedeiten
Mit ſeinem ſanften Troſtesblick.

Du liebes Kirchlein auf der Höhe,
So hilfreich mir und wohlvertraut,
Dich lieb' ich, bis ich einſt vergehe,
Und ſegne den, der dich erbaut.

Alfred v. Ottenthal.

Da Faßker.

Heint is der Kiritag,
Alli Buab'n ſchau'n mir nach,
Denk'n ſi: „O vaflixt,
Der is heint feſch zſammagwigſt!"

Hab a neigs Röckl a,
Boanani Knöpf vura,
Am Leibl Röſarl drauf
Und a ſchöns Hüatl auf!

Allas das paſst ma guat,
D'Fedarn ſteckt ah am Huat!
Hab ah a Taſchenuhr
Und Zwanzga mehr wie gmua!

Oans nur fehlt zu da G'ſchicht,
Daſs in mein Millig'ſicht
Koa Schnurrbort wachſ'n will,
Das gifft mi in da Still!

Heint frag i d' Margareth,
Obs mit mir tanzen geht?
Dö ſchaut mi an ganz keck,
Endli ſagts: „Gehſt ma weg!

Muaßt ſcho no woarten bis
Übars Jahr Kirtag is.
Willſt ſein a ganzer Bua,
Ghört a Bort ah dazua!"

Joſef Berger.

Die Spinnerin.

Ih ſitz und ſpinn
Und da kimpt mir in Sinn,
Daſs ih glückla kunnt ſein,
Wann du mein warſt, mein!

Doh groß is die Welt,
Und die Welt regiert 's Geld,
Und a reichs Dirndl is
An ſchean Buam ollmol gwiſs.

Wann ih 's ſo betracht —
O Reichthum und Pracht —
Wia viel hat das Guld
Nit vadorbn und vaſchuldt!

Dös kimp mir in Sinn
Wal i daſitz und ſpinn,
Und woaß nar i alloan,
Wiar i bitterli woan.

Hans Kraungruber.

Drei Vögel.

Eine Legende.

Es war an jenem ſchrecknisvollen Freitage, als unſer Herr in Todespein am Kreuze hieng. Und es war um die ſechſte Stunde, und es ward eine Finſternis über das ganze Land, bis an die neunte Stunde; und die Sonne verlor ihren Schein. Da kamen drei Vögel geflogen vom Aufgang gegen Untergang und erreichten die verruchte Stätte von Golgatha. Zuerſt kam Vibe, der Kibitz, und als er ſah, was da verbrochen, umflog er das Kreuz und kreiſchte mit böslichem Rufe: „Pin ham! pin ham! Peinigt ihn! Peinigt ihn!" Darum iſt der Kibitz für ewig verflucht und findet nimmer Ruhe noch Raſt. Er iſt verdammt, ſein Neſt immer in angſtvoller Klage zu umkreiſen, denn ſeine Eier auf dem Moos werden ſtets geraubt. Nach dem Kibitz kam Stork, der Storch, und bejammerte und beklagte die Unthat. „Styrk ham! styrk ham! Stärkt ihn! ſtärkt ihn!" lautete ſein dringendes Mahnen. Deshalb iſt der Storch geſegnet und überall willkommen, wo immer er ſich niederläſst, und ſein Neſt auf dem Firſte bleibt bewahrt und behütet. Zuletzt erſchien Svale, die Schwalbe, und rief, als ſie gewahrte, was da Entſetzliches geſchehen, mit flehender Bitte: „Sval ham! sval ham! Labet ihn! labet ihn!" Darum wird die Schwalbe von allen geliebt, und ſicher baut ſie ihr Neſt unter dem Dache der menſchlichen Behauſung, guckt vertraulich durch das Fenſter und nimmt Antheil an dem ſtillen Glück des friedlichen Heims. Ungeſtört und beſchützt wohnt ſie im ſtolzen Palaſt wie in der ärmſten Hütte.

Die Undeutlichkeit
der Namensunterschrift.

Man erzählt, dass ein des Schreibens unkundiger türkischer Sultan einst, als man ihm einen wichtigen Erlass zur Unterschrift vorlegte, mit drei Fingern in das taktloserweise ihm vorgehaltene Tintenfass gegriffen und durch eine kühne, auf dem Papier vollzogene hakenförmige Figur seine allerhöchste Bestätigung gegeben habe. Bekanntlich ist dieses Zeichen noch heute als großherrliche Unterschrift auf Siegeln und Münzen, ja sogar auf türkischen Teppichen und Mustern vielfach zu sehen, und jedermann kennt oder erfährt leicht seine Bedeutung. Wenn nun ein Nachfolger Mohammeds mit Recht erwarten durfte, dass alle Welt diese aus augenblicklicher Eingebung hervorgegangene Hieroglyphe verstehen und sich damit begnügen würde, so ist eine solche Erwartung bei anderen, tiefer stehenden Sterblichen doch noch keineswegs berechtigt. Wie verbreitet aber diese stolze Annahme zu sein scheint, geht aus der täglichen Beobachtung hervor, dass viele Männer — die Frauen zeichnen sich auch in dieser Hinsicht wieder rühmlich aus — ihre Namensunterschrift so undeutlich vollziehen, dass das geübteste und mühsamste Auge sie unmöglich zu entziffern vermag. Das häufige Vorkommen dieses Unfugs wird gewiss niemand bestreiten, es muss sich dasselbe doch also auf bestimmte Ursachen zurückführen lassen. In welchen Kreisen finden wir nun am häufigsten die undeutliche, ja unlesbare Namensunterschrift? Nicht in denen der Kaufleute, weil die Deutlichkeit der eigenen Adresse schon im Geschäftsinteresse liegen mag und der Firmeninhaber das Gegenteil vielleicht — und mit Recht — als ein Unrecht gegen seine weltberühmte Firma ansehen würde; ebenso sind die Namen der Geistlichen und Lehrer mit geringen Ausnahmen recht leserlich geschrieben, bei letzteren wohl hauptsächlich aus pädagogischen Rücksichten; häufiger jedoch ist die Undeutlichkeit und Unleserlichkeit schon bei den Ärzten und Juristen, bei ersteren besonders da, wo der Name schon oben auf dem Recept gedruckt steht. Zweifellos ist es wohl, dass der hier besprochene Fehler am meisten bei den Subalternbeamten sich findet, besonders bei der Post und im Gerichts- und Magistratswesen.

Den Vorwurf mangelnder Gewissenhaftigkeit kann man nicht erheben, da über diesen unser Beamtenstand erhaben ist; es bleibt also als Ursache nur übrig: eine gewisse Bequemlichkeit in der Vollziehung der Unterschrift, oder die Annahme, dass eine von der gewöhnlichen Handschrift abweichende Eigenthümlichkeit der Schriftzüge der Unterschrift etwas Würdiges, Ausdrucksvolles und Männliches gebe, und gerade das letztere scheint in der That recht häufig der Fall zu sein; denn wir sehen oft, dass gerade Männer mit recht gut lesbarer, ja schöner Handschrift ihren Namen aufs unleserlichste schreiben. Ja sollte nicht vielleicht sogar ein kleines Theilchen Eitelkeit zuweilen dabei sein, indem man sich schmeichelt, dass gerade dieses monströs hingeworfene Schriftbild eben durch diese Verzerrung bald ein allgemein bekanntes oder gar berühmtes sein werde? Für diese Annahme spricht auch der Umstand, dass in solcher Unterschrift nicht nur die richtige Form der Buchstaben, sondern auch ihre Richtung in der Zeile verkehrt, d. h. der Name nicht von links nach rechts, sondern direct von oben nach unten oder mindestens ganz schräg geschrieben ist, was bei den Urhebern dieser Schreibräthsel bei andern Wörtern nie vorkommt. Eine solche Eitelkeit ist, wenn wirklich vorhanden, schon an und für sich zu missbilligen; wie aber steht es mit der Berechtigung obiger Ursachen, und darf überhaupt die Undeutlichkeit und Unlesbarkeit der privaten oder amtlichen Namensunterschrift in Urkunden, Atteſten u. s. w. geduldet oder muss ihr im allgemeinen Interesse ernstlich entgegengetreten werden? Wir behaupten ganz entschieden das letztere, und es sei gestattet, dies durch einzelne Beispiele zu begründen.

Wenn jemand unter irgend ein Schrift-

stück seinen Namen setzt, so kann dies doch nur den Sinn haben, dass er für den Inhalt des Geschriebenen mit seiner Person, ob einfach, feierlich, streng amtlich oder sonstwie genommen, voll eintritt. Dies kann unter Umständen ganz gleichgiltig sein, z. B. wenn mir ein Freund die Geburt seines so und so vielten Kindes, eine weit entfernte Tante ihre Abreise ins Bad, ein College die glücklich angekommene Gratulation zu einer längst erwarteten Beförderung oder ähnliches mittheilt. In solchen Fällen lässt man gewöhnlich nicht bloß die Unterschrift, sondern schon die letzten, beinahe phrasenhaft gewordenen Zeilen ungelesen. Ganz anders verhält es sich mit Schriftsachen, die unter Umständen sehr wichtig werden können. Es dürfte z. B. wohl zu den Seltenheiten gehören, dass man den Namen eines Postbeamten lesen kann, der die Aufgabe eines geschriebenen Briefes oder einer Geldsendung quittiert, und ist dies zu dulden? Kann man die Forderung einer durchaus leserlichen Unterschrift mit dem Hinweise darauf zurückweisen, dass man die Person des Beamten ja nöthigenfalls von der vorgesetzten Behörde leicht erfahren könne? Dann hätte diese Unterschrift überhaupt keinen Wert, und es würde ein Kreuz wie das des Wallenstein'schen Generals bei der Tafelscene ebenso genügen. Die Schnelligkeit des Unterschreibens und die hieraus sich ergebende Undeutlichkeit mit dem Mangel an Zeit zu entschuldigen, ist deshalb unstatthaft, weil für einen geübten Beamten sich die Schnelligkeit sehr leicht mit der Deutlichkeit verbinden lässt. Soll weiter ein ärztliches, vielleicht sehr wichtiges Attest, dessen Aussteller ich absolut nicht zu entziffern vermag, für mich als den Entscheidenden trotzdem ohne weiters giltig sein, bloß weil ich mit Mühe ein Dr. und sonst nichts weiter lesen kann, oder soll ich nun erst — man bedenke die Unannehmlichkeiten — ein neues mit lesbarer Unterschrift fordern? Der Vorstand einer Religionsgemeinde — ein kürzlich erst vorgekommener Fall — fordert zur Bewerbung um ein Stipendium und zur Meldung an einen der Unterzeichneten auf, und es bedarf dazu erst eines sorgfältigen Nachlesens im Adresskalender, wer wohl diese beiden Unterzeichneten sein mögen, einer Arbeit, die auch dann erst durch genaue Vergleichung mit den räthselhaften Schriftzügen zum Ziele führt. Solcher Beispiele gibt es gewiss hunderte, und wir fragen: ist das erlaubt? Soll in unserer phrasenreichen Zeit auch noch die Unterschrift zur Phrase und ihr erst durch oft mühevolle, vielleicht gar zu spät zum Resultate führende Nachforschung Sinn und Wert verliehen werden, bloß weil ihre Urheber zu bequem waren oder aus irgend einem andern Grunde ihren Namen unleserlich schrieben? Wir fassen uns kurz dahin zusammen: Die unleserliche Namensunterschrift ist unter Umständen schädlich, aber vermeidlich, daher stets unstatthaft, und die daraus folgernde Forderung lautet: die vorgesetzten Behörden sollen bei ihren Untergebenen auf eine durchaus deutliche Namenszeichnung auf das entschiedenste dringen und das Publicum das Gegenteil nicht unbeanstandet hinnehmen, und in kurzer Zeit werden wir diese Unart zum Wohle und im Interesse aller ausgerotiet sehen.

Bei uns in Österreich ist das wie in Deutschland, und in Deutschland wie bei uns, weshalb die „Deutsche Revue" die obigen mannhaften Worte für deutliche Namensunterschriften einsetzt. Wir schließen uns dieser Kundgebung lebhaft an. Die Sache kann unter Umständen wichtiger sein, als sie scheint.

Zehn goldene Regeln
für Ehestands-Candidaten.

Von Franz X. Freiheim.

I.

Willst du ein Eh'glück gründen dir,
So folge meinem Rath,
Sieh bei der Braut nicht bloß aufs Geld,
Ob sie ein Herz auch hat.
Ein gut Gemüth allein nur kann
Versüßen dir das Leb'n,
Das Geld jedoch kann für das Glück
Nie feste Bürgschaft geb'n.

II.

Das ewig Weibliche beglückt
Den Mann durch alle Zeit,
Ein Mannscharakter bei der Frau
Führt oft zu Zank und Streit,
Denn was sie für Charakter hält,
Und sie sich dünkt so groß,
Das ist gar oft, wie viel erprobt,
Der Eigensinn nur bloß.

III.

Vor Mädchen, die nervös auch sind,
Sei Vorsicht sehr empfohl'n,
Sonst kannst statt einen Engel du
Dir einen Teufel hol'n;
Empfindlichkeit und Launen kann
Nicht jeder Mann ertrag'n,
Wer da nicht Vorsicht walten läßt,
Hat tief es zu beklag'n.

IV.

Nicht Schönheit soll bestechen dich,
Dass sie den Ausschlag gibt,
Sieh wohl, ob sie, die dir gefällt,
Die Häuslichkeit auch liebt. —
Vergnügungssucht und Modetand
Sind keine Himmelsgab'n,
Zerstören oft des Glück's Bilanz
Dir zwischen Soll und Haben.

V.

Gelehrte Frau'n sind zu empfehlen,
Dem Mann von gleicher Art,
Denn wichtig ist, dass Gleiches nur
Zum Gleichen da sich paart;
Denn wo der Bildungsgrad der Frau
Den Eh'mann überragt,
Das letzte Wort gern immerdar
Die Frau im Hause sagt.

VI.

Die Frau, die Reinlichkeit auch liebt,
Doch sie nicht übertreibt,
Ist für den Mann stets ein Gewinn,
Der vortheilbringend bleibt;
Doch von den Fexen sei gewarnt,
Sonst musst du dich bemüh'n,
Noch vor der Thür, wenn heim du kommst,
Die Stiefel auszuzieh'n.

VII.

Die Küche ist der Hausaltar
Für jedes brave Weib,
Liebt sie den Mann, so findet sie
Dort ihren Zeitvertreib;
Besorgt die Küche zwar die Magd,
Die Frau hat nachzusieh'n,
Und soll die edle Kochkunst doch
Zum mindesten versteh'n.

VIII.

Temperamente gleicher Art
Sind nicht empfehlenswert,
Besonders bei Kolerikern,
Wie die Erfahrung lehrt.
Ein Sprichwort sagt, wie allbekannt,
Und ging noch niemals fehl:
„Zwei harte Steine mahlen nie
Ein brauchbar gutes Mehl."

IX.

Trifft eine Witwe deine Wahl,
So säume früher nicht,
Zu forschen, was von ihrer Treu
Und Häuslichkeit man spricht.
Ist da ihr Ruf nicht makellos
Als gute treue Frau,
So nimmt sie's dann beim zweiten Mann
Wohl auch nicht sehr genau.

X.

Da nicht zu finden allvereint,
Was zu der Eh' gehört,
So ist doch einzeln Manches oft
Wohl der Beachtung wert.
Drum sei ja nicht ein Rigorist,
Sonst hast dirs zuzuschreib'n,
Dass du, all zu pedantisch streng,
Ein Junggesell musst bleib'n.

Bücher.

Neue Weisen. Lieder und Naturgedichte von Victor von Andrejanoff. (Riga, A. Stahl.)

Die russische Literatur weist tüchtige Lyriker auf, gewiss, aber ebenso gewiss ist es auch, dass die russische Literatur im ganzen eine verneinende Richtung verfolgt, ob nun der Literat in deutscher, russischer oder in einer anderen Sprache des Riesenreiches schreibt. Dieser Zug ist ihm vielleicht in demselben Maße eigen, wie dem Österreicher ohne Unterschied seiner Nation der warme Herzenston — eine Eigenthümlichkeit der Literatur und, da ich hier nur von der russischen reden möchte, insbesondere der russischen Literatur, die nicht in der Eigenthümlichkeit des einzelnen Stammes, sondern wohl wo anders liegen dürfte. Den anderen Grund hier zu erörtern, dazu fehlt es mir an zwei Dingen: an Raum und an — Lust. — Der russische Boden ist trotz des eingangs erwähnten zufälligen und glücklichen Umstandes für reine Lyrik nicht sehr empfänglich; er fördert mehr Reflexions-Poesie zutage. Victor von Andrejanoff behauptet zwar im Vorworte zu seinen „Neuen Weisen": er habe bei

Zusammenstellung der vorliegenden Auswahl ängstlich alles vermieden, was gar zu sehr „nach Reflexionspoesie geschmeckt hätte"; trotzdem wage ich zu behaupten, dass das Gehaltvollere, das seine Sammlung enthält, nach dem ängstlich Gemiedenen „schmeckt". Sonderbar, was er als Empfindungspoesie niederzuschreiben glaubt, wird oft durch den Reichthum seiner sich drängenden Gedanken, ihm wohl selbst unbewusst, zur „Gedanken-Dichtung". Dabei vertieft er die Gedanken und feilt fleißig an der Form. Hervorragend ist das Gedicht: „Die Schule des Lebens", in welchem er uns den Philister, den Skeptiker, den Frommen, Goethe, Shelley, Schopenhauer, den Realisten, den Idealisten und den Dichter in charakteristischen Äußerungen vorführt. Im Streite zwischen dem Idealisten und dem Realisten lässt er den Dichter sagen:

Der freie Mensch ergreift das Leben
Und nützt es, wie er kann und mag.
Der Künstler sucht's emporzuheben
In seines Geistes Sonnentag.
Er müht sich, Dauer zu verleihen
Dem flücht'gen Bild der schnellen Zeit,
Den Stoff vom Zufall zu befreien
Und spröder Unzulänglichkeit.
Das rechte Bild herauszusichten
Und zu erfassen — ist real,
In ew'ge Form es zu verdichten
Bleibt, mein' ich, immer ideal! —

Wir haben es jedenfalls mit einem in einer langen Schule geläuterten dichterischen Talente zu thun. — tt —

Sagen aus der grünen Mark. Von Hans von der Sann. Illustriert von Georg Weineiß. (Graz. Leykam. 1890.)

Dieses wahrhaft prächtig ausgestattete Werk, welches der Kronprinzessin-Witwe Stephanie gewidmet ist, mag kurz charakterisiert sein, indem wir das Vorwort desselben abdrucken.

Eines einführenden Begleitschreibens bedarf dieses Buch nicht. Der es verfasst hat, ist in den steirischen Landen längst bekannt, als Schilderer des Volkslebens geachtet und als heimischer Sagenforscher hochverdient. Er ist der hervorragendste Vertreter der steiermärkischen Sagenkunde. Sein großes Material ist in den „Mythen und Sagen aus dem steirischen Oberlande" bisher nur zum Theile veröffentlicht worden, zum größeren Theile bereitet es sich noch — von Tag zu Tag wachsend — auf den Druck vor.

Diese gegenwärtige Sammlung ist eine gewählte Ausgabe für das Volk. Dem Volke, was des Volkes ist! Nicht, als ob das heutige Geschlecht der Sage, der Mythe, der Legende, dem Märchen mit jener kindlichen Einfalt gegenüberstünde oder stehen sollte, wie in alten Zeiten, aber interessant ist es ihm, und wichtig, zu erfahren und zu beobachten, wie die Vorfahren geistig gelebt, gedacht und gedichtet haben. Der Geschichte haben sie Poesie gegeben in der Sage, dem heimischen Boden haben sie Seele gegeben durch die Sage, Ereignissen und Örtlichkeiten haben sie in der Sage ideale Denkmäler errichtet, welche die Werke von Menschenhand weit überdauern. Heimischer Sagenschatz ist eine goldene Kette, welche uns geheimnisvoll verbindet mit unseren Voreltern und mit der heiligen Scholle des Vaterlandes. Jene Weltanschauung der Vergangenen, deren urgermanischer Grundzug Mystik, Tapferkeit und Gerechtigkeit war: in der Volkssage dämmert sie uns noch herüber wie Nordlichtschein, zu dem wir bewundernd, begeistert aufblicken, ohne dass es uns zwar als Leuchte dienen könnte auf unseren Wegen. Auch dort, wo die Sage scheinbar frei von aller Tendenz ist, wo sie ganz trocken und ernsthaft erzählt, was uns als sinnlos und grundlos erscheint, auch dort und gerade dort muss man tiefer blicken! Was sich jahrhundertelang erhält und lebendig fortpflanzt von Mund zu Munde, in dem liegt gewiss etwas, das der menschlichen Natur nahegeht; ist es an der Oberfläche nicht, so liegt es in der Tiefe. Die Form der Sage und was sie uns wörtlich erzählt, das regt uns wohl noch an und beschäftigt unsere Phantasie, ohne dass wir sie im Sinne der Alten glauben. Aber der Gehalt der Sage, ihr Geist bleibt wahr, weil er immer wieder die menschliche Artung und die menschlichen Leidenschaften aufzeigt und weil er, mit Vorliebe die poetische Gerechtigkeit walten lassend, dem Sittengesetze dient.

Das stimmt wohl für die große Mehrzahl der Sagen, und in diesem Sinne möge die gegenwärtige Sammlung verstanden werden.

Wenn ein Dichter sich der Sage bemächtigt, so macht er mehr aus ihr, oder auch weniger, als was sie von Haus aus ist. Mancher hat auf Grund der Volkssage unsterbliche Dichterwerke geschaffen. Mancher freilich hat die Sage durch „Bearbeitung" nur verwässert und entstellt. Hans von der Sann erzählt, wie man Sagen erzählen soll, schlicht, gedrängt, ohne Zuthat und ohne Weglassung, ohne Betrachtung und ohne Deutelung; wie er sie dem Volksmunde abgelauscht, so bringt er sie treu und unverfälscht wieder. Rosegger.

Culturbilder aus Steiermark. (Graz. Verlag Leykam.)

Dies Werk, das seine Entstehung der Landesausstellung 1890 verdankt und unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben wurde, ist bestimmt, ein um-

fassendes Bild der wirtschaftlichen und culturellen Entwickelung der Steiermark zu geben. — Aus dem Inhalt heben wir die einzelnen Artikel wie folgt heraus: Der Boden Steiermarks und seine Benützung. — Der Weinbau. — Der Branntwein. — Die forestalen Verhältnisse in Steiermark im letzten Decennium 1880/90. — Steinbrüche in Steiermark. — Über die Dampfmaschinen in Steiermark. — Die Bierproduction in Steiermark. — Steiermarks Eisenindustrie. — Die Zündwarenfabrication Steiermarks. — Die Textilindustrie Steiermarks. — Die Kunstindustrie in Steiermark. — Der Bronzeguss und dessen Meister in Steiermark. — Kirchliche Baukunst in Steiermark. — Die italienischen Baumeister in Steiermark im 16. und 17. Jahrhundert. — Die Förderung des Fremdenwesens. — Ein Namens- und Ortsregister. — Das Werk behandelt sonach viele wichtige Zweige des wirtschaftlichen und Culturlebens und zwar, dies sei ausdrücklich bemerkt, in populärster Weise; es enthält ein so reiches culturgeschichtliches, volkswirtschaftliches, technisches und statistisches Material, dass es nicht nur für die Steiermark allein, sondern für alle, welche sich mit dem geistigen und materiellen Leben dieses Kronlandes vertraut machen wollen, ein wichtiges Hilfsmittel ist. Wir können dies Werk auf das angelegentlichste empfehlen und wünschen demselben die weiteste Verbreitung. K.

Märchen. Für die Jugend ausgewählt und bearbeitet von Hermine Möbius. (Dresden. Alexander Köhler.)

Wer sich zur Weihnachtszeit für seine lieben Kinder nach Märchenbüchern umsieht, der darf mir ja dieses genannte Werkchen nicht übersehen. Dasselbe enthält erstens die beliebtesten deutschen Kindermärchen, zweitens sind diese Märchen so fein und überaus reizend erzählt, und drittens hat das Buch einen guten Druck und sechs hübsche Vollbilder. Die Märchen sind mit großem Schicke bearbeitet, nachgedichtet oder wieder gedichtet und für den jetzigen Geschmack eingerichtet, die Sprache ist vollkommen rein und gefällig, also ein gutes Vorbild für die sprechenlernende Jugend. Die Verfasserin, die Gattin eines bewährten Schulmannes, ist ja selbst als eine treffliche Pädagogin bekannt — also wir gehen sicher, wenn wir unseren Kindern die Märchensammlung von Hermine Möbius in die Hand geben. R.

Jugendheimat. Illustriertes Jahrbuch für die Jugend im Alter von 10—15 Jahren. Herausgegeben von Hermine Proschko. (Graz. Verlag Leykam.)

Zum fünftenmale erscheint nun dies allseitig anerkannte und beliebte Jahrbuch — wir constatieren mit wahrer Freude, dass sich dieses erste inländische Jugendalbum von Jahr zu Jahr, sowohl was den Inhalt anbelangt, wie auch den Bilderschmuck, reichhaltiger und schöner gestaltet und den schönsten derartigen Erscheinungen des Auslandes würdig zur Seite gestellt werden kann. Hermine Proschko, die österreichische Isabella Braun, hat auch diesen Jahrgang in sorgfältigster Weise redigiert, sie verstand es, einen großen vortrefflichen Mitarbeiterkreis heranzuziehen, wodurch jeder Missgriff der Jugend gegenüber ausgeschlossen ist. Alle Beiträge sind Originalien und darf deren Inhalt, da solche den Federn der ersten Jugendschriftsteller und Schriftstellerinnen entstammen, als sehr wertvoll bezeichnet werden. Aus dem 411 Seiten starken Inhalt sei erwähnt: Drei Capitel aus dem Lebensbuche Rudolfs von Habsburg, von Ferdinand Zöhrer. — Ein halber Robinson. Erzählung aus dem Seeleben von Dr. Isidor Proschko. — Waldbart. Ein Weihnachtsmärchen von Elise Ris. — Ein Tirolerkind. Erzählung aus der Zeit des Franzoseneinfalls in Tirol. Von Hermine Proschko. — Die flügellosen Vögel. Naturwissenschaftliches Bild aus Neu-Seeland von Andreas Reischek. — Die gerettete Fahne. Episode aus dem bosnischen Feldzug 1878. Von Kurt von Zelau. — Aus Mozarts Jugendjahren. — Die unterirdische Stadt (Wieliczka). Von Alex. Halka. — Kindesliebe. Aus dem Volksleben Alt-Wiens. Von Dr. Isidor Proschko. — Die Königsfamilie unserer Wälder. Naturbild von Helene Stöckl. — Das brennende Kirchlein. Von Carola v. Schierding. — Der redende Schimmel. Von W. Popper. — Trutzröschen. Märchenspiel in 3 Acten von Emma Laddey ꝛc. Dazwischen sind eingestreut Verse, Räthsel in Wort und Bild, Spiele, Sprüche, Stammbuchblätter, Rechenaufgaben ꝛc., kurz die „Jugendheimat" bringt eine solche Fülle des Unterhaltenden und Belehrenden, wie es kaum ein zweites Buch dieser Art bieten kann. Selbstverständlich zieren wieder viele colorierte und schwarze Originalzeichnungen von Emilie Proschko, Ernst Peissler und Georg Weineiß diesen Band. Auch sei nicht vergessen, dass die „Jugendheimat" mit der in österreichischen Schulen vorgeschriebenen Rechtschreibung versehen ist. Wir sind überzeugt, dass dieses Buch überall große Freude bereiten wird. K.

In **Hamerlings Selbstbiographie** wird der Lyriker Albert Möser in Dresden unter denjenigen genannt, mit welchen der Dichter in „regem Briefwechsel" gestanden. Diese Briefe Hamerlings an Möser werfen

nicht nur die interessantesten Schlaglichter auf die Entstehung seiner eigentlichen Meisterwerke, sondern enthalten auch die eigenartigsten und treffendsten Urteile über viele Erscheinungen der deutschen Literatur. Nicht minder zeigen sie Hamerling als Menschen von der liebenswürdigsten und edelsten Seite. Wir kommen auf das bei Lüstenöder in Berlin erschienene Werkchen noch zurück.

V.

Im Verlag von Hans Lüstenöder in Berlin erschien soeben in 5. Auflage: Carl Pröll, **Moderner Todtentanz.** Der bedeutende Erfolg, dass eine Sammlung kleiner Skizzen innerhalb dreier Jahre die 5. Auflage erlebt, beweist, dass Form und Inhalt dieser Skizzen sich über das Gewöhnliche und Alltägliche erheben müssen. Die 5. Auflage ist durch einen neuen Beitrag „Der Granatsplitter" bereichert, welcher in gleichzeitig realistischer und symbolischer Weise die Frage der durch Kaiser Wilhelm II. in Fluss gerathenen socialen Schutzgesetzbung streift und den Rücktritt des großen Kanzlers berührt.

V.

Wiener Künstler-Dekamerone. Soeben erschienen die ersten Lieferungen dieses Werkes, das von Moriz Band redigiert und von Rudolf Wittmann (Wien, I., Rothenthurmstraße 23) herausgegeben wird. An der Spitze steht der Senior der Wiener Kunstkritiker, Emerich Ranzoni, mit einem prächtigen einleitenden Gedichte, ihm folgen mit Erzählungen und Porträts Marie Renard, Alexander Girardi, Alfred Grünfeld, Friederike Goßmann, Max Kalbeck, Julius Wittels, Therese Biedermann, Ludwig Martinelli, Bertha von Suttner, Theodor Herzl, Emil Marriot, Carl Grengg, Katharina Abel, Felix Schweighofer, Sebastian Stelzer, Isidor Fuchs, Wilhelm Knaack, Dr. Rudolf Tyrolt, Gustav Walter, Thomas Koschat u. s. w. Das Werk ist elegant ausgestattet.

V.

Der siebenundvierzigste Jahrgang des von Friedrich Petz herausgegebenen **„Illustrierten österreichischen Volkskalender"** 1891 (M. Perles, Wien) bringt an der Spitze seines literarischen Theiles eine gemüthstiefe Erzählung von Ludwig Anzengruber: „Der Versuchung unterlegen." Man könnte sie gewissermaßen einen Gruß aus dem Grabe bezeichnen. Alois Greil hat meisterhafte Bilder hiezu gezeichnet, wie überhaupt zu allen Erzählungen dieses Volksbuches. Der ganze Inhalt des Volkskalenders ist reichhaltig und abwechslungsvoll sowohl in seinem unterhaltenden, als auch in dem praktischen und belehrenden Theile.

V.

Phantasien und Märchen von Gustav Kastropp. Mit einem Titelbilde von Otto Seitz. (Hannover. Hans Wasserkampf & Comp. 1891).

Der frei erfundene Inhalt dieses Buches lehnt sich nicht an Vorhandenes an und bereichert daher die Märchenliteratur um eine eigenartige Erscheinung. Diese Phantasien und Märchen in ihrer duftigen krystallklaren Vollendung, in dem schlichten, naiven Ton, führen sich als wahre Volksmärchen ein und werden insbesondere auch der heranwachsenden Jugend eine ebenso bildende wie unterhaltende Lectüre gewähren.

V.

Die Arbeiter-Partei und der Bauernstand. Ein ernstes Wort in ernster Zeit von Carl Morre. (Graz. Verlag „Leykam". 1890.) Eine Besprechung dieser ausgezeichneten Broschüre folgt im nächsten Hefte.

R.

Die **„Sängerhalle"** in Leipzig veröffentlicht in ihren Nummern 45 und 46 einen von Heinrich Wastian fein und klar geschriebenen Aufsatz über das Schmölzer-Denkmal in Kindberg, welches bekanntlich von unserem genialen Meister Brandstetter ausgeführt wird.

Dem „Heimgarten" ferner zugegangen:

Gesammelte Werke von Ludwig Anzengruber. Sechster Band: Der Pfarrer von Kirchfeld. Der Meineidbauer. Die Kreuzelschreiber. Siebenter Band: Der G'wissenswurm. Doppelselbstmord. Der ledige Hof. (Stuttgart. J. G. Cotta'sche Verlagshandlung. 1890.)

Hamerling, König von Sion. Illustrierte Pracht-Ausgabe, Lieferung 18 u. 19. (Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei-A.-G.)

Lotte. Die Geschichte eines jungen Mädchens von Einar Christiansen. Deutsch von Ernst Brausewetter. (Berlin. J. H. Schorer.)

Die neue Bizarde, oder Hermann Hiederichs des Jüngeren verfehlter Beruf. Novelle von Heinrich Steinhausen. (Wittenberg. R. Herrosé. 1890.)

Aufzeichnungen eines Danziger Klosterbruders. Von Anna Conwentz. (Weimar. Jüngst & Comp. 1891.)

Von der Strecke. Ernste und heitere Geschichten aus dem Eisenbahnleben von Ludwig Eisenberg. (Wien-Leipzig. Heinrich Brockhausen. 1891.)

Der Lebende oder der Todte? Von Amelie Rives. Ins Deutsche übertragen von Henry Koch. (Frankfurt a. M. C. Koenitzer. 1890.)

Aus Volh-Rußland. Zersplittert. Zwei Novellen von Hermann Menkes. (Dresden E. Pierson. 1891).

Die Pflicht. Sociales Drama in fünf Acten. Von Gottfried Dveher. (Berlin. L. Fontane 1890.)

Epische Dichtungen von Nikolaus Lenau. (Reichenberg. D. H. Weichelts Verlag.)

Ausgewählte Gedichte von Nikolaus Lenau. (Reichenberg. D. H. Weichelts Verlag.)

Lyrische Dichtungen von Edward Samhaber. (Laibach. Ig. v. Kleinmayr & Fed. Bamberg.

Neue Gedichte von Marie v. Najmájer. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1890.)

Zum Licht. Gedichte von Hermann Hango. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1890.)

Herr Gerwin. Ein Minnelied von Paul Albers. (Grossenhain. Baumert & Ronge. 1890.)

Im Windesrauschen. Epische Dichtungen von Helene von Engelhardt. (Grossenhain. Baumert & Ronge. 1890.)

Samenkörnchen. 100 Gedichte für Kinder von 4—8 Jahren für Kindergarten, Schule u. Familie von Erneſtine Berger. (Wien. Sallmayer'sche Buchhandlung.)

Deutsche Volkslieder. In Niederhessen aus dem Munde des Volkes gesammelt, mit einfacher Clavierbegleitung, geschichtlichen und vergleichenden Anmerkungen. Herausgegeben von Johann Lewalter. (Hamburg. Gustav Fritzsche. 1890.)

Mit Verlaub. Gedicht in niederösterreichischer Mundart von Moriz Schadek. (Wien. Carl Konnegen. 1891.)

Bauernfeld. Ein Dichterporträt mit persönlichen Erinnerungen von Bernhard Stern. (Leipzig. Literarische Anstalt. 1890.)

Giacomo Meyerbeer. Von Dr. Adolph Kohut. (Leipzig. Philipp Reclam jun.)

Aus bewegtem Leben. Erinnerungen aus dreißig Kriegs- und Friedensjahren, von Hans Wachenhusen. Lieferung 1—9. (Straßburg i. E., Straßburger Druckerei u. Verlagsanstalt.)

Ernste Gedanken. (Leipzig. Otto Wigand. 1890.)

Das geistige Wien. Künstler u. Schriftsteller-Lexikon. Herausgegeben von Ludwig Eisenberg u. Richard Groner. Jahrgang 1890. (Wien. Heinrich Brockhausen. 1890.)

Altkatholischer Volkskalender. 1891. Herausgegeben von H. Bommer, Pfarrer in Baden-Baden, u. V. E. Schirmer, Pfarrer in Düsseldorf. (Emil Sommermeyer. Baden-Baden.)

Trowitzsch's verbesserter u. Alter Kalender auf 1891. Mit illustrierten Erzählungen. (Berlin. Trewitzsch & Sohn.)

Zur See. Herausgegeben von v. Henk und Riethe. Lieferung 1. (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei-A.-G.)

Der junge Bürger. Nr. 1. III. Jahrgang. (Dornbirn 1890.)

Postkarten des Heimgarten.

L. M. Basel. Einen Menschen wie Heinrich Heine, dem alles für einen Witz feil ist, vergleichen Sie an Dichtergröße mit Goethe! Und das sollen wir abdrucken?

F. O., Braunschweig. Wir glauben, dass Ihnen Klaußmanns feinsinnige Humoreske: „Freie Fahrt" gefallen hat. Die Humoresken dieses Autors finden Sie im Verlage des bestbekannten Schorer'schen Familienblattes in Berlin.

„Volksblatt"-Freund, Linz: Sparen Sie sich Ihren Geist und Ihre Fünfkreuzer-Marken für bessere Zwecke; anonyme Briefe legen wir ungelesen in den Ofen.

O. H., Wien. Wissen Sie denn nicht, dass Herr Sch. in seiner uneigennützigen Weise den „Figaro" ohne Gehalt redigiert?

F. A. U., Cilli. Die Auslassungen in der „Deutschen Wacht" Nr. 91 bedauern wir. Die Schwächen eines Schriftstellers mit dem Aufwande aller Mittel lächerlich machen, die Vorzüge vollends verschweigen, dieses Verfahren trägt zusehr den Stempel persönlicher Gehässigkeit, als dass es gelten könnte. Anton Schlossars Werke: „Innerösterreichisches Stadtleben vor hundert Jahren", „Erzherzog Johann von Oesterreich und sein Einfluss auf das Culturleben der Steiermark" u. s. w., sowie seine große Sammlung deutscher Volkslieder in Steiermark, Leistungen, die das deutsche Volk in Süd und Nord zu schätzen weiß, sind Verdienste, die ein gewissenhafter Kritiker nicht übersehen soll. Wenn übrigens Schlossar sich darüber wundert, dass er gerade in einer Stadt so behandelt wird, der er in seinen Schriften mit Wohlwollen oft gedacht, so kennt er den Weltbrauch nicht. Indes steht über jenem Aufsatze ein hochachtbarer Name, und wir zweifeln nicht, dass der Träger desselben die vom Zaune gebrochenen Feindseligkeiten, welche ihr Entstehen vielleicht fremdem Einflusse verdanken, gelegentlich wett machen wird.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Heimgarten

Jahrgang XXIII. 11. Heft.

Was man ist in Brooklyn möglich.

Von Peter Rosegger.

Es ist mein alter Grund, daß ich gerne in Amerika wäre. Ich bin der geborene Amerikaner. Ich bin der geborene Gegner der Gesellschaft, in der ich lebe, der geborene Gegner der Regierung, die mich regiert, der geborene Gegner der Religion, die mich bekehren will, der geborene Gegner der Kunst, die mich ergötzen will, der geborene Gegner der Wissenschaft, die mich belehren will, der geborene Gegner der Mode, die mich kleiden will, der geborene Gegner der Sitte, die mich bessern will, der geborene Gegner der Gesetze, die mich schützen wollen, der geborene Gegner der Ordnung, die mich in Zucht halten will, der geborene Gegner der Polizei, die mich bewachen will, der geborene Gegner der Gerichte, die mich verurteilen wollen, der geborene Gegner der Gefängnisse, die mich einsperren wollen, der geborene Gegner der Steuern, die mich ausbeuten wollen, der geborene Gegner der Soldaten, die mich totschießen wollen, der geborene Gegner der Kriege, die mich ins Elend bringen wollen, der geborene Gegner der Ärzte, die mich heilen wollen, der geborene Gegner der Apotheken, die mich vergiften wollen, der geborene Gegner der Leichenbestatter, die mich begraben wollen, der geborene Gegner der Friedhöfe, die mich verfaulen lassen wollen, der geborene Gegner der Hölle, die mich verbrennen will, der geborene Gegner des Himmels, der mich nicht haben will.

Ich bin der geborene Gegner von allem, was ist, und was sein will, und was sein soll, und was sein muß, und was sein kann, und was sein darf, und was sein könnte, und was sein müßte, und was sein dürfte, und was sein sollte, und was sein müßte, und was sein könn

beinahe blindes Vertrauen auf die Tugend des Weibes, in welchem er, und nicht mit Unrecht, einen Engel an Tugend und Züchtigkeit erblickte.

Der Edelmann fieng an, seinen Bedarf an Waffen von Meister Giovanni zu nehmen, und unter anderen Bestellungen, die ihm einen Vorwand boten, die Werkstatt des Schwertfegers öfters zu besuchen, trug er diesem eines Tages die Anfertigung eines kurzen Dolches auf, der von feinstem Stahl und mit ciseliertem Griff versehen sein sollte. Dies Waffenstück kostete dem Meister eine lange und angestrengte Arbeit, und er setzte seinen Stolz darein, bei dieser Gelegenheit ein Meisterwerk zu liefern, geeignet, den guten Ruf seines Namens weithin zu verbreiten.

Ginevra leistete oft in Mußestunden ihrem Manne bei seinen Arbeiten Gesellschaft. Als sie ihn nun so eifrig und lange mit der Vollendung jenes Dolches beschäftigt sah, so fragte sie arglos um den Namen des Bestellers. Als nun der Meister ihr den Namen des Edelmannes nannte, da erbleichte Ginevra und sie wusste selbst sich nicht Rechenschaft zu geben, welche Unglücksahnung wie ein mörderischer Stich in jenem Augenblicke ihr Inneres durchdrang.

„Die Waffe ist vortrefflich", sagte Meister Giovanni, „und so fein, als nur ein Fürst sie verlangen kann. Ich bin stolz darauf. Nur die Spitze will mich noch nicht ganz befriedigen; ich möchte sie schärfer haben ...." Damit ergriff er ein Werkzeug, um seiner Arbeit die gewünschte Vollkommenheit zu geben.

Ginevra betrachtete inzwischen den Mordstahl mit einem eigenthümlichen Schauder.

„Ich wette", sagte sie zu ihrem Gatten mit erzwungenem Scherz, „ich wette, dass man sich mit diesem Dolche den Tod geben kann, ohne Schmerz zu empfinden, so blank ist er und so scharf!"

„Ganz richtig", versetzte der Meister. „Wenn man diese Spitze an die Brust ansetzt, so dringt sie von selbst ein; besonders" — fügte er mit schalkhafter Galanterie hinzu — „wenn es eine so zarte Brust ist wie die deinige."

Dabei drückte er einen Kuss auf die Stirn seines Weibes und bemerkte nicht, dass sie denselben mit einem Seufzer erwiderte.

Wenige Augenblicke nach diesem Zwiegespräche trat der Edelmann ein. Ginevra erhob sich und wollte das Gemach verlassen.

„Bleibt doch, bleibt, schönes Weibchen", rief der galante Cavalier, indem er einen flammenden Blick auf Ginevra warf. „Ich bin ja kein Türke, dass Ihr mich fürchten solltet ... Da seht nur einmal", fuhr er zu Meister Giovanni gewendet fort, „Eure Ehefrau fürchtet sich vor mir!"

„Ei, Ginevra," sagte dieser, „sei doch nicht prüde; der gnädige Herr erlaubt, dass du hier bleibst." — „Verzeiht", setzte er hinzu, „sie ist ein wenig schüchtern, ein wenig verwirrt; sie hat noch etwas von einem Mädchen an sich, aber es ist eine Perle von einem Weibe!"

Das Gespräch wendete sich dann auf den Dolch, den der Edelmann vortrefflich gelungen fand und über die Maßen lobte. Auch bezahlte er denselben sehr großmüthig. Er befestigte ihn hierauf an einem sammtenen, mit Gold verzierten Gürtel, den er unter dem Oberkleide um den Leib trug, und während er selbstgefällig die schöne Wirkung bemerkte, die der glänzende Stahlgriff auf dem blauen Sammt des Wammses machte, rief er aus:

„Schade, dass die Waffe nicht hier auf der linken Seite frei herabhängt; es würde einen schönen Anblick geben, wenn er beim Gehen baumelte und in der Sonne schimmerte. Zwei Kettchen würden ihn wohl leicht am Gürtel festhalten? Was meint Ihr?"

„Ich denke wohl."

Darauf nahm der junge Cavalier

eine goldene Kette, die ihm über die Brust hieng, zerbrach sie in zwei Hälften und reichte sie dem Meister mit den Worten:

„Da nehmt! befestigt sie an der Scheide des Dolches; ich lasse Euch auch den Gürtel hier, damit Ihr die Sache in Ordnung bringt. Gegen Abend komme ich wieder, um alles abzuholen."

— „Gegen Abend werde ich nicht zuhause sein", versetzte Meister Giovanni; „ich muss eines Geschäftes wegen ausgehen; aber ich kann ja meinem Weibe alles übergeben, damit Ihr es aus ihren Händen empfanget."

Ginevra warf einen ängstlichen Blick auf ihren Gatten, aber sie wagte keinen Widerspruch. So blieb es bei der getroffenen Übereinkunft, und der Edelmann entfernte sich.

Als der Abend herannahte und Meister Giovanni das Haus zu verlassen sich anschickte, bat ihn seine Gattin, er möge sie mit sich nehmen.

„Warum nicht gar?" erwiderte dieser. „Hast du denn vergessen, dass der Edelmann sich einfinden wird, um seinen Dolch und seinen Gürtel abzuholen? Er ist ein freigebiger und großmüthiger Herr; Kundschaften wie diese muss man rücksichtsvoll behandeln."

„Aber wann gedenkt Ihr heimzukommen?"

„So rasch als möglich."

— „Macht Ihr einen weiten Weg?"

„Was kümmert dich das?"

„Ich möchte nur erfahren, ob Ihr bald wieder zurückkehren werdet."

„Höre, wenn ich mich zufällig ein wenig verspätete und du nicht gerne allein bleiben wolltest, so würde wohl die Nachbarin Marinetta bereit sein, dir ein wenig Gesellschaft zu leisten?"

„Auch ich habe schon daran gedacht."

„Auf Wiedersehen also!"

„Auf Wiedersehen!"

Damit entfernte sich der Meister in vollster Gemüthsruhe. Ginevra dagegen, in mühsam verhehlter innerer Aufregung, gieng ihre Nachbarin einzuladen. Unglücklicherweise traf sie dieselbe nicht zuhause. Dieser Umstand steigerte ihre Verlegenheit auf einen peinlichen Grad.

Der Weiberjäger hatte inzwischen im Verborgenen auf den Augenblick gelauert, wann der Schwertfeger sein Haus verlassen würde. Kaum war eine Viertelstunde verflossen, seit er diesen aus der Thüre des Hauses hatte treten sehen, so stand er selbst bereits vor dieser und verlangte pochend Einlass. Ginevra mag nicht wenig erschrocken sein und noch eine Zeitlang in äußerster Verlegenheit geschwankt haben — endlich aber mochte sie erkannt haben, dass ihr keine Wahl bliebe; die Thür öffnete sich und der Edelmann trat ein. —

Die Abenddämmerung war bereits angebrochen, als der junge Mann das Haus Giovannis scheu um sich blickend und in überstürzter Eile wieder verließ.

Erst viel später, als es schon tiefe Nacht geworden, kehrte der Meister heim, in bester Stimmung, denn die Angelegenheit, um derentwillen er ausgegangen war, hatte die erwünschteste Erledigung für ihn gefunden. Er freute sich darauf, seiner Ginevra davon zu erzählen und ihr die volle Geldbörse zu zeigen, die er mit nach Hause brachte. Er pochte — niemand öffnete; schon vorher war es ihm aufgefallen, dass das Fenster des Wohngemaches unbeleuchtet war, und dass Ginevra nicht wie sonst, nachdem sie seine Rückkunft am Fenster erspäht, ihm schon an der Thür entgegenkam. Er klopfte stärker ein zweites-, drittesmal, immer ohne Erfolg.

Da kam ihm ein Gedanke. Sie mag wohl, so sprach er zu sich selbst, zu Marinetta hinübergegangen sein, da diese vielleicht nicht zu ihr kommen konnte. Eiligst begab er sich ins Haus der Nachbarin und war nicht wenig betroffen, seine Gattin auch hier nicht

zu finden. Auf seine Einladung folgte ihm Marinetta; beide pochten wiederholt und riefen den Namen Ginevras, aber im Innern des Hauses regte sich nichts.

Es blieb nun kein anderes Mittel übrig, als die Thüre zu sprengen. Als Meister Giovanni in das gewaltsam geöffnete Haus eintrat, traf er in seiner Werkstatt keine lebende Seele. Zur oberen Kammer hinaufsteigend, fand er auf der Treppe zu seiner nicht geringen Verwunderung den Gürtel des Edelmannes. Mit beschleunigten Schritten erreicht er die Thür der Kammer. Er öffnet sie rasch, und beim Schein des Lichtes, das Marinetta hinter ihm hertrug, sieht er sein Weib in der Nähe des Bettes auf dem Boden ausgestreckt, das Haupt auf die Pfosten desselben gelehnt, rings um sie her verbreitete sich eine Blutlache.

Einen furchtbaren Schrei ausstoßend, stürzte Meister Giovanni sich zur Entseelten nieder. Sie war kalt und starr und in ihrer Brust steckte derselbe Dolch, von dem sie vermuthet hatte, dass er in die Brust eindringen würde, ohne Schmerz zu verursachen.

Als die Kunde von diesem Ereignis sich im Volke verbreitete, da wurde es allgemein als unzweifelhaft angenommen, dass das edle, züchtige Weib Giovannis kein anderes Mittel gefunden, ihre Tugend und Ehre zu retten, als dass sie ihrem Bedränger den Dolch entriss und sich denselben in die Brust stieß. Den ehrlosen Versucher schützte sein adeliges Blut und der Einfluss seiner Familie, aber nach Jahren bekräftigte sein reumüthiges Bekenntnis den Glauben des Volkes, für dessen warmen Antheil an der heroischen That Ginevras der fortwährend sich erhaltende Name des „ponte della donna onesta“ ein schönes Denkmal ist.

IV. Der ponte delle maraviglie.

In der contrada de' Santi Gervasio e Protasio befindet sich eine kleine Brücke, die den Namen der „Wunderbrücke“, ponte delle maraviglie führt. Wollt ihr wissen, woher dieser Name sich schreibt? Der Venezianer gibt in einer äußerst sinnigen Erzählung darüber Aufschluss.

Am Ausgange des gedachten Brückchens stand vor Zeiten ein Haus, in welchem eine Familie wohnte mit sieben Töchtern, eine schöner als die andere, nur eine einzige darunter, Rosina genannt, war häßlich. Ein braver junger Gondolier kam oft in dieses Haus, und ohne in eine der sechs hübschen Schwestern verliebt zu sein, machte er doch allen ein wenig den Hof. Vielleicht that er unrecht, aber die Strafe ereilte ihn auch bald.

Während er nämlich früher als der gesündeste und kräftigste Bursche in der Nachbarschaft gegolten, fieng er jetzt allmählich an zu kränkeln. Von Tag zu Tag vermehrte sich seine Magerkeit, er verlor die Farbe, seine Augen zogen sich immer tiefer in ihre Höhlungen zurück, er fühlte eine Schwere im Kopfe, in den Beinen, und bald war er auch nicht mehr stark genug, das Ruder zu handhaben, was ihn am meisten betrübte, denn er war im Rufe gestanden, auf sein Handwerk sich meisterlich zu verstehen, und sein glühendstes Verlangen war, bei der in einiger Zeit bevorstehenden Regatta (so nennt man eine öffentliche Wettfahrt der venezianischen Gondoliere) sich einen ehrenvollen Preis zu erringen.

Der Kranke fragte bald diesen, bald jenen Arzt um Rath, versuchte bald dieses, bald jenes Heilmittel, aber sein Übel wurde nur immer ärger. Da brachte ihn zuletzt eine alte Frau, die er ebenfalls um Rath gefragt hatte, auf den Gedanken, es sei ihm irgendwo ein böser Zauber angethan worden. Da er nun fast mit niemand als mit der erwähnten Familie in Verkehr stand, so konnte sein Verdacht nur auf diese fallen und nach langem Grübeln wurde in ihm die Vermuthung rege, die

häſsliche unter den ſieben Schweſtern, Roſina, mit welcher er, eben ihrer Häſslichkeit wegen, ſich niemals abgegeben, habe dieſer Zurückſetzung wegen ſich an ihm rächen wollen, indem ſie ihn behexte. Es fiel ihm nun erſt auf, was er früher kaum bemerkt hatte, daſs Roſina ſeit längerer Zeit ſich immer zurückzog, wenn er kam, und ſeine Geſellſchaft ängſtlich mied. Der Gedanke, daſs Roſina eine Hexe und das Siechthum ſeines Leibes ihr Werk ſei, bemächtigte ſich allmählich ganz ſeines kranken Gemüthes und wurde für ihn zur fixen Idee, in deren Gewiſsheit er nicht mehr den geringſten Zweifel ſetzte.

Inzwiſchen kam der Tag der Regatta immer näher und der junge Gondolier fühlte ſich immer ſiecher und kraftloſer. Ausgeſchloſſen von dem Wettkampfe, in welchem er ſich einen gewiſſen Triumph verſprochen hatte, verfiel er immer mehr in düſtere Schwermuth und gab ſich ganz den bitteren Empfindungen hin, die ſein Herz beherrſchten. Insbeſondere aber wuchs ſein heimlicher Ingrimm gegen das weibliche Weſen, das er für die feindſelige Urheberin ſeines Elendes hielt. Ein ſchwarzer Rachegedanke erwachte in ihm und reifte zum Entſchluſſe. Zur Stunde, wo er Roſina allein im Hauſe wuſste, wollte er ſie überfallen und blutige Rache an ihr nehmen. Eine böſe Zauberin aus dem Wege zu ſchaffen, ſchien ihm faſt eine verdienſtliche That.

Es war Charfreitag-Abend und jene, dem Gondolier befreundete Familie war mit Ausnahme Roſinas ausgegangen, die heiligen Gräber in den zahlreichen Kirchen ihrer Nachbarſchaft zu beſuchen. Dieſe Zeit wählte der junge Menſch zur Ausführung ſeines Vorhabens. Das Wohnhaus der Familie lag, wie geſagt, am Ausgange einer kleinen Brücke. Als nun der Gondolier über letztere hinſchritt, ſtand er auf der Höhe derſelben — dieſe Brückchen ſchwingen ſich nämlich über die ſchmalen Canäle meiſt in einem hohen Bogen und ſind treppenartig abgeſtuft — eine Weile ſtill und lehnte ſich an das Geländer derſelben, denn er fühlte ſich ſchwach und ſeine Knie zitterten.

Von dem Standpunkte aus, auf dem er ſtand, fiel ſein Blick auf die Fenſter des Häuschens, welches das Ziel ſeines Ganges war. Eines dieſer Fenſter war zufällig offen und der junge Gondolier konnte einen Blick in das Innere der Wohnſtube werfen. Da bot ſich ihm ein Anblick dar, den er nicht vermuthet hatte. Roſina lag auf den Knien vor einem Bilde des Gekreuzigten.

Eine Zauberin und beten? Dieſe Wahrnehmung machte auf ſein Gemüth einen eigenthümlichen Eindruck. Es war inzwiſchen Abend geworden und einzelne Sterne tauchten aus der Tiefe des Abendhimmels hervor. Als nun der Gondolier, von ſeltſamen Empfindungen ergriffen, ſeinen Blick wie zufällig nach oben richtete, da zeigte ſich ihm ein neues Wunder. An einer Stelle des Himmels, ſo berichtet die Überlieferung, ſah er ſechs leuchtende Sterne zu einer Gruppe vereinigt, und daneben einen ſiebenten Stern, der klein und ohne Glanz war. Allmählich aber erblaſsten die ſechs hellen Sterne, der ſiebente dagegen fieng an mit wunderbarem Scheine zu leuchten, und ſein Glanz wuchs dergeſtalt, daſs er alle übrigen Sterne verdunkelte und zuletzt allein, groß und ſchimmernd wie eine Sonne, am Himmel ſtand.

Dieſe Wundererſcheinung, die ſeinem aufgeregten Gemüth ſich zeigte, tilgte alle Rachegedanken aus ſeiner Seele hinweg. Doch ergriff ihn ein unwiderſtehlicher Drang, in das Haus einzutreten. Er klopfte an, und es wurde ihm geöffnet.

Als Roſina ſeiner anſichtig wurde, färbten ſich ihre blaſſen Wangen und ein leiſes Zittern durchlief ihre Glieder.

Der junge Gondolier faſste ſie an der Hand, zog ſie mit ſich fort, und

führte sie geradenwegs vor das Crucifix, das, von brennenden Kerzen feierlich umgeben, auf dem Tische stand, und vor welchem er Rosina knien gesehen hatte.

„Rosina", sagte er ohne Umschweife, „blick' auf dieses Crucifix, angesichts dessen kein sterblicher Mensch eine Lüge auszusprechen wagt! Man hat mir gesagt, dass du eine Hexe bist, dass du mir einen bösen Zauber angethan hast, und dass ich deinetwegen sterben muss. Gib Antwort und sage, ob es so ist?"

Das Mädchen wurde bleich vor Schrecken und Unwillen über diese Worte; ihre Augen füllten sich mit Thränen. Mit einem Blick zum Himmel rief sie aus:

„Ich eine Hexe? Ich hätte Euch den Tod gewünscht? — O Herr im Himmel", fuhr sie fort, „du willst es, dass ich noch vor wenig Augenblicken dich auf den Knien um nichts anderes bat, als — *mich für ihn sterben zu lassen!*"

Nach diesen Worten bedeckte sie ihr Gesicht mit den Händen, und brach in ein heftiges Schluchzen aus.

„Wie, Rosina", rief der Gondolier, „du hast für mich gebetet? du hast an meiner statt sterben wollen? du bist also nicht übelgesinnt gegen mich?"

„Ich übelgesinnt gegen Euch?"

„Warum aber entferntest du dich immer, wenn ich zum Besuch kam?"

„Warum? Warum? Weil ich häßlich bin, und . . . weil Ihr ja doch nicht meinetwegen kommt . . ."

„Rosina", rief der junge Mann nach einer kleinen Pause, von einer plötzlichen Ahnung durchzuckt — „Rosina, liebst du mich vielleicht?"

Das arme Kind verdoppelte sein Schluchzen und sprach kein Wort.

„Wenn ich aber keine von deinen Schwestern liebte", fuhr der Gondolier fort, dem die in ihrer Demuth rührende Gestalt des Mädchens wie verklärt erschien, „wie, wenn ich von jetzt an nur deinetwillen, deinetwillen allein käme, würdest du noch immer vor mir fliehen?"

Die Züge Rosinas überflog ein Freudenstrahl.

„Wie wäre das möglich?" sagte sie. — „Ach", fuhr sie fort, „Ihr haltet mich also nicht mehr für eine böse Zauberin?"

„Verzaubert hast du mich, Rosina", versetzte der junge Gondolier, „aber erst am heutigen Tage, und mit einem Zauber, der nicht aus der Hölle stammt."

Ein neues, ganz verändertes Verhältnis zwischen den beiden jungen Leuten, die sich früher gemieden, entwickelte sich seit diesem Zwiegespräch. Das Mitleid mit dem verkannten, stillen und edelmüthigen Mädchen verwandelte sich in der Brust des jungen Mannes in eine herzliche Zuneigung, und diese Wendung hatte auf seinen Gemüthszustand, ja auf sein ganzes Wesen den wohlthätigsten Einfluss. Er fühlte bald seine Jugendstärke zurückgekehrt, die Spannkraft seiner Glieder neu belebt.

Und als nun der Tag der feierlichen Regatta herankam, da war unser junger Gondolier unter den Wettkämpfern und trug unter allgemeinem beifälligem Zuruf den ersten Preis davon.

Das flatternde Fähnchen, sein Siegeszeichen, in der Hand schwingend, hielt er vor Rosinens Haus, brachte den errungenen Preis der Liebsten dar und begehrte sie von den freudig erstaunten Eltern zum Eheweibe.

Dies die Geschichte von der Wunderbrücke, auf welcher der Jüngling die sieben Sterne sah, von denen einer erst mit unscheinbarem Glanze leuchtete, dann aber alle anderen überstrahlte und, wie eine Sonne groß, am Himmel stand.

V. Der Montag des Lido.

In Venedig lebte vor Zeiten ein durch seine Häßlichkeit berühmtes

Frauenzimmer; sie war schielend, krumm und bucklig.

Wie nun aber die Schönheit unserer Welt eben in ihrer Mannigfaltigkeit besteht und im übrigen die häßlichen Mädchen ebensowohl als die wohlgebildeten geheiratet zu werden wünschen, so verlangte denn auch besagtes Frauenzimmer, den Weg des Lebens nicht allein zu gehen, und machte wirklich einen Verzweifelten ausfindig, der, voll Hunger und voll Schulden in die Alternative versetzt, sich in einen Canal zu stürzen, oder jenes Weib zu heiraten, das letztere wählte.

Als das Gerücht von diesem bevorstehenden Ehebunde sich in der Stadt verbreitete, da gab es vielen Spaß und die Gassenjungen sannen auf einen lustigen Schabernack, um dem liebenswürdigen Paare die Hochzeitfeier zu verleiden.

Aber die Verlobten ahnten etwas dergleichen, und beschlossen, die Vermählung in aller Stille auf dem Lido, wo sich auch eine Kirche befindet, zu feiern. So dachten sie sich der hämischen Volkslaune zu entziehen; sie machten aber damit das Übel nur noch ärger.

Eines frühen Morgens, ein Montag war es, bestiegen Braut und Bräutigam, Eltern, Verwandte und Zeugen eine Barke und ließen sich zum Lido rudern. Auf dem Wege dahin blickten sie hinter sich mit der Genugthuung von Leuten, die von einem feindlichen Strande sich glücklich weggeflüchtet haben. Sie freuten sich, daß jeder Ruderschlag sie weiter von Venedig hinwegführte, und wie sie am frühen Morgen unbemerkt sich aus der Stadt hinweggestohlen, so hofften sie auch am späten Abend unbemerkt und unangefochten wieder heimzukehren.

Am Lido gelandet, betraten sie die Kirche, wo der Geistliche den Segen über das Paar sprach; sodann verfügten sie sich in eine benachbarte Osteria, und setzten sich in bester Laune zu einem kleinen Festmahl nieder, das dort für sie bereit war.

Ein paar Stunden hatten sie sich's bereits recht wohl sein lassen, als plötzlich vor den Fenstern der Osteria sich ein erschreckliches Gejohle und Gepfeife, ein wahrer Teufelslärm vernehmen ließ.

Brautpaar und Gäste erbleichten und gar manchem blieb der Bissen im Munde stecken. Bestürzt eilen sie ans Fenster und sehen draußen eine bunte, tolle, lärmende Menge versammelt ...

Leider war das Geheimnis der Vermählung am Lido durch einen Verräther ausgeplaudert worden. Die Kriegslist der Verlobten diente nur dazu, den Übermuth der Spötter noch mehr aufzustacheln. So kam es, daß bald nach vollzogener Trauung einige eigens gemiethete Barken einen Schwarm von jungen Leuten ans Ufer brachten, die in einiger Entfernung von jener Osteria ausstiegen, dann sich in aller Stille derselben näherten und endlich unversehens das greulichste Concert anstimmten, das jemals eine Hochzeitsfeier verherrlicht hat.

Die Bestürzung der Vermählten und ihrer Gäste erreichte den höchsten Grad. Was war zu thun? Sich unwillig zeigen, das hieß den Feind noch herausfordern. Es galt also, zu bösem Spiel gute Miene zu machen.

Ungesäumt erhielt der Wirt den Auftrag, Wein, Brot und anderes Eßbare den Strolchen auszutheilen, die bei diesem Beginnen in noch größeren Jubel mit stürmischen Evvivas ausbrachen. Sie tranken, aßen, und berauschten sich aufs Wohl der Vermählten und ruhten nicht früher, bis das Brautpaar zu ihnen herauskam und ihre ausgelassene Freude theilte.

Es war eben die schöne Jahreszeit. Die lustige Menge zerstreute sich auf nahen Grasplätzen, etliche Pfeifer, Guitarrespieler und Geiger mischten sich darein, und nun gieng es an ein Singen und Springen und Tanzen, was das Zeug halten wollte.

Lange nach Einbruch der Nacht erſt beſtieg man die Barken wieder und die Neuvermählten wurden wie im Triumphe nach Venedig zurückgeleitet, und zwar bis zur Thüre ihres Hauſes, unter Saitenſchall und lauten Evvivas.

Das luſtige Ereignis gab der Sitte den Urſprung, die Montage des Monates September mit kleinen Volksfeſten auf dem Lido zu feiern. Noch bis auf den heutigen Tag ſieht man an den Montagen des genannten Herbſtmonates den Strom der Spaziergänger nach der Gegend des Lido hin ſeine Richtung nehmen.

Der Adlerwirt von Kirchbrunn.

Eine Dorfgeſchichte von P. K. Roſegger.

(Schluſs.)

Neunter Abſchnitt.

Vom Schopper-Schub wiſſen wir, daſs er ſeit Jahren die Jungmagd Frieda nicht mehr aus den Augen ließ. Er verfolgte immer ihre Spuren und oft war er in ihrer Nähe, ohne daſs ſie es ahnte. Beim Möſtl in der Abachleuten war es ihm gar bequem, da konnte er ſich aus ſeinem Holzſchlag an den Samstagabenden und manchmal auch an den Sonntagnachmittagen einfinden, um mit ihr zu plaudern. Die ganze Woche hindurch freute er ſich auf das Stündlein, an welchem er nahe bei ihr, wenngleich durch eine Wand getrennt, ſitzen konnte. Es waren zumeiſt die allergewöhnlichſten Dinge, über die geſprochen wurde, aber dem Holzknecht war wohl, wenn er ihre Stimme hörte und wenn er ſah, wie ſie manchmal ſo kindlich lachte.

Alſo war er auch an dieſem Sonntagnachmittag in die Abachleuten gekommen, beim Möſtlhaus zugekehrt, hatte ſich auf die Stubenbank hingeſetzt und geſagt, er müſſe doch ein wenig in den Schatten gehen.

„Ja," hatte das Möſtlweib neckend geantwortet, „Schattens wegen wirſt du in die Abachleuten kommen! den haſt in deinem Siebenbacherwald weit beſſer. Wirſt den weiten Weg heut wohl umſonſt gemacht haben. Sie iſt zu den ſieben Lärchen hinauf wallfahrten gegangen."

„So", antwortete der Schopper ganz gleichgiltig. „Da hat ſie ſchon recht. Das Beten ſchadet niemandem."

Und wenn das Beten niemandem ſchadet, dachte er für ſich weiter, ſo wird's ja auch mir nicht ſchaden. Und ſtieg an gegen die Schabelhöhe. Er gieng nicht den guten Fahrweg, er wählte die ſteileren aber kürzeren Steige; Bergesmühſal gibt's für den Holzknecht keine und durch den Wald hinauf mag er ſich das Schlagholz anſehen. Als er auf die freien Weiden kam und auf die weiße Straße hinüberblicken konnte, ſah er ſie dort gehen, er erkannte ſie ja ſchnell. Und einen Büchſenſchuſs hinter ihr eilte ein Mann drein. Der Schopper ſchärfte ſein Auge und erkannte den jungen Adlerwirt von Kirchbrunn. — Vor Überraſchung wie gelähmt, blieb er einen Augenblick ſtehen. — Was iſt das? — Was iſt das? — Steht es ſo mit der Wallfahrt zu den ſieben Lärchen? Ei, da wollen wir ihnen doch einen

Baum über den Weg werfen. Ist denn schon alles falsch auf der Welt? Gut, alsdann will ich's auch sein. — So seine Gedanken. Neuerdings zog er sich in den Wald zurück und lief durch denselben an der rückwärtigen Berglehne der Kapelle zu. Er kam früher hinauf als die anderen. Hinter der Kapelle kroch er in das Fichtendickicht und kauerte sich an die Holzwand, um durch eine Spalte in das Innere der Kapelle lugen zu können, während durch das Gezweige hin der Anger mit den Tischen sichtbar war. So beherrschte er den Schauplatz nach beiden Seiten. Er langte mit der Hand in seinen Sack, ob er das Messer bei sich habe. — Ja, mein lieber Adlerwirt, ich habe dir's gesagt und du hast es nicht geglaubt. Des Herrgotts Mühlen mahlen langsam aber sicher! —

Er hatte gesehen, wie die Frieda beklommen in die Kapelle getreten war, und als er merkte, dass ihr Gebet ihm galt, da löste sich von seinem Auge ein salziger Tropfen los und rann über die rauhe Wange, durch den struppigen Bart bis an die Lippen. Dann stand plötzlich an der Thür der junge Adlerwirt mit heißbegehrendem Blick. Der Holzknecht erfasste die Hirschhornschale seines Messers. Als er hernach vernahm, was draußen gesprochen wurde an den Tischen, jedes Wort des armen Burschen voller Unglück und voller Liebe, und wie das Dirndel dagegen ankämpfte, bis doch in beiden die wilde Allgewalt Siegerin ward — da loderte in ihm Wuth und Rachgier auf, dass der fliegende Athem glühte an seinem Munde. Und er stürzte mit gezücktem Messer hin auf das Paar. Die Frieda that einen Schrei und wollte sich schützen unter dem Brette eines Tisches. Der Wolfram jedoch stand wie ein Baumstamm da und fragte: „Holzknecht! Was willst du?"

Diese starre Ruhe lähmte den Schopper für den Augenblick, denn er war auf Gegenwehr gefasst gewesen und in einem Zweikampfe wollte er siegen oder fallen.

„Bist du da, um mich zu tödten?" fragte der Wolfram. „So stoße zu. Ich habe mein Leben verspielt und wehre mich nicht. Willst aber ihr etwas zuleide thun —!" Er ballte die Fäuste.

Dem Schopper sank der Arm mit dem Messer. Plötzlich wendete er sich, stürzte in das Dickicht und hastete davon durch den Wald hin. — Halb betäubt war er und seine Gedanken wurden wirr. — Warum hast du es denn nicht gethan? fragte er sich selbst. Und er selbst antwortete: Er hätte einen Bankbalken losreißen müssen. Nicht davonlaufen wollen und sich auch nicht wehren, wer kann denn da zustoßen? Einen Baum fällt man so, aber einen Menschen —. Und hernach, weiß ich denn, welches fort muss? Soll der Adlerwirt sterben? Ist er nicht der Ehebrecher und Verführer und der Räuber derer, die mir Gott gegeben hat? — Oder soll sie sterben? Ist nicht sie die Ursache seiner Treulosigkeit, die den Sünder anlockt und einen treuen Menschen verschmäht, verachtet, in Verzweiflung treibt? — Oder soll ein Dritter sterben? Soll er selber sterben, weil alles aus ist, und freiwillig sterben, bevor er zum Mörder wird? Mir kommt's nur auf den Schuldigen an. — Denn das sah er nun wohl, es war die unbändige, rasende Liebe, in welcher das junge wehrlose Menschenpaar hinschmolz, wie Wachs im brüllenden Feuer eines brennenden Hauses. Armer Holzknecht, so wie du selber wehrlos bist gegen diese Macht, so sind auch sie es. Was können sie dafür!" — Du hast dir vorgenommen, Schopper-Schub, für die Frieda alles zu wagen und zu opfern, um sie glücklich zu machen. Siehst du es denn nicht, jetzt ist sie glücklich! — Was willst du denn noch? — Einmal hast du dein eigenes Haus angezündet, weil es böse Ursach' ist gewesen. — Kannst du rechnen, Holz-

knecht? Wenn du ein bisschen rechnen kannst, so sage, was mehr ist, eins oder zwei. Wenn zwei mehr sind, als eins, so ist einer weniger, als zwei. Lass die zwei sein, und den einen streiche weg. —

Also dachte der arme Mensch und gieng — ach wie traurig! — den Holzhütten seines Thales zu.

Zehnter Abschnitt.

Wer genug Zeit und Tiefblick hat, um die Ursachen und Wirkungen zu betrachten, der wird — sei es zu seinem Schreck, sei es zu seinem Trost — finden, dass alle Fehltritte und Verstöße des Menschen gegen Sitte und Gesetz, gegen das Gute und Rechte überhaupt, sich fast allemal strafen, und zwar an derselben Person oder an demselben Geschlechte. Schade nur, dass die Strafe nicht unmittelbar genug folgt, um stets als Strafe für Sünde und Vergehen empfunden zu werden. So mancher, der sein Elend selbst geschmiedet, hält sich für den Unschuldigsten von der Welt und ist geneigt, die Ursache dieses Elendes anderen in die Schuhe zu schieben. Solches Misskennen führt ihn zu weiteren Fehlern und Ungerechtigkeiten, und im Gefühle des eigenen Sturzes sucht er auch andere mit sich zu reißen. Leichter kehrt der um, welcher ein schweres Verbrechen begangen, als einer, der tausend Fehler hat und dem Mitmenschen täglich im kleinen tausendmal unrecht thut. Doch ist letzterer eben so Verbrecher, als ersterer, nur schreit er Zeter und Mordio, wenn endlich auch an ihn die Nemesis herantritt mit dem Richtschwert.

Frau Kunigunde hatte kaum eine Ahnung davon, dass sie eine der Hauptursachen an dem Niedergang ihres Hauses und die einzige Ursache an ihrem und ihres Mannes Unglück war. Sie war immer nur geneigt, alles auf ihren Mann, auf seinen Vater, auf alles andere zu schieben. Und je weher ihr ward, um so höher stieg ihre Verbitterung gegen die eingebildeten Feinde. Und das Schicksal nahm seinen Lauf.

Bei dem Adlerwirtshause zu Kirchbrunn hatte sich reges Leben entfaltet wie schon lange nicht. Allerhand Wägen kamen angefahren von oben und von unten und spannten aus, Bauern, Bürger und Herren waren da, Schacher und Händler, und die Wirtsstube war viel zu enge, auch im Vorhause und im Hofe standen Tische, und die Kellnerinnen liefen über die Gasse hin und her. Das gab doch wieder einmal ein Geschäft.

Meint ihr?

Da müsste man erst noch die Wirtsleute fragen. Der alte Adlerwirt lag bei einem Nachbar im Scheunenstroh und bat mit lallender Stimme fortwährend um Branntwein. Er wolle nie mehr nüchtern werden auf dieser verdammten Welt. Der junge Adlerwirt war seit Wochen verschollen. Im Siebenbachwald, so hieß es, wäre er einmal gesehen worden, aber ganz seltsam aufgeregt, er müsse etwas Besonderes im Sinne haben, man werde noch merkwürdige Geschichten von ihm hören. So kam es, dass auch Frau Kunigunde nicht ruhig sitzen bleiben konnte in ihrem Zimmer. Sie ließ ihre Mutter, der ja alles gleichgiltig war, allein, und als sie auf einem Steirerwäglein und in ihrer tadellosen Trauerkleidung hübsch fein geputzt aus dem Hofe fuhr, klang in demselben das erstemal der Ganthammer. Alles wurde versteigert im Adlerwirtshause, nur nach den Insassen war keine Nachfrage.

Frau Kunigunde fuhr in das Gebirge hinein. Sie hieß auf das Pferd dreinhauen, sie bewarf den Pferdeknecht mit Schimpfnamen, denn sie wusste ihrer Galle kein Ende. Was sie dem Knecht und dem Pferde anthat, das war alles ihrem Manne vermeint. Dem Flüchtling! dem gewissenlosen Ausreißer! Solange er Geld erwartet

von ihrem Vater, hat er den Hausherrn gespielt, jetzt weil nichts ist, weil alles in die Brüche geht, verlässt er sein armes Weib in Noth und Schande und strommert in allen Weiten um, man weiß nicht wo und mit wem. Aber warte, Schelm, wir werden dich noch einfangen. Du sollst Gott erkennen lernen! Du sollst mir kirre werden! Hinwärts zieht mich noch das spottschlechte Ross, es ist aber viel tausendmal besser als du; herwärts sollst du den Bettelkarren ziehen, und dass du zahm wirst wie ein Pfründnerschaf und mir Brennesseln aus der Hand frisst, das soll meine Sorge sein. —

Unter solchen Liebesgedanken fuhr Frau Kunigunde auf die Suche nach ihrem Manne. Sie sprach bei manchen Häusern zu, schämte sich aber, geradehin zu fragen: Habt ihr meinen Mann, den Adlerwirt von Kirchbrunn, nicht irgendwo gesehen? — Ja, Frau Adlerwirtin, ist Euch Euer Mann durchgegangen? — Das wäre eine hübsche Unterhaltung gewesen.

Also fasste sie es so: „Hat nicht mein Mann hier zugefragt?“ — „Wissen nichts, vor einer Woche oder wann haben wir ihn vorbeigehen gesehen.“ — „Sollte er nach mir fragen, so weiset ihn, ich bin vorausgefahren in den Siebenbacherwald, wegen des Holzkaufes.“

Bei den Holzknechthütten im Siebenbachwald ließ sie ausspannen und begehrte etwas zu essen.

„Ja“, meinte ein resches Holzerweib, „kein Wirtshaus ist halt bei uns nicht. Gaismilch mit Schotten, wenn's recht wäre?“

Vom Herzen gern hätte Frau Kunigunde geantwortet, dass sie Schweinefutter nicht gewohnt sei, wäre nur ihr Hunger nicht gar zu groß gewesen. Während sie die Milch trank, erzählte sie, dass mit ihrem Mann eine Zusammenkunft draußen bei den drei Brücken verabredet gewesen sei, dass sie sich aber verfehlt hätten. Und sie frage, ob er, der Adlerwirt von Kirchbrunn, nicht etwa hier herum gesehen worden sei.

„Seid Ihr die Adlerwirtin?“ fragte das Holzerweib. „Nachher glaub' ich's gern, dass er bei den drei Brücken nicht gekommen ist. Von Euch ist er ja eben davongelaufen, sagen die Leute.“

Frau Kunigunde warf eine Münze hin und machte sich entrüstet auf die Wander zu den Köhlerstätten.

Bei der Kohlenbrennerei fragte sie wieder an.

„Der Adlerwirt?!“ schrie der alte Köhler, denn er war schwerhörig, daher hielt er auch andere dafür. „Weiß nichts davon. Aber der Vorknecht soll letzt' Zeit her alleweil vom Adlerwirt reden.“

„Wo ist denn dieser Vorknecht?“

„Der ist jetzt nicht da, der ist oben im Zagelwald. Für ein Weibsbild nicht gut hinaufzusteigen.“

„Ich will hinauf!“ sagte Frau Kunigunde.

„Weiß nicht, ob es Euch viel nutzen wird“, meinte der Kohlenbrenner, „letzt Zeit her ist der Schopper — so heißt der Vorknecht — nicht recht im Kopf, ganz kleinsinnig oder was lauter. Ist nichts Rechtes von ihm herauszubringen. Vom Adlerwirt redet er nächtig im Traum.“

Die Frau dingte sich einen herumlungernden Knaben und stieg mit diesem hinan gegen den Zagelwald. Mehrmals gieng es in tiefen Schluchten über Sand, Gerölle und wuchtige Steinblöcke dahin an brausenden Wässern, mehrmals unter einem schwindelnd hohen Holzgerüste durch.

„Was das für ein hoher Steg wäre?“ fragte die Adlerwirtin.

„Das ist kein Steg“, antwortete der Knabe, „das ist die neue Holzriesen, wo die großen Blöcher herabrutschen und zum Feierabend die Holzknechte selber. Wie viele Kreuzer krieg' ich denn dafür, dass ich mitgeh'?“

Nach einer Stunde waren sie auf der Höhe bei dem Holzschlag. Die Leute,

welche hier arbeiteten, blickten einander nur so an, als sie vernahmen, die junge Frau wolle mit dem Vorknecht sprechen. Der Vorknecht sei aber gar nicht auf dem Schlag, der liege auf dem Buchenanger im Grase; er sage, er arbeite nichts mehr und das liebe Christenvolk möge gesund bleiben und ihm an den Buckel gucken. „Wollt Ihr das, so könnt Ihr ihn ja aufsuchen", setzte der Berichterstatter bei.

Da ist etwas dahinter! dachte Frau Kunigunde und ließ sich zum Buchenanger führen.

Der Schopper, als er sah, wer daherkam, sprang rasch vom Rasen auf. Er sah wirklich wild und wirr aus. Ohne viele Einleitung fragte sie in strengem Tone nach ihrem Manne, dem Adlerwirt.

„Was weiß ich?" knurrte der Holzknecht. „Habt Ihr mir ihn zum Aufheben geschickt?"

„Du weißt, wo er ist!" sprach sie scharf.

„So? Na, wenn ich's weiß, dann muß ich's freilich sagen. Den Adlerwirt hat sein Weib verlassen, da ist er zu einer anderen gegangen."

„Wo er ist, will ich wissen!"

„Vor etlichen Tagen", antwortete der Holzknecht gottlos ruhig, fast träge, „hat er sich auf der Schabelhöh' aufgehalten, oder im Wirtshaus dort herum. Jetzt kann's sein, dass er drüben in der Abachleuten ist."

„Ein Schandmensch! Ein Schandmensch!" keuchte sie, und fast vergieng ihr der Athem vor Wuth. „Der soll das höllische Feuer beizeiten kennen lernen, dafür stehe ich gut!"

„Dieweilen sitzt er im Himmel", sagte der Schopper. „Und ich wäre der Meinung, wer so fest drin sitzt, den lasst man sitzen."

Frau Kunigunde hatte sich niedergelassen auf einem Baumstock, ihr zitterten die Beine.

„Wie weit ist's bis in die Abachleuten?" fragte sie.

„Zwei Stunden, wer gut antaucht."

„Mein Gott, mich verlassen schon die Füße."

„Wenn die Frau ein Stündlein wartet, so kann sie mit mir auf dem Brettel hinabrutschen", sagte der Holzknecht.

Ja, sie wolle warten. Und der Schopper dachte: Herrgott im Himmel, was ist das für ein Schick! Ich rutsche mit seinem Weib auf der Riesen hinab. Und ganz plötzlich fuhr es ihm durch den Kopf: Wenn er mir die Meine nimmt, so nimm ich die Seine. Wert ist sie's, dass sie mit mir kommt. Es geht nichts über die Ordnung. Und nachher ist Fried. —

Dieweilen Frau Kunigunde erschöpft auf dem Baumstock saß und missmuthig den Holzhauern zusah, die immer Blöcke an die Riesen schleppten und hinabgleiten ließen, strich der Schopper wie halb verloren auf dem Schlage um. Manchmal blieb er stehen und starrte auf den Erdboden, dann hob er das krause Haupt gegen Himmel und schnappte nach Luft. Dann lachte er hell auf und einer der Männer hörte ihn sagen: „Besser kunnt sich's nicht mehr reimen. Wer ungeschickt ist, der muss hinab, dass er anderen nicht im Wege steht."

„Du Franzel", redete er, als die Abendstunde kam, einen Arbeiter an. „Wenn du einmal beim Möstl in der Abachleuten vorbeigehst, gelt, so bist so gut und gibst das Ding dort ab. Es ist für die Magd Frieda." Damit gab er ihm ein rothes zusammengeknulltes Tüchlein. „Und jetzt, Leute!" rief er laut hinaus über den Schlag: „Jetzt ist Feierabend. — Fahrt ihr nur voraus hinab, wir, ich und die Frau Adlerwirtin, rutschen hinten drein."

Die Werkzeuge brachte man in Sicherheit, die Lodenröcke hieng man sich über die Achseln und da war's fertig.

Muldenförmige, vorn ein wenig aufgekurfte Bretter wurden in die Rinne der Riesen gelegt und auf je

einem solchen Fahrzeuge glitten ein oder auch zwei Mann hinab. In der Hand hatten sie lange Stöcke, mit welchen sie sich nöthigenfalls leiten, anstemmen oder weiterschnellen konnten. Auf etwa hundert Schritte Zwischenräume wurden sie abgelassen. Anfangs glitt es gemächlich dahin, allmählich kam's in rascheren Lauf, und auf steileren Strecken sauste es unheimlich schnell dahin, manchmal an Erdeinschnitten und zweimal über grauenhaft tiefe Schluchten, aus welchen Schutt und Gestein und schäumendes Wasser heraufleuchtete. Über den schwindelndsten Stellen jauchzten einige. An den Rinnbäumen der Riesen dröhnte noch lange das Rollen herauf, selbst als die Bretter schon den Augen entschwunden waren.

Als die Holzknechte dermaßen alle angefahren waren, gieng der Schopper zur Frau Kunigunde, die noch immer auf dem Stocke saß, machte eine kleine Verbeugung und sagte: „Also, Adlerwirtin, jetzt ist's an uns zweien."

„Ist wohl doch keine Gefahr dabei?" fragte sie.

„Ihr seht ja, wie sie jauchzen unterwegs. In die ewige Seligkeit kann man nicht lustiger hineinfahren. Im Siebenbachwald gibt's halt keine so feinen Eisenbahnzüge wie in Gessnitz. Wir haben das lange Brettel mit zwei Sitzen. Ich setze mich voran, Ihr habt hinterwärts Platz. Nur frisch dran, Frau Adlerwirtin!"

„Es ist grauenhaft!" sagte dieFrau.

„Nichts ist grauenhaft", lachte der Schopper. „In fünf Minuten sind wir unten. Kommt nur. Prächtig wird's."

„Ich will heut' ja noch weiterfahren."

„Freilich, Adlerwirtin. Nur hübsch anhalten. Sitzen wir fest?"

„Ich sitze."

„Also, im Gottesnamen!" Mit diesem Worte stieß der Schopper aus, und das Schifflein begann zu gleiten. Erst hielt der Mann mit beiden Händen den langen derben Stock in die Luft. Vorwärts gieng's rasch und rascher. Steiler wurde die Bahn und da sauste das Brett pfeifend dahin. Es schoss über den ersten Abgrund, es schoss durch den Erdeinschnitt, es schoss dem zweiten großen Abgrunde zu, und als es hoch über der Schlucht rasend schnell hinglitt, senkte ganz plötzlich der Schopper den Stock, stemmte ihn vor sich in die Riesen, da sprang das Fahrzeug hinten empor, schlug über, und die beiden Menschen flogen in weitem Bogen durch die Luft — stürzten in die Tiefe.

Ein ganz kurzer Schrei gellte durch die abendlichen Lüfte, und dann war nichts mehr zu hören, als das rauschende Wasser in der Schlucht. — —

Elfter Abschnitt.

„Du Alte!" schrie der Möstl in der Abachleuten seinem Weibe zu, als er von der Heuarbeit heimkam, „das wird nicht gehen, mit der Frieda, 's ist schad', aber fortschicken musst sie. Das Umziehen mit einem verheirateten Menschen können wir ja nicht leiden. Hab' sie just wieder auseinandergejagt allzwei."

„Geh!" entgegnete das Weib, „bist doch nicht g'scheit! Schon wieder dagewesen ist er?"

„Soll ganz Kirchbrunn im Stich gelassen haben, sitzt jetzt da draußen im Zeilinger-Hammer als Kohlenvermesser."

„Das ist sauber", sagte sie, „da hätten wir ihn alle Tag in der Hütten. Recht hart ist mir um die Magd, aber wenn sie's so macht, soll sie gehen, lieber heut' als morgen."

„Ein Plangen haben die zwei zu einander, rein, als ob's ihnen wär' angethan worden. Der Vorknecht Schopper soll ganz toll sein drüber, ich glaub's. Wenn nur da kein unliebsamer Handel herauskommt. Alte, der Schopper, wer ihn kennt, das ist ein gefährlicher Mensch!"

Noch sprachen sie so, als ein Holzknecht aus dem Siebenbachwald hereinstolperte. „Abrasten muß ich", sagte er als Gruß und setzte sich gleich auf die Bank. „Bist eh daheim, Möstl, ist mir recht. Habt es schon gehört? das groß' Unglück im Siebenbachwald? Gestern auf dem Abend. Beim Abrutschen. Von der neuen Riesen in die Karwasserschlucht gestürzt!"

„Mutter Anna!" rief der Möstl aus. „Wer denn?"

„Er — der Schopper und ein fremdes Frauenzimmer!"

„Was sagst?"

„Die Adlerwirtin von Kirchbrunn soll's gewesen sein."

„Was sagst?" schrie der Möstl und lachte auf.

„Na ich danke, wer bei so was lachen kann!" sagte der Holzknecht.

„Ist nicht schlecht gemeint", redete das Möstlweib drein. „Der lacht alleweil, hat's Weinen und's Lachen in einem Sackel beisammen."

„Der Schopper und die Adlerwirtin!" murmelte der Möstl und faltete die Hände. „Aber Herr himmlischer Vater, ist das dein Ernst?" Er lachte wieder.

„Wir können es uns auch gar nicht denken, wie es geschehen ist," berichtete der Bote. „Es kann was dahinterstecken. Wird schon aufkommen. Schauderlich, wer's gesehen hat! Von ihr ist kein Knocherl ganz verblieben. Bei ihm fehlt nur der Kopf."

„Aber mein Gott!" rief das Möstlweib, „wie soll sich denn ein Christenmensch so was zusammenreimen!"

„Ist nicht eine Magd Frieda bei euch da?" fragte der Holzknecht. „An die hab' ich ein Tüchel abzugeben. Ich weiß nicht, mir hat's der Schopper zugesteckt, gerade vor dem Unglück. Wir kennen uns nicht aus. Ein Knoten ist im Tüchel und ein Papierl ist drinnen, aber wir können keiner lesen. Weil ich's versprochen hab', dass ich der Magd Frieda die Sach' übergeben will."

Alsbald wurde die Magd von der Wiese heraufgerufen.

„Du Frieda", redete der Möstl sie an, „der da, der hat was für dich."

Mit Hast löste sie den Knoten, mit zitternden Fingern entwirrte sie das Papier, es war ein abgerissenes graues Streifchen, und darauf standen mit grobem Bleistift ungefüg geschrieben die folgenden Worte:

„Liebe Friederika!

Bin überflüssig, mach mich davon. Nehm auch eine andere mit, die euch im Weg möchte stehen. Mehr kann ich nicht thun für dich. Sei glücklich mit ihm.

Schubhart Schopper."

Also hat sich's zugetragen. Und was wird jetzt geschehen sein? Alles Menschengeschick steht in Gotteshand, alles vollzieht sich nach seinem Rathschlusse und fast nichts nach dem Sinne der Menschen.

Als die Magd Frieda in dem Opfertode des armen Waldmenschen seine unermessliche Liebe zu ihr besiegelt sah, als das letzte Hindernis gefallen war zwischen ihr und dem Adlerwirt, dass sie sich nun vor Gott und der Welt hätten können die Hände reichen — fand sie, dass ihre heiße Leidenschaft für Wolfram anfieng zu schwinden. Was war das für ein Unterschied! Was sind die gewöhnlichen Männer für zage, gemeinsinnliche, engherzige Schelme gegen diesen einen einsamen, heldenhaften! Von diesem allein war sie geliebt worden, mit einer Liebe, wie wenigen Weibern auf Erden sie zutheil wird, mit einer Liebe, die stärker ist als der Tod. — Aber gekannt hat er es nicht, das Weibesherz, sonst hätte er in voraus wissen müssen, dass sein Opfer umsonst ist.

An demselben Tage, als die Reste der beiden Verunglückten auf einem kleinen Alpenkirchhofe still bestattet worden waren, schrieb die Frieda einen Brief an den Adlerwirt:

„Lieber Wolfram!

Weil das geschehen ist, muss es aus sein und ganz aus sein bei uns zweien. Er thät' immer zwischen uns stehen mit seinen blutigen Wunden. Ich habe wohl einmal gemeint, ich kunnt dich glücklich machen, jetzt nimmer. Und im Unglück bist schon genug gewesen. Du bist frei geworden vor drei Tagen, ich habe geheiratet. Sein Sterbetag ist der Hochzeitstag zwischen ihm und mir geworden. Ich bin sein, und du wirst auch wieder eine andere finden. Ich wünsche dir alles Gute, und was vergangen ist, das soll vergessen sein."

* * *

Nachwort zu dieser Geschichte.

Weil unser Dasein ohnehin überreich an Drangsal und Leid ist, so wollte ich — beginnend mit heiterem Liebesabenteuer des jungen Adlerwirtes von Kirchbrunn — in dem süßen Herzensleben junger Menschen eine Idylle schreiben, mir und anderen zur Ergötzung. Allein es ist anders gekommen. Wie es im Leben sich so häufig fügt, dass alles ganz anders wird, als der Mensch gehofft hat, kommt solches bisweilen sogar auch in der Dichtung vor. Nicht das erstemal — ich gestehe es — ist es mir hier passiert, dass während der Entwickelung einer Geschichte ganz von dem ursprünglichen Plane abgewichen wurde, weil sich folgerichtig andere Dinge ereignen mussten, als im Plane ausgeheckt waren. Den Plan macht der Kopf, dem ist im Übermuth und Fürwitz alles möglich, der hat hundert Leitern, um dem Erdboden zu entkommen und in willkürlichen Zonen seine Luftschlösser zu bauen. Wenn nachher aber das Herz anhebt, dichterisch zu schaffen, nach Vorbildern der Wirklichkeit sinnlich zu gestalten, nach göttlichen und dämonischen Gesetzen des Gemüthes zu handeln, da wird die Luftlinie verlassen und je nach der Bodenbeschaffenheit vorangegangen. Da ist es am besten, wenn der Dichter seiner Geschichte nicht vorangeht, sondern ihr folgt, wenn er sie nicht leitet, sondern von ihr geleitet wird, das heißt, wenn er der Entwickelung nicht Gewalt anthut, sondern dieselbe nach gegebenen Verhältnissen sich selbst frei vollziehen lässt.

So habe ich es auch hier gehalten. Meine Gestalten — bestimmt veranlagte Menschen — sah ich vor mir. In harmlosem Spiele führte ich sie durcheinander, wie der Zufall oder das Geschick uns selbst durcheinander würfelt. Sie gewannen eine bestimmte Stellung zu einander, und nun war die Lage gegeben; im Augenblicke begann eine Entfaltung und eine Entwickelung, die sachte vom gezogenen Plane abwich, immer weiter und unheimlicher, bis zu jener letzten Folge, vor der ich selbst erschrak. Aus der lockenden Idylle ist ein tragischer Roman geworden, der nicht beabsichtigt war.

Es wird einem auch oft recht langweilig auf dem Tummelplatze des gewöhnlichen Lebens. Der Alltagsmenschen Begierden und Thaten sind lächerlich schnöde, man wird mit ihnen weder warm, noch kalt. Wenn aber unvermuthet irgendwo ein starkes Herz auftaucht, sei es in wildwetternder, zerstörender Leidenschaft, sei es in heldenhaftem Opfermuth, alsbald reißt es des Dichters Aufmerksamkeit auf sich und lässt sie nicht wieder los, und so lange nicht wieder, bis es an einer großen Tugend zugrunde geht.

Als auf dem Freiballe beim Schwambachwirt mein Held plötzlich hinausgerufen wurde zu einem halbverkommenen Holzknecht, da ahnte ich noch nichts. Als dieser Holzknecht aber vom Adlerwirt verlangte: Lass' ab von der Dirn! Sie ist mein, und wenn du sie noch einmal anrührst, so wirst erstochen! — Da war ich in seinem Banne. Als ich hernach der weiteren Entwickelung meiner Geschichte mit

doppeltem Intereſſe folgte, war ich überzeugt, daſs der Schopper-Schub den Adlerwirt ganz gewiſs ermorden würde. Es kam anders, der weichmüthige Adlerwirt ward zu einem beklagenswerten Dulder, ſeine Liebe zu Frieda ſuchte er redlich zu dämpfen, bis er endlich vom Zufall unbarmherzig mit dem Mädchen ſeiner heimlichen Leidenſchaft zuſammengeführt wurde. Jetzt ſtanden die Dinge ſo, daſs der Schopper-Schub wohl ans Meſſer griff, aber nicht mehr zuzuſtoßen vermochte. Denn durch lange Entſagung war in ſeinem warmen treuen Herzen die Liebe zum Weibe weit und hoch über die ſinnliche Leidenſchaft hinausgewachſen, und mächtig erfüllte ihn der eine Gedanke: Glücklich machen das geliebte Weſen um jeden Preis. Ein zweites Wort ſprach der Rechtsſinn des Naturmenſchen: Wenn die zwei ſich in der That lieben, ſo ſollen ſie ſich haben. — In dem Augenblicke, als ich den armen Menſchen in weher Verzichtung dahingehen ſah, wuſste ich freilich, daſs da noch etwas geſchehen würde. Ich glaubte nicht recht, daſs der Schopper ein Opfer nur halb vollbringt, und daſs er ſelbſt nicht mehr würde weiterleben wollen, das fürchtete ich.

Als Frau Kunigunde von dem der Gant verfallenen Adlerwirtshaus auf dem Steirerwäglein fortfuhr, ließ ich ſie ſehr ungern in den Siebenbachwald ziehen. Aber ihre Rachſucht gegen den durchgegangenen Mann war ſo groß, daſs ſie keine Macht der Welt zurückgehalten haben würde, ſeine Spuren zu verfolgen. Ich ahnte nichts Gutes, als ſie dem Schopper-Schub nachfragte und leider — meine Ahnung hat mich nicht betrogen.

So leid es mir um den Schopper that, ſo fiel mir doch ordentlich ein Stein vom Herzen, als das gräſsliche Unglück auf der Holzrieſen geſchehen war — jetzt endlich! jetzt können die zwei jungen Leute, die wirklich für einander geſchaffen zu ſein ſcheinen, zuſammen heiraten! — Und da thut ſich mir eine ungeahnte Tiefe des Weibesherzens auf: Jetzt, da *Solches* ſich zugetragen, mag ſie keine Liebſchaft mehr, und am wenigſten eine mit dem, der ihr ſo lange im Wege geſtanden, deſſentwegen ſie den treueſten Menſchen auf der Welt miſskannt und abgewieſen hat.

Wenn meine heiteren Geſchichten auf ſolche Art enden, dann will ich mich zweimal beſinnen, ehe ich wieder einmal eine Idylle anfange zu ſchreiben. Und vielleicht thut auch jeder andere wohl daran, ſich zweimal zu beſinnen, bevor er — ſei es mit einer armen Magd, oder ſei es mit einer feinen Großbauerntochter — ein Liebesverhältnis anhebt. Iſt die Dichtung ſchon ſo ſchlimm, um wie vielmehr erſt die Wirklichkeit . . . .

Von den wenigen Bekannten, die noch leben, haben wir uns gar nicht verabſchieden können. Es gieng zu ſchnell. Wenn der Chroniſt dieſer Ereigniſſe ſich ſchließlich ſelbſt als einen alten Bekannten vorſtellen wollte, als den kleinen Profeſſor Nix, ſo wäre uns damit nicht ſehr gedient. Der Frieda und dem Wolfram hätten wir noch gerne die Hand gedrückt. Wenn ſchon die Jungdirn ſchrieb, daſs, was vergangen iſt, vergeſſen ſein ſoll, ſo möchten wir ihnen doch für das, was kommen wird, alles Gute wünſchen, vor allem ein ſtarkes Herz, welches die trotzdem unvergeſslichen Erfahrungen der Vergangenheit in der Zukunft ſich zunutze mache.

Wenn Einer es zu schlau macht.

Eine schwänkige Geschichte von Ludwig Anzengruber.*)

Das Trauerjahr der verwitweten Wirtin „zum blauen Stern“ in Oberndorf war um, sie hatte nach ihres Mannes Tod zwei Kinder, einen Buben und ein Mädel, zu erziehen und das große gangbare Einkehrwirtshaus zu führen; das war wohl Überlast für eine alleinstehende Frau, und im Orte war man überzeugt, „dass sie nicht alles miteinander werde d'ermachen können“, und bald trachten müsse, wieder unter die Haube zu kommen, und niemand zweifelte daran, dass sie um Freier nicht zu sorgen brauche, denn ihre Person, die einer stattlichen Dreißigerin, war ganz darnach angethan, mehr als einen anzulocken, alle Last mit ihr zu theilen.

Es war natürlich, dass keiner, der auf die schmucke Wirtin oder das gute Geschäft, oder auf beide Absichten hatte, die ganze Trauerzeit verstreichen ließ, ohne der Witwe merken zu lassen, wie gut er ihr sei, und wie lieb es ihm wäre, wenn ihm von ihrer Seite Gleiches widerführe. Kurz nach dem Todesfalle, der die Frau zum Herrn des „blauen Sternes“ machte, hatten die beiden anderen Gastgeber im Orte den Verdruss, manchen ihrer Stammgäste plötzlich zu verlieren, sie wussten aber recht gut, wo derselbe zu finden war; bald jedoch kehrten die Treulosen wieder zurück, nicht wenig erbost über den Empfang, den sie bei der trauernden Witwe gefunden, die in rückhaltloser Weise zu verstehen gab, es möchte nur jeder bleiben, wo er sich bei Lebzeiten ihres Seligen verhalten hätte, und sie gebe nichts auf „so 'nen Kalfakter“. Sie gestand nur ihren Stammgästen das Recht zu, sie zu trösten und ihr zu rathen; dafür erhielt sie von ihren zwei Concurrenten den Titel eines Ehrenweibes, und es ward ihr von denselben nichts in den Weg gelegt.

Mit Trost und Rath trifft es eben nicht jeder gleich, und so konnte es nicht fehlen, dass einige ihrer Stammgäste den anderen den Rang abliefen. Bemühung, die keinen Dank findet, verdrießt bekanntlich bald jedermann, und so überließen nach wenigen Wochen all jene, die das Maulwerk nicht so „bei der Hand“ hatten, den also bevorzugten das Feld. Eigentlich waren es, nach Zahl der guten Dinge, nur drei, denen die Wirtin für derartige Theilnahmsbezeigungen ein freundliches Gesicht zeigte; der erste war der „Räuberferdl“, stand aber durchaus nicht im Verdachte, dass er „ein freies Leben führe“, und nur höchst ausnahmsweise, wenn er sehr spät vom Wirtshause heimgieng, „war der Mond seine Sonne“, und er hieß eben: Ferdinand Räuber, war ein verwitibter Winzer, ohne Kinder; er besaß ein weiches Gemüth, daher er es am besten traf, der verlassenen Witwe in Stunden, wo sie ihre Vereinsamung empfand und beklagte, nach dem Herzen zu reden; an Trösten war er allen anderen über, es kam ihm ja auch der sympathisch stimmende Umstand zugute,

*) Diese meisterhafte Humoreske entnehmen wir dem vierten Bande der „Gesammelten Werke von Ludwig Anzengruber. Stuttgart. J. G. Cotta'scher Verlag. 1890. Wir werden auf diese höchst verdienstvolle Ausgabe des Näheren zurückkommen. Die Red.

durch ein gleiches Leid geprüft worden zu sein. Es hieß zwar, er sei etwas dem Trunke ergeben, aber das behaupteten nur etliche Nachbarsleute, die es von seiner Seligen gehört haben wollten, und denen er zu oft in den Keller stieg und zu lange in demselben blieb; wer nicht selbst Bauer ist, hat ja keine Ahnung davon, wie der Wein auch noch im Fass betreut und gepflegt werden will, und wie nicht allein der Mensch den Wein, sondern auch der Wein den Menschen braucht! Im Wirtshause, überhaupt unter Leuten, hat man den „Räuberferdl" nie betrunken gesehen.

Der zweite war der Fleischhauerssohn im Orte, ein geriebener Bursche, wie das sein Geschäft mit sich brachte, denn er trieb sich jahrüber in allen vier Vierteln des Landes auf Ochsen- und Kälberkauf herum. Er kannte sich in der Welt aus und wusste mit den Leuten umzugehen, denn um zu seiner Ware zu kommen, musste er an diesen vorüberdrängen und richtete das stets so geschickt ein, dass nicht er es war, der dabei blaue Flecke abbekam. Wenn die Witwe häusliche oder geschäftliche Sorgen drückten, wusste er ihr nach dem Kopfe zu reden und war ihr bester Berather. Man wusste ihm im Orte weder Gutes noch Übles nachzusagen, da er, wie bemerkt, seine Zeit wohl öfter auswärts wie daheim zubrachte, indem er nicht nur seines Vaters, sondern auch anderer Geschäfte im Viehhandel besorgte. Nur einige Übelgesinnte, die leicht an jedem was zu tadeln fanden, wollten gehört haben, dass der „Fleischerwastl" auf seinen Wanderungen nach gethaner Arbeit nicht ruhe, sondern sich nach geschlossenem Handel aufs Kartenspiel lege und das so unchristlich treibe, dass es schon mehr als einmal vorgekommen sein soll, dass er einen eben gekauften Ochsen verspielte, wieder gewann und abermals verspielte. Gesehen hatte es aber noch keiner, und wenn der Wastl im „blauen Stern" oder sonst daheim wo „kartelte", trieb er es Geselligkeit halber und um wenige Groschen.

Es kann nicht geleugnet werden, dass die Frau Wirtin schon lange für sich im stillen ebendasselbe dachte, was alle Leute im Orte dachten, nämlich, dass sowohl der Tröster, wie der Berather ein Auge auf sie habe, und es kann weiters nicht geleugnet werden, dass sie sich beide schon eine Weile auch daraufhin angesehen hatte und sich mit der Antwort auf die Frage: Wen nehm' ich? trug, doch war hier die Wahl mit keinerlei Qual verbunden, denn der Person nach waren weder der Ferdl noch der Wastl „uneben", und ins Geschäft passte der Winzer wie der Fleischer, da konnte sie nicht fehlgreifen, wohin sie auch langen mochte, und ganz nach ihrer Laune handeln.

So eben und glatt wäre die Geschichte gestanden, hätte sie es nur mit den zweien zu thun gehabt, so aber war da noch der dritte, der „Buchfelder Dieter", der machte die Sache etwas verwickelt, der war erst kurz nach dem Tode des „blauen Sternenwirtes" nach Oberndorf gekommen, und zwar als Pfleger auf das Gut des älteren, kränkelnden Kleehofbauern; er hatte als Cavallerist gedient und als Wachtmeister seinen Abschied bekommen, seine Eltern sollten „da drüben irgendwo" ein großes Anwesen besitzen; dieser „Dieter" war nun ein gar stattlicher Mann und trotz seines nun doch schon etwas gesetzten Alters ein rechter Schnurribus und wusste die Leute lachen zu machen, sie mochten dazu aufgelegt sein oder nicht.

Kurz, der Dieter war das Zünglein an der Wage zwischen dem Ferdl und dem Wastl, und kam die ins Gleichgewicht, so stand er oben auf! Das stand fest, Geld, wenn er welches besaß, hatte er nicht so viel wie einer von den beiden anderen, aber auf die Wirtschaft — das sagte ihm sein Bauer nach — verstand er sich, und

ungleich angenehmer war es doch, statt sich vom Ferdl mit mitleidigem Gethue und jammeriger Stimme trösten zu lassen, wenn einem der närrische Mensch die Bangigkeit hinweglachen machte, dass die Augen, die anfangs vor Thränen feucht waren, zuletzt voll Lachthränen standen, und angenehmer war es auch, statt den Wastl seine Findigkeit überlegen auskramen zu hören, durch einen als Scherz hingeworfenen Kniff und Pfiff über Sorg' hinweggetragen zu werden. Was gäb' der Mann für einen leutlustigen Wirt? Und schließlich säubrer wie der Ferdl und der Wastl war er auch!

Trotzdem kam die Wage nicht zur Ruhe, die Schalen für Ferdl und Wastl schwankten beständig, und das Zünglein kam dabei immerfort schief zu stehen, denn der Fleischhauerssohn brachte nicht nur was ins Geschäft, sondern verdiente noch außerdem, der Winzer kam auch nicht mit leeren Händen und hatte volle Keller und tragende Weingärten; die Wirtin vermied selbst in ihren eigenen Gedanken jede Entscheidung und schob sie hinaus bis auf die Zeit, wo sie eben nimmer zu umgehen sein werde, dann würde sich ja alles schicken, der Zufall sollte entscheiden, wer es von den dreien über die beiden anderen davontrüge, sie gieng ja für alle Fälle sicher, da ihr alle gleich anständig waren! So zeigte sie sich denn jedem gleich gut.

Dieses Verhalten der Wirtin aber machte es den drei Stammgästen vollkommen klar, wie die Sache für jeden von ihnen stand. Den beiden Nebenbuhlern die Wirtin zu verleiden, daran konnte keiner denken, denn jeder musste darauf aus sein, von ihr nur Gutes verlauten zu lassen und ernstlich bös zu thun, wenn nur ein zweideutig Wort über sie fiel; so blieb nichts über, als der Wirtin die beiden Nebenbuhler zu verleiden, und da das schlaue Weib es darauf abgesehen hatte, es mit keinem vorzeit zu verderben, so war das ein hartes Stück Arbeit.

Die dreie bewachten sich gegenseitig; sie waren sich stets auf der Spur, wie es, der Redensart nach, die Polizisten den Verbrechern sein sollen, und stets voreinander auf der Hut, wie es, leider thatsächlich, die Spitzbuben vor der Polizei sind. Trat der eine in die Gaststube, so kam der zweite schon um die nächste Ecke, und der dritte — saß schon am Tische. Sie setzten sich allabendlich zusammen. Wenn sich zwei zufällig, was freilich außerordentlich selten geschah, früher zusammenfanden, so hätte ein frommer Christmensch, dem es vergönnt gewesen wäre, ihr Gespräch mit der Wirtin zu belauschen, die auferbauliche und tröstliche Bemerkung machen können, dass Gott in seiner Weisheit das schwache menschliche Herz so einzurichten wusste, dass es selbst in Lastern und Untugenden das anstreben muss, was die Tugend vorschreibt, denn so oft sich von den drei Nebenbuhlern ihrer zwei trafen, so war es doch nur die Feindschaft gegen den dritten, welche sie die gegenseitige Abneigung siegreich überwinden und Freundschaft schließen ließ, und wenn sie auch dann den Abwesenden zusammen nach Kräften verleumdeten, so strebten sie schließlich damit doch nur die Erfüllung des Gebotes an: Liebe deinen Nächsten, denn der war die Wirtin, die neben dem Tische stand.

Schade nur, dass diese mit Redensarten, wie „Hinter dem Rücken sagt man ein'm oft viel nach", und „'s is nit alles z' glaub'n, was d'Leut' reden" — sich immer des Abwesenden annahm. Mit diesem Hinhalten vergieng die Zeit, und es war schließlich ganz erklärlich, dass es den drei Gesellen vor ungeduldiger Erwartung in ihren Jacken schier zu enge ward, als eines Abends die Wirtin, früher wie sonst, den Keller schloss und aus der Gaststube gieng, nachdem sie zuvor gesagt: „Heunt ist der erste Gedenktag von mein'm Mann sein'm Versterben. Da schickt sich doch, dass ich

seiner armen Seel' im Gebet gedenk' und die Kinder dazu verhalt'. Jemerl, wie die Zeit vergeht! Mein', ich hätt' nit gedacht, dass ein Jahr in der Trauer so schnell um wär', wie ein anderes. Bin nun neugierig, was mir das jetzige bringen wird? Na, wie Gott will! Gute Nacht, Leuteln!"

„Sapperment, jetzt kann mer doch reden!" dachten der Ferdl und der Wastl und der Dieter. „Früher wär's nit schicksam g'wesen und hätt' können übel aufg'nommen werden, aber morgen schon is's erlaubt, und Eil' zeigen, ist da besser, als sich Weil' lassen!"

Und jeder dachte: „Morgen red' ich, und es gilt nur, früher aufzustehen als die anderen zwei."

Der Ferdl und der Wastl zogen eilends ihre Geldbeutel und riefen nach der Kellnerin, um die Zeche zu begleichen, der Dieter aber bestellte eine Flasche vom „Besten", und sich behaglich auf dem Sitze reckend, sagte er: „Leuteln, so dumm sind wir wohl keiner, dass wir nit wüssten, wie es mit jedem von uns bestellt is, ich mein' im Absehen auf selbe mudelsaubre und kreuzbrave Wirtin. So jung wie heunt kommen wir nimmer zusammen und wohl auch nit so zugünstig und unneidig, denn hitzt muss sich ja doch bald weisen, wer der Hahn im Korb is. So woll'n mer denn den Wein da gemeinschaftlich trinken — zahl'n thu' ich 'n — auf der Wirtin ihr Wohlsein und auf dasselbe vom künftigen Wirten vom „blauen Stern"; noch wissen wir nit, wer derselbe sein wird, und kann sich jeder denken, er lasst dabei sich selber hochleben!"

Als die Flasche leer war, und Dieter noch keine Anstalten zum Heimgehen traf, sondern nach einer zweiten vollen Flasche rief, da wurden der Ferdl und der Wastl stutzig, und als gar der ehemalige Wachtmeister der Dirne, als sie den Wein brachte, zuraunte, aber so, dass es auch die Nebensitzenden leicht hören konnten: „Was meinst, Nandl, wer sich gar nit niederlegt, braucht nit erst aufz'stehn, und wer gleich am Ort bleibt, erspart sich 'n Gang danach?" Da hatte er die beiden anderen auf ihren Sitzen festgenagelt und keiner dachte mehr daran, sich davon zu heben und zu gehen.

Das war es, was der Dieter wollte Das Gehen hatte er ihnen verleidet und das Bleiben gedachte er ihnen so einzutränken, dass sie sich daraufhin des Kommens zu schämen hätten!

Wer als Wirt auf den Gasthof „zum blauen Stern" zu sitzen gekommen wäre, wenn an jenem Abende der Dieter sich keinen Streich gegen seine Nebenbuhler ausgesonnen hätte, das vermochte wohl niemand zu sagen, aber hintennach konnte jeder die Wirtin versichern hören, dass ihr der „Buchfelder Dieter" damals einen rechten Dienst gethan.

Als am anderen Morgen die Wirtin die Treppe herabstieg und, wie es ihre Gewohnheit war, vorerst im Hofe Umschau hielt, da saß ihr in den hellen braunen Augen und auf den vollen rothen Lippen der Schalk, denn das gottlose Weib dachte gerade daran, dass es durch die gestern gethane Äußerung drei Mannleute in all die Unruhe, Eifersüchtelei und Schmachtlappigkeit gestürzt habe, welche so eine Werbung, mit anderen um die Wette, zur Folge hat.

Die alte Stalldirne, welche eben die Milcheimer scheuerte, rief vom Brunnen her den Morgengruß.

Die Frau Wirtin dankte mit freundlichem Nicken und schrie dann hell und gell nach der Kellnerin, der Nandl.

„Darauf hört die heunt wohl nit, Wirtin", sagte die Alte, „wirst s' schier selber aufbeuteln müssen."

„Na, wär' nit übel", meinte die junge Frau.

„Mein'", sagte die alte Magd, „musst's nur wissen, dass s' von gestert abend bis heunt fruh nit weiter

z' bringen waren und da g'ſeſſen ſein, und alles aufg'eſſen haben, was ſie nit iſst, und alles getrunken, was ſie nit trinkt."

„Jo, wer denn?"

„No, der Räuberferdl, der Fleiſchhauerwaſtl und der Buchfelder Dieter."

„So?" ſagte die Wirtin und runzelte die Augenbraunen. „So?" wiederholte ſie. „Da muſs ich doch gleich die Nandl drüber befragen."

Sie gieng raſch nach der Wirtsſtube und quer durch dieſe nach der Schlafkammer des Mädchens und hatte alle Mühe, dieſes zu erwecken und bis zur vernünftigen Red' zu ermuntern. Da bekam ſie denn zu hören, daſs das ſaubere Kleeblatt vor anderthalb Stunden erſt weggegangen, der Dieter aber noch nicht heim ſei, ſondern nur ein wenig in der freien Luft ſich herumtreibe, um der Wirtin, wenn ſie wach wäre, über all das während der Nacht Vorgefallene Beſcheid zu ſagen.

Die Wirtin ſchüttelte den Kopf, aber der Unmuth wich aus ihren Zügen, ſie trat an das Fenſter und blickte durch die Scheiben hinaus auf den Platz, da ſah ſie auch den Dieter wie eine Schildwache längs der Häuſerzeile dahinſchreiten, als er aber näher kam und ihrer anſichtig werden konnte, da war er in wenigen Sprüngen Wegs herüber und klöpfelte an die Scheiben und pochte an der Thüre. Als ihm die aufgethan ward, trat er ein und ſagte: „'n Morgen herein, ſo ſchön wie du ſelber biſt, Wirtin, und wenn dir mein' fruhe Kundſchaft lieb und recht iſt, ſo gibſt mer ſchnell ein Stamperl Kräutergeiſt."

Da blickte die Wirtin ſchon wieder etwas unfreundlicher und ließ den Kräutergeiſt durch die verſchlafene Nandl herbeiſchaffen.

„Wär' mir lieber g'weſt", ſagte der Dieter, „du hätt'ſt mir 'n eing'goſſen, ſchmecket mer dreimal ſo gut! Biſt mir wohl gar harb, weil ich heunt Nacht von da gar nit heimg'funden hab'! O, Wirtin mein, dös war' ja mein Traum und mei' Leb'n, daſs ich von demſelben Haus nie h'raus müſst' und drein verbleiben kunnt'."

„No, wer weiß, was g'ſchieht", ſagte die Wirtin.

Der Dieter machte dazu ein ſo rundes, leuchtendes Geſicht, wie der Vollmond, wenn er hinter den Bergen aufſteigt. „So allein, wie ich hitzt dasteh'", fuhr die Wirtin fort, „vermag ich eh' mit der Wirtſchaft nit aufz'kommen, und gib ich ſ' weg, magſt ſie ja kaufen."

Wie jetzt der Dieter betrübt den Knopf neigte und zur Seite ſah, war er im letzten Viertel. „Haſt du's noth, z' verkaufen? Haſt du's noth, allein z' bleiben?" murmelte er. Nach dem Mittel, zu dem er griff, um ſeine Betrübnis zu lindern, ſchien dieſelbe jedoch nicht ſo ernſtlich, denn er goſs den Kräutergeiſt darüber. „Dein Wohl, Wirtin!"

„Dank ſchön! Du meinſt alſo, ich ſollt's wieder mit 'm Heiraten verſuchen?"

„G'wiſs! A Weib wie du, Wirtin, braucht nur die Hand ausz'ſtrecken, ſo hat's af jed'n Finger a paar hängen! Für a Weib, wie du, wär 's Ledigbleiben völlig a Sünd'!"

„Geh mehr zu! Aber wann d' meinſt und glaubſt und weil d' mein Freund biſt, ſo ſag nur auch, zu welchem möchteſt mir rathen, zum Räuberferdl oder zum Fleiſchhauerwaſtl?" neckte ſie.

Der Dieter ſtützte den Kopf auf den rechten Arm und zog ein ſehr ernſthaftes Geſicht, das nur von den luſtig blinzelnden Augen Lügen geſtraft wurde.

„Wen ich dir vermein', wenn ich dir's gut mein', meinſt?" fragte er. „Jo freilich, ſo leicht geht das nit zu ſagen, das will überlegt ſein — 'n Räuberferdl, den wirſt wohl kaum mehr mög'n —"

„Ei, warum denn nit?" fragte die Wirtin dazwiſchen.

Aber der Dieter redete, ohne darauf zu achten, weiter. „Doch wann dir der Fleischhauerwastl recht sein thät', so wünschet i mir nix Besser's."

Die Wirtin machte große Augen, dann sagte sie spöttisch: „Hat er dich 'leicht zu sein'm Freiwerber b'stellt und is dir um ein' Kuppelpelz?"

„Wirtin, o du mein', Wirtin du!" rief der Dieter lustig. „Wie kannst nur so ein' Frag thun? Eh' ließ ich mir ja d'Zähn ausbrechen und d'Zung' abschneiden, eh' ich ein'm andern 's Wort bei dir redet' und nahm' da kein' Kuppelpelz und wann er gleich so groß wär', dass mer mit ihm a Joch Land zudecken kunnt' und an jed'n Haarl a Ducaten hänget!"

„Dalk, du", lachte die Wirtin, „das kannst leicht verschwör'n, denn's gibt gar kein Vieh nit, was in so 'n Pelz drinsteckt. Aber sag ernstlich — denn neugierig hast mich g'nug g'macht — wieso möcht'st dir nix Besser's wünschen, als dass ich 'n Fleischhauerwastl nähm'? Und warum sollt' ich 'n Räuberferdl nit mehr mögen mög'n? Darauf bist mer a noch d'Antwort schuldig."

Darauf begann der Buchfelder Dieter gar lieblich zu improvisieren, denn er hatte die Gabe, seine Reden zu reimen: „Darum, Wirtin, thu mir's gewähr'n, — setz dich nieder, mich anzuhör'n, — so will ich dich wohl aufklär'n, — was sich gestern zutrag'n hat von Ungefähr'n, — und dann lass reden mit dir in Zucht und Ehr'n! — Ich hab' g'glaubt, ich werd' a Narr, — wie d' g'sagt hast, um is s' Jahr — und dö Trauer gar, — und siech da neben mir das Paar, — das a in dich g'schossen war; — vor Lieb' ganz krank, — konnt' ich mich nit erheb'n von der Bank, — und bis zum Morg'n war d'Zeit mir z' lang, — und mei' Herz mir bang, — dass einer mir z'vorkäm' mit 'm Gang, dass einer mir z'vorkäm' am heutigen Tag, — an dich mit der Frag', — an dich mit 'm Wurt, — mir war frei nit guat!"

„Reit' dich der Gangerl?" lachte die Wirtin hellauf. „Wirst gleich reden wie a vernünftiger Mensch!"

„O, Wirtin, du weißt nit, wie vernünftig Reden schwar*) is, — wann der Mensch vor lauter Lieb a Narr is, — weil aber, dich falsch z' machen, hitzt die G'fahr is — no, so erspar' i's, und red' nur, wie's wahr is."

„Und ich renn' dir gleich davon, wann's nit bald gar is!" reimte lustig die Wirtin.

„Aber wann d' dich auf dös Reden verstehst, was thust denn nit lieber mit?"

„Na, nix da. Lass amal ordentlich hör'n, was's eigentlich geb'n hat."

„No, so hör, Wirtin, — o, du Wirtin mein, wann ich dich so betracht', mein' ich, dass mer zu dir gar nit reden kann wie zu andere Leut', und dass a andere Sprach' und a Musik in der Stimm' dazu g'höret' — — aber schau nit harb**), ich fang' schon an! Mir war gestert nach deiner Red' wirklich bang, dass mer der Ferdl oder der Wastl bei dir zuvorkam', und da hab' ich mir denkt, wann d' hitzt sitzen bleibst, so geht dir auch keiner von dö andern fort, und wann sö sich da im Wirtshaus verhocken, g'lingt's dir vielleicht doch, sö in ein'm Zustand heimz'schick'n, wo sö 's Nachtleibel für a Unterziehhosen anschau'n und bevor d'Sunn' nit bei dö Fenster h'reinbrennt, an der Jacken kein Ärmelloch finden.

„Es is noch weit besser kommen, wie ich erwart't hab', und dö Nandl kann sag'n, dass ich dir nur d' reine Wahrheit bericht', denn sie war dabei, und dass du's nit warst, das is recht g'scheit g'west, denn in dein'm Beisein hätt' mer sich nit so z' trinken g'traut, wie mir g'trunken hab'n, — g'mischt,

*) Schwar = schwer.
**) Harb = böse.

— hitzt weiß, dann roth, dann ein' Schilcher*) mörderisch sag' ich dir, — und der Räuberferdl hat af kein' Trunk 'n B'scheid verweigert, 's is mir warm g'nug word'n dabei! Nebenher hab' ich auch g'merkt, wie sich der Wastl auf 'n Schlauen h'nausspielt und so oft mer 'n aus 'n Augen lasst, a Restl Wein nach 'm andern auf 'n Fußbod'n ausgießt. Einer nach 'm andern, denk' ich mir, dich verspar' ich mir af d'letzt, ich weiß schon, womit ich dich fang'!

„Mitten im schönsten Schlucken und Füllen schaut mich af amal der Ferdl von der Seit' an und darauf lacht er mir ins G'sicht. »Gaunervogel,« sagt er zu mir, »meinst, ich merk' nit, wo d' h'naus willst, untern Tisch möcht'st mich trinken? Das bist aber du nit imstand und niemand im Ort da. D e n Wein aus mein'm Keller und wieviel davon ich alle Tage vorm Schlafengeh'n trink', vertragt jo keiner von euch!« Darauf sauft er wie a Loch, und ich thu mit, obwohl ich schon z' fürchten ang'hob'n hab', 's kumnt' am End' doch schief gehn. A Weil' danach sagt er zu uns zwei'n, zum Wastl und mir: »Ös seids Narr'n, dass ihr mir d'Wirtin nit vergunnt! Thät' ich der Herr da sein, möcht'n mer alle Täg' so lustig wie heunt beisamm'sitzen, nur mit ein'm weit besseren Tropfen. Halt ja! Gilt's?« Der Wastl hat 'n Kopf beutelt und ich sag', — nur um was z' reden, Wirtin, nit, dass ich ihn auf dö Red' hätt' bringen woll'n — ich sag' also: »Dös war' kein Handel net, Ferdl, da hätt' mer leicht 's leere Nachschau'n, denn d'Wirtin leidet das in d'Nacht-H'neinsitzen g'wiss nit.« — »Was denkst? sagt er drauf. Musst mir nit bös sein, dass ich seine unb'schaffenen Wort in 'n Mund nimm, aber d'Nandl kann's bezeugen, dass er g'sagt hat: »Papperlapa,« hat er g'sagt, »mir soll kein Weib 's Trinken verleiden, das hat die erste nit können und die zweite soll's a nit! Solang ein'm um eine is, hat man wohl Heimlichkeiten vor ihr, sobald mer aber amal der Mon is, hör'n sich dö auf. Lasst's mich nur erst 'n Wirten da sein, so husten mer af dö Wirtin!« Da hat der Wastl g'lacht und af d'Nandl deut't, was daneb'n g'stand'n is. No is der Ferdl noch röter word'n, wie er eh' schon g'wesen is, wie a Folioblattl af d' lebzelternen Cigarren, was mer z' Kirchweih' 'n Kindern beim Standl kauft, hat sein G'sicht g'leucht't. A paarmal hat er dumm g'lacht und „G'spass, G'spass" h'rausg'würgt, und dann hat er schleunig wieder zum Glasel griffen und ang'fangt, n' Wein gach h'nunterz'schütten, hitzt hab' ich Kurasch kriegt. »Thu mer das nach und das!« und ein Trunk hat 'n andern g'jagt, und da is er bald fertig g'west. Af amal rappelt er sich vom Sessel auf, halt't sich am Tischeck an und zuckt und ruckt so mit der rechten Seiten, als wollt' er sein' Körper zur Thür h'nausziel'n, und richtig, wie er loslasst, schießt er a quer über d'Stuben und fliegt af d'Straßen, da is er ung'fähr a sechs Schritt weit af alle viere fortg'krochen, dann is er mühselig in d'Höh', und wie er so dag'standen is, mit vorgebohrtem Kopf, h'naufg'zogene Schultern und dö langabehängenden Arm', da hat er ausg'schaut wie dö g'wissen haareten Bamkraxler in der Menagerie, was sich, ohne d'Füß' aufz'heb'n, kommod dö Wadeln kratzen können, wan sö's jucken. Dann hat er zum torkeln ang'fangt, und dass er an 'n Häusern d'Eck stehn lassen und kein' Mauer eindruckt hat, is nit sein' Schuld. No, und wie er in d'Nacht h'nein verschwunden is, hab' ich mir denkt, der kann heimbleiben, den nimmt dö Wirtin nit."

Die Wirtin sah ziemlich ernst zu dem lustigen Erzähler hinüber und fragte: „Na, und wie steht's denn nachher mit 'n Wastl?"

*) Schilcher = schillernder Wein.

„Nach 'm Wastl fragst? Nach 'm Wastl fragst?“ fragte, wie ein Papagei schwätzend, der Dieter dagegen; denn die Art, wie die Wirtin seine Geschichte aufnahm, behagte ihm nicht und ihn beschäftigte eben der Gedanke: Was das Donnersweib nit dazu lacht? „Ja, richtig“, sagte er, sich mit beiden Händen durch sein krauses Haar fahrend, „das will ja auch noch erzählt sein. Also, dass ich sag', wie wir den Ferdl los waren, lass' ich ein Spiel Karten hergeben; denk' mer noch, g'trunken wär' schon mehr als z' viel, und der Wastl haltet' da eh' nit mit, ihm zu ein'm Zeitvertreib, denk' ich, denn dass er so ein Spielratz *) wär', wie sich nachher h'rausg'stellt hat, das konnt' ich mir nit denken, Wirtin! No, gut, der war gleich dabei, und wir spiel'n, erst um die Zech', aber ich hab' mein' Widerpart gleich d'erkannt als ein', den der G'winn hitzig macht und der Verlust ganz unbesinnt; so lass ich ihm denn die Freud', solang mir die Karten schlecht g'fallen sein, mich nach Herzenslust ausz'fackeln, mit 'm ersten guten Blatt in der Hand heb' ich aber an, 'n Einsatz z' verdoppeln, ich g'winn' einmal und wieder und ein andersmal, jetzt hätt'st 'n Wastl sehn soll'n! Vor Wuth und Hast kennt sich der nit aus, mit Blättern, worauf d'Sau kein' Eichel gäb', dupliert er, und endlich sitzt er da, nachdem er sein' alten Leuten s' Dach überm Kopf und 'n Boden unter 'n Füßen und 's Vieh aus 'm Stall verspielt hat und ihm selber Hut, Rock und Stiefel vom Leib, so dass ich ihn in Haar, Hemdärmeln und Strümpfen hätt' h'nausjagen können. Weiß is er g'wesen wie d'Wand, und der Schwitz is ihm von der Stirn g'loffen, d'Zähn hab'n g'knarrt, wie er s' auf'nand' g'bissen hat, und sein G'schau war völlig schreckhaft, aber noch hat's ihn nit ruhn lassen. »Nix oder alles!« schreit er. — »Jo«, sag' ich, »aber was is dein Einsatz?« — Sagt er: »Dieter, wann der Teufel d'Hosen holt, brauch' ich 'n Gurt a nöt, der mir 'n Leib z'sammenhalt't. Ich setz' die Wirtin.« — No, no, Wirtin, brauchst keine so finstern Augen z' machen. Wirst's ja hitzt wohl verstehn, dass ich g'sagt hab', wär' dir der Wastl recht, wünschet ich mir nix Besser's, denn der müsst' dich mir ausfolgen, dem hätt' ich dich abg'wonnen, aber seel'nvergnügter machet mich doch, wann d' von kein'm von dö zwei was wissen wollteſt . . .“

Die Wirtin hatte sich nach diesen prosaischen Auseinandersetzungen hastig von dem Stuhle erhoben, auf dem sie vorhin, der poetischen Einladung Dieters folgend, sich so bedächtig niedergelassen. „'s is schon gut“, sagte sie rauh und strenge, „'s weitern verlang' ich mir nichts zu hören. Ich bin dir zwar Dank schuldig dafür, dass du aufg'wiesen hast, in welch' Elend ich mit ein'm wie dem andern von dö zwei g'rathen wär' —“

„Na, siehst, na siehst“, sagte der verdutzt dareinglotzende Dieter, „'n Dank sollt'st eb'n bedenken!“

„Aber in Wahrheit muss ich dir doch sagen“, fuhr die Wirtin fort, „dass auch du mich in der heutigen Nacht vertrunken und verspielt hast.“

„No, sei g'scheit, Wirtin! Warum denn?“ Der Excavalleriſt fuchtelte rathlos mit beiden Armen in der Luft herum. „Das waren doch döselben — ich nit — döselben!“

Die Wirtin trat ganz an ihn heran. „Ja, fragst du das im Ernst, warum? Hast du dich nit den beiden überlegen gezeigt, dass du dich noch besser wie die zwei aufs Saufen und Spielen verstehst?“ Hierauf kehrte sie ihm den Rücken zu und gieng aus der Stube, ohne auf diese doch sehr eindringlich gestellten Fragen eine Antwort abzuwarten, und falls sie nicht Zeit verschwenden wolle, that sie ganz recht daran, denn dem Buchfelder Dieter hatte es die Rede gründlich verschlagen.

Er stand lange wie verdonnert,

*) Spielratz = Spielratte.

erst das schallende Gelächter der Nandl brachte ihn wieder zu sich. „Himmelkreuzsternelement!“ fuhr er auf. „Was lachst? Mit Lust gäb' ich dir paar Ohrfeigen, boshaftes Mensch! — Verzwiefelte Dummheit! Hitzt weiß ich's, mer is a nit schlau, wenn man schlauer sein will wie schlau!“

Ehe er aber — und zwar für immer — aus dem „blauen Stern“ hinweggieng, erinnerte er sich, was er seiner Reputation schuldig sei und begieng in aller Eile, wie er später oft eingestand, zu der vorhergeleisteten eine neue — Dummheit.

„Nandl“, sagte er, „lass dir sagen, du magst's glauben oder nit, mir war eigentlich wenig an der Wirtin g'leg'n.“

„Wann d' mir's schon freistellst“, entgegnete die Dirne schnippisch, „so glaub' ich's nit.“

„Lass dir sagen“, fuhr er gewichtig fort, „lieber wie dös hochnasete, aussucherische Weibsbild wärst mer schon du. Schau, könnt'st 's Maul halten über d' heutig' Nacht, — 's käm' nix drüber unter d'Leut', denn die anderen zwei werd'n sich hüten, davon z' reden — so nähm' ich dich zum Schatz.“

„Ei, mein Jegerl, was frag' ich nach so ein'm. — Schätz' g'nug!“

„I heirat' dich. Das macht auch die Wirtin irr' am Glauben und nimmt ihr die Lust, was drüber z' verlauten.“

„Ernst?!“

„Wann d' verschwiegen bist!“

„'s gilt, Dieter, von mir kriegt kein Mensch a Sterbenswörtel davon z' hören, und auch für die Wirtin steh' ich dir, die lasst 's Berühmen sein, wenn ich sag', wir wären längst bevor schon handeleins g'wesen. Aber, wann d' nit Wort halt'st, Dieter, Spass versteh' ich kein', so schrei' ich dir d' ganze G'schicht af offenen Platz aus!“

Ein leiser Schauer fuhr dem Dieter über den Rücken, als er seine aufrichtigen Absichten wiederholt betheuerte, dann gieng er und wälzte sich in seinem weinschweren Kopfe den zweifelträchtigen Gedanken herum: ob es wohl „schlau“ gehandelt war, nur damit andere nichts zu lachen hätten, sich durch ein Weib, das keinen Spass versteht, in die Lage zu bringen, dass man selbst nichts zu lachen hat?

* * *

Hier wäre eigentlich der Schwank zu Ende; da sich aber unter den geneigten Lesern sicher manche befinden, die der schwergeprüften Wirtinwitwe, welche auf einen Schlag drei Freier verlor, ihr Mitgefühl nicht versagen, so soll noch in aller Kürze erzählt werden, durch welchen raschen Entschluss diese resolute Frau allen weiteren traurigen Erfahrungen vorbeugte.

Am selben Tage noch, nach Tische, saß sie über einem langen Schreiben an einen entfernten Verwandten, der fern auf einem kleinen Anwesen mit einem zweijährigen Dirndl, dessen Mutter unter der Geburt starb, vereinsamte. Sie berief ihn zu sich, als Tröster und Berather, als Geschäftsleiter für den „blauen Stern.“

Und während sie so langsam Zeile für Zeile niederschrieb, tauchte in ihrer Erinnerung immer leibhaftiger das Bild dessen auf, an den der Brief gerichtet war. — — In einem Dorfe mit ihm aufgewachsen, hatte sie als muthwilliges Mädel oft mit dem etwas schüchternen, unbeholfenen Jungen herumgetollt, als mannbare Dirne empfand sie die Überlegenheit des Burschen, welche ihm seine Tüchtigkeit zur Arbeit und sein ernstes, rechtschaffenes Denken verlieh, aber der anfängliche Widerwille dieser Anerkennung ihrerseits schwand, als sie merkte, dass er ihr gut sei, und schließlich befriedigte diese stille Neigung ihren Stolz, als sie sah, wie er sie in Ehren hielt und auf ihre Ehre hielt.

Noch erinnerte sie sich genau, wie er vor ihr stand, als sie mit dem Wirte vom „blauen Stern“ vom Altare weg zu dem bereitstehenden Wagen gieng, um den Heimatsort für immer zu verlassen. Wie brav, wie treu,

ehrlich und aufrichtig er ihr alles wünschte, und wie er niemand die Thräne sehen ließ, die ihm, als er sich abwendete, über die Wange lief, niemand als seiner alten Mutter, die es erst nach Jahren, als er selbst Hochzeit machte, erzählte.

Das war aber nicht die letzte Erinnerung an ihn. — Die Wirtin lächelte, als sie daran dachte, sie könnte etwa noch darauf rechnen, ihn als kraushaarigen, rothbackigen Burschen wieder zu sehen. Nein, vor paar Jahren hatte er sie ja auf paar Tage heimgesucht, ein rüstiger, vielleicht ein bisschen zu ernster Mann, hätte ihn nicht das grundehrliche, frischblickende Auge freundlicher erscheinen lassen. Seither wird sich wohl wenig an ihm geändert haben.

Ei, sie hätte schon früher daran gedacht, ihn zu rufen. Aber eben, dass sie ihn rufen sollte! Hielt ihn als Mann der Stolz zurück, den ersten Schritt zu thun, weil ihn der des Eigennutzes verdächtigen konnte, so hielt sie als Weib die Scheu davon ab, „nachläuferisch“ zu erscheinen. Sie musste wieder lächeln, wenn sie dachte, wo nun er, nachdem sie die Scheu verwunden hatte, mit seinem Stolz wohl bleiben werde?

Und da streicht sich die Wirtin über die Stirne, denn ein Gelärme, das die in der Stube spielenden zwei Kinder machen, erinnert sie an diese ihre Kleinen. „No, Hansl und Mirzl“, sagte sie, „möcht's wohl wieder ein' braven Vater hab'n?“

Der Hansl steht überlegend und die kleinere Mirzl steckt behufs reiflicherer Erwägung den Finger in den Mund. Vermuthlich war aber die Frage in so einladendem Tone gestellt, dass ein „braver Vater“ als ein sehr begehrenswerter Gegenstand erschien, und so entschlugen sich denn die Kinder im nächsten Augenblicke des Denkens und sagten beide: „Ja!“

„No, vielleicht kriegt's 'n Loisl Vetter.“

Da tauchte auch in den Kinderköpfen das Bild des großen Mannes mit den freundlichen Augen auf, der so schöne Geschichten zu erzählen wusste, der gar lieb zu ihnen war, ja mehr als die Mutter, die, wenn sie lärmten, sie gleich hinausschicken wollte, aber der Loisl Vetter behielt sie dann immer da und ließ sie nicht weg.

Als der Brief geschlossen war, gieng die Wirtin, beide Kinder an der Hand führend, über den Platz nach dem Postkasten, die kleine Mirzl trug das Schreiben, und die ward emporgehoben und schob den Brief durch den Spalt.

„G'segn's Gott“, sagte die Wirtin.

Wo der Mensch aus reinem Sinne und vollem Herzen heraus etwas unternimmt, da hat er den Segen schon vorweg hinzugethan. Übers Jahr hatten sie im „blauen Stern“ den Loisl Vetter als braven Vater.

Sie will nicht.

Eine Geſchichte, wie der Hans die Chriſtel nimmt.

Von **L. Smreker.**

Es klang ſehr entſchieden und ein klein wenig eigenſinnig das trotzige: Ich will nicht! — welches Müllers Chriſtel den Vorſtellungen ihres Vaters entgegenſetzte, als er ſie zu beſtimmen ſuchte, Hans Dornreich Hand und Herz zu geben.

„Aber Kind, du wirſt nie mehr eine ſo vortheilhafte Partie machen", ſprach Vater Müller eindringlich. „Sage mir wenigſtens, was du gegen den armen Hans einzuwenden haſt?"

Da warf Chriſtel trotzig die Unterlippe auf, zog das hübſche Geſichtchen ſchief und erwiderte: „Er gefällt mir nicht!"

Achſelzuckend verließ der Vater das Zimmer, und Chriſtel dachte ein klein wenig nach, warum ihr Hans nicht gefalle? Ärgerlich ſtampfte ſie mit dem Fuße, daſs ſie an dem ſchönen jungen Mann ſo gar nichts zu tadeln finden konnte, und doch mochte ſie ihn nicht, weil — nun weil er ſich nicht getraute, ihr ſeine Liebe zu geſtehen und weil er geglaubt, er könne die Heirat wie eine Geſchäftsſache mit ihrem Vater abmachen.

Freilich wäre es ſchön, dachte Chriſtel, wenn mich meine Freundinnen Frau Aſſeſſorin hießen und mich um den ſchönen Mann beneideten. Wie ſtolz und glücklich würde ich an ſeiner Seite einhergehen und wenn wir abends nach Hauſe, in die behaglich eingerichtete Wohnung kämen, würde Thee und Kuchen unſer warten.

Thee und Kuchen! ach, wie würde mir das ſchmecken! Als Frau Aſſeſſorin könnte ich mir wohl ſolchen erlauben, ſogar auch manchmal die Pfarrer'ſchen dazu einladen.

Und was fehlt mir denn jetzt? calculierte ſie weiter. Ich bin das hübſcheſte Mädchen in der ganzen Umgegend; kann tanzen, ſpringen und ſingen, wie es mir gefällt, und brauche nicht erſt ängſtlich nach Wunſch und Willen des geſtrengen Eheherrn zu fragen. O nein, ich heirate nicht — ich will nicht.

Damit ſchien die Sache abgethan.

Vater Müller bemühte ſich durchaus nicht weiter, das verzogene, eigenſinnige Töchterchen eines beſſeren zu belehren, obgleich Chriſtel nicht ungern gehabt hätte, wenn der Vater nochmals auf das Capitel zu ſprechen gekommen wäre.

Der Tag vergieng und abends kam der Aſſeſſor zu Müller, um ſich die Entſcheidung zu holen, und völlig vernichtend trafen ihn die Worte: Sie will nicht.

Hans Dornreich ſenkte den Kopf und hatte Mühe, den Schmerz über die getäuſchten Hoffnungen zu bekämpfen. Stumm drückte er Vater Müller die Hand und ſchlich zum Thore hinaus.

Er ſchaute ſich nicht um, that auch keinen Blick nach Chriſtels Fenſter, und flüſterte nur: „Sie will nicht."

Und doch ſtand Chriſtel hinter den ſchneeweißen Vorhängen und zupfte ſo energiſch an den Spitzen derſelben, daſs die dünnen Fäden nacheinander entzweiriſſen.

Nicht einmal einen wehmüthigen Abſchiedsgruß hatte er zu ihr hinaufgeſandt, das war doch abſcheulich!

Und das ſollte Liebe ſein? —

Chriſtel verhüllte das Geſicht mit den Händen und ſchluchzte, weil —

Hans Dornreich gegangen war und nicht wieder kommen werde.

Dennoch hoffte Christel von einem Tag auf den anderen, dass Hans vorsprechen und sie um Verzeihung bitten werde.

Sie wusste zwar nichts zu verzeihen, und, um einen Grund zu haben, schalt sie ihn einen Hochmuthspinsel, der geglaubt, sie werde sich nur gleich eine Ehre daraus machen, Frau Assessorin zu werden. — Nun, damit hatte es seine guten Wege!

Christel lachte laut auf und nahm sich vor, an Hans Dornreich nicht mehr zu denken.

Es war ein sehr heißer Tag, an dem die Julisonne glühend niederbrannte, wo Christel aus dem Dorfe jenseits des Berges ins Städtchen und nach Hause zurückkehrte.

Sie war bei einer alten Muhme gewesen, welche die Karten zu legen verstand, wie keine andere, und diese hatte ihr prophezeit, heute noch werde sie ihrem zukünftigen Mann begegnen.

Wenn ihr Hans Dornreich begegnete? — Na, dem gienge ich hundert Schritte weit aus dem Wege, dachte Christel, und lenkte den Waldweg ein, der eine gute Strecke aufwärts führte.

Wie oft war sie diesen Weg schon gegangen, aber nie hatte er ihr so lange geschienen, wie heute.

„Ach, die unerträgliche Hitze!“ murmelte Christel, und machte Anstalten, sich auszuruhen.

Sie streckte sich behaglich auf das weiche Moos hin und durchdachte nochmals die Prophezeiung der guten alten Muhme; dabei fielen ihr die Augen zu und sie träumte schlafend weiter.

Christels Schlaf wurde immer fester; sie gewahrte nicht die drohenden Wolken, die, langsam heraufziehend, den Wald in dunkle Schatten hüllten; auch hörte sie nicht das ferne Rollen des Donners.

Erst das Rauschen und Brausen des nahenden Sturmes schien sie zu erwecken, denn sie fieng an sich zu strecken und zu gähnen. Als aber ein Blitzstrahl fast senkrecht niederfuhr, dem unmittelbar ein krachender Donnerschlag folgte, da war sie, von unsichtbarer Macht emporgerissen, plötzlich auf den Füßen.

Rathlos starrte ihr entsetzter Blick nach allen Seiten, um ein Schutzdach zu erspähen. Allein vergebens.

Nachhause zu kommen war unmöglich, der Weg ins Dorf zurück ebenso lange — also, was thun?

Bereits fiengen einzelne große Tropfen vom Himmel und aus den Augen der armen Christel zu fallen, und noch wusste sie sich nicht zu helfen.

Endlich fieng sie an zu laufen, aber nun kam der Sturm mit seiner Allgewalt und hemmte ihre Schritte. Dennoch strebte sie vorwärts, und als sie um die Ecke bog, sah ihr die ersehnte Rettung entgegen.

Ein winzig kleines Kapellchen stand am Wege, an das Christel in Angst und Schrecken nicht gedacht hatte.

Mit wenigen Schritten war sie nun dort, schwang sich behend über das niedrige Gitter und dankte Gott aus dem Innersten des Herzens für diesen unverhofften Schutz.

Dieses beruhigende Gefühl dauerte aber nicht lange, denn nun brach das Gewitter mit all seinen Schrecken los.

Bei jedem Blitzstrahl bekreuzte sich das schluchzende Mädchen, bei jedem Donnerschlag schrie es laut auf.

Dann rief Christel wieder um Hilfe, allein die Stimme verhallte im Sausen des niederströmenden Regens.

In dieser ihrer peinlichen Noth dachte sie an Hans Dornreich. Hätte sie vor wenigen Tagen nicht so eigensinnig beharrt auf dem: „Ich will nicht“, hätte sie nicht allein gehen müssen und säße nun schon längst mit Hans Dornreich zuhause.

Wenn dieser blöde Mensch aber auch nur ein Wort gesagt — eine Bitte an sie gerichtet, wer weiß, was dann geschehen wäre; er hätte viel-

leicht nicht nöthig gehabt, so traurig seinen Korb nach Hause zu tragen.

Auch ihrem Vater grollte Christel, der von Hans kein Sterbenswörtchen mehr gesprochen, trotzdem sie ihm mehrmals hiezu Anlass gegeben hatte.

Über diese, theils vorwurfsvollen, theils grollenden Gedanken, vergaß Christel für Momente Angst und Schrecken, und erst als unweit ein Blitzstrahl in einen Baum schlug, wurde sie von neuem Entsetzen erfasst und sank laut jammernd am Boden nieder.

Zusammengekauert lehnte sie den Kopf an die Wand und schloss die Augen in der festen Überzeugung, dass nun ihre letzte Stunde geschlagen.

Ja, ja, der Tod nahte, sie fühlte es — jetzt fasste er sie an! — Ein gellender Aufschrei übertönte das Tosen des Sturmes.

Die arme Christel lag wirklich schreckensbleich da, aber nicht in den Armen des Todes, sondern in den Armen Hans Dornreichs.

Es brauchte eine Weile, bis der Assessor sie soweit beruhigte, dass sie die Augen zu öffnen getraute und ihn mit den dunklen Sternen anblickte, dass es ihm ganz wonnevoll durchs Herz zog.

Und nun setzten sie sich auf die Stufen des Altares und Hans berichtete, wie Vater Müller ihm begegnet sei und ängstlich mitgetheilt habe, dass Christel möglicherweise vom Gewitter überrascht werden könnte.

Da habe er, Hans, es nicht ausgehalten, es habe ihn gedrängt, das schutzlose Mädchen aufzusuchen, und nun möge ihm Christel nicht zürnen, dass er es gewagt, ihr entgegenzugehen.

Christels Blick glitt gar wohlwollend über die Gestalt des gänzlich durchnässten Mannes, der ihretwegen nicht Sturm und Regen scheute; — und da sollte sie zürnen?

Zögernd legte sie ihre Fingerspitzen in die dargebotene Hand, dann ließ sie sich einen Kuss darauf drücken und endlich rückte sie näher.

Am Ende war es doch Hans Dornreich, von dem die alte Muhme gesprochen?

Und er war es wirklich, denn, als er ihr so recht treuherzig in die Augen schaute und fragte: „Willst wirklich nicht, Christel?“ flüsterte sie verschämt: „Ich will doch!“

Drei Gedichte

von Hermann Kienzl.

Charfreitag.

Charfreitag war's; die Frühlingssonne
Bestrahlte glücklich Stadt und Land,
Zu heiliger Auferstehungswonne
Die fromme Christentrauer schwand.

Das ist der Seele Recht im Lenze,
Dass sie die kranken Sorgen flieht
Und selbst am Schmuck der Todtenkränze
Nur deren Blumen blühen sieht.

Ich schritt an eines Mädchens Seite —
So frühlingsfroh — daher, dahin,
Und in der Nähe, in der Weite
Bracht' alles fröhlichen Gewinn.

Das alte Haus mit schwarzen Dielen,
Ja, Hund und Katze, Stock und Stein,
Sogar die — Menschen, sie gefielen
Mir in des Lenzes Sonnenschein.

Noch wußt' ich nicht, woher der Wandel,
Noch kannt' ich nicht die süße Macht,
Die meines Alltags Stundenhandel
Mit Märchenfreuden angelacht.

Doch fühlte ich, daß mir, je länger
Ich in ein dunkles Auge sah,
Die Brust stets enger ward und enger,
Als preßte sie 's: Halleluja!

Doch wußte ich, daß nie im Leben
Mir je ein Weg so lieblich schien
Als dieser, den ich eben neben
Dem lieben Mädchen schritt dahin.

Der Sommer ist ein Lenz-Entlauber,
Der Freude Tod ist Liebespein:
Du heiliger Charfreitagszauber,
In treuer Sehnsucht denk' ich dein!

Rolf.

Ei, streicht der Wind heut' übers Land
Und rüttelt des Waldes Glieder
Und sammelt die Wolken am luftigen Band
Und peitscht den Regen hernieder!

Das ist so wackere Jugendlust,
In Wind und Wetter zu laufen,
Barköpfig, mit kindischer Heldenbrust,
Zu trotzen des Himmels Traufen.

Seefahrers Rolf, der kleine Jung',
Mit hui! aus der trockenen Stube!
Und jagt nun im Winde mit lustigem Sprung
Über Tümpel, Graben und Grube ....

Rolf, der Wind kommt von Süden her,
Rolf, dort wüthet der Sturm übers Meer,
Rolf, dein Vater fährt auf dem Schiff,
Rolf, es scheitert das Schiff am Riff —
Rolf, gnade Gott deinem Vater!

Die Scheidestunde.

Noch einmal — o letzter Frühlingstag! —
Sind wir zusammen gegangen;
Noch einmal durfte so kühn und zag
Mein Auge an deinem hangen;
Noch einmal sog ich den stillen Duft
Von deiner heiligen Nähe —
Darüber aber wob Grabesluft
Und Scheidens tiefstes Wehe.

Noch einmal — o letzte goldene Stund',
Da du zogst, mein Lieb, mir zur Seite,
Noch einmal lächelte hold dein Mund —
O schmerzliches Wandergeleite!
Noch einmal, einmal in langer Zeit
Wohl standen wir Hand in Handen;
Nun liegt das schon drei Monde weit,
Und ich bin in fernen Landen.

Noch einmal hat mir das Leben gelacht,
Und war 's auch durch brennende Thränen,
Noch einmal — wie oft hab' ich dessen gedacht
In der Mitternacht schlaflosem Sehnen!
Noch einmal — versinkender Augenblick,
O hättest du, wolkengeboren,
Mich erlöst, barmherziges Flammengeschick,
Ich hätte das Glück nicht verloren!

Und wie wir standen noch unter dem Thor,
Ich mit brechendem Herzen und Muthe,
Da quoll auch dir die Thräne hervor:
Sei gesegnet, du Gütige, Gute!
Deine Hände küßt' ich in lautloser Klag',
Dann ein rasches, zerreißendes „Wende"!
Da draußen aber lag schimmernder Tag,
Nur in mir eine Nacht ohne Ende.

Die Geschichte vom armen Mann in Tockenburg.

Von Richard Voß.

(Schluß.)

III.

Der „arme Mann von Tockenburg" — das ist der Titel von Ulrich Bräkers „gesammelten Werken" — ist im Buchhandel ziemlich vergriffen.

Neuerdings hat Gustav Freytag in seinen Bildern aus Deutschlands Vergangenheit Bräkers Erwähnung gethan. Der erste Herausgeber der Schriften des armen Mannes ist der Züricher Buchhändler Füßli gewesen. Diesem Manne schickte Ulrich Bräker, von verschiedenen Seiten dazu ermuthigt, was er geschrieben, und Füßli ließ dann zuerst Bruchstücke in dem „Schwei-

zerischen Museum" abdrucken. Da diese Veröffentlichungen von Erfolg waren, kam später von Füssli redigiert und „verbessert" das Ganze heraus. Ein Schüler Chodowickis, auch Schweizer, illustrierte die Ausgabe.

Nach Füssli bearbeitete mehr als 50 Jahre später Eduard Bülow die Jugendgeschichten Bräkers als Idyll, das unter einer Sammlung von Novellen und Erzählungen 1841 in Braunschweig erschien; bald darauf gab Professor Scheitlin in St. Gallen Bräkers Schriften als Volksbuch heraus.

Das Inhaltsverzeichnis des Buches vom armen Manne gibt uns erstens: Selbstbiographie, zweitens: Tagebuch, und zuletzt „Etwas über Shakespeare". Dieses letzte darf nicht unerwähnt bleiben.

Als Ulrich Bräker Mitglied der „Moralischen Gesellschaft" in Lichtensteig wurde, erhielt er die Erlaubnis zur freien Benützung der Bibliothek der Gesellschaft. So kam Shakespeare in die Hütte des Webers, um fast zwanzig Jahre dem armen Manne ein Freund zu sein, wie er es wohl nie einem anderen Menschen gewesen.

— „Großer Genius, göttlicher Dichter! Du übertriffst all deinesgleichen. Alle Dichter, alle Schriftsteller, alle Menschenkenner und gelehrte Schwätzer müssen vor dir verstummen, alle Physiognomiker mit ihren läppischen Schlüssen erblinden. Kein Härchen entgeht deinem durchdringenden Blick, nie wird man müde, deine Gemälde zu beschauen, und bei jedem sagt man: das ist das schönste! Unter Tausenden wollt' ich deine Züge, und, wenn ich blind wäre, deine Geschöpfe unter Tausenden am Ton erkennen. Tausend Menschenmacher machen solche, die nirgends unter der Sonne da sind: missgeborene, verstümmelte Creaturen, von zusammengerafftem Stoffe. Du ahmst die Natur nach, und wer trifft sie, wie du! Wo ist der Anatom, der so zergliedert und so weiß, in welchem Winkel die Krankheit steckt, jede Fiber am rechten Orte findet, und ihm den ersten Namen gibt? Unsterblicher William! Du hast mir mehr gesagt, als alle Bücher der Welt mir sagen könnten, du hast mich in Gesellschaft deiner Geschöpfe geführt, wo ich mehr hörte, als in allen Gesellschaften der halben Welt. Du hast mich böse, zornig, ergrimmt, oft fast rasend gemacht, du hast meine Brust aufgerissen, in Mitleid schmelzen lassen, hast mich traurig, betrübt, melancholisch gemacht, und alles wieder geheilt. Du hast mich ergötzt, lustig und fröhlich gestimmt. Du bist mein Arzt. Wenn Sorgen und Unmuth meinen Geist umhüllten, traf ich in deiner Gesellschaft Leute an, die mir so treffend ans Herz redeten und allen Gram wegpredigten, Leute, die den geheimsten Schmerz von der Brust wegscherzten, und mich gesund und muthig machten. Hastig besorgte ich meine Arbeit, dann flog ich wie ein Pfeil auf die Bühne, um auf die ruhevollste Art den lehrreichsten Scenen zuzuschauen. Halbe Nächte verschwanden wie Minuten, und kein Schlaf kam in meine Augen. Jakobs Dienst um Rahel konnte nicht so geschwind und anmuthiger vorbeifließen, als mir die Zeit bei deinen Spielen, wenn deren auch noch tausende wären. Andere Schwätzer, die neu und gelehrt sein wollten, schläferten mich ein. Das hast du nie gethan, du immer munterer Geist; du läßt immer erwarten und betrügst nie. Nie wird man müde, dich reden zu hören. —"

Ulrich Bräker liest Shakespeares Werke, und als er sie zu Ende gelesen, liest er sie wieder, und dann noch einmal, und würde sie sicher zum viertenmale gelesen haben, hätte ihm nicht der Tod den Deckel des Buches vor den müden Augen geschlossen. Shakespeares Werke selbst zu besitzen, erschien ihm als Gipfel alles menschlichen Glückes, ein Gipfel, den der tüchtige Bergsteiger niemals erreichte. Er liest

und schreibt nieder, was er beim Lesen empfunden; Drama für Drama. Manchmal ist es nicht mehr, als eine halbe Seite, oft das kaum. Er schreibt nieder, was er empfindet — d. h. seine Zunge versucht nachzustammeln, was seine Seele durchschauert wie Sphärenmelodie, sie mehr erschüttert, als alle biblischen Donner des Sinai sie zu erschüttern vermochten. Wo Shakespeare ihn nicht besinnungslos macht, ist er ruhig, gelassen, objectiv; überschaut die Handlung, verfolgt ihren Lauf durch alle Wendungen, in allen Gestalten, hebt mit sicherer Hand das Bedeutende heraus, läßt das Unbedeutende fallen, und manchmal sogar wird William Shakespeare von Ulrich Bräker kritisiert, und das mit vollem Bewußtsein. In den Meisterwerken, von den Donnern gewaltiger Leidenschaft wird sein Empfinden von Shakespeares Größe wie von den Fluten eines Bergstromes hinweggerissen, daß er fast besinnungslos ist; und alles, was er in solchen Augenblicken zu sagen vermag, ist ein Aufschrei des Entsetzens und Grauens, des Erstarrens vor dem Riesengeist, dem er gegenübersteht; es ist überall der Aufschrei, der sich bei dem „zu spät" Othellos seiner Seele entreißt.

Liest man das „Etwas über Shakespeare", so gesteht man sich, nie etwas Ähnliches gelesen zu haben. Man hat ein halbes Lächeln auf den Lippen, aber tiefen Ernst in dem Herzen.

Für Ulrich Bräker *lebt* Shakespeare, ist da, ist bei ihm. *Er* spricht mit ihm, wie mit einem alten, guten Bekannten; so einfach kindlich würde er zu seinem Gott reden, so redet er wohl zu Gott in seinen Gebeten.

Zum ersten Theil des vierten Heinrich redet er Shakespeare an: „— Großer Mann! Mußt du deine Menschen immer wieder umbilden? oder thun sie es — — — wie gerne folgst du der Natur — — — ja, das ist der Menschen Art. —"

Wo er sich mit einem Stücke nicht befreunden kann, grübelt er nach, wie es kommen mag, daß dieselbe Feder, die „Hamlet" schrieb, „Love's labour lost" schreiben konnte. Es thut ihm weh, nicht alles gleich groß und gewaltig zu finden, und er legt es sich auf seine Weise zurecht, um ja keinen Flecken in der Gloriole seines Heiligen zu sehen.

— „Dein Geist sagt mir, daß du zuweilen dein Pferd Genie gespornt hast, zuweilen gieng's von selbst einen guten Trab, zuweilen galoppiert es so hitzig und feurig daher, daß man lieber wollte, es gienge sanfter, damit man Zeit fände, seine Gestalt und seinen Gang zu beobachten. Hier hast du mir wieder ein Stück in die Seele „gemacht". — Er meint „Cymbeline".

Und eben bei „Love's labour lost", dem er keinen Gefallen abgewinnen kann, meint er:

„— Verzeihe mir, großer Mann, ich dachte allerlei über dieses Stück; oft, dein Lehrjunge habe es gemacht, und so einige Strophen von dir geborgt, oft, du habest es etwa in müßigen Stunden, bei übler Laune, irgend in einem Bierhause in dein Taschenbuch niedergeschrieben, in dem du eine spitzfindige Liebeszänkerei behorchst. Hernach sei es, weil von dir aufgeschabt worden, wie von jenem Könige der Abgang zu Schnupftabak. Oft dacht' ich wieder, irgend ein Papagei, ein Nachschwätzer hab' es irgend in deinem Namen gemacht.

Wenn ich gewiss wüßte, daß du es gemacht, und als etwas Erhebliches für die Nachwelt geschrieben habest, so würd' ich es dir zu gefallen verehren. Ich will aber glauben, du habest es nicht gemacht, und wenn du es doch gemacht, sei es dir nicht in den Sinn gekommen, daß alle Welt Freude dran haben möge. — — — Hast du es wirklich gemacht, William, so freut es mich, daß dein Geist auch so niedrig fliegen konnte. Ich weiß, dies Stück hat dir mehr Mühe gemacht, als all deine schönsten Werke

— — aber warum sollte dein Geist nicht auch einmal schlummern? So kommt es, wenn man etwas erzwingen will! —"

Er begreift schwer: wie man schreiben kann, was man nicht selber gelebt hat. Wenn er auch nicht meint, Shakespeare habe Desdemona ermordet, und sei als Lear verstoßen und verjagt im Wahnsinn herumgeirrt, er sei Macbeth und der dritte Richard gewesen, so versteht er wohl, dass Shakespeare alle seine Gestalten in sich erlebt haben müsse. Er ahnt die Macht des Geistes, dem nichts Menschliches fremd ist, der in seinem Menschen die Menschheit erlebt. Aber was nicht geradezu gigantisch, übermenschlich oder fürchterlich ist, alles das, so meint Bräker, müsse von Shakespeare als wirkliches Leben gelebt sein. So packt ihn die Menschenmalerei dieses Pinsels; anders begreift er ihre Möglichkeit nicht.

Die Heiterkeit im ersten Theile des vierten Heinrich erfasst ihn so, dass er meint, Shakespeare müsse ein glücklicher Zecher gewesen sein, sonst hätte er nicht den göttlichen Falstaff zu schreiben vermocht. Und er, der Wirtshaushasser und Schelmenfeind, er selbst fühlt sich in der Gaststube der Frau Quickly so behaglich, so schmachvoll behaglich, dass er meint, es sei eigentlich eine Schande für ihn, sich in solcher Gesellschaft so grimmig gerne herumzutreiben, und mit Kerlen wie Falstaff und Genossen sozusagen Bruderschaft zu trinken, und sich's wohl sein zu lassen.

Als er im „Kaufmann von Venedig" die Scene zwischen Lanzelot und Gobbo liest, ist er überzeugt: Shakespeare müsse in der Schweiz gewesen sein und einen Bauernjungen gesehen haben, den sein alter Vater besuchte mit einem Präsent für den Herrn.

Wenn er nachts aufsitzt und Shakespeare liest, dann versinkt um ihn seine ärmliche Welt, und eine andere steigt herrlich empor. Seine Hütte wird zum Palaste der englischen Könige, sein mattes Ölflämmchen zur Sonne Afrikas, die Kleopatras Schönheit bestrahlt. Er fühlt nicht mehr die Härte des Holzschemels: er dehnt sich auf orientalischen Polstern, er ruht auf einem Königsthron. Bei Macbeths Mordmahl hebt er den goldenen Becher, er lässt sich den Perlentrank der ägyptischen Königsschlange credenzen; die Linden von Posperos Hütte umrauschen ihn, und er athmet den Blumenduft auf den Fluren, wo Perdita tanzt. Er wankt mit dem wahnsinnigen Lear durch die Sturmnacht, schreitet neben Macbeth über die Heide, und zieht mit Coriolan in die Verbannung. Er spricht mit Horatio und Marcellus dem edlen Königsgeist den Schwur nach und schreit auf, wenn das Beil des Henkers die unglücklichen Opfer der englischen Könige trifft. „O, ich hab' auf der Seite Malcolms greulich um mich gehauen" — er mochte dabei an seine Schlacht bei Lowositz gedacht haben. Und als er den dritten Theil des sechsten Heinrich gelesen, schreibt er: „Mordet immer, ihr britischen Helden. Ich will meine Brust hart machen — — der edle Gloster, Rutland und dieser Heinrich haben mein Herz gestählt, so dass es für euch andre nichts mehr fühlt." „Wenn ich dort gewesen wäre, hätte ich meinen Theil auch redlich beigetragen, setzt er dann hinzu. Doch er ist froh, wie mit dem achten Heinrich die historischen Schauspiele zu Ende sind. Wenn man liest, wie er mit Leib und Seele in diesen Stücken gelebt hat, so begreift man das, er muss unter dem gewaltigen Eindrucke von Mord und Greuel physisch gelitten haben. Das Entsetzlichste für ihn war, dass er sie glauben musste. Bei anderen Trauerspielen, so meint er, hatte er doch denken können: das ist gedichtet; aber von diesen Königsdramen weiß er: das ist geschehen; und die Wirklichkeit der Dinge packt ihn.

Die gewaltigste Wirkung haben auf Bräker die Titanen unter den Shakespeare'schen Gestalten gehabt: Macbeth, Richard III., Coriolan, König Lear. „Richard III." ist ihm das grausamste, verhassteste Stück.

Er dankt dem Übersetzer, dass er's nicht in Prosa, in der ihn „so rührenden, lieben Schreibart" geschrieben, sonst hätte „Richard III." ihn krank gemacht. Bei „König Lear" ist seine ganze Seele wieder Mitleben und Mitleiden: — „Ich war ganz in jenen Zeiten, in allen Gegenden. Ich verfolgte die heuchlerischen Hexen Goneril und Regam, und zupfte den eigenliebigen, leichtgläubigen Lear aus allen Kräften gleich anfangs am Ärmel."

Den „Julius Cäsar" kennt er auswendig; er hat darin gelesen, wie in seiner Bibel, und kann gar nicht los von dem Stück. Aber Marcus Brutus hätte es heißen sollen. Brutus ist der Held, der edle, herrliche Held — hier merkt man den Schweizer! Er hält seinem Brutus eine Rede, wie sie nicht ergreifender — ergreifender in Ulrich Bräkers Sprache — Antonius dem Cäsar spricht. Wie kommt der Mann zu diesem Gedanken! Als er liest, wie Brutus Cäsar niederstößt, denkt er seines eigenen Vaterlandes: — „Getrost, ihr Tockenburger! Wenn Brutus, der edle Brutus, den besten, größten Römer um des allgemeinen Wohles willen morden durfte, so durften eure Väter auch Rüdlinger und Keller als Verräther todtschlagen." Und nun „Hamlet"!

Er will nicht ruhen, bis er wenigstens „Hamlet" unter seinem kostbaren Bücherschatz hat. Er möchte das herrliche Werk aufgeführt sehen, und möchte es wieder nicht: wie das Drama sich in seinem Innern abspielt, so lebhaft und erschütternd kann keine Bühne der Welt das Stück geben. Hier empfindet er wie ein frommer Büßer nach langem Kasteien und Martern: er ist in Verzückung. Und in dieser begeisterten Erregung tritt er vor seinen heiligen und göttlichen Freund, und kniet huldigend zu seinen Füßen, demüthig und anbetend und doch wieder in so rührender Menschlichkeit: — „Stoße mich nicht zurück. Besorge nichts, ich will nichts ausschwätzen, dir nur wie dein Hündchen nachschleichen."

Er versteht „Hamlet" nicht, aber er erräth ihn. Vielleicht, so meint er, hat selbst Shakespeare sich nicht deutlicher ausdrücken können. Gibt es doch Dinge, die man eben nicht aussprechen kann, auch ein Shakespeare nicht. Nicht nur das Göttliche hat seine Geheimnisse, nein! auch das Menschliche. In einer Seele gibt es Abgründe, die sich nicht ergründen lassen, eine Seele hat nächtliche Dunkel, die keine Sonne erhellt, eine Seele hat so viel des Unerforschlichen und Unbegreiflichen, dass man es nicht sagen kann, nicht einmal ahnen, nicht einmal fühlen — und so eine Menschenseele ist Hamlet für Bräker. — —

Bestie, — ich glaubte gerade seine Ansicht über die sentimentale Julie und die sinnliche große Kleopatra sei ungemein charakteristisch für unseren Mann?! —

Begreift er aber — das heißt, übersetzt er sich die meisten der Shakespeare'schen Gestalten in seine Menschheit, mit zwei Gestalten will es ihm durchaus nicht gelingen, und diese beiden sind keine anderen als — Romeo und Julie. Das tragische Ende der Liebenden erschüttert Bräker durchaus nicht. Er nennt Romeo einen Heuler, der „von Anfang an alleweil mit Gewalt sterben will", und die holde Julia wird nicht viel höflicher von ihm behandelt: „Kaum hat sie Romeo gesehen, so jammert sie schon, das Grab sei ihr Brautbett!" — Die Bedienten behagen ihm hier besser als die Herrschaften, und die Amme kommt ihm wie eine Frau Gevatterin vor, die seinem Weibe abends lang von Nachbars Peter erzählt, und, weil er einen Flecken auf der Hose hat, den

ganzen Jungen in Schmutz steckt. Besser noch als die Amme gefällt ihm Merkutio, der lustige Merkutio; auch dem Pater Lorenzo hört er gern zu, ließe ihn nur dieser Schreier von Romeo zu Wort kommen.

Aber nicht die Liebe ist es, die unserem Uli „Romeo und Julia" verleidet. Gewaltige Frauenliebe erschüttert ihn; ja, sogar Leidenschaft, sinnliche, elementare Leidenschaft empfindet er nach, und sieht darin durchaus keine Teufelin, die den frommen Christen zur seligen Lust und ewigen Verdammnis in den Vennsberg lockt. Was er über Antonius und Kleopatra schreibt, liest sich gar eigenthümlich, wenn man denkt, wer es geschrieben. Er begreift: Antonius musste in den Armen Kleopatras entmannt werden und untergehen; und Antonius hatte sich an die Brust der schönen Frau stürzen müssen, wenn er auch zehnmal gewusst, dass er von den Lippen der bachantischen Königin tödtendes Gift küsste. Und Kleopatra — die Tugend Octavia ist ein „Schatten" gegen die egyptische Buhlerin! Er weiß kaum von den anderen handelnden Personen des Dramas. Die Liebe und das Schicksal der beiden hält ihn so in Erregung, dass er nichts weiß als nur sie. Kleopatras Liebe legt ihr in seinen Augen eine Gloriole ums Haupt, dass sie für ihn zur Heiligen wird. Er empfindet stark und leidenschaftlich, dass ein Weib, das für seine Liebe stirbt, wie diese Kleopatra für Antonius, ihrem Leben eine Weihe gibt. „Um hier zu siegen", schreibt Bräker, „braucht es Josephs."

Dieses Wort über Kleopatra ist eines der merkwürdigsten, die wir von diesem Manne vernommen.

Othello und Desdemona sind die beiden letzten Gestalten, über die Bräker in seinem „Etwas" geschrieben. Er kommt aber hier mit dem Betrachten nicht weit. Othellos „Zu spät" erstarrt ihn. Was er dabei denkt und fühlt, drängt er in dem Einen Wort zusammen: „O, das geht über alle Fassung hinaus."

Und dann schließt er sein Buch; — ein einfacher Schluss, einfach, wie alles, was wir aus diesem Munde gehört, seltsam ergreifend.

Dem Andenken Berthold Auerbach's.

Wenn von einem Dichter aus vergangener oder halbvergangener Zeit die Rede ist, so kann man oft das Wort hören: Der ist abgethan! oder: Der hat sich überlebt! Und man sagt das nicht etwa im Tone des Bedauerns, als vielmehr in einer Art von Genugthuung und Befriedigung, in einer gewissen Gereiztheit gegen den, der abgethan ist, der sich überlebt hat. Die Welt ist undankbar, aber gegen niemanden ist sie undankbarer, als gegen ihre Dichter. Ich spreche hier nur von der Würdigung oder Entwürdigung ihrer Werke und ich spreche nicht von den Ausnahmen, sondern von der Regel.

Einmal hörte ich eine Dame folgende Worte sagen: „Ach, der N. N. war mein Lieblingsdichter, wie habe ich ihn verehrt, vergöttert! Ich konnte nichts lesen, als nur ihn! Aber seit er sein neuestes Buch geschrieben hat, mag ich ihn nicht mehr. Ich will

nichts mehr von ihm hören, er ist mir unausstehlich geworden." — Und was war denn enthalten im „neuesten Buche"? In einer Humoreske behandelt der Dichter satirisch die falschen Haare der Frauen, und — oh weh! — die betreffende Dame trug einen Chignon. — So geht's. Und so ist es nicht bloß bei Frauen, sondern auch bei Männern, bei Coterien und Parteien — solange ein Schriftsteller in ihrem Sinne, nach ihren Passionen schreibt, ist er groß; sobald er einmal widerhaarig ist und sie selber bürstet, wird die Verehrung, die Liebe für ihn zum Hasse. Alles ist vergessen, was er ihnen früher gewesen, es ist vergessen, wie er sie unterhalten, belehrt, ergötzt, erbaut hat, wie er sie wahrhaft gefördert hat an Geist und Gemüth, und sachte wird die Neigung wach, von ihm Ungutes zu reden, ihm zu schaden, ihn abzuthun.

Zu bedauern ist daher ein Dichter, der seine Karte auf die Gunst der Menge setzt, der dem Geschmack der Menge huldigt und der sein Glück von dem Beifall der großen Masse abhängig sein lässt. Er wird bitter enttäuscht werden.

Heute noch auf hohen Rossen,
Morgen durch die Brust geschossen.

Der echte Poet dichtet, als ob es keine Leser gebe und keinen Lorbeer auf Erden, und auch keine Dornen und kein Darben! er dichtet, weil er muss, für sich selbst, ohne an Erfolg zu denken, ohne Absicht, auf die Menge zu wirken. Die Odyssee, das Nibelungenlied ist gedichtet worden, als die Presse noch nicht erfunden war. Wer sie gedichtet, die losen Sagen in eine Gestalt gebracht, der erfüllte damit ein Verlangen seiner Natur, und heute ist der Dichter mythischer als das Gedicht. An Ruhm hat er nicht gedacht, und hat er ihn nun, so nützt er ihm nichts. Der Dichter hat sein Theil dahin, hat sein Gedicht gelebt, geschaffen, genossen; dass auch andere daran Antheil nehmen, ist Zufall, und ein recht windiger Zufall. Für den Dichter gibt es nur zwei vernünftige Gründe, sein fertiggewordenes Werk durch Vortrag oder Presse oder Bühne der Welt zugänglich zu machen: erstens die wohlwollende Absicht, auch andere des Genusses theilhaftig zu machen, dessen er an dem Werke sich selbst erfreute; zweitens um durch ein mit der Veröffentlichung erzieltes Einkommen sein Leben zu fristen. Wer es aus dem dritten Grunde thut, um Ehre und Ruhm einzuheimsen, der spekuliert schlecht. Ja gewiss, er kann mit Ehre überschüttet werden, er kann in der weiten Welt berühmt sein — aber auf wie lange? In wenigen Jahrzehnten ist zumeist alles verrauscht, und der Vergessene ist dann um so unglücklicher, je mehr er früher in dem Genusse des Beifalls und Ruhmes geschwelgt hat. Denn wie er sich früher viel zu sehr gejagt hat nach guter Nachrede, so kümmert er sich nun viel zu sehr um die schlechte; er hat seine Ruhe, sein Heil auf den Wankelmuth der Leute gebaut und ist verloren.

Aber solches vor Augen müsste der Dichter ja Menschenfeind werden! Warum? Die Leute sind wie sie sind, und er gehört auch dazu. Er selbst macht's gelegentlich gerade so.

Wenn ich meine eigene Erinnerung frage: Recht viele Dichter weiß ich, die in meiner Jugend noch in weitesten Schichten mit Begeisterung gepflegt wurden, jetzt aber „abgethan" sind, darunter Namen wie Walter Scott, Jean Paul, Heinrich Heine, Berthold Auerbach.

Bei letzterem will ich mich jetzt aufhalten. Berthold Auerbach ist ein Geist, der in den Vierziger-, Fünfziger- und Sechzigerjahren im deutschen Volke, ja selbst in fremden Culturvölkern, sehr Wesentliches gewirkt hat. Heute sagt man, in seinen

Dorfgeschichten wären lauter unwahre, idealisierte, spinozistische Bauern, und glaubt ihn damit zu richten. Ja, weiß man denn nicht, dass jede Zeit nur solche Dichter trägt, die sie brauchen kann, die ihr nothwendig sind! Wie hätte sich denn der Übergang vom romantisch angehauchten Idealismus des philosophischen Jahrhunderts der Humanistenzeit zum Realismus unserer Tage vollziehen sollen, als durch Dichter, die mit dem einen Fuße noch dort, mit dem anderen schon hier standen? Und betrachtet man das unvertilgbare Bedürfnis der Volksseele, in der Literatur höhere Bereiche, als die des Alltagslebens zu finden, bedeutendere Menschen mit seltener Thatkraft, sei es zum Guten oder Schlechten, hochgemuthe, opferfähige Herzen — so wird man begreifen, dass Auerbach seine Sendung hatte und erfüllte, ja dass man ihm selbst die Berechtigung auf die Gegenwart nicht abstreiten kann.

Auerbach war kein naiver, sondern ein Tendenzdichter, er wollte nicht allein ästhetisch wirken, und er hat mit seinen außerordentlich verbreiteten Schriften viel Gutes gestiftet, er hat Zucht und deutsche Sitte gepredigt, er hat die Humanität gefeiert, er war Miterwecker des deutschen Patriotismus. Sein immer wiederkehrendes Sehnen und Rufen nach einem einigen Deutschland sind echte Herztöne und seine kindliche Menschengläubigkeit, die freilich der pure Gegensatz war zu dem gegenwärtigen verbitterten Pessimismus, hat zum mindesten nichts verdorben.

Man ist heute geneigt zu sagen, bei Auerbach sei alles gemacht, berechnet, und seine Natur sei eine ganz andere gewesen, als die von ihm zur Schau getragene.

Wer in dieser Sache Wahrheit haben will, der lese Berthold Auerbachs Briefe an seinen Freund Jakob Auerbach. (Frankfurt 1884.) Diese Briefe umfassen einen Zeitraum von mehr als fünfzig Jahren (1830 bis 1882), sind reine Privatbriefe, in welchen sich der Dichter vollkommen offenherzig gibt mit seinen Vorzügen und seinen Fehlern. Zu seinen Vorzügen gehört das unverwüstliche Wohlwollen, das Auerbach allen Menschen, auch seinen Gegnern entgegenbrachte. Hunderte von Personen führt er in den Briefen vor, an jeder weiß er die beste Seite zu beleuchten, so dass man glauben könnte, es gibt nur lauter gute, edle, weise, hochbedeutende Menschen auf der Welt. Und wo er tadeln, rügen, sich wehren muss, da thut er es in jener vornehmen Weise, die in unserer mit Zaunstecken polemisierenden Zeit kaum mehr verständlich ist. Wenn ihm manchmal gegen jemanden ein strengeres, tadelndes Wort entfuhr, so war schon am nächsten Tage sein Bestreben, es wieder zu verwischen; vor dem Unrechtthun fürchtete er sich noch mehr, als vor dem Unrechtleiden. Er wollte gute Kameradschaft mit aller Welt, verstand es aber, jeden anderen nach dessen Eignung, Artung und Standpunkt voll gelten zu lassen, auch wenn es seiner Natur nicht immer entsprach. Als Auerbachs größte Schwäche bezeichne ich unbedenklich seine persönliche Eitelkeit. Er weiß es, dass man ihn für eitel hält, verwahrt sich dagegen, aber ich kann ihm nicht helfen, er ist es doch. Allein diese Eitelkeit ist eine so harmlose, kindliche, treuherzige, dass sie manchmal eher anmuthet, als abstößt. Und sie entspringt seiner Menschenachtung. Er war für sich sehr zaghaft, er war keiner jener Stolzen, die wohl wissen, was sie bedeuten, die aber den Beifall der Menschen verschmähen. Er hatte die Leute so lieb, dass er ohne Gegenliebe nicht leben konnte, dass er jeden Tag das Bedürfnis hatte, von irgend einem Menschen irgend ein Lob einzuheimsen. Und wie dankbar war er für jede Auszeichnung, wie glückselig machte es ihn, wenn man

ihm eines seiner Bücher pries, ihm ein Ständchen brachte, wenn er unter dem Volke als der Auerbach erkannt und bestaunt wurde! Und wie zugänglich war er andererseits wieder für Rathschläge, Änderungsvorschläge, seine Werke betreffend! Er war eine weiche, biegsame, liebesdurstige Natur. Auerbach hat Auszeichnungen erfahren, wie selten ein deutscher Dichter. Zahllos waren die Widmungen aller Art, die von allen Ständen ihm gemacht wurden. Man benannte Plätze, Bergeshöhen, Bäume nach seinem Namen, man veranstaltete ihm Feste, Bankette, wohin er kam. Die Berliner Arbeiterstände umjubelten seine Reden, während die Minister und Fürsten ihn zu Tische luden. In mehreren deutschen Höfen ward er wie ein Hausfreund gehalten, am Berliner Hof wurde er besonders ausgezeichnet, von vielen regierenden Fürsten mit Orden geschmückt. Seine Werke wurden übersetzt in das Englische, Französische, Italienische, Ungarische u. s. w. In Holland gab es Wandkalender mit dem Bilde Auerbachs, unzählige Bilder und Büsten wurden von ihm gemacht, ja in einem Wachsfigurencabinet stand er lebensgroß in Wachs geformt neben Bismarck und Napoleon. Und über solche Popularität schrieb er dann an seinen Freund: Lieber Jakob! Ich bin doch glücklich, ich lebe nicht umsonst, ich meine, ich hätte nie mehr das Recht, unzufrieden zu sein, da ich solches erfahre.

So unbefriedigt Auerbach oft mit seinen Werken war, und er gestand das stets offen, so hatte er doch manchmal Träume von seiner literarischen Nachhaltigkeit im deutschen Volke für künftige Zeiten. Acht Jahre ist er nun todt und es ist gut, dass er nicht mehr sehen kann, welche Richtungen der deutsche Geist literarisch und ethisch nimmt und was aus seinem Andenken geworden. Das geht rasch. Berthold Auerbach, der den Zeitgenossen seiner Dorfgeschichten als literarischer Revolutionär, als ein Plebsdichter erschien, wird von dem heutigen Realisten, Materialisten und Naturalisten — belächelt.

Aber sein Todtenlied ist noch nicht gepfiffen. Ein Mann, der je einmal seinem Volke etwas bedeutet hat, der ist und bleibt ein Baustein in dem Gebäude dieses Volkes; wenn man ihn auch nicht mehr sucht, er ist da, und nicht zu beseitigen, und wer ihn ausbrechen wollte, weil er nicht die weithinleuchtende Giebelrose, sondern bloß ein verborgenliegender Grundstein ist, der würde dem stattlichen Hause keinen guten Dienst leisten.

Verschiedene Aussprüche, die mir in seinen Briefen besonders aufgefallen sind, die seine Art zu denken und zu empfinden bezeichnen und die auch für sich allein recht gut verständlich sind, will ich hier anmerken. Also sagte er unter der Klage, dass er, auf dem Höhepunkt seiner Individualität stehend, nichts mehr an sich ändern könne, zu Jakob: Ich habe vielleicht unrecht, aber du weißt, ich habe mich sehr gern, und hätte ich das nicht, so wäre ich schon längst total zugrunde gegangen. — Wenn ich nur das machen könnte, was mir im Geiste ruht, ich meine: die Naturwahrheit stilisieren, die Realistik folgerichtig in reine Kunsthaltung bringen. — Ich erfahre, dass meine beherrschende Kraft in der Ausführung nicht fest genug ist, jedes Werk wird mir unter der Feder größtentheils ein anderes, als ich anfangs gewollt. Mir fehlt es in meinem Schaffen wie in meinem Leben an strenger Methode. — Mir ist nie im Leben etwas ganz gelungen, im Schaffen nicht und im Sein nicht. — Ich war oft glücklich oder unglücklich, aber nie zufrieden. Ich bin nie so heuchlerisch gewesen, dass ich mir und anderen eingeredet hätte, Lob und Tadel wäre mir gleichgiltig. — Eben weil ich oft so verzagt bin, an mir selber rüttle, bedarf ich eines ermunternden Zurufes von außen. Und warum soll ich der Wirkung meiner Werke nicht

nachgehen? Jeder Schütze sieht an der Scheibe nach, ob sein Schuss getroffen. Mir fehlt es an der Klugheit, die auch Tugend ist, so gut wie Güte. — Sich feindselig von den Menschen abwenden heißt, sich besiegen lassen. Wer bist du denn, der du der Beste sein willst, um ein Menschenfeind sein zu dürfen?

Das klingt liebenswürdig, bescheiden, und erklärt seine Eitelkeit auf das menschlichste.

Rührend ist mir sein Geständnis, mit welcher Glücksempfindung er schuf. Während der Arbeit stand es in ihm fest: das wird gut; das wird bedeutsam; das kann ein großes Werk werden. Der Optimismus trug ihn manchmal empor über die Wolken. War das Werk fertig, kamen die Kritiken, dann kam auch die Abkühlung, er fand den Tadel sehr oft für gerechtfertigt und hielt nicht viel auf sein Werk, bis es die Begeisterung des Volkes wieder emporhob. In verschiedenen Lebensepochen versuchte er es mit dem Drama, und wiederholt musste er schwere Enttäuschungen erleben, bis er zur endgiltigen Überzeugung kam, dass dramatisierendes Talent ihm versagt war. — So sind die Dichter, und nur der Poet versteht solche Bekenntnisse des Poeten im vollsten Maße.

Auerbach war eine pathetische, lehrhafte Natur, und doch erkannte er, dass die meisten Leute von Erhebung und Andacht nichts wissen wollen, dass sie den Dichter nur nach ästhetischem Schulmeisterstabe beurtheilen, oder nach dem, wie er den Philister unterhält. „Die Welt," so rief er trotz seiner außerordentlichen Erfolge einmal aus, „thut immer so schön und entzückt, aber sie lässt mich verdorren wie jeden Poeten."

In mehrfacher Hinsicht interessant war sein Verhältnis zum preußischen Hofe, über welches hier ein bezeichnendes Schreiben an Jakob vom 26. März 1881 platzfinden mag.

Ich muss dir von gestern erzählen. Ich lege dir einen Brief des Großherzogs von Baden bei, den er mir durch einen Lakaien schickte, der auf Antwort wartete. Das ist ganz gegen Hofform, fragen, ob man kommen wolle, und so selbst schreiben. Ich fuhr also vor sieben Uhr nach dem niederländischen Palais, wo der Großherzog wohnt. Er war noch bei Tafel beim Kaiser, kam aber bald. Und nun glückwünschte ich ihm nochmals zur Verlobung seiner Tochter, und er dankte mir herzlich für den Gratulationsbrief, den ich ihm geschrieben hatte. Natürlich sprachen wir auch viel von dem Ungeheuerlichen, der Ermordung des Kaisers Alexander. Ich sagte, dass die Art, wie die Judenhetze fort und fort inscenirt wird, auch ein Werfen von Dynamitbomben ist. Aber der Großherzog hofft, dass das bald wieder vorüber sei, obgleich er die tiefe Schädigung, die das Volk damit erleide, vollkommen erkenne. Die freie reine Seele des Großherzogs leuchtete immer durch, und er freute sich, mich wieder frischer zu finden als vor drei Wochen, als ich damals bei ihm war. Ich war damals sehr bedrückt, und der Großherzog sagte, er könne mir eine besondere Freude machen, denn er habe veranlasst, dass meine Volksbücher in allen Schulbibliotheken des badischen Landes angeschafft werden, er hoffe, dass sich das auch in den Nachbarländern und weiter hinaus werde bewirken lassen.

Die Stunde verstrich, und nach seiner lieben, wahrhaft innigen Art, mich als den alten Herrn betrachtend, gieng er mit in das Vorzimmer und gab mir einen Lakai mit, der mich durch die bedeckte Halle hinüber in das Palais der Großherzogin führen sollte. Dort traf ich die Großherzogin, natürlich in Trauer um den russischen Kaiser, und sie dankte mir ebenfalls für meinen Glückwunsch, den ich geschrieben. Sie sagte mir, sie habe „Brigitta" wieder gelesen, und wenn ich es nicht übel nehme, so müsse sie

mir sagen, es sei ihr das liebste meiner Bücher. „Ja“, sagte sie, „die Brigitta quält sich, dass sie das Gebot: Liebet eure Feinde! nicht erfüllen konnte, und sie erfüllte es doch, denn was man den Feinden Gutes thun kann, das thut sie ja, und das ist doch die Liebe, die verlangt wird, denn die Liebe als Neigung kann man sich nicht gebieten, aber die That.“

Ich konnte natürlich in voller Wahrhaftigkeit sagen, wie warm und schön diese Auffassung. Als wir uns eben gesetzt hatten, kam die Kaiserin. Sie erzählte dann der Großherzogin, wie sie mich anno 1845 in Weimar kennen gelernt, und die Großherzogin fügte hinzu: „Und meine Schwiegermutter kannte Sie ja auch gut.“ Die Kaiserin fragte mich, was ich arbeite; ich sagte, dass ich eine Erzählung schreibe, auf die ich eigentlich nichts Rechtes halte. „Da lassen Sie sie ja nicht drucken“, fiel die Großherzogin ein. „Sie sind gewiss Ihr bester Kritiker. Thun Sie das ja nicht! Sie dürfen nichts herausgeben, was man tadeln kann.“ Ich sagte, dass man immer getadelt werde, und sie entgegnete sehr freundlich: „Dann kann man den Tadel gut ertragen, wenn man weiß, man verdient ihn nicht.“ Ich legte nun dar, wie tief ich im Gemüth gestört sei durch die Judenhetze; es ist kein Geringes, dass man sich sagen lassen muss, man gehöre nicht zu den Deutschen und sei ohne Vaterland. Das muss ich noch miterleben, der ich bereits sechsundvierzig Jahre nach bester Kraft für das deutsche Volk arbeite und im Patriotismus niemand nachstehe. — Das wurde mir bestätigt, und die Großherzogin sagte: „Glauben Sie mir, diese häßliche Sache ist nur in Berlin.“ „Und auch hier ist sie nur vorübergehend“, fiel die Kaiserin ein. „Berlin treibt über Nacht, man weiß nicht woher, eine Pflanze auf, am anderen Tag ist sie wieder vergangen und sie hat keine Wurzel. Und Sie sehen ja, die Sache ist eigentlich schon vorüber, aber ganz gewiss im Verschwinden.“ Ich musste das bestreiten und wiederholte, dass man am Hofe wahrscheinlich von dieser Verwüstung der Gemüther und der Verkehrung alles geraden Sinnes nicht genugsam unterrichtet sei. Die Kaiserin sagte mir: „Wir, wir haben unsere alten Beziehungen zu den alten Freunden — ich sehe von Ihnen ab, denn Sie sind nicht nur ein Freund, sondern auch ein Dichter — immer aufrecht erhalten und werden es auch immer so zeigen.“ Die Kaiserin wiederholte, wie unablässig wohlthätig die Juden sich bewähren, und wie sie selber vor kurzem das jüdische Alterversorgungshaus besucht habe, wie sie nächstens das jüdische Krankenhaus besuchen wolle, und so solle ich nur ruhig sein, es wird sich alles wieder schön ausgleichen. Die Großherzogin lenkte über und erzählte mir, dass sie und der Großherzog meiner gedachten und, wenn ihnen etwas begegnete, oft sagten: „Da sollte der Auerbach dabei sein, er muss es wissen.“ Sie erzählte mir von einem alten Töpfer in Kandern, den ich kennen lernen müsse, das sei so ein glücklicher und arbeitsamer Mensch, bald achtzig Jahre alt, und er mache jetzt durch die Anstalten des Kunstgewerbes Majolica; sie sagte mir, sie werde mir die Adresse des Mannes aufschreiben. Dann sagte sie: „Da hätten Sie auch dabei sein sollen; aber ich habe mir's für Sie gemerkt. Wir waren in Rippoldsau und frühstückten unter den Tannen. Da waren zwei alte Weiber, die jede Woche zweimal kommen, um Sauerwasser zu holen. Man sagte ihnen, dass das der Landesvater und die Landesmutter seien, und sie kamen herbei; sie wurden dann auf unser Zimmer bestellt, und der Großherzog gab ihnen eine Gabe, indem er sagte: «Sie haben doch schwer zu tragen an den vielen Krügen über die Berge.» — «Ja», sagte die eine Frau, «aber wir haben's noch gut, wir können doch manchmal

unſere Laſt ablegen. Aber der Regent kann ſeine Laſt nie ablegen!» — Da haben wir dann bald geſagt, das iſt etwas für Auerbach."

Gerne miſchte ſich Auerbach manchmal in das ſociale und politiſche Leben, denn das Geſchick ſeines Volkes geht jedem Dichter nahe, und er möchte mitrathen, mitthaten nach beſtem Wiſſen und Können. Allein, da konnte er manchmal hören: Auerbach, davon verſtehſt du nichts. Bleibe du bei deinen Dorfgeſchichten und anderen Dichterwerken und kümmere du dich nicht um Politik. — Das waren dieſelben Stimmen, die anderen Poeten wieder zurufen: Tretet heraus aus euren Idyllen, aus den Geleiſen einer vaterlandsloſen Äſthetik, dichtet Kampfgeſänge, Streitrufe für euer Volk. — Ein Thor, der auf die Stimmen des Publicums hört, das Publicum weiß ſelbſt nicht was es will, der Dichter muſs es beſſer wiſſen, was die Leute wollen, als ſie ſelber.

Unſerem Dichter iſt es verhängnisvoll geworden, daſs er der Menge doch zu viel zuliebe gethan hat. „Ich vermag es nicht," ſagte er, „mich von der Welt zurückzuziehen." Dann iſt er manchmal wohlredneriſch geworden, wollte es allen recht thun, und ſein literariſcher Charakter verſandete ſich in die tauſend Gedanken des Collaborators. Aber ſelbſt, als er dieſe herausgab, bangte er, daſs man ihn damit miſsverſtehen, ihm Eitelkeit vorwerfen würde, als halte er ſich für einen Weltweiſen, während es doch nur flüchtige Gedanken wären, die er gebe und die nicht die Prätenſion hätten, geglaubt werden zu wollen.

Im ganzen war Berthold Auerbach gerade ſo eitel, um die Eitelkeit ſeines eigenen Strebens zu erkennen. Er überhob ſich nie. Gegen alle, die ihm nahten, war er wohlwollend; er nützte zahlloſen jungen Schriftſtellern in Rath und That, und wohl keiner dürfte ſein, der es ins Land rufen könnte: mir hat er abſichtlich geſchadet. Er war ein guter Menſch, und auf dieſem Grunde leiſtete ſein Talent Hocherſprießliches für das deutſche Volk.

Gegen Ende ſeines Lebens iſt Auerbachs Menſcheninnigkeit ſtark getrübt worden durch den in Deutſchland einreißenden reactionären, brutal unduldſamen Geiſt. Auerbach war einer jener Juden, die bei der antiſemitiſchen Bewegung unſchuldig leiden. Aber nicht allein das, ihm gieng das Schickſal all ſeiner Stammesgenoſſen zu Herzen. Er hielt Großes von dem Judenthum, deſſen Vorzüge er beſaß und deſſen Schattenſeiten er nicht ſah, weil er überhaupt bei allem und jedem nur das Beſte herausfand. Er hat nie ein Hehl daraus gemacht, daſs er Jude war, immer aber auch den Chriſten begriffen, und war tief dankbar für alle Toleranz, die ihm oft von katholiſchen Geiſtlichen entgegengebracht wurde. Den Katholiken traute er überhaupt mehr Duldſamkeit zu als den Proteſtanten, deren chriſtliches Gefühl ſeit dem Kriege verroht wäre. — „Vergebens gelebt und gearbeitet", ſchreibt der ſiebzigjährige Greis am 29. November 1880, „es bleibt die entſetzliche Thatſache, daſs ſolche Rohheit, ſolche Verlogenheit, ſolcher Haſs noch möglich iſt. Und da ſoll man wieder Tag und Nacht drauf ſinnen, um Reines und Schönes zu geſtalten!"

Er hat von dieſer Zeit an auch nichts mehr geſtaltet; ein Jahr und zwei Monate noch, dann iſt er ins Grab geſtiegen. R.

Eine Bitte an den Clerus.

Von P. K. Rosegger.

In mir waltet eine fast elementare Nothwendigkeit, alles öffentlich auszusprechen, was in Sachen des Volksthums mein Denken ist und mich lebhaft bewegt. Das ist nicht zu ändern. Dass ich jedoch unter solche Aufsätze und Betrachtungen stets meinen vollen Namen schreibe, das ist unklug. Dadurch stelle ich mich persönlich gleichsam mit offener Stirn und unbedeckter Brust vor ein Heer von Gegnern, die hinter der Parteiflagge verborgen, unter Anonymität verhüllt mit hundert Pfeilen auf mich schießen können.

Wenn die Pfeile stecken blieben, so müsste ich schon längst dem heiligen Sebastian ähnlich sehen, während ich so mich in meiner oberländischen Bärenhaut durchaus nicht als Märtyrer fühle.

Das Bewusstsein meiner redlichen Absicht, durch solche Kundgebungen Gutes zu stiften, gibt mir den Muth, jedem Gegner, sei er eine mächtige Person, sei er eine unfassbare Partei, offen vors Gesicht zu treten, gibt mir auch die gute Laune, leidenschaftliche Anwürfe und hochmüthige Abfertigungen zu belächeln.

Heute berühre ich wieder einen Punkt, an welchem manche Leute ganz besonders empfindlich sind. Die Volksschule. Und hier habe ich es mit einer Partei zu thun, welche sich die clerikale nennt, die aber doch zum Glücke sich nicht ganz mit den ehrwürdigen Traditionen der katholischen Kirche deckt.

Unsere Volksschule hat wohl manche Fehler, die aber leicht verbessert werden können, weil sie keine Cardinalfehler sind. Was aber ist dem Clerus an unserer Volksschule recht? Nichts. Seine Hauptklagen sind, dass diese Schule zu kostspielig und nicht christlich genug wäre. Ist es ihm mit diesen Klagen wirklich ernst? Zahlt der Clerus mit an den Kosten der Schule? Pflegt er sich immer sosehr zu bekümmern um das materielle Wohl des Volkes? Predigt er diesem doch selbst fortwährend, nicht nach irdischen Gütern zu trachten! — Und zu wenig Christenthum. Verbietet das Schulgesetz dem Clerus, in der Volksschule Religion zu lehren? Im Gegentheile, das Gesetz gebietet es ihm, es stellt ihm eine genügende, vom Katecheten oft nicht ausgenützte Stundenzahl zur Verfügung, es stellt den Religionsunterricht vollkommen frei, es mischt sich in Religionssachen garnicht ein, es verlangt vom Katecheten keine Rechenschaft, so dass der Religionsunterricht heute eigentlich unabhängiger ist als je. Er liegt ganz in den Händen der Kirche.

Wenn die Schüler aber trotzdem in der christlichen Religion zu mangelhaft unterrichtet werden und der religiöse Sinn nicht genügend ausgebildet wird, wer kann dann schuld sein daran, als jene, die den Religionsunterricht zu besorgen haben?

Wie wird in unseren Volksschulen Religion gelehrt? Ich konnte es lange nicht glauben, bis ich endlich vielfach davon überzeugt wurde. Von unzähligen Lehrern ließ ich es mir berichten, von Schulinspectoren, von Schulkindern und ihren Eltern, von meinen eigenen Kindern, welche die Volksschule besuchten, endlich von Katecheten selbst.

Das Haupt-Um und -Auf des Religionsunterrichtes ist der katholische Katechismus. Wenn noch Zeit bleibt, wird auch Bibel gelesen, zumeist nur aus dem Alten Testamente. Ich habe als Katholik gewiss nichts gegen

den katholischen Katechismus, es ist das nothwendige Buch der confessionellen Satzungen, es fasst in sich auch sozusagen das Gerippe der Religion und der Sittenlehre. Auch gegen das Alte Testament ist im allgemeinen nichts einzuwenden, obzwar ich nicht weiß, wie mit den unbestraften hebräischen Kniffen und Lastern eines Jakob, eines David, eines Simson und anderer das christliche Kind sich zurechtfinden soll. Und das Neue Testament? Im besten Falle wird es gleichgestellt dem Alten. Wo aber bleibt in unseren Religionsstunden der eingehende Unterricht über das Leben und die Lehre Jesu, das Evangelium?

Es kommt einem manchmal gerade vor, als geschehe die Vorenthaltung absichtlich, um dann behaupten zu können, die Neuschule erziehe religionslose Menschen. Gewiss, das war in der Altschule besser. In der Schule, welche ich besucht habe, wurde an jedem Samstage und Vorabende der Festtage von den Schülern, und zwar der Reihe nach durch die Bank, jener Theil des Evangeliums gelesen, der am darauffolgenden Tage auf der Kanzel vorkam. Hierauf wurde der Text besprochen, vom Katecheten erklärt, mit sinnigen Beispielen belegt, auf unser menschliches Leben angewendet, kurz das Evangelium auf dem Wege des Gemüthes zur Sittenlehre gemacht. Die Religionsstunden waren für uns damals die schönsten Stunden, sie erwärmten, begeisterten uns für Ideales, sie waren wie Oasen mitten in der Wüste des Rechnens, der Sprachlehre, des Schreibunterrichtes. Damals hörte man auch noch von einer *christkatholischen* Religion, heute gibt es nur mehr eine katholische.

Warum ist es heute nicht mehr so? Ist etwa das Volksschulgesetz daran schuld? Wir wissen schon, dass dieses in den Religionsunterricht nichts dreinredet.

Zwar nehme ich als gewiss an und lasse es mir nicht nehmen, dass es auch jetzt noch einzelne Katecheten gibt, welche den Religionsunterricht in dem oben angedeuteten Sinne führen; ja ich wüsste sogar einen oder zweie zu nennen, die ihre Vorschrift dahin übertreten, dass sie etwas weniger Katechismus büffeln und etwas mehr Evangelium lesen lassen, und denen es gelingt, an den Schülern Interesse zu erwecken für unseren Heiland, für sein Leben und seine Lehren, und doch auch Interesse für die Verordnungen der Kirche. Im ganzen ist das nicht, im allgemeinen, in der Stadt wie auf dem Dorfe, herrscht in der Religionsstunde eine trostlose Öde.

Wie sieht in unserer Volksschule der Religionsunterricht aus? Mechanisches Aufgeben von Abschnitten aus dem Katechismus, mechanisches Auswendiglernen desselben Abschnittes, mechanisches Prüfen desselben Schülers, mechanisches Hersagen des Memorierten, mechanisches Anmerken der Religionsclasse. So geht man zumeist ohne weitere Erklärung des Textes von Abschnitt zu Abschnitt; der Schüler quält sich ab, Seiten um Seiten ohne Verständnis und Interesse sich einzubüffeln. Anfangs fragt das unschuldige Kind, was dies und das heiße, da jedoch selten eine Antwort ertheilt wird oder wenigstens keine befriedigende, dem Alter des Kindes angemessene, so gewöhnt das Kind sich endlich das Fragen ab, lernt gedankenlos die Sätze auswendig, plappert sie gedankenlos her und bekommt eine gute Religionsnote.

Mancher Katechet begnügt sich nicht mit dem Gedruckten, er dictiert den Schülern auch noch allerhand aus der Dogmatik und der Liturgie zum Auswendiglernen. Es werden die kirchlichen Einrichtungen, Geräthe, die priesterlichen Kleider, die vorgeschriebenen Gebräuche zu verschiedenen Festen und bei kirchlichen Handlungen erörtert, und alles muss wörtlich auswendig gelernt werden. Bei der Behandlung der Sacramente wird das Hauptaugenmerk auf Formen und Formeln gewendet.

Auswendig gelernt wird die Aufzählung der christlichen Tugenden sowie die der Sünden. In dem Abschnitte über christliche Gerechtigkeit heißt es: Thue das Gute und meide das Böse. Sünde ist die Übertretung des göttlichen Gesetzes u. s. w. Es ist alles da, es fehlt in der Theorie nichts zu einem christlichen und sittlichen Leben. Aber wie seelenlos, wie handwerksmäßig wird das kalte dürre Wort abgehaspelt! Und jene Theile der Religionslehre, die den Geist beschäftigen, das Herz warm machen könnten, sie kommen nicht zur Geltung.

Es könnten hier Beispiele angeführt werden von anderen Unzukömmlichkeiten in dem Katechesen-Unterrichte. Wozu das? Einzelne Unzukömmlichkeiten kommen in jedem Berufe vor, sie gehen die Behörden an. Ich habe das Ganze im Auge, die Einrichtung als solche und die allgemeinen Gepflogenheiten. Und aus vielfacher Erfahrung weiß ich und spreche ich, dass der vorwiegende und seelenlos betriebene Katechismusunterricht jenen religiösen Sinn nicht auszubilden vermag, der für ein sittliches Volksthum vonnöthen wäre.

Mir sind zehn-, zwölfjährige Kinder begegnet, die vorzügliche Classen in Religion hatten, von der Geschichte Jesu, von der Bergpredigt aber soviel als nichts wussten. Wie hiengen ihre hellen Augen an meinem Munde, wenn ich ihnen erzählte von dem Christkinde zu Bethlehem, von der Flucht nach Egypten, vom herodianischen Kindermorde, von der Taufe am Jordan, von den Wundern, dem Leiden und Kreuztode und von der Auferstehung endlich! Rascher gieng uns der Puls, dem Erzähler wie den Zuhörern, höher schlugen unsere Herzen dem Göttlichen entgegen und mit Begeisterung wurden Vorsätze gefasst, so zu leben, dass wir Lieblinge des Heilandes würden.

Es ist, als ob der gegenwärtige Katechesenunterricht dazu angelegt wäre, dem Menschen schon von früher Jugend an die religiöse Welt zu verleiden. Die meisten Thränen der kleinen Schüler werden des Katechismus wegen vergossen. Und die jahrelange, gedankenlose, freud- und willenlose Beschäftigung mit einem Gegenstande muss endlich gleichgiltig gegen denselben machen, eine Gleichgiltigkeit, die vom Katechismus auf Kirche und Gottesdienst übertragen wird und das Herz für alle religiösen Empfindungen nach und nach verledert. Ich verlange Verinnerlichung in der Religion und Verinnerlichung im Religionsunterrichte.

Ich frage: Warum wird bei dem Religionsunterrichte in unseren Volksschulen das Evangelium so sehr übergangen? Ich wundere mich, dass solches nicht auch andere fragen, dass solche Frage nicht der Staat selbst mit Ernst stellt. Warum wird das Evangelium Christi vernachlässigt, warum aller Schwerpunkt nur auf den Katechismus gelegt? Der Kern und Inhalt des Christenthums liegt im Evangelium, in den heiligen Schriften des Neuen Testamentes. Mit diesen vor allem muss der Schüler vertraut werden, dann erst wird der Katechismus, die Liturgie, der Cultus ihm verständlich sein.

Gibt es Ausflüchte? Gibt es Einwände? Vielleicht. Aber meine Überzeugung steht fest, dass es ein großer, unverantwortlicher Fehler unseres Religionsunterrichtes ist, das Evangelium beiseite zu schieben. Und selbst wenn es „auch“ gelehrt würde, wäre es mir noch zu wenig, es muss vor allem gelehrt werden! Ich bin Christ, ich habe Kinder, die christlich erzogen werden sollen. Ich stelle mich vor die Katecheten, ich stelle mich vor die Bischöfe, ich stelle mich dreist vor den Papst und frage: Warum wird in unseren Volksschulen das Buch der Kirche, der Katechismus vorgezogen dem Buche Jesu, dem Evangelium? Warum wird das Neue Testament so auffallend vernachlässigt?

Pädagogische Rücksichten können unmöglich die Ursache sein, denn das

Evangelium ist für das Kind zehnmal passender und verständlicher, als der Katechismus mit seinen oft verfänglichen Ausdrücken und Darstellungen, die man dem Kinde nie auslegen kann und darf.

Oder sollte die Zeit dazu fehlen, mit dem Evangelium sich abzugeben? dann weniger von dem anderen, und die Hauptsache voran.

Oder sagt man, das Evangelium bekämen die Kinder ja von der Kanzel herab zu hören? Das ist zu wenig, gehört haben ist noch nicht in sich aufgenommen haben, sonst könnte man wohl auch die anderen Lehrgegenstände den Schülern nur bloß vorlesen, das wäre bequem.

Oder meint man, das Amt des Katecheten sei nur der Katechismus, und die Vorführung des Evangeliums müsse er weltlichen Lehrern überlassen können? Das wäre ein unverantwortliches Preisgeben des Besten an profane Hände.

Man kann es aber nur schwer glauben, dass es ihr Ernst ist, wenn sie sagen: Den Vortrag des Evangeliums soll der Schullehrer besorgen. Sie begeben sich damit des Religionsunterrichtes in dem wichtigsten Punkte und es könnten Leute sein, welche da sagen, wenn schon der weltliche Lehrer das Christenthum lehrt, so wird der Katechet in der Schule entbehrlich. In Deutschland, in der Schweiz besorgt in der That der Volksschullehrer den Religionsunterricht, die Kirche setzt erst im zwölften Lebensjahre des Schülers ein, um ihn zur Confirmation vorzubereiten. — Ich glaube, dass eine solche Einrichtung sich unsere Clerikalen nicht wünschen, ja dass sie den Religionsunterricht eines nicht dogmatisch gebildeten Lehrers mit Misstrauen überwachen würden. Also warum nicht selbst auch in der Volksschule das Evangelium lehren, wie sie von Christus den Auftrag haben!

Sollte sich's herausstellen, dass der Clerus aus irgend einem Grunde seiner fürnehmsten Pflicht in der Volksschule nicht nachkommen will, dann allerdings müssten alle Bekenner des Christenthums und alle Freunde des Volkes darauf hinwirken, dass der weltliche Lehrer sich der Lehre Jesu annehme und sie den Kindern vermittle.

Wenn unserer Volksschule schon so manches fehlt, was allmählich verbessert werden muss, so fehlt ihr vor allem ein rationeller, herzerwärmender Religionsunterricht. Solange dieser verweigert wird, ist die Klage wahrlich nicht unbegründet, dass unsere Volksschule zu wenig christlich-religiös sei.

Ich bin nicht rechthaberisch, mir ist nicht um Streit und Gegenpart zu thun, sondern nur um die Sache, ich wäre froh, wenn ich mit dem heutigen Vorwurfe unrecht hätte, wenn ich eines besseren belehrt und überzeugt werden könnte. Wenn nicht, so müsste ich zu folgendem Schlusse kommen:

Dem Clerus ist bei unserer Volksschule nicht zu thun um Religion und Christenthum, sondern um die Herrschaft. Nicht sosehr zwischen dem Messias und den Menschenkindern will er ein unzerreißbares Band flechten, als vielmehr zwischen Kirche und Volk. Der Clerus will sich aus socialen und politischen Gründen der Menschheit bemächtigen. Aber das soll er offen eingestehen, dann wird man ihn achten wie jede andere weltliche Macht und auch also mit ihm rechnen.

Heute denke ich nur an die Religion Christi, deren Reich hoch über dieser Welt steht, und was ich einfältigen Herzens von dem Clerus verlange, um was ich bitte, um was ich flehe, ist das: Lehre unseren Schulkindern Religion. Gib ihnen das Evangelium Jesu!

Ein Anwalt des Bauernstandes.

Immer wieder kann man die Erfahrung machen, dass der Bauernstand in der modernen Gesellschaft eigentlich keine Freunde hat. Den Vorwärtshastenden ist dieser Stand zu altständig; den Speculationssüchtigen ist er zu arbeitsam; den Luxusverbreitern ist er zu bedürfnislos; den Emporkömmlingen ist er zu schlicht; der Industrie ist er zu wenig consumierend; der Wissenschaft ist er zu gleichgiltig für geistige Interessen, und so geht das fort. Zwar raufen sich die Parteien um den Bauern, aber nicht um ihm zu nützen, sondern um ihn sich dienstbar zu machen. Nur der Staat weiß diese Urquelle der Steuern, der Rekruten, zu schätzen, aber er thut es stillschweigend, sägt tapfer darauf los an dem Aste, auf welchem er sitzt.

Schöne Worte hört man für den Bauernstand in den Alpen, der heute am Rande des Unterganges steht, im Grunde aber ist und bleibt man gleichgiltig gegen ihn und sein Schicksal.

Wenn die Gesellschaft dem Bauern schon nicht aus Liebe zum Bauern hilft, so sollte sie ihm wenigstens aus Liebe zu sich selbst helfen.

Von diesem Gedanken geht Karl Morre aus, der in seiner bei „Leykam" zu Graz erschienenen Broschüre: „Die Arbeiterpartei und der Bauernstand, ein ernstes Wort in ernster Zeit", sachverständig und herzensfrisch für den Bauernstand eintritt.

Er weist hin auf die heute bereits furchtbar drohende Arbeiterbewegung, gegen welche gegenwärtig nur noch ein einziger Wall steht, der die gesellschaftliche Ordnung schützt. Dieser Wall ist der Bauernstand. Das Bürgerthum schützt uns nicht; Städte sind leichter zu erobern und zu zerstören, als die bäuerlichen Ländereien und Gemeinden. Der conservative, patriarchalische, arbeitsfreudige, bedürfnislose, rechtsfeste, alte Bauernstand ist es, an dem die hohen Wogen der Socialcommunisten stauen und sich brechen, dieser Stand ist es, der sich nie und nimmer der Arbeiterbewegung anschließen kann und wird, so lange er für sich bestehen kann. — Aus Selbsterhaltungstrieb, so ruft Karl Morre der Gesellschaft, dem Staate zu, aus Selbsterhaltungstrieb schütze den Bauernstand, damit er dich wieder schütze! — Es ist kein idealistisch oder doctrinär aufgebautes Gedankensystem, was Morre entwickelt, das ist der herben, unbestreitbaren Wirklichkeit unserer Tage entnommen und wenn diese Schrift nicht überzeugt, dann weiß ich nicht, was sonst überzeugen kann.

Der Kern der Morre'schen Broschüre ist das Capitel: Der Bauer und sein Elend. Er schildert die gegenwärtigen trostlosen Zustände schlicht und wahr, er erhärtet mit Ziffern und Beispielen: es ist leider, leider unmöglich, ihm zu widersprechen. Er zählt die Ursachen auf, warum es so kommen musste; einen großen Theil der Schuld an dem Niedergange des Bauernstandes trägt der Bauer selbst, aber einen noch größeren tragen andere!

Wenn unser „Heimgarten" in der Bauernschaft viel gelesen würde, so wollte ich dem Bauern hier den Spiegel seiner Schuld vorhalten, wie wir das übrigens schon des öfteren versucht haben. Die da lesen, sind aber „die anderen", und diesen wird es nicht schaden, aus Morre's Broschüre vorläufig einige, nur einige! der Zustände und Einrichtungen zu betrach-

ten, die den Bauern allmählich zugrunde richten.

Die erste Ursache der Verschuldung des bäuerlichen Besitzes — sagt Morre — stammt in Österreich schon aus dem Jahre 1848 und schreibt sich daher, dass die Besitzungen damals ganz ungerechtfertigt hoch bewertet worden sind. Nach diesen Werten hat der Staat fast durch 40 Jahre die Steuern und Besitzübertragungs-Gebühren berechnet und nachdem die zu hoch bewerteten Objecte die Zinsen für die erlegten oder entlehnten Anlage-Capitalien nicht einbrachten, so wurden die Besitzer in zweifacher Richtung geschädigt, und dieses schleichende Übel hat gar viele Bauern besitzlos gemacht. Unzählige Bauernhöfe sind auch durch die vormals übliche Theilung der Gründe unter die Geschwister entwertet worden, und seit mehr als 15 Jahren betreibt die Güterschlächterei das Ausschrotten von Besitzen, ganz unbekümmert darum, ob die hiedurch geschaffenen Zwergwirtschaften bestehen können, oder nicht.

Höchst beklagenswert ist die Thatsache, dass die wenigsten Bauern mehr in der Lage sind, sich ordentliche Werkzeuge oder praktische Maschinen anzuschaffen; Kinderspielwaren, Nippsachen, Luxusgeräthe werden aus Stahl und Eisen angefertigt, und mancher arme Bauer ackert wieder wie vor zweihundert Jahren mit hölzernem Pfluge und hat einen Wagen mit hölzernen Achsen. Ein Zeichen der Zeit! Nicht die geänderte Erzeugungsweise, sondern das überhandnehmende bäuerliche Elend ist die Ursache, weshalb in den letzten zwanzig Jahren so viele Hackenschmiede und Zeughämmer in Kärnten, Steiermark und Oberösterreich, welche landwirtschaftliche Geräthe erzeugt hatten, betriebslos geworden sind.

Ein mächtiger Grund der Verarmung des Bauernstandes ist in den schweren Lasten zu suchen, welche demselben vom Staate, vom Lande, vom Bezirke, von der Gemeinde, von Schule und Kirche auferlegt werden.

Der Staat hat eben, um Arbeit und Auslagen zu ersparen, den autonomen Körperschaften so viele Geschäfte übertragen, dass die Autonomie fast nur als eine indirect eingehobene erhöhte Grundsteuer zu betrachten ist und mit Rücksicht auf diesen Umstand erscheint der Grundertrag übermäßig hoch besteuert. Die Dienstleistungen, welche die Gemeinden für die verschiedenen Behörden und Ämter zu vollziehen haben, vermehren sich derart, dass es schon fast jeder Grundbesitzer am Lande als Strafe ansieht, wenn er zum Gemeindevorstand gewählt wird, denn er ist weniger der Vorstand der Gemeinde, als der vielbeschäftigte Diener aller vorgesetzten Behörden. Von nachtheiliger Wirkung sind auch die großen Steuern, welche auf vielen landwirtschaftlichen Producten haften, während an dem Rückgange so vieler Weingärten, welche nur leichte und billige Weine geben, zunächst die Verzehrungssteuer schuld ist, welche für schwersten Bouteillenwein und den leichtesten Landwein den gleichen Steuersatz hat. Gewiss könnte kein einziger Industriezweig bestehen, dessen Erzeugnisse im Innern des Landes so hoch besteuert wären, wie Wein und Fleisch.

Sehr empfindlich treffen den bäuerlichen Besitzer die Übertragungs- und Erbgebühren, weil sie just in jene Zeit fallen, in welcher der Übernehmer durch die Abfertigung der Geschwister, durch Bezahlung des fundus instructus, durch Erlag des Kaufschillings u. dgl. sich ohnehin in bedrängter Lage befindet.

In früheren Zeiten konnte sich mancher Anfänger durch eine glückliche Heirat heraushelfen, allein derzeit ist das Landvolk durchweg schon so verarmt, dass eine reiche Bauerstochter zu den Seltenheiten gehört. Wenn auch einzelne Mädchen Anwartschaft auf ein kleines Vermögen haben, so haftet dasselbe gewöhnlich am elter-

lichen Besitze, und sobald es gekündet wird, kommt dieser Besitz in Gefahr. Die wenigen wirklich vermöglichen Bauerstöchter, die noch zu finden sind, nehmen keinen Bauer, sondern heiraten einen Wirt oder einen Gewerbsmann in der Stadt, weil sie das kümmerliche und freudenleere Los, welches einer Bäuerin am Lande beschieden ist, aus der Erfahrung kennen und fürchten. So tief ist der einst auf sich so stolze Bauernstand schon gesunken, dass selbst vermögenslose Dirnen lieber in die Stadt dienen gehen, als auf dem Lande Bäuerin sein wollen. Diese traurige Wahrnehmung muss jeden Wissenden mit banger Sorge erfüllen.

In arger Weise wird die Nothlage der bäuerlichen Besitzer durch die Steuer-Executionen, insbesondere aber durch die Höhe der gerichtlichen Executionskosten verschlimmert.

Ist es nicht unbarmherzig, den armen Bauer, der schon nicht mehr imstande ist, das Geld für die Steuer aufzubringen und ohnehin für jeden Tag der Säumnis die Verzugszinsen zahlen muss, auch noch mit Executionskosten zu belasten? Wie schade, dass man bei der Berathung der Frage über die Aufstellung der Steuer-Executoren nicht nach den Ursachen geforscht hat, welche eine solche Zwangsmaßregel erfordern!

Und nun erst gar die gerichtlichen Executionskosten!

Das derzeit bestehende gerichtliche Klage- und Executionsverfahren ist so weitwendig, so verwickelt und so kostspielig, dass der Execut, wenn er wirklich das Geld aufbringt, um die Schuld zu begleichen oder durch Theilzahlungen zu stunden, in gar vielen Fällen die für Klagschriften, Tagsatzungen und Urtheilsschöpfungen anwachsenden Stempel- und Expensarkosten nicht mehr bestreiten kann, daher immer wieder in neue Klagen verfällt, bis ihn endlich die Höhe der Klagekosten und die unerbittliche Strenge, mit welcher dieselben eingetrieben werden, vollends ruiniert. — Wie groß mag erst die Summe aller vermeidlichen und unvermeidlichen Executionskosten im ganzen Reiche sein und wie viel Schmerz, wie viel Thränen verursachen gerade diese Kosten dem unglücklichen Landvolke! Möchten doch die clerikalen, ja alle Vertreter der Landgemeinden von Haus zu Haus gehen und sich den Jammer ansehen, damit sie bei allen Abstimmungen das Elend des Landvolkes vor Augen haben und der Lehre Christi gedenken, die da sagt: Was ihr den Armen thut, habt ihr mir gethan!

Es sind gar schwere Lasten, die ich schon aufgezählt habe, allein ich bin weitaus noch nicht damit zu Ende. Im gleichen Verhältnisse, in welchem die Zahl der vermöglichen Besitzer sich vermindert, vermehrt sich die Zahl der Armen, welche versorgt werden sollen. In äußerst wenigen Ländern, und auch da nur in einzelnen, merkwürdigerweise just in den abseits von den Eisenbahnen gelegenen Gegenden oder im nächsten Umkreise großer Städte, findet man noch einen halbwegs wohlhabenden Bauernstand. Der übergroßen Mehrheit nach ist das Landvolk bereits überall verarmt, dass man sich manchmal die Frage vorlegen muss, wer mehr zu bedauern ist, der Arme, der um ein Almosen bittet, oder der Besitzer, der selbst nichts hat und noch den Armen erhalten soll. Die Noth ist zur Regel, der Wohlstand zur Ausnahme geworden, und deshalb bereitet den Landgemeinden das Armenwesen die schwerste Sorge. — Abgesehen davon, dass die bäuerlichen Steuerträger ohnehin durch die Bezirks- und Landesumlagen zur Tragung der Armenlasten und zur Erhaltung der öffentlichen Krankenhäuser, Irrenhäuser und sonstiger Humanitätsanstalten herangezogen werden, hat man die Sorge für die Gemeindearmen ausschließlich den Gemeinden auferlegt. Die Ansprüche solcher Personen, welche durch Alter,

durch Krankheiten oder Gebrechen arbeitsunfähig geworden sind, die Kosten für die Erhaltung der Pfleglinge in den Siechenhäusern und der verwaisten oder von den Eltern verlassenen Kinder, die Auslagen für Krankentransporte, für Arzt, für Apotheke u. dgl. wachsen derart, dass durchschnittlich 30 bis 50 Procent, in manchen armen Land- und Gebirgsgemeinden sogar 60 bis 100 Procent der Steuer, bloß für Armenerhaltung aufgebraucht werden. Dabei geht es den Armen schlecht genug, insbesondere denjenigen, welche angewiesen sind, von Haus zu Haus zu wandern, und auf dieser Wanderung oft zu Leuten kommen, die selbst nichts zu essen haben. Es ist eine rohe, unbarmherzige Art der Armenversorgung, aber der Bauer ist zu arm, er kann nichts daran ändern, denn die Barauslagen würden in vielen Gemeinden absolut unerschwinglich werden, wenn man plötzlich das landesübliche Einlegerwesen aufheben und den Besitzern die Möglichkeit benehmen würde, solche Arme durch Naturalverpflegung zu erhalten, welche noch von Haus zu Haus gehen können. Für die Landarmen zahlt niemand zu, die muss der Bauer allein versorgen, für die brotlosen Handwerker und Fabriksarbeiter muss aber wieder der Bauer die Naturalverpflegsstationen erhalten helfen, oder, was noch schlimmer ist, sich von diesen reisenden Burschen mehr drohend als bittend, die Almosen abzwingen lassen.

Unerhört drückend für die Landgemeinden sind die Zuständigkeitsverhältnisse. Menschen, die niemand in der Gemeinde kennt, die 30 bis 40 Jahre in den Städten und in den Fabriken gearbeitet haben, kommen, wenn sie gebrechlich werden, ins Dorf. Die Fabrik und die Stadt, welche den Nutzen von der Arbeit hatte, windet sich los, der arme Bauer aber muss Leute erhalten, die ihm nie gedient und nie geholfen haben.

Auch durch die Militäreinquartierung und Vorspannsleistung wird das flache Land arg mitgenommen. In den großen Städten baut man Kasernen, der Bauer aber muss sein Zimmer und seinen Stall räumen, und Platz machen.

Nachdem der Landwirt, mit Lasten aller Art überbürdet, unter dem Hochdrucke derselben seufzend und stöhnend daherkeucht, wäre es gewiss nur recht und billig, wenn man ihm die Möglichkeit bieten würde, den schweren Verpflichtungen durch entsprechende Verwertung seiner Erzeugnisse nachkommen zu können. Aber auch das ist nicht der Fall. Wer die tristen Verhältnisse der Landwirtschaft genau kennt, der würde sehr in Verlegenheit gerathen, wenn er sich darüber bestimmt aussprechen sollte, ob der Bauer deshalb nicht aufkommen kann, weil er zuviel Zahlungen hat, oder deshalb, weil man seine Erzeugnisse durch alle möglichen Kunstgriffe entwertet und ihn zahlungsunfähig macht.

Bringt der Bauer sein Vieh auf den Markt, so wird nicht durch die Güte oder Schwere desselben, sondern durch den Zufall der Preis bestimmt, ob just mehr oder weniger Käufer den Markt besuchen. Derselbe Zufall spielt mit den Preisen für Heu, Stroh und Holz. In vielen Fällen verkauft der Bauer nur, weil eine unvermeidliche Ausgabe oder Zahlung ihn dazu drängt, oder weil der Steuerexecutor vor der Thüre steht, kurz, weil er muss. Dieses „Muss" ist in der Regel den richtigen Käufern bekannt, welche dann, die Noth ausbeutend, dem armen Bauer seine Ware zu Spottpreisen abjagen. Wir haben zwar ein Wuchergesetz, allein einer gewissen Gattung von Patentwucherern kann man damit nicht zuleibe.

Der Gebirgsbauer, der sich überhaupt viel schwerer fortbringt, weil er nur von seinem Walde und aus der Viehzucht eine Einnahme hat, fand früher an den vielen reichen Hammer-

werksbesitzern, die ihm Holz und Kohle abgekauft hatten, einen festen Halt. Den Hammerherren von damals gieng das Geld noch nicht über alles, sie hielten auch auf ihre Ehre, und der eigennützigste Werksherr hatte so viel, um sich nicht nachsagen zu lassen, dass durch seinen Druck ein Bauer vom Gebirge herabgetrieben wurde. Diese für den Bergler glückliche Zeit einer gesunden Concurrenz und Rücksichtnahme auf seine Erhaltung hat längst aufgehört. Die Mehrzahl aller Eisenwerke ist in den Besitz von Actiengesellschaften übergegangen, und die Herren Directoren und Verwaltungsräthe kümmern sich wenig, ob der Bauer bestehen kann, oder nicht. Nur wenn die Arbeiter aufrührerisch werden, dann rufen sie das Militär zu Hilfe, und dann sind die Bauernsöhne wieder gut, um Leben und Besitz zu vertheidigen und die Aufstände niederzuhalten.

Die Nachtheile des Zwischenhandels! Wenn man den Wert des Futters, die Mühen und Gefahren berechnet, welche mit der Rindviehzucht verbunden sind, und wenn man den Viehpreis mit den Fleischpreisen vergleicht, dann kann man leicht herausfinden, dass der Bauer bei einem Stück Rind, das er aufgezogen hat, in vier bis fünf Jahren kaum mehr verdient, als der Fleischer, der es schlachtet und ausschrotet, in vier bis fünf Tagen.

Nicht zu unterschätzen sind die Gefahren, denen der Bauer durch die zunehmende Unsicherheit auf dem Lande ausgesetzt ist. Einbruch und Diebstahl sind an der Tagesordnung. Bis der Thäter entdeckt wird, hat er längst das gestohlene Gut vergeudet, und der Beschädigte erhält daher in den seltensten Fällen einen Ersatz. Dazu kommt der schwere Übelstand, dass die Zahl der verheirateten oder im Concubinate lebenden Taglöhner, welche keinen bindenden Dienst eingehen wollen, im steten Wachsen begriffen ist. Den ganzen Winter hindurch hocken diese Familien arbeitslos in ihren Hütten und nähren sich und ihr Vieh größtentheils von dem, was sie im Sommer und Herbste den Bauern aus Gärten, Feldern und Fluren entwendet haben. Das Einwohnerwesen ist zur Landplage geworden, die jede Lust am Besitze verbittert.

Gewaltig und einschneidender als bei allen übrigen Ständen sind die Ansprüche, welche die Einrichtung der stehenden Heere an die ländliche Bevölkerung stellt. Die Belastung durch Einquartierung und Vorspannleistung erscheint kaum der Rede wert, im Vergleiche zu den persönlichen Diensten, welche das Landvolk in der Armee leistet und leisten muss. Die Söhne des Adels und der bevorzugten Classen dienen als Officiere, und auch die jungen Leute aus dem Bürgerstande werden, ob der größeren Vorbildung, bald und mindestens zu Unterofficieren befördert, beziehen daher bessere Löhnung und sind körperlich nicht so angestrengt, wie der gemeine Soldat. Von den Kindern der Arbeiter bleiben viele wegen mangelhafter Nahrung, vernachlässigter Obsorge, Aufenthalt in ungesunden Wohnungen, schwächlich und krüppelhaft, oder werden durch frühzeitigen Genuss von geistigen Getränken oder durch liederliche und unsittliche Lebensweise zum Militärdienste untauglich, und dadurch erhöht sich das Contingent, welches die ländliche Bevölkerung zu stellen hat. Wie statistisch erwiesen, bilden die Bauernsöhne und die auf den Bauernhöfen aufgezogenen Kinder der Dienstboten bei den meisten Regimentern den eigentlichen Mannschaftsstand, und so trägt denn der Bauer auch in der Armee den schwersten Theil der Last. Nach erfüllter Militärdienstpflicht wendet sich wohl der gewerbliche Arbeiter wieder seinem Geschäfte zu, auch der Studierende hält sich an die begonnene Laufbahn, nur Knecht und Bauernsohn kehren in den seltensten Fällen auf das Land zurück. Sie haben das

bequemere, mehr Freiheit und Vergnügen gewährende Leben in den Städten kennen gelernt, finden leichtere Arbeit und erhalten mehr Lohn, verbleiben also in der Stadt. Der Bauer verliert demnach schon bei der Assentierung seine besten Arbeitskräfte für immer. Nur wenn sie invalid oder arbeitsunfähig werden, kommen sie wieder in das Dorf zurück und der Bauer muss sie dann erhalten. Sind das nicht sonderbare Verhältnisse?

Und nun erst die Getreidepreise!

Dieselbe Aufgabe, welche bei dem spanischen Stiergefechte dem Matador zufällt, vollzieht an dem mit Getreidebau beschäftigten Landvolke die Frucht- und Mehlbörse, denn sie gibt der zu Tode gehetzten Landwirtschaft den Gnadenstoß mitten in die Brust.

Der Bauer düngt, pflügt und eggt seinen Acker, säet im Herbste das Getreide und deckt es mit Egge und Walze ein. Den ganzen Winter hindurch hält ihn die Sorge, ob nicht zu tiefer Schnee, Frost oder Nässe die Ansaat verdirbt. Sind diese Gefahren glücklich überstanden, die Frucht üppig in die Halme geschossen, dann macht ihn jede schwarze Wolke erzittern, die, Hagel verkündend, seine Hoffnung in die Erde zu stampfen droht. Bleibt er auch von diesem Unglücke verschont, war die Erntezeit günstig und hat er endlich die ausgedroschene und gereinigte Frucht in den Säcken, dann fährt er damit zum Getreidehändler. Am Wege dahin hat er ausgerechnet, wie viel das Saatkorn, der Dünger, die Hand- und Zugarbeit ausmachen, und so findet er denn, dass ihm selbst 100 Kilogramm Weizen auf mehr als neun Gulden zu stehen kommen. Für seine Mühe und Gefahr, für Zinsen, für den Unterhalt seiner Familie will er doch auch ein paar Gulden verdienen, und so schätzt er den Metercentner auf elf Gulden. Der Getreidehändler schüttelt den Kopf und sagt lächelnd: Mein lieber Bauer! so geht es nicht. Dein Weizen ist heute 8 Gulden wert und keinen Pfennig mehr. Damit der Bauer sich überzeugen kann, hält ihm der Händler den Curszettel vor, und auf diesem steht schwarz auf weiß gedruckt, dass die Börse in Wien den Preis für 100 Kilo mit 8 Gulden festgesetzt hat. Um neun Gulden hat der Bauer den Weizen erzeugt, um acht Gulden soll er ihn verkaufen! Ist das möglich? Nun ja, die Noth zwingt, was will er thun? Er muss, und verkauft! Traurig und gesenkten Hauptes fährt er zurück und bringt die Überzeugung mit nachhause, dass er unter solchen Verhältnissen zugrunde gehen muss.

Nun frage ich: Wer sind denn die Herren, welche auf der Getreidebörse die Preise bestimmen? Landwirte? Mit nichten! Ein paar Bäcker, ein paar Müller, und was darüber, lauter Leute, die nicht viel mehr können als schreiben, rechnen und speculieren, und sonst nichts wollen als viel verdienen, gut und vornehm leben, weshalb sie im Volksmunde die Börsianer heißen. Fragt man nun diese Herren, wie sie es wagen können, ohne Rücksicht auf die Erzeugung, Preise zu bestimmen, welche die Landwirtschaft erdrücken müssen, dann erhält man die bodenlos freche Antwort: „Was kümmert uns die Landwirtschaft! Amerika und Russland liefern zu diesem Preise. Wenn der inländische Bauer nicht bestehen kann, so mag er den Getreidebau aufgeben.“ Wenn das so fortgeht, wird der Bauer bald mehr aufgeben, als bloß den Getreidebau.

In den Gebirgsgegenden sind es die Servitutsverhältnisse, durch welche viele Besitzer kleinerer Grundcomplexe in den Fällen der Verweigerung oder Bestreitung des Streu- und Holzbezuges und des Weiderechtes in ihren Rechten verkürzt und im Bestande gefährdet oder in kostspielige Processe verwickelt werden und dadurch in unverschuldete Nothlage gerathen.

Von ganz unberechenbarer Trag-

weite sind die Schäden, welche die Landwirtschaft, das Volk und der Staat durch die übertriebene Verhätschelung der Jagd erleiden. Die Jagd, welche man gar so gerne noch immer zu einer ernsten, wichtigen Beschäftigung aufbauschen und als Berufszweig in Ehren bringen möchte, ist heute, wie jeder andere Sport, ein bloßes Vergnügen, welches in wirtschaftlicher Beziehung eher Schaden als Nutzen bringt. Damals, als der Jäger noch mit Keule, Schwert und Speer den Kampf mit den Raubthieren aufnehmen und Leben für Leben wagen musste, um die Menschen und ihr Nutzvieh von den gefährlichen Feinden zu befreien, damals gehörte Kraft, Übung und persönlicher Muth zum Waidwerk. Die Jagd war eine Nothwendigkeit und stand deshalb in hohem Ansehen. Diese Zeit aber ist längst vorüber, das Raubwild ausgerottet, der culturelle Zweck der Jagd erfüllt und eine Gefahr von Raubthieren nie mehr zu besorgen, weil jeder Bauernknecht beim Militär zum Schützen ausgebildet wird. Die Thiere, welche heute gejagt werden, fliehen ängstlich und furchtsam den Jäger. Es ist kein Kampf mehr, sondern ein Nachlaufen oder Zutreiben, und wenn nicht etwa ein Schütze den anderen anschießt, vor dem Wilde ist jeder sicher. Deshalb ist die Jagd in unseren Ländern zu einer bloßen Unterhaltung herabgesunken, an der thatsächlich Frauen, Knaben und Greise theilnehmen, und die sich jeder vergönnen kann, der Zeit und Geld dazu hat. Wenn es sich bloß um den Wert des Wildbrets und um das Erlegen des Wildes handeln würde, so könnte der Berufsjäger, der den Wildstand ausspäht, auch das Wild zum Schusse bringen. Das darf aber nicht sein, denn um das Wildbret, um den eigentlichen Nutzen der Jagd handelt es sich gar nicht, sondern ausschließlich nur um das Jagdvergnügen, und eines bloßen Vergnügens wegen soll und darf nicht die Existenz unzähliger Familien, welche sich durch ernste Arbeit ihr Brot verdienen, gefährdet werden.

Es fällt mir nicht ein, der Ausrottung des Wildes das Wort zu reden. Der Hirsch war auch früher in den Wäldern, und die Bauern konnten bestehen. Jagdinhaber und Grundbesitzer wussten sich zu vergleichen und kein Bauer wurde ausgetrieben; allein seit zwanzig Jahren bürgert sich die Mode ein, dass Grundcomplexe bloß zu Jagdzwecken aufgekauft und die Bauern systematisch verdrängt werden. Es erscheint daher zur Erhaltung des Bauernstandes dringend geboten, diesen Übergriffen des Capitals einen wirksamen Riegel vorzuschieben, weil es ein schweres Unrecht wäre, wenn man die mit unsäglicher Mühe der Wildnis abgerungenen Felder und Wiesen wieder verwüsten und die Wohngebäude der Bauern dem Verfalle preisgeben würde, bloß um die übertriebene Jagdpassion einzelner Geldmänner zu befriedigen.

Für Gegenden mit ausgebreiteter Obstbaumzucht ist zwar auch der Hase schon ein gefährlicher Feind, und sowohl der Hase als auch der Fasan richten auf den Feldern vielen Schaden an. Trotzdem will ich noch absehen von der Niederjagd, denn des Hasen kann sich der Bauer noch erwehren, aber nicht des Hirschen, denn just sowie die Börse den Getreidebauer auf dem Flachlande zugrunde richtet, so hetzt der Hirsch den Gebirgsbauer aus seinem Gehöfte.

Mit welcher Müh' und Plag' erkämpft sich der Älpler sein armseliges Dasein! Am Rücken oder mit Seilen schleppt er den Dünger auf Feld und Wiese. Wie anstrengend ist der Anbau der steilen Lehne, und sprosst die Frucht hervor, dann stürzt das Hochwild in Rudeln daher, frisst die Halme und Frucht vom Felde und die Futtergräser von der Wiese. Was noch bleibt, wird zerstampft und zertreten.

Wehmüthig blickt der arme Bergbauer auf die Verwüstung, ihn schreckt der lange, harte Winter. Wo wird er Brot hernehmen für sich und sein Gesinde und womit soll er sein Vieh erhalten? Man wird hinweisen auf die Wildschadenvergütung. O ja, ganz richtig, wenn es nur nicht gar so schwer wäre, mit großen Herren Kirschen zu essen. Die paar Gulden, die der Bauer bekommt, kann er allerdings verwenden, um Heu und Stroh zu kaufen, aber derlei Ware ist nur in der Ebene verkäuflich, und wie bringt er größere Mengen auf den steilen unfahrbaren Wegen ins Hochgebirg hinauf? Was bleibt ihm übrig, er muss den Viehstand vermindern, und da die Viehzucht sein einziges sicheres Erträgnis bildet, so macht er den Anfang von seinem Ende. In wenigen Jahren geht sein Besitz in der Regel um einen Spottpreis an den Jagdherrn über, und traurig seufzend wandert der aus seinem Erbe verdrängte Bauer mit Weib und Kind thalab. Der fremdländische Förster, dem auch jedes Gefühl und jede Rücksicht für das Bergvolk fremd und jeder Bauernhof ein Dorn im Auge ist, freut sich hämisch darüber, weil er ja weiß, dass dann, wenn nur einmal der erste Bauer locker wird, bald ein Nachbar dem anderen nachfolgt.

Die Zweifler mögen nur persönlich den Verhältnissen der Landwirtschaft nachforschen, in welchem Lande oder in welcher Gegend es ihnen beliebt, oben im Hochgebirge, oder in den Weingärten oder auf dem Flachlande; überall werden sie finden, dass nicht nur die Schäden der Jagd, sondern dass auch alle übrigen beklagenswerten Zustände in der Wirklichkeit noch viel schärfer hervortreten, als sie hier geschildert sind.

So Morre. Dann ergeht sich unser unbarmherziger Berichterstatter über die Dienstbotenverhältnisse, die mit ein Hauptgrund in dem Niedergange des Bauernstandes sind, und er bespricht noch vielerlei, welches vielleicht noch interessanter ist, als das wenige hier Mitgetheilte.

Allein unser Autor ist keiner von denen, die nur klagen und anklagen und selber nicht wissen, auf welchem Wege es besser werden könnte. Morre schlägt Mittel zur Abhilfe vor, Rathschläge, welche wohl wert sind, dass man sie genau und unverkürzt vor sich habe, deshalb verweise ich dich, mein Leser, wenn du in der Sache guten Willens bist, auf die Broschüre. — Lies sie, lies sie genau, du wirst manches Merkwürdige erfahren. Und wenn dir dabei das Herz nicht anhebt zu bluten aus Mitleid für den Bauern, so wird dir wenigstens der Schweiß auf die Stirne treten aus Angst, dass hier eine Katastrophe bevorsteht, wenn es nicht gelingt, den Bauernstand zu retten.

Und dir, Freund Morre, der du als Schriftsteller, als Dichter und als Redner trotz mancherlei Widersacher dein Manneswort erhoben hast für unseren wichtigsten und ärmsten Stand, dir rufe ich Dank für diese Schrift, und Glückauf! — Möge dein Wort Gehör finden, solange es nicht zu spät ist!

Rosegger.

Der Thalerkogel.

Ein Spaziergang in der Heimat von R.

Um fünf Uhr wurden wir geweckt. Der Abend war lang gewesen, die Nacht kurz, und die Sinne taumelten gleichsam noch in Schlaftrunkenheit. Draußen lag eine graue Nacht. Schwerer Nebel über dem Alpenthale. Trotzdem war Trofaiach schon munter und rüstete sich zur Bergpartie. Auf den Thalerkogel! hieß die Losung.

Bald darauf schleppten zwei schwere Lastpferde einen großen Leiterkarren dahin, der vollbepackt war mit Weibern, Kindern und faulen Männern. Der größte Theil der Gesellschaft, zumeist aus jungen Leuten bestehend, war uns zu Fuße schon voraus. Unser schwerfälliges Gefährte ächzte das Rötzthal hinan, durch welches ein eiskaltes und kristallklares Wasser herabkam aus dem Felsengebirge des Hochthurm. Das Thal war eng, hatte grüne Wiesen, sonst konnten wir nichts sehen von der Gegend, der Nebel verhüllte alles, und anstatt daſs er ins Silberweiße gieng, hub er an in das Stahlgraue zu spielen, und anstatt er feuchten Thau legte auf die stehenden Bäume und fahrenden Menschen, fiel hie und da ein größeres Tröpflein. Das Barometer war hochgemuth und wollte oben hinaus. „Mag sein", sagte ein Genosse, „es gibt auch optimistische Barometer! Und warum soll sich das Queckſilber in der Röhre nicht geradeso irren können, als der Phosphor im menschlichen Schädel!"

Nachdem wir eine Stunde lang gefahren waren, wurde das Thal eng und der Nebel noch finsterer, weil überall der schwarze Wald durchschimmerte. Wir stiegen aus und giengen rechts einen Waldweg hinan. Jetzt sah man erst die Größe der Schar, die sich gerüstet hatte, um mit mir den Berg zu besteigen. Zumeist Sommerfrischler, Studenten, Mädchen, Frauen, Lehrer, Künstler, und das war ein lautes Treiben, ein heiteres Emportänzeln, ein Necken, Lachen, und auch stillsinniges Courmachen manches schwärmerisch angelegten Gymnasiasten. Rasch hatte jeder sich eine Huldin ausgesucht, der er entweder Blumensträußchen pflückte, oder Erdbeeren, oder der er Steine und andere Hindernisse aus dem Wege räumte, oder ritterlich aus der Schlucht einen Trunk Wasser holte. Ich ließ die junge, frohe, blühende Welt vorausflattern, und schritt still hinter ihr drein, manchmal den Blick gegen Himmel richtend, doch weniger aus Frömmigkeit, als aus meteorologischen Gründen. Der Nebel schien wie festgefroren an den Hängen.

Wir kamen hinan zum letzten Bauernhause, dem Thalerbauer, wir kamen zu einer Almerei, wir kamen zu einer Köhlerhütte — immer leidlicher Weg, der durch Wald und über Matten gieng, und immer Nebel. Als wir fast zwei Stunden so gegangen waren, standen wir auf hohem Almboden und vor uns stürzte der Berg fast gröblich ab in ein anderes Thal. Auch in diesem die finstergraue Nacht. Trotzdem stiegen wir links die letzte Kuppe hinan, und als wir auf der (1656 Meter hohen) Spitze des Berges waren, lag rings um uns und über uns das undurchdringliche feuchte Weiß, so daſs etliche der Nachdenklichen fragten: Warum sind wir heraufgestiegen? Die meisten fragten das

nicht. Es gibt ja außer der Aussicht Genüsse genug bei einer Bergwanderung; schon das Wandern selbst ist einer, die nächsten Wegbilder sind einer, der Duft der Pflanzen ist einer, das Dünnerwerden der Luft ist einer, das Bewusstsein überwundener Schwierigkeiten ist einer. Und erst gar die junge Welt, die in Nebel, Wind und Regen oft noch ihr besonderes Vergnügen findet, weil für lustige Wesen alles, auch das Widerwärtige, als Anlass zur Bethätigung der Kraft und der Schalkheiten dient. — Und nun packte jeder die Schätze aus, die er mit sich getragen hatte: Brot, Käse, kalten Braten, Wurst, Sardinen, Obst, Backwerk, Wein, Liqueur, Cigarren, alles auf den gemeinsamen Tisch eines großen Steines legend — also dass ein scharfes Essen und Trinken anhub, bei dem jeder und jede nahm, was beliebte.

Plötzlich, als wir mitten in fröhlicher Mahlzeit waren, that jemand einen hellen Schrei. Wind war gekommen, hatte im Nebel ein Loch gerissen, durch das, von der Sonne beleuchtet, wilde Wände zu uns herblinkten. Wenige Minuten später schien die Sonne auch herab auf unsere heitere Tafelrunde, die Nebelfetzen waren in ordnungsloser Flucht theils in die Tiefen nieder, theils an den Wänden hin, theils in den blauen Himmel empor gefahren, bis sie sich ganz verflüchtigt hatten und nur der zarte bläuliche Dunst da war, vom hellsten Sonnenlichte durchwoben. Das Jubelgeschrei kann man sich denken. Die Überraschung war auch zu fein gelungen. Wir orientierten uns kaum, wie in eine ganz fremde Gebirgswelt versetzt kamen wir uns vor, mitten in den heimischen Bergen. Der Hochthurm stand uns am nächsten, dann rechts hin die gewaltigen unabsehbaren Wuchten der Hochschwabengruppe, vor welcher tief unten und enge ins Felsgebirge gekeilt das Alpenthal Tragöss liegt. Links vom Hochthurm, zwischen diesem Gebirgsstock und dem Reichenstein, die tiefe Scharte des Prebüchels, durch welche man hinaus ins Eisenerzerthal blickt. Das Wildfeld, der Reiting schließen die Reihe der uns am nächsten stehenden Felsriesen. Das ist gegen Norden hin. Gegen Westen, gegen Süden, gegen Osten fruchtbare Thäler mit bewaldeten Bergen, weithinziehenden Almen, hinter welchen hie und da in grauer Ferne ein hoher Felsberg emporsteht. Alle Beschreibung des Gebirgsbildes wäre überflüssig, wer auf Bergen war, dem genügt die Andeutung; wer nicht auf Bergen war, dem kann man's unmöglich schildern, wie es ist. Entweder er sieht Worte, hört Begriffe und langweilt sich dabei, oder er hat Phantasie und baut sich die Bergwelt ins Ungeheuerliche auf: die Wände „himmelhoch", die Abgründe nächtig finster und wo möglich bis zum Mittelpunkt der Erde tief. Ist ja so einer immer enttäuscht, wenn er nach vielem Hörensagen und Lesen das erstemal auf leichten Wegen ins Gebirge kommt und alles so hübsch regelmäßig, zahm und niedlich findet. Erst wenn er die Gebirgswelt näher kennen lernt, steigert sich seine freundliche Anerkennung zur Achtung, seine Achtung zur Ehrfurcht. Ist die Alpennatur nur erst entfesselt, dann übertrifft sie an Effect alle Erwartungen. — An diesem Tage war sie von ausgesuchtester Freundlichkeit und bewirtete uns mit Sonnenschein, Windstille, Blumenduft und köstlicher Fernsicht. Die Großartigkeit der Fernsicht steht mit dem mühelosen Aufstieg in keinem Verhältnisse und das so reich mit Naturschönheiten gesegnete Trofaiach hat an dem Thalerkogel einen Rigi, wie man sich ihn kaum günstiger denken kann.

Nun waren die Kehlen wach und Heimatslieder erklangen in einzelnen Stimmen und in Chören. Wie ein allgemeines Aufjauchzen war es bei den Worten:

Dieses schöne Land ist mein Steirerland,
Ist mein liebes, theures Heimatsland!

Wogender Freude voll sprang nun ein Mann auf den Stein, hob sein volles Glas und rief mit heller Stimme den Sängern zu:

„Singet, jauchzet eure Lieder,
Hochgemuthe Steirerkehlen!
In der Steirer Herzen wieder
Hallt der Jubel eurer Seelen.
Deutscher Heimat süße Sänge
Klingen in den blauen Lüften,
Schlagen an die Felsenhänge,
Wehen über Seen und Triften.
Auf der weiten Gotteserden
Wird kein schöneres Land gefunden,
Durch weiß-grüne Bande werden
Mit dem Himmel wir verbunden.
Auf die Scholle sinkt der Sänger,
Dass er fromm das Erdreich küsset:
O geliebtes, heiliges Waldland
Steiermark, sei uns gegrüßet! —
Heimatsfreude ist getragen
Von des Liedes gold'nen Schwingen,
Unsere Lust ist nicht zu sagen,
Darum müssen wir sie singen."

Er trank das Glas aus und schleuderte es hinab den Hang, dass es in tausend Scherben zerschellte. Die Frohstimmung hatte nun den höchsten Grad erreicht und ich musste mich ein wenig abseits halten, um meine Bewegung verbergen zu können.

Nach zweistündigem Aufenthalt auf der Bergeshöhe gieng es an den Abstieg. Die Gesellschaft war in eine fast ausgelassene Bergfreudigkeit gerathen, die mir zwar gefiel, an der ich aber nicht theilzunehmen vermochte. Ich schlug einen besonderen, stilleren Weg ein über blühende Matten und genoss im Schauen und Sinnen die süßeste Heimatsseligkeit. Mit jedem Schritte, den ich thalwärts that, gab ich Theile des Bergrundes preis, welches immer mehr versank hinter Vorbergen, oder hinter Bäumen des Waldes, in den ich gekommen war.

Zu einer Thalwiese gelangt, sah ich, wie unter dem Schatten eines Ahornbaumes ein reisender Bursche saß und die wunden Füße in einem Tümpel wusch. Er schien ein wenig abgehärmt und betrübt zu sein und auf meine Fragen sagte er, dass er ein Kleidermachergehilfe wäre und aus dem schönen Lande Westfalen komme. — Als ob das rothe Westfalen schöner wäre, als die grüne Steiermark!

„Kleidermacher", versetzte ich dem Burschen, „und Westfalen, das ist ja jenes Land, wo man die Schneider in Eisenkäfige sperrt und auf Kirchthürme hängt!"

„Johannes von Leyden", murmelte er, ohne weiter auf meinen Spass einzugehen, „o, das schöne Münster! Wie weit, wie weit!"

„Sie haben wohl Heimweh?" fragte ich ihn.

„Fällt mir nicht ein", antwortete er wegwerfend, „nur die Berge hier, die hohen Berge, die drücken mich ganz abscheulich. O, du schönes Westfälerland! Ich wollte bis in die große Stadt Graz reisen, will aber früher umkehren und ins Westfalen zurück.. "

Armer Junge! Aber „Heimweh hatte er nicht".

„Man hat so viel wunders von diesen Gegenden gesagt", fuhr er fort. „Also wollte ich den steirischen Erzberg sehen, und Tragöss und das Schwabengebirge. Mag ja recht schön sein für einen, dem's gefällt, mir thut die Luft nicht gut. Im Westfälerland ist's trockener, sonniger. Und die schönen rothen Heiden mit dem Erikenkraut! Und der Sonnenuntergang dort, den sieht man auf der ganzen Welt nicht wieder so. Ich kann auch in Münster Arbeit nehmen, oder in Hamm, oder in Dortmund, muss nicht gerade nach Graz an der Mur."

Hierauf bat er mich, ihm die kürzesten Wege zu weisen zurück nach seiner Heimat. Noch ertheilte ich ihm silbernen Rath auf ein Glas Herzensstärkung, den er dankend annahm, und dann gieng er seines Weges.

Ich stieg vollends hinab zum Bergpass Hieselegg, wo der Weg hinüberführt ins Thal der Laming. In diesem Thale hatte ich eine andere Begegnung. Auf einer trockenen Sandhalde der Laming lagerte ein Rudel

Zigeuner. Die Kleider, welche sie gewaschen haben mochten, lagen ausgebreitet auf Steinblöcken, um zu trocknen. Sie selbst, groß und klein durcheinander, lagen oder wälzten sich fast ganz nackt auf Sand und Schutt umher; kupferbraune, schwarzhaarige Gestalten mit weißen Zähnen. Die Männer lagen faul da, die Weiber strählten mit Fingern ihr Haar oder rauchten aus Pfeifen, die Kinder balgten sich, zerrten einander an den Gliedern oder warfen sich Sand ins Gesicht. Ein paar Jungen stiegen im Bache umher, um etwa nach Fischen oder Krebsen zu fahnden. Plötzlich schreckten sie auf, huschten wirr durcheinander, um die Gewänder zusammenzuraffen, und liefen zwischen Weiden und Erlen davon. Ein Jäger mit Gewehr und Hirschfänger war des Weges gekommen, der hatte die Bande verscheucht. — Gar seltsamlich hatte mich das gestimmt. Ich, der Heimatgenießende, dort der Heimatsuchende, und hier die Heimatlosen. Wie selig bin ich mitten in dem geliebten Vaterlande, wo alles mir freundlich und traut ist, dessen Wälder und Berge dastehen wie Denkmäler an die Jugend, an die Vorfahren; auf dessen geheiligtem Boden wir die Spuren unseres Seins und Wirkens den Nachkommen hinterlassen können. Wie glücklich bist du, der in wenigen Wochen sein geliebtes Westfalen wieder sieht, der durch seine Reise zum Bewusstsein gekommen ist von dem unschätzbaren Werte der Heimat. Und wie namenlos elend sind diese, die Kinder des wandernden Stammes, die von der Geburt bis zum Grabe nirgends daheim, überall fremd sind, vor deren Nahen sich jede Thür verschließt, die ihren Lebensunterhalt, den kümmerlichsten der kümmerlichen, ergaunern und erlisten müssen, die vor jedem Landwächter fliehen wie ein gehetztes Wild, die nie und nirgends Fuß fassen können zu einer gedeihlichen Arbeit, zu einem geselligen Leben und frohen Genüssen, das des Daseins sich verlohnte.

Gegen Abend stieß ich wieder zu meinen Bergfahrtsgenossen, die so harmlos lustig und übermüthig waren. Wie lachende, strampelnde Kinder in der Wiege, so kamen sie mir vor, die noch nicht wissen, was das heißt: heimatslos sein. Ich erinnerte sie auch nicht daran, und so wanderten wir munter durch den Rötzgraben hinaus und zogen ein in Trofaiach, viel frischer und hochgemuther, als wir des Morgens im finsteren Nebel ausgezogen waren. Die blauenden Wände des Reiting, des Wildfeld, der Vordernbergermauern schauten ernst herab, und dort über den Waldbergen her grüßte uns die grüne Kuppe des Thalerkogels, auf welcher wir so unvergeßlich schöne Stunden genossen hatten.

Meine erste Eisenbahnfahrt.

Jugenderinnerung von Ferdinand Pfeiler.*)

Mein Geburtsort ist ein rein deutsches Dorf mit mehr als 300 Häusern, in einer fruchtbaren Gegend an der österreichisch-mährischen Landesgrenze. Dasselbe liegt auf einem romantischen Hügel und ist gegen Süden und Westen von einem schönen Weingebirge, im Osten und Norden von fruchtbaren Feldern umgeben.

Freudiger und frischer fühlt man das Herz in der Brust schlagen, wenn man zur Sommerszeit, von welchem Punkte des Dorfes aus es auch geschehen möge, das Auge in der Runde schweifen lässt. Richtet man den Blick gegen Westen, so bleibt derselbe auf den nahen, kaum zwei Stunden entfernten Polauerbergen haften, und unwillkürlich kommt uns beim Anblicke der beiden Ruinen, die sich dort oben befinden, der Gedanke, wie es wohl dort zu jener Zeit gewesen sein mag, ehe die Scharen des unglückseligen Magisters Johannes Huss ihre zerstörende Faust an die Schlösser setzten.

Die Thaja, die am Fuße dieser Berge vorüberzieht, schlängelt sich uns zur Linken, einem Silberbande gleich, in vielen Windungen durch Wiesen und Wälder, an manchem hübschen Dorfe, dessen Kirchthurm zwischen den Kronen der hohen Eichen hervorlugt, vorbei, bis dieselben bei Eisgrub im Fürstlich Liechtenstein'schen Parke unseren Blicken entschwindet. Doch ein neues, herrliches Bild taucht dort gegen Süden vor unseren Augen auf, Schloss Liechtenstein mit seinen hunderten von Thürmen und Thürmchen, die alle mit dem Zeichen des Kreuzes geschmückt, vom Sonnenstrahle geküsst, über den schlanken Baumwipfeln des Parkes zu uns herüber schimmern.

Im Osten und Norden erblickt man endlos scheinende, im Winde wie Wellen eines Meeres hin- und herwogende Weizenfelder, durch die von Zeit zu Zeit ein Zug der Nordbahn rasch dahineilt. Wohl mehr als zwanzig Dörfer liegen in der Runde friedlich vor uns, ein schönes, freundliches Bild, zu dem im Süden und Westen der dunkelgrüne Wald, im Norden und Osten eine Hügelkette, mit mehreren Windmühlen besetzt, den Rahmen bildet. Und hier auf diesem gottgesegneten Fleckchen Erde, verbrachte ich die schönen Tage der Kindheit und meine Schuljahre. Und wann vergisst man diese Zeit! — Selbst der Schlaf bringt uns oft im Alter in einem Traume die schönen Bilder der Kindheit wieder. Man ist wieder jung, fliegt über den Köpfen der Schulkameraden in der Luft, man verübt in ihrer Gemeinschaft irgend einen losen Streich und wird verfolgt; man will entfliehen und bringt die Füße nicht weiter; so, jetzt stürzt man noch dazu in einen tiefen Brunnen und erwacht. Oder, man will mit der Mutter in die Kirche gehen und wird mit dem Ankleiden nicht fertig; doch auf einmal steht man in der Kirche, ohne dass

*) Der „Heimgarten" hat schon wiederholt hübsche Gedichte von dem Eisenbahn-Wächter Ferdinand Pfeiler veröffentlicht. Heute stellt uns der schlichte, ideal angelegte Mann „spasseshalber" Erinnerungen aus seiner Jugend zur Verfügung, die wir ihrer anmuthenden Natürlichkeit wegen gerne wiedergeben. Die Red.

man weiß, wie man dahingekommen ist. Aber aus der Kirche ist ein Jahrmarkt geworden, wo uns nun die Mutter etwas Gutes oder Schönes kauft, und uns aufbietet, es ja festzuhalten, damit wir es nicht verlieren. Wir werden wach, und wirklich halten wir noch etwas fest in der Hand, den — Polsterzipf. So träumt man im reifen Alter noch von der Jugend, und so enttäuscht uns wohl auch oft ein schöner Jugendtraum im Alter.

Nicht wieder kehrt die Jugend mehr im Leben,
Doch überbrückt der Schlaf den weiten Raum!
Und was die Wirklichkeit nicht mehr kann geben
Das bringt im Alter uns zurück ein Traum.

Fünfzehn Jahre war ich alt, als ich aus meiner Heimat schied; und obwohl ich das Heimweh, das sich schon in der zweiten Woche nach meiner Abreise einstellte, nicht überwinden zu können glaubte, trug mich das Geschick doch an einen fernen, fremden Ort, wo ich mein bescheidenes Auskommen fand, und haften blieb. Doch mit Freuden denke ich noch immer an die Heimat und an die schönen Tage der Jugend zurück, die ich dort verbrachte. Und wenn dann diese Jahre im Geiste an mir vorüberziehen, so denke ich wohl auch oft noch an meine erste Eisenbahnfahrt.

Mein Vater, der, als ich kaum acht Jahre zählte, schon gestorben war, schien ein Pechvogel gewesen zu sein; wie es ja zu jeder Zeit deren so viele gibt. Mehrere maßgebende Persönlichkeiten wollten (wie mir erzählt wurde) an ihm in seinen Kindesjahren ein außergewöhnliches Talent entdeckt haben, und mein Großvater ließ ihn deshalb studieren. Da derselbe aber nur der Diener der Gemeinde war, der mit seiner Trommel von Zeit zu Zeit die säumigen Steuerzahler an ihre Pflicht ermahnen musste, so gieng ihm das Geld aus, oder viel richtiger nicht ein, und mein Vater musste auf halbem Wege stehen bleiben. Einige wollten wieder wissen, er hätte das Lehrer-Examen wirklich gemacht, und sei dabei durch — gefallen. Nun, es ist eines so wahrscheinlich wie das andere. Doch mein Vater raffte sich auf, und lernte allen noch nicht durchgefallenen Studenten zum Trotz die Maurerei. Um Meister zu werden, wie er vielleicht gehofft hatte, hemmte ihn auch hier wieder das alte Übel, was ein Erbfehler in der Familie zu sein scheint: er hatte nämlich kein Geld. Mich dünkt jedoch, dass er zu diesem Handwerke auch keine rechte Lust hatte; denn ich erinnere mich noch lebhaft an unsere alte Hofmauer, die ganz dieselbe Neigung wie der Thurm zu Pisa hatte, was ihm nie aufgefallen zu sein schien. Was aber mein Vater wirklich und ganz war, das ist ein guter Sänger und ein guter Musiker. Er spielte oft, wenn der Schullehrer krank, oder sonst irgendwie verhindert war es zu thun, in der Kirche auf der Orgel, er spielte auch jedes Blasinstrument, und war überhaupt Meister auf der Geige. Ich erinnere mich noch oft an unsere große Stube, wo er stets mehreren aus der Schule schon ausgetretenen Jünglingen in den Abendstunden Musikunterricht ertheilte. Auch fungierte er an Sonntagen bei einem musikalischen Hochamte, auf dem kleinen Chore unserer Kirche, stets als Dirigent. Da die Proben dazu stets in den Schulräumen abgehalten wurden, wo nebst dem Schullehrer auch Pater M. oft anwesend war, so lernten sich diese drei Männer, mein Vater, der Schullehrer und der Pater näher kennen, und mein Vater zählte, so lange er noch lebte, diese beiden dann stets zu seinen besten Freunden.

Der Schullehrer war ein Muster seines Standes. Er gab sich alle erdenkliche Mühe, aus uns Dorfjungen etwas Ordentliches zu machen, was ihm auch theilweise gelungen ist; denn die meisten seiner Schüler erhielten eine Anstellung. Viele bekleiden einen verantwortlichen Posten beim

Verkehrswesen, einige auch im Lehrerstande. Schon während meiner Schulzeit wurde diesem wackeren Manne der Titel eines Musterlehrers ertheilt, (worauf wir, seine Schüler, nicht wenig stolz waren) und als er nach fünfzigjähriger Dienstzeit, die er in unserem Dorfe zugebracht hatte, in den Ruhestand trat, wurde ihm von Sr. Majestät dem Kaiser das goldene Verdienstkreuz verliehen.

Ich mag wohl sein bravster Schüler nicht gewesen sein; denn ich erinnere mich an das damals noch übliche Rohrstäbchen unseres Lehrers, mit dem ich so oft in unliebsame Berührung kam. Ich lernte zwar gut, doch konnte ich nie ruhig sitzen, und fast täglich wussten meine Mitschüler unserem Lehrer etwas über einen Schabernack zu klagen, den ich entweder ihnen selbst, oder irgend jemand anderem zugefügt hatte, und das trug mir so viele wohl- und scharfgemeinte Hiebe ein, wovon im vollsten Sinne des Wortes einer so saftig war wie der andere. Denn unser Lehrer hatte die Gewohnheit, wenn er erregt war, an dem einen Ende des Stäbchens zu kauen, und da er, ehe er einmal schlug, lieber früher zehnmal in das Stäbchen biss, so glich dasselbe an der Spitze stets einer nassen Bürste. Wenn dann meine Mutter zufällig von diesen Strafen erfuhr, so lauteten ihre Trostworte für mich stets: Schade um jeden Streich, der daneben geht. Und daraus schließe ich, dass ich dieselben jedenfalls auch verdient hatte. Sei es nun, dass auch Pater M. deshalb auf mich aufmerksam wurde, oder sei es, dass er die Freundschaft, die er meinem Vater stets gewährte, nun, da derselbe gestorben war, auf mich übertragen wollte! kurz, er erklärte mir eines Tages, dass ich von nun an sein beständiger, täglicher Ministrant sein müsse. Was dies zu bedeuten hatte, wusste ich. Pater M. war ein strenger Priester und hatte viele Eigenheiten. Beim Ministrieren konnte es ihm aber unter den vielen Schülern nicht ein einziger rechtmachen. So hatte er z. B. beim Messelesen ein hölzernes, mechanisch zusammenlegbares Gestelle, worauf, anstatt auf dem Altarpolster, das Messbuch liegen musste. Und mit diesem Gestelle hatte ich die ersten Tage meine liebe Noth. Ich war damals erst neun Jahre alt, und für mein Alter ohnehin klein zu nennen und reichte mit meinen kurzen Armen kaum auf den Altar. Und erwischte ich dieses Gestelle nicht gerade an den richtigen dazu bestimmten Punkten, so erfolgte ein Geklapper, worüber ich heftig erschrak, und das Gestelle lag mit dem Buche flach am Altarpolster. Was nun! meine Arme waren zu kurz, um dasselbe wieder aufzurichten; ich wurde blutroth im Gesichte, und die Schulkinder, die in der Nähe des Altars standen, lachten mich heimlich recht aus. Pater M., ebenfalls blutroth im Gesichte, aber nicht wie ich, aus Angst, sah meinen fruchtlosen Bemühungen eine Weile zu; dann gab er mir mit der Hand ein Zeichen, woraus ich verstand, dass ich mich von ihm entfernen soll, was ich stets sehr gerne that. Nun legte er das Buch beiseite, richtete dieses Unglücksgestelle selbst auf, legte dann das Buch wieder darauf, und ich! ich war um eine Hoffnung ärmer geworden, die Hoffnung auf den üblichen Kreuzer, den ich sonst täglich zu erwarten hatte.

Einmal, als ich zur Frühmesse ministrierte, wollte ich eben dieses Gestelle sammt dem Messbuche von der Epistel- auf die Evangeliumseite tragen. Als ich jedoch damit hinter dem Priester auf der untersten Altarstufe angelangt war, schnappte dasselbe laut klappernd zusammen und fiel mir sammt dem Buche aus der Hand. Damals konnte sich aber der gute Pater nicht zurückhalten. Er blickte sich um, und als er sah, dass außer einigen alten Frauen wenig Andächtige in der Kirche waren, wie es zur Sommerszeit oft der Fall war, fasste er

mich bei den Ohren und schüttelte mich ordentlich. Und als ich mit Beihilfe eines alten Mütterchens die losen Blätter wieder gesammelt hatte, las er die Messe ruhig weiter, als ob nichts geschehen wäre. Dass ich aber damals nach der Messe den üblichen Kreuzer erhielt, hat mich sehr gewundert.

Als ich jedoch einige Tage diese Ehrenstellen bekleidete, wurde ich praktisch; der Pater lernte meine Fehler kennen und gab sich Mühe, mir dieselben durch Wort und That nach und nach auszutreiben, und so kam es, dass ich dann drei volle Jahre, bis der Pater aus unserer Gemeinde schied, bei der heiligen Messe sein beständiger, täglicher Diener war. Auf diese Weise war ich während meiner Schuljahre nebst dem alten Kirchendiener fast täglich der erste in der Kirche, und versäumte auch nie eine Stunde des Unterrichtes in der Schule. Und diese Pflicht wurde mir so zur angenehmen Gewohnheit, dass es selbst in den Ferien meine größte Freude war, wenn ich manchmal mit dem Sohne meines Lehrers, der etwas jünger als ich, jedoch selbstverständlich schon reicher an Kenntnissen war, das Schulhaus betreten durfte. Eine geheime Anziehungskraft übte dort auf mich das Zimmer seines Vaters. Hier stand ein Globus, woran ein kleiner Mond geschraubt war, Landkarten von allen Ländern der Erde, und viele, viele Bücher. Und was stand da alles darin! wie glücklich, so dachte ich mir oft, muss derjenige sein, dem je solche Lehrbücher zur Verfügung stehen; und wie glücklich erst derjenige, der alles, was er aus diesen Büchern schöpft, auch wirklich im Kopfe behält. Ich las und las, dass mir der Schweiß auf der Stirne stand, und vergaß dabei oft auf mein Stück Schwarzbrot, das ich in der Tasche hatte, bis mich das Geklapper der Teller aus der Küche des Schulhauses erinnerte, dass es nun Zeit sei, um nicht unhöflich zu erscheinen, dasselbe zu verlassen.

Nur im ersten Jahre meines kirchlichen Ehrendienstes, wo ich diese für mich so wertvolle Bekanntschaft noch nicht geknüpft hatte, wollte mir in den Ferien die Zeit lange werden; doch, meine Mutter war stets darauf bedacht, Abhilfe zu schaffen.

Das Korn war zum Schnitte reif, die Ernte begann, und die von uns Kindern schon so lange ersehnten Ferien waren gekommen. Dieselben waren in meiner Heimat den dortigen Verhältnissen angepasst, da es zur Erntezeit auch für halbwegs erwachsene Kinder Arbeit in Hülle und Fülle gab. Das Getreide wurde zu jener Zeit mit Ausnahme der kurzhalmigen Gerste, die theilweise gemäht wurde, noch geschnitten, da man dadurch ein reineres Stroh erhielt und auch nicht so viele Körnlein verstreute. Ich war damals wohl zu einer solchen Arbeit noch zu jung, doch beim Aufbinden unseres eigenen Getreides durfte auch ich nicht fehlen.

Um drei Uhr morgens standen meine Mutter und meine Schwester auf, nahmen sich ein Stück Brot, füllten sich beim Brunnen im Dorfe ihren Wasserkrug, und giengen auf das kleine Feld, das unser Eigenthum war. Bei ihrem Fortgange rüttelte mich die Mutter stets etwas unsanft aus dem Schlafe und rief: „Ferdl, hörst du! verschlaf dich nicht, du weißt, dass Pater M. auf dich angewiesen ist. Dort am Tische liegt dein Frühstückbrot. Nach der Messe verschließest du gut das Haus und kommst zu uns aufs Feld.“ Kaum dass ich wieder einschlief, kam der Kirchendiener, den sein Weg, wenn er zur Messe läuten gieng, an unserem Hause vorbeiführte. Er war schon ein alter Mann mit weißen Haaren und hatte sich während seiner ganzen Lebenszeit jedenfalls schon lange sattgeschlafen. Darum kam er oft schon um eine Stunde früher als es nothwendig gewesen

wäre, und pochte mit der Faust so stark und so lange an das Mittelholz unseres Fensters, bis ich aus dem Bette sprang und mich ihm am Fenster zeigte. Konnte man da verschlafen? gewiss nicht; und ich verschlief auch nie. Nach der Messe that ich, wie mir meine Mutter befohlen, und gieng dann zu den Meinen aufs Feld. Doch unser bisschen Getreide war bald geschnitten und aufgebunden, und meine Angehörigen giengen nun irgend wohin zu einem Großbauern, um sich etwas zu verdienen. Und ich! nun ich hatte unterdessen nichts zu thun.

Ferdl! sprach deshalb meine Mutter eines Tages zu mir: Das Herumlungern den ganzen lieben Tag heißt nichts. Schon ein altes Sprichwort sagt: Müßiggang ist aller Laster Anfang! und ich will nicht haben, dass ich, wenn ich abends müde von der Arbeit nachhause komme, auch noch über schlechte Streiche klagen höre, die du etwa gemacht hast. Geh' deshalb morgen früh in den Weingarten, und sieh nach, ob auf dem großen Schwarzkirschbaum die Kirschen schon reif sind. Ist dies der Fall, so pflückst du dir gleich morgen, und so täglich vormittag, ein Körbchen voll, und gehst nachmittags damit auf den Bahnhof, um dieselben bei den dort Aufenthalt nehmenden Zügen zu verkaufen. Mit dem daraus gelösten Gelde zahlst du mir dann die Hose, die ich dir zu Pfingsten gekauft habe, und die, wie ich sehe, ohnehin schon wieder ein Loch am Knie hat. Vergiss aber beim Pflücken nicht, dass du zum Verkaufe auch an jeder Kirsche einen Stengel haben musst.

So gieng ich denn am nächsten Tage nach der heiligen Messe in den Weingarten, und richtig, die Kirschen waren reif und schon kohlschwarz. Ich stieg auf den Baum und begann zu pflücken: doch, wie mühevoll kam mir diese Arbeit vor! ja, wenn ich nicht an jeder Kirsche auch einen Stengel haben müsste, wäre mein Körbchen bald gefüllt gewesen; aber sammt den Stengeln, o weh. Ich gab die Kirschen sammt den Stengeln in das Körbchen, und jene, die mir ohne Stengel in der Hand blieben, steckte ich in den Mund. Solange mir nun die Kirschen schmeckten, verdross es mich noch nicht auf dem Baume; als ich jedoch satt war, schien mir das Pflücken eine mir von meiner Mutter auferlegte schwere Strafe zu sein.

Doch der halbe Tag ist lang, und bis Mittag hatte ich richtig meinen Korb voll. Meine Mutter, die stets zu Mittag auf eine Stunde nachhause kam, leerte nun denselben auf dem Tische aus, nahm eine Kaffeeschale und maß mir damit nun wieder die Kirschen in den Korb hinein. Siebenundzwanzig! zählte sie bei der letzten Schale; macht, die Schale zu zwei Kreuzer, vierundfünfzig Kreuzer; so viel, sprach sie, bringst du mir, und um keinen Kreuzer weniger. Auf diese Weise waren meine Kirschen jetzt gezählt, und ich durfte nun selbst keine mehr davon essen. Nur gut, dass ich die meinen schon ungezählt im Magen hatte.

Ich nahm mir also ein Stück Brot mit auf den Weg und gieng mit meinen Kirschen auf den Bahnhof. Derselbe war eine halbe Stunde weit vom Dorfe entfernt, und ich musste daher mit meinem schweren Korbe einigemale im Straßengraben rasten. Als ich endlich die Station erreichte, saßen dort schon einige alte Weiber, die ebenfalls, wie ich, Kirschen zu verkaufen hatten; doch schienen die ihrigen schon den Tag vorher gepflückt worden zu sein, und sahen deshalb nicht mehr so frisch aus wie die meinigen. Wer daher kaufen wollte, kam nur zu mir, und als der erste Personenzug in der Station anlangte, hatte ich mein Körbchen bereits über die Hälfte leer; und das erregte den Neid der übrigen Verkäufer.

„Du Schlingel!" raunte mir ein altes Mütterchen, eben als der Zug anhielt, ins Ohr! „wage es nicht, mit deinen Kirschen auch noch zum Zuge

zu gehen. Denn weißt," sprach sie begütigend, „in einem solchen befinden sich oft auch Zigeuner, die schon so manches hübsche Kind mitgenommen und abgeschlachtet haben." Und ich blieb zurück; nicht aus Angst vor den Zigeunern, sondern ich wollte es mir mit diesen alten Frauen, die mir ohnehin schon so manchen giftigen Blick zuwarfen, doch nicht ganz verderben.

Als dieselben jedoch auf dieser, den Stationsgebäuden zugekehrten Seite des Zuges mit den Passagieren im vollen Handel begriffen waren, und auf mich wie es schien nun ganz vergessen hatten, schlich ich mich hinter den letzten Wagen des Zuges auf die andere Seite desselben. So, hier war alles leer, alles so still und ruhig, und was das beste war, ich nun der einzige Verkäufer. Da aber die meisten Passagiere des Zuges auf der anderen Seite hinaussahen, so musste ich mich erst mit dem Rufe: „Schöne Kirschen!" bemerkbar machen. Und nun steckten die Leute auch hier die Köpfe heraus, und der Handel begann. „Was kosten diese Kirschen?" rief eine hübsch gekleidete Frau, die mindestens, wie ich meinte, die Pfarrerköchin eines Bischofs sein müsse. „Zwei Kreuzer die Schale", sprach ich. „Also gib schnell", sprach sie; warte wie viel. Eins, zwei, drei, vier, also sechs Schalen herauf. „Jetzt bemerkte ich erst, dass sich auch einige Kinder im Coupé befanden, die sich vergeblich bemühten, unter den Armen dieser Frau, die ihre Mutter zu sein schien, auch ein bisschen aus dem Fenster zu blicken. Und wie beneidete ich diese Kinder, die, einige noch kleiner als ich, schon auf der Bahn fahren durften, was mir noch nie vergönnt war! Da ich nun mit meinen kurzen Armen nicht hinauf, die Frau mit den ihrigen auch nicht bis zu mir herunterreichen konnte, so stieg ich mit meinem Korbe auf das Trittbrett, und maß nun eine Schale nach der anderen voll, die dann von dieser Frau in Empfang genommen wurden. Ich dachte dabei an die glücklichen Kinder, die in dem schönen Coupé vielleicht gar bis in die Stadt fahren dürfen, wo sie dann gewiss allerlei schöne Sachen sehen und auch bekommen werden. Doch auf einmal wurde ich aus meinem Gedankengange geschreckt; denn als ich eben die sechste gefüllte Schale zum Fenster hinein reichte, gab ein Stationsdiener mit der Glocke das Zeichen zur Abfahrt des Zuges, von der Locomotive ertönte ein schriller Pfiff, und die Frau gab mir ein Zwanzigkreuzerstück. „So, Kleiner", sprach sie; „gib schnell acht Kreuzer heraus." Und ich! ich hatte kein Kleingeld. „Liebe Frau", sprach ich; „ich habe bloß drei Zehnerl in der Tasche; vielleicht wäre es Ihnen möglich, im Wagen das nöthige Kleingeld aufzutreiben"; und gab ihr das Geldstück wieder zurück. So, jetzt setzte sich der Zug in Bewegung. Und sieh, wie schön das gieng! da gab mir die Frau das Zwanzigkreuzerstück wieder zum Fenster heraus und sagte: „Auch hier hat niemand Kleingeld, ich schenke dir das übrige; gib nur jetzt acht beim Hinuntersteigen, dass dir nichts geschieht." Ich dankte, und die Frau schloss das Fenster. Der Zug bewegte sich langsam aus der Station und mir schien, als ob es immer schöner und schöner gienge. Ich konnte, da ich nun einmal fuhr, dem Drange nicht widerstehen, noch ein bisschen hier zu verweilen; ich war ja so noch nie mit dem Zuge gefahren, was schon lange mein sehnlichster Wunsch gewesen wäre, und heute bot sich mir so unverhofft dazu die Gelegenheit. Immer schneller und schneller gieng es; hei! wie flogen jetzt die Telegraphenstangen an mir vorüber; die aufgeschichteten Getreideschöber, ja selbst die Felder schienen sich alle um mich zu drehen. Der Zug hatte nun seine gewöhnliche Geschwindigkeit erreicht, das erste Wächterhaus, das auf der anderen Seite der Bahn stand,

hatten wir schon längst passiert und schnell rollte der Zug dem zweiten Wächterposten entgegen. Nur ein bisschen noch, dachte ich; doch da nahte sich schon die Nemesis. Ich fühlte einen heftigen Schlag auf meine dünnen Waden, blickte seitwärts, und hier stand ein Bahnwächter, der mich jedenfalls von ferne bemerkt haben musste, und nun, als der Zug an ihm vorüberfuhr, mit der Signalfahne nach mir geschlagen hatte. Doch jetzt stand der Wächter schon wieder weit hinter dem Zuge und ich sah nur noch, wie er die Signalfahne vom Boden aufhob und dann mit derselben in der Luft herumfuchtelnd dem Zuge nachlief. Da ich befürchtete, dass er durch diese Zeichen vielleicht den Zug zum Stehen bringen wollte, so wagte ich einen Sprung, und hoffte über die Felder zu entkommen.

Doch der Luftzug riss mir den Korb aus der Hand, die Räder des Zuges giengen darüber hinweg und ich lag, die Kirschen um mich herum zerstreut, mit zerschundener Nase und blutenden Händen, worin ich kleine Schotterkörnchen stecken hatte, im Wassergraben. Meine Hose hatte auf beiden Knien einen großen Riss, woraus die aufgeritzte Haut hervorsah, und der Leibriemen des Bahnwächters tanzte nun auf meinem Rücken. Ich ließ es ruhig geschehen; schmerzten mich doch die Nase und die Knie noch viel mehr. Als der Mann glaubte, dass es genug sei, zog er mich aus dem Graben. Und jetzt musste ich selbst auch ihm erbarmt haben; denn er nahm mich mit sich in das Wächterhaus. Sein Weib wusch mir, mich bedauernd, das Gesicht und die Hände, die sie mir dann auch noch mit einem weißen Lappen verband, und nun wünschten mir die guten Leute Glück auf den Weg nachhause zu meiner Mutter; ihr sechzehnjähriges Töchterlein musste mich begleiten. Das Gesicht, das meine Mutter machte, als sie mich ohne Korb, die Hose zerrissen, die Hände verbunden, auf der Nase ein Pflaster, ankommen sah, spottet jeder Beschreibung. Zuerst wurde sie blass, als sie jedoch erfuhr, auf welche Weise ich so zugerichtet worden war, griff sie nach dem zweijährigen Haselzweig, der stets unter ihrem Bette lag und für mich gewachsen zu sein schien, und, — nun ich will darüber schweigen. Aus meiner Begleiterin wurde eine Fürbitterin; doch als dieselbe meinte, dass das an einem Tage wohl zu viel sei, gab ihr meine Mutter zur Antwort: „Wie! Für den schönen Korb, und für eine solche Eisenbahnfahrt? Schade noch um jeden Streich, der daneben gieng."

Mit Verlaub!

Gedichte in niederösterreichischer Mundart von **Moriz Schadek.***)

Födern.

„Wo gehst denn hin, dass d schaust so wild?"
Fragt d Kathlmoam n Vettern.
„Ah", sagt er, „hab an'n zwidern Gang,
Zun Nazen geh ih, födern."

Sö bfirten sih, — er wandert fort. —
Da steht den Naz sei Keuschen,
San d Fenster offa, — hört ma drin
A Menge Kinder kreischen.

A schöne Musi zum Empfang,
Ma muaß sih ja frei schrecka;
„Na, macht nix, einigeh'n hoaßt s doh,
Sunst bring ih d Sach nöt wegga."

*) Diese derzigen Gedichte sind entnommen dem neuesten Büchlein des Verfassers: „Mit Verlaub!" Gedichte in niederösterreichischer Mundart. (Wien, Carl Konegen. 1891.) Die vorstehenden Proben sind gewiss die beste Empfehlung für das anmuthige Werkchen. Die Red.

Er klopft. — „Herein!“ Jatzt is er drin. —
Dö Niadern und dö Näßen!
Und Kinder in den Kotterloch
Von alle Jahr und Größen! —

Der Naz, der wird ganz blaſs: — er woaß s
Wegn was er kimmt, der Bauer.
„Ja, mei Mann, ſchau dih um a weng,
Da wird oan' s Zruckzahln ſauer.“

„Seid's aber Leut! — Wia's ös da hauf'ſt's,
Wia s ausſchaut in den Lückerl,
Frei nix herin — und — Jeſſas na! —
Da a nu koa ganz's Stückerl.“

Daweil der Bauer predigt ſo,
Wer'n die Kinder wieder läuter;
Der Hunger plagt ſ — da moanen ſ halt,
Mit n Schrei'n da gang er weiter.

„Nix z beißn a? Seid s guat beinand“, —
Aſt greift er gſchwind ins Weſtel. —
„Da haſt a weng wos — bring der Bruat
A Fuater da in's Neſtel.“

Der Naz nimmt d Hand und woant recht drauf,
Dö Kinder aber lachen.
Der Hanſel thuat ſih extra ſchön
Zun Bauer zuwi machen.

„Was willſt denn, Büabl? fragt n der,
„Willſt reiten auf der Ledern'n?“
„Na“, ſagt der Bua, „ih hätt a Bitt:
Geh, kimm bald wieder födern.“

Vergeltung.

D Muater thuat fürs kloane Kind
All's verwenden,
Schaut recht drauf, daſs eam nix ageht,
Tragt's auf n Händen.

Siah, Kind, dös ſollſt nöt vergeſſen,
Dös ſollſt denken,
Wann dir ſpäter nacher d Zeiten
Kräften ſchenken.

Faihln ſ der Muater da ſcho kloanweis
Auf alln Enden,
Da thua ihr, was dir ſie than hat: —
Trag ſ auf n Händen.

D Prinzeſſin.

Sie kriagt amal a Buach in d Hand,
Dö Kuahdirn von Kloangſtetten,
Da leſ't ſ von dö Prinzeſſinnen,
Wia guat als s dö halt hätten.

Legt s Büachl weg, und tramt halt iatzt,
Wann s ihr a mal that grathen,
Wann ih, moant ſ, a Prinzeſſin wurd,
Es that mir ah nöt ſchaden.

Und was ih that?! No, in der Frua
That ih a Weil zerſt knotzen
Und nacher d Haar recht ſchmiern mit Salbn
Vo ledi Almer-Botzen.

An ſeidern' Kittel nahm ih um,
A Fürta voller Spitzen.
Recht woache Schlapfa, gringe Strümpf,
Daſs d Füaß nöt ſo viel ſchwitzen.

Ins Miader gab' ih Bleameln hin,
Schön friſche — koane welken,
An Weichbrunn ſpritzat ih ins Gſicht
Und nacher — gang ih melken.

In der Freud.

Moring, Leut, kimmt mei Bua,
Ghört hübſch a Geld dazua,
Aber er kann s recht, s Sparn,
Secht s, und da tragt s eam s Fahrn,
Hat mih halt gern!

So rennt ſ zu alle Leut,
Muaß s der ganz Ort hörn d Freud,
Daſs iatzt auf Oſtern beſtimmt
Wieder der Suhn hoam kimmt,
Weit aus der Fremd!

Bal ſie s hat alln iatzt gſagt,
Wia ihr halt s Herz froh ſchlagt,
Sagt ſie s ihrn Katzeln und
Draußen den Kettenhund,
Daſs ſih ſö gfreun.

Und daſs ſ auf neamd vergiſst,
Der s eppa a gern wüſst,
Geht ſ gar zun Sauſtall hin,
Is a Bagoner drin,
Eh ſcho hübſch foaſt.

„Rühr di, ſagt ſ, nutſch a weng,
Mach dir a Poſt zun Gſchenk,
Morgn kimmt der Bua hoam, ſchau,
Gfreu di, Sau, gfreu di, Sau —
Agſtocha wirſt.“

Kleine Laube.

Sylveſter-Mitternacht.

Vom Schloſsbergthurm der Stundenſchlag
Bringt Euch von neuem Jahr und Tag.
Doch gebt die Schuld nicht ſchlechtem Jahr,
Wenn rein nicht Euer Handeln war.
Die größte Luſt, den weh'ſten Wahn
Thun ſich die Menſchen ſelber an.
Ein treues Herz und Tapferkeit
Führt glücklich auch durch ſchlimme Zeit.

Roſegger.

Ein Verein als Chriſtkindl.*)

Franzerl.

Auf dem alten Sopha in Lappen gewickelt und zuſammengekauert wie eine Raupe lag das Ding. Und als es ſich regte und als es ſich hob und entwickelte aus ſeinen fahlfarbigen Hüllen, war es ein Menſchenkind. Ein etwa ſiebenjähriger Knabe im zerflickten Hemde, aber mit leuchtenden Äuglein kauerte, auf die Vorderpfötlein geſtützt, und rief: „Mutter, iſt ſchon Tag?“

Die blaſſe Frau war ſelbſt kaum mit dem Ankleiden fertig in der froſtigen Stube; am Öllämpchen entzündete ſie einen Span für den eiſernen Ofen und rief: „Bleib' im Neſt, ſonſt erfrierſt!“

„Heute iſt der Gewandtag, Mutter?“

„Freilich iſt er. Bete Dein Morgengebet, Franz, und ein Vaterunſer für deine Wohlthäter!“

Es war kein Halten. Das Knäblein ſchlüpfte in die Hoſen, drei- oder viermal ſchlüpfte es hinein, ehe es das rechte Loch fand. Eine Wonne heute, in dieſes ſchlechte Kleid zu fahren, iſt es doch das letztemal, dann wird's verworfen. Wir kriegen vom Colonievereine ein neues Gewand!

In den Eichelkaffee legt die Mutter um ein Stücklein Zucker mehr als ſonſt, ſie will ihrem Franzel einen Feſttag machen, er hat deren ohnehin ſo wenige, ſeit der Vater geſtorben iſt.

Aber der Kleine will von einem Frühſtücke heute nichts hören, ihn ſättigt die Erwartung. Nachbars Peter — der wird auch betheilt — holt ihn ab. „Alſo geht in Gottesnamen! Schön danken und Hand küſſen, wenn ihr's bekommen habt! Und achtgeben auf das neue Gewand, nicht raufen unterwegs!“

Die Knaben eilen davon und die arg zerflickten Höslein ſchlottern um die hüpfenden Beinchen. Heute friert ſie nicht mehr drinnen, in den kleinen Herzen brennt die Freude.

Als die Mutter allein iſt, faltet ſie die Hände. Sie iſt ſo glücklich, wenn ihrem Kinde eine Freude wird. Bei dem Elende, das über ſie — die Witwe eines kleinen Beamten — gekommen, hätte ſie nicht gedacht, daſs noch Stunden des Glückes auf ſie herniederthauen könnten. Der Königsſohn, wenn er ausfährt im goldenen Wagen zum Feſte, kann ſich

*) Der Verein „Colonie“ in Graz.

nicht inniger freuen als der kleine Franz, der in den Verein „Colonie“ geht, wo heute arme brave Kinder mit neuem Gewande betheilt werden. Das Schulzeugnis mit der Bittschrift ist schon vorausgeschickt, alle Bekannten beglückwünschen die Mutter zu einem solchen Kinde.

Nach Stunden, als die Frau zum Fenster emporschaut, das aus ihrer Kellerwohnung einem Schornsteinschlauch ähnlich auf die Gasse geht, sieht sie dort Nachbars Peter vorbeispringen im neuen, braunen Anzuge — frisch „aufgestiefelt“ vom Fuß bis zum Kopf. Dem folgt ein zweiter in der neuen „Wichs“. Ihr Herz hebt an zu pochen, jetzt wird auch der Franz bald johlend zur Thüre hereinstürmen. Freilich, der Knabe kommt, aber er stürmt nicht und johlt nicht, auf Umwegen hat er sich hergeschlichen in seinem alten armseligen Anzuge.

„Jesus, Kind, was ist denn das? Wo hast du das neue Gewand?“ ruft die Mutter.

Da wirft sich der Knabe auf den Ziegelboden nieder und bricht in Weinen aus. Freilich war er dort. Viele sind betheilt worden, er aber nicht, und er weiß nicht warum. Ein schöner Herr habe ihm gesagt, er solle ruhig nachhause gehen und brav bleiben. Vielleicht könne er im nächsten Jahre was bekommen.

Die tiefe Betrübnis der beiden verlassenen Menschen suche ich nicht zu beschreiben. Leser, wenn du Vater oder Mutter bist — ob arm, ob reich — du kannst dir's denken.

Am nächsten Tage bekam die arme Witwe folgendes Schreiben von einer dem Vorstande „Colonie“ nahestehenden Persönlichkeit:

„Liebe Frau Müller!

Da gestern bei der Gewandvertheilung für arme brave Schulkinder auch Ihr Söhnlein gesehen worden ist, so vermuthe ich, dass Ihnen der Bescheid des Vereinsausschusses aus irgend einem Zufalle nicht zugekommen sein wird. In demselben theilten wir Ihnen mit, dass wir auch in diesem Jahre nicht mehr als 200 Kinder bekleiden können, weil dem Vereine die Mittel dazu fehlen. Mehr als 400 Bittsteller, ebenso bedürftig als würdig, mussten abgewiesen werden; dass auch Sie, liebe Frau, das gleiche Los traf, bedauern wir recht sehr. Doch hoffen wir, dass eine stets lebhaftere Betheiligung der hochherzigen Bewohner von Graz den Verein „Colonie“ instand setzen werde, künftighin auch den übrigen armen Bittstellern gerecht zu werden. Die Traurigkeit Ihres Knaben, als er von allen Glücklichen sich gestern übergangen sah, hat mir aus Herz gestoßen, und meine Frau, der ich davon erzählt, will den Knaben mit beiliegendem Betrage entschädigen. Reichen Sie im nächsten Jahre nur wieder ein, Gott wird bishin unserem wohlthätigen Vereine neue Freunde zugeführt haben.

Ihr ganz ergebener
N. N.“

Graz, im December 1889.“

Wieder Glück in der Kellerwohnung! Ob aber die Frau Müller den „beiliegenden Betrag“ für einen neuen Anzug verwendet hat? Kinder, wenn sie stark wachsen, wollen sich täglich auch einmal sattessen. — Dieses Geschichtchen wollte ich euch erzählen, ihr lieben Mitbewohner von Graz. Und so wie dem kleinen Franz, ergeht es vielen armen, braven Kindern; trotz allen guten Willens konnte ihnen nicht geholfen werden. Eben wieder sendet der Verein „Colonie“ seine Tauben aus. Dieser Verein hat seit seinem neunzehnjährigen Bestehen an 40.000 fl. zur Bekleidung armer Schulkinder zusammengebracht und ausgegeben. Wie viel Freude, wie viel Glück das bedeutet, kann freilich nur die Armut ermessen. Einen einzigen Gulden, Leser, und du hast theil an diesem Himmelreich! Ich weiß nun wohl, du hast im Laufe des Jahres viele solch einzelner Gulden an Vereine zu zahlen. Doch denke nach, Freund, ob's dich jemals gereut hat. Man kann unwirsch werden, wenn die Eincassierer kommen, einer nach dem anderen, ich weiß es, uns fliegt das

Geld wohl auch nicht zum Fenster herein, wie die Mücken — aber ich sage es nochmals, gut sein hat noch niemand gereut, und den, der sich wirklich arm gegeben, noch am wenigsten. Du kennst das Wort des Heilandes: Wer zwei Röcke hat, der gebe ... So streng meinen wir's nicht. Du sollst deinen Frühjahrs-, Sommer- und Herbstrock behalten und auch den Winterpelz; aber diese Röcke haben Säcke, und in einen dieser Säcke greife hinein. Denke, der Franz, der kleine liebe Kerl, kommt in diesem Jahre wieder zur Gewandvertheilung des Vereines „Colonie".

* * *

Das Körbchen.

„Was habt Ihr denn da für einen Korb hängen?" fragte ich meinen lieben Freund Hans Malser, eben im Begriffe, seine Wohnung zu verlassen. Denn an der Thüre dort, wo unsere Altvordern das Weihbrunnkesslein gehabt hatten, hieng ein zierlich geflochtenes Körbchen, welches dadurch, dass es mit einem Stahlschlösslein neckisch verschlossen war, nur noch reizender ward.

„Ja", antwortete mein Freund, „das ist eben statt des Weihbrunnens, es ist unser Segen zum Aus- und Eingang. Der Unterschied ist nur folgender: Unsere Vorfahren haben aus dem Gefäße den Weihbrunn genommen, wir geben ihn hinein."

„Wie ist denn das zu verstehen?"

Mein Freund nahm das Körbchen von der Wand, „es kann selber sprechen", sagte er, und das Ding antwortete, wie aus phonographischer Inspiration: „Der Verein Colonie zur Bekleidung armer Schulkinder in Graz bittet durch Kindeshand für die frierenden Kleinen." — „Und siehst du hier", so setzte mein Freund bei, „die hübsche kleine Spalte?" dabei schüttelte er das Körbchen, dass es in demselben gar fein rasselte.

„Wenn ich ein Kind wäre", war hierauf meine Entgegnung, „so würde ich allsogleich —"

„Nur her damit!" lachte der Freund, „Du bist ja ein altes Kind. — Und wir alle", so setzte er ernsthaft bei, „sind Kinder Gottes, sobald wir unserer armen Mitbrüder gedenken."

„Von wem bekommt man denn so etwas?" war meine Frage, denn ein solcher Zimmerschmuck dünkte mir gar nicht übel.

„Von der Colonie", berichtete der Freund, „sie gibt solchen Zimmerschmuck sehr gerne, schickt ihn sogar bereitwillig ins Haus, und das ganz umsonst."

Hierauf sagte ich: „Liebe es zwar sonst nicht, von einer Dame einen Korb zu bekommen, aber den von der Mutter Colonie nehme ich mit Vergnügen."

„Der ist auch keine Schande", sprach der Freund, „er bringt viel Freude und Segen — dem Nehmenden wie dem Gebenden. Meine Kinder sind allemal voller Glückseligkeit, wenn sie etwas hineinstecken können für irgend einen armen elternlosen verlassenen Franzerl. Anstatt um einen geschenkten Kreuzer sich Naschereien zu kaufen, wählt mein älterer Knabe etwas weit Süßeres und schenkt ihn ins Körbchen. Zu Geburtstagen und Namenstagen, wenn die Kinder Sachen bekommen, rufen sie gleich: Der arme Franzerl, der soll auch was haben! Und im Herbste, wenn der Schneider das nagelneue Gewand bringt für die Kleinen, hei, welch Stolzieren die Zimmer auf und ab! — und sehen das Körbchen. Der Franzerl, der muss gewiss frieren und hat kein solches Tuch, seine zitternden Gliederlein zu verhüllen. Wie manches herzige Kind doch so arm und verlassen sein kann auf dieser harten Welt! In den Opferstock mit dem Batzen! — Endlich kommt das heilige Christfest. Alles, was die Kleinen sich gewünscht haben, und noch weit mehr! hängt am und liegt unter dem Lichterbaume. Da — umgeben von Liebe, Glück und Glanz, mitten in seligster Lust, fällt der Blick des Mädchens auf das Körbchen an der Thüre. Es ist, als ob eine unsichtbare Hand das Gefäß leise schüttelte: Bitte, bitte, für den kleinen armen Franzerl! — Erstürmt wird das Körbchen, und was sie in der Eile an Silbergeld

(Kupfer gibt es heute nicht!) auftreiben können, das wird in die Spalte gesteckt. Ist es doch niemand anderer als das Christkind selbst, welches für so viele Gnaden und Gaben, die es heute ausgeschüttet über das Haus, hier die leeren Händchen herhält: Vergesset der verlassenen Kinder nicht, das ist mir der liebste Dank! — Dann Neujahr. Sie kommen. Einer gibt die Thürklinke dem anderen in die Hand, denn die Thürklinke ist ihnen zu wenig. Schöne, höchst schwungvolle Gedichte, sehr wohlgesetzte Glückwünsche! Lebhafte Betheuerung von Lieb' und Treuen und die alten zu bleiben auch im Neuen!? Und dabei wird die tückischeste Faust zur offenen Hand, die sich ein klein wenig höhlt. Das Körbchen drückt sich gar bescheiden an die Wand und schweigt. „Na wart, Franzerl, gerade dir! Einen Silberschilling auf ein glückliches Jahr!" — Also geht's von Fest zu Fest, und wenn alles recht froh ist, erinnert man sich der armen Kinder im Körbchen. Wenn ein unverschämter Bettler abgewiesen wurde und es einem nachträglich leid thut, so steckt man das Almosen dafür ins Körbchen, und das Gewissen ist beruhigt. Wo ein vacierender Kreuzer umherlungert, oder ein Silberzehner, der sich nicht auf der Stelle über seine Bestimmung ausweisen kann: Hopp, ins Loch mit ihm! — War vor kurzem der Oheim Josef bei uns. Wie gewöhnlich nimmt er seinen Liebling, den Rudolfel, aufs Knie und schaukelt ihn. Der Kleine zupft an seinem Bart; recht hat er! sagt der Oheim, zupft an seiner Uhrkette; recht hat er! sagt der Oheim und thut mit einem Ledertäschchen um und bringt etwas Glänzendes zum Vorschein. Der Knabe erhebt ein Jubelgeschrei über den schönen Kreuzer und nachdem er denselben sattsam bewundert hat, fällt es ihm ein: Die Kreuzer gehören ins Körbchen. Was treibst denn, Rudolfel, nicht hineinstecken! schreit die Mutter; aber zu spät, der Ducaten ist in der Spalte schon verschwunden. Aus war's, denn das Schlüsselein haben wir nicht dazu. Recht hat er! sagt der Oheim, und dem Franzerl wird's auch recht gewesen sein." Also erzählte mein Freund Malser.

„Und wie", so fragte ich, „kommt denn der Franzerl zu seiner Sache?"

„Der kann sich freilich selber nicht helfen", belehrte mein Freund, „seine Eltern, wenn er deren noch hat, sind blutarm. In einem feuchten Kellerzimmer oder in einer luftigen Dachkammer, oder wo weiß ich, wohnt er jetzt. Sein bester Aufenthalt ist noch die Schulstube. Fleißig lernen! Brav sein! Auf der Gasse anständig sein! Das wird ihm scharf aufgetragen. Immer brav sein! Natürlich, wenn arme Kinder nicht braver sind, als reiche, so sind sie schlimmer. Dass ihn hungert, den Kleinen, dass ihn friert, darnach fragt kein Mensch. — Vielleicht doch. Der kleine Franzerl hat gute Freunde: die Mitglieder des Colonievereines. Das sind gar schlaue Herren! Diese Herren haben uns die niedlichen Körbe in Haus gesetzt. Die Spalte ist offen, das Schloss zu. Aber nach Jahresfrist kommen sie mit ihrem Schlüssel. Kommen, sperren schmunzelnd auf, zählen vor unseren Augen das Geld, welches bei uns im Wandel der Geschicke reif geworden ist, bedanken sich freundlich, tragen es fort und kaufen warme Kleider für arme Kinder. Das leere Körbchen haben sie wol verschlossen wieder hübsch an die Wand gehängt, damit wir auch im nächsten Jahre Gelegenheit haben, unsere Kinder im Wohlthun zu üben und uns stets zu erinnern an das Elend, welches außerhalb der traulichen Wände herrscht."

Als ich am selben Tage nachhause kam, berichtete meine Muhme, dass jemand eine Zierat gebracht habe. Sie war eben daran, das gebrachte Colonikörbchen hoch an die Wand zu nageln.

„Niedriger, Muhme, niedriger!" rief ich ihr zu. „Man muss armen Kindern den Brotkorb nicht zu hoch hängen!"

Rosegger.

Freie Gedanken, freie Worte.

Das Gesetz muss sich aus den Zeitverhältnissen herausbilden, nicht aus den Köpfen.

* * *

Wird ein Gesetz auf einen unrichtigen Zeitpunkt gesetzt, so wird es wie durch eine Gährung ausgeschieden.

* * *

Je freier ein Staat, desto strenger müssen die Gesetze gehandhabt werden.

* * *

Frei ist, wer andere frei machen kann. Hingegen, wer andere knechtet, muss selbst eine Sclavenseele haben.

* * *

Geister werden nicht einexerciert, sondern nach Gesetzen der Freiheit zur Reife ausgebildet.

* * *

Die Geschichte ist der Spiegel der Menschheit.

* * *

Religion eint, Confessionen trennen.

* * *

Geld führt ins beschränkte, Ideal ins unbeschränkte Leben ein.

J. Rothbauer.

Briefe von Gottfried Keller an Christian Schad.*)

Mitgetheilt durch Anton Englert.

Berlin, den 19. April 1852.

Hochgeehrter Herr!

Ich habe mit Vergnügen Ihr verbindliches und geehrtes Schreiben vom 11. d. M. erhalten und werde, Ihre freundliche Aufforderung benutzend, Ihnen binnen 2—3 Wochen einige Beiträge für Ihren Musenalmanach einsenden, da ich mir die paar Gedichte, welche seit der letzten Sammlung entstanden sind, erst noch ein wenig näher besehen muss.

Mein Porträt betreffend, welches in der Zukunft zu geben Sie die für mich schmeichelhafte Absicht kund zu thun so gütig sind, so müsste ich, dies zu rechtfertigen, mir erst noch das dazu gehörige Verdienst erwerben, und statte ich Ihnen also für ihre wohlwollende Meinung bis auf weiteres meinen Dank ab. Mit der Versicherung meiner vollkommenen Hochachtung mich Ihnen empfehlend

Ihr ergebenster

Gottfr. Keller.

Verehrtester Herr und Freund!

Da Sie mir gar so freundlich und höflich-galant schreiben, so muss ich endlich meine Lässigkeit gegen Sie einigermaßen bezwingen und meine Gesinnung mehr zur Geltung kommen lassen, obgleich leider mehr in Worten als mit Thaten. Warum ich Ihnen für den Musenalmanach, dessen Fortgang ich seither mit Vergnügen und Interesse verfolgt habe, nichts mehr gesandt, geschah aus dem allereinfachsten Grunde, weil ich nichts gemacht habe. Ich bin durch die leidige Buchschriftstellerei, die ich handwerklich nicht beherrsche, aus aller Lyrik herausgekommen; denn das jugendliche Bedürfnis häufiger momentaner Stimmungsergüsse ist halt vorbei, und zu einer erneuten reiferen und künstlerischen Periode absichtlichen lyrischen Hervorbringens gehört eine fast gänzliche tabula rasa von allen beschwerenden Abhaltungen, ein glückliches Vierteljahr gänzlicher Freiheit. Seit ich wieder in meiner Heimat bin, speculiere ich darauf, da ich eigentlich etwas unzweifelhaft Gutes in Liedersachen erst noch zu leisten habe, wenigstens in einem charakteristischen Ensemble. Ich wollte Ihnen nichts mehr schicken, bis ich etwas derart hätte, will nun aber doch für diesen Jahrgang wenigstens einige Späne zusammensuchen, damit ich

*) Chr. Schad, geb. 1821 in Schweinfurt, gest. 1871 in Kitzingen. Von seinen durch Schönheit der Form und Tiefe der Empfindung ausgezeichneten Gedichten liegt leider noch keine vollständige Sammlung vor. Die zahllosen Briefe und Originalmanuscripte von Poesien, welche ihm als Herausgeber des „Deutschen Musenalmanach" (1850, 1852—59) von Dichtern aus allen Theilen Deutschlands zugiengen, werden von seinem Sohne Herrn Dr. G. Schad in Schweinfurt aufbewahrt, welcher mir in liebenswürdigster Weise die Durchsicht und Benutzung derselben gestattete. In dieser Briefsammlung befinden sich die Originale der hier abgedruckten Briefe von Gottfried Keller, welcher für mehrere Jahrgänge des „Deutschen Musenalmanach" (1853, 58, 59) Beiträge lieferte.

nicht ganz in Vergessenheit gerathe. Diese werde ich Ihnen bis anfangs Juni zustellen oder, wenn es sich länger hinausziehen sollte, nach Ihrem Wunsche das Gehörige anzeigen.

Ich lese immer mit einem Hauptvergnügen Ihre frischen und frohen Dichtungen, mit welchen Sie so trefflich den Beweis leisten, dass immer noch etwas Neues und Eigengehöriges auszuhecken ist, und denke, Sie werden uns nun bald wohl mit einer Sammlung erfreuen?

Ich danke Ihnen herzlichst für Ihren freundlichen Gruß und wünsche Ihnen gleichfalls das beste Wohlergehen, das Sie um Ihrer treulichen Pflege unserer Musen willen so sehr verdienen.

Mich Ihrer guten Gesinnung ferner empfehlend, verbleibe ich mit freundschaftlicher Hochachtung

Ihr ergebener

Gottfried Keller.

Hottingen bei Zürich, 30. April 1857.

P. S. Die Benennung „Maler" bitte ich künftig weglassen zu wollen, da sie mir längst nicht mehr zukommt!

Verehrtester Freund!

Anliegend der versprochene Beitrag für den Musenalmanach. Sollte er zu umfangreich sein, so lassen Sie weg, was Ihnen beliebt. Ich habe einige schweizerische Gelegenheitsgedichte dazu gethan, in der Meinung, dass dergleichen Übung, wenn sie Ländlich-sittliches zum Gegenstande hat, in einem deutschen Musenalmanach wohl zulässig sei!

Indem ich Ihnen und Ihrem Weinberge einen guten und glückhaften Jahrgang wünsche, verbleibe mit alter Gesinnung Ihr ganz ergebenster

Gottfried Keller.

Zürich, den 27. Mai 1857.

Verehrtester Freund!

Ihrer wiederholten freundlichen Aufforderung kann ich leider nur mit zwei oder drei Gelegenheitsgedichten nachkommen, da mir sonst nicht eine Zeile bereit liegt. Ein reiferer lyrischer Nachfrühling ist mir allerdings im Anzuge und ich verspüre ihn öfter, muss ihn aber der „Verhältnisse" wegen immer noch vor der Thüre stehen lassen. Hoffentlich wird er doch nicht erfrieren.

Den Sängergruß werden Sie beigelegt finden. In der „A. A. Zeit" war nur die mittlere Strophe weggelassen. Ob sie anstoßerregend sei, überlasse Ich Ihnen zu beurtheilen. Sie ist indessen, in der zweiten Hälfte, durchaus nicht persönlich, sondern allgemein principiell gemeint.

Freundschaftlich grüßend

Ihr achtungsvoll ergebener

Gottfried Keller.

Zürich, den 16. August 1858.

Der Älpler in der Stadt.

Von Ferdinand Pfeiler.

Möcht' sehen, was die Städter treiben,
Die hier nun wie verschwunden sind!
So spricht vor den gefrornen Scheiben
Der Hirt, ein schlichtes Alpenkind.

Wohin nur selten Menschen dringen,
Dort hat er Edelweiß gepflückt,
Das wollt' er jetzt den Städtern bringen,
Die so ein Sträußchen hoch beglückt.

Nun füllt er sich zu seiner Reise
Den Rucksack schon beim Morgenroth,
Statt Sterz, des Älplers Lieblingsspeise,
Begnügt er sich mit Speck und Brot.

Die Hose kurz — von Hirschenleder,
Die Strümpfe grün und grob die Schuh',
Den Hut geziert mit einer Feder,
So schritt der Stadt er freundlich zu.

Schon brannten dort die vielen Lichter,
Als er am Thore halten muss,
Gelobt sei Jesus Christus, spricht er,
Doch niemand sagt den Gegengruß.

Sein treues Auge blicket düster,
Wie fragend sich im Kreise um,
Und nochmals, so wie früher grüßt er,
Doch bleibt die Menge still und stumm.

Und eh' er wusste, wie's geschehen,
Ward ihm der Rucksack abgeschnallt,
Sein Brot und auch sein Speck besehen,
Auch Geld verlangt man mit Gewalt.

Er hielt die Männer nun für Räuber,
Die ihm den Rucksack aufgeschlitzt,
Schämt Euch, sprach er zum dicken Schreiber,
Der hinterm Gitterfenster sitzt.

Da tönet rings das Aveläuten
So herrlich klingend an sein Ohr,
Und er vergaß der Zwistigkeiten,
Und schritt still betend durch das Thor.

Dabei nahm er den Hut vom Haupte,
Worauf ein Älpler nie vergisst,
Doch niemand that es sonst; er glaubte,
Dass schwerhörig die Menge ist.

Drum schrie er, was er schreien konnte,
Ein zierlich feines Herrchen an,
Herr! läuten thun sie. Und wie lohnte
Die Mahnung ihm der stolze Mann!

Wie! sprach er, hier vor allen Leuten
Soll beten ich! Ihr seid verrückt.
Man würd' mit Fingern auf mich deuten,
Und lachen, wo man mich erblickt.

Doch betend geht der Älpler weiter,
Bis rings verhallt der Glocken Klang,
Die rege Menge stimmt ihn heiter,
Drum folgte er dem innern Drang,

Und sang ein Lied von jenem Lande,
Wo herrlich schön die Alpen glüh'n,
Wo auf dem schmalsten Felsenrande
Die muntern Gemsen weidend zieh'n.

Da fühlt er unsanft sich ergriffen.
Was treibt Ihr! spricht ein Polizist,
Gesungen nicht und nicht gepfiffen
Wird hier, wenn's einmal dunkel ist.

Dann zeigt mir, Herr, nur schnell die Gasse,
Sprach tief gekränkt der Alpensohn,
Die aus den Mauern führt. Die Straße
Zur Heimat find' ich selber schon.

Dort hört' ich dann die Grüße wieder,
Auf die Ihr Euch zu danken schämt,
Dort singt man auch im Dunkeln Lieder,
Was Ihr mir hier so übel nehmt.

Zu späh'n, was ich im Rucksack trage,
Hat dort sich niemand noch erlaubt,
Doch bei dem Aveglockenschlage
Entblößt dort jeder noch das Haupt.

B'hüt Gott, sprach er dann noch beim Scheiden,
Mich seht Ihr nun und nimmermehr.
Dann schritt er, um die Stadt zu meiden,
Für immer aus dem Häusermeer.

Knapp außerm Thore stand am Wege
Ein Kreuz; des Welterlösers Preis,
Ganz ohne Schmuck und ohne Pflege;
Das schmückt er nun mit Edelweiß.

Und als der helle Morgen graute,
Blieb außerhalb der Stadt er steh'n
Und sprach, indem er rückwärts schaute:
O, wär'st du auch so gut als schön.

Der blaue Radmantel.

Vor einiger Zeit gieng in Wien ein Mann um, der nächtlicherweile von Haus zu Haus schlich und an den Thorglocken zog. Wenn hernach der Hausmeister kam und das Thor öffnete, gab er diesem die üblichen zehn Kreuzer und gieng weiter. Der Mann hatte ein hageres blasses Gesicht, einen schwarzen, kurzgeschnittenen Vollbart und trug einen dunkelblauen Radmantel. Mehr wusste man nicht von ihm, aber unter dieser Gestalt war er bei vielen Hausmeistern aller zehn Bezirke bekannt. Die meisten waren mit ihrem Sperrzehnerl zufrieden, ließen den Mann gehen und dachten: muss man doch auch solche gehen lassen, die aus Übermuth anläuten und gar nicht mehr da sind, wenn das Thor geöffnet wird. Einmal aber, als der Radmantel wieder davongehen wollte, packte ihn doch der Hausmeister am Arm und sagte: „Herr, so kommen Sie doch herein!"

„Ich habe darinnen nichts zu thun", antwortete er in einem fremdklingenden Tone, „Ihr Geld haben Sie, so lassen Sie mich doch!" Da hatte er sich durch eine kühne Wendung auch schon befreit und schritt am Trottoir langsam die Gasse entlang. —

In eine renommierte Buchhandlung Budapests trat ein Mann und verlangte ein Buch unter dem Titel: „Der große Schauplatz lust- und lehrreicher Geschichte von Johann Michael Dilherz." Gedruckt um das Jahr 1648. Der Buchhändler bemerkte, dass dieses Werk nicht mehr im Buchhandel sei, dass er aber bei Antiquaren darnach forschen lassen wolle.

Am nächsten Tage schon kam der Fremde wieder und fragte nach, ob der „Große Schauplatz lust- und lehrreicher Geschichte“ schon aufgetrieben sei? — „Ja, Herr, das geht nicht so schnell, bitte sich wenigstens drei bis vier Tage zu gedulden.“ So der Buchhändler. Der Fremde war ein blasser Mann, hatte einen schwarzen Bart und einen blauen Radmantel an. Er war fast kleinmüthig, als er hörte, das Buch sei noch nicht da, es musste ihm sehr viel an demselben gelegen sein.

Am dritten Tag nach dieser Anfrage, morgens, als kaum die Ladenthür geöffnet war, stand der Blaumantel schon in der Buchhandlung. Es wurde ihm mitgetheilt, dass bei den Antiquaren von Budapest das begehrte Buch leider nicht aufzutreiben sei, dass es in der Buchhändlerzeitung ausgeschrieben werden müsse, wenn man darauf reflectiere, dass es vielleicht überhaupt nicht mehr aufgetrieben werden könne.

Der Fremde erklärte sich bereit, alle Kosten zu bestreiten, und wenn das Buch aufgefunden werde, noch besonders erkenntlich sein zu wollen.

Von nun an erschien er allwöchentlich, um nach dem Buche zu fragen. Mittlerweile wurden durch das buchhändlerische „Börsenblatt“ alle Antiquare Deutschlands beunruhigt, und richtig, nach zwei Monaten konnte der Budapester Buchhändler dem Fremden den „Großen Schauplatz lust- und lehrreicher Geschichte“ vorlegen.

Der Blaumantel bezahlte die Unkosten von sechzig Mark, händigte einen gleichen Betrag dem Buchhändler für die gehabte Mühe ein und gieng zur Thür hinaus.

Man rief ihn zurück, dass er sein Buch mitnehme. Das brauche er nicht, sagte er, verließ das Haus und ward nicht mehr gesehen.

Er hatte das alte Buch, nach dem er monatelang mit höchster Spannung gefahndet, kaum aufgeschlagen, um den Titel zu sehen, des weiteren nicht im geringsten beachtet. —

Im selben Jahre war es, dass auf der Eisenbahnstrecke zwischen Graz und Mürzzuschlag der Conducteur ins Coupé fragte, ob man in Mürzzuschlag Table d'hôte zu speisen wünsche?

Im Coupé saß ein einziger Herr, der bestellte Table d'hôte für zwei Personen.

In Mürzzuschlag angekommen, trat ein blasser Mann in langem blauen Radmantel in den Speisesaal, sah dort die für ihn bereiteten zwei Gedecke, gieng wieder hinaus auf den Perron und fragte einen Dienstmann, was er für die Stunde verlange.

„Sechzig Kreuzer, gnädiger Herr.“

„Gut, kommen Sie mit mir!“ Der Radmantel führte den Dienstmann in den Speisesaal, hieß ihn dort neben sich niedersitzen und essen. Der Dienstmann wusste nicht, wie ihm geschah, doch war er nicht blöde und griff fleißig zu. Der Radmantelmann kümmerte sich nicht weiter um ihn. Als zum Einsteigen geläutet ward, zahlte er die zwei Gedecke, fertigte den Dienstmann mit sechzig Kreuzern ab und fuhr davon.

Das Bahnpersonale und der ganze Ort lief zum Dienstmann zusammen, um das Weltwunder zu sehen, wie einer dafür, dass er ein gutes Mittagsmahl verzehrte, bezahlt worden war. —

Ungefähr um jene Zeit erhielt ein Herr Mayer-Hoitz in Gmunden folgendes, mit keinem Poststempel versehenes Schreiben:

„Geschätzter Herr Mayer-Hoitz!

Ich erlaube mir, in einer Ihnen vielleicht nicht ganz uninteressanten Angelegenheit Ihre Erinnerung aufzufrischen. Es war vor circa zwei Jahren, als Sie eines Morgens in Ihrer Villa ein Fremder besuchte, um mit Ihnen eine Dachsteintour zu besprechen, die indes nicht zustande gekommen ist. Während ich noch bei Ihnen saß, trat der Postbote ein. Sie revidierten die Post und, einen Brief eröffnend, schleuderten Sie ein gedrucktes Blatt mit dem Ausruf: Pfui Teufel! zu Boden. Es war die Einladung zu einer Hamburger Lotterie. Da ich sah, mit

welcher Verachtung Sie das Blatt behandelten, bat ich es mir zu meinem Gebrauche aus und verließ bald darauf Ihr Haus.

Nun sehe ich mich veranlasst, Ihnen mitzutheilen, dass ich auf jene Einladung hin, die an Ihre Adresse gerichtet gewesen, ein Los gekauft und bei der letzten Ziehung 150.000 Mark gewonnen habe. Wenn Sie gestatten, möchte ich zwei Drittel dieses Betrages nach meinem Gutdünken verwenden. Das dritte Drittel glaube ich Ihnen offerieren zu sollen, falls Sie über dieses Ihr Eigenthum verfügen wollten. Da ich Ihrer gegenwärtigen werten Adresse nicht ganz sicher bin, so erlaube ich mir diese vorläufige Anfrage, bittend, dass Sie sich zu Ihrer Willensäußerung innerhalb eines Monats des Inseratentheiles der Linzer „Tagespost" bedienen möchten, worauf sofortige Zustellung erfolgen wird.

Ihr ganz ergebener

* * *"

Man mag sich das Erstaunen des Herrn Mayer-Hoitz vorstellen. Vor allem begann er sein Gedächtnis zu malträtieren. In „seiner Villa" hatte er nie gewohnt, weil er eine solche nie besessen hatte. Wohl aber wohnte er vor zwei Jahren über den Sommer in einem Landhäuschen bei Gmunden, und erinnerte sich auch an das Zusammentreffen mit einem Touristen, welcher das Höllengebirge und den Schafberg besteigen zu wollen vorgab. Vom Dachstein war keine Rede gewesen. Der Fremde trug ein für Touristen ganz seltsames Kleidungsstück, nämlich einen blauen Radmantel. Weiter wusste Mayer-Hoitz von dieser Sache nichts. In der genannten Zeitung ließ er folgendes Inserat einrücken: „M. H. in Gmunden bittet * * * um die Angabe seiner Adresse." Die räthselhafte Ehrlichkeit ist heutzutage fast noch unheimlicher, als ein frecher Betrug.

Bis heute hat Herr Mayer-Hoitz von der Sache nichts mehr gehört.

Zur selben Zeit fand bei Landshut in Baiern ein Landmann auf dem Felde einen großen blauen Radmantel. In der Tasche dieses Mantels war ein Papierballen von Tausend Mark-Scheinen im Betrage einer viertel Million. Trotz aller Nachforschungen hat sich weder für den Mantel der Mann noch für das Geld der Eigenthümer gemeldet.

Es gibt Unbegreiflichkeiten, bei deren Erwägung einem der Verstand stehen bleibt im Kopfe. M.

Wie ein Kalender zu seinem Ruhm gekommen ist.

In den dreißiger Jahren war es. Dem Buchbinder, Gebetbücher- und Amuletenhändler eines deutschen Landstädtchens fiel es ein, einen Kalender herauszugeben. Je nu, das Herausgeben ist keine Kunst, aber das Verkaufen. Schlechtes Papier, rothe und schwarze Buchstaben, einige Bilder der Himmelszeichen, Thierkreise u.s.w. Den Kalender bezieht man von der astronomischen Anstalt, lässt etwelche Wetterregeln dazudrucken, thut ein paar Hausmittel bei, stempelt seine Firma drauf und der Kalender ist fertig. Zehntausend Käufer dafür aber sind viel schwerer zusammenzubringen, und der Versuch unseres Buchbinders, Gebetbücher- und Amuletenhändlers war eine gewagte Sach'.

Zudem hatte er seinen neuen Kalender auch ganz mangelhaft zusammengestellt. Kam eines Tages der Setzerjunge aus der Druckerei in die Wohnung des Verlegers. Dieser saß gerade mit ein paar Nachbarn beim Kartenspiel, verlor Groschen um Groschen und war daher nicht gut aufgelegt.

„Herr Principal!" flüsterte der Schriftsetzer hinter dem Rücken des Buchhändlers.

Dieser hörte es nicht und verlor einen Groschen um den anderen.

„Herr Principal", sagte der Junge aus der Druckerei etwas lauter, „der Kalender — für die zweite Decemberwoche ist kein Wetter da. — Was soll ich denn hineinsetzen?"

„Ei, Donnerwetter hinein!“ rief der Buchbinder, „ist denn heut' mehr gar keine Ruh'!“

Der Junge war schon zur Thür hinaus und in die Druckerei gerannt: „Donnerwetter kommt hinein.“

Und als das Büchlein fertig war, staunten die wenigen Käufer bass über die finstere Donnerkeule, welche in der zweiten Decemberwoche mitten in Schnee und Eis drohend prangte und sie lachten über den Verstoß, der dem neuen schlechten Kalenderchen passiert war. — Was aber geschah? Das Jahr gieng um; einmal hielt sich das Wetter an den Kalender, das anderemal nicht. Anfangs December war großer Schneefall — er stand nicht im Kalender; und in der zweiten Woche eines Abends gab es Blitz und Donner, dass es gerade flunkerte und bebte.

Jetzt gieng's los. Das ist einmal ein Kalender! Im Sommer Sonnenschein und im Winter Schnee vorauszusagen, das ist keine Kunst, aber im Christmonat ein Donnerwetter machen, das kann nur der wahre Prophet. Dieser Kalender ist goldeswert. —

Seitdem sind von dem schlechten Büchlein an die vierzig Jahrgänge erschienen. Ein- ums anderemal traf's mit dem Wetter zu, unzähligemal wieder nicht — wie es den Kalendern schon geht; — aber das Donnerwetter im Christmonat vergessen sie ihm nicht mehr. Hunderttausende von Käufern hat der Kalender jedes Jahr und der Buchbinder ist ein reicher Buchhändler geworden und sagt es gerne, dass er bei keinem Spiele jemals so viel gewonnen, als bei jenem Kartenspiele, wo er Groschen um Groschen verloren hatte.

Bücher.

Ludwig Anzengrubers gesammelte Werke.

Ein Lieblingswunsch Robert Hamerlings war stets: eine einheitliche Ausgabe seiner gesammelten Werke. Bei seinen Lebzeiten ist dieser wahrlich gerechtfertigte Wunsch nicht in Erfüllung gegangen, und es ist leider jetzt noch keine Aussicht vorhanden, dass er sobald in Erfüllung gehen werde. Ludwig Anzengruber, der in seinen Jahren weder mit den Theaterdirectoren, noch mit den Verlegern ein besonderes Glück gehabt hat, war nahe daran, diese hübsche Sache zu erleben. Doch fieng sein schriftstellerisches Glück erst nach seinem Tode an — und fast knapp danach.

Sofort nach dem Tode des Dichters hatten sich in Wien mehrere seiner Freunde zusammengethan, nicht bloß um Anzengrubers Nachlass zu ordnen und diesen für seine Kinder zu sichern, sondern auch um eine wohl schon vom Dichter veranlasste Ausgabe seiner gesammelten Werke, die bisher bei verschiedenen Verlegern zerstreut, in unterschiedlichem Format und nur für erklecklich hohe Preise zu haben ware , ausführen zu helfen. An der Cotta'schen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart war ein Verleger gewonnen, der für Anzengrubers Werke ein sehr anständiges Honorar bezahlt und eine würdige Gesammtausgabe derselben in kürzester Zeit realisiert hat. Die Redaction dieser Unternehmung hatten Dr. Anton Bettelheim, Vincenz Chiavacci und V. K. Schembera übernommen, besonders in den Händen des Erstgenannten lag die literarische Durchführung, die wohl eine äußerst geschickte und glückliche genannt werden muss. Kaum ein Jahr nach des Dichters Tode liegen also die „Gesammelten Werke“ von Ludwig Anzengruber in zehn Bänden vor uns, und nun erst tritt uns ein einheitliches Bild des Dichters vor Augen; diese Ausgabe zeigt erst recht, was Anzengruber ist. Ich deute den Inhalt der Ausgabe kurz an: der erste Band enthält nebst der Einleitung und den Beiträgen zur Selbstbiographie die Dorfgeschichte „Der Sternsteinhof“. Den zweiten Band füllt Anzengrubers Hauptroman „Der Schandfleck“. Im dritten und vierten Bande finden wir die „Dorfgänge“, eine Reihe Dorfgeschichten ernsten und humoristischen Inhaltes, auch „Großstädtisches“, sowie „Gefabeltes von irgendwo und nirgendwo“. Der fünfte Band bringt die „Kalendergeschichten“ und „Gedichte und Aphorismen“. Mit dem sechsten Bande beginnen die Dramen „Der Pfarrer von Kirchfeld“, „Der Meineidbauer“, „Die Kreuzelschreiber“. Im siebenten Bande werden sie fortgesetzt: „Der G'wissenswurm“, „Der Doppelselbstmord“, „Der ledige Hof“. Neunter Band enthält: „Der Fleck auf der Ehr'“, „Die umkehrte Freid'“, „Elfriede“, „Bertha von Frankreich“, „Hand und Herz“. Endlich zehnter Band: „Das vierte Gebot“, „Alte Wiener“, „Heimg'funden“.

Diese Werke sind während der neunzehnjährigen literarischen Thätigkeit des Dichters (von 1870—1889) entstanden; aber

viele derselben kamen im Publicum nicht zur vollen Geltung. Die Zeit, in welcher Ludwig Anzengruber leben musste, war eine sehr frivole, sie fand wenig Geschmack an dem tiefen Ernst dieses Dichters, an der rücksichtslosen Darstellung des moralischen Elends, in welchem die Menschen voll cynischen Übermuths oder voll empörender Heuchelei oder in dumpfer Gleichgiltigkeit versinken. In der Epoche des französischen Unsittendramas, der Operette, ein Anzengruber! Er riss ja zeitweilig das Publicum hin durch seine gewaltige Kraft, aber dass er so rasch und vollkommen siegen sollte, das konnte nicht sein. Für Anzengruber werden die Leute erst allmählich reif.

Es ist ja begreiflich, dass man vor dem oft so finsteren Titanen erschrak, wie er im „Meineidbauer", im „Vierten Gebot", im „Sternsteinhof" u. s. w. hervortrat. Es ist ja nicht zu leugnen, dass dieser Dichter mit Vorliebe die menschlichen Schattenseiten darstellte. Doch ist Anzengruber noch lange keiner jener „Naturalisten", die nur das Abscheuliche aufzeigen.

Nicht weniger bedeutend als der tragische ist der humoristische Anzengruber. Als dieser letztere hat er sich bisher die meisten Freunde erworben. Anzengrubers Humor ist scharf und stets ein wenig tendenziös, er tritt uns am drastischsten entgegen in den Volksstücken „Die Kreuzelschreiber", „Der G'wissenswurm", „Der Doppelselbstmord". In diesem Humor vereinigt sich die Naivetät des Volkes mit dem Witze des Gebildeten, und die Frage, ob eine solche Vermählung zwischen zweien so verschiedenen Racen unter allen Umständen zulässig ist, kann ich nicht beantworten.

Als Dramatiker ist Ludwig Anzengruber ein Stern erster Größe. Ich stehe nicht an, ihn über Ferdinand Raimund (den ich sehr verehre) und nahe an Shakespeare (den ich ehrfurchtsvoll bewundere) zu stellen. Dass er Dialektdichter ist, mit Vorliebe locale Stoffe behandelt und der „Tendenz" huldigt, verdirbt gar nichts; schreibt er die Mundart doch so, dass sie allgemein verstanden wird und dabei Erdfrische athmet; wählt er doch stets solche Stoffe, die ein allgemein menschliches Interesse beanspruchen können. Und seine Tendenz ist die ewige: den Menschen zu klären und zu erheben. Man sieht heute schon, wie Anzengrubers österreichische Volksstücke sich die deutsche Bühne in Süd und Nord erobert haben, sie zeigen den Weg, welcher zwischen der sentimentalen Volksdichtung und der „naturalistischen" Schule der richtige und dauernde ist. Überall, wo Anzengruber auftritt, gibt es über ihn heftiges Hin und Wider, er lässt niemanden gleichgiltig, die ihn nicht lieben können, müssen ihn hassen. Das beweist am besten das Außerordentliche dieses Geistes. Der Einfluss, den Anzengrubers Dramen auf das Volksgemüth üben, kann ein bedeutender werden.

Denselben Erfolgen, welche die Stücke auf der Bühne erzielen, mögen auch seine Bücher entgegengehen. Wir haben alle Ursache, an der Gesammtausgabe der Werke Ludwig Anzengrubers uns zu freuen und den Herausgebern wie der Verlagshandlung dafür dankbar zu sein. Was Anzengrubers Freunde, das sogenannte „Anzengruber-Curatorium", in diesem einem Jahre für den verewigten Dichter, für seine Nachkommen und seine Werke geleistet haben, das steht in der Geschichte der Freundestreue fast einzig da. Ehre ihnen!

Rosegger.

Der Bauer auf dem Kreuzhofe. Erzählung aus dem Berchtesgadener Lande von Gustav von Prielmayer, Freiherrn von Priel. (Johann Ambrosius Barth. Leipzig.)

Dieser Roman wurde dem Schreiber dieses gleich nach seinem Entstehen bekannt und heute, da er ihm wieder vorliegt, ist ihm dessen Inhalt, was die Handlung wie die Charaktere anlangt, noch so vertraut und gegenwärtig, so dass er ihm mit der Kraft eines Erlebnisses in der Erinnerung aufsteigt. Auf einer sicheren Grundlage ist der unerschütterliche Bau glanzvoll und fest emporgeführt, was um so bewunderungswürdiger, als hier offenbar freie Erfindung gewaltet hat, und kein wirkliches Vorkommnis den Stoff zu dieser volksthümlichen Dichtung lieferte. Dass ein wirksamer Gebrauch des Dialektes, doch ohne die Schriftsprache zu überwuchern, stattfindet, versteht sich bei einem ebenso natürlichen als feinsinnigen Autor von selbst. Dagegen möchten wir auf die Herrlichkeit der landschaftlichen Gemälde, als auf wahre Proben treuer und gehobener Naturbeschreibung, noch gebührend hinweisen.

Fillier, mein Onkel Benjamin. Deutsch bearbeitet von Ludwig Pfau. Dritte durchgesehene Auflage. (Stuttgart. Rieger'sche Verlagshandlung.)

Es ist das Verdienst Ludwig Pfaus, dieses Buch des Volksfreundes der Vergessenheit entrissen und in die deutsche Sprache eingeführt zu haben. Es ist eine so frische, lebenslustige Erzählung, daneben ein so drastisches Sittenbild und in alledem eine so eindringliche Volksschrift, wie wir in unserer deutschen Literatur kaum ein Gegenstück wüssten; es hat vom ersten bis zum letzten Blatt jenen Sonnenblick unzerstörbarer heiterer Genialität und Welt- und Menschenliebe, der dieses Buch zu einer wahrhaft erquicklichen Lectüre macht. V.

Der gute Ton für die Kinderwelt. Von Constanze von Franken. Illustriert von L. Burger. (Leipzig. Max Hesse.)

Man meint, es sei nicht möglich, dass bei der ungeheueren Anzahl von Kindergeschichten und Weihnachtsbüchern immer noch ein Buch fehlen konnte. Und doch hat dieses gefehlt. Wie die Kinder sich beim Anziehen, Essen, Gehen, Sprechen, Lachen, Weinen, gegen Erwachsene, Gäste, Spielgenossen, beim Spielen, beim Reisen u. s. w. verhalten sollen, das ist in diesem Büchlein dargestellt und mit hübschen Bildchen geschmückt. Allerdings dürften den Kleinen die Bildchen besser gefallen, als der Text, den sie von Mama oder der Bonne mündlich haben können; zum Glücke ist die Art und Weise, wie die Verfasserin zu Kindern spricht, so herzig, dass die Kleinen recht gerne zuhören oder selbst lesen werden.

R.

Zum Meere. Feiertage in Triest und am Quarnero von Helene Stöckl. (Teschen. Karl Prohaska.)

Dieses Buch der bewährten Frauen- und Jugendschriftstellerin müsste eigentlich ein bisschen Aufsehen erregen, wenn es nicht mit derselben ruhigen Schlichtheit in die Welt träte, wie alle übrigen Schriften der Verfasserin. Uns dünkt, das ist ein ganz besonders Gutchen für die liebe Jugend. Diese prächtige Art zu charakterisieren, zu schildern, zu erzählen, dieser liebenswürdige Humor geben dem Werkchen Anrecht auch auf die Beachtung jener Leute, die weder Kinder noch Frauen sind, sondern gemeinhin Jünglinge, Männer u. s. w. heißen. Das Buch ist mit nur wenigen, aber wirklich guten Bildern geziert.

M.

Die Sünden des Naturalismus. Ästhetische Untersuchungen von Karl Goldmann. (Berlin. Richard Eckstein Nachfolger.)

Es ist eine wahre Freude, wie hier ein tapferer Mann die Bande aus dem Tempel jagt, diese „Naturalisten", denen das Häßliche und Abscheuliche in der Dichtung Selbstzweck ist. Die Kritik hat diese diabolische Richtung längst verurtheilt, aber mit ihr fertig zu werden, sie zu verdrängen, das ist Sache der echten Dichtung. Mit dem bloßen Idealismus besiegt man den Naturalismus nicht, der Idealismus als solcher hat auch abgewirtschaftet; doch jener gesunde Realismus, welcher die Wahrheit höherer Zwecke, der Schönheit oder der Moral wegen darstellt und sich insoferne mit dem Idealismus verbindet, als er das Gute erhebt und das Schlechte brandmarkt, dieser von allen großen Dichtern stets gepflegte Realismus ist stärker als alle übrigen „Schulen" und wird über kurz oder lang den Kehrichthaufen gänzlich aus dem Tempel der Kunst fegen, wie obengenanntes Buch es in schneidigen Worten thut.

M.

Der Theaterwelt und ihren Freunden gewidmet ist das soeben erschienene Buch: **„Die größten und berühmtesten Soubretten des neunzehnten Jahrhunderts."** Mit ungedruckten Briefen von Josephine Gallmeyer, Marie Geistinger, Ottilie Genée, Pauline Lucca u. a. Von Dr. Adolph Kohut. (Felix Bagel. Düsseldorf.)

In heiterer Weise plaudert der Verfasser über die Grazien und Charitinnen der Oper, Operette, der Posse und des Schwankes und führt uns aus dem Leben, dem Entwickelungsgang und der künstlerischen wie der persönlichen Eigenart der berühmtesten Vertreterinnen des Soubrettenfaches in unserem Jahrhundert treffend pointierte Bilder vor Augen. Einen besonderen Reiz bilden neben dem reichlich eingestreuten anekdotischen Material eine Menge ungedruckter Briefe der berühmten Divas. Da wir die geschilderten Bühnenberühmtheiten nicht nur als die gefeierten Darstellerinnen, sondern auch von ihrer rein persönlichen Seite in ihren Liebenswürdigkeiten, kleinen Schwächen und Capricen, in ihren äußeren und inneren Verhältnissen kennen lernen, ist das Buch nicht nur eine amüsante Lectüre, sondern es beansprucht auch biographischen Wert.

V.

Wer für sein Gemüth eine Befriedigung sucht nach des Tages Mühen, der greift auch zu guten Büchern aus dem Volksleben und da können wir jedermann die jüngst bei Reclam jun. erschienenen **„Geschichten aus den Bergen"** von Arthur Achleitner auf beste empfehlen. Achleitner kennt das Land und das Volk, und weiß es wahr, natürlich und anziehend zu schildern. Er schildert in jeder seiner Geschichten ein urwüchsiges Stück Volksleben und jeder Leser hat seine Freude daran, weil die Erzählung in schönster Harmonie ausklingt.

Maximilian Schmidt.

Alfred Friedmann hat in der Gustav Rocher'schen Leipziger allgemeinen Büchersammlung lebender Schriftsteller ein Bändchen **„Hieroglyphen des Lebens"** erscheinen lassen. Es sind Novelletten ernsten und heiteren Inhalts, welche dem bekannten Erzähler eine Reihe neuer Freunde erwerben werden.

V.

Das Kätchen von Heilbronn. Von Heinrich von Kleist. Illustriert von Alexander Zick. (Berlin. Albert Goldschmidt. 1890.)

Dieses Lieblingsdrama deutscher Frauen ist hier so prachtvoll ausgestattet, mit so reizenden Bildern geziert, dass es für den Weihnachtstisch auf das wärmste empfohlen werden muss. M.

„Leykams" Kalender. Die Kalenderzeit ist da. Der Verlag „Leykam" in Graz trägt ihr volle Rechnung. Vom „Mandel-Kalender" (Neuer Bauernkalender) an, der vor kurzem von einem ungeschickten Parlamentär zu den „clerikalen Schundschriften" gezählt worden ist, bis zum eleganten Taschenkalender, viele Gattungen. Wir nennen nur die äußerst praktisch eingerichteten Blockkalender, Wandkalender, zierlichen Portemonnaiekalender, den weitberühmten „Schreibkalender für Advocaten und Notare" und den „Grazer Schreibkalender" (107. Jahrgang!), welch letzterer nebst allen nothwendigen Nachschlagesachen auch hübsche Erzählungen und Bilder enthält. Dieser Grazer Schreibkalender hat sich nun besonders vermöge seiner illustrierten Jahres-Rundschau und Übersicht über steirische Denkmäler und Neubauten zu einem trefflichen Volksjahrbuche ausgewachsen. — Also kann der Grazer Kalenderverlag wohl auf das beste empfohlen werden. M.

„Leykams" Farbendruck-Wandkalender. Ein Kunstblatt von dauerndem Werte bringt dieses Jahr die Leykam'sche Verlagsanstalt in Graz auf den Kalendermarkt. Der Leykam'sche Wandkalender für 1891 enthält von Künstlerhand ausgeführte Motive aus der reizenden Murstadt, Bilder, die sich jedem unauslöschlich in die Erinnerung eingeprägt haben, der einmal in Graz gewesen, Bilder, die er gewiss immer gerne sich vor Augen führen lässt. Um das Wahrzeichen der steirischen Landeshauptstadt, den eigenartig geformten Uhrthurm des Schlossberges, gruppieren sich in vier Landschaftsbildern die Jahreszeiten: Der Frühling, mit seinem Blütenkranze die steilen Mauerreste des mächtigen Grazer Bergschlosses und die zu Füßen liegende Gartenstadt bis an die Vorberge der schneeleuchtenden Alpenhäupter schmückend; der Sommer, seine Strahlen durch üppiges Laubwerk auf die Welden-Terrasse niedersenkend, von welcher alljährlich tausende von Touristen ihre entzückten Blicke nach den Geländen des Rosenberges und Schöckels schweifen lassen; der Herbst, verkörpert durch das Idyll am einsamen Bergpfade, und der Winter, ein landschaftliches Stimmungsbild, das an eine bekannte Wald- und Felspartie erinnert. Der gelungene Farbendruck des Kalenders zeigt neuerlich von der Leistungsfähigkeit der Leykam'schen Kunstanstalt. K.

Musterblätter für künstlerische Handarbeiten. II. Sammlung, 13.—24. Blatt, herausgegeben von Frieda Lipperheide. (Berlin 1890. Franz Lipperheide.)

Muster wie Text erregen unser Interesse. Mit dem vollen Farbenreiz der ihnen zugrunde liegenden Stickereien führt die Sammlung uns orientalische, serbische, bulgarische und spanische Muster, sowie solche nach alten Motiven vor, in denen sich uns die überquellende Phantasie des Orients, das heiter-sinnige Gemüth der südlichen Völker, der feine Geschmack vergangener Zeiten offenbaren. Jedoch fehlt es auch nicht an modernen Mustern. Der Text verleiht diesen Blättern noch ein besonderes Interesse, er weist auf die Eigenart der Muster hin und gibt über deren Herkunft Aufschluss. V.

Die II. Lieferung des Prachtwerkes **Zur See**, herausgegeben von Vice-Admiral von Henk (Verlagsanstalt und Druckerei-A.-G. in Hamburg) schildert die Schiffe und Seewaffen des Mittelalters und berücksichtigt dabei alle in Frage kommenden Nationen sowie die Schiffe und Seewaffen der Neuzeit. V.

Der Stolz von Graz. Das ist die neuerbaute Herz Jesu-Kirche, von der in diesen Blättern schon mehrmals die Rede gewesen. Nun ist in der k. k. Universitätsbuchhandlung „Styria" in Graz ein Farbendruckbild erschienen, bei dessen Anblick einem das Herz lacht. Es stellt die Herz Jesu-Kirche dar, dieses Meisterwerk unseres Hauberisser. Das Bild, nach dem Aquarelle J. Oberbauers, aus der lithographischen Anstalt A. Matthey in Graz hervorgegangen, ist geradezu vollendet zu nennen, und so wie die neue Kirche ein Schmuck der Stadt Graz ist, so wird ihr Bild der Schmuck vieler Wohnungen sein. An diesem Kunstwerke nebensächlich, nichtsdestoweniger aber höchst praktisch ist der Kalender für 1891, welcher in einer oberen Ecke desselben eingelegt ist, und welcher das Bildnis eigentlich zu einem Wandkalender macht. Schade nur, dass der Kalender früher ablaufen wird, als unsere Freude an dem wahrhaft schönen Wandschmucke erkalten kann. R.

Blumen der Heimat. Schweizerische Gedichte von J. C. Heer. (Zürich. Albert Müller.)

Dieses gemüthliche Werkchen ist für Kenner und Freunde des Schweizervölkleins sehr zu empfehlen. M.

Neuester Universal-Briefsteller und Privatsecretär für alle Stände betitelt sich eine von dem bekannten Schriftsteller Moriz Bermann verfaßte und von A. Bauer in Wien, I., Wollzeile 2, verlegte, allgemein verständlich gehaltene Anleitung zur Abfassung aller im geschäftlichen Verkehr und im praktischen Leben vorkommenden Briefe, Aufsätze, Gesuche und Eingaben, für alle Vorkommnisse des Familienlebens, des freundschaftlichen und geschäftlichen Verkehres, Originalformulare für Majestäts- und andere Gesuche, für Eingaben in Gemeinde-, Zuständigkeits-, Steuer-, Militär-, Gewerbe-, Schul- und Vereinsangelegenheiten, im Bagatellverfahren, in civil- und strafrechtlichen Fällen, ferner vollkommen neue Glückwünsche, sowie Gelegenheitsgedichte, Toaste, Tischreden u. s. w. V.

Ferner dem „Heimgarten" zugegangen:

Gesammelte Werke von Ludwig Anzengruber, neunte und zehnter (Schluß-) Band. (Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1890.)

Neue Ausgaben von P. K. Rosegger. (Verlag A. Hartleben. Wien. 1890.)

„Der Schelm aus den Alpen." Allerhand Geschichten und Gestalten, Schwänke und Schnurren.

„Ausgewählte Werke." Prachtausgabe, Lexikonformat. Mit 900 Illustrationen von A. Greil und Schmidhammer. 5. Bd.

P. K. Rosegger: **Jakob, den lidste.** En Bondenovelle fra vor Tid. Paa norsk ved Ingebourg v. d. Lippe Konow. (Bergen. Ed. B. Giertsens Vorlag. 1890.)

Unser gnäd'ger Herr! Roman von A. von Gersdorff. (Berlin. Albert Goldschmidt.)

Aus vergangenen Tagen. Erzählungen von Th. Justus. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1890.)

Sternschnuppen. Erzählungen von Nataly von Eschstruth. Dritte Auflage. (Berlin. J. H. Schorer.)

Klein-Wiener. Skizzen in Wiener Art und Mundart von Ed. Pölzl. (Wien. Georg Szelinski. 1891.)

Deutsche Volksschauspiele. In Steiermark gesammelt. Mit Anmerkungen und Erläuterungen nebst einem Anhange: Das Leiden-Christi-Spiel aus dem Gurkthale von Dr. Anton Schlossar. Zwei Bände. (Halle. Max Niemeyer. 1891.)

Aus alter und neuer Zeit. Gesammelte Gedichte von Max Kalbeck. (Berlin. Freund & Jeckle. 1890.)

Gedichte von Friedrich v. Schiller. Neue Ausgabe. Mit Porträt, Lebensskizze und Anmerkungen. (Stuttgart. Paul Neff.)

Die zu Gersau. Ein Gedicht von Albert Westermann. (Stuttgart. Paul Neff. 1890.)

Renate. Eine Studentengeschichte von Carl Hepp. (Stuttgart. Paul Neff. 1890.)

Weißdorn. Gedichte von Carl Hepp. (Stuttgart. Paul Neff. 1890.)

Gesammelte Gedichte von Alfred Berger. (Stuttgart. J. G. Cotta. 1891.)

Der Traum des Glücks. Dramatische Idyllendichtung von Albert Wittstock. (Hermann Hucke in Leipzig.)

Fabeln und Parabeln. Sprüche. Von Otto Weddigen. (Wiesbaden. R. Bechtolda & Co. 1891.)

Drei Märchen für Alt und Jung. Von Georg Ebers. (Deutsche Verlagsanstalt. Stuttgart. 1891.)

Aphorismen und Aperçus. Von Georg von Schulze. In ungarischer u. deutscher Sprache. (Preßburg. Gustav Heckenasts Nachfolger.)

Ludwig Anzengruber. Der Mann — sein Werk — seine Weltanschauung. Von Anton Bettelheim. (Dresden. L. Ehlermann. 1891.)

Erinnerungen an Anzengruber. Von L. Rosner. (Wien. Julius Klinkhardt. 1891.)

Natur- und Lebensbilder aus den Alpen. Von Carl Stieler. Mit einem Vorwort von M. Haushofer. (Stuttgart. Adolf Bonz & Co. 1890.)

Gaspards Nachfolger. Erzählung von Victor André. (Stuttgart. A. Bonz & Co. 1891.)

Cotta'scher Musenalmanach für das Jahr 1891. Herausgegeben von Otto Braun. (Stuttgart. J. G. Cotta'sche Verlagshdlg.)

Hans Schreier. Der große Mime. Eine Buschiade von Erraths. Mit Illustrationen von Franz Stuck. (Kunst- und Verlagsanstalt.)

Das zwanzigste Jahrhundert. Deutschnationale Monatshefte für soziales Leben, Politik, Wissenschaft und Literatur. Herausgegeben von Erwin Bauer. Erstes Heft. (Berlin. Hans Lüstenöder.)

Literarische Blätter. Zeitschrift für moderne Poesie. Herausgegeben von Franz Evers und Albert Kohl. (Augsburg. Gebrüder Reichel. 1890.)

Freiwillige vor! Ein Agitations-Programm zum 1. October 1890 zur friedlichen Lösung der socialen Fragen. (Gebr. Heyde. Chemnitz.)

Katechismus der Toilettenkunst und des guten Geschmacks. Von C. von Franken. (Leipzig. Max Hesse.)

Katechismus der Zimmergärtnerei. Von Goeschke. (Leipzig. Max Hesse.)

Für Wahrheit und Recht. Unpolitische Herzensergüsse eines unpolitischen Idealisten. August Ressel. (Zürich. Verlagsmagazin. 1890.)

Die sittlich-religiöse Erziehung in der Volksschule. Von Robert Schwarz. (Julius Kühkopf, Verlagsbuchhandlung in Korneuburg.)

Schriften für Gesundheitspflege von dem Naturarzte Carl Grübel in Meran:

Die Herzkrankheiten, deren Entstehungsursachen und Heilung.

Die Lungenkrankheiten, deren Entstehungsursachen und naturgemäße Behandlung.

Der Magen, der gesunde und kranke, und dessen naturgemäße Behandlung. Nebst Anhang: Die Trauben-Cur.

Die menschliche Stimme. Ihre Pflege in gesunden und kranken Lagen. (Meran. Selbstverlag. 1890.)

Richtige Zahnpflege. Eine Nothwendigkeit zur Erhaltung der Zähne von M. Lipschitz. (Berlin. Jul. Bohne. 1891.)

Erster Jahresbericht des Schefselbundes in Österreich. Zusammengestellt von Adolf Jarosch. (Selbstverlag des Vereines. 1890.)

Kalender für Berg- und Hüttenleute für das Jahr 1891. Herausgegeben von der Witkowitzer Bergbau- und Eisenhüttengesellschaft. (Witkowitz.)

Postkarten des Heimgarten.

M. M., Prag: Der Geschichtsunterricht in unseren Mittelschulen ist so eingerichtet, dass die Schüler von allen möglichen fremden Völkern mehr hören, als von ihrem eigenen deutschen Volke. Und ist man endlich bei diesem, so wird im grauen Mittelalter so lange herumgenebelt, bis die Schulzeit aus ist. Die Schulen thun gerade als ob uns die neue Zeit nichts angienge. Die Geschichte seit der französischen Revolution ist vor allem wichtig zum Verständnisse unserer Zeit, darum hat der deutsche Kaiser Wilhelm II. mit seiner sich darauf beziehenden Forderung recht, und darum werfen wir Ihren Aufsatz, der jenes Kaiserwort höhnt, in den Papierkorb.

H. v. d. Dann: Sie haben recht. Für einen Menschen, der ein so elender Sclave seines Neides und Hasses ist, hat man nur Verachtung oder — Mitleid.

Prof. J. P., Jena: Das Geheimnis des schriftstellerischen Erfolges ist vor allem klarer, leichtverständlicher Stil, ein Kunstkniff, den unsere Herren Gelehrten zu verschmähen pflegen. Wer einen wissenschaftlichen Gedanken volksthümlich ausdrücken kann, der ist Gelehrter und Künstler zugleich.

A. P., Wien: Anzengrubers „Das vierte Gebot" wurde 1877 für das Theater in der Josefstadt geschrieben und dort angenommen. Die von uns als Einleitung zum Aufsatz „Das vierte Gebot und seine Gegner" erzählte Anekdote scheint also unrichtig zu sein.

× Auf Seite 225 des „Heimgarten", Zeile 28 von unten, muss es anstatt „an den prächtigen Häusern" heißen: an dem prächtigen Chiemsee.

* Wer uns ungebeten Manuscripte einschickt, der läuft Gefahr, sie zu verlieren. Wir übernehmen keine Verantwortung.

* Der clericale „Sonntagsbote" macht in einem Aufsatze gegen den Aberglauben einige Bemerkungen, die uns nur freuen können. Von solcher Seite eine scharfe Verurtheilung von Missbräuchen in religiösen Dingen ist wertvoll, und das schon auch darum, weil sie so selten ist. Glücklich wären wir, den Clerus immer so zu finden, dass wir ihm beistimmen könnten.

A. J., Wien u. U., Ried: Danken heftig! Wir sind überschüttet mit Novellen und Gedichten.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

N° 1207. Leipzig, 27. Juni.

Paris-Bagno 1870.

Nach dem Gemälde von Jean Paul Laurens.

Paris.

Die Stadt der Lichter, der Freuden, der Genüsse, der Vergnügungen, der Zerstreuungen, der Lustbarkeiten, der Feste, der Bälle, der Concerte, der Theater, der Spectakel, der Cafés, der Restaurants, der Boulevards, der Champs-Elysées, der Bois de Boulogne, der Tuilerien, des Palais-Royal, der Oper, der Comédie française, der Variétés, der Gymnase, der Vaudeville, der Porte St. Martin, der Ambigu, der Gaîté, der Folies dramatiques, der Bouffes parisiens, der Folies nouvelles, der Délassements comiques, der Cirque, der Hippodrome, der Folies Bergères, der Eldorado, der Alcazar, der Scala, der Casino, der Concerts Parisiens, der Concerts Musard, der Concerts Pasdeloup, der Concerts Colonne, der Concerts Lamoureux, der Concerts Populaires, der Concerts Bilboquet, der Concerts Cluny, der Concerts Ragotin, der Concerts Mabille, der Concerts Valentino, der Concerts Closerie des Lilas, der Concerts Ambassadeurs, der Concerts Jardin d'Hiver, der Concerts Jardin de Paris, der Concerts Jardin de Cluny, der Concerts Jardin de Mabille, der Concerts Jardin de Valentino, der Concerts Jardin de Closerie des Lilas, der Concerts Jardin de Ambassadeurs, der Concerts Jardin de

liabe Nachbarin, habt mir d rechten Wort und a das gsunde Beispiel gebn. Durch Euch bin ih meine Fehler inne wordn, hab mein Mann schön nachgebn und bin dem Hader und Streit ausgwichen.

Poldlbauer (ruft von außen): Nandl!

Nandl (rasch aufstehend): Der Vater ruaft. (Eilt ab Seite rechts.)

Lärchbäurin: Sakra! Aufpassen thuat s auf ihren Mann wia a Schulerdeandl auf n Lehrer. Wia schleunig sie springt, wann er ruaft! Dös muafs ih ihr a noh nachmochen. (Zu Liesl gewendet): Euer Tochter is recht a gscheides Weib! Wohl gscheid.

Liesl (gleichgiltig am Strumpf stopfend): Ja, ja, is ja gscheid — is ja wohl gscheid, aber ihr Mann, der Poldlbauer, is ma liaber! Mei Schwiegersohn is ma weit liaber wie sie.

Lärchbäurin: Er kann aber schlimm a sein, wann er will.

Liesl: A ja, dös wohl! Dös muafs sein, sunst fressen ihn die eignen Leut auf.

Nandl (kommt aus rechts): Der Kuahhandler is draußt, der Poldl hat mih gfragt, wie theuerer die braune Kuah schatzen soll. —

Lärchbäurin (erstaunt): Was? Er fragt Euch um dös?

Nandl: No ja, warum nit? 's Kuahvieh is in meiner Hand. Ih woaß, wia viel s wert is und sag mei Maunung. — Verkauft er's dann wie er will — dös is sei Sach. —

Lärchbäurin: So weit möcht ih mein Alten halt a noh bringen.

Nandl: Nur Alles schön in Güatn ausredn, dann wird's gehn.

Lärchbäurin: Will mir's merken. (Bittend): Aber nehmt das Gschirr! Ih bitt Euch! Aus Dankbarkeit zum Andenken.

Nandl: Um koan Preis. (Nimmt die Kannen und Schalen und gibt selbe in den Korb der Lärchbäurin.) Tragt dös schöne Sachen nur mit hoam, und wann d Lärchbäurin etwan amol af d Nachgiebigkeit vergifst — so wird das Gschirrl Euch auf meine Wort mahnen.

Lärchbäurin (nimmt ihren Handkorb): Der Poldlbäurin is nit aufzkumma. — In gar nix. — Ihr seid zu gscheid. (Richtet sich zum Gehen.)

Nandl: Dafs d Lärchbäurin aber heut in so oan Unwetter umgehn mag.

Lärchbäurin: Ja, dös is so. (Lächelnd) Wir haben a weng a Salz braucht und oan Tabak für d Mannsleut. Wann mei Alter ins Dorf geht — bleibt er im Wirtshaus sitzen, verthuat das Geld und kummt spatmächtig mit oan Sturm hoam. — (Lächelnd) Seit Ihr mih gescheid gmacht habt, geh jetz liaber ih. — Es bleibt das Geld und der Verdrufs erspart. Ja. (Lacht.)

Nandl: No also. (Lächelnd) Gscheid is schön! Nit wahr? (Lacht.)

Lärchbäurin: A ja. (Lächelnd) A ja! Das hab ih Alles der Poldlbäurin z danken. Bhüat Gott. (Ab Mitte.)

Nandl: Bhüat Gott. (Ab Mitte.)

Liesl: A Treffelwerch habn dö zwa Weibsleut — nit zum sagen. Ih soll was ausdenkn — und bin ganz confus wordn. Es is was dö Tag, ih woaß es gewifs. Is beim Poldlvater was, oder is beim Poldlbuabn was — es is was. — Was aber is — dös fallt mir nit ein. Unmögli!

II. Scene.

Redl (kommt mit Spannholz und Messer aus rechts. Im Hereingehen): Is dös heunt a grauslichs Wetter draußt. — Pfui Teufl! Ih setz mih a zum Ofen. (Zu Liesl sprechend) Dafs dih gar so broat machst; so ruck a weng doni, moanst, mir is nit kalt! (Schiebt Liesl auf die Seite und setzt sich zu ihr.)

Liesl: Schau den Zecker an, wie er mi doni stofst. Gelt, früherer Zeit war ih dir guat!

Redl: Na, na Liesl, bist jetz schon a noh guat. Sei nur nit kritisch.

Ih sag dir's, stürmen und schneiben thuat s draußten, wia wann s zrissene Pfoada von oben abawerfen wollt!

Liesl: Pfoada werden s obawerfen! So a Red! Moanst denn, die Engel im Himmel habn a Pfoad an?

Redl (schneidet am Spannholz): Ih hon noh gar koan Engel gsegn.

Liesl: Was red'st denn nacha, wannst nix woaßt?

Redl. So möchst streiten, möchst zwida werdn? Du! Ih sog s gleih dem Poldl!

Liesl (höhnisch): Ja, n Poldl wirst s sagen, ha, ha, da kummst schön an. Da kriagst dei Fetten! Der Poldl halt mit mir! Der Poldl is a Engel, jetz woaßt du s.

Redl (lachend): Ja, a sauberer Engel! Hat am letzten Kirchtag an Rausch ghabt wie der Teufel.

Liesl (zornig): Du, das sagst nit noch amol, sunst vermeld ih's ihm! (Gedehnt) Schau!

Redl: Geh, geh Alte, sei guat, sunst wirst mit deiner Arbeit nit fertig. Der arme Strumpf hat ma eh gestern vorgwoant, dass du schon vierzehn Tag auf ihm umstichst.

Liesl: Wirst schon wieder beleidigend? Ih kann Strumpf verstechen wia lang ih will, und ih kann nix thuan wie viel ih will, der Poldl sagt, mir derf ka Mensch was schaffen, und der Poldl is a Engel und der Poldl bleibt a Engel und jetz woaßt du s.

Redl: Ih muass rein amal schauen, wo er seine Flügerl hat?

Liesl (zornig): Spottn a noh, den besten Menschen, den wir auf der Welt haben, spotten? Wer gibt uns denn die guate Kost? Von wem haben wir denn die warme Stubn? Gelt, wann er Sunntags vom Dorf mit n Tabakpinkel hoamkummt, dann is er guat, dass d mih ausrachen kannst. Du graußlaner Mensch!

Redl: Liesl, Liesl. Holt dih zruck! Wär schad um dei schöne Stimm.

Liesl: Den Poldl schimpfen, an Mann, der so fleißig is, der auf sei Gschäft schaut wie koaner. Wo hätt denn unser Nandl so an Mann kriagt? Wo denn? Im ganzen Dorf nöt, und weit und broat nöt, und ninderscht nöt!

Redl: So? Thuat unser Nandl eppa nix arbeiten? Hilfts nit fleißig mit?

Liesl: Ja freilih, zu was is sie denn? Möcht dö Kleantschen vielleicht am Heubodn liegn und er soll alloan arbeitn? Übern Poldl lass ih amol nix kommen, und geht s wia der will. Der Poldl is unser Brotvater.

Redl: Aber geh, Alte, harb dih nit. Ih lass ja a nix kummen über ihn.

Liesl. Also willst blos mir oan Ärger machn. (Steht auf.)

Redl: Na, na, Alte. Sei nur guat. Setz dih nur wieder nieder.

Liesl (setzt sich nieder): Wann ih noh amol auf d Welt kumm, dih heirat ih neama.

III. Scene.

Seferl. — Vorige.

(Seferl, einen Melkkübel tragend, kommt laut weinend aus rechts.)

Redl: No — no — was fehlt denn Der, dass sie so fleant.

Liesl: Is dir was gschehn, Seferl?

Seferl: Na! (Weint heftig.)

Redl: Hat dir wer was gethan?

Seferl: Na! (Weint heftig.)

Liesl: Hast 'leicht wieder was zsammgschlagn?

Seferl: Na! (Weint.)

Redl: Ja zum Dunner! Was woanst denn nachher?

Seferl (weinend): Ih — ih kann nit melchen. Ih kann amol nit melchen!

Liesl: Ja, warum kannst denn nit melchen?

Seferl (weinend): Mir zerspringt s Herz.

Redl (lachend): Beim Kuahmelchen?

Seferl (schluchzend): Beim Kuahmelchen — beim Kuahfuttern, beim Kuahwassern, bei Allem zerspringt mir s Herz. (Weint.)

Liesl: Biſt a rechter Tſchapp!

Seferl: Ja, Tſchapp! Is leicht gſagt. Wann d Ahndlmuatter nur gſehn hätt, wia ſündla traurig mih die braune Kuah angſchaut hat, grad als ob ſ mir hätt ſagen wolln: ſchau, mei liabe Seferl, hiaz treibt der Handler mih fort, und grad ſo werdn ſ amol dih fortſchicken, wann dei Zeit um is. (Weint.)

Redl: Und derawegn zerſpringt dir s Herz.

Seferl: Ja derawegn, weil ſich der Poldl net traut n Vatern z bittn, daſs wir zſammheiratn dürfn.

Redl: Jetz ſchaut's amol dö Dirn an! Oan Bauernſohn möcht ſ heirathn!

Seferl: Ja, wen denn nachher? A noblicher Herr oder a Graf, der nimmt mih noh weniger.

IV. Scene.

Randl, Jungpoldl. — Vorige.

Randl (zur Seferl): Was ſtehſt denn du da um?

Redl: Sie hat ſih auswanen müaſſen in der Stubn, daſs die Zacher (Thränen) net an der Stallthür angfriern.

Randl (zu Seferl): Schau zu deiner Arbeit!

Jungpoldl: (heimlich und herzlich zur Seferl): Sei nur guat, Seferl; kränk dih nit! Du wirſt do die Meine und ka Andre.

Seferl: Ih kann net melchen, mir zſpringt mei Herz. (Laut weinen ab rechts.)

Jungpoldl (ſtoßt die Bäurin): Muatter! Ös muaſst's mit n Vater redn wegn der Seferl.

Randl: Aber Poldl, was nutzt denn s Reden; der Vater will, du ſollſt a Bauerntochter heiraten.

Jungpoldl (verdießlich): Ih mag ka Bauerntochter, ih brauch koane! Mei Seferl will ih habn — die Seferl gfallt mir.

Randl (gutmüthig): Was hilft denn das. Du woaßt doh — daſs ſih der Vater nix abtrutzn laſst.

Jungpoldl: A ja. Wann die Muatter will, gibt er ſchon nach.

Randl: Red nit ſo einfaltig. (Halblaut zu Redl) Ih hab eh ſchon dreimal auf d Staudn gſchlagn. Er wird immer unwirſch. Ih trau mih nit mehr.

Liesl: Randl! Sei gſcheid! Red mit dein Mann! Du wirſt doh den armen Buabn nit zgrund gehn laſſn.

Randl (verzagt): Du mein Gott! Erzwingen laſst ſich nix. Ih kenn den Vater beſſer. (Traurig für ſich) Is dös a Unglück. Ih woaß mir nit aus. (Setzt ſich ſorgvoll nachſinnend zum Tiſche.)

Jungpoldl: Ih geh vom Hof! Ih mag neamma lebn!

Liesl: Sei guat, Poldl! Sei guat! Es wird ſich ſchon machn laſſn.

Jungpoldl (geht zur Liesl): Ahndlmuatter! Mei liabe Ahndlmuatter. Ih bitt, nehmt Euch an um mih.

Liesl (ganz verzagt): Ja, namla wohl! Wann ih nur wuſst, wia man s angehn ſoll.

V. Scene.

Poldlbauer (aus der Mitte, zählt Geld, das er dann in ſeine Brieftaſche gibt): Hat mir richtig fünf Gulden aberghandelt, der Lump.

Randl (die raſch aufſteht): Mach dir nix draus, Vater; die Kuah is do noh guat zahlt.

Poldlbauer: Ah ja — hab nix verlorn dabei. (Den Jungpoldl betrachtend) No — was machſt denn du für a Gſicht, als ob dir die Henn das Fuatter gfreſſn hätt?

Randl: Is a rechts Kreuz mit dem Buabn. Denk dir nur, die Seferl möcht er heiratn.

Poldlbauer: Könnt mir einfalln! A Dirn werd ih ihm heiratn laſſn, die nix hat und nix is.

Jungpoldl: Hat d Muatter a nix ghabt und der Voada hat-ſ doh gheirat.

Poldlbauer (beleidigt): Jetz ſchau, daſs du auſſi kummſt.

Jungpoldl (verdrießlich): Is ja wahr a. (Ab rechts.)

Poldlbauer: Möchtn oan die Kinder vorſchreibn, wen man heiratn ſoll. — Wann der Bua z dumm is, a Bauerntochter z kriegn — aft ſoll er ledig bleibn. (Zu Randl) Was moanſt denn du, Randl?

Randl: Ih gib Dir ganz recht.

Poldlbauer: A junger Menſch, der heirat', muſs a Zuhilf findn, ſunſt geht er zgrund.

Randl: Ja, ja — leichter is ſchon, wann s Weib a was zubringt. Ih hab zwar a nix ghabt.

Poldlbauer: A was — du warſt fleißig und tüchtig und verſtehſt was und dös is mehr wert wie s Geld.

Liesl (ſich vorneigend, vernehmlich): Fleißig is die Seferl zwar wohl a, recht fleißig.

Poldlbauer (zu Liesl): No ja — dös is ſchon wahr; aber wann der Bua a jede Dirn heiratn ſoll, dö fleißig is — dann bracht er viel Weiber zſamm.

Randl: Er will aber bloß die Seferl und ka andere.

Poldlbauer (ſtutzig): So! Möchſt du vielleicht Ja ſagn, wann ih Na ſag?

Randl (beſänftigend): Aber Vater! Was fallt dir ein. — Dein Willen iſt die Hauptſach. —

Poldlbauer: Und ih ſag Na und dabei bleibt s.

Redl (zu Liesl, lächelnd): Bis er Ja gſagt hat.

Liesl: Moanſt?

Randl: Recht haſt. Der Bua ſoll ſich dreinfindn.

Poldlbauer: Er wird nit ſterbn drüber, fürcht dih nit.

Randl (freundlich): Ih fürcht mih eh nit. — Der Menſch muaſs gar manches überkommen. — Die jungen Leut, dö verliabt ſein, glauben grad, die Welt geht zgrund, wann ſie ſich nit kriegn.

Poldlbauer: A was! Larifari. (Setzt ſich.)

Randl: No, bei mir war dös ſchon nöt Larifari. Ih woaß nöt, was ih mir anthan hätt, wann du mih verlaſſn häſt, und ih könnt mir mei Lebn heunt noh nit denken — ohne dir.

Poldlbauer (ſcherzhaft aber herzlich ſie anblickend): Warſt wohl ſo narriſch verbrennt in mih?

Randl (ſcherzhaft herzlich): Geh, verſtell dih nit. Thu nit ſo, als ob du s vergeſſen häſt. Du warſt ja ſelber nix beſſer.

Poldlbauer (freundlich): Moanſt?

Randl: Gwiſs a noh! — Wann dir damals wer gſagt hätt: Wirſt doh mit dem Deandl nix anfangen — ſie is ja a bluatarms Ding. — Laſs ſie ſein! — No, da hätt ih dih ſehn mögn.

Poldlbauer (herzlich): Recht haſt, Alte! Meiner Six — und wann ih heunt die Wahl hätt — ka andre wia dih. (Ergreift ihre beiden Hände) Biſt a braves treues Weib — und warſt immer der Segen Gottes in mein Haus.

Redl (der aufmerkſam zuhorchte zu Liesl): Sie packt ihn ſchon auf der rechtn Seitn.

Liesl (halblaut zu Redl): Moanſt, wird er nachgebn? (Redl nickt mit dem Kopfe): Du mein — da wär ih froh.

Randl: Haſt meinetwegn viel Verdruſs ghabt mit dein Leutn.

Poldlbauer: Das war nur anfangs, aber ih hätt a nit nachgebn und wann ih dih aus der Höll hätt füraholen müaſſn.

Redl (zu Liesl): Ih moan, dih hon ih a zuachſt der Höll füragholt. (Lacht.)

Liesl (empört): Redl! Redl! Das is ma jetz zviel. (Steht auf.) Ih geh ins Wetter auſſi, dös halt ih nit aus.

Poldlbauer: Na, was habt's denn da hintn? (Geht nach rückwärts.)

Liesl: Der Redl is heut net zum ausstehn, vor lauter Bosheit. Sagt der alte Kräanka, er hätt mih znachst der Höll füragholt.

Poldlbauer (gutmüthig lächelnd): Was? So was hat er gsagt! Das ist doh aus der Weis! Na, seid's nur guat, Muatter, am nächsten Sunnti bring ih ihm an ganz patschnassn Tabak hoam, da wird er ziachn und fluachn. (Lacht.)

Liesl: Hast schon recht. Thu das! (Setzt sich.)

Poldlbauer: Ih thu s a. Und der Muatter bring ih davor oane guaten Kaffeebohnen. Ja. (Geht lächelnd vor.)

Liesl (seelenvergnügt): Der Poldlvater is a Engel! A Engel.

Randl (herzlich): Schau, Poldl, wia guat du mit meiner altn Muatter bist. Ih werd dir s nie vergessn, mein Lebtag nit.

Poldlbauer: Na was, warum soll ih s denn net gernhabn, is ja dei Muatter, und mei größti Freud is, wann die ganze Verwandtschaft in Friedn und Liab miteianand lebt und fleißig mitsammen werkt. Mir schmeckt alloan ka Bissn und ka Trunk. Nur wann ih siach, dass die ganze Bagage mitpapelt und mitpupelt, ast bin ih zfriedn.

Randl (herzlich): Weil du so a seelenguater Mensch bist, und darum bin ih ja so tausendmal froh, dass grad ih dei Weib bin wordn.

Poldlbauer (lächelnd): Mentisch zutraulich bist heut. No ja, ih woaß schon, wo du aussi willst. — Du bist halt vernarrt in dein Buabn wie der Tocker in die Geign. —

Randl (herzlich sich an ihn schmiegend): Is ja dei Bua a! Is ja unser Kind, und dir und mir thät s Herz weh, wenn wir s erlebn müasstn, dass wir ihn zu aner unglücklichen Eh gezwungn habn. (Recht herzlich) Schau, Vater! 's Geld! 's Geld alloan macht's ja nit aus. Das sagst du ja selber.

Redl (laut zu Liesl): Der Dachshuaber hat a reiche Bauerntochter gheirat' und is denna ganz zgrund ganga.

Liesl (laut zu Redl): Ja freili, weil s unwirtschaftli war und die Vornehme gspielt hat. (Sehr bedeutsam) Unser Seferl is aber fleißig! A ja!

Randl (zum Poldlbauer): Was wahr is — is wahr. Wir habn noh ka Dirn ghabt, die am Feld und beim Vieh so tüchtig war wie d Seferl.

Poldlbauer (fast verdrießlich): Ih hab just a ka Klag — aber muass ih ihr derawegn schon mein Suhn gebn?

Randl (herzlich): Du musst ja nit. — (Seine Hand erfassend, recht innig) Aber denk auf uns Zwa, denk auf unser Lebn und du wirst dir doh sagn: Zu oaner glücklichen Eh ghört vor allererst — a wahre, herzliche Liab!

Poldlbauer (verlegen sich losmachend): Ihr Drei haltet zsamm wia die Wieden. Mir ziemt grad, Ihr wollt mir früher ka Ruah gebn, bis ih Ja sag.

Randl (rasch, will ihn umarmen): Mei liaber, mei guater Alter.

Poldlbauer (ausweichend): Na! Na! Aushaltn! So weit sein wir noh nit. Erst will ih mih überzeugn, ob s Deandl für mein Suhn a Herz hat und ob s für ihn taugt.

VI. Scene.

Hiasl. — Vorige.

Hiasl (trägt ein sehr kleines Fässchen auf dem Kopfe, kommt aus der Mitte): Sauwetter! Hundswetter! Rabenwetter! (Stellt das Fässchen auf den Tisch und schüttelt sich den Schnee von seinen Kleidern.) Patschwetter, miserablig! Ganz nass bin ih wia a Pudel, der beim Ofen liegt.

Poldlbauer (streng): Wo kummst denn du daher?

Hiasl (ärgerlich): Wo soll ih denn herkumma, wann ih von Dorf daherkumm.

Poldlbauer (ſtrafend, ſtreng): So! Ih hab Dir gſchafft, du ſollſt Fuatter ſchneidn und du laufſt ins Dorf?

Hiasl (ſehr erregt): Ih bin ja nit ſelber gloffen. — Hat mih ja wohl die Seferl gſchickt! (Laut und zornig, aber für ſich, gleichſam entſchuldigend) Sakra! Vermaledeit! Ih bin ja nit bei der Seferl im Dienſt. Was hat mih denn die Seferl in s Dorf abi z ſchicken. (Laut ſchreiend) Ih geh neamma nöt mehr. Ih geh nöt! Sakra!

Poldlbauer (ihn anfahrend): Schrei nit ſo!

Hiasl (gemüthlich ihn anblickend, im ruhigen Tone): Ih bin kritiſch. (Sehr freundlich) Ja Vater, ih bin ſtark kritiſch.

Poldlbauer (ernſt): Du haſt mih z fragn, wann du wohin gehn willſt.

VII. Scene.

Seferl. — Vorige.

Seferl (ſteht bei der Seitenthür rechts herein, erblickt das Fäſschen und kommt raſch vor, ſpricht ärgerlich und verbiſſen zu Hiasl): Biſt wohl a rechter Tſchapp! (Vorwurfsvoll und biſſig) Hab ih dir nit gſagt, du ſollſt das Faſsl hoamli mir gebn? (Geht zum Tiſch.)

Hiasl (wieder erregt und laut): Wia kann ih s denn hoamli dir gebn, wann du nit da biſt.

Seferl (nimmt ärgerlich das Fäſschen): Wärſt in die Kuchel kumma.

Hiasl (noch erregter): Wia kann ih denn hoamli in die Kuchel kumma, (herumzeigend) wann Dö alle da umaſtehn. Sakra!

Seferl (zornig): Geh zua! Du Tocker! (Mit dem Fäſschen raſch ab rechts.)

Hiasl (geht ihr drohend nach, ſpricht im erhöhten Tone): Das ſagſt nit noch amol!

Poldlbauer (für ſich): Ih kenn mih nit aus.

Nandl: Was ſein denn dös für Hoamlichkeiten?

Poldlbauer (zu Hiasl): Was habt's denn mit dem Faſsl?

Hiasl (kommt ſtolz vor, als ob er eine große That vollbracht hätte, ärgerlich): Sakra! (Mehr für ſich) Ih laſs mih nit mehr ſchickn. Ih nit. Wenn die Seferl hoamli oan Rauſch habn will — ſoll ſie ſelber zum Dorfwirt gehn. Ih trag ihr koan Wein mehr hoam. Ih nöt. Sakra!

Poldlbauer (erſtaunt): Die Seferl hat dih um Wein gſchickt?

Nandl (hoch erſtaunt): Um Wein?

Hiasl (wichtig): No! Und wie ſ mih gſchickt hat. Um den beſten, den s gibt. (Wichtig) Fünf Guldn hat ſ mir mitgebn!

Nandl (entſetzt): Fünf Guldn für Wein!

Hiasl (ſehr wichtig): Und laufn hab ih müaſſn! Mentiſch! (Hochwichtig): Vor n Suppn eſſen muaſs ih da ſein, hat ſie gſagt, ſagt ſie, ſunſt geht s gfahlt. (Wichtig) Sie is zu viel dürſtig.

Nandl (entſetzt): Ja, trinkt denn die Dirn hoamli Wein?

Hiasl: No, und wia ſie ihn trinken wird. Sie hat geſagt, a ſchön's Seidntüachl koſt't a fünf Gulden, und Winterkittl braucht ſie koan, ſagt ſie; und Sunnti-Schuah hat ſ eh noh feſte, da kauft ſie ſich liaber a Faſsl guatn Wein. Das macht ihr mehr Freud.

Nandl (die Hände zuſammenſchlagend): Mir bleibt der Verſtand ſtehn!

Poldlbauer (der aufmerkſam zuhorchte): Mir a! 's Deandl is noh nöt zwanzig Jahr alt und trinkt ſich ſchon hoamli oan Rauſch an. — A ſaubre Gſchicht! Jetz hab ih gnua! (Geht erregt auf und ab.)

Nandl: Um Gotteswilln!

Liesl (verzagt): Muſs der Tepp grad hiazt mit n Wein daher trampln.

Poldlbauer (zornig): Hias! Hol mir den Poldl!

Hiasl: Ja, Vater. (Ab rechts.)

Nandl: Ih hab die Seferl aber noch nia mit oan Rauſch gſehn. Meiner Seel nit!

Poldlbauer (hämiſch): Sie wird s ſchon hoamli gnua onſtelln. (Sehr zornig)

Und is wia der will. — A Dirn, die ihr Geld für Wein ausgibt, is nix für mein Souhn.

Randl: Natürlich! Dös wär ja s größte Unglück. (Traurig für sich) Is doh aus der Weis.

VIII. Scene.

Jungpoldl. — Vorige.

Jungpoldl (aus rechts): Was schafft der Vater?

Poldlbauer (streng): Die Seferl schlag dir aus n Kopf. 's darf ka Wort mehr gred't werdn.

Jungpoldl: Vater! Ih bitt, liaber Vater!

Poldlbauer: Still bist. Ih duld ka Einred.

Randl (vorwurfsvoll zu Jungpoldl): Wia du dich nur in a Deandl verliabn magst, dö so a schiache Leidenschaft hat.

Jungpoldl (besänftigend): Du mein Gott, was liegt denn dran, sie hat mih halt gern.

Randl: Ja, weil s dich so gern hat, muafs sie hoamli ihr Geld in Wein verthoan.

Jungpoldl: Die Seferl trinkt gar koan Wein, koan Tropfn.

Poldlbauer: Der Dorfwirt woaß das besser.

Jungpoldl: Beim Dorfwirt war ih gar nia mit der Seferl. Wir waren am Kirchtag nur beim Lebzelter, dort hab ih ihr oan süßn Meth gezahlt, weil sie koan Wein mag.

Poldlbauer: So! Du laufst schon um mit ihr. Du zahlst ihr Meth. Ihr seid schon beim Lebzelter gwesn mitanand! A so weit is schon! No wart's nur, ih will Euch helfn. (Streng zu Randl) Die Dirn mufs aus n Haus. Sag ihr, dafs sie zsammpackt und geht. Heut noch! Auf der Stell!

Jungpoldl Vater, ih bitt!

Poldlbauer: Ka Wort mehr, sunst wirst mih kennen lernen.

IX. Scene.

Seferl. — Vorige.

Seferl (trägt eine große Schüssel und mehrere Blechlöffel. Spricht laut): D Suppn is da! (Stellt die Schüssel auf den Tisch, legt die Löffel hin. Laut) Suppn essen! (Randl, Redl, Liesl, Jungpoldl tragen Stühle zum Tische, setzen sich. Seferl geht zu Poldlbauer) Vater, a weng wartn. Nit früher Suppn essn — bis ih kumm.

Poldlbauer (sie anfahrend): Lafs mih in Ruah.

Seferl (freundlich lächelnd): Na! Heunt lafs ih den Vater nit in Ruah, heunt nit. (Läuft rechts ab.)

Poldlbauer (streng): Das wird sih wohl weisen, ob du mih in Ruah lassn willst.

Randl (besänftigend): Kumm, Alter! Setz dih her — thua Suppn essn.

Poldlbauer: Lafs mich. Ih kann die Dirn nit anschaun. Mir schmeckt ka Bissn, so lang Die noch im Haus is.

Randl (steht auf, geht zu Poldlbauer, spricht herzlich und begütigend): Poldl — sei guat! Sei gscheid! Hör mich an. Schau! Die Deanstleut müassn arbeitn und wer arbeit', der verdient a sei Kost. Du sagst immer, beim Essn muss der Hund a Ruah habn. Sei guat. Das Deandl muafs eh fort; aber lafs nix gspürn, so lang sie beim Essn sitzt.

Poldlbauer: Meinetwegn sollst recht habn. A vernünftigs Weib, die ihrn Mann im Guatn z leitn versteht. (Setzt sich zum Tische. Randl setzt sich zum Tische. Alle machen das Kreuz, beten einen Moment still, machen dann wieder das Kreuz.) Gsegn Enks Gott!

Alle: Vergelts Gott! (Alle essen. Poldlbauer nimmt einen Löffel, wischt ihn erst ab, langt dann langsam in die Schüssel.)

X. Scene.

Seferl, Hiasl. — Vorige.

Seferl (aus rechts, bringt eine große Flasche mit Wein, sieht, dafs Poldlbauer essen will, eilt hin, ruft): Aber Vater! (Schlägt ihm den Löffel aus der Hand. Sehr wichtig) Nit früher Suppn essn! (Hiasl trägt unter dem Arm das

Fäßchen und in beiden Händen Krüge. Stellt Faß und Krüge auf den Tisch, setzt sich und ißt Suppe.)

Poldlbauer (springt erregt und zornig auf): Himmel Sakra! Was wär denn das? (Alle stehen ängstlich auf, nur Hiasl bleibt sitzen und ißt, ohne sich um den Vorgang zu kümmern.)

Seferl (vorwurfsvoll): Is der Vater gscheid? (Wichtig) Früher Suppn essn — ehvor ih mei Anred halt!

Nandl (entrüstet): Aber Seferl! Was unterstehst du dich!

Seferl (beleidigt): So! Soll ih 'leicht mei Geld zum Fenster nauswerfn, soll ih den Wein wegschüttn, wann er z spat kummt. (Schmerzlich vorwurfsvoll) Ih hab mir s Seidentüchl abgspart, ih hab mir den Winterkittl abgspart, ih hab mir die schön Schuah abgspart und jetz möcht der Vater vor der Anred Suppn essn!

Jungpoldl (ganz verzagt): Aber Seferl, bist denn narrisch.

Seferl (sehr zornig zu Jungpoldl): Ih nöt, aber du wohl. Du tragst dei Gedächtnis im Brustfleck drein, wann du nit amol woaßt, was heut für a Tag is.

Jungpoldl: Heunt?

Seferl (ihn ausspottend): Ja, heunt! (Vorwurfsvoll) Hast mir nit am vorletzten Sunnti gsagt, dass heunt dein Vatern sei fünfzigster Geburtstag kummt?

Nandl (schlägt die Hände zusammen, spricht zu Poldlbauer, ihn herzlich anblickend): Dei fünfzigster Geburtstag!

Liesl (ganz verblüfft): Maraunkerl!

Jungpoldl (beschämt): Meiner Six. Is richtig wahr a.

Seferl: Und hast mir nit gsagt, ih soll unsern Vadern a hoamliche Freud machn — ih soll ihm was bringn. (Fast weinend) Und jetz hab ih mei ganz Geld für n Wein hergebn (schluchzt) und hiatzt möcht der Vater vor n lebn lassn Suppn essn. (Schenkt aus der Flasche Wein in die Krügeln, wobei sie verhalten schluchzt.

Nandl (herzlich): Mei liaba Mann! Verzeih mir! Ih hab auf den heutign Tag in die Seel eini vergessn. (Lehnt sich an seine Schulter.)

Redl: Selber nix besser. Hab a vergessn!

Jungpoldl (für sich): Sakra, dass aber ih nit drauf denkt hab.

Liesl (wichtig): Ih han wohl denkt drauf — aber just heunt is mir nit eingfalln.

Seferl (nimmt ein Krügel mit Wein, geht vor zu Poldlbauer, spricht herzlich): Wann mir der Vater den Poldl a nöt gebn will, wann ich Euch als vanfache Dirn a z nicht bin, (innig) gern hab ih Euch doch noh.

Poldlbauer (ergriffen): Seferl!

Seferl (herzlich): Ih hab guate Tag im Haus ghabt, Ihr habt mih wia a Vater sei Kind behandelt, auf dös werd ih nia vergessn. (Immer herzlicher) Dafür mög Euch der guate Gott lohnen durch n Gsund — und durch recht a langs (ergriffen) glücklichs Lebn. (Wischt sich eine Thräne aus dem Auge, gibt dem Poldlbauer das Krügel, ohne ihn anzusehen, schluchzend) Da Vater, nehmt! Thuat's trinken! — Der Wein ghört Euch!

Poldlbauer (nimmt das Krügel, spricht sehr herzlich): Seferl! Mei Seferl!

Seferl (wieder gefasst): Wißt Ihr, Vater. Wegn den Poldl sein Gsicht (auf Jungpoldl deutend) wär mir nöt so viel dran, da wüßt ih mir Schönere — aber weil er der Suhn von an Vater is, der so brav auf seine Leut schaut, der so a guater gwegner Hausvater is, der sei Weib so treu und innig liabt, hab ih mir denkt, der Junge wird a nit weit auf die Seitn falln. (Weinend) Und drum hab ih Euern Poldl so viel gern und drum kränkt s mih so, dass den Poldl a Andre kriagn soll — und — nit ih. (Weint.)

Poldlbauer (herzlich): Also, Seferl! (Freudig) Für mih hast den Wein kauft?

Seferl (verdrießlich): Für wen denn sunst? Ih mag dös Gschlader eh nit. (Verdeckt mit dem Fürtuch das Gesicht.)

Nandl (die ein Krügel genommen hat, herzlich): Mei lieber Mann! Gott soll dih noh lang und gsund erhaltn! (Stoßt an.)

Jungpoldl: Vater! Habt a Einsehn! Schaut! — So wia unsere

Ahndl-Leut glückli neben uns lebn — so möcht ih habn, dass a unsre Kinder Enk auf n Händn umtragn.

Redl (kommt mit einem Krügel): Schwiegersohn! Sei guat! Gib nach! Sag Ja! (Stoßt an) Gsundheit! Sollst lebn! Sollst mih aufstechn! Sollst noh länger lebn! Sollst noh älter werdn als wia ih! (Stoßt zitternd an.)

Liesl (kommt zitternd vor): Mit mir a anstößn! Ih bitt! (Stoßt mit ihrem Krügel an.)

Poldlbauer: Mei liabe Liesl-Muatter, Gesundheit! (Stoßt an. Innig bewegt) Ih dank Euch, Leut! (Zu Nandl) Ih dank dir, liabs Weib. Mir is recht wohl um s Herz! — (Für sich) Wer oan so a frohe Stund bereitn kann, (auf seine Brust klopfend) der hat was da drein. Alsdann, Seferl! Mir hast den Wein bracht? No — ih will dir ihn nit lang schuldig bleibn! (Ruft) Poldl! Am Sunntog gehst mit ihr zum Pfarrer.

Jungpoldl (und) Seferl (rufen selig): Vater!

Nandl: Mei liaba, guata Poldl!

Poldlbauer (lächelnd): Was du willst, das muass halt gschehn.

Nandl (freundlich): Aber nur im Guatn.

Liesl: Der Poldlvater is a Engl!

Hiasl: (der bis dahin, ohne sich um die Vorgänge zu kümmern, unausgesetzt gegessen hat, ergreift ein Krügel und ruft): Gesundheit, Vater! (Trinkt, bis der Vorhang gefallen ist.)

Alle (rufen): Vivat!

(Vorhang fällt rasch.)

Karl der Große.

Ein Wunderliches aus dem Dorfe von P. K. Rosegger.

Karl Oberbergbreitebner war so groß, dass der Witz seiner Dorfgenossen zwei aus ihm machen wollte, einen Langen und einen Dicken. Wäre noch auf einen Dritten etwas übrig geblieben, so hätte ich für einen Klugen gestimmt. Karls Gehirn war entweder so klein, wie bei einem Huhn, oder so groß, wie bei einem Büffel. Doch hatte er sein Lebtag nie etwas Dummes gesagt, denn er sprach nicht viel, hatte kaum etwas Albernes gedacht, denn er dachte nicht, er handelte bloß. Er hätte aber auch das tollste Zeug schwatzen können, seine Körperstärke war so groß, dass er kaum viel Widerspruch erfahren haben dürfte. Zwei derbe Arme sind eine doppelte Beweisführung.

Karl war der Sohn des Dorfschneidermeisters, hatte das ehrsame Handwerk des Vaters gelernt und gieng mit diesem, einem kümmerlich kleinen und hageren Männlein, auf der Stör um, von Hof zu Hof. Seit sein Karl groß geworden war, konnte das Meisterlein die entlegensten Höfe auch zur Winterszeit bei Schnee und Sturm besuchen. „Pack mich, Karl!“ sagte er, und Karl nahm ihn auf den Rücken oder unter die Achsel und trug ihn gemächlich bergauf und thalab; doch musste der kleine Alte dem großen Jungen fortwährend den Weg zeigen und ihn auf denselben dahinleiten. Karl konnte nicht Kleider anmessen, nicht zuschneiden, überhaupt selbstständig nichts fertig machen. „Das nähe!“ sagte sein Vater, und er nähte es, aber auch um keinen Stich mehr und keinen weniger. „Das biegle!“ sagte sein Vater, und wenn er ihm eine lebendige Katze hingehalten, so hätte er sie gebiegelt. Wozu das Nähen

und wozu das Biegeln? Ich glaube nicht, dass Karl jemals auch nur im Gedanken darnach gefragt hatte. Warum auch?

Aber die Leute schätzten seinen Wert. Wenn irgendwo ein großer Holzblock zu schleifen, ein schwerer Stein zu wälzen oder eine Kohlentracht zu schleppen oder eine andere Last zu bewältigen war, so schickte man nach dem Schneider. Eines Tages hatte unten in der Engschlucht des Richterbauers Kuh gekalbt. Karl Oberbergbreitebner ward ersucht, dass er hinabgehe und das Kalb den steilen Hang heraufrage. Er nahm einen großen Kohlenkorb, stieg in die Schlucht, und brachte das Kalb und die Kuh. Sie wollten nicht auseinander, meinte er, und so habe er sie gleich beide genommen.

Da kam eines Tages eine Stadtherrschaft ins Dorf gefahren, mit der Absicht, den Hochstandel zu besteigen. Nun war aber der Hochstandel ein stattlicher Berg und die Dame der Herrschaft eine stattliche Frau, ein Gleich und Gleich, das sich nicht gerne gesellt. Ein alter, magerer Herr und die zwei munteren Töchterlein waren muthig, die stattliche Frau jedoch ließ Umfrage halten nach einem Wagen, um auf den Hochstandel zu fahren. Wägen leide der Berg nicht, wurde ihr gesagt, Maulthiere, Esel, oder dergleichen zum Reiten seien auch nicht vorhanden, hingegen lebe im Orte ein Schneider, welcher die Stelle genannter Vierfüßler recht gern übernehme und die Frau auf den schönen Berg tragen wolle. — Ein Schneider! Die vierfältige Herrschaft rümpfte die Nase, ließ aber doch den Mann holen. Dieser erschien mit seinem riesigen Kohlenkorbe, dessen Boden er mit Reisig bedeckt hatte, so dass ein gar einladendes Nest ward. Als ihm dargethan ward, um was es sich handle, nahm er zuerst den großen Pack mit Esswaren, legte ihn hinein, dann nahm er ohne Umstände die Dame und hob sie in den Korb; nahm hierauf eines der Fräulein und hob sie in den Korb, nahm hernach das andere Fräulein und hob sie in den Korb. „So", murmelte er, „jetzt thut sich's, jetzt brauch' ich nur noch etwas zum Festkeilen." Nahm auch den alten Herrn her und steckte ihn zu seiner werten Familie in den Korb. Dann packte er sich die ganze Bergpartie auf den Rücken und stieg langsam an.

Die beiden Stadtfräulein gehörten zur Gattung der Backfische, sie fürchteten sich daher gleich anfangs vor dem Riesen und hatten Angst davor, dass er sie unterwegs ermorden würde. Das Ungethüm zeigte sich jedoch überraschend harmlos, es gieng mit dem Rückkorbe sachte den sonnigen Hang hinan und pflückte Erdbeeren. Ohne mündliche Artigkeiten warf er zwei Erdbeersträußchen hinter sich in den Korb. Die Fräulein verstanden das so, als sollte es für sie eine kleine Aufmerksamkeit sein, sie naschten daher die Beeren von dem Strauß und überlegten jedes für sich, ob man sich in diesen gewaltigen und doch so netten Mann nicht verlieben könne? Mittlerweile wimmerte die Frau Mama in ihrer Einpfropfung und der Herr Papa hielt eine Vorlesung über die Naturkraft.

Nach drei Stunden waren sie dort, wo es nach allen Seiten abwärts geht, und wo man stehen muss, wenn man nachträglich will sagen können, wir standen zweitausend Meter hoch über dem Meere. — Karl Oberbergbreitebner gieng immer vorwärts, als ob er ohne Säumen in die freien Lüfte weiter steigen oder auf der anderen Bergseite wieder hinabgehen wollte. Die Bergpartie im Korbe musste ihm ein vierfach donnerndes Halt! zurufen, bis er stehen blieb. Also stellte er den Korb auf das Gestein, die Insassen stiegen mit vieler Umständlichkeit aus und rieben sich die Beine. Während Karl zurückblieb beim Korb, suchte die Herrschaft den schönsten Aussichtspunkt und das würdige Oberhaupt erklärte

die Fernsicht. Sie wäre furchtbar hübsch, erklärte Frau Mama, während die Fräulein auf Steinblöcken saßen und in ihre Tagebücher kritzelten, wie das reizend gewesen wäre auf dem Hochstandel, ein junger schöner Mann habe sie alle zusammen hinaufgetragen, oben hätten sie dann die Aussicht angesehen und einen guten, reichlichen Imbiss eingenommen.

Auch Frau Mama erinnerte sich daran, dass es Zeit wäre zum Imbiss, und sie riefen dem Karl, der hinter einer Felswand gelegen war, dass er mit dem Korbe herüberkommen solle. Karl kam mit den Korbe herüber, aber es war nichts drinnen, als Reisig.

„Wo ist der Pack mit den Speisen?“ fragte die Dame.

Karl schaute sie mit einigem Befremden an und antwortete: „Der Pack? Der ist nicht mehr.“

„Um Gotteswillen, er war ja im Korbe!“

„Ich habe ihn herausgethan“, sagte Karl.

„So hole ihn!“

„Er ist halt nicht mehr.“

„Was ist mit ihm geschehen?“

„Weiter nichts“, antwortete Karl, „aufgegessen habe ich ihn schon.“

„Ungeheuer!“ Ein vierfacher Schreckensruf war's, gräßlich genug, dass Karl der Große vor Grauen umfallen konnte; aber er stand. Ganz ruhig und schlicht stand er da und blickte so treuherzig drein, als ob nichts geschehen wäre.

Die Fräulein fielen den Eltern um den Hals und riefen: „Vater! Mutter! Wir müssen Hungers sterben auf diesem Berge!“

Nun war Karl schier verzagt und meinte, er habe nicht gewusst, dass das Essen für die anderen wäre. Sie sollten aber nur rasch wieder in den Korb steigen, dass er sie hinabbringen könne, bevor sie ganz verhungerten.

Na, das war doch klug! Und also ist es auch geschehen. Da die Herrschaft glücklich in das Dorfwirtshaus zurückgekommen war und der Papa den Karl nach dem Trägerlohn fragte, bedeutete der Große, es sei nichts, es zahle sich nicht aus.

Es waren sehr vornehme Leute aus der Stadt, und so gering waren sie in ihrem Leben nicht geschätzt worden, als von diesem Schneider. —

Wenn Karl sechs Tage lang bei der Nadel gesessen war, wusste er am Samstag nicht mehr, wohin mit seiner Kraft. Da fiel es ihm ein, dass es eine ganz gute Erholung sein müsse, wenn er am Sonntag Steine auf den hohen Standel tragen würde. Die Steine waren vom Berge ja herabgekollert, weshalb sollten sie nicht wieder hinaufgetragen werden? Als er jedoch mit seiner Ladung zu den Almen hinaufgekommen war, brach der Kohlenkorb, und die Steine kollerten wieder thalwärts. Als sie in hohen Sätzen dahinsausten und bei ihrem Auffallen tief in den Boden schlugen, dass hier Sand emporsprang, dort Funken aufstoben, erscholl ein heller Schrei. Karl blickte hin und sah eine kleine Sennerin, die Gras schnitt. Das Dirnlein war so niedlich und zart, dass die Arbeit nur mit Mühe und Anstrengung von statten gieng. Nun geschah es, dass Karl zu ihm hintrat, aber nicht um die Kleine in den Sack zu stecken, sondern um unter Stottern und Mühen zu fragen, ob sie sein Schatz sein wolle?

Das Dirnlein antwortete natürlich, dass er ihr für Einen zu viel sei, und dass sie Zwei nicht brauche.

Als sie hernach in die Sennhütte gieng, schlich ihr der Große trotzdem nach. Aber als er zur Thür kam, da plagte es. Diese war nicht allein viel zu niedrig, sondern auch viel zu schmal; er wand sich zwar hinein, aber die Thürpfosten ächzten. Drinnen stand er mit tiefgebeugtem Haupte vor der Kleinen, denn aufrecht stehend hätte sein Kopf durch die morschen Bodenbretter ein Loch gebohrt hinauf in den Dachraum, wo das Heu war. Also in

demüthiger Haltung fragte er sie noch einmal, und sie antwortete ihm spottweise, ein Schneider sei ihr zu windig.

Karl setzte sich ruhig auf einen Schemel, da knickte dieser ein, mit zwei Füßen zugleich, und Karl der Große lag mit gekrümmten Beinen ungefüg auf der Erde. Die Sennerin war ein gescheites Dirnlein und dachte: Die schwersten Baumstämme können ihm nichts anhaben und ein armseliges Fußschemlein bringt ihn zum Falle. So steht es mit diesen starken Männern. — Sie foppte ihn weiter, da meinte er lächelnd, er würde ihr noch einmal etwas Schlimmes anthun, wenn sie so arg gegen ihn wäre.

„Hascherlein, was kannst denn du mir anthun?“ fragte die Kleine den Großen.

„Ich?“ sagte er, „dieweilen du einmal auf der Wiese bist, trag' ich dir deine Hütten davon. Christel, was thust denn nachher, he?!“

„Ja“, rief sie, „nachher lauf' ich dir mit einer Brennessel nach, bis du die Hütten fallen lasst!“

Karl schwieg. Vor Brennesseln hatte er immer Grauen empfunden und er beschloss, das Dirnlein nicht mehr zu reizen.

„Nein, ich thu' dir nichts“, sagte er gutmüthig, „mich kränkt es recht, dass du mich nicht magst, aber thun thu' ich dir deswegen doch nichts.“

„Da bist du wohl brav“, antwortete sie, „und hat auch der Elefant zur Mücke gesagt, die lustig in den Lüften summt: «Mücklein, fürcht' dich nit, ich thu' dir nichts.» — Bist wohl brav, Karl!“

„Sie hat gesagt, ich bin brav. So mag sie mich ja.“ — Mit diesem tröstlichen und wirklich logischen Gedankenanflug stieg er vom Berge herab.

Als das Gerede umgieng, der Schneider Karl wolle heiraten, rief sein Vater, das Meisterlein: „Wie kann denn der heiraten! Kann ja kein Weib ernähren.“

„Wer eins ertragen kann, wird auch eins ernähren können“, antwortete der Pfarrer, welchem Heiraten, Kindstaufen und Todesfälle stets willkommen sein durften.

„Er kann nichts als tragen, ziehen und schieben“, gestand der Vater.

Hierauf ein Bauer: „Das ist ja genug. Kann mein Ochse auch nit mehr und baut mir doch den Acker an. Halt geleitet muss er werden.“

Wie? Der Karl Oberbergbreitebner will sich beweiben? Da wollen wir den baumstarken Kerl doch besser nutzen. Soldat werden! sagt die Militärbehörde, Vaterland vertheidigen! sagt sie. In das Feld marschieren! sagt sie. Der Recke hebt an zu zagen. Im Felde thun sie ja schießen und stechen! Ist es nicht so? Thun sie im Felde nicht schießen und stechen? Und wir sind ja in einer viel größeren Gefahr, als jeder andere, weil wir hoch und breit gewachsen sehr leicht zu treffen sind. — Und da sage man noch einmal, dass Karl nicht tiefsinnig denken könne!

Drei Wochen war er bei den Soldaten, als endlich der Hauptmann laut ward: „Mit diesem Lümmel ist ja nichts anzufangen! Er hat in keiner Montur Platz und beim Exercieren! Gott, beim Exercieren ist er viel zu stabil. Wo er steht, da steht er, und es bedarf vieler Kraft und Strategie, um ihn in Bewegung zu setzen. Marschiert er, so marschiert er und findet nicht leicht einen hinreichenden Grund, um nach rechts oder links kehrt zu machen, oder gar stehen zu bleiben. Wenn sich der alte Herkules einmal pensionieren lässt, so mag der Karl Oberbergbreitebner angestellt werden zum Weltkugeltragen — bei den Soldaten können wir ihn nicht brauchen.“

Nun kam Karl wieder heim und klagte es seiner kleinen Sennerin: „Sie sagen, sie könnten mich nicht brauchen.“

„Das will ich doch sehen!“ rief die Kleine, „spute dich zum Pfarrer und sag', ich wollt' dich heiraten in vierzehn Tagen. Marsch!“

Die Leute schüttelten den Kopf, und warum sollten sie es nicht, es war ja der ihrige, und nicht der des kleinen Almdirndels, in welchem besondere Pläne webten. Wer pachtete denn das Straßenhäusel am Fuße des Sattelberges? Die kleine Christel pachtete. Wer vertröstete den Eigenthümer mit dem Pachte auf das nächste Jahr, bis man sich mit dem Vorspannfuhrwerk Geld verdient haben würde? Die kleine Christel vertröstete. Und wer hatte kein Pferd und keinen Ochsen, als er Vorspann leisten sollte über den Sattelberg? Die kleine Christel hatte nicht. Wer aber spannte der Kohlen- und der Roheisenfuhr und dem schweren Reisewagen den jungen Ehemann vor über den Sattelberg? Die kleine Christel spannte vor. Jawohl, die kleine Frau Oberbergbreitebner spannte den jungen Oberbergbreitebner vor und dieser zog im Vereine mit Pferden und Ochsen tapfer an; die Pferde und Ochsen waren höchst verwundert, einen zweibeinigen Genossen an ihrem Gespann zu sehen, und sie mussten sich sehr zusammennehmen, um von ihm nicht beschämt zu werden.

Die Löhnung, welche Klein Christel für solche Vorspann einzog, berechnete sie auf eine Pferdekraft, und sie begegnete damit keiner Opposition.

Hatte sie den Karl zuhause, so hegte und pflegte sie ihn mit allem Nothwendigen, damit er gesund und stark bliebe. Er war ihr Capital, und Karl fühlte sich sehr gehoben, nun eine seiner Natur entsprechende Thätigkeit gefunden zu haben. Christel mietete auch einen Acker, und da konnte man sehen, wie sie hinten am Pfluge dreingieng, ihn führte und das Zuggespann mit Hi und Hott leitete. Das Zuggespann war ihr Karl.

Also gieng es nun in Eintracht und gemeinnütziger Wirksamkeit voran. Da geschah etwas Unerwartetes. Zwischen dem Heimatsdorfe des Karl Oberbergbreitebner, welches Lehbach hieß, und dem Nachbarsorte Standelegg, war ein Streit ausgebrochen. Es lag nämlich zwischen diesen Orten die kleine Gemeinde Hüttel, deren Insassen „lebendige Lehbacher und todte Standelegger“ waren. Mit ihren Kirchengängen, Hochzeiten, Taufen, Geschäften u. s. w. kamen sie nämlich nach Lehbach herüber, ihre Leichen gehörten jedoch auf den Kirchhof des kleinen und nähergelegenen Standelegg. Als durch die Gemeinde-Autonomie die Dörfer zum Gebrauche ihrer Vernunft kamen, sagten die Standelegger: Wenn die Hüttler lebendigerweise nach Lehbach neigen, so brauchen wir sie auch todterweise nicht. Mit den Behörden ließ sich nichts anfangen, diese sagten, es habe zu bleiben, wie es bisher gewesen, und so sahen die beiden Ortschaften, sie müssten die Angelegenheit unter sich entscheiden. Mit Schreien und Streiten gieng es nicht, das hatten sie schon erfahren; also schlug ein kluger Kopf vor, Lehbach und Standelegg sollten durch Krieg entscheiden, wie Deutschland und Frankreich entschieden hätten, nämlich tapfer mit einander raufen, und der Stärkere sei der Sieger. Aber nicht etwa so dumm, wie es die Reiche machten, wo ganze Völker aneinanderprallten und sich gegenseitig durch Mord und Brand schreckbar zugrunde richteten, sondern vielmehr so, dass jedes der beiden Dörfer einen Mann auf den Kampfplatz schicke. Die beiden hätten miteinander ohne Waffe, nur mit ihren natürlichen Gliedern und körperlichen Fähigkeiten zu ringen, und der zuerst falle, dessen Gemeinde sei die besiegte.

Das wurde abgemacht. Also hielt die Dorfgemeinde Lehbach Umschau nach ihrem stärksten Manne, und natürlich fiel die Wahl auf Karl den Großen.

„Ja, ja“, sagte dieser, „wenn ihr wollt, ich thu's schon. Will schon raufen.“ That aber weiter nichts desgleichen, als ob die Wahl ihn freue oder aufrege, und ganz gleichmüthig

trottete er an dem bestimmten Tage auf den Kampfplatz. Siegte Karl, so gab es in der Zwischengemeinde Hüttel wie bisher, lebendige Lehbacher und todte Standelegger. Siegte der von Standelegg gesandte Streiter, so sollte Hüttel fürderhin auch bei lebendigem Leibe, mit seinen Kirchgängen, Hochzeiten, Kindstaufen und Geschäften den Standeleggern zu eigen sein. Der Standelegger Kämpfer war ein ganz gefüger, rühriger Tischlergeselle, mit dem ein Karl Oberbergbreitebner Fangball spielt. Aber bevor die hellen Haufen der Zuschauer und Zeugen sich noch recht versammelt hatten, lag der Karl schon im Sande, der Tischlergeselle saß festgeklammert auf seiner mächtigen Brust und zündete sich eine Pfeife an.

Der Karl blieb ganz ruhig liegen und horchte gelassen dem Geschrei der Menge, die ihn verlachte und den Gegner bejubelte. Erst als Klein Christel kam, ward es anders mit ihm. Todtenblass im Gesichte, ganz leise flüsternd befahl sie, dass er aufstehe. Also begann er mit Händen und Füßen Anstalten zu treffen, dass er sich erhebe, und schon nach drei Minuten war es so weit, dass die Kleine den Großen vor sich hertreiben konnte gegen das Straßenhäusel. Die lebendigen Hütteler waren für Lehbach verspielt, alle Schmach entlud sich über das arme Straßenhäusel und es schien kein Mittel mehr zu geben, die Ehre des Großen wieder herzustellen.

Da kam ein schwerer Winter. Der Schnee lag mannshoch in der Gegend und alle Wege waren geschlossen. Seitdem die lustigen Hütteler nicht mehr nach Lehbach kamen, gieng es hier recht langweilig zu und man tröstete sich nur mit dem Gedanken, dass sie bei dem großen Schnee auch nicht nach Standelegg gehen könnten; sie waren eingemauert in ihrem Dorfe Hüttel. Es nahten die Faschingstage. Zu dieser Zeit sagte eines Tages Klein Christel zu ihrem Großen: „Karl, mach dich auf und geh hinüber nach Hüttel. Geh heute hinüber und morgen wieder zurück."

Karl fragte nicht warum; er verzehrte eine weite Schüssel Heidenbrei, dann gieng er nach Hüttel. Der Schnee reichte ihm bis an die Brust, der Karl schob sich langsam voran und hinter ihm war eine tiefe breite Furche. Am nächsten Tage kam er wieder zurück, und hinter ihm her zog eine lange Reihe faschingslustiger Hütteler, Männlein und Weiblein, die bei dem frischgetretenen Pfad nach Lehbach eilten, um im Wirtshause zu tanzen, zu essen, zu trinken und beim Kaufmann Lebensmittel einzukaufen.

Nun erst merkten die Leute von Lehbach, was Karl der Große als Schneepflug bedeutete, und als solchen mieteten sie ihn von Klein Christel, so oft im Winter die Pfade verschneit waren zwischen Lehbach und Hüttel. Also gewöhnten die Hütteler sich neuerdings an Lehbach, sie waren wieder „lebendige Lehbacher und todte Standelegger".

Klein Christel konnte sich wieder freuen an ihrem Karl; ihr Ansehen und der Wohlstand ihres Hauses wuchs. Sie wäre in der Lage gewesen, eine junge Familie zu ernähren, allein diese war nicht da und kam nicht, und es ist jammerschade, dass weder die kleine, fleißige und kluge Christel, noch der große Karl fortgepflanzt werden. Die Zukunft könnte beide brauchen, und zwar zusammen vermählt; mit Klugheit allein, oder mit Kraft allein lässt sich doch nicht viel machen.

Das Wunderkind.

Ein novellistisches Sittenbild von Olga Wohlbrück.*)

Die Gesellschaft beim Commerzienrath S..... befand sich in gespannter Erwartung.

Der Hausherr hatte seinen Gästen einen ganz besonderen Genuss in Aussicht gestellt: Der kleine Jack Pröhn sollte den neuen Bechstein'schen Flügel, der bare dreitausend Mark gekostet, einweihen.

Wer kannte den kleinen Jack Pröhn nicht! Seit Monaten sprachen sämmtliche Zeitungen von diesem wunderbarsten aller Wunderkinder, das von Stadt zu Stadt zog und in allen Concerten wie Privatsoireen das größte Aufsehen erregte.

„Denken Sie sich, der Junge ist kaum sechs Jahre alt und spielt und improvisiert wie ein kleiner Hexenkünstler. Es war auch gar nicht leicht, seiner habhaft zu werden, spielt er doch eben beim Prinzen Ludwig, darum kann er auch erst in später Stunde hierherkommen. — Oh, ich bin überzeugt, mein verehrter Herr Professor, auch Sie werden ihre Freude an dem Bengel haben", wendete sich der Commerzienrath nun speziell an einen Mann in den besten Jahren, dessen kluge blaue Augen jeden durchdringend anblickten.

Der Angesprochene, eine wahre Hünengestalt, war ein gediegener Musiker in angesehener socialer Stellung. Er wirkte als Professor an der Hochschule und gab alljährlich zwei Concerte, die ihm von der localen Presse glänzende Kritiken, und von seinen vielen Schülern und Freunden mächtige Lorbeerkränze eintrugen. Als Mann von Welt, großer Bildung und scharfem Verstande war er in allen Kreisen der Residenz gerne gesehen und genoss bei einem sorgenlosen, behaglichen Leben alle Vortheile einer localen Berühmtheit. Nichts natürlicher daher, als dass er sich vollkommen befriedigt fühlte und seinen normalen Entwickelungsgang für den einzig richtigen hielt. Blendende Virtuosen erschienen ihm unkünstlerisch, und gegen Wunderkinder hatte er eine ausgesprochene Abneigung.

Diese frühesten Notenjongleure, wie er sie nannte, betrachtete er als eine krankhafte Erscheinung unseres überreizten Jahrhunderts.

„Je besser einer spielt, desto unbehaglicher wird mir zumuth", sagte der Professor; „ich höre bei jeder glänzenden Passage förmlich jede Ohrfeige heraus, die der arme Knirps bekommen, gleichwie ich im Circus bei jedem beklatschten Kunststück eines dressierten Pudels unwillkürlich an die Hiebe denken muss, die seine Ausbildung gefördert."

Der Professor hatte mit wahrem Ingrimm gesprochen, denn er war im Gegensatz zu den übrigen Gästen nicht sehr entzückt von der Aussicht, den berühmten kleinen Jack zu hören.

Eine Dame rief scherzend:

„Sie sind doch nicht etwa eifersüchtig auf unser Wunderkind?"

Der Professor blickte betroffen auf die schöne Sprecherin.

Der Commerzienrath drohte ihm

*) „Aus drei Ländern." Novellistische Sittenbilder von Olga Wohlbrück. (Stuttgart. G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 1890.) Acht ganz vorzügliche Erzählungen aus Frankreich, Rußland und Deutschland füllen das genannte Buch, welches als eine anregende und ergötzliche Lectüre auf das beste empfohlen werden kann. Die Red.

mit dem Finger, die ganze Gesellschaft lachte auf, und einige warfen die Namen David und Riese Goliath hin.

Der Professor sprang vom Stuhl auf und rief mit komischem Pathos:

„Aber ich bitte Sie zu bemerken, meine Damen, dass ich nicht gleich als Riese Goliath auf die Welt gekommen! Ja, so unglaublich es auch klingt, ich war gewiss ein ebensolch' kleiner niedlicher Junge, wie Jack Pröhn!"

Die Damen lächelten ungläubig, und eine sagte vorwurfsvoll:

„Aber Sie waren kein Wunderkind!"

„Nein, gottlob! Damals sagte ich: leider!" antwortete der Professor und fuhr dann nach einer kleinen Pause, während der er nachdenklich vor sich hingeblickt, fort:

„Sie mögen recht haben! Vielleicht liegt meiner jetzigen Antipathie gegen Wunderkinder ein Gefühl des Neides zugrunde, das ich als Kind — ich erinnere mich deutlich — thatsächlich in hohem Grade empfunden. Ich studierte mit einem solchen Wunderknaben zusammen bei demselben Professor. Ach, was habe ich bei unserem gemeinsamen Emporstreben für Zurücksetzungen und Kränkungen erlitten. Wie hasste ich darum den kleinen Steffi — wir alle kannten ihn nur unter dem Namen — der mit seinen glänzenden schwarzen Augen so stolz auf mich herabblickte. Was half mir meine Innerlichkeit, was half es, dass der Professor meinen klassischeren Stil, meine gediegenere Auffassung rühmte — der kleine, schwarze Teufel machte doch alle durch seine äußerliche Bravour, sein prickelndes, tolles Spiel verrückt. Man riss sich um ihn in allen Gesellschaften, die Damen nahmen ihn auf den Schoß, küssten ihn und fütterten ihn mit Confect. Mir klopfte man höchstens im intimen Kreise auf die Schulter und warf mir ein kühles: Sehr brav! zu. Dann, als wir zwölf Jahre alt waren, wurde mein kleiner Kamerad von einem Impresario engagiert, machte die größten Reisen und wurde überall wie ein Fürst empfangen. Ich saß währenddessen unbekannt und unbeachtet auf der Hochschule und studierte. Als ich Steffi nach drei Jahren wiedersah, begrüßte er mich mit der Huld eines Monarchen. Er hielt sich einen Kammerdiener, bekam Blumen und Brillanten wie eine Primadonna und kokettierte mit dem Publicum wie eine launische Theaterprinzessin. Ich studierte immer noch mit Vorliebe die alten Classiker auf meinem alten Pianino und erhielt mich durch Stundengeben. Er sprach fortwährend nur von seinen beispiellosen Triumphen in den verschiedensten Weltstädten, führte beständig die Namen der Fürsten und Monarchen im Munde, denen er vorgeführt worden: ich kannte nur meinen Heimatsort und niemand als die paar Kunstmäcene, die sich in ihrem Salon stundenlang von mir umsonst vorconcertieren ließen, um mich zu ‚fördern'."

„Als ich dann", fuhr der Professor fort, „meinen berühmten jungen Collegen bat, mir einiges vorzuspielen, und er dies nach einigem Zaudern endlich that, da erschrak ich und — ich gestehe es offen — freute mich auch zugleich über die Rückschritte, die er gemacht. Ich bildete mir ein, das Publicum, an gute, ernste Musik gewöhnt, müsse ihn ablehnen, ihn fühlen lassen, dass er mit fünfzehn Jahren anderes, Besseres zu bieten habe, als mit zwölf . . . Oh, ich hätte ihn umbringen mögen, als der Abend seines ersten Concertes herankam und der ganze Saal sich wie toll geberdete — als die Zuhörer in ungerechtfertigter Begeisterung sich die Hände wund klatschten und mit den Füßen stampften, — und als er, der Gefeierte, dann oben an dem schändlich profanierten Instrumente stand und mit frecher Selbstgefälligkeit und siegesbewusstem Lächeln sich verneigte und mit den Augen grüßte . . . Ich rannte

wie von Sinnen auf die Straße und weinte bittere Thränen."

Der Professor schwieg, eine Dame aber fragte nach kurzer Pause:

„Was ist aus Ihrem Freund geworden?"

Der Professor zuckte mit den Achseln.

„Ich weiß es nicht! Einige Jahre drang sein Name, wenn auch immer seltener, in die Öffentlichkeit; die Kritiken wurden immer kürzer und ungünstiger, die Concertsäle immer leerer. Man fand, wie dies meist der Fall, dass der Mann nicht gehalten, was das Kind versprochen, und kümmerte sich schließlich gar nicht mehr um ihn. Heute ist er ganz verschollen, vielleicht gar nicht mehr am Leben!"

Der Commerzienrath, der bei der Erzählung des Professors unruhig nach der Thür geblickt, sprang jetzt, als ein Diener ihm einige Worte zugeflüstert, auf und rief:

„Er ist da, meine Herrschaften, er ist da!"

Dann eilte er hinaus und ließ die Damen und Herren in athemloser Spannung zurück; sie alle hatten im selben Augenblick den Professor, dem sie bis nun mit Interesse zugehört, vergessen, und dieser selbst vergrub sich, um besser und ungestörter beobachten zu können, in eine Sofaecke.

„Ach bitte, lassen Sie mich nur ein wenig ausruhen!" bat ein feines, helles Stimmchen hinter der Portière.

Die Damen stürzten hin, theilten die schweren Vorhänge und zogen und zerrten den kleinen Wunderknaben, den der Commerzienrath triumphierend bei der Hand hielt, vollends herein.

„Nicht wahr, Sie spielen uns dasselbe vor, was Sie soeben bei Seiner Königlichen Hoheit gespielt?" fragte der Hausherr.

Der Knabe machte eine Grimasse.

„Was, die langweiligen Sachen wollen Sie hören?" fragte er enttäuscht.

„Jack, versündige dich nicht", ließ sich eine Stimme von der Portière her vernehmen.

Alle wendeten sich um. Niemand hatte bemerkt, dass ein kleines, schwarzes und sehr dünnes Männchen dem Knaben auf dem Fuße gefolgt und an der Schwelle bescheiden stehen geblieben war.

Der Commerzienrath eilte auf den Mann zu.

„Aber ich bitte, Herr Pröhn, setzen Sie sich doch, verzeihen Sie meine Unaufmerksamkeit . . ."

„Oh, das hat nichts zu sagen", erwiderte Pröhn in leisem, schüchternem Ton und ließ sich vorsichtig auf die äußerste Kante des zunächst stehenden Stuhles nieder.

„Der Vater dieses kleinen Wunders!" stellte der Commerzienrath vor, „der glückliche, beneidenswerte Vater!"

Der Professor rührte sich nicht aus seiner Ecke, aber seine Augen irrten erstaunt von dem dürren, schüchternen Männchen zu dem zierlichen, lebhaften Knaben, der mit dem Ausrufe: „Oh, wie schön!" an den Flügel herantrat.

„Ja, der Ton ist prachtvoll!" sagte der Commerzienrath stolz.

„Nein, ich meinte die Verzierungen", replicierte Jack aufrichtig, indem er auf die goldenen Arabesken deutete, die sich wirksam von der schwarzen Politur des Flügels abhoben.

Alle lachten. Die Damen riefen: „Oh wie entzückend!" und nur der Papa murmelte halb entschuldigend:

„Es ist ja doch nur ein Kind!"

Mittlerweile hatte man einige starke Notenbände auf den Clavierstuhl gelegt, und Jack schwang sich auf den erhöhten Sitz.

„Was soll ich spielen, Papa?" fragte er, indem er seine ausgearbeiteten kleinen Finger mit einem Batisttuch abwischte.

„Frage doch den Herrn Commerzienrath", rieth der Papa.

„Ach, der versteht nichts davon!" erwiderte Jack freimüthig.

Der Hausherr klopfte ihm mit der Hand gutmüthig auf die Schulter.

„Sie haben recht, kleiner Mann, in dieser Beziehung bin ich ein Ignorant.“

„Papa, was heißt das: Ignorant?“ rief Jack seinem Vater zu.

Dieser stand auf und warf einen hilfesuchenden Blick auf die Gesellschaft.

„Jack, du bist heute wieder einmal unausstehlich, was sollen die Herrschaften von dir denken? Spiele als Einleitung die Phantasie und Fuge in F-dur von Bach.“

„Schon wieder eine Fuge!“ seufzte Jack und intonierte ein leises Präludium.

Der Professor, der anfangs missmuthig aus seiner Ecke herausgelugt, horchte überrascht auf, als die ersten Klänge der Fuge an sein Ohr schlugen. Donnerwetter, das ist ja wirklich gute Musik! Und wie ernst der kleine Kerl bei der Sache war, wie gewissenhaft er jedem einzelnen Ton gerecht wurde!

Der Vater hatte sich allmählich näher zum Flügel geschlichen und nickte befriedigt. Dann und wann überflog sein leuchtender Blick die glänzende Versammlung, und höher richtete er seinen Kopf auf, den er anfänglich schüchtern gesenkt.

„Brav, das hast du heute besonders gut gemacht.“

„Ja“, meinte der Knabe, „aber es spielt sich auch gar zu schön auf dem Clavier. Wenn ich groß bin, dann werde ich auch ein Commerzienrath und kaufe mir solch' ein Instrument!“

„Also Commerzienrath wollen Sie werden, kleiner Mann?“ rief der Hausherr geschmeichelt.

„Ja“, bekräftigte Jack. „Papa will zwar, dass ich ein Mozart werde“, setzte er nach einer kleinen Pause seufzend hinzu.

Alle lachten, und der Vater rang verzweifelt die Hände.

„Du solltest lieber noch etwas spielen“, sagte er, um weiteren Naivetäten vorzubeugen.

„Ja, aber nur, was ich will.“

Der Papa nickte, und nun folgte ein tolles Durcheinander von eigenen Improvisationen, von Beethoven, Chopin und Mendelssohn, dass die Zuhörer wie in Ekstase eine Stunde lang athemlos lauschten.

Der Professor, der sich jetzt ebenfalls dem Clavier genähert, bemerkte, wie des Kindes Wangen immer röther wurden, wie seine glänzenden schwarzen Augen jäh aufleuchteten und wie er siegesstolz lächelte, wenn bei einer schwierigen Passage ein lautes Ah! der Bewunderung durch den Raum schallte.

„Ja, ja, so fangen sie alle an!“ dachte er und sah im Geiste wieder den kleinen Steffi vor sich.

Ihm that der wirklich außergewöhnlich begabte Knabe plötzlich leid, und ein heiliger Zorn erfasste ihn gegen den Vater, in dem er bloß einen gewissenlosen Impresario sah, der sein eigenes Kind zu egoistischen Zwecken ausbeutete.

Er warf einen Blick der Verachtung auf den Platz, wo eben noch das dürre Männchen gestanden, aber derselbe fiel auf eine schöne Frau, die ihn, da er nicht ihr galt, nicht zu deuten wusste. Die Augen des Professors schweiften weiter in eine Nische des Salons. Dort saß der glückliche, stolze Vater! Aber er sah in diesem Moment weder stolz noch glücklich aus; eine große Bekümmernis lag in seinen sorgenvollen Zügen, und er schüttelte mehreremale sein Haupt, als wollte ihm das Spiel seines Sohnes durchaus nicht gefallen.

Der Professor schritt auf den seltsamen Mann zu.

Dieser sprang auf, als die reckenhafte Gestalt sich ihm näherte, und stotterte etwas von Übermüdung und zu viel Musik.

„Ihr Kleiner hat eine seltene Ausdauer, ein fabelhaftes Gedächtnis und ein für sein Alter erstaunliches musikalisches Verständnis“, sagte der Pro-

feſſor, um ein Geſpräch einzuleiten, — „ſchade um ihn!“

Herr Pröhn blickte ängſtlich auf.

„Sind Sie Fachmann, mein Herr?“ fragte er unſicher.

„Ja, und als ſolcher bedaure ich, daſs das geniale Kind dem ruhigen, ernſten Studium und ſtrenger, ſachlicher Kritik entzogen wird.“

Herr Pröhn nickte lebhaft.

„Ach ja, Sie haben ganz recht!“

Der Profeſſor war auf Widerſpruch gefaſst geweſen, die Zuſtimmung des kleinen Männchens befremdete ihn und flößte ihm Intereſſe ein.

„Ich hoffe, es gelingt uns, ſo viel zu verdienen und zu erſparen, daſs mein Kind das zu früh begonnene öffentliche Wirken unterbrechen und einige Jahre ſorgenlos ſeiner gründlichen Ausbildung widmen kann. Ich meine nicht der einſeitigen muſikaliſchen, ſondern jener allgemeinen, ohne die heutzutage kein großer Künſtler denkbar. Sie glauben es nicht, mein Herr, wie ſchmerzlich mir der Gedanke iſt, daſs mein geniales Kind möglicherweiſe auf halbem Wege ſtehen bleiben könnte, wo es doch, dank ſeinen Fähigkeiten, berufen iſt, bei richtiger Leitung das Höchſte zu erreichen. Aber mir iſt nicht bange, gehen auch noch ſo viele Wunderkinder zu Grunde, ich hoffe, aus dieſem wunderbaren Kinde einſt einen wunderbaren ganzen Künſtler zu machen!“

Der Profeſſor fühlte ſich plötzlich ſeltſam bewegt. Der ſchlichte, ernſte Ton des kleinen Mannes hatte etwas Rührendes; nur die müden, dunklen Augen blickten wie ſiegesgewiß in die Zukunft — des Sohnes.

Wo hatte er doch ſchon früher dieſe Augen geſehen?

Herr Pröhn legte ſeine Hand auf den Arm des Profeſſors:

„Sehen Sie“, rief er und deutete auf die Gruppe von Herren und Damen, die ſich immer dichter um den kleinen Virtuoſen drängten und ihn nach jedem Stück umarmten, küſsten und liebkoſten — „ſehen Sie, das geht ſo Abend für Abend. Ich habe dem Kleinen die Locken abſchneiden müſſen, weil ihm die Damen ſein ganzes Haar verſchnitzelten. Heutzutage treiben ſie es noch toller, als zu meiner Zeit.“

Herr Pröhn warf einen unwilligen Blick auf die Geſellſchaft und ſeufzte tief auf.

„Sind Sie ſelbſt Muſiker?“ fragte der Profeſſor.

Ein intenſives Roth überzog die hageren Wangen.

„Ja“, ſagte Pröhn leiſe, als ſchämte er ſich der Antwort, „ja! Das heißt, jetzt ſpiele ich nicht mehr öffentlich, aber als Kind habe ich viel geſpielt, ſehr viel . . . überall, an den Höfen, vor dem Kaiſer von Rußland, vor Napoleon dem Dritten; ja die Kaiſerin Eugenie hat mich ſogar einmal auf die Stirne geküſst.“

Der dürre kleine Mann ſchien bei den Erinnerungen an die Vergangenheit förmlich zu wachſen, ſeine Geſtalt reckte ſich, ſeine Augen blitzten und ſchienen herabzuſehen auf den großen, ſtarken Profeſſor, den plötzlich die Gewiſsheit überkam, daſs er den einſtigen Virtuoſen kenne.

„Wo haben Sie ſtudiert?“ fragte er haſtig.

„Studiert? Mein Gott, ich habe leider nicht lange ſtudiert, bloß bis zu meinem zwölften Jahr, beim Pianiſten X.“

Der Profeſſor prallte zurück.

„Dann ſind Sie am Ende gar mein einſtiger Mitſchüler, dann ſind Sie Steffi, das Wunderkind Steffi . . .“

„Das w a r ich“, antwortete Pröhn leiſe und ſenkte den Kopf.

Eine peinliche Stille trat ein. Der Salon war jetzt ganz leer. Die Geſellſchaft, der Muſik überdrüſſig, hatte ſich in andere Räume zurückgezogen, wo Erfriſchungen gereicht wurden und der kleine Jack mit tauſend Kindereien alle Welt amüſierte. Kein Menſch dachte mehr an den Vater des gefeier-

ten Knaben, auch der beliebte Professor war für den Augenblick vergessen; und so standen sich denn die Männer nach einem Vierteljahrhundert zum erstenmal wieder allein gegenüber.

„Ich weiß nicht, ob Sie sich meiner noch erinnern", hub der Professor nach einer Weile an.

„Herr G . . .?"

„Ja, jetzt Professor an der Hochschule."

Wieder trat eine Pause ein.

„Wer hätte geglaubt, dass wir uns so wiedersehen würden!" rief Pröhn endlich; „Sie sind jetzt ein angesehener Mann, in großer Stellung und gesicherter Existenz; ich bin nichts mehr als ein verkommenes Genie und gelte nichts für mich selbst. Nur der Umstand, dass ich der Vater meines Sohnes, gibt meinem Dasein noch eine Scheinberechtigung. Und doch, Herr Professor, gestehen Sie es offen — als Kind da haben Sie mich gewiss ein wenig beneidet?" fragte der kleine Mann mit der großen Vergangenheit, und man sah es seiner Miene an, dass er auf ein Ja hoffte . . .

Das verlorene Ideal.

Novellette von Albert Schnitter.

In jenem Theil der Neustadt, wo noch vor wenigen Jahren grüne Wiesen und goldenes Korn den saftigen Boden bedeckten, standen jetzt, inmitten parkähnlicher, mit zierlichen Eisengittern umfriedeter Gärten, stolze Villen mit schlanken Erkerthürmchen und blumengeschmückten Balkons und die wenigen, zum Theil nur mit Stroh gedeckten, ärmlichen Häuschen, welche sich noch als Wahrzeichen einer entschwindenden Zeit an dieser Stelle erhalten hatten, machten den Eindruck, als ob sie sich gar nicht mehr behaglich fühlen könnten in dieser ungewohnten, prächtigen Umgebung und trauervoll der nahen Stunde harrten, in der auch sie dem veränderten Zeitgeiste zum Opfer fallen würden.

Und dennoch, wenn man an der alten Schmiede des Meisters Konrad vorübergieng, wo der mächtige Blasebalg mit vollen Backen unablässig in die rothen Gluthen blies, dass hell die Funken stoben, und die lederbeschürzten braunen Gesellen mit kräftigen Schlägen das glühende Eisen hämmerten, oder gar wenn Gertrud, das holde Töchterlein des Meisters, emsiglich im Hofe schaffend, ein fröhlich Liedlein sang, dann musste man unwillkürlich die Schritte mäßigen, und Manchem, der um solche Zeit den Blick vergleichend in dieses einfache Stillleben warf, mochten dabei allerlei Gedanken durch den Kopf gefahren sein.

Eben tritt das liebliche Mädchen in einfacher, aber sorgfältig gewählter Kleidung, ein braunes Strohkörbchen am Arm, durch das offene Hofthor auf die Straße, um in gewohnter Weise die nöthigen Einkäufe für den Mittagstisch zu besorgen. Der Weg zum Marktplatze führte sie durch einige der belebtesten Straßen der Stadt, und manches Auge heftete sich mit bewunderndem oder wohl auch neidischem Blick auf die züchtig dahin-

schreitende ebenmäßige Gestalt. Gertrud aber schien von all dem keine Notiz zu nehmen und setzte ihren Weg, den Blick gerade nach vorwärts gerichtet, unaufhaltsam fort. Nur einmal, als eine jugendliche Männergestalt, welche ihr eben den Weg durchquerte, einen langen, unbeschreiblich tiefen Blick aus seelenvollem Aug' auf sie warf, da lächelte ihr blaues Äuglein schier unbemerkbar für Jedermann, und das zarte Roth ihrer frischen Wangen ward um einen Schatten röther. Und der Einzige, der dies wahrnahm, fühlte im Herzen unendliche Seligkeit.

Schnellen Schrittes eilte sie ihrem nächsten Ziel, der Kirche des Ordens der Franziskaner entgegen, und als sie es erreicht hatte, trat sie durch eine kleine Seitenpforte in den geheiligten Raum und stellte sich in eine dunkle Ecke, ein kurzes Gebet zu verrichten; sie war es so gewohnt von Jugend auf. Allein ihre Gedanken waren heute nicht bei dem Bilde des Gekreuzigten und seiner jungfräulichen Mutter. Und als sie sich deshalb zu gehen wandte, erblickte sie tief im Hintergrunde des stillen Raumes jene Gestalt, welche ihr eben früher in den Weg getreten war. Dieselbe faltete in diesem Augenblick wie bittend die Hände und hob den Blick empor wie zu einer Heiligen. Und das musste doch ganz natürlich und begreiflich erscheinen, denn man befand sich ja im Gotteshaus. Dennoch lächelte Gertrud wieder kaum merklich und neigte leicht das holde Köpfchen gegen den Boden und die Gestalt im Hintergrunde empfand ein Gefühl, so wonnig und beglückend, als ob ihr heißestes Gebet erhört würde.

Als das Mädchen zu Hause angelangt war und ihr volles Körbchen der Küche abgeliefert hatte, warf sie einen prüfenden Blick in den Wandspiegel. Das Ergebnis desselben mochte wohl ein befriedigendes gewesen sein, denn als sie sich von ihm wegwandte, entströmte ihren Lippen ein fröhlich Liedlein, fröhlicher und lustiger wohl als gewöhnlich, so dass in der Schmiede ein junger Geselle unwillkürlich von der Arbeit wegblickte und neugierig nach der Richtung lugte, woher der süße Klang erscholl, wobei es sich ereignete, dass er sich mit dem schweren Hammer so unglücklich auf die linke Hand schlug, dass er sich eine böse Verletzung zuzog. Freilich war dieselbe bald behoben, allein den Schmerz musste er lange, lange mit sich herumtragen.

Derjenige aber, der die unschuldige Veranlassung zu des Gesellen Missgeschick war, unterließ es heute, seinem Zögling, einem jungen Bürschlein, das erst seit kurzer Zeit das Gymnasium besuchte, den gewohnten, vormittägigen Wiederholungsunterricht zu ertheilen, denn er fühlte, dass er nicht im Stande war, sich mit der Erklärung trockener Regeln aus der lateinischen Sprache nutzbringend zu befassen. Gottfried lenkte deshalb die Schritte heimwärts. Allein es litt ihn nicht lang in der engen, dürftigen Stube. Er musste wieder hinaus in den goldenen Sonnenschein, hinaus in die freie würzige Himmelsluft, denn in seinem Herzen thronten die beseligenden Wonnen der ersten heiligen Jugendliebe.

Planlos wandelte der glückliche Träumer durch die Straßen der Stadt und immer wiederholte er sich die Worte: „Sie hat gelächelt, sie hat mir genickt!“ als wollte er sie einprägen tief ins pochende Herz als sicheren Talisman gegen jegliches Ungemach. Und wie mit magischer Gewalt zog es ihn hinaus in die Neustadt zur bescheidenen Schmiede, an der er schon so oft vorbeigegangen war mit spähendem Blick und sehnendem Herzen. Doch sein Bemühen, das süße, blonde Köpfchen hinter den rothen Nelkentöpfen am ebenerdigen Fenster zu ersehen, blieb ohne Erfolg — es wollte sich nicht zeigen. Und als er sich nach langem, vergeblichen

Harren endlich erinnerte, dass es längst an der Zeit sei, den Mittagstisch aufzusuchen, und einen letzten Blick nach der Schmiede wandte, funkelte ihm unter dem Thore derselben ein Augenpaar so wild und drohend entgegen, dass er unwillkürlich den derben Spazierstock in der Rechten fester in die Hand nahm. Und, obwohl ihm jede Furcht fremd war, so fühlte er sich doch etwas beengt, als ob diese wetterleuchtenden Augen ein verheerendes Gewitter ankündigten.

Nachdem er einsilbig sein bescheidenes Mahl eingenommen hatte und sich wieder unter Gottes blauem Himmel befand, begann er ernstlich, seine Lage zu erwägen, denn nur gefunden war der Schatz, aber noch nicht gehoben. Anfänglich dachte er, der Geliebten zu schreiben, ihr seine sehnenden Gefühle zu offenbaren und sie zu bitten, ihm einen Weg zu weisen, auf welchem er ihre Bekanntschaft vor der Welt machen könnte, denn ihre Neigung — dachte er — besitze er ja: „Sie hat ja gelächelt, sie hat ja genickt!“ Bald aber verwarf er diesen Plan, schmiedete manchen neuen, um ihn bald wieder zu verwerfen und beschloss endlich, eine günstige Gelegenheit abzuwarten, um sich ihr zu nähern. Und siehe! da guckte sie zwischen den rothen Nelken heraus aus dem ebenerdigen Fenster und lächelte mit den Augen. Und er lüftete pochenden Herzens den Hut, und sie nickte so freundlich, dass er an sich halten musste, um nicht zu ihr hinzustürzen und ihr zu sagen, dass — — —

Da sah er in der Schmiede wieder jenes drohende, funkelnde Augenpaar wild auf sich gerichtet und sah, wie sich zwei Fäuste grimmig ballten. Und wieder nahm er seinen Stock fester in die Hand und wusste sich's nicht zu deuten.

Als Gertrud, nicht ohne wieder verheißungsvoll mit dem Kopfe zu nicken, ihren Platz am Fenster verlassen hatte, lenkte Gottfried seine Schritte nach der innern Stadt, im schwellenden Herzen das süße Jugendmärchen vom Glück. Und seine seligen Gedanken beschäftigten ihn so angelegentlich, dass er keinen Gruß seiner zahlreichen Bekannten von der Universität erwiderte und mancher ihm kopfschüttelnd und mit verwunderter Miene nachblickte.

Zu Hause angelangt, stopfte er seine lange Pfeife mit schlechtem Knaster und erfüllte bald die Stube nicht nur mit mächtigen Rauchwolken, sondern auch mit den hellen Gestalten seiner jugendlichen Phantasie: Da sah er die schöne kleine Gertrud als sein holdes treues Weibchen neben sich am Sofa sitzend und lächelnd auf schneeige Gardinen weisen und mit dem Finger drohen, sie werde ihm den nächsten Kuss verweigern, wenn er das böse Pfeifenrauchen im Zimmer nicht aufgäbe. Und dann legte er das Schmauchrohr beiseite und blickte sinnend ins Leere. Und er sah einen kleinen blonden Lockenkopf, einen bausbackigen Jungen, der sich bemühte, auf sein Knie zu klettern. Der Träumende bewegte die Hände, als ob er dem Kleinen dabei behilflich sein wollte. Dann fieng er an, den Fuß schaukelnd zu bewegen. Und an sein Ohr klang ein silberhelles Kinderlachen.

Da kam die alte Aufwärterin zur Thüre herein und brachte ihm sein Abendbrot. Es war nicht reichlich. Und dennoch! wie gerne hätte er es mit ihr getheilt! Die Kleine war wohl nicht verwöhnt? Und auch Kartoffeln können lieblich munden, wenn Liebe sie credenzt, obwohl man ihnen heutigen Tages Austern mit Champagner gemeiniglich vorzieht, selbst wenn der kleine Gott mit den Pfeilen weit, weit entfernt ist oder der Beschaffungspreis derselben mit den paar Groschen, die man verdient nicht in Einklang mit solchen Genüssen zu bringen ist. Armer Gottfried! und du missest sogar die Butter zu deinen Kartoffeln, um von deinem knappen Einkommen einige

Kreuzer beiseite legen zu können und weißt nicht wofür?

„O, seit heute weiß ich, wofür! Bald werde ich meiner Gertrud ein glattes Ringlein kaufen können, ein goldenes Reischen ohne Ende wie die Liebe. Und dazu bedarf ich des Geldes, und deshalb muss ich sparen!"

„Deiner Gertrud?" raunte ihm wieder ein böser Kobold ins Ohr, „nimm dich inacht, blöder Träumer, du lebst in einer gar lustigen Zeit!"

„Nein, nein!" wehrte dieser, „hier hat es keine Gefahr! Sie ist ein gutes, braves Mädchen — nicht so wie die anderen sein mögen — und wird mich treulich, wahr und innig lieben. Solche Augen trügen nicht!"

Mit solchen Gedanken gieng er zu Bette. Und der sanfte Bruder des Todes küsste freundlich seine Stirne.

Nächsten Morgens früh machte er sich in gewohnter Weise auf den Weg nach der Universität, um einer Vorlesung beizuwohnen. Als der Professor sein philosophisches Thema beendet hatte, suchte Gottfried die Straße auf, wo er der Geliebten zu begegnen hoffte. Er täuschte sich nicht: Das Strohkörbchen am Arm, schritt sie lieblich und züchtig wie immer den Marktplatz entgegen. Das Herz pochte ihm bei ihrem Anblick beinahe hörbar. Einen Augenblick überlegte er. Dann trat er, wie durch eine höhere Eingebung geleitet, mit dem Hut in der Hand auf sie zu: „Mein wertes Fräulein, verzeihen Sie, dass ich Ihnen auf offener Straße in den Weg trete, allein ich muss Sie sprechen."

„Ich darf Sie hier nicht anhören", erwiderte Gertrud mit kaum hörbarer Stimme, aber nicht unfreundlich und ihr schönes Auge lächelte dabei wie Morgensonnenschein. „Bedenken Sie, wenn uns jemand sähe!" Und dabei blickte sie sich scheu um. „Ich bin ein armes Mädchen und habe nichts als meinen Ruf."

„Ihr Ruf, theueres Mädchen, ist mir heilig, ebenso heilig wie Ihnen! Sagen Sie mir deshalb, ich bitte, ich flehe Sie darum an, wie ich Sie kennen lernen kann, ohne dass — —"

„Jetzt nicht! Ich werde Ihnen Mittheilung machen, sobald sich hiezu eine passende Gelegenheit ergibt. Bis dahin auf Wiedersehen!"

„Auf Wiedersehen!" Der Jüngling folgte, den Hut noch immer in der Hand, mit trunkenem Blicke der enteilenden Gestalt, welche sich bald im Gewühle der geschäftigen Menge verlor, um dann wieder bei einem Juwelenladen aufzutauchen, bei welchem sie eine Weile in Betrachtung der blendenden Schätze stehen blieb. „Auf Wiedersehen!" Er hätte aufjauchzen mögen in namenloser Seligkeit und der ganzen Welt sein Glück zurufen: „Auf Wiedersehen!"

Da weckte ihn aus diesen süßen Traumgedanken das Geräusch eines eleganten Wagens, aus der Richtung kommend, in welcher sich Gertrud eben entfernt hatte. Zwei prächtige Schimmel zogen das schöne Gefährte. Das Wappenschild auf dem Schlage desselben war stadtbekannt, denn es gehörte dem jungen, leichtlebigen Fürsten von Schwarzenegg zu. Dieser, seinen unzertrennlichen Begleiter, einen englischen Boxer von reinster Race, an der Seite, hatte sich mit dem Oberkörper weit aus dem Fond des offenen Landauers herausgebeugt und blickte mit eigenthümlichem Gesichtsausdruck nach rückwärts. Er musste im Vorüberfahren wohl etwas gesehen haben, was seine Aufmerksamkeit in hohem Grade erregte.

Gottfried warf ihm einen Blick zu, der eben nicht gar freundlich oder gar ehrerbietig war, und gieng mit gemischten Gefühlen seiner gewohnten Beschäftigung entgegen.

Unterdessen war Gertrud in den Hof des väterlichen Hauses getreten. Lustig sprühten in der Werkstätte die hellen Funken wie Milliarden Leuchtkäfer durch den halbdunklen Raum. Und der Blasebalg blies mit vollen

Backen in das flackernde Feuer und die braunen Gesellen hämmerten emsig das rothe Eisen. Einen flüchtigen, beinahe übermüthigen Blick in die Schmiede werfend, erhob das Mädchen hell die Stimme und sang:

„Rußige Hände und rußig Gesicht
Taugen für einen Liebhaber nicht;
Schwärzen beim Küssen das Kleid und den Mund,
Machen den Leuten das Stelldichein kund."

Dann hüpfte sie elastischen Schrittes in das Haus.

Der Geselle mit der verbundenen Linken hatte beim Ton ihrer Stimme den Hammer ruhen gelassen und lauschte. Als er die höhnenden Worte des Kindes vernahm, krampfte sich sein Herz in übergroßem Leid zusammen. Und in demselben Augenblick war aus einem braven Burschen ein schlechter Taugenichts geworden.

— — — — — — — — — —

Dreimal hatte die Sonne ihre Bahn durchlaufen, ohne dass sich in Gottfrieds Herzensbeziehungen zu Gertrud etwas geändert hätte. Wenn sie vormittags nach dem Marktplatze gieng, so durchkreuzte er zwar jedesmal ihren Weg und lüftete den Hut und schickte einen liebeswarmen Blick in ihr duftiges Gesichtchen, welches sie dann freundlich lächelnd neigte, allein sie nochmals anzusprechen, glaubte er nicht wagen zu dürfen. Heute aber vermochte er seiner Sehnsucht nicht länger zu gebieten und nahm sich vor, nochmals eine Annäherung herbeizuführen. Doch seine Hoffnung ward getäuscht, sein suchendes Auge konnte sie nicht entdecken.

Traurig und missgestimmt gieng er nach längerem, erfolglosen Harren zu seinem Zögling und übersetzte mit ihm lateinische Übungssätze ins Deutsche. Und als er nach bescheidener Mittagstafel theilnahmslos noch einigen Vorträgen an der Universität beigewohnt hatte, machte er sich auf den Weg, um Gertrud vielleicht an ihrem Fenster zu ersehen.

Noch hatte er die Schmiede nicht erreicht, als er den Gegenstand seiner innersten Gedanken erblickte: das Mädchen bog eben mit eilenden Schritten in eine Seitengasse. Die seinigen beflügelnd, war er bald an ihrer Seite. „Verzeihung", redete er sie an, „dass ich den Muth finde, Sie wieder anzusprechen, allein Ihr heutiges Fernbleiben von gewohnter Stelle hat mich beunruhigt. Waren Sie unwohl?"

„Ach nein," antwortete sie mit unverkennbar verlegenem Gesichtsausdruck, „aber ich hatte anderwärts zu thun." Dabei übergossen sich ihre Wangen wie mit Purpur. Und mit erzwungenem, schelmischem Lächeln setzte sie hinzu: „Haben Sie mich denn vermisst?"

„Wie können Sie fragen, Gertrud? Sagt es Ihnen nicht jeder meiner Blicke, dass Sie das Licht meines Lebens, der Traum meiner Nächte, das Glück meiner Zukunft sind? O Gertrud, wenden Sie nicht den Blick von mir, sagen Sie mir, was ich hoffen darf!"

Gertrud, welche ihn unruhig und verlegen, nur mit halbem Ohr zugehört hatte, wandte den Blick scheu nach rückwärts. „Sie fragen zu viel nach so flüchtiger Bekanntschaft", antwortete sie ausweichend. „Doch ich darf Sie nicht länger anhören, ich könnte — —"

O schicken Sie mich nicht wieder fort, ohne — —"

Gertrud unterbrach ihn beinahe hastig: „Ich will Ihnen erlauben, mir zu schreiben. Wählen Sie meinen Taufnamen als Chiffre und lassen Sie den Brief postlagern. Und nun Adieu!" Und in ebensolcher Eile, wie sie diese Worte gesprochen hatte, verließ sie den erstaunt Zurückbleibenden. „Chiffre — postlagern", murmelte er umkehrend. „Das sind ja ganz erstaunliche Kenntnisse, die ich von ihr kaum vorausgesetzt hätte!" Aber schließlich beruhigte er sich, „weiß davon heutzutage jedes

Kind. Man muſs nicht immer gleich das Schlimmſte — —"

Da sausten ihm die prächtigen Schimmel der wohlbekannten fürſtlichen Karoſſe entgegen. Im erſten Augenblick ſchenkte er ihr keine Beachtung. Dann aber erinnerte er ſich, wie nach ſeiner erſten Unterredung mit Gertrud der Fürſt ſo auffällig nach der Richtung geblickt hatte, in welcher ſie ſich bewegte. „Und ihre jetzige Unruhe, ihr Erröthen, ihre haſtige Eile!" Der hämiſche Geiſt miſstrauiſcher Eiferſucht kletterte ſich an ſeine Bruſt und flüſterte ins Ohr, der Fürſt ſei wohl gar im Begriff, dem Mädchen nachzufahren — am Ende gar zu einem verabredeten Stelldichein. Das Schreckensbild bemächtigte ſich ſeiner derart, daſs er erbleichte. Im Augenblicke wuſste er nicht, was thun? Dann wollte er nochmals umkehren, um dem Wagen zu folgen, und Gewiſsheit zu erlangen. Plötzlich aber blieb er ſtehen und griff ſich nach der Stirne. „Wie konnte ich auf ſo abſcheuliche Gedanken kommen?" dachte er. „Es iſt gewiſs nur ein ganz zufälliges Zuſammentreffen von Umſtänden. Und doch — — Aber nein — Sie iſt erhaben über ſolchen Verdacht! Pfui, Gottfried, das war nicht edel gedacht". Und unzufrieden mit ſich ſelber, ſchlug er den Weg ein, den er gekommen.

Noch hatte er keine weite Strecke zurückgelegt, als ihm jene Geſtalt begegnete, deren unheimlich drohender Blick ihn ſchon zweimal getroffen hatte, als er an Gertruds Fenſter vorübergieng. Auch jetzt heftete ſich derſelbe auf ihn, doch ſchien es, als ob heute der Ausdruck desſelben nur giftigen Hohn zeigte. Und um die verwahrloſte Geſtalt verbreitete ſich ein ekeliger Fuſelgeruch, ſo daſs Gottfried ſeine Schritte verdoppelte, um der widerlichen Atmoſphäre zu entweichen. Sonſt machte er ſich keine weiteren Gedanken. Da wurde ſeine Aufmerkſamkeit neuerdings in Anſpruch genommen: In einem kleinen Vorgärtchen einer Villa hatte ein weißes Kätzlein eine Maus gefangen und begann mit ihr jenes arge Spiel, das man nur mit Mitleid für den armen Graurock verfolgen kann: Nachdem die Katze ihre Gefangene mit den Pfoten tüchtig zerzaust hatte, gab ſie ihr die Freiheit, welche das geängſtigte Thierchen in trippelnder Haſt benützte, um der gefährlichen Nähe zu entfliehen. Aber ſchnell krümmte die Feindin den Buckel und machte die Maus mit ſicherem Sprunge wieder zu ihrer Gefangenen. Und wieder zerzauste ſie das arme Thier mit den Pfoten, ſchenkte ihm wieder die Freiheit, um es neuerdings in ihre Gewalt zu nehmen. Gottfried hob einen Stein vom Boden auf und ſchleuderte ihn gegen die Katze, welche die Flucht ergriff. Aber das Mäuschen hatte nicht mehr die Kraft, den Augenblick zu benützen und mochte wohl elend zugrunde gegangen ſein.

Als der Jüngling nachdenklich ſein beſcheidenes Heim erreicht hatte, ſandte die Sonne ihre letzten goldenen Grüße den Erdbewohnern zu. Purpurn erglänzte der Himmel, und heiliger Friede ſchien ſich über die Stadt zu ſenken. Gottfried blieb lange ſinnend am offenen Fenſter ſtehen. Dann nahm er Tinte und Feder, um ſeiner Gertrud zu ſchreiben. Mit flammenden Worten erzählte er ihr von ſeiner Liebe, erzählte, daſs ſie zu beſitzen ſein einziges Glück, ſein einziges Wünſchen und Streben ſei, daſs er in nicht allzulanger Zeit in der Lage ſein werde, ein ſüßes Weibchen zu ernähren und dann hoffe — — —

Da ſcholl von der Straße herauf ein wüſter Lärm: In raſſelnder Eile rollten, von raſchen Pferden gezogen, mehrere Feuerſpritzen über das harte Granitpflaſter. Dazwiſchen erſcholl der grauſe Schreckensruf: „Feuer, Feuer!" Unheimlich flackerten die Pechfackeln im Dunkel der Nacht. Dazu das eintönige Blaſen des Feuerſignales und

das dumpfe Anschlagen der Feuerglocke! Überall öffneten sich die Fenster, und die Antwort auf die hundertfältige Frage: „Wo brennt es?“ drang bis an Gottfrieds Ohr: „In der Neustadt!“

Ein entsetzlicher Gedanke durchzuckte sein Gehirn. In tödtlicher Angst riss er den Hut vom Nagel und eilte in stürmischer Hast der geliebten Schmiede entgegen. Purpurroth wölbte sich der Himmel über ihm. Als er der Neustadt näher kam, erblickte er eine dunkle Rauchsäule über den Giebeln der Häuser und hoch emporschlagende Flammen. Bald war seine qualvolle Ahnung zur schrecklichen Gewissheit: die Schmiede war das Opfer des entfesselten, zügellosen Elementes! Mühsam bahnte er sich durch die gaffende Zuschauermenge einen Weg, um zu schauen, zu retten. Die Feuerwehr hatte anfänglich das Gebäude zu retten versucht, bald aber ihre nutzlosen Bemühungen eingesehen und sich darauf beschränkt, die umliegenden Gebäude vor den gefräßigen Feuerzungen zu beschützen. Was Gottfried vor sich sah, war nur mehr ein rauchender Trümmerhaufen. Er drängt sich näher, bis ihm ein weiteres Vorgehen gewehrt wird. In fiebernder Eile erkundigt er sich nach den Bewohnern des vernichteten Gebäudes. Man weist ihn stumm auf eine Anzahl verstümmelter halbverkohlter Leichen. In wilder Verzweiflung wollte er sich auf dieselben stürzen, um zu suchen, was er nicht zu denken wagte. Doch man drängte ihn zurück. Halb ohnmächtig wurde er aus der entsetzlichen Nähe gebracht.

Als er sich abseits von dem großen Menschenknäuel sah, bemerkte er eine verkommene Gestalt, die sich ihm mit scheuem Blick nach seit- und rückwärts näherte. Er wollte ihr ausweichen, allein bald war sie an seiner Seite. Ein widerlicher Schnapsgeruch erfüllte ihre Umgebung. Gottfried erkannte in ihr schaudernd jenen unheimlichen Gesellen, der ihn schon mehrmals mit drohendem Blick verfolgt hatte. „Brauchst nicht zu erschrecken“, sagte er mit unterdrückter heiterer Stimme. „Dir thue ich nichts mehr, denn du bist auch verhöhnt und betrogen wie ich. Aber sagen musst' ich dir das. Sagen will ich dir auch, dass sich der Himmel verrechnet hat. Die Herzallerliebste lebt, aber die anderen sind todt. Sie ruht noch in den Armen ihres Liebhabers und weiß noch gar nicht, dass ihr Vater — —“

„Schurke, du lügst!“

„Nur nicht so laut“, flüsterte der Geselle. „Habe Ursache zu wünschen, dass man mich nicht bemerkt. Hahaha! Aber was ich dir gesagt habe, betrogener Betrüger, kannst du mir glauben. Ich hatte auch gemeint, sie sei schon zurück, als sich der rothe Hahn auf die Schmiede setzte. Habe mich verrechnet. Aber das andere ist sicher — hahaha! Ein Fürst ist freilich mehr werth als ein Student oder gar als ein Schmiedgeselle mit rußigen Händen und rußigem Gesicht.“

Gottfried war wieder allein. Er wollte den Brandleger verfolgen und ergreifen lassen, allein seine Kraft war zu Ende. Wankend, mit schwindenden Sinnen erreichte er seine Behausung. Ein heftiges Fieber warf ihn aufs Lager.

— — — — — — — — — — — —

Monate waren vergangen. Da schritt eines Tages eine bleiche, abgehärmte, aber noch jugendliche Gestalt in die Richtung gegen die Neustadt. Bei einem schmucken, inmitten einer unvollendeten Parkanlage gelegenen villenartigen kleinen Neubau, von welchem die Gerüste noch nicht entfernt waren, blieb er wie gebannt stehen und blickte lange sinnend nach dem hübschen Gebäude mit seinen schlanken Erkerthürmchen und prächtigen Balkons. Niemand hatte ihm gesagt, wer der Erbauer dieses reizenden Hotels sei, niemand, wer es bewohnen werde. Aber er wusste, dass es ein Geschenk des Fürsten Schwarzenegg für sein

schönes Schätzchen sei. Er legte die Hand auf den zuckenden Herzmuskel. Und mit einem schweren, tiefen Seufzer und einem Gefühl im Innern, als stünde er auf einem Friedhof, wo all sein Glück, sein Hoffen und sein Träumen, seine ganze goldene Jugend mit all ihren Idealen, ihrem Glauben an die Menschheit begraben lag, trat er den einsamen Heimweg an.

Gottfried! Zum Glücke gibt es noch Andere, Bessere. Nur tapfer aufrecht!

Liebeslieder

von Robert Hamerling.

Verschmähtes Mittel.

(1858.)

Ich weiß es wohl, wenn ich entfernt dir bliebe,
Auf lange Tage, ganze lange Wochen,
Dein Herzchen würde lauter für mich pochen,
Und durch Entbehrung wüchse deine Liebe.

Doch ach, wie zähmt' ich selbst indes die Triebe,
Die glühend mir in tiefer Seele kochen,
Der ich, an deine traute Thür zu pochen,
Nicht gern um eine Stunde nur verschiebe!

Durch meine Qual dein Sehnen anzuregen,
Weit unbequemer ist's, als traut und leise
Mein Haupt an deine zarte Brust zu legen.

Auch dünkt es mir nicht eben allzuweise,
Entsagen wollen des Besitzes wegen,
Und zu verhungern um den Preis der Speise.

Ja, dann!

(1879.)

„Geh, geh, du bist doch auch ein Mann!
's gibt keinen, den's nicht reute!
Nun hängst du freilich heiß mir an,
Doch ist verkohlt der Liebe Span,
Dann schlägst du dich ins Weite!"

Kind, meinst du wirklich, dass noch hier,
Bevor sie mich begraben,
Die böse Liebe lässt von mir?
Ach dann wär mir erst wohl bei dir —
Wollt' doppelt lieb dich haben!

Bei Gott, nach so viel Herzensdrang,
Nach so viel schlimmen Leiden,
In meiner Freiheit Überschwang —
Blieb ich dir treu mein Leben lang,
Erst recht dir treu — vor Freuden!

Neue Kunde von Robert Hamerling.

Zu jenen glücklichen Menschen, die Robert Hamerling Freunde genannt, gehört auch der Dichter Albert Möser in Dresden. Ich sage, jene glücklichen Menschen, weil es überhaupt seltenes und wahres Glück ist, einen treuen Freund zu besitzen, und weil es auf Erden keinen besseren Freund geben kann, als Robert Hamerling es gewesen.

Hamerling und Möser hatten sich nie persönlich gesehen, sie fanden und erkannten sich gegenseitig in ihren Dichterwerken, was freilich nur bei ausgesprochenen Dichterindividualitäten möglich ist, bei welchen der Verfasser als ganzer Mensch in seinen Werken steht. Schreiber dieser Zeilen weiß von der Hochachtung und Zuneigung, welche die beiden Männer sich aus der Ferne

entgegenbrachten und mehrmals hatte er Gelegenheit, persönlich Einem vom Anderen erzählen zu können.

Sie standen miteinander, besonders vom Jahre 1865—1871 in lebhaftem Briefwechsel, der aber später, wohl zumeist durch Mösers Saumseligkeit, ins Stocken gerieth. Letzterer hat nun Hamerlings an ihn geschriebene Briefe veröffentlicht und mit Erläuterungen versehen, die für die Freunde der beiden Dichter von sehr großem Interesse sind.*) Die Briefe selbst athmen, Zeile für Zeile, Hamerling'schen Geist und das unvergleichliche Dichtergemüth. Einige Auszüge aus diesen wertvollen Briefen, die allgemeinerer Natur sind, mögen es beweisen.

Bei Gelegenheit, als Hamerling seine Meinung über Möser'sche Gedichte ausspricht, thut er unter anderen. höchst anerkennenden Worten, den halb schelmischen Ausspruch: „Darauf (auf ein paar kleine metrische Fehler) lege ich, wenn das Ohr nicht zerrissen wird, kein allzu großes Gewicht, bin sogar der Meinung, dass der Dichter absichtlich einige Formfehler, unreine Reime und dergl. in seinem Werke stehen lassen oder eigens hineinsetzen müsse: Erstens, weil heutzutage kein Vorwurf ehrenrühriger und fataler ist, als der der „Formschönheit" und „Formreinheit", und dann, weil es den Recensenten eine närrische Freude macht, wenn sie dem Poeten einen unreinen Reim oder dergl. wie einen Floh vom Kleide abfangen können, wodurch sie sich ein gestrenges und gelehrtes Ansehen geben, obgleich sie eigentlich von Form so wenig verstehen und so wenig Sinn und Ohr dafür haben wie Bileams Esel."

In einem anderen Briefe sagt er über Kritiker: „Nur wenn ich Kritiken lese, werde ich stolz und fühle mich gescheiter als andere Leute. Ich spreche nicht von Übermaß in Lob oder Tadel, Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit der Beurtheilung; ich spreche von dem innerlich Widerspruchsvollen, Unlogischen, Absurden in den Kritiken, von der leichtsinnigen, gewissenlosen Ignorierung oder Verdrehung des Thatsächlichen, von der haarsträubenden Borniertheit, die namentlich dort zu Tage tritt, wo die Recensenten über den tieferen Geist und Sinn eines Dichtwerkes reden oder absprechen wollen. Ich schrieb schon als sechzehnjähriger Jüngling, als ich anfieng, die Philosophen zu lesen, in mein Tagebuch: «Es kommt mir vor, als ob alle Philosophen Recht hätten, ausgenommen da, wo sie polemisieren». Setzen Sie das, was ich hier über kritischen Blödsinn gesagt, nicht auf Rechnung einer gewissen Empfindlichkeit; ich hatte dabei durchaus nicht kritische Angriffe im Auge, über die sich streiten lässt und die an sich einen gewissen Sinn haben, sondern lediglich solche Auslassungen und Äußerungen, welche der Kritiker selbst augenblicklich zurücknehmen müsste, wenn man ihm mit Hinweisung auf das Thatsächliche die Absurdität derselben klar machte. Und solcher Auslassungen giebt es in der Tagespresse über die Maßen und zum Erstaunen viel! —

In Hinblick auf seine Krankheit und seine Klage über das Erdenelend schreibt Hamerling schon im Jahre 1865:

„Sie fragen in Ihrem letzten Briefe, ob ich leidend bin, wie Sie einmal gehört oder gelesen. O Freund, da berühren Sie eben den traurigen, wunden Fleck meiner Existenz, die Fessel meiner Schwingen, den Mehlthau meiner Blüten, vielleicht soll ich auch sagen: den tiefinnersten Anreiz meiner Klagen. Denn schließlich ist es doch nur der Kranke, der sich das Leid der ganzen Welt zu Herzen nimmt."

In einem anderen Briefe aus derselben Zeit schreibt Hamerling:

*) „Meine Beziehungen zu Robert Hamerling und dessen Briefe an mich." Von Albert Möser. (Berlin. Hans Lüstenöder. 1890.)

„Es liegt außerordentlich viel Providentielles in meinem Lebensgange, ich kann daran nicht zweifeln. Der liebe Gott hat sich immer sehr honett gegen mich benommen. Mein Leben ist ein Elend, aber es liegt soviel System darin, es klappt alles so gut, es tritt alles so meisterlich im letzten Moment ein, es hält alles zwischen dem Zuviel und Zuwenig eine so fein berechnete Mitte, es ist alles so überraschend combiniert, dass ich an der Plan- und Zweckmäßigkeit des Ganzen nicht zweifeln kann. Ich könnte Wunder davon erzählen, wie alle meine Erlebnisse und Schicksalswendungen immer aufs präciseste in dem Augenblicke eintrafen, wo sie absolut nöthig waren. Und doch hatten sie den Schein des Zufalles."

Über Grisebach, den jungen Dichter des „Neuen Tannhäuser", schreibt Hamerling:

„Gott im Himmel, der sprudelt wieder! Der Jüngling macht mir wirklich Angst mit seinem „Lebensdrang" und seiner Schwärmerei für Theaterweiber. Sie sollten ihren Einfluss geltend machen, dass er nicht gar bis auf den letzten Tropfen aus der Flasche fährt, wie entkorkter Champagner, und seine Kraft der schnöde Boden trinkt. Er schreibt mir: Er fühle, namentlich den Weibern gegenüber, einiges Verwandte mit meinem Nero, und lässt sich's nicht nehmen, dass auch ich selbst an derartiger Verwandtschaft laboriere. Sie dagegen halten mich Ihrem letzten Schreiben zufolge für einen Mann, der „resigniert" hat und dem das „Leben" nicht mehr in erster Reihe steht. Vielleicht komme ich nächstens einmal ausführlicher auf das Kapitel zurück; für heute verweise ich Sie auf meine Lieder und Gesänge, die Sie zu gut kennen, um meinen „Lebensdurst" zu unterschätzen. Resignieren *möchte* ich — aber *kann* man das? Ich glaube: Es gibt keinen Menschen, der auf Dinge, Menschen und Verhältnisse mit so viel theoretischer Superiorität, mit so scharfem Urtheil blickt und doch in praxi von der Gemüthsseite so sehr durch sie beeinflusst, bestimmt, beseligt und gemartert wird, wie ich. Größeres Liebesbedürfnis gibt es nicht, als das meinige; größere Anhänglichkeit und Treue als ich für alles empfinde, was mir einmal nahe getreten, gibt es ebenfalls nicht. Nichts auf der Welt ist leichter, als mir *unentbehrlich* zu werden."

Die Sommerwohnung beim „Fuchswirt", nächst Graz, wo Hamerling an dem „König von Sion" arbeitete, beschreibt er seinem Freunde wie folgt:

„Seit mehr als einem Monate sitze ich auf meinem Tusculum, das heißt: in meinem ländlichen Poetenstübchen beim «ersten Fuchswirt» auf der Ries. Wenn man die malerische Vorstadt St. Leonhard hinter sich gelassen hat, so beschreitet man — der Landstraße folgend — eine Anhöhe, mit ländlichen Gebäuden hie und da besetzt, deren erstes zum «ersten Fuchswirt» benannt ist. Es gibt der «Fuchswirte» nämlich noch zwei längs des Hanges und Rückens dieser von schönen Nadelwäldern durchzogenen und eingefassten Höhe, welche den Namen der «Ries» führt und ihrer vorzüglich gesunden Luft wegen als Landaufenthalt gesucht ist. Im oberen auf die Landstraße gehenden Zimmer, d. h. linker Hand (denn rechts ist noch eine andere Mietwohnung) finden Sie ein Gemisch von städtischem und ländlichem Geräth: ein Sopha, einen Tisch, einen Secretär, eine Bücher-Etagère, ein Bett. Über dem Tische hängt das Porträt Jans von Leyden, unterhalb desselben ein Bild Nero's. Über dem Sopha hängt eine im alleredelsten Kunstgeschmack entworfene Lithographie der vor Jahren gefeierten spanischen Tänzerin Pepita de Oliva, deren höhere Weihe von den Bocksaugen der Menge verkannt wurde. Meinem jugendlichen Sinne wurde durch sie die erste Offenbarung schönheitstrun-

kenen Daseins, wahrhaft geistverklärter Sinnlichkeit. Seit ich sie gesehen, bin ich gefeit gegen das Gemeine. Die Ode „An eine Tänzerin“ in „Sinnen und Minnen“ ist an sie gerichtet. Rechts und links davon hängen die Photographien Raphaels und seiner Fornarina. „Raphael und die Fornarina“ schwebten mir seit langer Zeit als dramatischer Stoff lebendig vor. An der Wand rechts vom Secretär hängt ein großer Plan von Münster, und auf dem Secretär selbst sind dicke und dünne Bücher aufgestapelt, alle von verwandtem Inhalt: Kerßenbroicks, Hamelmanns, Gresbecks Münsterische Wiedertäuferchroniken und dergleichen, auch mittelalterliche Literaturwerke, Culturhistorisches u. s. w. Blickt man durch das Fenster, das einzige des Gemaches, so hat man ein weites und reizvolles Panorama vor sich: Links die reizende Höhe des Ruckerlberges, rechts weithin sich erstreckende Wälder, in ihrer Mitte die ganze weitgedehnte Stadt, in der Mitte und in der des ganzen Panoramas der prächtige Schlossberg, reichumgrünt, mit mancher ragenden Zinne, weiterhin über dem Stromthal der Mur — nur durch ein Stunde Weges getrennt — ein schön bewaldeter Höhenzug, Ruinen, Kirchen und Schlösser, dahinter ferner und höher aufragend ehrwürdiges Alpengebirg. In besagtem Kämmerlein nun wird der «König von Sion» ausgebrütet.“

In demselben Briefe nahm er Gelegenheit, an Möser Folgendes zu schreiben:

„Wissen Sie, dass die «Pfaffheit» zu Münster schon in gewaltige Angst gerathen von wegen des bevorstehenden Wiedertäuferepos? Der in Münster erscheinende «Literarische Handweiser», ein von Geistlichen streng katholisch redigiertes Blatt, bringt eine weitläufige Besprechung des «Ahasver» mit warmer Anerkennung des Poetischen, aber ebenso lebhafter Indignation vom sittlichen und religiösen Standpunkte aus, welche in dem Ausspruche gipfelt: «Das muss uns mit Angst erfüllen vor der bevorstehenden Schilderung des Wiedertäuferreiches in Münster». Ich bedauere, dass ich den im übrigen unparteiischen und — wie es scheint — sehr ehrenwerten Herrn und seine Münsterischen Collegen durch objective Schilderung der Corruption ihrer Vorläufer in der alten Bischofsstadt von anno 1536 zu ärgern und zu betrüben nicht umhin kann. Ich bin durch den Stoff genöthigt, Kirche und Clerus von der corruptesten Seite darzustellen, kann mir also denken, welches Ärgernis mein Werk im geistlichen Lager geben wird. Das thut mir eigentlich leid. Denn wenn ich die Pfaffen schwarz male, so geschieht es nur aus poetischen und historischen, nicht aus tendenziösen Gründen. Die Macht der Kirche und des Clerus ist heutzutage vollständig gebrochen,*) eine geräuschvolle, erbitterte Opposition gegen dieselbe daher sinnlos. Die neuliche Jesuitenjagd in Österreich war ein Act der Intoleranz. Wenn es den Schreiern Ernst ist mit der Religionsfreiheit, so muss es auch erlaubt sein, nach der Façon der Jesuiten selig zu werden. Unschädlich machen kann sie der Staat, indem er ihnen den öffentlichen Unterricht nicht anvertraut; aber ihr Predigen, ihr religiöses Wirken geht den Staat nichts an und muss respectiert werden, so gut wie die Lehren Moleschotts und Büchners. Wir sind vom Begriffe wahrer Freiheit im modernen Staate noch weit entfernt.“

Lustig sind die Äußerungen vom 29. October 1867:

„Mit Ihrer Selbstbeurtheilung bin ich ganz einverstanden. Sie sind Lyriker und werden es bleiben, und als solcher müssen Sie dereinst dastehen in der Walhalla und im Pantheon deutscher Dichter.

Ich meine damit nicht das «Pan-

*) Man sieht, ein Dichter ist immer optimistisch, auch wenn er als Pessimist gilt. Anm.

theon deutscher Dichter» von Peter Lohmann, dessen neueste Auflage mir eben heute in die Hände fiel und worin ich eine denkwürdige biographische Notiz über mich fand, von welcher so ziemlich jedes Wort falsch ist. Ich bin, wie der Autor sagt, in Graz geboren; wann weiß er nicht; ich lebte als «Beamter» in Triest, und lebe jetzt «zur Erholung» in meiner Heimat." — «Großen Schwung», sagt er, habe ich, aber keine «Herzensinnigkeit». Aber ich denke: Schwung ist tiefe, feurige Empfindung, und diese kann freilich nicht vereinigt sein mit fröhlich-gemüthlicher Dudelei. Wenn er an meinem Gemüt zweifelt, so tausche ich dasselbe auf acht Tage mit ihm: Es soll ihm dabei so heiß werden, dass ihm kein Bier und kein Tuback mehr schmeckt."

Höchst interessant sind Hamerlings gelegentliche Äußerungen über Schiller und Heine:

„Sie fragen, ob ich Ihre Begeisterung für den Unsterblichen theile, dem sie jetzt in Gohlis ein Erinnerungsopfer bringen. Ich schwärme allerdings wie Sie und jeder Deutsche für ihn, obgleich ich ihn nicht mehr oft lese. Er ist ein hoher Genius voll Tiefe und Weite, voll Verstand und Wärme, gedankenvoll und doch überaus gestaltungskräftig. Vielleicht hat er mit Ausnahme einiger kleinerer — ich meine lyrischer — Poesien nichts absolut Klassisches, Vollendetes und Mustergiltiges geschaffen: Das thut aber nichts, er ragt als ein Riesengipfel in unserer Literatur empor.

Auch was ich von Heine halte, wollen Sie wissen? Meiner Ansicht nach ist er zwar nicht der größte Dichter, aber das größte poetische Genie der Deutschen nach Goethe und Schiller. Seine Popularität wird nicht abnehmen, wie die Philister meinen, sondern noch wachsen, da in ihm das innerste Wesen der Zeit in der pikantesten, genialsten Weise sich spiegelt. Vielleicht hängt es damit zusammen, dass dieser unseren Größten fast ebenbürtige Dichter als Mensch eine Canaille gewesen. Von seiner Gesinnungs- und Charakterlosigkeit haben die wenigsten Menschen den rechten Begriff: Man muss alle seine Werke, namentlich die prosaischen, und auch die gedruckten Briefe aufmerksam gelesen haben, um darüber urtheilen zu können."

Schließen will ich diese Auszüge aus Hamerlings Briefen an Albert Möser mit der Herzensergießung über seine treue Freundin Clotilde:

Nur einen Trost besitz' ich: Das theilnehmende Gemüth einer Frau, einer Frau von unvergleichlicher Naturfrische, Wärme, Innigkeit, Heiterkeit, Güte und Hingebung des Herzens. Aber diese Frau ist nahe den Fünfzigen. Ich bin durch nichts an sie gebunden, aber alles Glück der Erde würde mich nicht verlocken können, ihr wehe zu thun. Ihr Name ist Clotilde. Ich möchte Ihnen wohl einmal mehr von ihr erzählen. So wenige wissen von ihr, und doch möchte ich keinen Deut für die Fortdauer meines Namens bei der Nachwelt geben, wenn mit diesem Namen nicht auch der des Weibes fortlebte, ohne dessen treues Mitleben und Mitempfinden in Freude und Leid, ohne deren verständnisinnige Theilnahme an allen geistigen Interessen bei einer fast kindlich naiven Natürlichkeit, Frische und Innigkeit des Empfindens mir die Welt und mein Dasein längst zur unerträglichen Last geworden wäre . . . ."

Andere Briefe geben rührende Zeugnisse von der Opferwilligkeit Hamerlings für Möser, der ihm „als Dichter wie als Freund ins Herz gewachsen". Wahrlich, vollberechtigt ist des Herausgebers Ausruf zum Schlusse: „So oft mein Auge noch auf diesen Blättern ruhen wird, wird mir auch der Gedanke kommen, dass Hamerling nicht nur ein ausgezeichneter Dichter, sondern auch einer der edelsten und selbstlosesten Menschen war, die es je gegeben hat." R.

Über das Fasten.

Vom culturgeschichtlichen Standpunkte betrachtet von Theodor Vernaleken.

Unsere zur römisch-katholischen Kirchengemeinschaft gehörenden Leser erinnern sich bei dieser Überschrift des dritten Kirchengebotes: „Du sollst die gebotenen Fasttage halten“. Mit Recht warnt hiermit die Kirche vor „Fraß und Völlerei“ und die Vernunft fordert dasselbe.

Eine Zeit im Jahre nennt man insbesondere die Fastenzeit und dieser geht der lustige Fasching voran.

Was heißt Fasten nach unserem Sprachgebrauche? Es bedeutet: sich enthalten, nüchtern sein (Paulus I. Brief an die Brüder in Thessalien 5, 6).

Die Fastenzeit oder die Faste (lat. jejunium) in der katholischen Kirche umfasst auf Grund des vierzigtägigen Fastens Jesu (Evang. Matthäus 4, 2) die vierzig Tage vor dem Osterfest, daher der Name quadragesima (französisch carême). Das Wort Fastnacht oder — wie die Niederdeutschen sagen, Fastelabend bezeichnet insbesondere den Dienstag (vor Aschermittwoch), die letzte derb ausgenossene Fresszeit vor Beginn der Faste.

Wie das kirchliche Fasten, so sind auch die vorhergehenden Festlichkeiten zu Anfang des Jahres von Rom zu uns gekommen. Bei den Römern war der März der erste Monat, deshalb nennen wir ihren siebenten Monat jetzt noch September, während er bei uns der neunte ist. Im März feierten die alten Römer dem Liber oder Bacchus zu Ehren die sogenannten Liberalien mit Schauspielen und lustigen Scherzen. Der Weingott Bacchus entspricht dem altgriechischen Dionysos oder Bakchos, dessen Cultus den Charakter fröhlicher Heiterkeit hatte. Die anfängliche Mäßigung verschwand immer mehr und man überließ sich einem ausgelassenen Sinnentaumel und zog mit rauschendem Lärme von Flöten, Pauken und Becken umher. Deutsche Anklänge finden wir in den Fastnachtspielen (z. B. Hans Sachsens) und in den Narrenbüchern des 16. Jahrhunderts. Im übrigen steht der Deutsche den römischen Lebensanschauungen und Sitten schnurstraks gegenüber. Auch die Fastenvorschriften waren den germanischen Völkern vor Einführung des Christenthums unbekannt; ihre Opfer und Gebräuche wurden allmählich verdrängt. Die Auffassung der römischen Kirche über das Fasten steht im Zusammenhange mit israelitischen Gebräuchen und diese wieder mit denen in Syrien und Indien.

Der Buddhismus in Indien hat seit einigen Jahrzehnten bei den Gelehrten mehr Beachtung gefunden und in der That bietet er manche Vergleichungspunkte mit gewissen Richtungen des Christenthums. Mitte des sechsten Jahrhunderts vor Christus predigte der Büßermönch Buddha (d. h. der Erwachte, Erkennende) in Indien. Er vertauschte seinen Reichthum mit der Armut eines Bettelmönchs, und lebte entsagend, Erleuchtung in der Einsamkeit suchend, versunken in Betrachtungen über das Heil der Menschen und dabei war er allerlei Versuchungen ausgesetzt. Wohin er mit seinen Jüngern kam, strömte ihm das Volk zu. Seiner Lehre liegt die Anschauung zugrunde vom Leiden alles Daseins. Alles Leben ist Leiden — das war die Schwarzseherei Buddhas, also ungefähr das-

selbe, was man heutzutage Pessimismus nennt. Indien mit seinem Brahmanismus und Buddhismus ist überhaupt die Heimat jener düsteren Weltanschauung und jener unfruchtbaren beschaulichen Betrachtungen, welche sich im Laufe der Zeit über den Westen unserer Erde verbreiteten und überall einer heiteren Lebensanschauung und gesunden Moral entgegentraten.

In der Buddhistischen Religion finden wir auch den an sich gewiss löblichen Grundsatz, die Thiere zu schonen und dazu kam die Neigung zur Enthaltsamkeit. Ähnliche Grundsätze hatte die Secte der Essener (Essäer) in Palästina. Sie erstrebten die höchste Stufe der Heiligkeit durch strengste Enthaltsamkeit, bevorzugten die Ehelosigkeit und äußerste Mäßigung im Speisengenuss, enthielten sich namentlich der Fleischspeisen und nährten sich von Brot und Pflanzen, wie die modernen Vegetarianer.

Mit dem indischen Büßerwesen kam auch das Mitleid mit der Thierwelt herüber nach dem äußersten Westen Asiens und nach Ägypten. In dem Maße, als die christliche Kirche sich jener Enthaltsamkeit als eines religiösen Zuchtmittels bediente, verflüchtigte sich der ursprüngliche ideale Gehalt und es blieb nichts übrig als der kirchliche Wunsch, der für die Abendländer und für unsere heutigen Verhältnisse nicht leicht mehr durchführbar ist. Jeder, der nicht selbst weiß, was zu seinem körperlichen Wohle dient, befolgt den Rath seines Arztes, der ihm sagt: Mäßigkeit in Vergnügungen, im Essen und Trinken und eine geregelte Thätigkeit sowie eine einfache Lebensweise sind ein Hauptmittel, um gesund zu bleiben. Dieser Meinung sind auch alle, welche, wie der Verfasser, das achtzigste Lebensjahr bei solcher Fastenart erreicht haben.

Der bekannte Naturforscher Carus Sterne sagt, dass kaum ethische Gründe von genügendem Gewicht beigebracht werden können, um dem Menschen die Ernährung von thierischer Substanz zu verleiden. Wenn einzelne Religionen von ihren Bekennern eine dauernde oder zeitweise Enthaltung von einem wohlschmeckenden Gericht fordern, seien es nun Bohnen, deren Genuss die Pythagoräer für ebenso schlimm als Mord und Todschlag hielten, oder von Fischen, oder von Fleisch überhaupt, wie bei den gebotenen Fasttagen der Mohamedaner, Juden und Katholiken, so handelt es sich um ganz verschiedene Gründe, nämlich um ein freiwilliges, gewissen religiösen Anschauungen dargebrachtes Entsagungsopfer. Gewiss können wir Personen, die sich derartige Entbehrungen dauernd auflegen, weil sie glauben, dadurch eine höhere Reinheit der Gedanken und eine Befreiung von hemmenden körperlichen Begierden zu erlangen, wie es zahlreiche religiöse Gemeinschaften thun, dafür unsere Achtung schenken. Andererseits wird man zugeben müssen, dass die aus dem zeitweisen Fastengebot bei dem gewöhnlichen Menschen entspringenden Übertretungen, denselben wahrscheinlich sittlich mehr schädigen, als die freudige Aufgabe einige Wenige adelt und erhebt. Solche Acte sollten daher von vornherein in das Belieben jedes Einzelnen gestellt und ihre Unterlassung nicht als sittlicher Mangel oder gar als Sünde betrachtet werden.

Die Kirchenobern wissen gar wohl, dass das Gebot auf jede mögliche Weise *umgangen* wird von denen, die den Schein retten wollen. Dadurch wird aber die gewiss löbliche Absicht wirkungslos und man leistet den Bestrebungen Vorschub, auch weltliche Vorgesetzte zu täuschen.

Es ist auch daran zu erinnern, dass das Fasten als Kirchengebot erst später entstanden ist. Jeder Zeitraum in der Culturgeschichte der Menschheit hat seinen eigenen Charakter und ein kluger Regent und Gesetzgeber wird nicht warten, bis der Geist der Zeit

über eine Satzung zur Tagesordnung übergeht. Ein unhaltbares Gebot dem Einzelnen freistellen oder es aufheben, ist besser als eine laxe Handhabung und theilweise Erlaubungen. Die fünf Kirchengebote datieren eigentlich aus der Zeit des Tridentinischen Concils, wo deutsche Vertreter fehlten. Sie fanden Aufnahme in den verbreiteten Katechismus des Jesuiten Canisius (Mitte des 16. Jahrhunderts).

Das vierzigtägige Fasten Jesu hatte sein Vorbild im zweiten Buche Mose 34, 28, wo es heißt: „Mose war bei dem Herrn 40 Tage und Nächte und aß kein Brot und trank kein Wasser". Ebenso Elia im ersten Buch der Könige 19, 8, sowie in andern Stellen des A. Test. Trotz dieser Sitten des Judenthums namentlich der Essener und der asketischen Richtungen des Heidenthums nahm Jesus seine grundsätzliche Stellung in den Worten (bei Matth. 6, 16): „Wenn ihr fastet, sollt ihr nicht sauer sehen wie die Heuchler; denn sie entstellen ihr Angesicht, um sich den Leuten zur Schau zu stellen mit ihrem Fasten"; ferner bei Matth. 9, 14 ff.

Die Fastenvorschrift kam erst vor 300 Jahren allgemein in die Verordnungen der Kirche und blieb ohne Rücksicht auf die veränderten Anschauungen der späteren Zeit.

Die deutsche Reformation hat diese Fastenart ganz beseitigt, weil sie jener Zeit der trübseligen Überlieferungen entwachsen war und aus der biblischen Quelle schöpfte, die uns berichtet, dass Jesus den Gütern des Erdenlebens nicht feindlich gegenüber trat. Jesus kennt nur die Gefahren des Reichthums und stellt den ruhmredigen reichen Jüngling auf die härteste Probe (Matth. 19). Er fordert von den Jüngern Opfer nur um ihres Berufes willen und legt sie aus dem gleichen Grunde sich selbst auf. Er selbst fastete auch nicht in unserer Weise; denn wenn er über das launenhafte Verhalten Israels spricht (bei Matth. 11, 18), sagt er: „Johannes*) ist gekommen, aß nicht und trank nicht. Da sagen sie: Er ist vom Teufel besessen. Des Menschen Sohn ist gekommen, ißt und trinkt; so sagen sie: Siehe der Mensch ist ein Fresser und Weinsäufer, der Zöllner und der Sünder Freund!" Christus verweilt mit den Seinen sogar auf Hochzeiten. Soll gefastet werden, dann, meint er, wenigstens mit fröhlichem Antlitz und gesalbten Hauptes, damit der Verdacht des gesuchten Scheines schwinde (Matth. 16); „aber wozu überhaupt dieser alte Schlauch für den neuen Wein? Wer dessen bedarf, ist geringer als der kleinste im Himmelreich". Entsprechend der güterreichen Auffassung des Himmelreiches ist auch die Tugendforderung Jesu immer Thatforderung auf Grund der Liebe, die sich nicht erzwingen läßt und die durch Äußerlichkeiten nicht ersetzt werden kann.

*) Nämlich der Täufer, dessen Lebensweise derjenigen der Essener verwandt war.

Eine Ursache, warum die Menschen sich nicht verständigen können.

Wenn jemand starr und leidenschaftlich einen einseitigen Parteistandpunkt vertritt, so wird ihm von den Gegnern stets der Vorwurf gemacht werden, er thue es aus eigennützigen Gründen, entweder um sich Güter zu erwerben, oder eine gute Stellung, oder die Herrschaft, oder irgend einen anderen Vortheil. Das mag oft zutreffen, sehr oft! Aber doch nicht immer. Ich kann mir Leute denken, die voll Wahrhaftigkeit, Redlichkeit und Selbstlosigkeit sind und sich doch arg verrennen in eine Sackgasse, verbohren in einen Irrthum und lieber das Leben lassen möchten, als sich von ihrer Richtung zu bekehren.

Daran ist viel die Naturanlage Ursache, und auch die genossene einseitige Schulung, Erziehung, Bildung. Durch genannte Factoren kann der Menschengeist systematisch geformt und in beliebige Richtungen gebracht werden, das ist doch nicht zu leugnen. Ein junger Theologe, der nur immer die orthodoxen Lehren vernimmt, nur die in selbe einschlägigen Schriften liest, immer in gleichgesinnten und gleichstrebenden Kreisen lebt, wird sich allmählich einen Gedankengang, einen Vorstellungskreis aneignen, der wetterhart ist und nicht durch Gegenvorstellungen beeinflusst werden kann. Dasselbe erreicht eine militärische, eine aristokratische Erziehung. Ein alter, standesverknorrter Soldat, der von der Pike auf gedient hat, muss der Überzeugung leben, dass der Soldatenstand der wichtigste und gerechtfertigteste aller Stände auf der Welt ist, er kann gar nicht anders denken und die triftigsten Argumente dagegen können ihn höchstens nur in Wuth bringen.

Mancher reitet seinen Esel, bildet sich aber ein, ritterlich auf einem arabischen Streitross zu sitzen, indem er das Reitpferd eines Gegners mit verächtlicher Miene Langohr schimpft. In Parteisachen ist dieselbe Geschichte, der Reactionär hat eine andere Art zu denken, eine andere Logik, wenn man will, als der Liberale, der Antisemit eine andere, als der Philosoph, der Naturheilarzt eine andere, als der akademische Doctor der Medicin, und immer so weiter. Jeder hat sich seine besondere Art von Folgerichtigkeit, von Vorstellungen, von Überzeugungen und Wissenschaften angebildet, sich für seine Neigung und für seinen Bedarf sozusagen eine eigene, feste Burg gebaut, in die er keinen fremden Einfluss kommen lässt, die er, je nach Naturanlage und Takt, ernst, würdig und klug, oder roh und täppisch vertheidigt. Denn scheinbar begründen lässt sich alles, alles auch auf ein wissenschaftliches Postamentlein stellen und mit schönen philosophischen Aussprüchen schmücken. Und je einseitiger, engherziger ein Standpunkt ist, desto fester lässt sich das Gedankengebäude fügen zu einem gar festen Hause, in welchem alle Winkel unter einem Dache sind. Allein, die Welt ist kein Haus, die Welt ist die Welt. Sogar im Reiche Gottes sind viele Wohnungen, um wie mehr erst ist eine Mannigfaltigkeit auf dieser Erde begründet, bei den verschiedensten Völkerschaften, Charakteren, Bedürfnissen, Neigungen u. s. w.

In unserem Falle ist die Eng-

herzigkeit, die Einseitigkeit der Bildung das trennende Element. Man befasst sich immer nur mit Studien, Lectüre, Gesprächen, die dem eigenen Stand, der eigenen Partei oder Neigung huldigen; und wenn man schon gegnerische Meinungen hört, liest, so sind es zumeist solche polemischen Charakters, man thut es mit Vorurtheil, Gereiztheit, in der Absicht, zu widersprechen, zu bekämpfen, und in der Natur des menschlichen Trotzes liegt es, dass solches Sichbefassen mit der gegnerischen Anschauung den Betreffenden in seiner vorgefassten, in ihm fest und fertigen Meinung nur bestärkt, anstatt ihn etwa eines Besseren zu belehren.

Ist es so recht? Nein, so ist es nicht recht. Was soll geschehen?

Aufgabe der Erziehung, der Bildung ist es, den jungen Menschen objectiv in alle Bereiche des menschlichen Wissens, Denkens und Strebens einzuführen, ihm nach allen Richtungen hin zu zeigen, wie es steht, wie es ward und wo hinaus die Ziele gehen. Leidenschaftslos sollte der Mensch imstande sein, alle, auch seiner Person widerstrebende Richtungen zu studieren und zu beurtheilen, dann würde er hochgesinnt und gerecht sein können.

Ich höre den Einwand, ein solches System würde die Leute indifferent machen; ein gewisses geistiges Gleichgewicht, das allenfalls entstünde, würde sie gleichgiltig machen, eine Toleranz erzeugen, die an Trägheit grenzte und die Concurrenz, also den Wettstreit im Kampf ums Dasein lahmlegen müsste. Das fürchte ich nicht. Es gibt in den Individuen so viele Verschiedenartigkeit an Neigung, Auffassung, Denken, Fähigkeit und einseitige Leidenschaftlichkeit, dass eine allgemein gleichmäßige Ausbildung nicht ganz ausgleichen, die Unterschiede nicht aufheben, die verschiedenen Kräfte nicht lahm legen könnte. Jeder würde das System, die Anschauung in sich ausbilden, so mit seiner Natur, seinen Bestrebungen übereinstimmte; er würde freilich auch seinen Standpunkt vertreten, vertheidigen, gegnerische Auffassungen bekämpfen. Aber in welcher Art? Er würde über die gegnerischen Standpunkte ruhiger, objectiver urtheilen, er würde nicht glauben, mit der Darlegung seiner Lehre so leicht Proseliten machen zu können, er würde einsehen, dass jeder in seiner Art ein bisschen recht hat und auch, dass er selbst manchmal ein bisschen im Unrecht sein kann.

Unsere heutigen Parteien, die mit rasender Leidenschaft sich gegenüberstehen, entbrannt fast bis aufs Messerzücken, sie haben alle Objectivität, alle Ruhe, folglich alle Vernunft verloren. Es ist erschreckend, wie viele Gewissenlosigkeit, wie viele Dummheit und Aufgeblasenheit und wie viele Lächerlichkeit im Streite der Parteien zum Vorscheine kommt. Man glaubt es oft kaum, dass es sonst leidlich vernünftige Leute sind: sobald sie auf ihr Kampfeld kommen, sind sie blinde Zänker, Spitzbuben und Thoren. Soll ich auf den abscheulichen Kampf unserer Zeitungen hinweisen? Das Papier wird diese Schande den Nachkommen überliefern. Die Nachkommen werden es wahrscheinlich mit keiner der gegenwärtigen Parteien halten, über deren Gebaren doch entweder mitleidig lächeln oder mit Verachtung zur Tagesordnung schreiten.

Wäre es denkbar, dass man einmal zur Besinnung käme und sich sagte: Nun will ich doch einmal ganz überlegsam und wohlwollend das System meiner Gegner studieren, will sehen, wieso es kommt, dass sie so einseitig denken und handeln müssen, dass ihnen der Blick für unsere Vernunftsgründe so ganz und gar verschlossen ist! Und wunderbar wäre es, wie viel man durch ein solches überlegsames Studieren des Gegenthumes lernen würde. Da müsste man sehen, dass an den Gegnern nicht alles schmutziger Eigennutz,

berechnende Böswilligkeit ist, was einem bisher so schien, sondern dass andere, achtunggebietende Gründe es sind, welche sie bestimmen. Durch dieses Eingehen in das Bereich der Gegnerschaft würde zwar selten einer seinen angestammten, anerzogenen, angebildeten Standpunkt verlassen, aber er würde lernen, auch andere Meinungen zu achten, und damit wäre eine Brücke geschaffen zu gegenseitigem Wohlwollen, zu einer gewissen Verständigung, die für alle Theile von Vortheil sein müsste. Denn was heute in den Gemüthern der Parteien herrscht, es ist der Krieg! Und Kriege verzehren alle Kraft, die für Anderes und Besseres bestimmt ist und richten allmählich alles zugrunde. Wenn es besser werden soll, so müssen sich die Streitenden schon bequemen zum eingehenden, ruhigen Erwägen und Prüfen der gegnerischen Grundsätze und Leitmotive. Ich wiederhole es: Eine Ursache, warum die Menschen sich nicht verständigen können, ist die dumme Verbohrtheit in die eigene Subjectivität, aus welcher einerseits brutale Rechthaberei, andererseits fanatische Unduldsamkeit entspringt. — So lang ihr euere Augen verschließt gegen etwaige Vorzüge, Tugenden und Rechte der Gegnerschaft, so lange seid ihr unter allen Umständen im Unrechte, und wenn man euch deswegen böswillig, borniert nennt, so müsst ihr's auf euch sitzen lassen. R.

Jahrmarkt im bairischen Hochland.

Ein Lebensbild von Karl Stieler.*)

Es gab eine Zeit in unserem bairischen Hochland, wo die Berge zugleich die Mauern des Landes waren; in tiefer Abgeschlossenheit lebte das Volk dahin, und nur zum eigenen Bedarf nützte man damals die Herden auf der Weide und das Korn in der Scheuer. Das Wenige aber, was von auswärts kam oder nach auswärts gieng, trug das Saumross über den Bergsteig, doch allenthalben an Weg und Brücken lag harter Zoll, so dass das „Saumergewerk" oft schwere Mühsal litt.

Zwar standen so manche unserer Gebirgsdörfer an den uralten historischen Handelsstraßen, wie z. B. Partenkirchen; durch den Chiemgau führte der Weg aus dem Vorland nach den Tauern, aber die Mehrzahl der Orte lag doch in tiefer unberührter Einsamkeit. Für sie war es ein Ereignis, wenn ihnen aus kaiserlicher oder landesherrlicher Gnade das Marktrecht verliehen ward; denn auf den Jahrmärkten, die kraft dieses Privilegs gehalten wurden, kam der Bauer zuerst mit fremdem Volk und fremder Ware

*) Karl Stieler! Ein Liebling des deutschen Volkes. Wie viel hat er uns bereits geboten in seinen Dichtungen, und wie viel hat er mit sich ins Grab genommen! Aber ein Nachlass ist da, vor Kurzem erschien bei Adolf Bonz & Co. in Stuttgart ein Buch: „Natur und Lebensbilder aus den Alpen von Karl Stieler. Mit einem Vorworte von M. Haushofer." Der Begrabene macht uns noch einen Besuch, aber als Lebender, als der frohe, kecke, urfrische Älpler, als der Dichter und Volksschilderer Karl Stieler. Unseres Amtes ist nur, die Verehrer Stielers auf diese neue Erscheinung, der wir das vorstehende Lebensbild entlehnen, aufmerksam zu machen. Des weiteren wird das Buch für sich selber sprechen. Die Red.

zusammen. In der Regel wurden diese Jahrmärkte nach den Heiligen genannt, an deren Fest sie grenzten, und fast ausnahmslos fanden sie an einem Sonntag statt, wo auch der gemeine Mann freie Zeit und freie Bewegung hat. Hier mochte sich dann der uralte Brauch des katholischen Volkslebens am besten bewähren, dass Frömmigkeit und Lebenslust sich trefflich vertragen; neben der Kirche muss das richtige Wirtshaus stehen, und in den letzten Glockenton hallt der erste Juhschrei.

Seitdem hat sich freilich die Zeit wundersam gewandelt, aber dieser Satz, der ungeschrieben doch zur uralten lex Bajuvariorum gehört, gilt noch heute, und auch heute noch ist der Sonntag, wo Markt gehalten wird, ein Fest für die ganze Umgegend. Und so möchten wir denn den freundlichen Leser auf einen jener oberbairischen Märkte begleiten, wie sie etwa im Sommer in Tölz, in Miesbach oder in Gmund im Brauche sind — und wir hoffen, es soll ihm der Tag nicht zu lang werden.

Auf allen Straßen der Nachbarschaft spürt man schon einige Tage zuvor den fremden Zuzug; Kärrner mit hageren Rößlein trotten des Weges, vor allem aber ist der Stellwagen hoch geladen mit Kisten und Koffern. In seinem Inneren sitzen zusammengepfercht die dicken Krämerfrauen, schnatternd und kneifend, doch der Kutscher macht nicht viel Federlesens; denn unser Oberländer hat wenig Respect vor diesen Nomaden des Handels. Ihm gilt nur ein Dasein auf eigenem Grund und Boden als rühmlich.

„Mach, dass d' einikommst, alte Schachtel!" herrscht er die letztgekommene an und schleudert mit einem Griff sie selber in den Wagen und ihren Reisesack aufs Dach. Dann trinkt er noch eine „Extramaß", „weil der Wagen so voll ist", und im gemächlichen Trab geht's von dannen.

Sein Fuhrwerk ist längst im Staub der Straße verschwunden — da kommt noch eine andere Karawane des Weges. Es ist ein Wagen wie eine Arche Noah; aus den Fenstern schauen ungekämmte Kinder mit schwarzem Gelock; ein lediger Pony und ein geschorener Pudel trotten hinterdrein, und zu beiden Seiten gehen Männer mit langgestreckten Hälsen und strähnenartigem Haar, das noch die Spuren des Stirnreifs trägt. Ein unglaubliches Negligé umhüllt ihre Glieder, die sonst im silberfarbigem Tricot paradieren; es sind die Künstler, die zum Markte reisen, aber heute reisen sie noch — incognito.

Vor einem kleinen Wirtshause im Wege machen sie Rast. Auf der Schattenseite des Hauses wird abgekocht; die Kinder kollern im Staube; die Frauen zigeunern durchs Haus, um Milch oder Schmalz zu erbitten, und drinnen, in der Wagenwohnung, wird unterdessen geflickt, gewaschen, gesäugt und gehämmert, wie's eben die Stunde bringt.

Knurrend erhebt der Haushund Protest, und mit scheuen Augen blickt der Bauer auf dieses Treiben; sein Mitleid ist gemischt mit Widerwillen, aber dennoch lockt die Neugier alt und jung herbei aus dem Dörflein. Es kommt der Großvater mit seinen Enkeln; aus Stall und Stube schauen die Dirnlein hervor, und der Schmied drüben legt seinen Hammer nieder und rückt mit seinem Gesellen an.

So gibt's im Nu eine ganze Gesellschaft.

Da meint wohl der „Herkules", der die Truppe begleitet, dass man das Eisen schmieden müsse, solang es heiß ist, und ehe man sich's versieht, springt er in Gala aus dem Wanderwagen; die Eisenstange thut ihre verblüffende Wirkung, und im nächsten Augenblicke wird es laut verkündet: Zwanzig Mark Belohnung, wer den „bairischen Herkules" (recte Mathias Hinterhuber) zu Boden bringt.

Eine dramatische Spannung fasst die Gemüther; der Alte bedauert zum erstenmal, dass er sich schon im Stadium des Großvaters befindet, und der Schmied blickt prüfend auf seine sehnigen Arme.

„Ja", meint er, „wenn i 'n niederschlagen dürft, na wär's a leichts, aber ringen — dös hat ja kein Wert nit."

„Sag lieber, dass du kei Schneid hast!" erwidert „Herkules" im reinsten Altbairisch, das mit dem hellenischen Stammbaum seines Namens seltsam contrastiert.

Da stürmt der Simei, der Oberknecht, durch die offene Stallthür; er hat nur halbe Worte gehört: „Schneid, niederwerfen" u. dergl., aber das genügt, um alle Lebensgeister in ihm wachzurufen — war doch der Simei in Bairisch-Zell daheim.

„Wer hat ka Schneid?" brüllt er dem gespreizten Gladiator entgegen, „probier's, du g'schecketer Hansdampf!"

Ein helles Lachen scholl bei diesen Worten, und unvermerkt wich auch der Kampfesgroll wieder dem Scherze.

„Zahlst mir a Maßl, wenn i 's g'winn?" rief der Simei dem Wirt entgegen.

„Jawohl, gern aa no'", sprach der Wirt.

„Und 's Gretei muss mir a Bussel geben?" fügte er schalkhaft hinzu, mit einem Blick auf die Tochter des Hauses.

„Jawohl, gern aa no'", sprach das Gretei.

Da war's ein Augenblick, und mit Sturmgewalt waren die Leiber der Kämpfenden ineinander verschlungen; bald war der, bald jener in den Lüften; denn die ungefüge Naturkraft des Bauers hatte schweren Stand wider die blitzschnelle Gewandtheit des Ringers. Athemlos lauscht die Runde — da kracht der Boden von einem jähen Fall, und — von der eigenen Kraft noch fortgerissen — prallt der kühne Bauer zwei Schritte zurück. Sein Gegner rollt auf der Erde und stemmt die nackten Ellenbogen ins Gras; zum Glück ist seinem Körper kein Leid geschehen, aber die Rüstung in diesem Turnei, das blanke Tricot, trägt eine klaffende Wunde, und sein — Ruhmesglanz ist dahin.

Das ist der einzige Schmerz, den er empfindet, wenn er die jubelnden Gesichter sieht; mit Schrecken schauen die Seinigen auf den gestürzten „Herkules". Dann erhebt er sich schweigend und verschwindet in dem großen gelbgetünchten Wagen. Gar oft hat der arme Mann mehr Pflichtbewusstsein als der reiche — wortlos bietet „Herkules" dem Sieger das verlorne Goldstück dar. Aber der spricht lachend:

„B'halt dein Geld! Du bist g'schlagen gnua, dass d' verloren hast. B'hüt di' Gott!"

Keine Kränkung war damit dem Gegner zugedacht; nur ein heimatstolzes Selbstgefühl kräuselte die Lippen des kühnen Knechtes, und dann sprach er fröhlich, mit einem Schelmenblick wider den Wirt: „Kellnerin, a Maß!"

Mit dem Zeigefinger der Rechten aber winkte er unter die Menge und rief schmunzelnd: „Gretei!"

„Geh, gib mir a Bussel
Und mach koa so G'sicht!
Ich mach' schon die Aug'n zu,
Damit 's niemand siecht."

Auch im Dorfe selbst aber zeigt bereits der „Markt" seine lebensfrohen Spuren. Auf der Straße werden rechts und links die kleinen Bretterstände gezimmert; überall wird Platz geschafft für diese Eintagsherrlichkeit, und der Bierwagen des Wirtes ist heute noch einmal so hoch geladen wie sonst. Morgen sind's wohl die Gäste.

Auch in Küche und Schlachthaus gibt's Arbeit genug; denn man darf wohl auf tausend Fremde rechnen, und mancher feiert schon den Abend vorher mit einer doppelten Atzung. Samstag Abend ist ja ohnedem den dunkleren Mächten unserer Natur geweiht, und

wenn der Bergbauer, der noch eine Stunde heim hat, um elf Uhr vor die Thür des Wirtshauses tritt, dann dreht er sich schwindelnd um die eigene Achse und lugt in die Sterne und brummt: „Herrgott, aber morgen gibt's an schönen Markt!

Endlich kommt die Sonne hinter den Bergen hervor; die Sonntagsglocken schallen durchs Thal, und überall herrscht buntbewegtes Leben. Auf der gewundenen Straße rollen die Bernerwäglein einher; das braune Pferd ist sorglich gestriegelt, und drinnen sitzt der Bauer mit seiner „Alten" im Feierstaat oder gar ein kecker Bursch mit seiner Liebsten. Das stößt und stolpert über die harten Steine, dass einem wohl die Seele aus dem Leibe fliegen möchte, aber unsere bairische „Volksseele" ist nicht so sensibel. Je mehr Püffe, desto mehr Vergnügen, und dann ist's doch immer noch „gefahren" — denn stärker, als wir ahnen, hält ja gerade der Bauer aufs Repräsentieren.

Aber auch wer zu Fuße kommt, trägt heute sein bestes Gewand, vor allem die Mägdlein, die aus den Einödhöfen der Nachbarschaft heruntersteigen. Da schmückt die breite Goldschnur den Hut, und im Mieder prangt der „Buschen" von rothen Nelken oder Geranium.

Der Zudrang ist so stark, dass gar nicht alles in der Kirche Platz hat; scharenweise stehen die Männer vor dem geöffneten Thor, mit dem Hut in der Hand, und wenn nun das Hochamt verklingt, dann drängt die ganze geschmückte Schar hinaus auf den freien Platz, wo die Zwiesprach wohl noch ein Viertelstündlein dauert.

Hier ist ja das allgemeine „Rendezvous" der Bauernwelt; Leute, welche die ganze Woche hindurch nicht ins Dorf kommen, weil sie im Holzschlag oder auf entlegenen Gehöften ihrer Arbeit pflegen, finden sich am Sonntag „vor der Kirch'". Dann aber geht's mit ganzem Eifer auf den Markt, der heute alle übrigen Interessen verdrängt; schon dröhnt die Trommel der „Künstler", die im Wirtsgarten ihr Seil gespannt, schon hört man „Kasperl" im Fistelton rumoren; kurzum, mit jeder Minute würde ein Wunder versäumt. Aber nur langsam durchdringen wir dieses Gewühl; hier und dort schallt lauter Gruß, wenn Bekannte sich begegnen, übermüthiger Neckruf klingt von einem zum anderen, und dazwischen lassen sich die kreischenden Lobeshymnen der Krämer hören, die ihre Ware verkünden.

Am dichtesten ist das Gedränge indessen dort, wo der Kleiderteufel zu Markt sitzt; es werden Pers- und Wollenstoffe feilgeboten, vor allem aber die schönen seidenen „Tücheln", die das eigentliche Prachtstück des weiblichen Costüms bilden. Sie sind auch das populärste Geschenk, das der Bursch seinem Mädel bietet; sie schmücken die Fahnen, die beim Schießen als Preise vertheilt werden, und gar mancher hofft, dass er damit den Weg von außen nach innen finde — vom Tüchel ins Herz.

In langen Reihen stehen die Mägdlein hier vor dem verlockenden Laden. Es heißt wohl, dass schöne Mägdlein selten seien im bairischen Hochland, aber wer dort sich umsieht, der wird gern das Gegenteil gewahren. Nussbraun fallen die Zöpfe um die frohen Gesichter, und die kichernden Stimmen klingen hell durcheinander, bis das schönste Stück gefunden und der äußerste Preis erzielt ist.

Doch auch Kleider männlichen Geschlechtes kommen zu Markte, in allen Längen und Formaten, und dieser nichtsnutzige Import trägt meines Erachtens keine kleine Schuld an dem Verschwinden unseres volksthümlichen Kostüms. Den Bauer lockt das Neue, das Fremde und vor allem das Fertige; er spürt von der Devise „Billig und schlecht", die jeden Jahrmarkt regiert, natürlich nur den ersten Theil, und so kommen unvermerkt jene

grauen „Spenſer“, ſchwarzen Hüte und langen Hoſen ins Land, die den Bauer auch äußerlich dem Bürger gleichmachen; denn die Gedanken, die unter einem ſchwarzen Filzhut aufwachſen, ſind nun einmal andere als die, ſo unter einem kecken grünen Spitzhütlein gedeihen; auch in dieſem tieferen culturgeſchichtlichen Sinne kann man ſagen: „Kleider machen Leute“.

Am meiſten ſucht natürlich das jüngere Geſchlecht die „Mode“, und ſelbſt der noch ganz kleine Filius, dem ſolch ein Markttag neue Hüllen ſchafft, wird ſchon in ſchwarzes Tuch oder in ſymboliſches Grau gekleidet, ſtatt daſs man ihn mit nackten Knien aufwachſen ließe, wie es ſein Vater und „Ahnl“ gethan. Am längſten hält ſich noch die Joppe (die übrigens nicht bairiſchen Urſprungs iſt, ſondern aus Tirol kam), und auch davon gibt es reichen Vorrath; faſt auf jedem größeren Markte iſt der „Kochelſchneider“ vertreten, der als Specialiſt in dieſem Fache gilt, wie ja auch das Gewandſtück ſelbſt „Kochler-Joppe“ genannt wird.

Auch eine Feder am Hut mag der Bauer ungern entrathen, trotz aller modernen Verſuchung, und ſo gehört denn ein Kaufſtand, wo alles erdenkliche Federſpiel vertreten iſt, zu den unvermeidlichen Artikeln eines richtigen Marktes. Wer gern großthun will, kauft einen „Adlerflaum“; auch ein „Reiherſpitz“ findet allzeit gute Kunden, aber das Beliebteſte bleibt doch der „Gamsbart“ und die Spielhahnfeder. Mit den Händen in der Hoſentaſche ſtehen die jungen Burſche vor dem Kramladen dort und muſtern die Ware, während ſo mancher achſelzuckend vorübergeht und denkt: „Dös holt man ſi' droben am Berg', nit herunten beim Kramer.“

„Herr Nachbar, a Paraſol? Morgen regnet's“, ruft der Schirmfabrikant einem kurzgedrungenen Bauer zu, der eben vorüberſtapft.

„Dös is g'ſcheit; na' wachſ' i no' a biſſel“, lautet die Antwort, ohne daſs der Redende ſich umſieht.

„Aber ſchöne ſilberne Knöpf, dös wär' ſcho' was anders für an guten Bauern“, tönt eine ſchrille Stimme aus dem nächſten Stand — „oder an Anhenker fürs Dirndl?“ (So nennt man das ſilberne Halsgeſchmeid.)

„Da brauchſt ſcho' an eiſerne Ketten zum anhängen, und nachher kommen ſ' dir do' no' aus“, brummt der Alte dawider — abermals ohne ſich umzuſehen; der Krämer aber rafft mit beiden Händen ſeine Schätze auf und weiſt ſie der lugenden Menge.

Hier findet ſich noch ſo manches köſtliche alte Ding an Schnürwerk und Geſchmeide; denn manches Erbſtück, das Jahrhunderte lang im Beſitz derſelben Familie war, wird heute leider veräußert oder gegen modernen Zierat eingetauſcht. Die „Herrſchaften“ aber, die über Sommer aufs Land kommen, lieben das „alte Zeug“, und gerade auf ſie iſt hier die Speculation gerichtet; in dichter Menge umdrängen die ſchönen Fräulein aus der Stadt die hölzerne Bude, um Knöpfe von Silberfiligran, oder Gürtelſchließen oder ein Halsgeſchmeid zu holen, das vor dreihundert Jahren auf der vollen Bruſt einer Bauerstochter glänzte, wenn ſie der Jäger von Hohenwaldeck oder der Bergknapp von Hall zum Tanz geführt.

Unbekümmert um dieſe zarten Geſtalten und ihre alterthümlichen Paſſionen drängt dort ein breitſchultriger Burſche durch den engen Markt; ſein Halsgeſchmeid ſind ein paar breite Eiſenketten, die er für den Zuchtſtier daheim gekauft und die er auf dieſe Weiſe am bequemſten transportiert; als holde Zuthat trägt er über der Schulter einige Hacken und Heugabeln, die gleichfalls an ſolchem Tage für den häuslichen Bedarf erworben werden.

„Aufg'ſchaugt!“ ruft er phlegmatiſch, ſo oft ſich einer an denſelben geſtoßen hat.

Auch ein Verkaufsstand mit feststechenden Messern gehört zu den nothwendigen Attributen eines bairischen Marktes. Der Gebrauch derselben ist zum Glück im Hochland unendlich seltener als in Niederbaiern, wo sie bei jedem Streite sofort gezogen werden, aber als Waffe, als Zeichen seiner Wehrhaftigkeit will sie auch der Bauer in den Bergen nicht missen. Ja, es ist bezeichnend genug für die Charakteristik des Stammes, dass König Rudolph von Habsburg bereits in einem Landfrieden, der speciell für die bairischen Gebirgstheile galt, ein Verbot dieser Art für nöthig hielt. Es heißt dort (anno 6. Juli 1281): „Swer stechmezzer in den hosen trait (trägt), dem sul man die Hand abslahen."

So grimmig ist zwar die Polizei von heute nicht, aber an Verboten hat es auch im neunzehnten Jahrhundert niemals gefehlt und noch weniger an — ihrer Übertretung.

Ganz leer geht wohl niemand vom Markte heim; denn auch die Generosität kommt an einem solchen Tage zu ihrem Recht, und sie ist im Bauernstande vielleicht verbreiteter, als wir es denken. Das alte Sprichwort „noti' is nit lusti'" gilt vor allem, wenn man außer Haus geht; es ist Ehrensache, dass der Bursch seinem Mädchen ein Geschenk macht, wenn sie an diesem Tage zusammentreffen; der Pathe muss seiner „Godl" (das heißt dem Pathenkind) eine Gabe nach Hause bringen, und ebenso erwarten es die Kinder von den Eltern. Spielzeug aller Art liegt ausgebreitet, unschuldige Kränzlein für den Frohnleichnamstag, aber den Vorzug hat auch hier das Essbare, „die essende Sach'", wie der Bauer sagt. Darum ist der Lebzelter der populärste Mann mit seinen breiten braunen Herzen aus Pfefferkuchen, die ein geheimnisvoller Sinnspruch ziert. Noch geheimnisvoller freilich sind die Büchlein, die auf dem nächsten Stande ausgebreitet liegen: Ritter- und Räubergeschichten und Traumdeutereien.

„Stück für Stück zehn Pfennig", kreischt die Megäre, die diese Schätze hütet, und traumversunken steht der hochgewachsene Tiroler dort, der die Woche über als Holzknecht in den Bergen weilt; er hält seinen Schatz an der Hand, auch ein Tirolerkind aus dem Zillerthale, wie schon der breitkrämpige Hut verräth. Das Büchlein, das er in den ungefügen Fingern hält, soll das Recept verrathen, wie man unfehlbar in der Lotterie gewinnen muss — er streicht die Stirn mit dem blonden Ringelhaar und schlägt die großen blauen Augen auf und blickt stumm auf das sanfte und frische Antlitz des Mägdleins, als wäre nun ihrer beider Glück geborgen. Mühsam holt er den Zehner aus dem ledernen Beutel, und fast verstohlen birgt er das Wunderbuch im Brustfleck und geht mit seinem Schatze an der Hand so schnell von dannen, dass er gar nicht hört, wie die Megäre zum nächsten spricht: „Stück für Stück zehn Pfennig!"

Da wirbelt wieder die Trommel: — rrr — rrrr — bumbum — und im Sturmschritte drängt sich alles den Seiltänzern zu; „'n Herkules, den müß' ma sehgn." Es ist unser armer Freund von gestern, aber zum Glück ist sein Verhängnis erst bei wenigen ruchbar geworden, und so genießt ihn die Mehrheit noch im unverkürzten Nimbus. Schon den ganzen Morgen über war seine Eisenstange und ein schwerer Feldstein frei auf dem Platze gelegen, damit jeder sich daran versuchen könne; denn eine Verschleppung derselben war aus guten Gründen nicht zu besorgen. Ein dichter Kreis Schaulustiger umgibt beständig die gewaltigen Stücke. Der und jener versuchte seine Kraft, aber nur ein achtzehnjähriges Bürschlein sah ich, das die Zweicentnerstange über den Kopf hob. Es war ein Futterknecht vom Bauer in der Au. Der Zauber, den die nackte

Kraft auf den gemeinen Mann übt, bleibt ihm doch stets unwiderstehlich, das Elementare, Sinnenfällige, das darin liegt, hält ihn gefangen, und der Mann, der allein einen Fuhrwagen von der Stelle zieht, imponiert ihm unendlich mehr als der verwehende Dampf, der einen ganzen Festzug beflügelt.

„Jetzt kimmt er, jetzt kimmt er", heißt es von allen Seiten, wenn nun der „Herkules" in die umseilte Arena tritt, ein hoher Kieshaufen, der zur Seite steht, erscheint als günstige Tribüne; er ist im Nu erstürmt und fällt alsbald in sich zusammen unter der Last seiner neugierigen Besteiger. Unterdessen haranguiert ein abgeschabter Clown die Menge und erzählt unter Purzelbäumen die Biographie des „Herkules", die in dem wichtigen Aviso gipfelt: „Ist noch nicht verheiratet."

Herkules — es ist wohl der einzige Name, der sich aus der griechischen Mythologie ins altbairische Volksleben verirrt hat und der dort sogar eine Art Hausrecht gewonnen hat: der prächtige braune Zuchthengst des Weißachmüllers heißt Herkules, wenn auch an der Stallthür „Herluckes" geschrieben steht.

Und wenn nun die Production beginnt, da solltet ihr erst die glänzenden Bauernaugen sehen, die jedes Stück begleiten: er läßt sich den Oberarm mit einer starken Peitschenschnur umbinden, und durch einen Ruck der Muskeln zerreißt er die Schnur; er wirft ein Messer auf den Tisch, daß es stecken bleibt, aber von seinem Arme prallt es ab, als ob es auf Eisen gefallen wäre. Und während noch alles in höchster Spannung lebt, umkreist der bekannte Teller die „hochverehrte Versammlung", aber zuerst den äußersten Ring, damit keiner entwische.

Mit verzweifelter Anstrengung macht „Kasperl" dem verhaßten Gegner Concurrenz, und er hat hinwiederum den Vortheil, daß es dort Prügel in Menge gibt. Dieses erhabene Schauspiel bleibt dem Volke doch immer das liebste; die ganze dramatische Action liegt hier im Knüppel, den der Held des Stückes führt, und die Glanzstellen seiner Diction verhallen auf den Köpfen von Tod und Teufel. Wie unvertilgbar seit Jahrhunderten ist diese deutsche Legende — trotz aller modernen Anwandlung, der selbst das Landvolk unterliegt!

Oder ist das nicht modern, wenn dicht hinter der Bude des Hanswurstes ein photographisches Atelier steht, ad hoc für die „Herrn Landleute" gezimmert? In solcher Stunde bringt der Bauer wohl das dümmste Gesicht zustande, das er jemals im Leben zeigt; mit aufgerissenen Augen und ausgespreizten Beinen sitzt er dort, und neben ihm steht triumphierend ein Maßkrug als volksthümliches Ornament.

So wird ein Mensch, der sonst hervorragt durch freie Beweglichkeit, zum reinen Gliedermann unter dem feierlichen Drucke des Apparates, die Kameraden aber, die alsdann das Porträt bewundern, sagen ausnahmslos: „Ah, schön is er kemma", „akkrat wie's Leben", und keiner versäumt hinzuzusetzen: „Siehst — an Maßkrug hat er aa."

Daß der Maßkrug auch außerdem an Markttagen eine große Rolle spielt, ist natürlich; das viele Hin und Her und besonders das „Umeinanderstehn" macht müde, und Müdigkeit zeugt Durst. So sind denn alle Gaststuben überfüllt; in der Fensternische und im Winkel sitzen die Alten und disputieren noch über dieses und jenes Geschäft; jeder Bauer hat heutzutage „so a bissel a Handelschaft". Das kommt erst morgen recht ans Licht; denn nach dem „Leutmarkt" wird am Montag „Viehmarkt" gehalten: so lautet die traditionelle Bezeichnung der beiden Tage.

Doch während die Alten klügeln

und rechnen, dröhnt die Decke zu ihren Häuptern; droben im Saale ist Schuhplattltanz für das junge Volk; denn auch das ist ein hergebrachtes Privileg des Markttages, dass an demselben Tanzmusik gehalten wird.

Es dämmert schon, bis das kleine Fuhrwerk wieder heimwärts trollt auf dem gewundenen Sträßlein, wo wir es zuerst gesehen. Der Bauer sitzt noch stramm und aufrecht darinnen, und er fühlt mit sichtlichem Stolz, dass er trotz schwerer Zeche so unversehrt davongekommen — die Bäuerin aber schaut ihm nicht ohne Argwohn auf die Zügel und ist froh, dass wenigstens der Bräundl so sicher geht. Es wird spät, bis man heimkommt, aber trotzdem sind die Kinder noch auf und jubilieren den Alten entgegen: „Hast uns an Markt mitbracht?“ Auch das ist ein stehender Ausdruck der Volkssprache.

. . . Wie lind die Nacht ist! — Alles gieng längst zur Ruhe in dem großen Bauerngehöft; nur Mann und Frau sind noch wach und sitzen auf der Hausbank vor der Thür. Vor ihnen dehnt sich Stall und Scheune; der alte Lindenbaum rauscht und blüht, und wenn sie da so schweigsam in die Sterne schauen, da mag es ihnen wohl durch die Seele gehen, was Erb' und Eigen wert ist, und wie glücklich neben all dem fahrenden Volk ein Mann ist, der Haus und Hof in hundertjähriger Folge sein nennt. Es gibt ein altes Sprichwort:

„Eigen Rauch und Gemach
Geht über alle Sach'!“

Auf der Primiz.

Ein Bildchen aus dem steirischen Volksleben von Karl Reiterer.

Der Hettelhuber Franz ist ausgeweiht worden!“ heißt es eines Tages in Felixendorf, einer oberländ'rischen Alpengemeinde.

Das ganze Dörfchen macht sich am „Schutzengel-Sonntag“, an welchem Tage die Primiz Franzens stattfindet, auf die Beine, um den Geistlichen Herrn Franz zu sehen.

Es ist Sonntagmorgen. Süße Ruhe, heiliger Frieden ist ausgegossen über Wald und Flur, Berg und Thal. Kein Wölkchen trübt die Bläue des Firmamentes, die Schwalben zwitschern traulich unter den Giebeldächern oder segeln wohlgemuth durch die Lüfte, dem Schöpfer ihr Loblied singend.

Vom Kirchthurm schlägt die neunte Stunde. Da ertönt Glockengeläute, eine Musikcapelle beginnt zu spielen, ernst und feierlich schreitet eine Procession vom Felixendorfer Pfarrhause der Kirche zu, voran weißgekleidete Mädchen, die Schuljugend, dann die Priesterschar, der Junggesellen-Verein, zuletzt kommt der Primiziant im festlichen Ornate, den Blick demuthsvoll zu Boden heftend.

„Hu, wie rund er sich ausgewachsen hat, er, der einstmals mit dem Linnenhöschen und dem Lodenröcklein in «die Studi» gieng“, lispelt die Frauenhoferin einem ergrauten Mütterlein ins Ohr.

„Es ist aus der Weis', wie fein er sich zu benehmen weiß.“ — Kinder und Frauen drängen sich heran, dem Geistlichen die Hand zu küssen.

Franzens Mütterlein zittert vor Freude, eine Thräne erglänzt in ihrem Auge. O Mutterthräne! Glücklicher Sohn, der einer Freudenthräne aus dem Mutterauge theilhaftig wird, einer Thräne, die den unergründlichen Tiefen eines See's gleicht.

Ja, die heißersehnte Zeit, in der dein Kind das erstemal als Diener Gottes in seiner Weihe zum Altare tritt, sie ist gekommen, liebes Mutterherz. So manches Gröschlein hast du der Wirtschaft abgezwackt: Für die Primiz, für die Ausstattung deines Sohnes, wenn er dereinst als Priester heimkehrt . . . .

Und diese selige goldene Zeit für das sehnende Elternherz ist da. Der bäuerlichen Mutter größte Freude ist's ja, einen ihrer Knaben, der Lerneifer und Talent an den Tag legt, in die Stadt in „d' Studi" zu bringen. Den Landleuten ist, man weiß es, der Geistliche das Ideal eines „Gstudierten". Nun wohl an! Damit aus dem lernbegierigen Halterbüblein ein Pfarrer, Dechant — oder gar Bischof werde, muss der Knab' zum Pfarrer des Heimatsdorfes in die „Zuaricht" geschickt werden. Auch des Hettelhuberischen nahm sich, vor Jahren war's, vor zwölf langen Jahren, der Ortscaplan liebevoll an, bereitete den Kleinen zur Aufnahme ins „Augusteneum" vor, weil Franzens Mütterchen meinte: „'s Bübl ist halt frei so viel witzig!" Ei ja, ein geweckes Kind hatte die Hettelhuberin, ihren Franzerl, der nicht nur den ganzen Katechismus auswendig wusste, sondern auch etliche Evangelien im Gedächtnisse hatte und einige Stücklein aus der Bibel zu erzählen vermochte. Brav. Da kann es freilich ans Studieren gehen.

Auh, acht volle Jahre musste der Knabe in der „Lateinschule" herumhocken, ein entsagungsvolles Leben zwischen vier Wänden führen.

Aus dem Knaben ward ein Jüngling. Die Klippen des Gymnasiums — es gibt deren so viele — glücklich umschifft, trat Franz in das „Priesterhaus". Die lang erhoffte Zeit, in der das wogende Mutterherz ihren Sohn, ihre Hoffnung, ihren Stolz im langen Talare heimkommen sieht, war schließlich da.

Nicht nur Vater und Mutter, nein, die ganze Heimatsgemeinde begrüßte mit hochklopfendem Herzen Franz, aus dem mittlerweile ein Mann geworden.

Pöllerschüsse verkünden es weithin, dass sich in Felixendorf heute — am Schutzengel-Sonntag — etwas Außerordentliches zutrage. Es will der Jubel kein Ende nehmen.

Die Feier in der Kirche ist beendet, der wichtigste Moment des Tages in seiner Haupttragweite abgelaufen. Einer Primiz beiwohnen, ist für das Seelenheil besser, als sieben Messen andächtig zuhören! glaubt das Landvolk. Und recht hat man; es soll nur geglaubt werden.

Aus dem Gotteshause gezogen, wird die Dorftaverne aufgesucht. Unter klingendem Spiele geht es vorwärts.

„So viel niedertrachtig ist er geblieben, der Primiziant, so viel g'mein!" raunt die Wolfenbäuerin der Primizmutter ins Ohr. Diese, die reiche und angesehene Steghofwirtin, lächelt glückselig. Sie lässt es sich kosten, eine ganze Reihe der schönsten Spenden sind für den geistlichen Herrn in Bereitschaft. Auch die Kranzeljungfrauen lassen sich nicht spotten — und überreichen dem „Neueingeweihten" einen goldenen Kelch, die Junggesellen von Felixendorf dagegen verehren ihrem ehemaligen Jugendgespielen eine goldgestickte Stola.

In der Dorftaverne herrscht um die Mittagszeit reges Leben.

Während im Wirtsstübchen eine herrliche Tafel gedeckt wird, bombardiert man im Freien, dass ganz Felixendorf in Rauch gehüllt wird. Recht. Alle Welt soll es nur hören: Die Felixendorfer haben Einen, der aus ihrer Mitte Geistlicher geworden: den Hettelhuber Franz.

Die Dorfmusikanten besorgen die Tafelmusik, spielen muntere Weisen. Vor dem Wirtshause geht es zu, wie bei einer Kirmeſſ'. Lebzelter, Südfrüchtenhändler, Galanteriewarenkrämer zeigen sich auf dem Dorfplatze, letztere in buntfärbigen Buden und Zelten. Die Laune des Wettergottes ist eine ungetrübte. Angesichts dieses erfreulichen Umstandes pilgern einheimische und fremde Bauern und Bürgersleute zwischen den Buden umher. Zumal die freudig erregten Felixendorfer wollen es dem jungen Geistlichen zeigen, dass sie ihn ehren, indem sie sich recht zahlreich in heiterster Laune einfinden.

Es perlt der steirische Schilcher gar verlockend in den Gläsern — und wird dem Primizianten zur Ehr und Preis in großen Quantitäten vertilgt. Ein Mann mit einem Wurstkesselein drängt sich durch die Menge, mit dem Rufe: „Heiße — feine — Primizwürstl!" Primizwürstel will jedermann verkosten, versteht sich.

Eine originelle Musikbande spielt neben einem Weinzelte fröhliche Weisen, sorgt dafür, dass auch außerhalb des Wirtshäuschens die Gäste sich bei Geigen- und Hörnerklang unterhalten können. Der Schulmeister ist heute Kapellmeister und in dieser seiner Eigenschaft vollauf beschäftigt. Die schönsten „Steirischen" und Heimatsklänge im niedlichen Kleide, der Jodler müssen der Fiedel entlockt werden. Nur zu!

Der Jugend werden des Lebens Süßigkeiten beim Lebzelter und dicken „Feigen-Hansel" geboten. Für das schaulustige Völklein bildet ein Panopticum, in dem die Stadt Rom, Genovefabilder, Passionsdarstellungen ꝛc. angesehen werden können, den Anziehungspunkt. Vor der Bude spielt ein Drehorgelspieler anheimelnde Volksweisen und lockt viele Leute herbei. Nur hinein in das Panopticum. Ganz recht, die Stadt auf den „sieben Hügeln" ist nicht immer zu sehen, nur an einem Primizfeste in Felixendorf! Diese Glossen, welche der Ausrufer vor der Bude dem „hochgeehrten Publicum" vormacht, verfehlten nicht ihre Wirkung.

Alles freut sich seines Lebens. Wohl begreiflich, eine Primiz ist nur selten. In Felixendorf war eine solche schon seit undenklichen Zeiten nicht mehr. Soll sich da nicht groß und klein, alt und jung des Tages freu'n? Natürlich!

Die zur Primiztafel Geladenen, zu welchen die Anverwandten des Primizianten, die Dorfhonoratioren: der Bürgermeister, Gemeinderath, der Pfarrer, die Kirchenkämmerer gehören, sitzen munter bei den Tischen, die sich unter ihrer Last fast „biegen". Nu, bei vollen Schüsseln und Gläsern läßt sich's freilich gemüthlich plaudern. Auch Toaste werden ausgebracht, bescheidene, naive und schwülstige, jeder singt eben, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, so auch beim „Lebenlassen" und „Zutrinken" auf Franzens Primiz in der Taverne.

Unter Scherz und Lachen verstreicht die Zeit, rückt die Abendstunde heran. Beim Eintritt der nächtigen Stunde sind auf den umherliegenden Höhen Freudenfeuer bemerkbar: Alle prangen weithin sichtbar — dem Primizianten zu Ehren. Eine lobenswerte Aufmerksamkeit.

Nun wird wohl bald nach Hause gezogen werden? Gott bewahre. Nur die älteren Geistlichen, die aus der Nachbarschaft herbeigeeilt waren, kehren heim. Die übrigen Primizgäste, mit dem „Gefeierten" in der Mitte, bleiben im Wirtsstübchen zurück. Was geschieht? Tische und Stühle werden beiseite geschoben. Weshalb? — Es wird ein freier Raum zum Tanze geschaffen. Ei, ei, wird denn auf einer Primiz auch getanzt? Pst! Es soll freilich nicht sein. Allein was kümmert es den fidelgewordenen Kranzeljungfrauen und Junggesellen, wenn die geistlichen Vorgesetzten sagen: Bei einer Primiz darf der Böse sein Spiel nicht

haben. — „Na, na, ein Tänzlein in Ehren — kann niemand verwehren!“ meint der „Göd“ des Primizianten. Der Steirer will in seiner Lust tanzen, nur nicht engherzig sein.

Auch der junge geistliche Herr wird gebeten, mit der ersten Kranzeljungfer ein Tänzlein zu „machen“. Ob er's thut? Alles blickt fragend nach dem Hettelhuber Franz. Mit der niedlichen Baderstochter dreht sich schließlich der Primiziant im Reigen. Warum denn nicht? „Er hat ja auch Fleisch und Blut!“ flüstert die junge Köhlbergerin ihrer Sitznachbarin ins Ohr. Ein ergrautes Mütterchen nimmt der Dorfcaplan — und hopst mit demselben im Stübchen beim Steirischen. Heissassa! Darob eine Lust! Welch' Seligkeit.

Der Simbartlberger Naz, der mit des Schulmeisters Töchterlein sich mitten im bunten Knäuel der Tanzenden im Kreise dreht, trällert in übermüthiger Laune gar:

„Wenn's Liabn a Sünd' wär,
Wia die Geistlanan sagn,
Ast därfat da Pfarrer
Ka Kö . . . . . .“

Der Schlusssatz ist nicht mehr vernehmbar. — Ein allgemeines Getrampel, Gepolter und Johlen geht los, weil der Simbartlbergersch' dieses „Staudenliedel“ vortragen wollt' — es aber nicht zu vollenden vermochte.

„Buhe! Der geistliche Herr soll leben, drei Tag nach der Ewigkeit noch beim Gottvater daneben!“ ruft der Sauperlbauer.

Die Musikanten erwidern mit einem Tusch, alles klatscht Beifall. „Jessus, ist's aber heut' unterhaltlich!“ — Recht so!

Gegen Morgengrauen wird's im Tanzgemach ziemlich schwül. Da geht man gern einmal frische Nachtluft einsaugen.

Während die Altväter beim „Neupäurischen“ singen:

„Ja, ih woaß schon und was ih hiaz thua; juche!
Ih lass' die schöan Dirndla mit Ruah; juche!
Schuah und Strümpf bleibn mir ganz und das Geld ah dazu,
Bleib dabei a lustiga Bua. Juche!“

begeben sich die Kranzeljungfrauen ins Freie. Man lustwandelt im thaufrischen Gras des Schachens hinter dem Wirtshäuschen einher. Der Mond blickt freundlich hernieder, tausend flimmernde Sterne belauschen die nächtlichen Gestalten. Der Schmerhofer Kilian, ein feuriger Großbauernsohn, lehnt seinen Kopf an die Schulter der Baderstochter . . . Glückseligkeit! . . . Allmählich verlieren sich in der Taverne die Gäste; unter Glückwünschen, die dem Primizianten zum Abschiede dargebracht werden, verlassen die einzelnen Pärchen die trauliche, mit Tabakrauch geschwängerte Wirtsstube. Manches Mütterlein drückt dem geistlichen Herrn Franz einen geweihten Frau'nbildthaler in die Hand . . . . „Gesegne es Gott, ist zwar nicht viel, aber vom Herzen! . . .“ Vergelt's Gott! — Frühmorgens ziehen die Zurückgebliebenen, unter ihnen der Primiziant, zur Dorfkirche, auch unserem Herrgott muss der Tribut gezollt werden.

Nach dem Kirchgange wird ein Frühstück eingenommen, hernach geht's heim zu: Die Musikanten abermals voraus, die Jungfrauen u. s. w. folgend. Clarinette und Horne erklingen, Böllerschüsse erschüttern die Luft.

Beim Heimatshause Franzens angekommen, wird auf dem grünen Rasen im goldenen Morgensonnenschein getanzt, gesungen und gejodelt. Die Hettelhuberin bewirtet darauf die ehrenwerten Gäste.

Alles verwundert sich höchlich, dass die Mutter des Primizianten es versteht, der ansehnlichen Schar Gäste mit großer Umsicht ein frugales Gabelfrühstück vorzusetzen, Speisen, die in der geschwärzten Rauchküche zubereitet

wurden: Milchkaffee, Backhendel, Eierstrauben, Apfelradel, Krapfen u. s. w. Dass nebstbei auch der vaterländische Schilcher in den Gläsern perlt und eine fascinierende Wirkung auf die nachtmüden Gemüther ausübt, ist begreiflich.

Man vermag sich garnicht zu trennen. Glück strahlt auf jedem Gesichte, bis endlich die gefürchtete Scheidestunde schlägt. Jeder zieht seines Weges, nachdem man sich zuvor auf das herzlichste vom Primizianten verabschiedet hat.

Noch lange nach diesem Ehrentage des Hettelhuberischen spricht man in Felixendorf, dass es auf der Primiz des Franz brav lustig zugegangen sei.

Gott befohlen, junger Geistlicher, der du mit freiem Blick, nicht engherzig, die Welt auffasst, kugelrund, wie sie ist und bleiben wird, sich um die Sonne bewegend.

„Gesegnet seien deine Wege, mein Franz!“ betet die Mutter.

Wie dich das Schicksal auch
Durchs Leben führen mag,
Ertrag's mit Kraft und Muth;
Mit sich'rem Blick streb' hin,
Hin nach des Menschen Gut,
Dem Glauben. Stolz, der sich
Des Glaubens rühmen kann —
Und bleibt ein freier Mann!

Wie es mir als Dramatiker ergangen ist.

Bekenntnis aus meinem Weltleben von **P. K. Rosegger.**

Mit dem altehrwürdigen Grundsatze, aus Bescheidenheit möglichst wenig von sich selbst zu sprechen, habe ich bekanntlich längst gebrochen. Ich sehe nicht ein, warum man gerade davon nicht sprechen soll, was man am besten kennt und weiß. Zwar heißt es, sich selbst erkennen, das wäre die schwierigste Wissenschaft; mag wohl sein, und gerade darum soll der Mensch sich viel darin üben. Wenn man sich mit sich selbst befasst, muss das denn immer aus Eigenliebe geschehen? Kann es nicht auch einen anderen Grund haben?

Ja, weiß Gott, welchen Grund es hat, wenn ich nun des langen und breiten erzähle, wie ich — verzeihen Sie meine Herren Kritiker das harte Wort! — Dramatiker geworden bin.

In einer Winternacht des Jahres 1890 träumte mir, der Gaugel-Blas hätte den Kreuzjäger erschossen, er stehe deswegen vor Gericht, leugne es aber. Da kommt die Witwe des Erschossenen als Hauptzeugin, sagt jedoch aus Erbarmen mit dem armen Sünder nicht gegen ihn aus, was diesen so tief rührt, dass er sich nun selbst als den Thäter bekennt. — Nach diesem Traume erwachte ich, der Herzschlag gieng mir lebhaft, ich war von der Erscheinung ganz und gar erfüllt. Am nächsten Tage schrieb ich in Bauernmundart die kleine Geschichte „der Gaugel-Blas“, welche hernach im Juniheft des „Heimgarten“ abgedruckt worden ist. Wenige Tage nach dem Erscheinen dieses Heftes schrieb mir ein Freund, der Dichter Richard Voß aus Berchtesgaden: „Liebster! Aus diesem Gaugel-Blas musst Du ein Theaterstück machen, Du m u s s t! Ein herrlicher Stoff!“ — Was sollte ich thun, als ein wenig lächeln? Ich ein Theaterstück schreiben! Und aus dieser Geschichte, die mir so

garnicht knetbar schien, um sie in so und so viel Acten stilgerecht auf die Bühne zu bringen. Anstatt ein Stück daraus zu machen, schrieb ich eine größere hochdeutsche Erzählung über den Gaugel-Blas, und damit glaubte ich die ganze Sache vom Halse zu haben. — Vier Monate später, an einem Herbstmorgen, als ich noch im Bette liegend darüber nachdachte, was ich an diesem Tage unternehmen sollte, denn ich fühlte mich nach einer überstandenen Krankheit wieder aufgelegt zum Arbeiten, kam mir ganz plötzlich der Gaugel-Blas in den Sinn und in dem Augenblicke stand auch der dramatische Aufbau für ein Theaterstück klar vor mir. Ich stand auf, begann zu schreiben und an dem Abende desselben Tages war der erste Aufzug fertig. Fünf Tage später sah ich zu meiner eigenen Überraschung, dass ich ein Stück geschrieben hatte, welches den Titel führt: „Am Tage des Gerichts." Und nun kam das Nachdenken und Messen und Fügen, ich war gerne geneigt, das Stück zu zergliedern, anders zu bauen, um es bühnengerecht zu machen, allein es stellte sich heraus, dass die Arbeit in der ursprünglichen Form bleiben musste, um einfach und folgerichtig zu sein, dass sie aber in dieser Form kein Stück nach dem ästhetischen Leisten war. Das macht nichts, wenn nur der Gehalt etwas bedeutet, und des Gehaltes wegen war mir nicht bange. — Sehr oft war ich von Theaterdirectoren und Schauspielern angegangen worden, einmal ein Stück zu schreiben, auch unser Grazer Director, Herr Alfred Schreiber, hatte mich wiederholt freundlichst dazu ermuntert. Diesem erprobten Bühnenmanne schickte ich nun halb im Spass und halb im Ernste das Stück, ihn um seine Meinung darüber ersuchend. Die Meinung kam postwendend: Das einzige, was da zu thun, rasch die Rollen herausschreiben, das Stück einstudieren und aufführen! — Ich war überrascht, das geht zu schnell, so ist es nicht Sitte in deutschen Landen, wo die größten Dramatiker auf langen, mühevollen Wegen und nur durch mannigfaltige Kämpfe zur Bühne gelangen. Ich hatte auf den Lorbeer des Dramatikers nicht allein willig verzichtet, sondern war ihm sogar ausgewichen, er ist allzuschwer und — allzuleicht zu haben. Anzengruber starb in Armuth, Offenbach ward Millionär. Mich verlangte es nicht nach dem einen und nicht nach dem anderen. Ich entdeckte in mir weder dramatischen Beruf noch Lust, mein ruhiges Leben mit den Aufregungen der Theaterwelt zu vertauschen, also stand ich dem Antrage des braven Directors, der einen anderen Dilettanten glücklich gemacht hätte, längere Zeit ziemlich gleichgiltig gegenüber. Dann aber dachte ich: Du hast schon so Vieles versucht auf dieser Welt, versuche auch das. Du hast ja immer bedauert, dass bei deinen Vorlesungen dein geistiges Naturell nicht recht zum Ausdrucke kommt. Wenn du ein spassiges Stückel vorbrachtest, ein schelmisches Anekdotlein oder so was, da hieß es stets: Ein echter Rosegger! — Vielleicht ist doch dieses Schauspiel, geschöpft aus tiefstem Ernste des Lebens, ein noch echterer! Ich willigte zur Aufführung des Stückes und ein paar Wochen später las man auf dem Theaterzettel: „Theater am Stadtpark: Heute das erstemal: «Am Tage des Gerichts», Volksschauspiel in vier Aufzügen von —" u. s. w.

Das war Samstags, den 8. November 1890. Für diesen Tag war schon seit längerer Zeit eine Vorlesung von mir in Wien festgesetzt; eine angenehme Zerstreuung dort, während hier die Première stattfand. Schon als Dorfbursche hatte ich es so gehalten: wenn der Pöller geladen war und der Zunder darangelegt, so gieng ich weit hinweg, damit beim Losgehen mir nicht etwa ein Scherben an die Nase fliegen konnte. Für mein Stück hatte sich in der steirischen Hauptstadt ein so leb-

haftes Interesse, eine so gespannte Erwartung gezeigt, dass mir unheimlich wurde. Die Maßstäbe waren schon in die Länge gezogen, um den ersten dramatischen Versuch des Erzählers an den Meisterdramen Anzengrubers, Raimunds und Shakespeares zu messen, die Federn schon geschärft, um nichtentsprechenden Falles ihres Amtes zu walten. Ich fand mich ruhig, mein Gewissen war gut, ich wusste, das Stück hat einen Inhalt, welcher der Volksbühne würdig ist. Diesen Inhalt wird man erkennen; in Bezug auf die Form wird man mich umso wohlwollender entschuldigen, als mancher Kritiker selbst es erfahren, wie schwierig es ist, ein ordentliches Theaterstück zu schreiben.

Also bin ich heiteren Gemüthes nach Wien gefahren. Telegraphische Nachricht über das Schicksal des Stückes hatte ich mir verbeten, ich wollte für meine Vorlesung gesammelt sein und von nichts wissen, als von dem, dass es gilt, den lieben Zuhörern im Bösendorfersaale eine „gute Stunde" zu bereiten. Wir saßen unser neunhundert Freunde und Freundinnen auch so gemüthlich beisammen, dass ich ganz und gar vergaß, wie zur selben Zeit in Graz die Hände klatschen oder die faulen Äpfel fliegen konnten. Nachdem ich gegen anderthalb Stunden gelesen hatte und das Programm noch immer nicht alle war, brach ich ab, damit aus einer guten Stunde nicht zwei schlechte würden. Denn ich war schon sehr erschöpft, las von Minute zu Minute schlechter und „schlamperter". Doch die Wiener haben seit jeher Geduld gehabt mit meinen Schwächen; sie ehrten mich am Schlusse mit rauschendem Beifall; ob fürs Lesen oder fürs Aufhören, das weiß ich freilich nicht.

Nach der Vorlesung ein Stündchen mit ein paar Freunden, und dann ins Bett. Und nun huben die Bedenken an. Wie wird's in Graz sein? Die Würfel sind gefallen. In der heimatlichen Stadt, sozusagen vor den Fenstern der eigenen Wohnung durchzufallen, soll nach dem Zeugnisse berühmter Zeitgenossen nicht sonderlich angenehm sein. Wenn es gut ausgefallen wäre, hätten sie mir doch telegraphiert, trotz des Verbotes. — Die Aufregung über das Schicksal eines neuen Buches, die Angst vor einer schlechten Aufnahme desselben kenne ich nicht. Wenn nur ich selbst mit dem Buche nicht allzu unzufrieden bin, nach der Meinung anderer frage ich kaum mehr. So sträflich leichtsinnig! Diesmal jedoch war es etwas anderes; dreißig Meilen weit von den Rampen hatte ich heftiges Lampenfieber die ganze Nacht. Auch körperlich war ich sehr erschöpft und elend. Am Morgen — es war ein frostiger Nebelmorgen — schleppte ich mich zum Südbahnhofe. Dort sah ich eine Zeitung mit der Nachricht aus Graz des Inhaltes, dass das neue Volksstück viele Fehler habe und mit getheilten Gefühlen aufgenommen worden sei. — Glimpfliche Anzeige eines entschiedenen Durchfalles. — Also heim! zurück in Gottesnamen zur Stätte des Jammers. Mit so unbehaglicher Stimmung bin ich noch nie in die liebe Steiermark hineingefahren, als an jenem Tage. In Mürzzuschlag kaufte ich ein Grazer Blatt, um über den Spectakel ausführlicher zu lesen, denn auf einmal kam mir die Geschichte fast lustig vor. Ein langer Aufsatz stand da über das neue Stück, wenige Stunden nach der Aufführung schon gedruckt und versendet. Was doch heutzutage die Federn flink und die Maschinen rasch arbeiten! Im Aufsatze stand allerhand zu lesen über die Frostigkeit der neuen Bühnenerscheinungen im allgemeinen, über die fehlerhafte Mache des neuen Stückes im besonderen, über die sonstige Popularität seines Verfassers, dessen Freunde bei der Aufführung erschienen wären und durch der Hände Arbeit einen großen Erfolg erzielt hätten. — Von dem Inhalte, von dem Gehalte, von der

Tendenz des Stückes nicht gar viel. Das Ganze machte den Eindruck einer rücksichtsvoll gehaltenen Ablehnung. So verstand ich's.

Bis mein Zug nach Graz kam, war ich vollkommen ruhig; was nützt denn die Philosophie, wenn man sie an solchen Tagen nicht vorspannen wollte! — Doch am Bahnhofe kaum ausgestiegen, war ich empört; mehrere Bekannte eilten herbei und beglückwünschten mich zu dem „großen Erfolge". Ich hielt es für Hohn. Erst die Berichte, die in meiner Wohnung warteten, haben mich eines anderen belehrt, haben mir gesagt, dass das Volksschauspiel „Am Tage des Gerichts" einen wirklichen Erfolg errungen hätte, wovon ich mich auch an demselben Abende und den folgenden Abenden, an welchen das Stück bei gutbesuchten Häusern Wiederholung fand, überzeugen konnte.

Die Grazer Presse behandelte mich mit seltener Übereinstimmung nicht wie einen dramatischen Anfänger, den man ermuthigt, wenn auch nur halbwegs Talent zu spüren; eher war ihr Ton wie eine würdevoll wohlwollende Zurückweisung. Und diese das Interesse an dem Stück lähmenden Stimmen sprachen zu Danke jenem in jedem Orte unvermeidlichen Theile des Publicums, welchem nichts zuwiderer ist, als wenn in seiner Mitte ein Mensch sich anschickt, zur Ehre der Heimat etwas zu leisten. — Nun die Privatmeinungen! Weise Rathschläge wurden mir zutheil; die einen wollten den zweiten Aufzug streichen, die anderen den vierten; ein weiterer meinte, noch am allerlangweiligsten sei der dritte Act, und wieder einer fand das Stück ausgezeichnet, wenn der erste Act mit dem schauerlichen Morde wegfiele. All diesen achtbaren Wünschen Rechnung getragen, und es bliebe von dem ganzen Stücke nichts übrig, als die Zwischenacte. Juridische Herzen waren (und mit Recht) empört über das Todesurtheil, und Jagdbesitzer waren außer sich, dass der Vertheidiger des Wildschützen und Jägermörders die Berufung anmeldete „auf ein höheres Gericht". Und welches höhere Gericht, so fragten sie, soll denn das sein, auf das man sich nach dem Verdicte des Schwurgerichtshofes berufen könne? — Wenn man den Dichter nicht verstanden hat, der Plauderer gibt darauf keine Antwort.

Uebrigens brach in Graz ein berufener Jurist stramm eine Lanze für die juridische Seite des Stückes.

Etliche waren darüber schier aufgebracht, dass dem Stücke ein Prolog vorausgeht; für solche möchte ich am liebsten auch noch einen Epilog schreiben und ihnen in demselben erzählen, was Lessing über den Prolog gesagt hat. Denn gerade die Allerklügsten verstehen ein einfach gehaltenes Dichterwerk am allerwenigsten, und die Zwischenacte eines schlichten Volksstückes müssten eigentlich damit ausgefüllt werden, den nur auf die äußere Form sehenden Krittlern zu erklären, was der vorhergegangene Act war und bedeutet hat.

Einer der literarischen Richter behauptete, ich hätte das Stück ungeschickterweise dort begonnen, wo es abschließt; ein anderer meinte, ich hätte unklug das Stück dort geschlossen, wo es eigentlich erst beginnt. Letzterer war ein Anhänger der „naturalistischen" Schule und seine weiteren Ausführungen haben mich sehr belehrt. Ein prächtiger Stoff, sagte er zu mir, was hätte sich daraus machen lassen! Sie nahmen einen ganz guten Anlauf, aber gerade dort, wo das Stück eigentlich beginnen sollte, dort schließen Sie es ab. Ihr Stück, wie es heute vorliegt, ist nichts als Exposition. Die junge Jägerswitwe verzeiht dem Mörder ihres Gatten. Motiv: weil sie ihn liebt. Er ist ja ein interessanter Mann. Er, der Strassl, sieht auch rasch seinen Vortheil, verlässt Weib und Kind in Armut und flieht mit der hübschen Jägers-

witwe, um mit ihr ein angenehmeres Leben zu beginnen. Aber das verlassene Weib des Strafsl, die Jessel, zieht ihnen mit den hungernden Kindern nach, der Strafsl weiß sich ihrer nicht anders zu entledigen, er vergiftet die Jessel, ertränkt die Kinder im Flusse und lebt lustig weiter. Das wäre ein Drama! Das gäbe Scenen! — So der Naturalist. Ich bedankte mich recht schön für diesen Entwurf, für den sich wohl auch unser Theaterpublicum bedanken würde. Von einem Theil der Kritik aber dürfte ein solches Stück protegiert werden.

Im einzelnen machten mir derlei Stimmen Spafs, im ganzen aber waren sie nicht geeignet, mich zu fördern. Dem gegenüber machte ich jedoch eine andere Erfahrung. Jener große Theil des Publicums, der noch einer unmittelbaren poetischen Wirkung fähig ist, welcher mehr empfindet als reflectiert, fand an meinem Volksschauspiele Gefallen. Die Leute saßen im Theater, lachten und weinten und besprachen das Geschaute tagelang. Dieser vorherrschenden Stimmung entsprachen eingehende Besprechungen des Stückes, die von außen kamen, den poetischen und sittlichen Gehalt nicht ignorierten und in ihrer Frische und Wärme ermuthigend auf mich wirkten.

Schon waren Theateragenten an mich herangekommen mit dem Wunsche, dafs ich ihnen mein Volksschauspiel zur Aufführung in anderen Städten überlassen möge. Ich erschrak, so war's nicht gemeint. Aber auf vielseitiges Zureden gab ich nach, legte das Stück in die Hände eines erfahrenen Wiener Agenten und beschlofs, mich weiter darum nicht mehr zu kümmern. Dieser Beschluss wurde durch die einstürmenden Dinge sistiert.

Bald hieß es, das Stück werde, trotzdem es in alpiner Volksmundart geschrieben, in vielen Städten Deutschlands und den meisten Städten Österreichs zur Aufführung gelangen.

Die Aufführung in Wien fand schon am 20. December im Deutschen Volkstheater statt. Ich war nicht dabei, saß an demselben Abende in meiner stillen Stube zu Graz, wo schon der Tannenbaum stand. Welt und Wald, ich entscheide mich für den letzteren. — Die Äußerungen eines Erfolges kommen dem sich abseits haltenden Autor in folgender Weise zu: Unmittelbar nach der Erstaufführung Depesche mit der Anzeige eines „großen Erfolges" und Gratulation. Dann kühlere Zeitungsstimmen, hernach anerkennende Zeitungsstimmen, endlich giftige, rasende Zeitungsstimmen, die von einem gänzlichen Misserfolg sprechen, und inzwischen begeisterte Privatbriefe aus den verschiedensten Gesellschaftsclassen, und schließlich Anfragen von Theateragenten, ob nicht bald ein zweites Stück fertig sei.

Die Wiener Kritik nahm das Stück ernst. Mit Nachdruck betonte sie die Schwächen und Mängel desselben, hatte aber im allgemeinen warme, theils begeisterte Anerkennung für dessen Vorzüge. Mehrere sagten, der zweite Aufzug (im Arrest) sei einzig in der dramatischen Literatur, der Wohlwollendste (welcher zur ersten Aufführung nach Graz gekommen war), sprach in der „Presse" sogar von „Shakespeare'schem Genie". Andere meinten, das Stück sei nichts als eine „monologisierte" Erzählung. Andere wieder hatten nichts gesehen, was an dramatischer Wirkung den vierten Act übertreffe. Viele kamen auch dort in ihren Untersuchungen über die Form nicht hinaus. Sie knusperten nur so an der Schale herum und meinten dann, die Nuss sei nicht recht schmackhaft. Wenn sie auch noch die Fabel erzählten, so glaubten sie dem Gehalt vollkommen Genüge gethan zu haben. Einzelne Kritiker wollten in dem Stücke eine absichtliche sociale Tendenz gefunden haben, auf herrschende gesellschaftliche Zustände gemünzt. Nur wenige der öffentlichen Beurtheiler be-

rührten den Kern, sozusagen die Seele des Stückes. „Die höhere Lieb', sie soll die Heldin sein", heißt es im Prologe, und das Stück gipfelt in den Worten des bishin verstockten Missethäters, dem aus Menschenliebe verziehen worden war: „Dem Hass bin ich gestanden, die Liebe wirft mich nieder!" — Ein Lied wollte ich singen von der Selbstüberwindung, das Schwerste und Göttlichste zu vollbringen, von der Kraft und Größe des Verzeihens. — Das ist freilich kein modernes Thema, und die Kritiker, die nicht von Natur aus geistreich sind, finden bei dessen Besprechung blutwenig Gelegenheit, es zu werden.

Was die von der Kritik behauptete Überflüssigkeit des zweiten Aufzuges anbelangt, freute mich der Ausspruch einer schlichten Bürgersfrau, die mir schrieb: „Man soll nur einmal darüber nachdenken, um wie viel einem der Strassl-Toni nach dem zweiten Acte lieber ist, als nach dem ersten." Nicht übel, und liebenswürdig boshaft war der Ausspruch eines Wiener Kritikers: „Der zweite Act ist wie Sodawasser. Sodawasser ist bekanntlich das beste Getränk, weil man es trinken und auch stehen lassen kann. Diesen zweiten Act kann man spielen und auch weglassen, doch verdiente ein Regisseur, der letzteres thäte, einen schärferen Arrest, als den, der im zweiten Acte dargestellt ist." Derselbe warm humoristische Kritiker tadelt einen ungebührlich langen Zwischenact, indem er sagt: „Wenn in dem Stücke überhaupt eine Handlung wäre, so hätte man auf die Vermuthung kommen können, dass auf der Bühne etwas passiert sei!" — Und wenn ein anderer meinte, dass R. als Dramatiker noch die Farbe seiner grünen Steiermark habe, so musste ich auch über diesen Witz lustig lachen, weil daneben sehr viel warme Anerkennung der guten Seiten des Stückes zu lesen stand. Wie ein Kritiker strenge, liebenswürdig und geistvoll zugleich sein kann, bewies jene eingehende und verständnisvolle Besprechung, die in dem Ausspruche gipfelte, der Autor des „Am Tage des Gerichts" habe wohl die Sache los, aber die Mache nicht, und er habe auf der Höhe seines Lebens noch einmal ein Handwerk zu lernen.

Drollig hingegen geberdeten sich ein paar Wiener Antisemitenblätter. Ein Teutone schlug mit gewaltigen Keulenhieben das Stück zweimal todt; da es immer noch lebt, so wird er mir wahrscheinlich — wie ich ihn kenne — einmal mündlich oder in einem Privatschreiben überschwenglich gratulieren zum „unsterblichen" Werke.

Der „Figaro"-Schreiber in Wien gerieth aus Wuth über den Erfolg des Stückes geradezu in ein bedenkliches Delirium. Er faselte von einem Reclameapparat, den der Autor in Betrieb setze! So ein Mensch, der mit Behagen sein Brot den Juden aus der Hand isst, spielte mit bärenmäßiger Plumpheit die Antisemitenfrage in mein Volksstück und schrieb den Erfolg desselben meiner — Judenfreundlichkeit zu. — Ein netter Patron, das!

Auf wiederholte Einladung, meinem Stücke in Wien beizuwohnen, geschah dies zur vierten Aufführung am 27. December. Seltsam war mir zumuthe, als ich abends gegen sieben Uhr den Museen entlang hinanschritt und das weiße Haus im elektrischen Lichte leuchtend vor mir stehen sah. Reichlich ein Jahr früher bin ich zur selben Stunde denselben Weg gegangen, um der Eröffnung des Hauses beizuwohnen. Anzengrubers „Fleck auf der Ehr'" wurde gegeben und meinen genialen Freund hatte ich damals das letztemal gesehen. Heute stand ein Kleiner vor den Augen eines Publicums, das gewohnt war, den Großen zu sehen! Ich kann nicht sagen, wie schwer die Beklommenheit war, die ich empfand. Das Haus war überfüllt. Mir war eine Balkonloge zur Verfügung gestellt worden, in der ich mich vor den Augen des Publicums nur halbwegs

verbergen konnte. Die Inscenierung des Stückes war genial, das Spiel gut. Martinelli brachte den Strafsl Toni mit vollendeter Meisterschaft. Das Publicum war äußerst warm gestimmt und zollte nach jedem Aufzug lebhaften Beifall. Ich litt und war völlig muthlos, warum, das kann ich mir heute noch nicht erklären. Nach dem dritten und vierten Aufzuge ward ich, immer wieder vom Publicum gerufen, fast gewaltsam auf die Bühne geschleppt, und zwar so wiederholt, bis ich endlich die Flucht ergriff. „Wir haben gelacht und geweint und danken Euch für beides!“ also raunte mir an der Pforte ein alter Weißbart zu. —

Die wärmsten Stimmen über das Stück kamen aus dem kalten Norden. Den ersten großen Erfolg hatte es eigentlich erst im Altonaer Theater zu Hamburg. Dort geschah das Unerhörte, dass die gesammte Presse einmüthig mit dem Publicum dieses Volksschauspiel auf das eingehendste und wärmste würdigte. Solche Nachrichten kamen mir zum Schlusse des Jahres, sie mutheten mich an wie ein Becher glühenden Punsches nach lauer, süß-säuerlicher Limonade. — Auf solche Siegesnachricht erwarte ich nun die Hiobspost von einer großen Niederlage irgendwo, denn die Welt der Bühne liebt Verwandlungen. — Beständig allein bleibt der Kritiker. Hat er einmal gesprochen, dann imponiert ihm nichts mehr als das, was er selber gesagt hat — so lange er sich daran erinnert.

Das Stück erhält sich bisher auf dem Repertoire, seit zwei Monaten ist es auf verschiedenen Bühnen an dreißigmal zur Aufführung gekommen. Auf weiteren Bühnen stehen die Aufführungen bevor.

Und also bin ich fast zufällig, halb wider Willen Dramatiker geworden. Möge der Mangel einer ernstlichen Absicht als Milderungsgrund gelten! —

Und zum Schlusse noch ein bisschen Arroganz.

Da ich die Meinung anderer über mein Stück so vielfach gehört habe, werden es auch vielleicht andere nicht ablehnen, meine Meinung darüber zu hören. Denn, da nach Einiger Ansicht das Stück nicht für den Dichter spricht, so muss der Dichter für das Stück sprechen. — Das Schauspiel „Am Tage des Gerichts“ steht den Kunstregeln eines Dramas nicht, dessen war ich mir schon bei der Wahl des Stoffes bewusst. Der Stoff ist nicht dramatisch im gewöhnlichen Sinne, und doch muss er auf der Bühne wirken, weil er tief menschlich ist. Gutgemachte Theaterstücke haben wir genug; aber gute Mache allein kann nicht halten, während guter Gehalt sich selber macht. Die sogenannten Kunstregeln habe ich auch als Erzähler nie beobachtet; ich forme meine Gestalten nicht aus carrarischem oder atheneſischem Marmor, sondern aus heimischem Lehm, dafür trotzen sie unserem Klima. Man ziehe herben Naturwein in thönernem Kruge vor einem Kunstpantsch in krystallnem Becher.

Dass ich kein geaichter Dramatiker bin, davon haben mich die Erfahrungen bei diesem Stücke neuerdings überzeugt. Nicht weil in dem Stücke so große Fehler vorkommen, sondern weil ich nicht imstande bin, diese Fehler einzusehen. Dass der zweite Aufzug überflüssig ist, wusste ich allerdings schon, als ich ihn schrieb. Heute nach vielen Erprobungen sagen die Theaterdirectoren, dass dieser überflüssige Act eigentlich der nothwendigste sei. Was geht denn aber vor? Im ersten Aufzuge wird der Strafsl zum Mörder; im zweiten wird nur gezeigt, dass dieser Mörder noch lange kein Spitzbub ist, was ihn erst auf die Höhe des tragischen Helden hebt; im dritten wird seine natürliche Gegnerin bestimmt, ihm zu verzeihen, im vierten Act wird er bekehrt. Man sieht, diese Menschen handeln nicht, sie werden vielmehr behandelt, und das ist der Fehler. Aber am Ende sind wir auf Erden ja alle der

behandelte Theil, der leidende Theil, und ich sehe eben nicht ein, warum man das nicht sollte auf der Bühne darstellen dürfen. Nach meiner Meinung besser solche Stücke, deren leidende Theile das Publicum zu einem handelnden anregen, als solche, deren manchmal ungeheuerlich handelnder Theil das Publicum zu einem leidenden machen.

Obzwar mein Stück auch mit der vornehmen Gesellschaft Glück gehabt, denke ich mir im ganzen doch Folgendes:

Der dramatische Dichter schreibe nie für Parquet und Logen, sondern für ein „höherstehendes" Publicum. Er soll wissen, dass die Herrschaften in den Sammtfauteuils sich viel langweilen und gähnend den Schluss des Stückes erwarten, während das Publicum der Galerie, wovon viele den ganzen Abend auf den Zehen stehen und lange Hälse machen müssen, um etwas zu sehen, lachend oder schluchzend nur das eine fürchten: das letzte Fallen des Vorhanges. Die da oben sind nicht ins Theater gekommen, um Jagd zu machen nach den Fehlern des Stückes, sondern um willig und dankbar dem Dichter zu folgen. Die da oben in den Galerien verlangen, dass das Stück einen Leib und eine Seele habe, nämlich, dass es realistisch und idealistisch zugleich sei. Die Kunst des Volkes darf nie vergessen, dass das Laster zuschanden gemacht werde und der Adel im Menschen zu Ehren kommen muss. Also verlangt es das naive Publicum; und ein anderes wird der Künstler, der Dichter sich nicht wünschen.

Das Volksschauspiel „Am Tage des Gerichts" macht seinen Weg, aber nicht auf schimmerndem Siegeswagen, sondern zu Fuße und an einem Stocke. — „Das zweite Stück", so behaupten viele Kritiker, „wird schon besser ausfallen." Aber, wer sagt denn, dass ich ein zweites schreiben will? Eher verlangt's mich mit den strengsten der Recensenten einmal die Rolle zu tauschen; sie sollen dichten und ich ....

Ich möchte denn doch gar zu gerne auch einmal ganz gescheit sein.

Was Grillparzer über uns gedacht hat.

Der hundertste Geburtstag des großen österreichischen Dichters, den wir am 15. Jänner 1891 begiengen, veranlasste uns wieder einmal, dem Geiste desselben zu lauschen. Manche Festbegeisterung für den Dichter war echt; manche stellten sich begeistert aus verschiedenen Gründen. Ein Dichter, der nur zu seinem Seculum anerkannt werden will, ist immerhin noch zu ertragen. Hätte Grillparzer seinen hundertsten Geburtstag erlebt, wie ein König wäre er gefeiert worden; hätte er an demselben noch geschrieben — was dann?

Nun, da er jetzt nicht mehr schreibt, so wollen wir heute zu seiner Ehr' und zu unserer Lehr' lesen, was er einst geschrieben.

Biographisch.

Am fünfzehnten Jänner geboren,
Gestorben? — ich weiß noch nicht wann?
Kömmt einst dir das Datum zu Ohren,
So füg's zur Ergänzung hier an.

Und hast du es niedergeschrieben.
So hast du mich ganz, auf ein Haar;
Was etwa noch übrig geblieben,
Wird wohl nach dem Tode erst wahr.

Gescheit gedacht und dumm gehandelt,
So bin ich mein' Tage durchs Leben gewandelt.

Selbstbekenntnis.

Du nennst mich Dichter? Ich bin es nicht,
Ein andrer sitzt, ich fühl's, und schreibt mein Leben,
Und soll die Poesie den Namen geben,
Statt Dichter, fühl' ich höchstens mich Gedicht.

* * *

Will unsere Zeit mich bestreiten,
Ich lass es ruhig geschehn,
Ich komme aus anderen Zeiten,
Und hoffe in andere zu gehn.

* * *

Was hängt Ihr Euch an mich und meinen Lauf,
Und strebt dem Höhern plumpen Dranges wider?
Ich zieh' Euch, merk' ich, nicht zu mir herauf,
Doch Ihr, weiß Gott, mich auch zu Euch nicht nieder.

* * *

Nebenbuhler mir zu wecken,
Zählt Ihr Dienst und Jahre auf?
Esel schätzt man nach den Säcken,
Aber Renner nach dem Lauf.

Kritik.

Von unsern Kunstrichtern die bestgenannten
Sind gegen mich gar strenge Richter;
Sie protestieren eben als Protestanten,
Und ich — bin ein katholischer Dichter.

* * *

„Warum gibst deine Werke du endlich nicht heraus?" —
Mein Freund, bei schlechtem Wetter hält man sich gern zuhaus.

Verständlichkeit.

War ich als Dichter gleich geboren,
So kam's doch nie zur echten Klärung;
Im Anfang war's nicht ausgegohren,
Dann gieng's gleich in die faule Gährung.

An B.

Ich schriebe Verse gegen dich,
So sprichst du, ärmster der Poeten,
Das hieße, Gott behüte mich,
Mit gold'nen Kugeln Spatzen tödten.

Einem Kritiker.

Eig'ne Gedanken sprichst du mir ab? Auch sind es nicht eig'ne:
In der Weihe Moment gab sie die Muse mir ein.

Schmäht, so viel Euch beliebt, Ihr laut recensierenden Zungen,
Über den Reichen zu Pferd schimpft ja das Volk, das zu Fuß.

* * *

Wälz' immer dich in Schlamm und Koth,
Und spritze, spritz' nur zu:
Wer weiß? du liebst mich endlich noch,
Bin ich beschmutzt wie du.

Nicht fordr' ich, dass du gut mir heißt,
Was du so eifrig schmähst,
Nur dass du's zu dem Vielen reihst,
Wovon du nichts verstehst.

Einem Censor.

Dass du, Freund, nicht schreiben kannst,
Wissen wir gesammt;
Aber lesen lerne doch,
Das gehört zum Amt.

Fortschritt.

Ich fühle wohl meine Sünden,
Die alten, wohl gar auch neue;
Doch wenn ich die Wahrheit gestehen soll,
So fehlt mir die rechte Reue.

An das Publicum.

So habt Ihr mich vergessen?
O könnte Euch ich's auch;
Doch euren Qualm von Albernheit,
Athm' ich in jedem Hauch.

* * *

„Mein Wissen ist gegen das Eure ein Kind,"
Fern sei, dass ich es leugne,
Nur dass Eure Gedanken fremde sind,
Die meinen aber eigne.

* * *

Gar Viele sind meinem Gedichte geneigt;
Nur dass, wie es geht beim Lesen,
Ich bloß diejenigen überzeugt,
Die früher bereits es gewesen.

Bei Empfang des Leopoldordens.

(März 1849.)

Gern misste den Orden der Barde;
Ich trag' ihn in eignem Sinn:
Mich mahnt er als eine Cokarde,
Dass ich des Kaisers bin!

Ich rede nicht, wo jeder spricht,
Wo Alle schweigen, schweig' ich nicht;
Weh' Euch und mir, wenn je von uns ich wieder singe,
Ich bin ein Dichter der letzten Dinge.

Öffentliche Anerkennung.

Wie strahl' ich nicht im Ehrenglanz!
Das Höchste sollte mich kaum überraschen;
Sie vergolden mich am Ende ganz,
Nichts ausgenommen als die Taschen.

* * *

Zum Schweigen fühlt der Mensch sich oft gestimmt
Durch mannigfach erwägende Betrachtung,
Doch was die Lust zur Antwort gänzlich nimmt,
Ist tiefgefühlte, herzliche Verachtung.

Krankenbesuche.

(1870.)

Eine Ähnlichkeit, die ich mit Christus habe:
Nur die Weiber kommen zu meinem Grabe.

Was echte Poesie
So hoch vor allem stellt:
Sie ist der ganze Mensch
Und auch die ganze Welt.

* * *

Die eine Vorschrift nenn' ich, durch die du alle erfüllst:
Habe Talent, mein Lieber, und schreibe, was du willst.

Ästhetiker.

Nach Gründen suchen ist Eure Schwäche,
Die Kunst lebt im Vollen und im Bunten,
Der Grund ist auch eine Oberfläche,
Nur nach unten.

* * *

Sie sind der höchsten Ideen voll,
Zum Staunen oder zum Lachen;
Ein jeder weiß, wie man's machen soll,
Doch keiner kann es machen.

* * *

Tadeln ist leicht, wie Ihr wohl wisst,
Und höchst bequemlich,
Doch eins gibt's, was noch leichter ist:
Nachbeten nämlich.

Speculation.

Den Himmel hätte das Talent hienieden schon auf Erden,
Könnt' zehen Jahr nach seinem Tod es erst geboren werden.

* * *

Laßt mich mit Eurem Publicum
Und Euren gebildeten Leuten,
Sonst waren nur immer die Dummen dumm,
Jetzt sind es auch die Gescheiten.

* * *

Der Fehler der Deutschen ist immer gewesen,
Wie rühmlich man sie sonst auch nennt,
Daß sie versuchen, da zu lesen,
Wo man noch kaum den Buchstab kennt.

* * *

Die Poesie und die Theologie
Sind eben beide Phantasie;
Nur die eine erfindet ihre Gestalten,
Die andere spielt mit den vorhandenen alten.

Literatoren.

Ein Buch ist ein gar schönes Ding,
Ein Gelehrter ist noch viel werter,
Doch beide vereinigt, wiegen gering,
Das Ganze heißt: Buchgelehrter.

Kritiker.

Die Dichtkunst, sagt man oft und sagt es laut,
Sie sei ein treuer Spiegel alles Lebens:
Drum wenn ein Affe in das Dichtwerk schaut,
Sieht er nach einem Sokrates vergebens.

* * *

Da die Deutschen noch bescheiden nach alter Weise,
Sagt' ich gern ein Wort zu ihrem Preise;
Nun aber, da sie sich selber loben,
Fühl' ich mich fürder der Müh' enthoben.

* * *

Nachahmer schilt das Ausland uns
Und gibt uns spöttisch harte Namen.
Auf! Ahmen wir den Britten nach:
Von nun an nicht mehr nachzuahmen.

Die junge Poesie.

Frag' ich, was wirksam übrig blieb
Der deutschen Literatur,
So stehen zwei zu oberst an:
Scandal und Caricatur.
Kein Wunder! Wo sich dein Reiz verlor,
O heilige Natur!

Der radikale Dichter.

Wer Liebe singt und Wein,
Mag immer Weiberfeind und Wassertrinker sein,
Wer singt, was allen nützt und keinen kränkt,
Dem sei die Überzeugung vornherein geschenkt.

Doch wer, was zweifelhaft, ob Glück es bringt, ob Schmerzen,
Der ist ein Schuft, fühlt, was er singt, er nicht im eignen Herzen.

Thersites.

(Frei nach Homer.)

Die Ästhetik vor allem verpön' ich,
Sie spielt ein gefährliches Spiel:
Die gute nützt sehr wenig,
Die schlechte schadet sehr viel.

Fortschritt.

Ein Mittel wird dem Fortschritt immer bleiben:
Wenn er nicht übertreffen kann, zu übertreiben.
Und bei der Einzelnen schmählichen Ermattung;
Der Cultus der Nationen und der Gattung.

Nationaltracht.

Der Weg der neueren Bildung geht:
Von Humanität,
Durch Nationalität,
Zur Bestialität.

Liberalismus.

Lern' erst, was Freiheit will zu Recht bedeuten,
Eh' Wort und Wahlspruch du entlehnst von ihr,
Nicht nur, dass selbst du dienstbar keinem zweiten,
Nein, auch kein zweiter dir.

* * *

Juristen:
Schlechte Christen;
Macht Ihr einen zum Minister,
Wird ein guter Christ er.

Deutscher Bund.

Der deutsche Bund war nicht schlecht von Haus,
Gab auch Schutz in jeder Fährlichkeit,
Nur setzt' er etwas Altmodisches voraus:
Die Treue und die Ehrlichkeit.

Glaube.

Der Ungläubige glaubt mehr als er meint,
Der Gläubige weniger als ihm scheint.

Proselytismus.

Warum zu ihrem Glauben
Sie gern Genossen nehmen?
Vielleicht um in der Menge
Sich weniger zu schämen.

Die Schweizer.

Man fragt, ob Ihr denn Deutsche seid?
Ich glaub' es nun und nie:
Ihr triebt die Jesuiten aus,
Wir schreiben gegen sie.

Namensunterschied.

Was nennt Ihr nicht von Christus Euch,
Warum mit Jesus brüsten?
Weh'! dass Ihr Jesuiten seid,
Indes wir andern Christen.

Irgendwo und irgendwann.

Das Werk von Weibern und Kindern,
Zum Weinen oder zum Lachen:
Uns in diesem Leben zu plündern,
Und im andern uns selig zu machen.

Reisebeschreibung.

Zwischen nichts wissen und Nichtswissen,
In diese zwei Theile ist die Menschheit zerrissen.
Aber Nichtswissen
Ist fruchtlos bis zum Tode beflissen,
Indes nichts wissen
Ein gottgefälliges Ruhekissen.

Antwort.

Ob es jetzt noch Geister gibt?
Je nachdem du's nun erkennst:
Wenn du Geist und Fühlen trennst,
Bleibt nur Leib und ein Gespenst.

* * *

Vertreibt die Phantasie
Nicht aus der Poesie!
Sie lässt den Menschen nie
Und flüchtet, stört Ihr sie,
Bis in die Nationalökonomie.

Einem Banquier, der die Armen beschenkte.

Im Schenken ohne Maß, beim Darleih'n klug bedacht,
Erquickst du Bettler heut', die gestern du gemacht.

* * *

Mein Freund, Sie sind ein Bösewicht!
Zwar gar so böse sind Sie nicht.
Drum bleiben einfach wir beim Wicht.

Jubelfeier.

Der Mann bracht' es auf siebzig gar,
Das heißt: von seinem siebenten Jahr
Hat all sein Wirken, von Kind bis jetzt,
Nur eine Null ihm zugesetzt. —

* * *

Schüler und Schulmeister
Sind unsre großen Geister,
Schreien im Chorus sie,
Gibt's eine Akademie.

* * *

Ein Dummkopf bleibt ein Dummkopf nur
Für sich in Feld und Haus,
Doch wie du ihn zu Einfluss bringst,
Wird gleich ein Schurke draus.

* * *

Such' nicht nach Gründen gar so weit,
Wo schon ein Grund die Wirklichkeit.

* * *

Jeder Irrthum hat drei der Stufen:
Auf der ersten wird er ins Leben gerufen,
Auf der zweiten will man ihn nicht eingestehn',
Auf der dritten macht ihn nichts ungeschehn.

* * *

Gesteh' dir's selbst, hast du gefehlt,
Füg' nicht, wenn Einsicht kam,
Zum falschen Weg, den du gewählt,
Auch noch die falsche Scham.

* * *

Der Tiefsinn wird gar leicht zum Stumpfsinn,
Der Scharfsinn artet oft in Witz,
Halt' immer dich an den Natursinn,
In ihm hat Groß und Kleines Sitz.

Antwort.

„Ich will" ist ein gewichtig Wort,
Spricht mit sich selbst der Mann;
Doch steht gegenüber er der Welt,
So gilt doch nur: „Ich kann."

Regel.

Willst die Bescheidenheit du des Bescheidenen prüfen, so forsche,
Nicht ob er Beifall verschmäht; ob er den Tadel erträgt.

* * *

Halt' dich entfernt, theil' dich nicht jedem mit,
Und flieh' die Schwätzer, Lung'rer, Schmecker,
Sieh' nur, es ist ein kleiner Schritt,
Vom Teller- bis zum Speichellecker.

* * *

Mit drei Ständen habe nichts zu schaffen:
Mit Beamten, Gelehrten und Pfaffen.

* * *

Fühlen und Denken, wenn man's erwägt,
Sind der Blinde, der den Lahmen trägt.

Inschrift auf eine Sonnenuhr.

Ihr Leuchten zeigt die Stunde,
Mich selber zeigt ihr Licht;
Mag auch das Wissen fehlen,
Fehlt nur die Weisheit nicht!

Kleine Laube.

Sonnenstaub.

Neue Lieder von M. R. von Stern.*)

Subjective Wahrheit.

Fort mit der Wahrheit! Lasst die Schönheit thauen
Wie milden Balsam auf die kranke Welt!
Fort mit der Wahrheit! Lasst den Himmel blauen,
Die süße Lüge, die das Herz erhellt!
Um eine Welt von grauenhaften Qualen
Tauscht ihr des Herzens holde Blüte ein;
Berauscht von Nüchternheit, ihr seid Vandalen
Und mordet fühllos mit dem Schein das Sein!

Was ist die Wahrheit? Ist's die plumpe Tatze,
Die an dem Flügelstaub des Lebens rührt?
Was ist die Wahrheit? Ist's die eitle Fratze
Des rohen Wissens, die das Herz verführt?
Ich sage nein! Wahr allein ist das Wähnen,
Das meine Seele einigt und beglückt!
Wahr ist der Dichtung und des Glaubens Sehnen,
Und Lüge ist, was unser Sein zerstückt!

Mein Stolz.

In Wolken weich von Patchouli umflossen,
Rollt durch den Prater das geschminkte Glück;
In süßer Faulheit, sanft dahingegossen,
Lehnt es sich in den Sammetsitz zurück.
In gold'nen Duftes Rosenhauch versunken,
Karfunkelt es in diamant'nem Licht —
Du armes Weib, von Gold und Schönheit trunken,
Ich sag' es stolz, nein, ich beneid' dich nicht!

Von öder Angst durch alle Welt getrieben,
Irrt heimatlos der neue Ahasver;
Er ist verdammt, kein Menschenbild zu lieben, —
Die Tasche voll, das Herz, das Herz ist leer!
Er lässt am Belt Champagnerpfropfen knallen
Und schlürft in Capri süßes Sonnenlicht —
Du reicher Weltflaneur, ärmster von allen,
Ich sag' es stolz, nein, ich beneid' dich nicht!

Der gold'ne Lorbeer schmückt gemeine Stirnen
Und tief im Elend schluchzt die Poesie;
Im Wettbewerb mit anschmiegsamen Dirnen,
Buhlt um den Lohn die gold'ne Coterie.
Die Feder knirscht, es klimpern die Moneten,
Und, desloriert, verkauft sich das Gedicht —
Ihr Herrn der Mode, schändliche Poeten,
Ich sag' es stolz, nein, ich beneid' euch nicht!

Chor der Verzweifelten.

Wir sind die Alten,
Wir sind entzweit,
Verdammt, gespalten
In Ewigkeit!
Die Menschen waren
Von je zerstreut,
Und wie vor Jahren
Sind sie noch heut.
Von Kain und Abel
Das Bibelwort,
Es ist keine Fabel,
Das pflanzt sich fort.
Den Friedensspuren
Misstrauen wir,
In den Culturen
Treu bleibt sich das Thier!
Wie auch der Handel
Die Leute treibt,
In allem Wandel
Der Irrthum bleibt.

*) Aus dessen edelgedachten und geformten Gedichten „Sonnenstaub". (Leipzig. W. Friedrich.)

Wir lassen es treiben
In Sturm und Wind —
Die Menschen bleiben
So wie sie sind!

Chor der Hoffenden.

Der ewige Friede
Er ist kein Wahn,
Die Welt ist müde
Von Streit und Spahn!
Das Sichzerspalten
Wird zum Verdruss,
Ein göttlich Walten
Geräth in Fluss.
Das nur Vermeintliche
Verschwand,
Das ewig Feindliche
Reicht sich die Hand.
Das Mannigfaltige
Erscheint
Im Vielgestaltigen
Herrlich geeint.
Es trügt kein Schaumbild
Im Ideal;
Der Menschen Traumbild
Ist Gottes Wahl!
Das Vielverhöhnte,
Es ist kein Spiel,
Das stets Ersehnte,
Das ist das Ziel!

Nachtgebet.

In Donnern und Blitzen,
Auf Bergesspitzen
Ist der Herr.

Im Sonnenbrüten,
In schauernden Blüten,
In Sturmeswüthen
Ist der Herr.

In Wolken wohnt er,
Im Frühroth thront er,
Im Regen rauscht seine Gnade durchs Land.

Die Erde bannt er,
Das All umspannt er.
Du Unbekannter,
Herr Gott, ich befehl' mich in deine Hand!

Alfred v. Berger.

Alfred v. Berger gehört zu den interessantesten Gestalten des literarischen Wien. In der kurzen Zeit von zwei Jahren ist er der allgemein anerkannte Führer der Wiener Literatur geworden; ohne in einer einflussreichen Redaction oder gar auf dem Throne der Burgtheater-Direction zu sitzen, gilt er als der vertrauenswürdigste Kritiker in der Wiener Gesellschaft. Und dieses große Ansehen hat er sich zum geringeren Theile durch das erworben, was er drucken ließ (es ist gar nicht viel), sondern zumeist nur durch die mündliche Mittheilung seiner kritischen Gedanken. Berger ist der beliebteste und gesuchteste Sprecher von der ganzen Wiener Hochschule, an der er Privatdocent für Philosophie ist. Wenn er allen Ansprüchen der literarischen, humanitären und geselligen Vereine nachgeben wollte, müsste er außer seiner täglichen officiellen Vorlesung im Hörsaale der philosophischen Facultät ebenso oft anderwärts fürs große Publicum sprechen. An der Universität liest er heuer über praktische Philosophie (Ethik), außerhalb derselben nur über dramaturgische oder literarische Erscheinungen, die die Menge beschäftigen. Mit zwei Vorträgen über Ibsens „Gespenster“ und über desselben Dichters „Rosmersholm“ hat er in den letzten Wochen wieder Aufsehen erregt. Berger ist ein tiefsinniger Gegner des revolutionären Norwegers, aber doch auch wieder so gerecht, im Dichter, dessen deterministische Weltanschauung der seinigen vielfach widerspricht, die große und echte Gestaltungskraft anzuerkennen. Als Sprecher tritt Berger immer ruhig, ohne Pathos, schlicht, natürlich auf, aber er weiß es so einzurichten, als fielen ihm die Gedanken gerade ein, obwohl das Manuscript der Vorlesung vor ihm liegt. Ein angenehmes Organ macht ihn sympathisch, eine Handbewegung verräth von Zeit zu Zeit seine innere Erregung; einige feine Scherze würzen den Ernst seiner Rede. Doch hat sie ihren ganz eigenen Zauber, und das Geheimnis ihrer mächtigen Wirkung liegt nicht in der Form, sondern im Inhalt dessen, was er sagte. Berger als Vorleser lässt das Publicum mit verblüffender Offenherzigkeit in sein eigenes Innere hineinsehen: darin besteht seine Originalität als Sprecher wie als Denker. Eine Vorlesung von Berger hat mehr den Charakter eines Bekenntnisses, einer Beichte

über ein künstlerisches Thema, als den einer wissenschaftlichen Auseinandersetzung. Dazu gehört ebensoviel Muth als Geist: man muss den Muth haben, man selbst zu sein, und man muss den Geist haben, es in einer Form zu thun, die nicht verletzen kann; dies ist nur dem wahren Philosophen möglich, der sich selbst so objectiv wie anderen gegenübersteht. Berger charakterisiert in seinen Vorlesungen sich selbst nicht weniger, als den Dichter, den er gerade bespricht, er spielt gleichsam sein eigenes Herz, sein ganzes Gemüth gegen das andere aus. Das zündet in jedem Falle. Denn in der Poesie handelt es sich schließlich doch nur um das Herz, um das Gemüth, um den ganzen Menschen, der sich da offenbart; ihr Thema ist ja nichts anderes als die fühlende Persönlichkeit. Darum muss auch alles ästhetische Urtheil so gut auf einem wahren und vollen Erlebnis an den Kunstwerken beruhen, auf die es sich bezieht, wie die dichterischen Schöpfungen selbst das Product eines ursprünglichen Erlebnisses sein müssen. Und dies ist Bergers nicht bloß praktisch befolgter, sondern auch theoretisch (in seinen „dramaturgischen" Vorträgen) ausgesprochener Grundsatz, und mit ihm hat er den wohlverdienten Erfolg errungen, die literarische Kritik, die von den sinnlichen und schaulustigen Wienern nicht sehr geschätzt wird, in seiner geliebten Vaterstadt wieder zu Ehren zu bringen. Das ist sein bleibendes Verdienst. Freilich sind es diese Offenherzigkeit und Wärme nicht allein, die Bergers kritische Vorträge so beliebt und so wertvoll gemacht haben. Es kommen noch hinzu: seine reiche und tiefe Einsicht in das Wesen der Poesie, sein umfassendes Wissen, seine philosophische Kraft in der Dialektik und in der eindringlichen Analyse der Dichtungen, und seine klare, von schönen Bildern und Gleichnissen durchwirkte Sprache. Macht der tiefe Gemüthston in allen ästhetischen und psychologischen Darlegungen schon an und für sich einen dichterischen Eindruck, so wird dieser noch durch solche Anschaulichkeit der Sprache wesentlich erhöht.

Darum konnte es keinen überraschen, dass jetzt ein Band „Gesammelte Gedichte von Alfred Berger" (Stuttgart, Cotta, 1891) erschienen ist: den verkappten Dichter hat man aus dem Kritiker längst herausgefühlt, und übrigens ist er schon früher bei zwei sehr feierlichen Anlässen mit starker Wirkung als Dichter hervorgetreten. Das erstemal mit einem Epilog zur letzten Vorstellung im alten Hofburgtheater. Damals war Berger noch der im bescheidenen Dunkel weilende Secretär der Burgtheater-Direction. Wie mächtig dieser Epilog wirkte, beweist die Thatsache, dass ein in ihm poetisch ausgesprochener Wunsch buchstäblich zur Ausführung gebracht worden ist. Berger schrieb, was Sonnenthal sprach:

... Und wie ein Mann, der von der Heimat scheidend,
Sich eine Scholle Heimaterde mitnimmt,
Um einst sein Haupt darauf zu betten, möcht' ich
Von diesen Brettern hier, die nicht nur euch,
Die uns die Welt bedeuten, einen Splitter
Fromm mit mir nehmen, dass er uns bewahre
Das Angedenken an die schönen Jahre,
Die ruhmvoll große Zeit, da unsre Kunst,
Ein Kind des Hauses, unter einem Dach
Mit Österreichs Kaiserkrone durfte wohnen!

Am Schlusse der Vorstellung klopfte sich das Publicum der Logen und der Galerien, von wo immer es nur konnte: von den Bänken, Holzverkleidungen, Brettern des dem Abbruch bestimmten altehrwürdigen Kunsttempels Splitter ab. Mit Splittern von Bühnenbrettern des alten Burgtheaters wurde noch lange hernach schwunghafter Handel getrieben, und erst kürzlich zeigte uns ein Enthusiast des Burgtheaters triumphierend einen schönen Rahmen, der aus solchen Resten des alten Bühnenbodens gemacht wurde, und der den Zettel der letzten Vorstellung („Iphigenia") im alten Hause enthielt.

Das zweitemal trat Berger als Dichter gelegentlich der Grundsteinlegung zum Raimund-Denkmal vor dem Volkstheater (am 31. Mai 1890) hervor. Auch diesmal mit durchschlagendem Erfolge, zu dem auch der bewundernswerte Vortrag

des Meisters Lewinsky nicht wenig beigetragen hat. Die in Versen gefasste Charakteristik des in Raimund zur Verkörperung gelangten Localgenius Wiens ist so schön und so warm und wahr, dass wir uns nicht enthalten können, einen Theil wenigstens von ihr herzusetzen.

Ja, Volk und Heimat hat in ihm gesungen!
Aus seinem Liede grüßt's wie Fiedelklang,
Wie Walzermelodie, wie Sang und Jauchzen
Bei jungem Wein — der blauen Donau Rauschen,
Der sonn'gen Hügel Rebenduft, die Größe
Der blauen Alpen, die den alten Steffel
Von ferne grüßen — was ein Wienerherz
Im trauten Worte „Heimat" warm umfasst,
Das lebt und weint und lacht in seinem Liede!
Wie eines Österreichers helles Auge
Durch allen blauen Dunst hindurch die Dinge
Leibhaftig schaut in ihrer Wesenheit,
So steht's in Raimund kräftig hingemalt,
In ew'ger Jugend, farbig, leuchtend, lebend:
Das gute Herz, das in uns allen schlägt,
Die offene Hand, die jedem helfen möchte,
Der leichte Sinn, der nicht nach morgen fragt,
Die Treue, die kein Undank überwindet,
Der fromme Glaube auch, dass eine Fee
Gutmachen wird, was wir verdorben haben,
Dazu das alte österreich'sche Glück,
Das diesen Glauben nicht zu schanden macht,
— Ein echter Wiener geht ja niemals unter —
Der frank, frohe Muth, der selbst dem Teufel
Gelassen „Servus" sagt, der Rappelkopf,
Der in uns allen schimpft und räsonniert —
All unser Wesen lebt in seinem Lied . . .
Wer hat es nicht erlebt in unserm Wien,
Wenn in des Sommerabends Dunst und Schwüle
Es in den Bergen blitzt und leise donnert,
Und plötzlich dann der feuchte Laubgeruch
Der Wiener Waldluft durch die Straßen flutet,
Von allen Lippen dürstend eingesogen?
So geht ein tiefes Athmen durch die Menge,
Ein frischer Schauer fröhlichen Gesundens,
Wenn rein und lauter auf entweihter Bühne
Des alten Raimund keuscher Zauber waltet...

Die Wirkung, die Lewinsky mit diesem Gedichte machte, wird uns unvergesslich sein. Wir sahen helle Thränen der Begeisterung auf vielen ernsten Männergesichtern blinken.

Nicht ohne inneren Grund haben wir hier aus der Sammlung der Gedichte Bergers gerade diese zwei Stücke — Poesie der Poesie — herausgehoben. Denn der Dichter in Berger trifft seinen tiefsten Ton doch nur dann, wenn er über Dichter spricht. Mehr noch als unmittelbar naive Poesie, bringt Bergers Lyrik die Sehnsucht nach Poesie zum Ausdruck, und das ist das ganz Eigenthümliche in seiner Persönlichkeit. Was seine Größe als Kritiker ausmacht, das eben hindert ihn, ein großer Dichter zu sein, und er weiß es, er klagt darüber, er ist nicht glücklich deswegen, es gibt einen Zwiespalt ihn ihm, den er selbst des öfteren, am besten in der folgenden „Klage" in Worte fasst:

Wie lang ist's her, dass mir kein Lied
Zu voller duftiger Schönheit gerieth! —
Das macht: ich bin — kaum weiß ich wie —
Erkrankt an chronischer Psychologie.

Die Dämmerung lieben Geister und Dichter,
Doch in mir brennen zu hell die Lichter,
Sie stören das traulich schaurige Walten
Der zarten poetischen Duftgestalten.

Zu feinen seelenkundigen Reden
Verspinn' ich die Gedankenfäden,
Gewonnen durch herzlos kaltes Zergliedern
Von warm gefühlten, lebendigen Liedern.

Wer wüsst' es nicht: ein Horcher im Haus
Scheucht Heimlichkeit und Leben hinaus;
Ein Horcher im Herzen belauert mich,
Mit stechenden Blicken: der Horcher bin ich

Und fängt es dennoch an zu keimen,
Sich im geheimen leise zu reimen —
Sein kaltes Auge sieht mir zu —
Jähes Verstummen, Grabesruh.

Das ist die Poesie der Nichtpoesie, die versificierte Fassung des Nichtdichtenkönnens, und man erinnert sich unwillkürlich an Grillparzers hypochondrische Tagebücher und Verse, in denen er ähnlich über das Fernbleiben der Muse klagt. Aber über Grillparzer kam selbst nach den schlimmsten hypochondrischen Zeiten der heilige Wahnsinn der Poesie, in dem er noch immer seinen „Bruderzwist" und seine „Jüdin" schaffen konnte; in Berger ist der Horcher stärker geworden und hat

ihn zum Kritiker gemacht. Damit soll nicht gesagt sein, dass seine Sammlung keine rechten lyrischen Stücke enthält; wir nennen nur: „Auf dem See“, „Grundlsee“, „Ein Wintermorgen“, „Beruhigung“; viele Liebesgedichte sind von großer Schönheit. Er vermag auch in vier Zeilen ein Gedicht zu schreiben, dem nichts fehlt: „Liebe“. Aber wesentlich zeigt ihn uns seine Lyrik als einen philosophischen, zur Mystik, dem Denken mit dem Herzen geneigten Geist, dem die ewigen Welträthsel, stets Antwort heischend, im Sinn liegen, und der an Gedanken jedesmal weit reicher ist, als an Bildern. Einmal sogar hat ihn die Anschauung in Stich gelassen, im Gedichte „das goldene Schlüss'lein“:

Worauf sich Liebe gründe, zu erkunden
Vermagst du nicht, was du auch lässt und thust —
Wer hat das gold'ne Schlüss'lein je gefunden,
Auf dem die schöne Himmelsbrücke fußt?

Wie sich Berger das Fußen der Brücke auf dem winzigen Raum eines Schlüsseleins vorgestellt haben mag, ist nicht zu begreifen. Oder ist die Brücke unter die Seiltänzer gegangen? Das ist der einzige Lapsus, der uns aufgefallen ist. Der Wert des Buches liegt diesmal ganz ausschließlich darin, dass es das allgemein menschliche Bekenntnis eines Mannes enthält, der dazu berufen ist, als Philosoph und Ästhetiker uns noch vieles von Bedeutung mitzutheilen.

Wien, 25. December 1890.

Moritz Necker.

Anonyme Menschen.

Vor einiger Zeit hat sich der „Heimgarten“ über die Unleserlichkeit der Namensunterschriften aufgehalten, und mit Recht; man kriegt mitunter Schriftstücke in die Hand, die zwar mit irgend einem Kratzer unterzeichnet sind, trotzdem aber als anonym oder pseudonym gelten könnten, weil ja der Kratzer nicht zu entziffern ist.

Nun weiß ich aber in unserem gesellschaftlichen Leben ein Gegenstück, das nicht minder schlimm ist, wie die unleserliche Namensunterschrift. Ein anonymes Schriftstück ist etwas Perfides oder etwas Lächerliches, was aber ist eine anonyme Person?

Wie ich das meine? Ich will deutlich sein.

Ich bin in einer Gesellschaft. Die Herren sind alle gleich befrackt, gleich höflich und in ihren Phrasen gleich nichtssagend. Ein fremder Herr wird mir durch den Gastgeber vorgestellt: „Bitte, hier! Herr Maier!“

„Ah, freut mich!“ sage ich, eine der dümmsten Phrasen, die man thun kann, aber sie ist nöthig, sie gehört zum guten Ton. Nachdem man sich vorgestellt, das heißt, nachdem der Name genannt ist, hat man sich als Bekannte zu betrachten, und es kann ein Gespräch beginnen, je nach Belieben, vorsichtig oder zutraulich. Ich ziehe es vor, einstweilen über das Wetter zu sprechen, später über ein neues Theaterstück, dann über einen Eisenbahnunfall, der im Tagblatt stand; aber dem Herrn Maier ist nicht so leicht beizukommen, ich bringe es nicht heraus, was ihn interessiert, worin er Bescheid weiß oder was er eigentlich bedeutet. Nachdem ich mich so eine halbe Stunde mit dem Manne abgemüht habe (denn manchmal sind in einer Salongesellschaft zwei bestimmte Fremdlinge aufeinander angewiesen), schlage ich mich unbemerkt zum Hausherrn und flüstere ihm die Frage ins Ohr: „Ich bitte Sie, wer ist denn eigentlich dieser unglückselige Herr Maier? der Mann ist mir rein anonym und ich weiß mit ihm nichts anzufangen.“

Nun erst erfahre ich vielleicht seinen Stand, seine Art, seinen Charakter, nun erst taucht mir in ihm eine bestimmte Individualität auf, mit der ein Verkehr möglich wird.

Was will ich sagen? dass die Art, wie wir in der Gesellschaft fremde Personen einander vorstellen, eine alberne, weil gänzlich ungenügende ist. Bloß den Namen zu nennen, genügt nicht, die allerwenigsten Personen haben einen Namen,

der allein schon den Träger bezeichnet. Bei populären, öffentlich wirkenden Persönlichkeiten, ist letzteres allerdings der Fall. Bauernfeld, Speidel, Schönerer — hört man diese Namen, so weiß man genug. Es genügt zumeist auch nicht, die Stellung mit anzudeuten: Herr Doctor Schmiedt! Herr Professor Schultze! Herr Rath Müller! denn immer noch bleibt die Frage offen: ist er ein Medicindoctor, ist er Jurist, Philosoph, oder was? ist er Hochschul- oder Mittelschulprofessor, oder ein Professor der Magie? Und Rath? Es gibt allerhand Räthe, abgesehen von meinem guten Rath; man möchte sich bei dem Vorstellen deutlicher ausdrücken, etwa: Herr Bergrath Wieser aus Leoben! Herr Professor Schultze, Philologe am hiesigen Gymnasium u. s. w. Taktvolle Leute stellen auch so vor, zumeist jedoch wird die erste Bekanntschaft so flüchtig, bloß auf einen nichtssagenden Namen hin gemacht, und wenn die sich Vorgestellten es auch noch versäumen, sich gegenseitig näher zu erklären, so wird da im Nebel herumgefuchtelt, dass es seine Art oder Unart hat.

Am schlimmsten ist man noch daran, wenn es sich um Leute aus dem Kleinbürgerstande handelt, denn keiner bringt es über die Lippen, den Schustermeister Bacher oder den Schornsteinfeger Schwarz vorzustellen; man muss sich mit dem Herrn von Bacher und dem Herrn von Schwarz allein begnügen, und also wird hier der Name zu einem Anonymus, weil er uns nichts sagt uns nicht aufklärt über das, was er aufklären soll.

Ich bin etwas neugierig, mir ist es nicht genug zu wissen, wie ein Mensch heißt, sondern vielmehr, was er ist. Wie schön wäre es, wenn jedem auf der Stirn, für alle leserlich, sein ganzes Nationale geschrieben stünde! Ich würde nicht anstehen, mich solchergestalt tätowieren zu lassen, obzwar ich nur ein Schneider bin; aber ich möchte auch von meinem Gegenüber-Manne wissen, wer und was er war und ist, erst dann werde ich mich bewogen fühlen, mit dem Manne zu verkehren, ihm eine Unterhaltung zu bieten, wie sie sich für ihn schickt, und eine Ehre zu erweisen, wie er sie verdient. Erst dann werde ich auch den richtigen Maßstab anlegen können an sein Benehmen, an seine Aussprüche, an seine standesgemäße Bildung. In manchem muss mir der Doctor mehr wissen, in manchem der Schuster, soll ich ihn für gebildet gelten lassen. Wenn der Universitätsprofessor behauptet, Stiefel aus präparierter Papierpappe wären empfehlenswerter, als Stiefel aus Leder, so lasse ich es ihm hingehen; wenn mir dasselbe jedoch ein Schuhmacher sagt, so muss ich schon bitten!

Bei Frauen ist es weniger wichtig, ihr Nationale zu kennen, die Frau ist in erster Linie nicht Bäckermeisterin oder Frau Professorin oder Gouvernante, sondern in erster Linie Weib, und darnach richte ich mich leicht. Die Männer sind aber Puppen und nur Puppen allein, wenn man von ihnen nichts weiß, als den kümmerlichen Namen; dieser Name bedeutet oft nicht mehr, als unter einem Briefe ein Buchstabe oder ein Gedankenstrich, der vielleicht nicht einmal etwas zu denken gibt.

Also nur keine anonymen Männer in Gesellschaften! Hübsch den vollen Namen und Charakter nennen, so gut und klar, als es in kurzer Zeit nur möglich ist; ein paar Personen, die man sich gegenseitig vorstellen will, bekannt zu machen, das gehört sich.

Ansonsten werde ich es demnächst so machen, wie jener Musiker; dem ward in der Eile ein Herr Lenz vorgestellt.

„Schön!“ sagte der Musiker. „Ich kenne einen Lenz, der mir sehr sympathisch ist, aber der sind Sie nicht.“

„Seine Excellenz ist's“, flüsterte dem Musiker der Hausherr angstvoll zu, „Seine Excellenz, der Herr Minister!“

„Ah, Pardon, ein Minister sind Sie!“ rief der Musiker. „Warum haben Sie das nicht gleich gesagt? Sogar das Exce ist neidisch verschluckt worden, was wunder, dass Sie mir nur Lenz hießen, ohne doch der liebe blumenholde Lenz zu sein! Excellenz, ich mache meine Reverenz!“

M.

Bunte Gedanken.

Von Alexander Engel.

Dem Virtuosen spendet jedermann Beifall, dem Künstler nur der Verständige.

* * *

Wie unsere Feinde über uns denken, das wissen wir immer, doch selten, wie unsere Freunde über uns denken.

* * *

Die Reise nach dem Glück macht man meist per Bummelzug.

* * *

Wer aus dem Unglück der Menge die schönsten Phrasen zu machen versteht, wird — Volksbeglücker genannt.

* * *

Die moderne Kunst zeigt die Wahrheit dort, wo sie — häßlich ist.

* * *

Wenn sich ein Autor bestrebt, nur für die Nachwelt zu schreiben, so kann ihm dies die Mitwelt niemals verzeihen.

* * *

Ihre schönsten Vorzüge haben die Frauen der Phantasie der Dichter zu verdanken.

* * *

Eine kokette Frau will von allen angebetet, eine gemüthvolle von einem geliebt werden.

* * *

Ein volles Herz! Aber ach, womit ist es gefüllt?

* * *

Das wäre die edelste Frau auf Erden, welche es unterdrücken könnte, von ihrer Rivalin etwas Böses zu sagen.

* * *

Was wahre Liebe ist, weiß wohl mancher Mann, nur findet er kein weibliches Wesen, dem er es sagen könnte.

* * *

Wieviel Mühe geben sich doch die Menschen, um einen Kleinen groß zu machen, noch mehr Mühe jedoch, um einen Großen klein zu machen.

Wie viele sind Dichter, ohne einen einzigen Vers geschrieben zu haben, und wie viele sind es nicht, welche tausend Verse gemacht!

* * *

Man *träumt* so lange vom Glück, bis man es schließlich verschläft.

* * *

Im Glücke kannst du dich deinen Freunden zeigen, im Unglück können sich dir deine Freunde zeigen.

* * *

Wer den Schein des Glückes nicht für das Glück selbst zu nehmen versteht, der stellt zu hohe Ansprüche an das menschliche Glück.

* * *

Man darf das Glück nicht zu ernst nehmen, aber auch nicht das Unglück.

* * *

Das Glück macht gedankenlos, das Unglück macht nachdenklich.

* * *

Der Glückliche weiß nicht, was Glück ist; der Unglückliche weiß immer, was Unglück ist.

* * *

Das Glück macht uns feige dem Leben gegenüber, das Unglück zu Helden des Schicksals.

* * *

Wieviel Glück geht doch auf Erden verloren und ach, wie wenig wird gefunden!

Das Märchen von der Kornblume.

Von Paul Mantegazza.*)

Ein alter indischer Dichter hat uns ein Zwiegespräch hinterlassen, welches er ungesehen, während er im Schatten einer Sykomore, neben einem reifenden Weizenfeld Siesta hielt, anhörte.

*) Aus „Blumenmärchen“ von Paul Mantegazza. Aus dem Italienischen von Dr. R. Teuscher. Jena. Hermann Costenoble.

Das Zwiegespräch fand zwischen den Ähren und dem Himmel statt; vielleicht werdet ihr als Zeichen des Zweifels, wohl gar des gänzlichen Unglaubens, den Kopf schütteln, aber ich versichere euch auf Ehre, dass der Himmel täglich zu den irdischen Geschöpfen spricht, und dass diese ihm antworten. Sie sprechen aber nur leise und fast flüsternd, so dass die Mehrzahl der Menschen nichts hört, und nur die Dichter, welche gerade durch die Schärfe ihres Gehöres zu solchen geworden sind, vernehmen diese Stimmen und behalten sie im Gedächtnis, um uns dann neue Welten, und viel schönere, zu enthüllen, als diejenige, welche uns umgibt.

So lag denn unser Dichter zwischen Schlafen und Denken; das Hin- und Herwogen der Ähren wiegte ihn in einen wollüstigen Halbschlummer, welcher bald in wirklichen Schlaf übergegangen wäre, hätte nicht eine Stimme aus der Höhe seine Aufmerksamkeit geweckt.

* * *

Es war der Himmel, welcher zu den Ähren sprach:

„Undankbare Ähren, ich bin erzürnt gegen euch!“

„Und warum das?“

„Weil ihr meine Wohlthaten nicht mit einem Kusse, einem Gruße, ja nicht mit einem Laute der Dankbarkeit für all das Gute, das ich euch erweise, beantwortet. Ich bin es, der euch erwärmt, ich, der euch erleuchtet; ich bin es, der euere Wurzeln mit erfrischendem Regen badet und auf eueren Stengeln die blonden Körner zur Reife bringt, welche der Mensch in Brot verwandelt.“

„Wir sind nicht undankbar, o Himmel, wir erkennen alle die Wohlthaten, die du uns erzeigst, und glauben dir auch unsere Dankbarkeit zu beweisen. Wir thun, was wir können. Ist es etwa nicht wahr, dass du dich in dem Glück der lebenden Geschöpfe spiegelst, dass du aus der Höhe die Schönheit der blühenden Erde genießest? Wir breiten zwischen Weinbergen und Wäldern unsere bald grünen, bald goldigen Teppiche aus und bemühen uns, die Erde zu verschönern, welche deine Tochter ist und dir deine Küsse und Wohlthaten hundertfach zurückgibt.“

„Aber ich bemerke euere Liebe für mich nicht, und schweigende Liebe ist für mich keine Liebe. Die Blumen schicken ihren Wohlgeruch zu mir herauf, die Wälder ihr beredtes Rauschen, die Vögel ihren Gesang, aber ihr —“

„Wir lieben dich, so gut wir können. Unsere Liebe zu dir ist voll Ehrfurcht. Du bist zu weit von uns entfernt, als dass wir dich glühend lieben, dir unsere Zuneigung ausdrücken könnten. Die Vögel können sich dir leicht nähern, auch die Blumen haben Flügel, um ihren Duft empor zu senden. Wir sind klein und haben keine Flügel.“

„Und doch seht ihr, dass ich euch sehr lieb habe; ich habe in euch bescheidene aber starke Tugenden gelegt, welche euch zur Lieblingspflanze des Menschen gemacht haben. Ich habe euch keine zarten Wohlgerüche, glänzende Farben oder eine hohe Gestalt verleihen können, denn ich musste hohen Wert in kleinem Raume zusammendrängen. Jede von euch trägt auf ihrem zierlichen Stengel das Brot, die einzige Nahrung, deren die Menschen niemals überdrüssig werden, und das sie sogar vergöttert haben, indem sie es auf die Altäre ihrer Tempel legen und einen Gott darin verbergen.“

„Ja, wir sind für den Ofen und den Tisch bestimmt, aber die Blumen sterben seufzend in den Flechten schöner Mädchen oder vor Liebe schmachtend an ihrem warmen Busen.“

„Ach, beneidet die Blumen nicht! Der Mensch pflückt sie mit Begeisterung, riecht einen Augenblick daran, und wenn sie verwelkt sind, tritt er sie mit Füßen und wirft sie in den Schmutz. Ihr dagegen werdet mit liebevoller Sorgfalt von fröhlichen Bauernmädchen eingesammelt, und die Ährenernte ist das älteste und schönste Fest des Menschengeschlechtes. Ihr nehmt den besten Platz im Hause ein, ihr bleibt blond und duftend, auch

wenn ihr schon in Brot verwandelt seid, und sogar euere trockenen Halme werden sorgfältig eingesammelt und bedecken das Haus des Menschen, den Kopf des Mannes und des Weibes."

„Aber das alles ist prosaisch; auch wir hätten gern ein wenig Poesie."

„Seid nicht unzufrieden; es liegt so viel Poesie in einer Ähre, dass alle Völker der Erde nicht imstande wären, sie auszudrücken. Getreide und Wein sind die beiden poetischesten Pflanzen der Welt, die Pole des Guten und Bösen in der Geschichte der Menschheit. Aber sprechen wir jetzt nicht davon. Ich möchte, dass ihr mich ein wenig mehr liebtet, als ihr bis jetzt gethan habt."

„Wir wollen es versuchen."

* * *

Jetzt schien dem indischen Dichter, der schon lange nicht mehr schlummerte, ein langes Schweigen einzutreten, und er hielt das Zwiegespräch zwischen Himmel und Erde für beendigt. Aber nach einiger Zeit ertönte von oben ein langer, zarter Seufzer, wie von einem um Liebe Flehenden.

„Ähren, liebt mich!"

„Himmel, du bist zu fern von uns!"

„Und wenn ich hinunterkäme und euch umarmte, würdet ihr mich lieben?"

„Wir sind zu klein, du würdest uns erdrücken."

„Nein, fürchtet euch nicht; ich werde in Gestalt blauer Blumen kommen und mit euch und unter euch leben, ihr werdet meine Blüten küssen und ich eure Ähren."

* * *

Von jenem Tage an wachsen auf den Feldern, wo der Mensch sein Brot sät, die Kornblumen, und wenn diese ihre blauen Blüten entfalten, reifen auch die Ähren, und Blumen und Ähren küssen sich und unterhalten sich, wie es die blauen Augen und blonden Haare auf dem Kopfe eines schönen Mädchens thun.

Das Ehrgefühl.

Eine Skizze in Wiener Art und Mundart von Eduard Pötzl.*)

Es ist eine seltsame Geschichte, die ich da erzählen will, schier unglaublich; aber wer mich näher kennt, weiß, dass ich kein allzu lästerlicher Aufschneider bin. Die Sache wird noch von sich reden machen; denn von allen Erlebnissen, die man mit einem Wiener Einspänner haben kann, ist sie entschieden die wunderbarste.

Es handelt sich also um einen Einspänner. Ich hatte ihn aus einem Dutzend ausgewählt, die auf dem Platze standen. Er überragte alle anderen, was das nette Aussehen des Wagens und des Pferdes betraf. Das letztere zeigte noch vier gerade Beine und war ein Brauner, was mich sehr für das Thier einnahm. Die Comfortabelpferde leiden nämlich sonst nicht selten an der englischen Krankheit, und wenn sie Schimmel sind, so gehen ihnen die Haare in erschreckendem Maße aus. Sieht man die vielen glatzhäutigen Gäule in der Stadt herumlaufen, so fragt man sich wohl, woher dieses Übel stammen mag, da doch Comfortabelpferde insgemein keinen erheblichen geistigen Anstrengungen ausgesetzt sind. Nur ihre Einbildungskraft wird täglich stark in Anspruch genommen, da sie nicht aus dem Wahne kommen dürfen, es sei Hafer in den Futtersäcken anstatt des Häckerlings. Dies ist auch der Grund, warum ihnen der Futtersack über die Augen gezogen wird, so dass sie im Finstern fressen. Denn sähen sie einmal, was eigentlich darin ist, so würde ein fürchterlicher Aufstand unter ihnen losbrechen. Vielleicht ist es diese fortgesetzte Suggestion, welche meinen Lieblingen, für welche ich schon so oft vergeblich eine Lanze gebrochen habe, Schaden bringt, sie vorzeitig altern lässt und ihre Haare veranlasst, so massenhaft aus der Haut zu fahren.

Doch um auf meinen Einspänner zurückzukommen, muss ich der Wahrheit gemäß wiederholen, dass er einen recht

*) Aus dessen köstlicher Sammlung: „Klein-Wiener". (Wien. H. Szelinski. 1891.)

guten Eindruck machte. Namentlich das Pferd hatte etwas Stolzes in seinem Wesen, das mich an Pegasus im Joch gemahnte. Als es abgedeckt wurde, warf es mehrmals den Kopf in die Höhe, schnaubte und geberdete sich überhaupt so zuversichtlich, wie ich es noch nie an Comfortabelpferden bemerkt habe, welche ja im allgemeinen als stille Dulder in zaghafter Ergebenheit und wehmüthiger Hoffnungslosigkeit die Reise vom Standplatze antreten. Als wir im Gange waren, fand ich die Schnelligkeit nicht auffallend groß, doch immerhin beachtenswert, und ich pries den günstigen Zufall, der mir zu einer so herrlichen Comfortabelfahrt verholfen. Plötzlich aber that das Pferd einen Sprung und stürmte vorwärts, so dass es der Kutscher fest im Zügel halten musste. Ich dachte, es habe ein bisschen gescheut und freute mich, dass das brave Ross noch Lust und Kraft zu einer solchen selbständigen Äußerung besitze; die anderen Comfortabelpferde pflegen sich, wenn sie scheu werden, bloß auf das Pflaster hinzulegen und flehentlich mit den Beinen zu strampeln. Doch nach einer Weile wieder einen Satz, und abermals das Vorwärtsstürmen. Nun streckte ich den Kopf zum Fenster hinaus und rief dem Kutscher zu:

„Is er so g'schreckt oder hau'n S' ihn vielleicht?"

„Gar ka Red'", brummte der Kutscher, mit beiden Händen die Zügel straff anziehend. Er hatte auch wirklich die Peitsche neben sich stecken. Und ohne jede Anfeuerung legte sich das Pferd mit Macht in das Geschirr, scharf ausgreifend, so dass mein Wagen einige flinke Fiaker überholte. Hiedurch entstand bereits einiges Aufsehen in den Straßen, durch die wir dahinrollten. Es blieben Leute stehen und blickten erstaunt dem Einspänner nach, der es so eilig hatte. Manchem stand auf dem Gesichte die Erwartung geschrieben, dass das Pferd schon in der nächsten Minute sein Ungestüm mit einem Schlagfluss büßen werde. Andere riefen entsetzt: „Halt's den Anspanner auf, der is narrisch word'n!" Und als wir um die Ecke prallten, rief gar ein nichtsnutziger Junge in den Wagen hinein:

„Ui Jessas, a stierer Gigerl, der's nur mehr anspanni' schiaßen lassen kann!"

Diese kränkende Redensart veranlasste mich, noch einmal den Kutscher anzurufen:

„Sie, was treiben S' denn mit dem Pferd? Hat's vielleicht den Koller?"

Er schüttelte stumm den Kopf. Die Peitsche steckte immer noch unberührt neben ihm.

„Oder martern S' das arme Vieh am End' mit irgend einem Teufelszeug, was ihm wehthut?"

„Aber naan sag' i."

„Alsdann, so halten S' es zurück! Ich mag net so mit einem Comfortabel herumrasen. Das ist zu unnatürlich! Sie werden doch das Pferd zurückhalten können?"

Naan, kann i net!"

„Ja warum denn nicht?"

„Weil der Krampen an Ehrg'fühl hat."

„Was sagen S'?"

„An Ehrg'fühl hat er. Aber dös verstengen Sö net."

Während er mir diese in der That unverständliche Auskunft gab, fuhren wir in schnellem Trab über eine Straßenkreuzung. Der dort angestellte Wachmann schien seinen Augen nicht zu trauen. Ein Comfortabel und Schnellfahren! Erst nach einer Weile starrer Verwunderung machte er Miene, dem Verächter der Vorschrift nachzusetzen, um die Nummer aufzuschreiben. Allein der Kutscher hatte rückwärts geschielt und merkte nicht sobald die Absicht des Wachmannes, als er auf eine ganz unerhörte und abenteuerliche Art sein Pferd zu toller Flucht brachte. Ich gewahrte nämlich, während ich mich hinaus beugte, um Halt zu gebieten, dass er behende auf den Hintertheil des Pferdes spuckte, worauf dieses ganz wild den Schweif bäumte und davonjagte. Die Peitsche blieb nach wie vor unberührt. Ich war sprachlos. — — —

„Was, der hat a Trabberl, gnä'

Herr!“ meinte der Kutscher beim Aussteigen und blinzelte mich vielsagend an.

„Sie hab'n aber auch einen eigenen — Zungenschlag, um ihn anzufeuern.“

„Na wissen S', er kann's halt net leid'n, wann i 'n anspiazeln thua; 's ganze Jahr brauch' i desstweg'n ka Peitsch'n net. Nur imrings amal a bissel auffispucken und er satzt wia der Teixel, weil's 'n schenirt. Da därfn S' weit geh'n, bis S' wieder a Ross find'n, was so a Ehrg'fühl in eahm hat. . . .“

Das Seil'n.

Ein Bildchen aus dem steirischen Volksleben von B. J. Krones.

Weihnachten ist's.

In Hochstätten, und auch in den anderen Dörfern, fangen die Dienstboten an, sich zur Wanderschaft zu rüsten, denn am Sylvestertage, am „alten Jahrtag“, wird gewandert; ist ja doch 's Jahr um. Bei manchem Großbauer schaut 's aus, als ob sie 's ganze Haus gleich einpacken wollten. Knechte und Mägde ziehen fort zu anderen Bauern, woselbst sie es nach ihrer Meinung besser haben; wo sie nicht so viel zu arbeiten brauchen, als auf dem gegenwärtigem Platze, dafür jedoch eine bessere Kost und mehr Lohn bekommen.

Lauter schöne Sachen!

Sowas zieht freilich. Drum haben beim Harlbauer die Knechte zu Michaeli auch ihren Dienst aufgesagt und sich wo anders verleihkausen lassen, einer da, der andere dort; und jeder glaubt, auf dem neuen Platze sein erhofftes Eldorado zu finden. Auch die Mitterdirn, die „Resl“ hat 's ihnen nachgethan. Sie kommt gar in die Nachbarschaft: nach Kaindorf, zur Hofmühl. Obgleich sie da um 4 fl. mehr Lohn bekommt als beim Harlbauer und noch dazu ein Paar Kirchenschuhe als Aufbesserung, so ist es ihr jetzt, nachdem es Ernst ist, doch nicht alles eins, dass sie fort soll.

Es hat beim Harlbauer eben ein Häkchen. Der Harlbauer „Franzl“ ist in die Resl ganz verdonnert und verscharmeriert; und auch die Resl hat den Franzl nicht ungern. Hätte sie doch einmal Aussicht gehabt, Harlbäurin zu werden. Und das will was gesagt haben. War ja doch der Harlbauer-Grund in Hofstätten einer der größten und schönsten in der ganzen Gegend, dazu schuldenfrei, mit neugebautem Wohn- und Wirtschaftsgebäude. Überdies war der Franzl der einzige Erbe; und, was auch bei den Dorfschönen nicht am geringsten in die Wage fiel, er war der fescheste Bursche im ganzen Dorfe. Kein Wunder daher, dass so manche Augen ihn heimlich und offen suchten.

Das alles gieng der Resl durch den Kopf, als sie am heiligen Christtage nachmittags bei ihrer „Gwandtruhen“ herumkramte und ein Stück ums andere fein ordentlich hineinlegte. Es gieng ihr wie ein Mühlrad herum, da sie bedachte, dass sie als armes „Dianstmensch“ sich dazumal so „übergacht“ hatte; und das Weinen war ihr sehr nahe.

Es war nämlich vor Michaeli, da hatte es beim Harlbauer allerhand Streitigkeiten abgegeben, und da gerade die Leihkaufszeit vor der Thür war, so thaten sich die meisten Dienstboten um einen anderen Platz um; auch die Resl. Hintennach bereute sie es freilich. Sie wollte den Leihkauf zurückgeben, aber der Hofmüller sagte: „Wos ghondelt is, is ghondelt; da is's nix mitn Umstecken. Du musst dein' Zeit ausholtn.“

Sylvester ist's.

Am „alten Jahrtag“ kam schon beizeiten der Schlitten, welcher die Resl sammt ihrer Habseligkeit zur Hofmühl bringen sollte. Sie verabschiedete sich unter Thränen vom Bauer und der Bäuerin, sowie von den übrigen Hausleuten, und bedankte sich für alles Gute, was sie im Hause gehabt hatte. Den Bauersleuten war ihr Fortgehen nicht gleichgiltig, denn die Resl war ein „anstelligs Mensch“, auf das man sich überall verlassen konnte.

„Und wegn dem Techtl-Mechtl mit dem Buabn“, meinte der Harlbauer ein-

mal zu seinem Weibe, da sie gerade von der Resl sprachen, „sein a paar junge Leut', oll' zwoa; sein eppa mir onders gwen, wie ma jung warn? Und wegn ihrer Armuth; mein Gott, olle Menschen können nit reich sein. Won inser Franzl amol a Weib nimmt, so därf er just schaun, dass's brav und wirtschaftli is; is's nocha reich oder oarm. Gelt, Alte?" — —

„Aber wo is denn der Franzl?" fragte die Resl, da sie ihn in der Stube nicht sah.

„Mir scheint", erwiderte der Bauer, „i hon ihn grod ehvor gsehn in Stoll umigehn."

„Do geh i selber nochschaun", sagte die Resl; „i muass von iahm doch a Pfüat Gott nehm. Hobn ma oft mitanond gstrittn und gwörtlt, und i möcht doch nit in Unfried von iahm furt." Und sogleich gieng sie hinüber in den Stall. „Schau, Franzl", sagte sie, da sie ihn traf; hiatz muass i holt furt . . . . ."

„Hot's sein müan?" fragte der Franzl und wollte fortgehen.

Die Resl aber nahm ihn bei der Hand und sagte: „Bist leicht harb auf mi, Franzl? Schau, i geh nit gern, aber es muass holt sein. Geh, sei nit harb auf mi; i that mi zviel kränken. Und hiatz pfüat di Gott!"

„Pfüat di Gott a!" sagte der Franzl. Dann fasste er die Resl um die Mitte und sprach mit weicher Stimme, die man ihm gar nicht zugetraut hätte: „Wäi host denn dos than, Resl? I denk, es war für di noch Platz gnua gwen ban ins da; es hot di jo niamd furtgschofft. I hon di immer recht gern ghobt. Dos hättst ma nit sulln anthuan!"

„Schau, Franzl", erwiderte die Resl, „i kimm ja so nit weit furt;" und ein wenig verschämt setzte sie hinzu: „do wern ma ins wuhl no monigsmol zsehn kriagn. Wia war's denn, wonnst mi amol huamsucheſt, that mi rechtschoffn gfreun."

„Is's woahr! Därf i?" fragte ganz erfreut der Franzl.

Das „Pfüat Gott" fiel ein bisschen lang aus. —

Von der Zeit an vergieng selten ein Sonn- oder Feiertag, dass der Harlbauer Franzl nicht nach Kaindorf gegangen wäre. Es fiel ihm auf einmal ein, dass der Platzwirt daselbst einen viel besseren Wein schänkte, als der Hofstättner Dorfwirt. Sehr erwünscht kam es ihm auch, dass der Dorfmüller vielen Eises wegen längere Zeit gar nicht mahlen konnte; das gab die schönste Ausrede, in die Hofmühle nach Kaindorf zu fahren und dann und wann nachzuschauen, ob das Mehl schon abzuholen sei. Kurz und gut, an Ausrede fehlte es nicht, ebensowenig an Zeit, dieselbe zu verwirklichen. Natürlich wusste auch die Resl es stets einzurichten, dass sie kurze Zeit abkommen konnte.

Von den Dorfbuben in Kaindorf wurden diese Zusammenkünfte bald ausgekundschaftet und sehr übel vermerkt. Was hatte ein „auswärtiger Bua" mit einer von den ihrigen zu scharwenzeln; denn als solche wurde die „Hofmüller Resl" seit ihrem Dienstantritte angesehen. Das gab den Kaindorfer Buben eine erwünschte Gelegenheit, einen langgehegten Groll gegen die Hofstättner frisch aufzuwärmen und sich denselben gegenüber neuerdings feindlich zu zeigen. Dazu trugen auch die beiden Müllerburschen das ihrige bei. Ihnen lag die Resl auch ganz gewaltig im Herzen; kein Wunder, denn die Resl war die einzige Schönheit in der Hofmühl, ja, ohne zu prahlen, im ganzen Dorfe. Das zog freilich ganz gewaltig. Sie ließen daher keine Gelegenheit vorübergehen, sich im Herzen der Resl festzusetzen — den Harlbauer Franzl aber daraus zu verdrängen. In Gesellschaft der übrigen Dorfbuben hetzten sie stets gegen den Franzl; der Resl suchten sie jedoch glauben zu machen, dass der Franzl schon längst eine „andere" habe.

Da gab es oft heimliche Thränen.

Am Faschingmontag war beim Platzwirt in Kaindorf „Rossknechtball", wozu auch die Hofstättner geladen waren.

Weil dabei der Harlbauer Franzl faſt nur mit der Hofmüller Reſl tanzte, ſo ward es bei den Kaindorfer Buben beſchloſſene Sache, die beiden auseinanderzubringen, oder wenigſtens dem Franzl die Beſuche zu verleiden.

Dieſer merkte gar wohl, daſs gegen ihn etwas im Plane ſei. Obgleich die Kaindorfer damit ſehr heimlich thaten, ſo konnte es der eine oder der andere doch nicht laſſen, dem Franzl einen giftigen Blick zuzuwerfen. Und hätte er ſchon das nicht wahrgenommen, ſo muſste es ihm auffallen, daſs die meiſten Kaindorfer Buben ihn mieden wie einen Ausſätzigen. Mitunter fieng auch einer an zu ſtänkern, ob denn die Hofſtättner keine „Menſcher“ hätten, daſs ſie darum nach Kaindorf laufen müſsten. Das war deutlich genug. Der Franzl dachte aber: „Redt's, wos wöllt's; i bleib meiner Reſl deswegn no treu!“ Eine Rauferei anzufangen, getrauten ſie ſich denn doch nicht, denn der Franzl hatte einen Anhang, mit dem nicht gut Kirſchen eſſen war; darum muſsten auch die Stänkerer ihre Fahnen einziehen.

Die Zeit kam und gieng.

Der Winter war vorüber, Oſtern vor der Thür, und der Franzl hatte auf den Vorgang beim Platzwirt ſchon längſt vergeſſen. Er gieng nach wie vor zur Reſl, und dieſe freute ſich allemal auf ſein Kommen.

Kurz vor Oſtern iſt's.

Es war ein ſtürmiſcher Frühlingstag, da der Harlbauer Franzl gegen Abend wieder nach Kaindorf gieng. Nachdem er mit der Reſl einige Zeit beiſammen war, ſchickte er ſich an, wieder heimwärts zu gehen. Sogar die Reſl trieb heute dazu an, denn das Wetter wurde immer ungeſtümer, und dann hatte ſie noch andere Beſorgniſſe, welche ſie dem Franzl mittheilte. Dieſer verlachte ſie deshalb und ſagte: „Brauchſt deroweg'n kuan' Angſt z'hobn; i fürcht' kuan Wetter und noch wen'ger die Kuandorfer Buab'n.“ Damit ſchied er von der Reſl.

Er hatte erſt die Abſicht, ſogleich nachhauſe zu gehen; aber die Äußerung der Reſl und ihre Beſorgniſſe veranlaſsten ihn, noch ein wenig beim Platzwirt vorzuſprechen und ſich durch ein paar Glas Wein zu ſtärken. Dort ſaßen trotz der ſpäten Abendſtunde noch mehrere Kaindorfer Buben wie auch die beiden Mühlburſchen aus der Hofmühle und „kartelten“. Erſt machten ſie große Augen, als der Franzl eintrat, dann ſchienen ſie ſich um ihn nicht weiter mehr zu kümmern.

Nicht lange darauf beendeten ſie das Spiel, leerten ihre Gläſer und verließen das Gaſthaus. Auch der Franzl beeilte ſich, denn er wollte doch nicht ganz allein ſitzen bleiben. Als er fortgieng, ſagte die Kellnerin zu ihm: „Franzl, geh' nit noch der Stroß'n; mir ſcheint, die Buab'n hob'n wos geg'n di.“ —

„Ah wos!“ ſagte der Franzl; „ſäi wer'n mi wuhl nit auffreſſ'n.“

Damit gieng er hinaus in die Nacht. Es war finſter, daſs man einem hätte in die Augen greifen können. Erſt kam es ihm auch etwas gruslich vor, denn die Beſorgniſſe der Reſl, die Befürchtungen, welche die Kellnerin beim Platzwirt ausſprach, und dann die unheimliche Ruhe, mit welcher die Burſchen vom Wirtshauſe fortgiengen, machten ihn etwas ſtutzig, und er bereute ſchon faſt, nicht den Weg über die Höhe eingeſchlagen zu haben. Allein, je mehr er ſich an die Finſternis gewöhnt hatte, deſto mehr zerſtoben dieſe Bilder der Furcht in leeres Nichts und deſto zuverſichtlicher gieng er, ein fröhliches Liedchen pfeifend, ſich auf der Mitte der Straße haltend, dahin.

Auf einmal war es ihm, als bekäme er einen heftigen Schlag vorne auf die Unterſchenkel. Die Füße wurden ihm förmlich nach rückwärts hinausgeriſſen, und er fiel, mit dem Geſicht nach vorne, zu Boden. Das geſchah ſo unvermuthet und ſo heftig, daſs er nicht mehr Zeit fand, ſich mit den Händen zu fangen, und er ſich auf den ſpitzigen Straßenſteinen das ganze Geſicht zerſchlug. Raſch erhob er ſich jedoch wieder. Kaum ſtand er aber, ſo erfolgte ein Schlag von rückwärts, riſs die Füße nach vorne, und er fiel auf den Rücken.

Dieser zweite Schlag belehrte ihn. Erst hatte er gemeint, es sei ein Baumast über der Straße gelegen, welcher seinen Fall verursacht habe. Nun der Schlag auch von rückwärts kam, wusste er, dass es kein Baumast, sondern ein Seil sei, welches von den Kaindorfer Buben so geschickt gehandhabt werde. Von den Buben selbst konnte er der großen Finsternis wegen nichts bemerken, und zudem war zu beiden Seiten der Straße auch dichtes Gebüsch, welches sie dem spähenden Auge des Franzl entzog.

Noch ein paarmal versuchte es dieser, aufzustehen, um womöglich aus dem Bereiche des Seiles zu kommen, aber vergeblich; kaum hatte er sich erhoben, so lag er schon wieder auf der einen oder auf der anderen Seite.

Nun begann er zu schimpfen und zu schelten, dass es weit in die Nacht hinaushallte. Zugleich las er Steine auf und schleuderte dieselben aufs Gerathewohl nach rechts und links. Er musste dabei doch einen von seinen Widersachern getroffen haben, denn er vernahm ein kurzes, leises Aufstöhnen. Das war auch der einzige Laut, den er hörte.

Nachdem der Franzl eine Strecke Weges fortgekrochen war, horchte er: Er vernahm jetzt dumpfe Stimmen und Schritte, welche sich von ihm immer mehr entfernten. Nun erst war er wieder sicher. Er stand auf und gieng so gut es gehen mochte nachhause. Daselbst begab er sich sogleich in seine Kammer, reinigte sich vom Blut und Schmutz, schlug seinen wunden Kopf und die schmerzenden Beine in nasse Tücher und legte sich aufs Ohr.

Anderen Tages früh kam kein Franzl in den Stall, und auch zum Frühstück erschien er nicht. Die besorgte Mutter gieng in seine Kammer und — schlug jammernd die Hände über den Kopf zusammen. Da lag ihr Franzl mit geröthetem, aufgedunsenem Gesichte und fieberte. —

Seine starke Natur und die treffliche Pflege brachten ihn jedoch bald wieder auf die Beine.

Den Kaindorfer Buben hätte dieser Spass bald schlimmer angeschlagen. Hätten der Harlbauer und dessen Sohn sich nicht ausdrücklich gegen jede gerichtliche Verfolgung verwahrt, so würden die Rädelsführer nach einer langwierigen Untersuchung jedenfalls auf längere Zeit eingenäht worden sein, woselbst sie dann Zeit genug gehabt hätten, über die ganze Geschichte fromme Betrachtungen anzustellen.

Als der Franzl dann wieder vollkommen hergestellt war, giengen er und sein Vater in eitlem Sonntagsstaat gekleidet an einem hellen Werktage nach Kaindorf, geradewegs in die Hofmühle. Was daselbst alles gesprochen wurde, weiß ich nicht, aber das weiß ich, dass die Resl zum Hofmüller sagte:

„Müller, müasst's Enk schon um an andere Dirn umschau'n, i kann mei Zeit nit mehr ausholt'n!“ —

Bemerkung zur vorstehenden Geschichte:

Der hier geschilderte Gebrauch des „Seilens“ bestand thatsächlich — oder besteht noch. Mir ist dieser Gebrauch in Kaindorf bei Hartberg bekannt geworden. Lästige Nebenbuhler und andere Feinde wurden in solcher Weise tractiert. Zur Ausführung mussten mindestens zwei sein. Sie nahmen ein dickes, sehr schweres Seil, stellten sich (natürlich nachts) zu beiden Seiten des Weges, welchen der Betreffende kommen sollte, möglichst versteckt auf. Kam nun derjenige, dem es zugedacht war, so wurde das Seil geschickt und kräftig geschwungen, so dass der ahnungslos Daherkommende möglichst tief an den Unterschenkeln getroffen und dadurch zu Falle gebracht wurde. Nicht selten geschah es auch, dass er obendrein noch mit Stöcken arg zugerichtet wurde. Auch Unrechte wurden oft das Opfer dieses derben Spasses. Mancher wurde dabei sogar lebensgefährlich beschädigt.

Lustige Zeitung.

Junge Ärzte. „Du Fritz, ich bin gerettet, ich habe heute einen Patienten bekommen.“ — „Wirklich? Theilen wir ihn!“

Ein Trost. Frau: „Ach, Herr Doctor, mein armer Mann ist wohl schwer krank?“ — Arzt: „Ja, aber trösten Sie sich, seine Krankheit ist von hohem wissenschaftlichen Wert.“

Ein berühmter französischer Arzt und Professor verfocht die Ansicht, dass jede Krankheit einen Entzündungsprocess darstelle. Beim Secieren eines seiner gestorbenen Patienten fand sich nun von Entzündung keine Spur. Da erklärte er seinen Schülern: „Meine Herren, Sie sehen, unsere Behandlung war höchst wirksam: der Patient ist gestorben, aber er ist geheilt gestorben!“

In der Gegend von Meißen ist eine ganz „einzige“ Wahlgeschichte passiert. In einem kleinen Nachbardorfe der Stadt erschien nur ein Wähler, der sich selbst wählte und sodann erklärte — die Wahl nicht annehmen zu können!

Große Gesellschaft in einem angesehenen Hause. Einer der geladenen Herren liegt in einer Ecke und gähnt. „Sie langweilen sich wohl, mein Herr?“ fragt ihn ein Nachbar. — „Ja, entsetzlich. Und Sie?“ — „Ach, ich langweile mich auch gräßlich!“ — „Wie wär's also, wenn wir uns aus dem Staube machten?“ — „Ich kann ja leider nicht — ich bin der Herr vom Hause.“

Aus der Instructionsstunde. Unterofficier: „Warum darf der Soldat nie den Kopf verlieren?“ — Rekrut: „Weil sonst 'n überzähliger Helm z'viel in der Kasern' wär!“

Das fünfjährige Söhnchen eines reichen Hauses gab der französischen Gouvernante einen Schlag ins Gesicht. Darauf die Mutter entrüstet: „Aber Willi, immer mit der linken Hand! Willst du dir das nicht endlich abgewöhnen?“

Gesuch. „Jemand, der heiraten möchte, sucht einen erfahrenen Mann, der ihn — davon abredet.“

Bücher.

Ludwig Anzengruber. Der Mann — sein Werk — seine Weltanschauung. Von Anton Bettelheim. (Dresden. L. Ehlermann. 1891.)

Dieses Werk erscheint als dritter Band der glänzenden Reihe: „Führende Geister“. Es geht uns besonders nahe, es behandelt einen führenden Geist, der mit uns gelebt, unter unseren Verhältnissen groß geworden ist und gelitten hat, und dessen Werke für Literatur und Volk von großem Einflusse sind. Das Buch ist geschrieben mit warmer Lebendigkeit, die uns anherzt. Der erste Biograph eines bedeutenden Mannes hat es schwerer, als seine Nachfolger, weil ihm noch keine vorhergegangenen Bücher zur Verfügung stehen, aus denen er abschreiben könnte, und hat es, wenn er ein Zeitgenosse des zu Beschreibenden ist, leichter als die Kommenden, weil er solche Bücher garnicht braucht, sondern seinen Stoff unmittelbar aus dem Leben nehmen kann, weil ihm persönliche Erfahrungen und Eindrücke, Äußerungen, Aufzeichnungen, Briefe des Verewigten, sowie persönliche Mittheilungen verschiedener Art vorliegen. Es mögen solche Biographien subjectiver, vielleicht auch lückenhafter ausfallen, als jene, die auf rein wissenschaftlichem Wege entstehen; hingegen gerathen sie realer, menschlicher als jene, sind und bleiben die Haupturkunden späterer Biographen. Anton Bettelheim hat uns hier über Anzengruber ein wertvolles Buch gegeben. Mit völlig künstlerischem Geschicke hat er es verstanden, ein Lebensbild zu entwerfen, in welchem der Dichter uns mit all seinen Eigenschaften leibhaftig vor Augen steht. Sein eherner, reiner Charakter, seine literarischen und seine Lebensschicksale haben wir in sicheren und markigen Strichen vor uns. Sein schwerer und mannhafter Kampf mit den Zeitverhältnissen erhellt aus vielem.

Für ganz besonders gelungen in Bettelheims Werk halte ich den Abschnitt über die Weltanschauung Anzengrubers. Diesen Abschnitt sollen alle diejenigen lesen, welche unseren Dichter zu den Naturalisten zählen. Hochinteressant sind die Beilagen mehrerer Urkunden, darunter ein rührend-inniger Brief von des Dichters Vater an sein Weib.

Das Buch wird zum Verständnisse und zur richtigen Wertschätzung Ludwig Anzengrubers wesentlich beitragen, und schon darum müssen wir es dankbarst begrüßen.

R.

Neue Gedichtenbücher.

Schwarz-Gelb. Soldaten-Lieder von S. Hermann. (Wien. Georg Szelinski.) — **Liebestraum.** Lieder-Cyklus von Sandor Barinkay. (München. G. Franz.) — **Lyrische Dichtungen** von Fritz Hoelder. (Heidelberg. C. Burow.) — **Sadrach A. K. Onego,** ein babylonischer Keilschriftlehrer. Von Fritz Treugold. 4. Aufl. (Stuttgart. R. Lutz.) — **Ausgewählte Dichtungen** von Adolf Bartels. (Wesselburen. J. Groth.) — **Drama. Welt- und Selbstschmerz.** Von Ida Klein. (Prag. H. Mercy.) — **Vaterländische Romanzen** von Jos. Jorda. (Oberhollabrunn. J. Wais.) — **Vorfrühling.** Ausgewählte Dichtungen von Oskar Pach. (Wien. A. Amonesta.) — **Gedichte** von Francis Boyes, Dr. phil. (Linz.) — **Buch der Liebe** von Max Hochstädt. (Berlin. Kemper.)

Schwarz-Gelb von S. Hermann sind flott und gewandt geschriebene „Soldatenlieder" österr.-patriotischen Inhaltes. Viele darunter erinnern durch ihre Form und ihre leichte Sangbarkeit an ältere bekannte Lieder. Zu den besseren der Sammlung sind zu rechnen: „Die drei Musketiere", „Die Überfahrt" und „Jung-Janos". Einzelheiten sind tadelnswert, wie der unlogische Satz: „Dem Barte fehlten die Haare" und die ungebräuchliche Wortbildung „drübige". Das Adverb „drüben" für „darüben" ist kaum älter als zweihundert Jahre und wurde aus „drüber" für „darüber" gebildet; es kann wohl mit dem Genitiv und substantivisch, aber nicht als Adjectiv gebraucht werden und verträgt in seiner neueren Form wohl keine weitere Ausbildung. — Übrigens wird in militärischen Kreisen das hübsch ausgestattete Büchlein gewiss Verehrer finden, die es auch verdient.

„Ein Liebestraum. — —. „Aber Kind unseres versinkenden Jahrhunderts, dieses schrecklichen Jahrhunderts mit dem rauhen Athem und der schlechten Brust seiner Industrie-Großstädte, den heiseren Commandorufen seiner Riesenexercierplätze, den gellenden Schacherlauten seiner Weltmärkte, den Wischiwaschireden seiner Parlamente und Zeitungen, dem bunten Lärm seiner Ausstellungen, der Lieblosigkeit und Roheit seines Parteilebens, dem Nihilismus in allen wahrhaft schönen Dingen — —" so schreibt M. G. Conrad (gut gebrüllt, Löwe!) im Geleitswort zum Lieder-Cyklus **Liebestraum** von Sandor Barinkay. Der Dichter wendet ein, es sei ihm doch bang zumuthe, „der dort am Wege steht, hochaufgerichtet, mit düsteren Mienen, das ist, schier fürcht' ich mich, wohl gar mein erster Criticus?!" Darauf Conrad: „Das ist ein Pappelbaum, gar alt und morsch. Heraus mit deinem Lied und lass den Baum dort — pappeln. Doch eine Vorsicht noch: den Tarnhelm eines Pseudonyms setz' auf dein schönes, junges Haupt." — Nun, junger Dichter (oder Dichterin?), hast du schon die Blätter eines Baumes im Winde rauschen gehört? Wenn du ein Liebling der Musen bist, so verstehst du auch, was die Blätter der Pappel flüstern: Träume nur zu, von echter, treuer Liebe! Aber nicht nur von Liebesleid, auch vom Glücke treuer Liebe sollst du träumen. Das dunkle Leid ist unfruchtbar — die Frucht reift nur an der hellen Sonne.

„Ich frug die stille Mainacht,
Wo denn mein Glück geblieben?
„Ein Engel trug es sternenwärts,
Dein Glück und all dein Lieben!" — —
O Glück, o Liebe sternenwärts,
Steigt nimmer ihr hernieder?
„Glück, das zum Himmel sich gewandt,
Kehrt nie zur Erde wieder!"

Ich selbst glaube, dass das Glück sternenwärts — aber wer sich emporheben kann — so hoch — der findet es.

Fritz Hoelder, der Verfasser **Lyrischer Dichtungen**, schreibt mitunter gute Verse und könnte bei mehr Sammlung und geläuterter Phantasie Besseres, ja vielleicht Hervorragendes leisten. Gern singt er von treulos verlassenen Mädchen, und nicht selten streifen seine erotischen Lieder an ein unschönes Gebiet.

Im Todtensaal ein junger Arzt
Das bleiche Haupt stützt in die Hand,
Auf eines Kindes Leiche starrt
Sein dunkles Auge unverwandt.
Die eigne Mutter hat's erstickt,
Ein Sprung schied sie vom Sonnenlicht,
Und ein Geheimnis nahm sie mit,
Man kennt des Kindes Vater nicht.
Aus dumpfem Brüten schrickt der Arzt
Und fasst sein Messer: „Muth, nur Muth,
Es muss ja sein, o Gott, wie schmerzt
Ein Schnitt ins eig'ne Fleisch und Blut!"

Mehr sittlichen Ernst, wenn schon in humoristischer Fassung, zeigt Fritz Treugold in seinem **Sadrach**, der bereits in 4. Auflage erschien. Die Leiden des babilonischen Keilschriftlehrers, die wir in 120 „entzifferten und umgedichteten" Inschriften verzeichnet finden, spiegeln wohl moderne Zustände ab. Der Verfasser reiste „mit dem Grabscheit auf der Schulter — —" durch die Euphratländer und blieb vor einer Platte stehen:

„Dargestellt war drauf gar zierlich
Eine Kinderschar, vor welcher
Stand ein Meister mit dem Stabe." — —
„Ganz gewiss ein Herr Collega." — —

Er grub nun und stieß auf die Grabkammer und fand

„Mann und Frau und Kind beisammen." —
„Als ich scharf besah die Platten,
So die Ruhekammer deckten,
Fand ich sie mit Keilschriftversen
Von des Meisters Hand beschrieben."

Diese Platten erzählen nun vom Leben des Keilschriftstellers — einem Leben voll

Entbehrung, Verfolgung und treuer Pflichterfüllung. Schon in der Schule gieng es ihm schlecht, sein „Geist bekam viel Brocken", doch der Leib musste sich mit „Wasser" begnügen und von allen Leidensbrüdern warf er den „allerschmalsten Schatten". Endlich wurde er Lehrer in einer Kreisstadt.

Als ich saß in meinem Stüblein,
Konnt ich nicht umhin zu sagen:
Welche Ehr', dass ich in dieser
Stadt am Hungertuch darf nagen!

Doch auch ihm kam jene Zeit: „Nimm mein Herze, nimm alles, alles hin!"

Du Engel meines Lebens,
Der Ew'ge segne dich!
Du bist bei mir geblieben,
Als alles von mir wich. — —

Dann

Leben kam in uns're Hütte,
Denn der Klapperstorch hat schon
Uns gebracht ein kleines Kindlein. — —

Aber schon auf der 62. Platte lesen wir:

Immer steiler wird die Straße,
Und die Last wird immer schwerer!
Ach ja, wen die Götter hassen,
Machen sie zum Keilschriftlehrer.

Die 63. Platte spricht von „Krankheit, Mangel, Nahrungssorgen, Noth und bitt'rer Seelenpein, Kummer, Täuschung". Auch von der Kaste der Priester, den „Magiern", hatte er viel zu leiden. Aber das alles vermag seine starke Seele nicht zu beugen:

Die heil'ge Flamme musst du schüren,
Willst, Lehrer, du die Schüler führen
Auf steiler Bahn zu jenen Höh'n,
Wo reine Geistesaugen schauen
Auf lichten, blumenreichen Auen,
Was wahr und gut ist und was schön. — —

Auf der 120. Platte, die zugleich seine Grabschrift enthält, gibt er noch die Lehre:

Geh ohn' Menschenfurcht durchs Leben,
Recht als ein granit'ner Mann,
Der dem Recht, der Wahrheit dienet:
Selig ist dein Ende dann.

Der Leser wird den Schlusworten in den **Ausgewählten Dichtungen** von Adolf Bartels:

Fahrwohl, fahrwohl, mein dumpfer Sinn,
Fahrt wohl, ihr trüben Lieder!

beistimmen, denn manches wird ihm unverständlich geblieben sein. Es fehlt den meisten Gedichten an Klarheit. Wenn das Leben, wie der Dichter meint, nur ein Traum ist, der nichts zurücklässt, so ist es eben seine Sache, die Gestalten des Traumes festzuhalten und ihnen Leben einzuhauchen. Das dramatische Gedicht „Lope de Vega" enthält einen hübschen Grundgedanken, aber in nicht ganz tadelloser Form. Wenn der Dichter mit etwas mehr Lebensfreudigkeit wiederkehrt, wird er mehr Erfolg finden — er wird dann auch an Wahrheit gewonnen haben.

Ida Klein führt in ihrem Buche mit dem etwas sonderbaren Titel **Drama. Welt- und Selbstschmerz** als Einleitung Worte an, die Hans Rembert in seiner „Revolution" gebraucht: „Denken ist Leben. Auch Lesen ist nicht nur Surrogat des Lebens; es ist das Leben selbst. — — Die Erfüllung des Lebens finden wir allein im Werke des Dichterdenkers u. s. w." Es scheint mir in diesen Worten mehr Wortspielerei als tiefe Weisheit zu stecken und es ließe sich vieles dagegen einwenden; selbst die Dichterin widerspricht ihnen im allegorischen Drama „Das Herz". Es soll damit nicht gesagt sein, als vertrüge „das Herz" keinen Widerspruch — es ist eben nichts vollkommen auf der Welt, weder Hans Remberts Spruchweisheit, noch der Dichterin Verse. Das Herz wird überall zurückgewiesen, zuletzt selbst vom Dichter — ermattet sinkt es zu Boden und stirbt. Wir leben also in einer herzlosen Zeit — aber auch in einer Zeit der „Surrogate":

Dass wir den Gestorbnen lieben, ist Beweis,
Dass uns ein Strahl von seiner Göttlichkeit verblieben.

Der Weltschmerz der Dichterin gipfelt in den Versen:

O Geist der Welten, nimm dafür mein tiefstes Grollen,
Dass ich bin!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Verbrechen ist's, uns ungefragt ein Dasein geben.
Das vergeht.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Auch der nicht ohne Geist geschriebene Anhang: „Aus meinem Tagebuche" enthält manche Absonderlichkeit. So nennt sie es eine „Gedankenroheit" Lessings, dass er „Emilia Galotti" in der 7. Scene des letzten Actes sagen lässt: „Ich habe Blut, mein Vater, so jugendliches, so warmes u. s. f." Ob die Dichterin weiß, warum Lessing gerade diese Worte seiner Emilia Galotti in den Mund legte? Lessing wog seine Worte auf einer so empfindlichen Gedankenwage, wie sie weder vorher noch nachher einem deutschen Denker zu Gebote stand.

Ein Büchlein, was weder besonderes Lob noch Tadel herausfordert, ist der **Vorfrühling** von Oskar Bach. Die Lieder sind meist harmlosen, oft frommen Inhaltes, manche athmen auch heitere Lebensfreudigkeit. Doch dünkt mich, dass die Stärke des Dichters mehr nach der epischen Seite hin liegt, wie das wohlgelungene längere Gedicht „Der Tod Christi" darzuthun scheint.

Obwohl die Romanze schon das epische Gebiet streift, so will ich an dieser Stelle doch der **Vaterländischen Romanzen** von Jos. Jorda gedenken. Der Dichter führt in einem Lieder-Cyklus die Hauptmomente der Geschichte Österreichs vor und nimmt dabei den deutsch-nationalen Standpunkt ein. Umso befremdlicher wirkt auf den Leser das Gedicht „Kolin" mit dem Refrain:

„O mein lieber, guter Fritz!
Heute nützt dir nichts dein Witz!"

Inhalt und Form erheben sich selten über das Mittelmaß.

Was an den **Gedichten** des Francis Boyes, Dr. phil., wirklich hübsch und gediegen ist — das ist die Ausstattung des Werkchens. Leider fällt diese bei der Beurtheilung nicht ins Gewicht. Der Beurtheiler sucht Perlen und Edelsteine aus dem Gerölle des Büchermarktes an den Tag zu fördern. Der „Riesen-Kohinor", mit dem das Auge der Geliebten verglichen wird, ist aber nur Strafs, und wenn der Verfasser singt:

„Hörtest du schon Philomele
In Gedanken leise flöten?"

so bilde ich mir wohl Gedanken dabei, erlaube mir jedoch Zweifel an den Gedanken der Philomele.

Zum Schlusse hätte ich noch des **Buches der Liebe** von Max Hochstädt zu gedenken. Sinnliche Glut kann man den Gedichten nicht absprechen, aber einen besonderen poetischen Wert dürfen sie nicht für sich in Anspruch nehmen. Zu den besseren der Sammlung gehören: „Parias Glück" und „Schnöde Abweisung". —tt—

Klein-Wiener. Skizzen in Wiener Art und Unart von Ed. Pötzl. (Wien. Georg Szelinski. 1891.)

Über ein eigenartiges Völkel, wie die Wiener sind, läfst sich leicht ein eigenartiges Büchel schreiben, wenn — man's kann. Eduard Pötzl, nebst Schlögl und Chiavacci der berufenste Schilderer des Wiener Volkslebens, hat das richtige Zeug dazu. Seinen früheren Schriften reiht sich obengenanntes Büchelchen gar hübsch an und wir finden wieder den „Nickerl" in verschiedenen Lebenslagen, immer der echte Klein-Wiener mit seinen Schwächen, Schwänken und Schnaken, der manchmal in seiner ungezügelten Gemüthlichkeit aber auch ein recht ungemüthlicher Patron werden kann. Mir hat die neue Sammlung Pötzls wieder viel Spafs gemacht; der Spafs ist gut und nicht theuer. M.

Wiener Künstler-Dekamerone. 4. und 5. Lieferung. (Wien, I., Rothenthurmstraße 23.)

Collin, Ludw. Aug. Frankl, Lindau, Abendroth, Ferd. Groß, Rosé, Lacroma, Ganghofer, Ratzler, Genée, Millöcker, Del Negro, Robert Fuchs, Martin Klein, Waldstein, Fischer, Franz Müller, Karlweis, Cerale, J. J. David, Schönthan, Felix, Groner ꝛc. sind mit zumeist lustigen Geschichten darin vertreten. V.

Deutsche Schriften für Literatur und Kunst, herausgegeben von Eugen Wolff.

Die „Deutschen Schriften für Literatur und Kunst" widmen bedeutsamen literarischen und künstlerischen Fragen der Gegenwart und Vergangenheit sachliche und sachkundige Betrachtungen, um die Entwickelung der deutschen Literatur und Kunst durch engere Beziehung zwischen schöpferischer Thätigkeit und Forschung zu fördern. Als erstes Heft dieser Sammlung liegt vor: Sardou, Ibsen und die Zukunft des deutschen Dramas von Eugen Wolff. In dieser Schrift prüft der Herausgeber Sardou und Ibsen als Beherrscher und Tonangeber des heutigen deutschen Theaters und weist ohne Verkennung ihrer Vorzüge nach, dafs der Einfluss dieser fremden Dramatiker auf die deutsche Bühne als unheilvoll und von der echten, eigentlichen Kunst abführend bezeichnet werden muss. V.

Das Kind und seine Pflege im gesunden und kranken Zustande. Von Dr. L. Fürst. Vierte, umgearbeitete und bereicherte Auflage. Mit Abbildungen. (J. J. Weber in Leipzig.)

Soeben ist dieses beliebte, zum Geschenk für die junge Frau ganz besonders geeignete Werk in neuer Bearbeitung erschienen. Der Verfasser hat in diesem umfangreichen Werke die Fülle von Erfahrungen niedergelegt, die er während seiner langjährigen Thätigkeit als Kinderarzt und Leiter einer Kinder-Poliklinik an mehr als 30.000 Kindern zu sammeln Gelegenheit fand. So ist ein dem neuesten Standpunkte der Wissenschaft und Praxis entsprechendes, aber dennoch angenehm zu lesendes und leichtverständliches Werk entstanden, das für Mütter und Pflegerinnen eine unerschöpfliche Quelle der Belehrung bietet und sich jedem mit Kindern gesegneten Hause als ein zuverlässiger Rathgeber in guten und bösen Tagen bewähren wird. Die Darstellung alles dessen, wodurch man das Kind vom ersten Tage seines Lebens bis zum Abschluss seiner Entwickelung gesund erhalten kann, sowie alles dessen, was bei der Beobachtung und Pflege des erkrankten Kindes in Frage kommt, ist schon früher von der Kritik einstimmig als meisterhaft bezeichnet worden. Es darf in dieser Neugestaltung als das gründlichste, bewährteste Lehrbuch der Kinderhygiene warm empfohlen werden. V.

Im Manz'schen Verlage in Wien ist eine Broschüre erschienen unter dem Titel: **Der Wiener Dialect und seine hochdeutsche Stiefschwester**, welche die Betrachtung dieser Mundart vom grammatikalischen Standpunkte aus zum Gegenstande hat. V.

Frommes Kalender 1891 sind für unser Neujahrsheft zu spät gekommen. Nichtsdestoweniger gibt es auch im Februar immer

noch Leute, die sich mit Kalender noch nicht versorgt haben, und solchen empfehlen wir Frommes Kalender aller Arten für alle Stände auf das beste. Man möge nur einmal in irgendeiner Buchhandlung die Fromme'schen Fach-, Geschäfts-, Volks-, Taschen- und Wandkalender durchsehen, und man wird den passenden ganz gewiss dabei finden.

M.

Ferner dem „Heimgarten" zugegangen:

Die Brüder. Eine Volksgeschichte in zwei Büchern von Josef Joachim. Zwei Bände. (Basel. Benno Schwabe. 1891.)

Irrwege des Herzens. Roman von Ernst Müller. (Dresden. E. Pierson.)

Leo L. Tolstojs gesammelte Werke. Vom Verfasser genehmigte Ausgabe von Raphael Löwenfeld. In ca. 95 Lieferungen. (Berlin. Richard Wilhelmi. 1891.)

Das Geschichtenbuch des Wanderers. Neue Erzählungen aus Dorf und Birg, aus Wald und Welt von P. K. Rosegger. Dritte Auflage. Miniaturausgabe. (Wien. A. Hartleben. 1890.)

Das Buch der Jugend. Ein Jahrbuch der Unterhaltung und Belehrung für unsere Knaben. Mit vielen Bildern. (Stuttgart. F. Thiemanns Verlag.)

Deutsches Geschichtenbuch. Für die reifere Jugend, gewählt aus den Schriften von P. K. Rosegger. Mit 14 Farbendruckbildern. (A. Hartleben. Wien.)

Neues Fabelbuch. Originalzeichnungen von Otto Speckter, Gedichte von Esmarch, Meyer, Schlotke. (Hamburg. G. Speckter. 1890.)

Helene. Den Tod erkämpft. Zwei Erzählungen von M. Kolloden. (Dresden. E. Pierson.)

Genoveva. Dramatisches Gedicht in vier Acten von Franz Wichmann. (Leipzig. Oswald Mutze. 1890.)

Bühnensterne. Von Julius Freund. (Berlin. J. Schorer.)

Sonnenstaub. Neue Lieder von Maurice Reinhold v. Stern. (Leipzig. Wilhelm Friedrich.)

Alfred Teniers gesammelte Dichtungen. Nach dessen Tode herausgegeben und mit einem Lebensbild versehen von G. A. Nessel. (Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. 1891.)

Fallende Blätter. Gedichte von F. Bopp. (Zürich. Verlagsmagazin. 1891.)

Spottdrossel-Klänge von D. Haek. (Zürich. Verlagsmagazin. 1891.)

Lieder und Fanfaren. Gedichte von F. G. Adolf Weiß. (Zürich. Verlags-Magazin. 1890.)

Zeitraketen aus Österreich. (Zürich. Verlagsmagazin. 1891.)

Jonathan Schlendrians Höllenreise. Nacherzählt von Titanello. (Zürich. Verlags-Magazin. 1891.)

Der König von Sion. Epische Dichtung in zehn Gesängen von Robert Hamerling. Illustriert von Adalbert von Roeßler und Hermann Dietrichs. Bis zum 24. Hefte erschienen. (Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.)

Aug' um Auge. Dramatischer Scherz in einem Aufzuge von Georg von Schulze. (Preßburg. Rudolf Drodtleff. 1890.)

Der Prinz. Dramatische Kleinigkeit in einem Aufzuge von Georg von Schulze. (Preßburg. R. Drodtleff. 1891.)

Die Kinder des Hauses. Schauspiel-Fragment von Friedrich v. Schiller. Für die deutsche Bühne bearbeitet von Alexander Wald. Mit einem Vorworte von Prof. Uli Schanz. (Rudolf Drodtleff. Preßburg.)

Die Früchte der Bildung. Lustspiel in vier Aufzügen von L. Tolstoj. Vom Verfasser genehmigte deutsche Übersetzung von Raphael Löwenfeld. (Berlin. Richard Wilhelmi. 1891.)

Zum Frieden. Roman aus der Gegenwart von Paul Pliß. (Dresden. E. Pierson.)

Eine steierische Stadt im 17. Jahrhundert. Von Hans Lange. (Graz. Ulrich Mosers Buchhandlung. 1890.)

Der Freiberg und Pöran bei Meran. Eine Monographie von Fridolin Plant. (Meran 1890.)

Auf Schneeschuhen durch Grönland. Von Dr. Fridtjof Nansen. Lieferung 3—6. (Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.)

Gegen Dr. R. Kochs Schwindsuchtsbehandlung von einem Nichtarzt. (Berlin. Verlag von Hugo & Hermann Zeidler. 1890.)

Geheimrath Koch in der „Deutschen Warte". (Verlag der „Deutschen Warte" zu Berlin.)

Josef Schindler als Nachfolger von Vincenz Prießnitz in Gräfenberg. Erinnerungen von Philo vom Walde. (Berlin. Wilhelm Ißleib. 1891.)

Vegetarier-Kalender für 1891. Herausgegeben vom deutschen Vegetarier-Verein. (Berlin. Hermann Stoß.)

Postkarten des Heimgarten.

Dr. L. A., Dresden: Vergleichen Sie Bismarcks vor kurzem der Strassburger Deputation gemachte Äußerung, dass der Deutsche den Franzosen gegenüber um eine halbe Flasche Wein zu wenig Feuer in sich habe, mit Roseggers Capitel: „Warum die Deutschen saufen" (Bergpredigten. Wien. 1885). Sie finden denselben Aufsatz auch im „Heimgarten" VIII. Jahrgang (1883), Seite 59.

* In diesen Blättern ist wiederholt gesagt worden, dass nicht alle Schriften Roseggers für die Jugend passen. Für die Jugend ist eine Auswahl der Erzählungen dieses Autors in drei Bänden erschienen: „Aus dem Walde", „Waldferien" und „Neues Geschichtenbuch für die deutsche Jugend". Auch dagegen glaubt Rosegger protestieren zu müssen, wenn er nur als Volksschriftsteller taxiert wird. Das ist zwar die höchste Taxe, doch lässt sich nicht leugnen, dass mancherlei aus R.'s Feder mehr für specielle Literaturfreunde, als für den naiven Leser sich eignet. Er hat dieses ja mit den meisten Autoren gemein, sie bieten eben das, was sie haben, ohne sich viel darum zu kümmern, für wen sie schreiben oder in welche Branche sie eingeschachtelt werden.

Lehrer **W. St., Potsdam:** In Berlin wird das Volksschauspiel „Am Tage des Gerichts" vor nächsten Herbst nicht aufgeführt.

M. B., Wien: Das nette Sprüchlein:

„O Wien, o Wien!
Wer dort, will fort,
Wer fort, will hin,
O Wien, o Wien!"

ist von F. Haeck.

M. F., Brünn: Gerade durch das Wohlwollen für alle Menschen (auch für Nichtdeutsche) offenbart sich das deutsche Gemüth am schönsten. — Dieses Wohlwollen ist eine nationale Tugend, weil es beiträgt, die Deutschen in der Welt geachtet und beliebt zu machen, während der Trotz gegen fremde Völker ein nationales Laster ist, denn es schafft der Nation ringsum Feinde, dem auf die Länge auch ein starkes und muthiges Volk unterliegen muss. — Das ist (nebenbei bemerkt) nicht politisch, sondern menschlich gesprochen.

A. L., Linz: Sehr richtig. Aber woher sollen die Eltern den christlichen Sinn zur Kindererziehung nehmen, als von denen, die da sind, um ihn zu fördern?

Ch. L . . l, Aussig: Die Koch'sche Entdeckung wird verlaufen, wie so viele andere medicinische Entdeckungen; sie geben den Krankheiten eine andere Erscheinungsart, verlängern aber im allgemeinen das menschliche Leben nicht.

B. A., Neustadt: Zwischen einem gelehrten Meteorologen und einem alten Weibe ist denn doch noch ein Unterschied, lieber Freund! Das alte Weib erräth die bevorstehende Witterung nur selten, der Meteorologe nie.

M. L., Graz: Hätten es Ihnen schon im vorhinein rathen mögen, in stiller Stube Mensch zu bleiben und nicht im großen Saale — Publicum zu werden. Welt macht Katzenjammer, es geht auch anderen so. — Und Ihr sonderbarer Skrupel? — Was Ihnen nicht einfällt!

Ch. Sch., Graz: Ein neues Blatt, dessen erster Kinderschrei nach strengerer Censur ruft, ist vielversprechend. Wir wünschen, dass der Kunst und dem neuen Blatte die Redefreiheit gewahrt sei.

* **L. M., Graz:** Das erste Urtheil über das preisgekrönte Stück „Heimg'funden" in der Grazer „Tagespost" (1886) lautet unter anderem wie folgt: „Es geschehen noch Zeichen und Wunder! Wer konnte sich nach alledem, was man über das Anzengruber'sche Stück ‚Heimg'funden' gehört und gelesen hatte, von der Aufführung auf unserer Bühne mehr erwarten, als einen Achtungserfolg? Und siehe da, dem Stadttheater hat diese Novität den größten Erfolg in dieser Saison gebracht, einen Erfolg, der sich ungezwungen aus dem Werte der Dichtung und den Vorzügen ihrer Darstellung ergab" u. s. w. Der Referent findet es unbegreiflich, „dass ein Stück von Anzengruber, und gerade ein so bühnenwirksames, von so gesunder Tendenz getragenes, von so köstlichem Humor belebtes Anzengruber'sches Stück in Wien bisher noch nicht zur Aufführung gekommen ist" und bezeichnet ‚Heimg'funden' als „einen echten Anzengruber, alles Fleisch vom Fleische und Blut vom Blute unseres ersten Volksbühnendichters." — Jener Berliner Aufsatz bezieht sich demnach nicht auf dieses Blatt.

„**Einer**" **in Übelbach:** Gerührt über die sinnige Sendung. Freundlichsten Dank.

J. C., Radavalva: Zusehr nachempfunden. Bitten ohne Aufforderung nichts zu schicken.

Für die Redaction verantwortlich **P. K. Rosegger.** — Druckerei „Leykam" in Graz.

Schreiben, in welchem er aufgefordert wurde, bestimmte, sehr große Vorräthe von Sammt innerhalb einer gegebenen Frist nach der Hauptstadt des türkischen Reiches abzuliefern. Er habe, so schrieb der Geschäftsfreund, die Lieferung der Bekleidungsstoffe für die Angestellten des Serails und für das Janitscharencorps übernommen, und brauche unter anderem auch Sammt in großen Mengen. Der Brief schloss mit der Hindeutung auf den außerordentlichen Gewinn, dessen Prospero bei dieser Geschäftsunternehmung sich versichert halten könnte. Große Freude erregte der Antrag im Hause Prosperos, der sich beeilte, das, was er von Sammtvorräthen auf dem eigenen Lager hatte, vereinigt mit dem, was er von anderen Sammtwebern größtentheils gegen Wechsel an sich gebracht hatte, zur Versendung in Bereitschaft zu setzen.

Mit dem nächsten Schiffe, das zur Fahrt nach Constantinopel die Anker lichtete, gieng die ganze wertvolle Sammtlieferung Prosperos von Venedig ab. Als das Fahrzeug die Höhe von Navarin erreicht hatte, brach ein gewaltiger Sturm los. Bald waren die Schiffsleute genöthigt, zur Rettung ihres Lebens einen großen Theil der Fracht über Bord zu werfen. Nichtsdestoweniger scheiterte das Schiff im Angesichte des Hafens und versank mitsammt der Mannschaft, von welcher nur einige durch Schwimmen mühselig das Ufer erreichten.

Die Nachricht von diesem Unfalle brachte Jammer und Verzweiflung in die Familie Prosperos. Der Termin zur Einlösung der Wechsel nahte heran und der Unglückliche sah sich genöthigt, all seine Habe zu verkaufen. Um nur zu leben, musste er als Arbeiter bei einem anderen Fabriksherrn eintreten. Auch Leonardo war infolge dessen genöthigt, bei einem anderen Meister Arbeit zu suchen.

Diese unerwartete traurige Schicksalswendung brachte den alten Prospero nach wenigen Monaten ins Grab. Zur selben Zeit fühlte Marcella die Zeichen einer herannahenden, und zwar verfrühten Entbindung. Unter großen Schmerzen brachte sie ein Mädchen von äußerst schwächlichem Ansehen zur Welt, dem niemand ein langes Leben prophezeite. Fünf Tage nach ihrer Niederkunft erlag die Mutter einem Kindbettfieber. Ihr letzter Seufzer war: „Armes Kind, was wird aus dir werden?“

Als abhängiger Arbeiter, der schon am frühen Morgen sich in seiner Werkstatt einfinden und dort den ganzen Tag verweilen musste, sah sich Leonardo in die Unmöglichkeit versetzt, sein Töchterchen selbst zu pflegen und aufzuziehen. Er musste die kleine Natalina — so war das Kind getauft — den Händen fremder Leute übergeben.

Das Mädchen wuchs heran, aber es kränkelte fortwährend. Die halbe Zeit brachte es auf dem Schmerzenslager zu. Von Geburt an schien es zum Unglücke bestimmt. Kindliche Spiele, an denen Natalinens Altersgenossen sich ergötzten, wurden ihr, wenn sie daran theilnehmen wollte, jedesmal in irgendeiner Weise verhängnisvoll, schlugen zu ihrem körperlichen Schaden oder zu ihrer Kränkung aus. Kein anderes Kind stürzte und verletzte sich häufiger; keinem wurde häufiger von anderen, wenn auch unbedachterweise, ein Leid zugefügt. Keine Frucht, keine seltenere Speise konnte sie genießen, ohne das kurze Vergnügen mit körperlichen Schmerzen und Beschwerden zu bezahlen. Sanft von Natur und durch ihre Schwäche wehrlos, diente sie übermüthigen Gespielinnen zur Zielscheibe des Spottes und behielt immer Unrecht von Seiten ihrer Erzieher und Lehrer, wenn sie bei ihnen Schutz gegen solche Verfolgungen suchte.

Die Züge ihres Gesichtes waren regelmäßig, aber Bläße bedeckte sie, und nur Überraschung oder Schmerzenstränen zauberten auf dieselben ein

flüchtiges Roth. Ihr schwarzes, glänzendes, und dabei doch sanftes Auge zeigte von Aufrichtigkeit, Bescheidenheit und Herzensgüte, doch machte die kümmerliche, schüchterne Erscheinung des Mädchens im allgemeinen keinen gewinnenden Eindruck.

Jene Sympathie und Antipathie, die nun einmal, bewusst und unbewusst, im Verkehre der Menschen sich geltend macht, und für welche man sich meist vergebens bemühen würde, bestimmte Gründe aufzufinden, spielte auch im Leben Natalinens eine sehr bedeutende Rolle. Die Lehrerinnen der Erziehungsanstalt, welcher man sie übergeben hatte, gaben ihr niemals einen Beweis von Zuneigung. Sie hatten Schmeicheleien, Liebkosungen für andere junge Mädchen, niemals für Natalina. Nur *einen* Kuss hatte sie in ihrer ganzen bisherigen Lebenszeit erhalten: denjenigen, den ihre sterbende Mutter ihr auf die Lippen gedrückt hatte.

Und doch zeigte Natalina ein anspruchsloses, gefälliges Benehmen gegen jedermann, auch fehlte es ihr weder an Geist noch an Gemüth. Sie war voll des Mitgefühls für Leidende. Schmerzlich empfand sie den Mangel freundlichen Entgegenkommens, und während sie an geistigen und körperlichen Leiden krankte, musste sie von ihren Erzieherinnen Vorwürfe wegen allzugroßer Empfindlichkeit hinnehmen, und ihre Beschwerden wurden als eingebildet oder als übertrieben betrachtet. Wollte Natalina von einer Speise nicht essen, weil sie dieselbe nicht gut vertragen konnte, so bestanden ihre Erzieherinnen darauf, dass sie davon esse, um sich, wie sie sagten, an dieselbe zu gewöhnen.

Natalina hatte das zwölfte Jahr erreicht. Leonardo wünschte sehr, seine Tochter bei sich zu haben, da ihm die Ausgaben für ihren Unterhalt immer beschwerlicher fielen. „Wie glücklich", sagte er zu sich selbst, „wie glücklich würde ich mich schätzen, wenn ich ein verständiges, nicht allzu junges Mädchen oder Witwe mit einem kleinen Vermögen fände, die sich meiner und meines Kindes annehmen wollte!"

Leonardo hatte die Hälfte der dreißiger Jahre kaum überschritten; er war ein Mann von gefälligem Äußern und besaß die Gabe, sich angenehm zu machen. Aber die venezianischen Mädchen werden in großer Zurückgezogenheit gehalten, und die strengen Eltern gestatten jungen Männern, Verwandte etwa ausgenommen, den Zutritt in ihrem Hause nicht leicht. So bleibt denjenigen, die auf eine Brautwahl ausgehen, fast keine andere Gelegenheit, junge Mädchen zu sehen und sich ihnen zu nähern, als wenn diese die Kirche besuchen. Leonardo sah sich genöthigt, den Landesbrauch mitzumachen und bemerkte, indem er an Sonntagen sein Augenmerk auf die aus der Kirche kommenden Mädchen richtete, zu wiederholtenmalen ein Frauenzimmer von etwa dreißig Jahren, dessen Gestalt ihm gefiel und dessen sittsame Haltung ihm Vertrauen einflößte. An einem Finger ihrer Linken bemerkte er, als sie an der Kirchenthüre nach dem Weihwasser griff, das goldene Ringlein, welches die Verheirateten kennzeichnet; aus dem Umstande aber, dass sie sich immer allein zeigte, schloss er, dass sie wohl Witwe sein möge, und diese Vermuthung wurde ihm bestätigt, als er ihr heimlich bis zu ihrer Wohnung folgte, und sich dann bei den Nachbarsleuten erkundigte. Ihr Gatte war Capitän eines Kauffahrers gewesen und hatte vor zwei Jahren auf einer Fahrt nach Alexandrien seinen Tod gefunden. Er hatte ihr so viel hinterlassen, dass sie, kinderlos wie sie war, nothdürftig leben konnte.

Leonardo war mit den Resultaten dieser Erkundigungen zufrieden und entschloss sich zu weiteren Schritten. Seine einzige Besorgnis war, Natalina möchte ein Hindernis in dieser Sache für ihn werden. Er fasste daher den Plan, der Witwe seine Ver-

hältnisse vorderhand zu verbergen, und ihr von seiner Tochter erst dann zu sprechen, wenn er sich ihrer Neigung versichert habe.

Die Witwe fand in der That Gefallen an Leonardo und schien einer Verbindung mit ihm nicht abgeneigt. Es währte jedoch nicht lange, so erfuhr sie zufällig durch einen Verwandten, was ihr Leonardo verschwiegen hatte. Eleonore, so nannte sich die Witwe, war über Leonardos Mangel an Offenheit sehr ungehalten und gab ihm den ersten Beweis ihres ziemlich heftigen Naturells, indem sie ihm unter vielen Vorwürfen erklärte, dass sie von seinen Anträgen nichts wissen wolle. Leonardo war nicht wenig bestürzt, ermannte sich aber doch zuletzt und gestand die volle Wahrheit, indem er hinzufügte: „Schreibet es nur der großen Liebe zu, die ich für Euch hege, wenn ich Euch jene Umstände verschwieg. Ich fürchtete, meine arme Natalina werde für mich das einzige Hindernis Eures Besitzes sein, nach welchem ich so großes Verlangen trage." Diese Erklärung beschwichtigte Eleonoren insoweit, dass sie ihre bestimmte Entscheidung noch verschob, bis sie Natalinen persönlich gesehen hatte.

Am folgenden Tage begab sie sich in die Anstalt, in welcher das Mädchen erzogen wurde und gab sich für eine Verwandte derselben aus. Natalina wurde herbeigerufen. Eleonore betrachtete sie vom Kopfe bis zu den Füßen eine zeitlang, ohne ein Wort zu sprechen und ohne das schüchterne Mädchen auch nur durch eine freundliche Miene aufzuheitern. Zuletzt fragte sie die Erzieherinnen, wie sie mit Natalina zufrieden seien. Diese erwiderten, sie hätten keinen besonderen Grund zur Klage, nur sei das Mädchen von äußerst zärtlicher Natur und meist kränklich. Mit einem Winke gaben sie Eleonoren hinterm Rücken Natalinens zu verstehen, das schwächliche Geschöpf habe sicher nicht auf ein langes Leben zu rechnen.

Eleonore gieng. Natalina hatte sich Hoffnung gemacht, sie würde von ihrer Verwandten, denn dafür hielt sie Eleonoren, zum Abschied einen freundlichen Kuss erhalten, wie sie es bei anderen Gespielinnen sah, die von ihren Verwandten besucht wurden. Aber die Witwe fühlte durch das kränklich-blasse Gesicht des jungen Mädchens gewissermaßen sich abgestoßen und reichte Natalinen zum Abschiede bloß die Hand, auf welche diese einen ehrerbietigen Kuss drückte.

Bald darauf that Eleonore ihrem Freier zu wissen, sie sei geneigt, ihm ihre Hand zu reichen, unter der Bedingung, dass Natalina in der Erziehungsanstalt bleibe. Aber Leonardo machte mit allem Nachdruck geltend, dass die Kosten für den Unterhalt des heranwachsenden Mädchens in jener Anstalt ihm immer beschwerlicher fielen, dass sie dagegen am häuslichen Herde ihr in der Führung des Hauswesens, sowie in den Arbeiten mit der Nadel behilflich sein könne; endlich erinnerte er sich an den Spruch, dass an dem Tische, an welchem drei Personen essen, auch die vierte essen könne.

Eleonore gab zuletzt ihre Einwilligung, weniger aus Rücksicht auf diese Gründe, als in der geheimen Voraussetzung, das kränkelnde Mädchen werde ihr nicht lange zur Last fallen. Leonardo suchte eine passende Wohnung für seine neugebildete Familie und nachdem er sie gefunden, auch sonst die nothwendigen Vorkehrungen getroffen, wurde zur Vermählung geschritten.

Bei der Trauungsfestlichkeit war Natalina nicht anwesend, da der alte venezianische Brauch sowohl kleine als erwachsene Mädchen von der Theilnahme an Hochzeitsgelagen ausschließt. Am Tage nach der Vermählung aber holte Leonardo seine Tochter zu nicht geringer Freude derselben aus der Anstalt ab und führte sie in seine Wohnung.

Zwei Jahre verflossen der kleinen Familie in leidlichem Frieden — ich

sage leidlichem, denn theils die öfteren Erkrankungen Natalinens, theils das leicht erregbare Naturell Eleonorens verursachten doch zuweilen eine vorübergehende Störung. Das junge Mädchen ertrug die Ausbrüche des lebhaften Temperamentes seiner Stiefmutter mit größter Gelassenheit, obgleich sie jede Kränkung innerlich sehr schwer empfand, jedes flüchtige Wort sich zu Herzen nahm und den Schmerz darüber die längste Zeit nicht verwinden konnte. So war sie denn auch im väterlichen Hause weit entfernt, sich glücklich zu fühlen.

Nun sollte aber ein neues, für sie höchst schmerzliches Ereignis eintreten.

Leonardo pflegte am frühen Morgen, bevor er sich in seine Werkstatt begab, eine Tasse Kaffee in der Straße S. Pantaleone zu trinken. Eines Tages, als er dort eben wieder sein Frühstück zu sich nahm, hörte er nebst den übrigen Anwesenden plötzlich von der Gasse her Tumult und verwirrtes Geschrei. Er eilt in Begleitung einiger anderen zur Thüre, um zu sehen, was es gebe. Kaum ist er dort angekommen, so empfängt er, eh' er sich dessen versieht, einen tödtlichen Messerstich in die Brust.

Ein Mensch aus der untersten Volksclasse war am Morgen jenes Tages wahnsinnig geworden und durchrannte mit einem großen, scharfgeschliffenen Messer die Straßen. Er verwundete alle, die ihm unvorsichtigerweise nahe kamen, oder ihm nicht ausweichen konnten. Nicht wenige Opfer fielen unter dem Mordwerkzeuge des Tobenden, ohne dass man gewagt hätte, sich ihm in den Weg zu werfen und ihn zu entwaffnen. Erst nachdem er auch Leonardo niedergestoßen, dann in seinem verwirrten Laufe den ponte della donna onesta hinabeilend, gegen einen zufällig dort stehenden Karren angerannt und zu Boden gestürzt war, konnte die Menge sich über ihn hermachen, ihm Hände und Füße binden und ihn in sicheren Gewahrsam bringen.

Leonardo hatte indessen, wenige Augenblicke nachdem er den Todesstoß empfangen, seinen letzten Seufzer ausgehaucht. Groß war bei diesem Unglück der Jammer Eleonorens; Natalinen warf der Schmerz aufs Krankenlager, an welches sie fast einen Monat lang gefesselt blieb.

Traurig war die Lage, in welche der plötzliche Todesfall die Familie Leonardos versetzte. Eleonoren blieb zum Unterhalte nichts, als was sie von ihrem früheren Manne besaß, kaum hinreichend für sie selbst. Und nun sollte sie auch Natalinen ernähren, die ohne das geringste Vermögen, ohne alle Stütze, verlassen in der Welt stand. So konnte es denn nicht fehlen, dass Eleonorens Unmuth, geschürt durch ihre dürftige Lage, sich häufig in bitteren Worten und Verwünschungen gegen ihren zweiten Ehebund Luft machte. Natalina begriff den Sinn dieser Worte und weinte im Stillen.

Nach einiger Zeit erhielt Eleonore von einer Freundin die Mittheilung, dass sich eine Gelegenheit darbiete, Natalinen vortheilhaft im Hause einer bejahrten Dame unterzubringen. „Natalina" sagte die Freundin, „wird dort nur sehr leichte Verpflichtungen zu übernehmen haben. Die Dame ist allein: es wohnen mit ihr im Palaste nur zwei alte Kammerfrauen und einige andere Hausbedienten. Natalina wird mehr die Stelle einer Gesellschafterin als einer Zofe bei der alten, hinfälligen Frau vertreten."

Eleonore begab sich persönlich zu der Dame und empfahl ihr Natalinen angelegentlich. Die Dame fand Wohlgefallen an dem jungen Mädchen, als es ihr vorgestellt wurde und nahm es ohne Bedenken in ihren Dienst. Sehr leicht würden Natalinen die Verrichtungen dieses Dienstes gefallen sein, wenn sie nicht mehr von den beiden alten Kammerfrauen als von ihrer Herrin selbst abhängig gewesen wäre. Diese beiden Frauen hatten seit vielen Jahren in dem Hause gedient und

es zuletzt dahin gebracht, dass sie fast unumschränkt in demselben herrschten. Sie kümmerten sich wenig mehr um die Anordnungen der alten Dame, und führten den Haushalt wie es ihnen beliebte.

Die sanfte, fügsame, ihrer Gebieterin mit größter Verehrung begegnende Natalina gewann die volle Sympathie der letzteren. Da sie zugleich einen aufgeweckten Geist besaß, so unterhielt sich die Dame sehr gerne mit ihr und ließ sie zuletzt kaum mehr von ihrer Seite. Dieser Umstand verursachte, wie man sich denken kann, den beiden alten Kammerfrauen ein entschiedenes Missbehagen, welches aufs höchste stieg, als die Dame eines Tags in ihrer Gegenwart die Hand auf Natalinens Schulter legte und freundlich zu ihr sagte: „Fahre nur so fort, mein Kind, sei brav und redlich, und ich werde bei meinem Tode deiner nicht vergessen."

Es muss hier erwähnt werden, dass diese sehr reiche alte Frau keine Kinder und nur entfernte Verwandte besaß. Ihre gesammte Dienerschaft schmeichelte sich also mit der Hoffnung auf beträchtliche Vermächtnisse. Sie selbst nährte diese Hoffnungen durch öftere Hindeutung auf ihr großes Vermögen, über welches sie ohne irgendwelche Rücksichten verfügen könne.

Insbesondere hatten die beiden Kammerfrauen schon angefangen, sich als die muthmaßlichen Universalerben der Dame zu betrachten. Darum konnten ihnen Worte, wie sie ihre Herrin an Natalina gerichtet hatte, nicht gefallen. Als sie nun die Neigung der Dame für Natalinen von Tag zu Tag wachsen sahen, so thaten sie alles Mögliche, um diese bei ihr in Miscredit zu bringen. Sie gaben dem Mädchen Schuld, dass sie ihr Morgen- und Abendgebet versäume, dass sie in den Tag hineinschlafe, und endlich, dass sie, übermüthig gemacht durch die Liebe und Nachsicht ihrer Herrin, nichts mehr auf Befehl oder Ermahnung gebe, sondern ihren eigenen Launen folge. Aber diese Beschuldigungen machten auf die Dame keinen besonderen Eindruck. Eines Tags fertigte sie sogar die Klägerinnen mit den Worten ab: „Ihr habt doch alle nicht die Liebe und Aufopferung für mich wie Natalina!"

Vorsichtig und schlau wie sie waren, verbargen die beiden Angeberinnen für den Augenblick ihren Unmuth, aber Natalinens Verderben war von da an eine beschlossene Sache . . .

Sechs Monate waren verflossen, seit das Mädchen in die Dienste der alten Dame getreten war. Da kam eines Morgens Natalina in großer Bestürzung ins Gemach ihrer Herrin. Sie erzählte, dass sie bei der Besorgung eines häuslichen Geschäftes unter dem Silberzeuge, das vor kurzem ihrer Aufsicht übertragen war, ein Besteck vermisse, und dass dasselbe, wiewohl von ihr und anderen im ganzen Hause gesucht, nicht wieder aufgefunden werden konnte.

„Ist denn etwa eine fremde Person im Hause gewesen?" fragte die Dame.

„Ich wüsste nicht", erwiderte Natalina. „Das Besteck fehlt erst seit gestern abend. In die oberen Gemächer pflegt außer mir und den beiden Kammerfrauen niemand zu kommen . . ."

Die beiden letztgenannten waren eben anwesend. „Wie?" rief eine derselben, „will das Mädchen vielleicht uns beide in Verdacht bringen? Dreißig Jahre haben wir in diesem Hause gedient, und nicht eine Stecknadel ist während dieser Zeit abhanden gekommen!"

„Aber, ich setze kein Misstrauen in euch" sagte die Dame, und die erschrockene Natalina wollte die gehässige Auslegung ihrer Worte abwehren; aber die beiden Kammerfrauen eiferten weiter:

„Nur wir beiden oder Natalina, können die Schuldigen sein. Wir bestehen darauf, dass unsere Zimmer und Schränke durchsucht werden. Wir

verlangen eine strenge Untersuchung, welche allein uns von dem Verdachte reinigen kann, den dieses übermüthige Geschöpf auf uns zu werfen wagte."

Die Dame zeigte wenig Lust zu einer solchen Durchführung, verstand sich aber endlich doch dazu, nur um dem dringenden Begehren ihrer Dienerinnen zu entsprechen. Fast ungehalten erhob sie sich von ihrem Armstuhl, und stieg in Begleitung der letzteren ins obere Stockwerk empor. Nachdem man das Gemach der Kammerfrauen betreten, fiengen diese sogleich an, ihre Schränke zu öffnen und ihre Habseligkeiten vor den Augen der Gebieterin auszubreiten. „Ach, lasst es doch," sagte diese nach einem flüchtigen Blicke auf das vor sie Hingelegte; „es ist nichts weiter nöthig — gehen wir." Damit wollte sie sich entfernen.

„Wie?" fuhr eine der beiden Kammerfrauen auf, „sind wir vielleicht schlechter als Natalina? Wir haben uns einer Untersuchung unterworfen und sie soll frei ausgehen?"

Nur aus Rücksicht auf Natalina, damit kein Verdacht auf ihr haften bliebe, verstand sich die Dame zuletzt dazu, auch Natalinens Gemach zu betreten. Mit freundlichem Lächeln sagte sie zu dem jungen Mädchen: „Gib uns den Schlüssel zu deinem Schranke, Natalina!"

„Mein Schrank ist nie verschlossen," sagte diese, öffnete die Thüre desselben und forderte die Kammerfrauen auf, ihre Kleider zu durchsuchen. Diese schickten sich hastig an, die dort aufbewahrten Kleidungsstücke herauszunehmen, und siehe da! im Hintergrunde des Schrankes, eingefüllt in ein altes Unterkleid, fand sich das vermisste Besteck.

Natalina erbleichte, die Dame stand in Erstaunen versunken da, und die beiden Kammerfrauen hielten ihr das Vorgefundene mit triumphierenden Blicken vor die Augen.

„Was soll das heißen?" fragte die Dame zuletzt, zu Natalina gewendet.

„Ich weiß von nichts", erwiderte diese in tiefster Bestürzung über das Vorhandensein des Silberbesteckes in ihrem Schranke, das sie auf keine Weise sich zu erklären wusste.

„Schäme dich", rief die Dame; „ich hatte dich wie eine Tochter behandelt . . ." Nun ergriff eine der Kammerfrauen das Wort und fiel mit wüthenden Schmähungen über Natalina her; sie schalt sie eine Diebin, eine Nichtswürdige, und fügte hinzu: „Wenn du nicht augenblicklich das Haus verlassest, so bleiben wir keine Stunde länger . . ."

„Ich kenne meine Pflicht", sagte die Dame; „sogleich schnüre dein Bündel, Natalina. Den Diebstahl würde ich dir vielleicht verziehen haben, aber dass du diese Unschuldigen verdächtig machen wolltest, während du selbst die Schuldige warst, das beweist, dass ich meine Gunst einer durchaus Unwürdigen geschenkt hatte."

Natalina wollte sich rechtfertigen, aber die Dame schnitt ihr das Wort ab. „Schweig'", rief sie, „die Thatsache spricht unwiderleglich. Mein Gondolier wird dich augenblicklich zu deiner Stiefmutter zurückführen."

Das unglückliche Mädchen brach in heiße Thränen aus und wollte die Hand ihrer Herrin küssen. Diese aber wies sie strenge zurück. Die beiden Kammerfrauen führten Natalinen zum Gondolier, dem sie den Vorfall mit vielem Aufwande von Worten erzählten, indem sie ihm zugleich den Auftrag der Dame kundmachten.

Der Mann fasste schweigend bald Natalinen, bald die beiden Frauen ins Auge. Dann führte er das junge Mädchen fort, welchem die Kammerfrauen noch Spott- und Schmähreden nachsandten.

Auf dem Wege strömten häufige Thränen über die Wangen Natalinens. Der Gondolier blickte sie von Zeit zu Zeit an und sagte zuletzt: „Du hast nicht recht gethan, Mädchen!"

„Ich bin unschuldig!" rief diese aus.

„Ei“, versetzte der Gondolier, „das sagen alle Diebe. Deine Herrin hat dich doch lieb gehabt, so viel ich weiß?“

„Mehr als ich verdiente.“

„Dann hast du eine große Thorheit begangen. Lange kann die alte Frau nicht mehr leben und sie hätte dir ohne Zweifel etwas hinterlassen.“

„Sie hatte es mir sogar versprochen.“

„Wussten das die Kammerfrauen?“

„Sie sprach davon in ihrer Gegenwart.“

„Wisse, Kind, das sind ein paar Harpyien, ein paar neidische Klätscherinnen, und du bist nicht die erste Dienerin, die ihretwegen den Dienst verlassen musste.“

Während dieses Gesprächs waren sie vor dem Hause Eleonorens angelangt. Diese zeigte sich nicht wenig betroffen über die unerwartete Erscheinung Natalinens, und als nun der Gondolier ihr nothgedrungen die Ursache dieser Heimkehr andeutete, da gerieth sie, wie man sich wohl denken mag, in nicht geringen Zorn und war nahe daran, das unglückliche Mädchen von ihrer Thüre zu jagen. Aber der Gondolier sagte ihr einige beruhigende Worte und entfernte sich nicht früher, als bis sich ihre Aufregung einigermaßen gelegt hatte.

Zum Abschied flüsterte der Gondolier Natalinen noch die Worte zu: „Mein liebes Kind, du hast deinen Schrank offen gelassen und jene beiden Betteln haben vielleicht . . . doch genug, ich darf nicht reden, wie ich wollte; man könnte mich alten Mann ebenfalls aus dem Hause jagen. Fasst Euch und bedenkt, dass Ihr nicht das erste verfolgte und unschuldig verläumdete Geschöpf seid.“

Eleonore, welcher es trotz ihres aufbrausenden und heftigen Temperaments doch weder an menschlichem Gefühl noch an gesundem Verstande fehlte, kam nach einiger Überlegung bald zu der inneren Überzeugung, dass Natalina, deren Charakter sie kannte, eines Vergehens, wie das ihr zur Last gelegte, nicht fähig sei. Sie verfügte sich einigemale in das Haus der alten Dame, erhielt aber immer den Bescheid, dass diese sie nicht empfangen wolle. Hierdurch wurde der Verdacht, den Eleonore gegen die beiden Kammerfrauen hatte, noch gesteigert, und sie zweifelte nicht, dass ihr diese Abweisung ohne Vorwissen der Dame widerfahre.

So blieb denn Natalina für jetzt wieder im Hause ihrer Stiefmutter, mit weiblichen Arbeiten sich den kärglichen Unterhalt verdienend.

Nur selten gieng sie aus, um sich zu erholen, doch besuchte sie täglich zur bestimmten Stunde die Messe. Ernst und sittsam legte sie den Weg zur Kirche San Barnaba zurück, die nicht weit von ihrer Wohnung entfernt war. So verfloss eine geraume Zeit.

Eines Tages, als sie eben wieder von der Messe zurückkehrte, bemerkte Eleonore auf den Wangen des Mädchens eine ungewöhnliche Röthe. Verwundert fragte sie dieselbe, was ihr begegnet sei.

Noch tiefer erröthend, gestand Natalina, dass ihr ein junger Mann gefolgt sei, als sie die Kirche verließ, und einige freundliche Worte an sie gerichtet habe.

„Wie?“ rief Eleonore, „du gibst jungen Männern Gehör?“

„Durchaus nicht“, versetzte Natalina, „aber wenn der liebe Gott Euch von der Last befreien wollte, die ich Euch verursache, könnte er es nicht vielleicht dadurch, dass er mich eine Gelegenheit zur Verheiratung finden ließe?“

„Zur Verheiratung? Albernes Mädchen! Die Männer sehen heutzutage nur auf die Mitgift. Ich weiß, was mir mit deinem Vater begegnet ist. Du bist eine Elende und hast kein Glück dein lebenlang.“

„Ach ja, Ihr habt nicht unrecht. Ich bin nur zu Unglück geboren. Verzeiht mir, ich will jede eitle Einbildung dieser Art fahren lassen.“

Den nächsten Tag gieng Natalina in Begleitung ihrer Stiefmutter zur Meſſe. Sie bemerkte denſelben jungen Mann an der Thür der Kirche. Als ſie in dieſe eingetreten war, wendete ſie ſich verſtohlenerweiſe um, begierig zu wiſſen, ob der Jüngling ihr gefolgt ſei. Aber er hatte die Schwelle der Kirche nicht überſchritten. Bei der Rückkehr nach Hauſe aber bemerkte ſie ihn wieder auf der Straße hinter ſich.

Viele Tage lang wiederholte ſich das nämliche.

Eines Tages aber faſste der Unbekannte Muth und übergab Natalinen einen Brief mit der beſcheidenen Bitte, ihn nicht ungeleſen zu laſſen, worauf er ſich eilig wieder entfernte. Der Brief enthielt in wenigen und einfachen Worten eine Liebeserklärung. Es war jedoch kein Name unterzeichnet.

Natalina war außer ſich vor Freude und zeigte den Brief Eleonoren. Am nächſten Morgen gieng ſie allein zur Kirche. Der junge Mann näherte ſich ihr, grüßte ſie höflich und erbat ſich eine Antwort auf ſein Schreiben.

Natalina fragte ihn um ſeinen Stand und ſeine Herkunft.

„Ich bin aus Peſaro gebürtig", erwiderte er. „Meine Eltern haben mich nach Venedig geſandt, um hier den Handel zu erlernen."

„Wiſſet Ihr denn aber auch", fragte Natalina, „daſs ich ein ganz armes Mädchen bin?"

„Ich weiß alles; auch ich bin nicht reich."

„Ich möchte nicht gerne getäuſcht werden."

„Ihr habt ganz recht."

„Darf ich Euch bitten, mir Euren Namen mitzutheilen?"

„Erlaubt mir, daſs ich ihn für jetzt noch verſchweige."

„Aber ich begreife nicht . . ."

„Zu ſeiner Zeit, wenn Ihr den Grund meines Schweigens erfahren, werdet Ihr mich entſchuldigen."

Von da an ſah Natalina ihren Geliebten jeden Tag; zuweilen kam er auch, nach venezianiſcher Sitte, des Abends unter ihr Fenſter, um mit ihr zu ſprechen. Er zeigte ſich von ſo herzlicher, ja leidenſchaftlicher Liebe für ſie ergriffen, daſs das Mädchen im Gefühle ihres Glückes, an welches ſie kaum glauben konnte, zuweilen ausrief: „Ach, ich war immer unglücklich — gewiſs iſt auch dieſes Glück nur ein ſcheinbares; wer weiß, was für ein neues Unheil für mich daraus hervorgehen wird!"

Der junge Mann begleitete Natalinen regelmäßig zur Meſſe, aber er trat nie mit ihr ein. Natalina fragte ihn einmal um die Urſache.

„Ich will es dir ſagen", verſetzte er; „ich habe ein Vorurtheil, das dem hieſigen Brauche entgegen iſt. Dieſes Liebeln an heiligen Orten gefällt mir nicht. Wenn ich mit dir in die Kirche einträte, ſo würde ich dich in deiner Andacht ſtören."

Natalina ehrte dieſe fromme Rückſicht.

Ein anderesmal drang ſie in ihn, er möge ihr doch ſeinen Namen nicht länger verſchweigen. Nach einigem Zögern ſagte er ihr, daſs er ſich Gabriel Alfierini nenne. Natalina fragte ihn nach ſeiner Familie, ſeiner Wohnung.

„Ich wohne", verſetzte er, „zu San Marziale. Ich erlerne den Handel bei einer iſraelitiſchen Familie."

„Wie? bei einer jüdiſchen Familie?"

„Jawohl, die aus durchaus braven und ehrwürdigen Leuten beſteht."

Natalina war durch das Gehörte nicht ganz beruhigt. Sie theilte es erſt Eleonoren, und dann ihrem Beichtvater mit, der auch Eleonoren perſönlich kannte und beiden Frauen ſchon oft ein Tröſter und Berather in Drangſalen geweſen war. Der würdige Prieſter verſprach ihr, über den jungen Mann genauere Erkundigungen einzuziehen.

Inzwiſchen verdoppelte der unbekannte Liebhaber die Beweiſe ſeiner Zärtlichkeit für Natalina. Er machte

ihr auch einige kleine Geschenke, die Natalina mit einer zierlichen Handarbeit erwiderte. Die unverkennbare Aufrichtigkeit der Zuneigung, welche der junge Mann für Natalina kundgab, machte auch auf Eleonoren einen so guten Eindruck, dass sie ihm zuletzt den Eintritt in ihr Haus gestattete. Er machte getreulich Gebrauch von dieser Erlaubnis, doch immer erst in später Abendstunde, wenn er seine Berufsgeschäfte verrichtet hatte.

Eines Tages besuchte der oben erwähnte Geistliche das Haus Eleonorens und erzählte den beiden Frauen, dass er Nachforschungen über den jungen Mann angestellt habe, dass dieselben jedoch vollkommen erfolglos geblieben seien. Der Name, den der junge Mann als den seinigen bezeichnet habe, sei in der Contrada S. Marziale gänzlich unbekannt.

„Vielleicht weil er ein Fremder ist und noch nicht lange dort wohnt", versetzte Natalina mit schlechtverhehlter Unruhe.

„Hast du mir nicht gesagt", fuhr der Geistliche fort, dass er dich zuweilen bis zur Kirche begleitet?"

Allerdings, auch morgen versprach er es zu thun."

„Gut, ich werde eine Person dort aufstellen, die ihn im Auge behalten und ihm unbemerkt bis in seine Wohnung folgen soll."

Am nächsten Tage erschien der Unbekannte zur bestimmten Stunde und begleitete Natalina zur Kirche, wo der Geistliche schon eine verlässliche Person aufgestellt hatte.

Zwei Tage später kommt der Geistliche zu Eleonoren in heftiger Aufregung. Die beiden Frauen erschrecken vor seiner unglückverheißenden Miene.

„Nun weiß ich", ruft der Priester, „nun weiß ich, wer der junge Mann ist! O der Unwürdige! Arme Natalina! armes, immer unglückliches Mädchen!"

„O Himmel, was ist geschehen?" fragten die Frauen.

„Wisse", sagte der Geistliche zu Natalina gewendet, „der Mann, den du liebst, der dir so schöne Versprechungen machte, von dem du meintest, dass er dich zum Altare führen würde — er ist ein Jude!"

„Gerechter Himmel!" rief Eleonore; „wer hätte das geglaubt? Nun begreife ich, warum er niemals die Kirche betreten wollte!"

Natalina brach in einen Strom von Thränen aus.

„Er wird diesen Abend wie gewöhnlich hieherkommen", fuhr Eleonore fort; „wir wollen ihm für sein verrätherisches Benehmen den Text lesen und uns seiner für immer entledigen!"

„Arme Natalina", sagte der Priester, „möge Gott dir Kraft geben, diesen Menschen aus deinem Andenken zu verbannen!"

Schluchzend und wortlos vor Schmerz stand das junge Mädchen da, während der Priester, bevor er sich entfernte, nicht ohne Rührung seine Hand auf ihr Haupt legte und mit einem Blicke zum Himmel um den Beistand des Höchsten für sie zu flehen schien.

Mit Einbruch der Nacht klopfte, wie man erwartet hatte, der Liebhaber Natalinens an die Thüre. Eleonore hatte sich kaum überzeugt, dass er es sei, als sie die Geschenke, die er Natalinen gemacht hatte, zusammenraffte, die Stiege damit hinabeilte, und sie dem jungen Manne, nachdem sie die Thüre geöffnet, in ihrer gewohnten leidenschaftlichen Weise vor die Füße warf. Sie begleitete dieses Thun mit einigen Erklärungen von sehr unsanfter Art, und schloss dem Verblüfften zuletzt die Thüre vor der Nase zu. Natalina hatte sich indessen weinend auf ihr Lager geworfen.

Am nächsten Tage erhielt Eleonore folgendes Schreiben: „Ich gestehe meine Schuld; ich habe die Wahrheit verschwiegen, aber ich that es nur aus inniger Liebe, die ich für Natalinen hege und immer hegen werde. Aber

glauben Sie nicht, dass ich ein ganz Unwürdiger bin . . . Seien Sie versichert, dass ich seit langer Zeit, schon bevor ich Natalinen kannte, mich mit dem Gedanken trug, ein Bekenner des Evangeliums zu werden."

Diese letzten Worte überraschten Eleonoren, und sie theilte den Brief ihrem und Natalinens geistlichem Freunde mit. Dieser las ihn aufmerksam und sagte: „Wenn es sich wirklich so verhält . . . wenn er in Wahrheit die Absicht hätte . . . ich will ihn persönlich sprechen." Eleonore theilte ihm mit, dass der junge Mann noch jeden Abend sich unter ihren Fenstern zeige.

„So will ich um diese Zeit zu Euch kommen", versetzte der Geistliche, „und sobald er erscheint, gehe ich zu ihm hinab und lasse mich mit ihm in eine Unterredung ein."

Gesagt, gethan. Traurig und langsam gieng Jakob (dies der wahre Name des Jünglings) zur gewöhnlichen Stunde am Hause Eleonorens vorüber. Der Priester trat aus der Thüre und sprach ihn an. Mit großer Ehrerbietung stand ihm der junge Mann Rede und wiederholte im Laufe des Gesprächs seine Erklärung, dass er seit zwei Jahren damit umgehe, den katholischen Glauben anzunehmen. „Aber ich habe die feste Überzeugung", fügte er hinzu, „dass, sobald ich dies thue, mein strenggläubiger Vater mir seinen Fluch gibt, und dass ihm meine Religionsänderung eine tödtliche Kränkung verursacht."

„Was gedenkt Ihr also zu thun?"

„Mein Vater ist hochbetagt . . . nach seinem Tode werde ich nicht zögern, ein Anhänger des Kreuzes zu werden. Dann wird Natalina mir angehören. O ehrwürdiger Herr! ich liebe dieses Mädchen, wie man nur ein menschliches Geschöpf auf Erden lieben kann. Ihr entsagen müssen, das wäre mein Tod."

„Könnt Ihr mich aber als Ehrenmann versichern, dass Ihr nicht bloß um Natalinen zu besitzen, sondern aus Überzeugung den Glauben Eurer Väter abzuschwören und Christ zu werden bereit seid?"

„Ich beschwöre es vor Gott, dass ich schon bevor ich Natalina kannte, diesen Entschluss faßte. Die Liebe zu ihr ist nur ein neuer Antrieb, diesen Entschluss auszuführen."

„Ich will es glauben. Für jetzt aber muss alle Gemeinschaft zwischen Euch und Natalina aufhören."

„Warum, ehrwürdiger Herr?"

„Es darf nicht sein . . . Sobald Ihr ein Bekenner des Evangeliums geworden, dann wird sich alles finden."

Jakob empfahl sich mit dem Ausdrucke der tiefsten Betrübnis. „Hier weilen und Natalina nicht sehen, nicht sprechen", rief er aus, „wie kann ich das ertragen?"

Die beiden Frauen waren sehr begierig zu erfahren, was der Priester mit Jakob gesprochen hatte. Bald hatte der erstere sie davon unterrichtet. Natalina überließ sich einem tiefen stummen Schmerze. Ungefähr einen Monat später erhielt Eleonore einen neues Schreiben von Jakob, welches folgendermaßen lautete:

„In diesem Augenblicke ruft ein Brief mich in meine Heimat, wo mein Vater auf dem Sterbebette liegt. Der Himmel weiß, ob ich ihn noch lebend finde. Sagen Sie Natalinen, dass ich niemals mein gegebenes Wort brechen werde. Ihre oder Natalinens Briefe treffen mich sicher in Pesaro."

Das junge Mädchen wollte diesen Brief sogleich erwidern.

„Lass es gut sein", mahnte Eleonore; „wenn er dich wahrhaft liebt und dich nicht betrügen will, so wird er bald von neuem schreiben."

Diese Muthmaßung verwirklichte sich bald. Jakob bestätigte in einem zweiten Briefe, dass sein Vater dem Tode nahe sei und wiederholte die Versicherung seiner unveränderlichen Liebe zu Natalinen. Diese antwortete ihm auf Eleonorens Rath mit wenigen und zurückhaltenden Worten.

Ein ganzer Monat verfloss ohne weitere Kunde von Jakob. Endlich kam ein neues Schreiben von ihm, in welchem er folgende Nachricht gab:

„Das Befinden meines Vaters hat sich unerwarteterweise um vieles gebessert. Ich kann nicht anders, als dem Himmel dafür danken . . . Geduld, theure Natalina! Mein Vater hat Verdacht geschöpft, dass ich meiner Religion abschwören wolle. Welche Vorwürfe musste ich hören! Ach, ich bin der unglückseligste aller Menschen!"

Natalina las diese Zeilen mit anscheinender Ruhe. Einige Tage später aber wurde sie von einem Fieber befallen, das sich als sehr hartnäckig erwies. Jakob ließ von Zeit zu Zeit Briefe ähnlichen Inhaltes folgen, die aber allmählich seltener wurden. Zuletzt verfloss ein halbes Jahr, ohne dass von ihm eine Nachricht kam. Das Siechthum und der Trübsinn Natalinens nahm inzwischen fortwährend zu. Der Name Jakobs kam jedoch niemals über ihre Lippen.

Endlich traf von dem Schwervermissten folgende Botschaft ein:

„Mein Vater ist nicht mehr. Strafe mich der Himmel, wenn ich diesen Augenblick herbeigewünscht habe. Du aber, Natalina, magst nun den Schmerz und die Ungeduld deines langen Harrens vergessen. Noch sind nicht zwei Stunden verflossen, seit mein Haupt mit dem Wasser begossen wurde, das die Erbsünde hinwegwäscht. Ich bin nicht mehr Jakob, ich bin Giovanni. Wiedergeboren bin ich, o Natalina, für mich und dich! Niemand hat mehr über mich zu gebieten, und ich besitze so viel als hinreichend ist, für uns beide ein bescheidenes Lebensglück zu gründen. Heute zählen wir den vierzehnten, am einundzwanzigsten bin ich in deinen Armen, und wir gehören einander für immer an!"

Welche Überraschung bereitete Eleonoren dieser Brief! Aber sie sagte zu sich selbst: Soll ich ihn Natalinen übergeben? Sie ist in einem solchen Zustande von Schwäche . . . ich möchte nicht, dass das unerwartete Glück ihr eine zu heftige Erschütterung verursache . . . Vielleicht aber könnte sie diese Freudenbotschaft vom Rande des Grabes zurückreißen, an welchen sie schon gelangt ist. Ich will mich mit unserem geistlichen Freunde besprechen."

Der würdige Priester theilte die Freude Eleonorens über den Brief und nahm es auf sich, Natalinen mit dem Inhalte desselben bekanntzumachen.

„Liebe Tochter", sagte er, indem er sich dem Bette der Kranken näherte und seine Hand auf ihre Stirn legte, „hoffst du noch auf Gottes Beistand?"

„Ich hoffe und vertraue auf ihn", versetzte sie mit matter Stimme.

„Und worin bestehen deine Hoffnungen?"

„Dass er mich bald in seinen Schoß aufnehme."

„Hoffst und wünschest du nichts mehr auf dieser Erde?"

„Die Güter der Erde sind trügerisch. Ihr selbst habt es mir oft gesagt, ehrwürdiger Vater! Jakob hat mir einst geschworen, dass er mich liebt; auch er hat mich betrogen."

„Betrogen? wer weiß? Natalina, gib nicht alle Hoffnung auf!"

„Ich hoffe nichts mehr."

„Bist du stark genug, eine gute Nachricht zu vernehmen?"

„Ich glaube an keine freudige Botschaft. Der Unglücksstern, der über meiner Wiege stand, wird mich bis zu meinem Grabe begleiten!"

„Sage das nicht; Gott ist allmächtig; mit seinem Willen kann sich alles ändern. Doch zur Sache. Wisse, Jakob hat wieder von sich hören lassen."

„Ach, ich werde nie die Seinige werden."

„Fasse Muth, Natalina. Lies diesen Brief und überzeuge dich von den Wirkungen der göttlichen Gnade."

Natalina erhob sich mühsam im Bette, unterstützt von Eleonoren. Ihre Augen waren starr auf das Blatt geheftet, das der Priester ihr darreichte.

Sie las die Zeilen langsam vor sich hin und fieng dann wieder von vorn zu lesen an, als hätte sie den Sinn noch nicht verstanden. Als sie den Brief das zweitemal durchgelesen, lächelte sie bitter und fragte: „Ihr hintergeht mich vielleicht? Ihr wollt mich trösten?“

„Siehst du denn nicht“, fragte Eleonore, „es ist Jakobs eigene Schrift . . . oder vielmehr Giovannis . . .“

„Giovannis? Ach ja, Giovannis! Gesegnet sei mir der Name! Giovanni also . . .“

„Wird in kurzem bei dir sein!“

„Bei mir?“ — Hier sank Natalina, von einer Ohnmacht überwältigt, zurück. Aber fast augenblicklich erholte sie sich wieder, lächelte und rief: „Den Brief, den Brief! lasst ihn mir, ich will ihn nocheinmal lesen!“

„Da, da, sagte Eleonore.“

„Welches Datum trägt er?“

„Er ist vom vierzehnten dieses Monats.“

„Und heute haben wir?“

„Den achtzehnten.“

„Noch zwei Tage, und er wird hier sein!“

Natalina verbrachte die Nacht in seltsamen und lebhaften Träumereien. Sie sprach mehrmals laut und ihre Reden waren verwirrt. Am folgenden Morgen versuchte sie aufzustehen und brachte es auch mit einiger Anstrengung zustande.

„Es sind viele Monate“, sagte sie, „dass ich nicht nach meinen Kleidern gesehen habe. Was wird Giovanni sagen, wenn er mich so vernachlässigt findet? Ich will doch den Schrank durchmustern und alles Schadhafte in guten Stand setzen. O Eleonore! meine gute Mutter! bald will ich Euch von der Last befreien, die Ihr so lange getragen habt. Aber ich werde nicht undankbar sein. Vielleicht können wir auch zusammen wohnen. Übermorgen wird Giovanni hier sein, und dann halten wir Hochzeit . . . ich will, dass es so bald als möglich geschehe.“

„Das freut mich sehr, erwiderte Eleonore, doch war in dem Blicke, mit welchem sie Natalinen musterte, nichts weniger als volle Beruhigung und ungetrübte Hoffnung zu lesen.

„Man muss doch auch die Stube scheuern und das ganze Haus“, fuhr Natalina fort. So brachte sie den ganzen Tag in aufgeregter Geschäftigkeit zu und erhielt sich zur Überraschung aller bei ungeschwächten Kräften. Auch schlief sie in der darauffolgenden Nacht leidlich.

So kam der zwanzigste heran. Schon am frühen Morgen wollte Natalina aufstehen, aber es fiel ihr schwerer als den Tag zuvor. Bald musste sie in großer Ermattung sich wieder auf einen Stuhl niederlassen. Dennoch sagte sie: „Ich befinde mich wohl.“ Ein paarmal fragte sie: „Wer klopft? Vielleicht er? Doch nein, erst morgen hat er versprochen zu kommen.“

Der befreundete Geistliche kam. „Ah, seid mir willkommen!“ rief Natalina. „Ihr seid es ja, der mir die große Freudenbotschaft gebracht hat. Dass Euch der Himmel dafür segne! Morgen wird sich also alles entscheiden! Ich werde endlich glücklich sein. Und vielleicht . . . Gott verzeihe mir diesen Hochmuth . . . vielleicht verdiene ich nach so vielen Leiden es zu sein . . . aber, ehrwürdiger Vater, wie kommt es doch, dass es so dunkel wird? Beginnt es vielleicht zu regnen?“

„Nein, liebes Kind, die Sonne scheint in ihrer vollen Reinheit.“

„Dann weiß ich nicht . . . mir ist ganz dunkel vor den Augen . . . ich sehe Euch nicht mehr . . .“

„Fühlst du dich leidend?“

„Ich weiß nicht . . . eine gewisse Beängstigung, die immer mehr zunimmt . . . o Gott, o Gott . . . Euren Segen, ehrwürdiger Vater . . .“

Natalina sank zurück. Sie gab kein Lebenszeichen mehr von sich. Der Priester besprengte sie mit geweihtem Wasser und sprach die Sterbegebete über sie. Eleonore ließ in größter Eile den Arzt rufen. Dieser kommt, unter-

sucht den Körper Natalinens und erklärt: „Sie ist todt.“

Unter Thränen rief Eleonore aus: „Was wird Giovanni sagen, wenn er morgen kommt und sie todt findet?“

„Ich mache mich auf Schlimmes gefaßt“, versetzte der Pfarrer. „Dieser junge Mann, der Natalinen so leidenschaftlich liebte, der vielleicht nur ihretwegen seinen Glauben abschwur, er wird sich gewiss der Verzweiflung hingeben, wenn er sie todt findet.“

„Was ließe sich thun“, fragte Eleonore, „um ihn nicht gleich im ersten Augenblick durch die traurige Wahrheit zu erschrecken?“

„Ich weiß es nicht, erwiderte der Priester; „doch ist es vielleicht am besten, da er morgen kommt, noch diesen Abend den Leichnam Natalinens in die Kirche zu bringen und morgen frühzeitig zu bestatten.“

Eleonore war damit einverstanden. Alle Anstalten wurden sogleich getroffen, den Vorschlag des Pfarrers auszuführen. Natalina wurde in weißes Linnen gekleidet und ein Kranz von Rosen um ihr Haupt geschlungen. Dann wurde sie mitten in einer Kammer auf einen grünen Teppich gelegt. Viele Frauen der Nachbarschaft kamen, theils aus Frömmigkeit, theils aus Neugierde, um dem Leichnam eine Sprenge geweihten Wassers zu geben und Gebete darüber zu sprechen.

Die Nacht kam heran. Wenige Fackeln und das murmelnde Gebet zweier Priester begleiteten das junge Mädchen zur letzten Ruhestätte. In der Kirche S. Barnaba wurde sie ausgestellt und bei ihrem Leichnam wurde die übliche Nachtwache gehalten. Bei Sonnenaufgang, noch vor Beginn der ersten Messe, wurde ein Grab eröffnet. Natalina wurde in dasselbe hinabgelassen und der Gruftstein schloss sich über ihr. Denselben Morgen kam Giovanni an.

Die Verzweiflung, mit welcher er die Trauerkunde vernahm, ist nicht zu beschreiben. Das Haus Eleonorens wiederhallte von seinen Klagen. „Warum“, rief er aus, „warum habt ihr sie fortgetragen? Meine Gegenwart, meine Liebe, meine Küsse hätten sie ins Leben zurückgerufen!“

Dank der Vermittelung des mitleidvollen Priesters, erwirkte Giovanni zuletzt die Erlaubnis, das Grab Natalinens öffnen zu lassen, damit er die Geliebte nocheinmal sehen könne. Man eröffnete also das Grab und fand . . . o Schauder! . . . man fand das unglückliche Mädchen *jetzt erst wahrhaft todt* — auf den Knien liegend, die Augen aus ihren Höhlen getreten, das Gesicht verzerrt vom Ausdrucke der entsetzlichsten Verzweiflung . . . . sie war lebendig begraben worden.

Damit endet unsere einfache Erzählung. Niemals in ihrem Leben konnten Eleonore und der Priester sich's vergeben, dass sie, wenn auch in der besten Absicht, die Veranlassung zur übereilten Beerdigung der Scheintodten gewesen waren. Man suchte die schauerliche Thatsache geheimzuhalten, aber Giovannis Leid kannte keine Grenzen und die Ausbrüche seiner Verzweiflung machten die Wahrheit bald überall offenkundig.

Der treffliche Priester aber ermangelte nicht, so lange er lebte, in seinem täglichen Gebete unter Seufzern und Thränen auch für die Ruhe der Seele Natalinens den Himmel anzuflehen. Oft rief er dabei aus: „Ich lebe für sie, und doch bedürfte vielmehr *ihres* Gebetes ich armer Sünder, der ich ihren Tod veranlasste. Möge sie im Himmel für mich Fürbitte leisten. Ihr Platz kann nur im Schoße des ewigen Friedens sein. Denn einmal und irgendwo muss doch das irdische Schicksal sich ausgleichen, und nur zeitlich verdüstert, aber nicht ewig ausgelöscht werden kann der Gnadenstrahl der ewigen Liebe.“

Dismas.

Eine Legende von P. K. Rosegger.

Gerne sinne ich über der heiligen Urkund. Und dort, wo die Botschaft zur Mythe geworden, spinnt meine Seele der Dichtung Fäden an und lebt selig träumend die Zeiten wieder, da der Himmel sich wob über das Geheimnis der Krippe und des Kreuzes.

Die heilige Urkund erzählt uns von jener Nacht. Josef war aus dem Schlafe gefahren und horchte. Es war in der Kammer dunkel und stille, und doch hatte er deutlich eine Stimme gehört, die also sprach: „Josef, steh auf, wecke die Deinigen und fliehe. Der König will das Kind tödten lassen."

Da hatte der Mann in seinem Herzen eine große Bangigkeit. Es war eine unheimliche Zeit im Judenlande. Der König, sonst hochmüthig und grausam, war von einer Reise nach Rom zurückgekehrt und zeigte eine sanfte, freundliche Gesinnung. Alle Knaben der Stadt Bethlehem und Umgegend, welche im Alter von zwei Jahren und unter zwei Jahren waren, wollte er beschenken lassen. Die Mütter wurden eingeladen, solche Kinder in den Hof zu bringen, der umgeben war von dem Hause der Soldaten, um einen Gnadenpfennig in Empfang zu nehmen für ihre Knäblein. Des freuten sich die Weiber und riefen: „Heil unserem König, der strenge und gütig ist. Er lebe noch lange!"

In der Nacht nun, die diesem Tage vorausgieng, hatte Josef im Schlafe das Wort gehört. Er erinnerte sich, dass schon vor zwei Jahren, bei der Geburt des Kindes, der König ihm heimlich nachstellen ließ, weil die Weisen aus dem Morgenlande den neugeborenen Knaben für den erwarteten König der Juden angebetet hätten. Also dachte Josef, man könne nicht wissen, was der gewaltige Herodes im Sinne habe. Lange blickte er auf sein liebes junges Weib und auf das Knäblein, die so süß schlummerten in ihrem gemeinsamen Bette, als sei kein Feind auf Erden. — Wohin soll ich euch denn führen? so dachte er. Nach Nazareth zurück? Dort haben wir die Heimat schon verloren und der König würde uns gerade dort zu finden wissen. Oder nach der Gegend hin, wo die Sonne aufgeht? Dort sind die Männer der Wüste und lauern dem Wanderer auf. Oder nach der Gegend, wo die Sonne untergeht? Dort sind die unendlichen Wasser, und wir haben kein Fahrzeug, um nach jenen Landen zu segeln, wo die Heiden leben, die milderen Herzens sind, als die Kinder des großen, finsteren Jehova.

„Wecke sie auf", sprach die Stimme das zweitemal, „und führe sie nach dem Lande der Pharaonen. Dort wohnen die Völker der Gottlosen; ihr Glaube ist Wahn, aber ihr Wille ist gerecht. Dort, wo die Wellen des Nil alljährlich die Fluren besegnen, dort wirst du Erwerb finden für dich, Sicherheit für dein Weib und Lehre für das Kind. Und auf denselben Pfaden, auf welchen einst Moses und Josua die Juden zurückgeführt aus Egypten, wird euch Gott heimgeleiten ins Land der Väter, wenn der Tag gekommen ist."

Josef wusste es nicht, wer so gesprochen hatte, er forschte auch nicht, denn seine Seele ruhte vertrauend in den Armen des Herrn. Er legte nun seine Hand auf die Schulter der Geliebten und sagte: „Maria! Wache auf und erschrick nicht. Sammle die wenigen Dinge, die wir besitzen, in

Säcke, ich packe sie auf das Lastthier. Dann nimm das Kind. Wir wollen abreisen."

Maria strich das lange, seidenweiche Haar aus dem blassen Gesichte, so dass es war, als schiene der Vollmond hervor zwischen Ölbäumen. Ein wenig befremdlich war ihr der plötzliche Entschluss des Eheherrn, der Aufbruch um Mitternacht, aber sie sagte nichts. Sie that, wie Josef befohlen hatte, nahm nachher das schlummernde Knäblein in die Arme und setzte sich auf das Lastthier, welches die Ohren spitzte darauf hin, was das für ein Tagewerk werden sollte, weil es so grausam früh beginne. Noch einen Blick that Maria auf das kleine Haus, wo sie zwei Jahre lang im heiligen Mutterglück gelebt hatte, dann nahm Josef Stock und Riemen und gieng leitend einher neben dem Thiere, das seine ganze Welt trug und seinen Himmel, und — den Himmel der ganzen Welt.

— —

Unter einem schwülen, bleigrauen Wolkenhimmel lag die Wüste. Ihre gelben, welligen Sandflächen waren wie ein erstarrtes Meer, das kein Ende hat und fern im Gesichtskreise mit scharfer Linie an die dunkle Himmelsscheibe grenzt. An manchen Stellen dieses Sandmeeres ragten graue, zerklüftete Felskegel hervor, und stumpfkantiges Steingeschiebe mit Höhlungen, oder auch vereinzelte Blöcke und Platten, die entweder in schiefer Lage oder eben wie ein Tisch waren.

Zwei solche Platten lagen fast nahe nebeneinander, die eine war zum Theile mit gelbem Flugsand bedeckt, die andere ragte etwas aus dem Boden hervor. Auf jeder dieser grauen Steinplatten lag ein Mann ausgestreckt. Der eine, ein reckenhafter, derbsehniger Körper, lag auf dem Bauche und stützte mit den Fäusten seine schwarzbärtigen Backen, dass er halb gehobenen Gesichtes hinstarren konnte über die öden Flächen der Wüste. Der andere, kleiner von Gestalt, lag auf dem Rücken, bediente sich der Arme als Kopfkissen und richtete sein Antlitz dem düsteren Himmel zu. Beide waren in Gewandung der Beduinen und mit mancherlei Waffen versehen, die in den Kleidern staken oder an denselben hiengen. Über das Haupt mit dem welligen Haar hatte jeder ein Tuch gelegt. Die Farbe des Gesichtes war braun wie die Rinde der Pinie, die Augen waren groß und glühend, die Lippen wulstig und roth und von schütterem Bartwuchse umschattet. Des einen Nase war stumpf und plump, die des andern lang, dünn und scharf gebogen.

„Dismas", sagte der mit der Stumpfnase, „was siehst du am Himmel?"

„Jusuf", versetzte der andere, „was siehst du in der Wüste?"

„Du bist ein wahrer Säulenheiliger geworden seit einiger Zeit", sagte Jusuf. „Wartest du auf Mana, das vom Himmel fallen soll? Mir krachen die Eingeweide, ich will jetzt zur Karawanenstraße hinab."

„So geh. Ich will nach der Oase von Scheba", sagte Dismas.

„Dismas, ich hasse dich", murmelte der andere.

Dismas schwieg und schaute unverwandt in den Himmel hinein, der so mild sonnenlos wie heute schon lange nicht gewesen war.

„Seit du mir nicht beigestanden bist, da ich den Zug der Morgenländer anhalten wollte mit meinen Knechten, seitdem hasse ich dich. Sie hatten viel des Räucherwerkes und der kostbaren Specereien mit sich geführt und Gold. Mit einem Zuge hätten wir eine Habe gewonnen für manches Jahr und du —"

„Fromme Pilger, die in fremde Lande ziehen, um den Messias zu suchen! An solchen vergreife ich mich nicht. Suche ich doch selbst den Messias." Also sprach Dismas.

„Ha, ha, ha!“ lachte der Stumpfnasige auf und bohrte sein spitzes Kinn in die Faust. „Den Messias! du glaubst noch das Märchen der traumseligen Ahnen. Schwärmerischer Schwächling, der du bist. Siehst du es denn nicht, dass Keiner mehr Zeit hat, um auf den Messias zu warten, dass alles hastet und streitet, um seinen Theil zu erlangen von den Schätzen und Freuden der Erde?“

„Also habe ich's auch gehalten, manches Jahr“, antwortete Dismas wehmuthsvoll. „Meine Herde hatte ich verlassen, um dir zu folgen. Seide und Geschmeide hatte ich erobert in der Wüste, und die Tage schwanden trotzdem. Mit allen Schätzen konnte ich nicht eine einzige Stunde aufhalten; im Wohlleben schwanden die Tage nur noch rascher. Nicht erkämpfen wollte ich das Erdenleben, aber festhalten möchte ich es mir, denn es ist eine Wonne zu sein. O, vergebens, vergebens! die Tage schwinden. Also habe ich mich entschlossen, mein Leben und Gewissen nicht auf eine Zeit zu stellen, die so vergänglich ist, sondern auf eine Zeit, die in Ewigkeit währt. Eine solche Zeit kann nur der Messias bringen.“

Jusuf that, als presse er sein Angesicht in den Stein und sagte mit lüsterner Selbstbefriedigung: „Wir haben nur das eine Leben, das wir haben, und ein anderes finden wir nimmermehr.“

„Wenn es so wäre, wie du sagst“, versetzte Dismas, „so müssten wir dieses eine Leben erst recht groß und heldentreu verbringen.“

„Wenn es so ist“, sagte der andere, „dass kein anderes Leben mehr zu finden, so müssen wir dieses eine Leben geniessen. Unserer Natur gemäß! Entsagung ist Sünde, Genuss ist Pflicht, weil die Natur uns Sinne gegeben hat, um zu geniessen.“

„So denken schlechte Menschen“, sprach Jusuf.

„Es gibt keine schlechten Menschen“, sagte Jusuf. „Und auch keine guten. Genosse, betrachte das Lamm, es thut niemand etwas zuleide, es lässt sich lieber vom Löwen zerreißen, als es den Löwen zerrisse. Ist es deshalb gut? Nein, es ist bloß schwach. Und der Löwe, der das Lamm tödtet, um es zu verzehren, ist er deshalb böse? Nein, er ist stark, und darum hat er recht, den Schwachen zu verzehren. Die einzige Tugend ist die Stärke, das einzige gute Werk ist, die Schwachen auszurotten.“

Als dieser Mensch also gesprochen hatte, wendete der andere sein Angesicht herüber und sagte:

„Was sind das für unerhörte Reden? Derlei Reden habe ich noch nie gehört. In wessen Herzen sind sie geboren?“

„Nicht im Herzen sind sie geboren“, sagte Jusuf, „denn das Herz ist dumm und das Herz ist schwach. Im Haupte sind sie geboren, wo die Klugheit ist und die Stärke. — Dismas! Wenn ich in den Höhlen der Wüste wohne und thatlos sein muss, da sinne und forsche ich. Ich zerschlage die Steine, um ihr Wesen zu ergründen. Ich zerpflücke die Pflanzen der Oase, um sie zu erforschen. Ich betrachte das Innere der Thiere und ich zerstücke den Menschen, den ich getödtet habe auf der Straße und erforsche sein Fleisch. — Ich finde, dass es anders ist, als die alten Schriften sagen. Der menschliche Leib ist dem thierischen an Gestalt ähnlich, an Stoff gleich. Eines wie das andere ist elende Creatur.“

Durch Dismas' Körper gieng ein Schaudern. Er richtete sich auf, hob die Arme gegen Himmel und rief: „O Herr in den heiligen Höhen, rette mich!“

„Rufe nur die Sterne an!“ sagte Jusuf mit höhnendem Lachen, „da kommst du an die Rechten! Sie wissen nichts von dir und wissen nichts von deinem Gott. Sie sind aus gemeinem Staube und Stoffe, der keinen Geist hat. Sie selber und alles auf ihnen leben in dem schrecklichen schmutzigen

Streite wie unsere Erde und alles auf Erden. Ha wisse, die ganze Welt ist ein Kehrichthaufen mit Ungeziefer, sonst nichts."

Dismas saß mit gefalteten Händen auf seinem Stein und war blass wie ein Leichnam.

„Jusuf, mein Genosse", sagte er endlich, „aus dir spricht der böse Engel."

„Warum lobst du ihn nicht, Dismas, warum jauchzest du nicht? — Meine Botschaft hat dich erlöst. Der du arglose Wanderer überfallen, getödtet und beraubt hast, die ewige Hölle wäre dein Gewinn. Meine Botschaft ist stark und reißt die Hölle ein."

„Ich hörte einen Proseten in der Wüste, der sprach: Einer von Gott verhängten Verdammnis kann man entfliehen durch die Buße. Deiner Verdammnis kann man nicht entfliehen. Dass wir keinen allmächtigen Herrn hätten! — Dass wir wie ein Kehrichthaufen verloren sein sollten — wie furchtbar, furchtbar!" —

„Genosse Dismas, dein Klagen unterhält mich nicht", sagte der andere und stand, auf Knien und Ellbogen sich stützend, wie ein Vierfüßer da. „Was Wichtigeres liegt mir jetzt an. Hunger habe ich."

Dismas sprang von seinem Stein und schickte sich an zu fliehen. — Wenn er Hunger hat, also dachte Dismas, so wird er mich nach seinem neuen Glauben tödten und verzehren.

Jusuf hatte eine lauernde Stellung angenommen und starrte mit Adleraugen hinaus in die Wüste. — Dort zwischen Felsklötzen war ein rothes Flämmlein sichtbar geworden. Das bewegte sich und kam näher. Das Flämmlein war das rothe Gewand einer Frau, die auf einem Lastthiere saß und ein Kind am Arme trug. Nebenher schritt ein Mann, welcher an einem Stabe mühsam hinkte und das Thier leitete.

„Dismas, da gibt's Leute!" sprach Jusuf mit scharfem Zischlaute und fasste den Griff seiner Waffe. „Verbergen wir uns hinter dem Stein, bis sie herankommen."

„Aus dem Hinterhalte willst du diese waffenlosen Leute überfallen?" sagte der andere. „Dafür sollst du dich schämen."

„Du wirst mir helfen, sie zu fassen!" befahl Jusuf mit drohender Geberde.

„Wenn du das Beil nicht ziehst gegen sie, so werde ich dir helfen."

Mittlerweile war die kleine Gruppe nähergekommen. Der Mann und das Lastthier wateten tief im Sande, der stellenweise über dem kahlen, ruppigen Gestein fortgefegt, stellenweise in hohen Schichten zusammengeweht war. Der Führer hatte die Gruppe in einen hastigeren Lauf gebracht, als es für die noch vorhandenen Kräfte gut war, denn er hatte die Straße verloren, hielt es aber geheim, um die Frau nicht zu ängstigen und ließ seine Augen in den Weiten umherschweifen, um den Weg wieder zu entdecken. Bis zur Oase von Descheme sollte es noch gehen an diesem Tage. Dort wollte er mit den Seinigen unter einem Dattelbaume Rast halten und Nahrung sammeln. Nun sah er hier oben auf den Steinblöcken zwei Männer stehen, die hoch hineinragten in das Firmament.

„Gelobt sei Gott!" sagte der Mann, genannt Josef der Nazarener, „diese Männer will ich fragen nach der Straße, die gen Descheme führt.

Jedoch bevor er fragen konnte, stiegen sie rasch herab. Der eine fasste den Riemen des Lastthieres, der andere ergriff den Arm Josefs und sagte: „Was ihr bei euch habt, das müsset ihr uns geben."

Josef erschrak, das junge blasse Weib auf dem Lastthiere sandte einen flehenden Blick zum Himmel empor; das Knäblein, welches auf ihrem Schoße saß, schaute mit seinen großen klaren Augen treuherzig drein und fürchtete sich nicht.

„Wenn ihr Brot mit euch führt, so gebt uns davon", sprach Dismas, der das Thier hielt, zu Josef.

„Thor", sagte hierauf Jusuf, der Stumpfnasige, zu seinem Genossen, „alles, was da ist, gehört unser. An uns liegt es, ob wir ihnen etwas geben wollen. Des schönen Weibes willen schenke ich ihnen das Wertvollste — das Leben."

Und nun begannen sie die Säcke vom Lastthiere zu lösen; Jusuf nahm dem erschöpften Wanderer den Mantel weg, langte nach dem Tuche, welches die Frau über sich und das Kind geschlagen hatte, wie ein Schirmdach.

„Jetzt eilet hinweg! Eilet rasch hinweg!" sagte Dismas zu den armen Leuten.

„Oho!" rief Jusuf. „Wir bleiben beisammen bis morgen, wenn der Samum streicht. Sei gegrüßt, schöne Magd, du sollst heute ruhen in unserem Hause."

Er riss dem Dismas den Riemen aus der Hand, führte das Thier mit Mutter und Kind zwischen den Steinen hinab gegen eine Höhle. Josef schaute auf die schweren Waffen der Männer und folgte mit Betrübnis, Dismas folgte widerwillig, aber er blieb nicht zurück.

Als die Schatten des Abends kamen, also, dass die gelbe Sandwüste fahl ward und der Himmel dunkel, als die Steinblöcke und Felskegel dastanden, wie finstere Ungethüme, waren die Wandersleute verwahrt in den Tiefen der Höhle. Vor derselben saß das Maulthier, legte sein großes Haupt in den Sand und schlief. Daneben kauerten die beiden Räuber und verzehrten, was sie jenen hatten abgenommen an Wegzehrung.

Dismas hatte einen schmalen, irdenen Krug in seinem Mantel getragen, der sorgfältig verstopft war am Hals. Als Jusuf solchen bemerkte, streckte er die Hand darnach aus, entkorkte das Gefäß und goss welches von dem Inhalte in seine Gurgel hinab. Der Eigenthümer hinderte ihn nicht daran, griff aber um so lebhafter zu bei den Datteln und Feigen.

„Die Gäste wollen wir ebenso redlich theilen", sagte Jusuf. „Genosse, du sollst den Mann und das Kind haben."

„Es sind Vater, Mutter und Kind", antwortete Dismas, „sie gehören zusammen und wir wollen sie schonen."

„Also ist meine Meinung nicht", sagte Jusuf.

„Dann werde ich sie vertheidigen."

„Also wollen wir um sie ringen", sagte Jusuf.

Denn er saß fest im Sattel seines neuen Glaubens, dass die Stärke das Recht sei. Dismas aber schwieg und wartete, bis der Genosse noch einigemale getrunken hatte aus dem irdenen Gefäß. Und als Jusuf oftmals getrunken hatte und heiter ward, sagte Dismas zu ihm: „Bruder, jetzt wäre ich gelaunt zu einem Spielchen."

„Genosse, das ist ein guter Gedanke", lallte Jusuf, aus seinem Sacke die Würfel holend, „um was spielen wir?"

„Um den Esel."

Jusuf schleuderte die achteckigen Steinchen, sie fielen auf den ausgebreiteten Mantel. Der Esel war sein.

„Um was geht's aufs Zweite?"

„Um den alten Mann und den Knaben."

Die Würfel fielen, Jusuf johlte fröhlich auf; der Gewinn war des Dismas.

Zum Dritten galt es die junge Frau, welche arglos in der Höhle schlief, an ihren Busen gedrückt das süße Kind.

Sie schleuderten die Würfel und prüften beim letzten Dämmerstrahle des Tages die Augen. Dismas hatte deren neun geworfen, Jusuf deren eilf. Der letztere stieß einen Schrei des Entzückens aus.

„Willst du nicht mehr trinken?" fragte Dismas, die Hand nach dem Kruge ausstreckend.

„Ja, ich will noch trinken", gröhlte der andere und riss das Gefäß wieder

an sich. Er trank den Rest in einem langen Zuge aus. Hernach wollte er aufstehen und in die Höhle treten, taumelte aber auf den Sand zurück, blieb liegen und schlief ein.

Dismas blieb ein Weilchen ruhig sitzen zwischen den beiden Thieren, wovon er das vierfüßige einigermaßen für klüger und vornehmer hielt, als das zweifüßige. Dann gieng er leisen Schrittes in die Höhle und weckte die drei Menschen aus dem Schlafe. Er hatte damit wohl seine Noth, denn die Müdigkeit und Erschöpfung hielten ihnen die Augen schwer verschlossen, die Glieder fest gebunden. Doch gelang es ihm, sie wach und bereit zu machen zu neuem Wandern in der tiefen Nacht. Als Mutter und Kind auf dem Lastthiere saßen, sagte Dismas zu Josef, er möge sich mit der Hand enge an den Sattel halten, damit er nicht strauchle; er selbst leitete das Thier, und so zogen sie leise hinweg von der Höhle, an deren Eingang Jusuf, der Stumpfnasige, in die Betäubung seiner Völlerei versunken, ausgestreckt lag.

Die Wolken des Himmels hatten sich aufgelost, ein sternenhelles Zelt spannte sich über die Wanderer. Eintönig trabten sie dahin; keines sprach ein Wort. Dismas war in Gedanken versunken und dabei war ihm so wohl und selig ums Herz, wie es ihm in seinem Leben bisher nie gewesen. Vergangener Tage gedachte er da er ebenso wie dieser Knabe, im Schoße seiner Mutter gesessen, fern in der arabischen Wüste. Manch heiliges Wort der Väter trug er noch in seinem Herzen; es flackerte nur mehr wie ein Ämplein, wenn das Öl zu Ende geht. Später war er zu den Söldnern des Königs Herodes gegangen. Aber den römischen Hochmuth konnte der freie Sohn der Wüste nicht ertragen, er floh wieder in die steinigen Öden seines Mutterlandes und weidete Herden. Dann fiel er in die Hände jenes Gesellen, dessen Sinn noch wüster war als die Wüste selbst, und der ihn mit Wort und That belehrte, wie man lebt von dem, was andere erwarben, und wie man, anstatt selber zu verhungern, andere für sich sterben läßt. Arglos folgte er dem redegewandten und thatbereiten Meister und mit Schrecken musste er eines Tages inne werden, dass er weiter war, als alle Mitschüler, die er in seiner Jugend verachten gelernt. Er hatte nicht die Art, sich zu betäuben wie sein Genosse, er hörte die Anklage seines Gewissens, aber lauter als diese sprach die Stimme der Selbsterhaltung und die Verlockung der Wüstenbrüder, mit denen er sich zeitweilig verband. Allen anderen war bei ihrem räuberischen Handwerke ganz wohl zumuthe, allein er litt, denn er wusste, dass seine Thaten mit seinem Willen nicht übereinstimmten. Oft hatte er sich vorgenommen, Umkehr zu halten, aber er war zu schwach. — Also war dieser Tag gekommen und diese Nacht, da er die arme Wanderfamilie von großer Gefahr behütete und durch die Wüste führte.

Als sie stundenlang durch Sand gewatet, über Steine geklettert waren, leuchtete im Osten der goldene Streifen des aufgehenden Tages, und in diesem Streifen standen die dunklen Büsche und Bäume der Oase von Descheme.

Hier überließ Dismas die Wanderer ihrer sicheren Straße, um zurückzukehren zu seinem Genossen. Als er mit einem Segenswunsche für ihre weitere Reise sich wendete, traf ihn von den leuchtenden Äuglein des Knaben ein Blick, vor dem er heftig erschrak. Ein Schreck der Wonne war es. Nie bisher hatte ihn ein Kind, ein Mensch, mit so herzinnigem Auge, so dankbar, so liebreich und so treu angeblickt als dieses Knäblein, das im Schoße des armen Weibes saß, das holde, lockige Haupt nach ihm gewendet, die Ärmchen ausgestreckt in Kreuzesform, als wollte es ihn umarmen. — Die Knie wollten ihm brechen, stöhnend, als sei ein Blitz-

ſtrahl niedergefahren an ſeiner Seite, mit beiden Händen den Kopf haltend, ſo floh er davon. Er wuſste aber nicht, warum er floh, denn am liebſten wäre er hingefallen vor dieſes wunderbare Kind und hätte gefleht, es begleiten zu dürfen als Hüter auf allen Wegen. Aber wie ein Gericht war es, das ihn fortſtieß von dieſer Stätte und zurück in die Schauer der Wüſte.

Dismas war nicht mehr zurückgekehrt zu ſeinem Genoſſen Juſuf. — Faſt noch geblendet von dem Kindesauge hatte er die Richtung eingeſchlagen nach der Oaſe Scheba, um dort ein ehrliches Leben zu ſuchen. Doch, es ließ ihn nicht lange bleiben auf der Oaſe, er hatte Heimweh nach der Wüſte. Er hatte ſeit jenem Morgen ein Menſchenauge geſucht, das an Huld und Liebe gleich wäre dem Blicke des fremden Kindes. Er hatte keines gefunden. So dachte er, vielleicht finde er es wieder in der Wüſte. Daſs er ein Straßenräuber nimmer ſein werde, das war ſein Vorſatz. In einer Höhle wollte er als Einſiedler leben, ſich nähren von Heuſchrecken und wildem Honig und ein Büßer ſein.

In friedſamer Beſchaulichkeit lebte er nun dahin und jedem Pilger, der ihn aufſuchte, blickte er dürſtend nach jenem wunderſamen Blick vergeblich in's Auge.

Jahr um Jahr wohnte er in der Höhle, doch einmal war es, daſs die Heuſchrecken ausblieben und er nicht wilden Honig fand. Die Betrachtungen, wie Profeten und andere Weiſen ſie ihm vorgedacht, halfen nicht viel, er wurde hungerig bis zur Raſerei. Und als eines Tages ein Laienbruder kam, um bei dem frommen Einſiedler Erbauung und Troſt zu ſuchen, tödtete ihn Dismas, um die Nahrung zu nehmen, die jener bei ſich getragen.

Nach dieſer Unthat und nach der Stillung des Hungers ſchrie Dismas auf, als wäre er ein Wahnſinniger geworden. Er ſchrie vor Schmerz über ſeine verlorene Seele. Er verzagte und er verzweifelte. Von einer Räuberbande hatte er gehört, die ſich um einen wilden, herriſchen Mann geſchart hatte, die Wüſte durchzog und die Karawanen anfiel. Nachdem Dismas noch mancherlei Wege gegangen war und ihn ſchließlich jeder immer wieder zu Raub und Mord geführt hatte, ſuchte er die Bande auf, um ſich mit ihr zu vereinigen. Unheimliche Geſellen, wie er ſie noch nie geſehen, waren da beiſammen, alle erdenklichen Laſter und Verbrechen verübten ſie mit der Einfalt und Herzhaftigkeit eines Menſchen, der gute Werke verrichtet. Ihren Hauptmann vergötterten ſie, denn lieb war ihnen ſeine Lehre, daſs alles erlaubt ſei, was die Sinne verlangen und die Stärke vollbringt. Als Dismas vor den Hauptmann geführt wurde, erkannte er an ihm ſeinen ehemaligen Genoſſen Juſuf, den das Alter nur noch wüſter und finſterer gemacht hatte. Der Hauptmann aber erkannte ihn nicht, weil Dismas im Elende gar verkommen, gebrechlich geworden war.

Darum ſagte auch der Hauptmann: „Fremdling, dich ſoll ich aufnehmen in meine Schar? Mit einem hinfälligen Klumpen ſoll ich mich beladen? Biſt du klug, willſt du dir und anderen einen Dienſt leiſten, ſo lege dich auf einen Stein und laſſe dich verzehren von den Geiern. Denn du biſt allen zur Laſt. Die Vögel des Himmels aber werden durch dein Fleiſch geſättigt und gekräftigt ſein und alſo nützeſt du der Creatur."

Auf ſolche Rede ſagte Dismas: „Starker Hauptmann! Ich, der Schwächling, habe eine Stärke, die du nicht haſt. Auf der Oaſe Scheba ruht zur Zeit ein Fürſt, der unermeſsliche Reichthümer mir ſich führt. Ich weiß Beſcheid und kann dich einweihen und dich leiten, wie du mit deiner tapferen Schar dieſe Beute gewinnſt."

Nun nahm der Hauptmann den Fremdling auf, ſättigte ihn, erwies

ihm Ehren, und kurze Zeit hernach bewegte sich der Räuberzug gegen die Oase von Scheba.

Dismas dachte bei sich: Starker Hauptmann, nun wirst du bald finden, was dir gebührt. Wir alle werden finden, was uns gebührt. — Denn auf der Oase lagerten zur Zeit Legionen von römischen Soldaten. Dismas leitete die Bande also, dass sie in der Hoffnung, einen großen Raub zu thun, mit Mann und Hauptmann in die Gewalt der Legionen fiel.

Als der Hauptmann sah, dass er gefangen war, begann er zu rasen gegen Dismas. Solcher aber antwortete: „Was willst du denn? Bin doch auch ich gefangen. Sie sind eben die Stärkeren und werden also wohl recht haben."

„Du bist ein Spion, den die Söldner ausgesandt haben, um uns zu verderben!"

„Hauptmann, da irrst du!" sprach Dismas. „Ich bin wirklich einer der deinen und bin zu dir in die Schule gegangen. Solltest du mich in der That nicht wieder erkennen?"

„Dismas!" rief der Hauptmann nun aus.

„Ja, Dismas, den du verführt hast. Du führtest mich, den schuldlosen, vertrauenden Jüngling, einst in die Mördergrube, ich dich jetzt an das Hochgericht. Du sollst erfahren, was noch stärker ist als deine Stärke — die Gerechtigkeit."

Nach solchen Reden hätte Jusuf den Mann erdrosselt, wenn ihm nicht die Hände wären gebunden gewesen mit schweren Ketten.

Die Missethäter wurden in die Hauptstadt des Judenlandes gebracht. Dort im tiefen Kerker lag Dismas und hielt Rückschau auf sein verlorenes Leben. — Gelobt sei Gott, dass es vorüber ist! so sann er in seinem zerknirschten Gemüthe. Nur *eins*, ein einziges möchte ich noch einmal erleben von diesem unseligen, finsteren Sein, einen Augenblick! den heiligen, trostreichen Blick jenes Knaben in der Wüste möchte ich noch einmal sehen, bevor ich sterbe . . .

Die Raubhorde war zerstreut und an verschiedenen Orten hingerichtet worden. Die beiden Hauptpersonen wurden vorbehalten für das Osterfest.

Und als die Tage der ungesäuerten Brote kamen, ward Dismas eines Morgens aus dem Kerker geführt und hinauf zur Schädelstätte. Er wusste wohl, was es bedeutete und gab sich hin in stumpfer Hoffnungslosigkeit. Sie entblößten ihn der Kleider, warfen ihn auf den Holzbalken und schlugen ihn ans Kreuz. Als sie ihn aufrichteten, sah er, dass mit ihm noch zwei andere gekreuzigt wurden, Jusuf der Hauptmann, und ein noch junger Mensch, den sie den Profeten, den Zauberer, und spottend den Gottessohn nannten. Jusuf wand sich am Kreuze knirschend und lästerte schreckbar verzerrten Gesichtes Erd' und Himmel, wie er es im Leben gethan. — Er hieng zur Linken des Profeten, Dismas zur Rechten. Der Profet richtete sein Haupt gegen Himmel und betete für seine Feinde.

Das hörte Dismas und wendete sich nach ihm.

Der Profet neigte sein Haupt und blickte auf den Mörder zur Rechten. Ein heißer, seliger Schauer gieng durch das Herz des Missethäters; wie der Gekreuzigte so auf ihn hinschaute, brechenden Auges, *das war jener unvergessliche heilige Blick des Knäbleins in der Wüste*. Dismas hub zu weinen an und rief: „Herr, du bist vom Himmel. Gedenke mein!"

Und der zur Mitte sprach: „Heute noch wirst du bei mir sein im Paradiese!"

Da geschah es, dass die Erde bebte, die Sonne auslosch am Himmel. Und während diese Schauer durch die Natur giengen, ist Dismas gestorben.

Der „Gaſt“.

Ein Bild aus der Theaterwelt von Julius Freund.*)

„Er kommt! Er kommt!“ Endlich, endlich hat das Kreisblatt die definitive Mittheilung gebracht — die kunſtliebende Bevölkerung des Städtchens athmet freudig auf — — er kommt! Was für widerſprechende Notizen hat man aber auch während der letzten Wochen in der Kunſtrubrik leſen müſſen: „Unſerer Stadt ſteht eine freudige Überraſchung bevor. Der große Charakterdarſteller Poſert wird auf der Rückreiſe von Petersburg wo er natürlich wieder mit Ehren und Geſchenken überhäuft worden iſt, für einige Tage bei uns einkehren und ein kurzes Gaſtſpiel abſolvieren. Poſert hat dem Director des Stadttheaters unter anderem geſchrieben, daſs er nirgends lieber ſpiele als gerade bei uns, ſeit den erſten Anfängen ſeiner Künſtlerlaufbahn achte und ſchätze er beſonders das feine Verſtändnis, den durchgebildeten Kunſtſinn des hieſigen Publicums.“ Poſert ſchreibt dieſe Phraſe an jeden Director, er weiß genau, daſs ſie im Stadtblatt abgedruckt wird und ſtets einer vortrefflichen Wirkung ſicher iſt. Dann beginnt Poſert die „Kunſtrubrik“ in ſteigende Aufregung zu verſetzen, morgen „verlängert er vorläufig, dem ſtürmiſchen Verlangen der Bevölkerung nachgebend, ſein Gaſtſpiel in Petersburg, übermorgen „ſtellt er ſein Gaſtſpiel in Trieſelwitz überhaupt in Frage“, nach einer Woche läſst er ſich „von den beſorgten Ärzten eine Erholungsreiſe nach dem Süden verordnen“, nach vierzehn Tagen erklärt er die Gaſtſpielverhandlungen „für endgiltig geſcheitert“ und endlich, wenn die Erregung aufs höchſte geſtiegen, „läſst er alle Bedenken fallen, folgt dem innigen Herzensbedürfnis, die lieben Trieſelwitzer wieder einmal begrüßen zu können“ und — — kommt ſchließlich doch!

Von jetzt an berichtet das Kreisblatt nicht mehr kalt und förmlich von Herrn Poſert, nein — es legt ihm das künſtleriſche Adelsprädicat „unſer“ bei: „Unſer Poſert wird als erſte Rolle den »Lear« ſpielen.“ — „Unſer Poſert trifft übermorgen bei uns ein.“ — „Unſer Poſert weilt ſeit geſtern in unſeren Mauern.“

Ganz Trieſelwitz iſt in Aufregung, an allen Ecken prangen immenſe Placate, man ſtürmt den Vorverkauf, der Director reibt ſich vergnügt die Hände, und nur eine kleine ärgerliche Gemeinde nimmt an der allgemeinen Freude keinen Antheil, ſondern ſieht mit recht mürriſchen, ungaſtfreundlichen Mienen dem Ankömmling entgegen, mit dem ſie — leider! — während der nächſten Tage in ſehr intime Berührung treten muſs, die kleine Gemeinde — der Schauſpieler.

Den Herrſchaften fehlt augenſcheinlich das Organ für die Erkenntnis der Poſert'ſchen Größe. Sie kennen ihn zu genau, den ruheloſen Wanderer, den „Ahasver der Bühne“, der es in keinem geregelten Engagement auf die Dauer aushält, weil er keine anderen Götter neben ſich dulden mag.

Ihm der Applaus, ihm der Lorbeer, ihm die guten Rollen, die Actſchlüſſe, die Kraftſtellen — er würde am liebſten die claſſiſchen Dramen als „Soloſcherze“ bearbeiten.

Wie ein Rieſe will er über die Collegen hinausragen, in einſamer

*) Aus deſſen prächtiger Sammlung: „Bühnenſterne“. Berlin. J. H. Schorer.

Hoheit, — „Nacht muſs es ſein, wo Poſerts Sterne ſtrahlen", hat einmal ein ſatiriſch veranlagter Chargenſpieler citiert, mit Bezug auf die bekannten drei Sterne (***) hinter dem fettgedruckten Namen des Gaſtſpielvirtuoſen.

Seit Jahren kennen die Herren und Damen von der Bühne all die kleinen pikanten Anekdoten und Hiſtörchen, die jedesmal den Gaſtſpielen Poſerts vorausflattern, ſie kennen den koſtbaren Pelz, „das Geſchenk des Czaren", und haben aus zuverläſſiger Quelle erfahren, daſs derſelbe in Berlin in der Potsdamerſtraße gekauft worden iſt, ſie wiſſen genau, wie der ſilberne Kranz ausſieht, den ſich Poſert nach der Abſchiedsvorſtellung vom Orcheſter aus auf die Bühne reichen läſst, und copieren die Handbewegung, mit welcher der gerührte Gaſt ſich bei dem jubelnden Publicum zu bedanken pflegt — erſt nach dem Herzen und dann nach den feuchtſchimmernden Augen — in geradezu täuſchender Weiſe. Die guten Leutchen haben übrigens recht, wenn ſie ſehr ärgerlich ſind, eine Hetzjagd von Proben ſteht ihnen bevor, die Bewältigung eines enormen Rollenmateriales wird ihnen zugemuthet, jeden Abend wird ein neues Stück „herausgebracht", dabei müſſen ſie ſich ſclaviſch unterordnen und dürfen kaum den Verſuch machen, irgendwie ihre eigene Individualität wirken zu laſſen. Die beſten Stellen werden ihnen geſtrichen, alteingelernte, feſtſitzende Rollen müſſen ſie „umſtudieren" nach der ſpeciellen, mitunter höchſt eigenthümlichen Bearbeitung Poſerts, und wehe ihnen, wenn ſie einmal ein wichtiges Stichwort nicht bringen, — der Vorwurf, „daſs ſie den Abend geworfen haben", iſt dann der gelindeſte, den ſie von den Lippen des erzürnten Bühnengottes zu hören bekommen. Nur ein paar naiven Anfängern und Anfängerinnen ſchlägt das Herz höher in freudiger Erwartung, ſie erhalten durch das Gaſtſpiel endlich ein paar claſſiſche Rollen, ſie hoffen die Aufmerkſamkeit des großen Mannes zu erregen, ſeine Protection zu gewinnen und durch ihn endlich in den Beſitz des heißerſehnten Hoftheatercontractes zu gelangen.

— — — — — — — — — — —

Es iſt ein eiſig kalter Wintertag. Auf den Straßen liegt hoher Schnee, die Bärte gefrieren zu Eiszapfen, Trieſelwitz macht einen furchtbar öden Eindruck und nur hie und da rennt ein durchfrorener Bürger, deſſen Ohren und Naſenſpitze ziegelroth aus dem aufgeſtülpten Mantelkragen hervorleuchten, den allerdringlichſten Geſchäften nach.

Jener blutjunge Mime, den ſeine übelbeſtellten Garderobenverhältniſſe dazu zwingen, in Sommerröckchen und Lackſchuhen nach dem Theater zu wandern, würde überall Senſation erregen, wenn die Straßen und Gäſschen nicht gar ſo menſchenleer wären.

Der junge Mime überſchreitet den Hof des Theaters, klimmt die enge, dunkle Bühnenſtiege hinan und erſtaunt ungemein darüber, daſs er die Probe noch nicht in vollem Gange findet. Er hat erſt im dritten Act zu thun und fürchtete beinahe zu ſpät zu kommen. In erregter Converſation ſtehen die Collegen und Colleginnen bei einander, aus dem Stimmengewirr klingen einige kurze, energiſch betonte Sätze mit beſonderer Deutlichkeit hervor, z. B.: „Das iſt eine ganz ſtrafwürdige Rückſichtsloſigkeit; glaubt der Mann etwa, wir ließen uns zum Narren haben!"

„Ich warte höchſtens noch fünf Minuten, dann gehe ich nach Hauſe." — „Wo iſt der Theaterdiener? Ich ſchicke dem Director meine Rolle zurück." Die Naive markiert einen Huſten, der Heldenvater geht mit Rieſenſchritten auf der Bühne umher, wie ein gereizter Löwe, die komiſche Alte beklagt ſich in den bitterſten Worten darüber, daſs nicht einmal im Converſationszimmer eingeheizt worden ſei, und der grollende Charakterſpieler, dem Poſert die beſten Rollen vor der

Nase wegnimmt, lächelt sarkastisch: „Ich hab's ja immer gesagt, wozu brauchen wir Gäste? Das machen wir uns alles alleine viel hübscher, ohne stundenlang für nichts und wieder nichts hier auf den Eisbrettern herumstehen zu müssen." Und der Grund des gewaltigen Missvergnügens? Posert hatte gebeten, die Probe statt für 10 Uhr, bereits für 9 Uhr anzusetzen, ist jedoch — — um 11 Uhr noch nicht erschienen. Selbst die phlegmatischen Theaterarbeiter fangen an, unruhig zu werden; sie schlagen mit den Armen, um sich ein wenig zu erwärmen. — Die Souffleuse unten im Kasten, die durch ihr enges Futteral an der Ausführung dieser heilsamen Bewegung gehindert ist, klappert vor Kälte.

Da rollt ein Wagen vor, die Bühnenthür knarrt in den Angeln, ein gemächlicher Schritt stapft langsam die Treppe herauf, mit einem müden „Guten Morgen, meine Herrschaften!" betritt der Gewaltige die Scene. Er ist fest eingehüllt in das „Geschenk des Czaren", ein tadellos gebügelter Cylinder bedeckt seine merkwürdigerweise noch immer rabenschwarzen Locken, mit der rechten Hand presst er ein feines Batisttaschentuch an die Lippen.

Ein Blick auf die Uhr. „O — ich habe Sie warten lassen, meine Herrschaften? Bitte tausendmal um Vergebung dafür, dass ich meiner sprichwörtlichen Pünktlichkeit einmal untreu geworden bin; eine Unterredung mit dem X.'schen Hoftheaterintendanten, der momentan hier anwesend ist, hat mich so lange aufgehalten. Ich habe Seine Excellenz veranlasst, der morgigen Vorstellung beizuwohnen."

Posert weiß, dass diese Mittheilung höchst versöhnend wirkt, vor den Augen eines jeden Mitgliedes schwebt nunmehr verlockend der Hoftheatercontract — lebenslänglich, mit hoher Pension; die Stimmung wird augenblicklich besser.

Vorerst conferiert der „Gast" längere Zeit mit dem Theatermeister; der Prospect muß tiefer hängen, der Thronsessel unbedingt um mehrere Stufen erhöht werden. Bis zu Poserts Auftreten muss die Bühne im Halbdunkel bleiben, erst bei seinem Erscheinen darf das Licht voll aufleuchten, gleichsam als ob die Sonne aufgienge.

Nachdem er dem ärgerlichen Theatermeister die Erfüllung einer Unzahl ähnlicher Wünsche abgenöthigt hat, beginnt die Probe. — Poserts Blaustift wüthet fürchterlich in den Rollen der Mitwirkenden, er gruppiert sie wie Statisten, so dass er immer und immer im Mittelpunkt des Bildes steht, er liebt es, dass die Collegen dem Publicum den Rücken zuwenden und streicht ihnen consequent jeden Satz, der geeignet ist, den Beifall des Publicums herauszufordern. Mehrere solcher Effectstellen hat er sogar, in begründetem Vertrauen auf die literarische Unerfahrenheit des großen Publicums, in seine eigene Rolle hineinescamotiert.

„Er selbst markiert" nur, er schont sich und leiert die Rolle ohne jede Betonung in monotoner Weise herunter, aber alle übrigen müssen unbedingt mit voller Stimme probieren; Posert will wissen, ob nicht etwa einer darunter ist, der ihn bei der Vorstellung an Kraft und Wucht des Organes zu überbieten vermag. — Erbarmungslos dressiert er die eifrigen Novizen, die es sich zur Ehre anrechnen, mit dem „großen Posert" zu spielen, die noch nicht den leisesten Widerspruch gegen seine Anordnungen zu erheben wagen und allen Fleiß, allen Enthusiasmus aufbieten, nur um beim Schluss des Gastspiels durch die bewusste Photographie „mit eigener Namensunterschrift" köstlich belohnt zu werden.

Der kleinen, zierlichen Cordelia fließen schon die hellen Thränen über die Wangen. Sie möchte ihre Sache gern recht, recht gut machen, und doch ist ihr Gehirnchen kaum imstande, die

complicierten Weisungen Lear-Poserts in sich aufzunehmen und zu behalten.

„Und wie ein Fremdling meiner Brust
und mir
Sei du von jetzt auf ewig!"

(„Hier müssen Sie, verehrtes Fräulein, ein paar Schritte auf mich zugehen — damit ich Sie durch eine Handbewegung zurückweisen kann.")

„Der rohe Scythe und der Kannibale",

(„Legen Sie, bitte, erschrocken die Hand aufs Herz.")

„Der die eignen Kinder macht zum
Fraß",

(„Schaudern Sie gefälligst — ich brauche das nothwendig für mein Gegenspiel.")

„Soll meinem Herzen so benachbart
sein"

(„Werfen Sie mir hier einen langen, schmerzvollen Blick zu — ich mache nämlich unter dem Eindruck desselben eine kleine Pause, um mich gleich darauf desto energischer wieder aufzurichten.")

„Und gleiche Liebe, gleichen Trost empfah'n"

(„Ringen Sie die Hände, Verehrteste! — Stärker, wenn ich bitten darf!")

„Wie du!" — — —

(„Hier ersuche ich sämmtliche Herrschaften um Todtenstille, ich mache eine lange Pause, man darf nur mein Gewand rascheln und meine Zähne knirschen hören."

„— — — — — — Mein weiland Kind!"

(„Hier bricht Cordelia in die Knie — mit dem Rücken zum Publicum, meine Liebe! Den „Kent" bitte ich mit den Worten: „O edler König!" zu warten, bis der Applaus vorüber ist.")

Und so geht die Probe graziös weiter — dreiviertel Posert, einviertel Shakespeare! „Kent" muss seine Rolle wieder hergeben, er ist ein großer, starker Mensch, und der Gast spielt nicht gern mit Collegen, die ihn körperlich bedeutend überragen.

Ein junges Bürschchen, frisch vom Conservatorium, dem man die Rolle des „Narren" übertragen hat, schleicht mit der Miene eines Selbstmörders hinter den Coulissen umher und beißt sich wüthend die Unterlippe.

Wie hat er sich gefreut, als ihm der Theaterdiener den „Narren" ins Haus brachte, wie hat er Tag und Nacht darüber studiert und nach neuen Nüancen gegrübelt — ein wahres Cabinetstückchen wollte er „hinlegen". Was aber ist auf dieser mörderischen Probe aus der Prachtrolle geworden? Ein Popanz, ein Nichts, eine Stichwörterpuppe — „Narr" ist nur noch der Schauspieler, der sie spielt. Die wehmüthig-närrischen Weisheitsworte — gestrichen, die kleinen, spitzigen Schelmenlieder — gestrichen! Nicht einmal „Und der Regen regnet jeglichen Tag!" lassen sie ihn singen, trotz der wunderschönen Melodie, die er sich selbst dazu componiert hat. —

Merkwürdig, ganz besonders merkwürdig ist das Gewitter auf der Heide inscenirt — ein vollkommenes Naturwunder.

Die Winde heulen, die Äste splittern, der Donner rollt unaufhörlich, so dass selbst die gewuchtigen Stimmen der lungenkräftigsten Mimen vergeblich gegen die Gewalt der Elemente ankämpfen; nur wenn Posert spricht, beruhigt sich dieser Aufruhr in der Natur, die Winde säuseln nur noch, der Donner rollt discreter und zahlreiche Blitze sind so liebenswürdig, stets genau die Stelle zu beleuchten, auf welcher Posert steht, mit wallendem Bart und flatternden Locken, geschmückt mit Blumen und Strohhalmen, auf einen knorrigen Ast gestützt — jeder Zoll ein König!

— — — — — — — — — — —

Um halb drei Uhr ist die Probe zu Ende.

Posert informiert sich an der Tagescasse über den Stand des Vorverkaufes. Dann fährt er ins Hotel.

„Sind Briefe für mich angekommen?"

Er empfängt einen ganzen Stoß. Gastspielanträge der Agenten, Bettel-

briefe, Epifteln von Autographenſammlern und dergleichen. Einige unreife Bengel, die einen „unbezähmbaren Drang zum Theater“ in ſich fühlen und ihren Eltern durchgehen wollen, bitten um Audienz, ſie beabſichtigen, dem „innig verehrten Meiſter“ ein paar Monologe vorzubrüllen und ſich von ihm dramatiſch ausculticren zu laſſen.

Drei Photographen bitten um die Ehre, ſein Bild aufnehmen zu dürfen, im Civil und Coſtüm. Und da — ein roſenfarbenes Briefchen, zierlich, duftend! Poſert ſchneidet das Couvert auf und lieſt lächelnd die wenigen Zeilen:

„Angebeteter Meiſter! — ſchwärmeriſch — voriges Gaſtſpiel — — nicht Muth genug — Zuſammenkunft — ewiger Dank — — zitternde Erwartung.“ Unterzeichnet ſind die ſchmerzlichen Worte „Eine Unglückliche“.

Der „angebetete Meiſter“ rafft ſeine Correſpondenz zuſammen, läſst aber — ſo ganz zufällig — das duftende Roſabriefchen auf die Treppe fallen.

Er weiß, daſs es der Portier finden wird und daſs die Portiers in kleinen Städten ſchwatzhaft und indiscret ſind.

Nach dem Diner macht der „Gaſt“ eine Rundfahrt zu ſämmtlichen Kritikern. Einer wohnt im vierten Stock — aber was thut das? Er würde ihn beſuchen, auch wenn das Haus die Höhe des Eiffelthurmes hätte.

In den Stuben der Kritiker befleißigt ſich Poſert einer rührenden Beſcheidenheit.

„Erwarten Sie nicht“, ſo lautet hier eine ſeiner Lieblingsphraſen, „irgend ein Virtuoſenſtückchen von mir vorgeführt zu bekommen. Ich ordne mich ſtets dem Enſemble unter. Ich halte es für meine heilige Pflicht, die Darſtellung immer nur als ein Mittel zum Zweck zu betrachten, nirgends den Dichter zu fälſchen, das Werk vor allem ganz und voll durch ſich ſelbſt wirken zu laſſen.“ Er zuckt reſigniert die Achſeln. „Mögen andere mit kecker Hand nach einem niedriger hängenden Lorbeer greifen, — ich werde niemals von dem Wege abirren, auf dem ich ſeit dem Tage meiner früheſten künſtleriſchen Jugend dahinwandle, fern jedem Egoismus, im Dienſte einer wahren und edlen Kunſt!“ Schon halb im Gehen, wendet ſich Poſert noch einmal um und wirft nachläſſig die Worte hin: „Sie würden mich ſehr verpflichten, verehrter Doctor, durch eine kurze Nachricht im Kunſttheil, welche mittheilt, daſs mir der Großherzog von . . . ingen ſeinen Hausorden am Bande verliehen hat. Man trägt ihn um den Hals.“ — —

Der Abend iſt da. Müde und abgeſpannt ſitzt der Gaſt hinter den Couliſſen, ſeines Stichwortes harrend. Er denkt an alles Mögliche, nur nicht an die Rolle. Einigen Freunden, deren Karten ihm auf die Bühne gebracht worden ſind, hat er ſagen laſſen, „er könne am Abend niemand auf der Bühne empfangen, er ſei ſchon ganz und gar von ſeiner Rolle umſponnen, mehr Lear, als Poſert“.

Und nun tritt er auf, gebückt und doch kraftvoll, auf jenes prächtige Schwert geſtützt, das er von Bogumil Dawiſon geerbt haben will. Raſender Beifall dröhnt ihm entgegen. Mit einem Ausdruck, der den nahen Ausbruch des Wahnſinnes gleichſam ſchon anzudeuten ſcheint, läſst er die Blicke langſam von Rang zu Rang, von Loge zu Loge gleiten und — — berechnet dabei mit wunderbarer Genauigkeit die Einnahme des Abends.

Das Haus iſt nahezu ausverkauft, über Poſerts Mienen fliegt ein Schimmer freudiger Verklärung.

Er wird heute Abend vorzüglich ſpielen.

Dem Anderl sein Tabakgeld.

Eine Erinnerung aus der Waldheimat von P. K. Rosegger.

Der Einleger Anderl hatte auf dieser Welt schon mit allem abgewirtschaftet. Er hatte einmal einen großen Bauernhof gehabt, der war verprocessiert worden. Dann hatte er ein kleines Häusel besessen, das war vertrunken worden. Dann hatte er noch eine silberne Uhr gehabt, die war verspielt worden. Hernach hatte er sich auf das Bauerndienen verlegt, dabei war er alt geworden. Alt, mühselig und arm. All das Bedürfnis und Glück des einst so herrischen, anspruchsvollen Mannes hatte jetzt in einer Tabakspfeife Platz — so gut hatte ihn das Leben erzogen. Schwerhörig und halbblind, den Krampf in den Händen und die Gicht in den Füßen! Wenn's nur in der Pfeife gloste und er am Rohre sog, so machte er keinen Einwand und war schier in säuerlich süßer Laune.

In die Kirche gehen wollte er manchmal, denn der Anderl stellte sich vor, er habe sein Lebtag hübsch christlich gelebt, und so mochte er den guten Brauch in den alten Tagen nicht gerne abkommen lassen. Aber die Gicht, das war ein höllisch gottloser Kamerad, die hinderte ihn an dem Besuche des Amtes und der Predigt, und so wimmerte der Alte manchmal in einer frommen Sehnsucht: Wenn ich nur wenigstens ins Dorf zum Tabakkrämer kunnt kommen! Auch das war ihm versagt, und so wendete er sich eines Tages zu mir, der ich ein zehnjähriger Knabe war in demselben Hause.

„Heut' ist der heilige Christtag schon wieder", sagte er. „Gehst du in die Kirchen, Peter, so sei halt so barmherzig und trag mir mein Vermögen mit. Kauf' damit beim Kramer drei Packeln Tabak — ordinären — kriegst acht ganze Kreuzer heraus und bring mir alles fein und fleißig heim. Nachher bist dafür brav eine ganze Wochen lang." Damit gab er mir einen Silberzwanziger, den er am heiligen Abend vom Armenvater als seinen Theil des eingegangenen Armengeldes erhalten hatte.

Ich war natürlich gerne bereit, mein Bravsein auf eine ganze Woche lang zu versichern, übernahm den Auftrag und gieng in die Kirche, wo ich hübsch noch zum Rosenkranz zurecht kam. Ich war schon zur selben Zeit manchmal sehr andächtig, und schon zur selben Zeit manchmal gegen die unrechte Seite hin. Also erinnere ich mich, dass an jenem Christtage in der Kirche während des Rosenkranzgebetes mir allerhand Scrupel kamen, was man sich nur unter den Rosenkranzgeheimnissen: „Den du, o Jungfrau, vom heiligen Geist empfangen hast!" „Den du, o Jungfrau, im heiligen Leib getragen hast!" vorzustellen habe. Denn andächtig beten, das war mir vom Pfarrer oft und oft ans Herz gelegt worden. Heute kam ich aber zu nichts Rechtem und da dachte ich: Ist das wieder einmal ein lässiges Dasitzen in der Kirche, an einem so heiligen Tage! Ich bin eigentlich doch ein spottschlechter Kirchengeher!

Als hernach das Hochamt kam, auf dem Chore die Pauken und Trompeten schallten, am kerzenumstrahlten Altare der Pfarrer stand und die Messe las, huben die Leute plötzlich an in ihren Stühlen aufzustehen und begannen (nicht bloß die Weiber, auch die Männer) im Gänsemarsch durch die Kirche zu wandeln, um den Hochaltar herum, und dann wieder zurück in die Stühle. Der Opfergang. An hohen Festtagen

pflegten nämlich die Leute während des Amtes einen solchen Rundgang zu machen, um an dem Altare im Angesichte des Pfarrers auf einen dafür bereitstehenden Zinnteller kleine Geldgaben für die Kirche hinzulegen. Ich hatte mich an solchem Opfergange jedesmal betheiligt, um entweder im Auftrage meines Vaters, oder aus eigenem Antriebe einen oder ein paar Kreuzer auf den Teller zu legen. Machte dabei auch allemal eine gute Meinung, sei das Opfer nun zur Erlangung eines fruchtbaren Jahres, oder zur Genesung eines Kranken, oder um Segen für ein anderes, irgend etwas wollte ich für meinen Kreuzer haben; hatte doch der Pfarrer einmal gepredigt: „Es wird alles vergolten. Geschenkt braucht der Herr des Himmels und der Erde nichts von euch.“

Natürlich erhob an diesem Christtage auch ich mich und schloss mich der Reihe an, in welcher jeder und jede unterwegs zum Altar in den Sack griff und aus dem Geldtäschlein die Münze hervornestelte. Auch ich suchte nach meiner Gabe und nun stellte es sich schreckbar klar heraus, dass nicht ein einziger Kreuzer in der Tasche war. Der Silberzwanziger des Einlegers Anderl war das ganze Um und Auf, sonst nicht ein Pfennig und nicht ein Knopf! — Was war zu thun? Wieder umkehren zu meinem Stuhl? Sie hätten mich heidenmäßig ausgelacht. Ruhig in der Reihe bleiben und ruhig am Zinnteller vorbeitrotten, als ob er mich nichts angienge? Der Pfarrer stand aber daneben und konnte jedem auf die Finger sehen. Meine Finger unter dem Rock wollten sich bereits an einem Hosenknopfe vergreifen, aber diese Knöpfe waren nicht mehr von Messing, wie einst in der guten, alten Zeit, sondern von schwarzem Hornbein, also für den Teller vollkommen unmöglich. Vor Gott hätte ich mich nicht gefürchtet, einer, der den Willen für's Werk nimmt, hätte auch einen Hosenknopf für den Groschen genommen — aber der Pfarrer! — In solcher Bedrängnis flüsterte ich dem Nachbar Veitelbrunner zu, der just vor mir gieng, ob er mir nicht um Gotteswillen einen Kreuzer borgen wollte? — „Ah, du wärest schlau!“ flüsterte der Veitelbrunner zurück, „ausgeliehenes Geld opfern! Damit wäre es freilich keine Kunst, sich den Himmel zu kaufen.“ Und schaute seitab. — Also kein anderes Mittel mehr, als sich vergreifen an fremdem Gut! Ehe ich mich der Gefahr aussetze, dass der Pfarrer, auf mich deutend laut rufen könnte: „Was läufst denn du mit, wenn du nichts gibst!“ und die Leute alle ihre Hälse reckten, um den zu sehen, der mitläuft und nichts gibt — ehevor opfere ich das Tabaksgeld des alten Anderl. Länger zu überlegen war überhaupt nicht mehr Zeit; so himmlisch langsam die Reihe sich auch vorangbewegt hatte, endlich war ich doch am Zinnteller. Den Silberzwanziger erkrabbelte ich rasch im Sack und legte ihn drauf. Nachher gieng's wieder zurück zu meiner Bank. — Jetzt wartete ich auf ein Wunder. Der Herr hat's gesehen, wohin der Zwanziger gelegt worden ist, er weiß auch, dass der alte Anderl keine Freud hat auf der Welt, als das bisserl Rauchen, und endlich kann sich's jeder denken, was mir bevorsteht, wenn ich ohne Tabak und ohne Geld heimkomme. Das Wunder braucht ja nicht so groß zu sein, wie etwa die Speisung von fünftausend Mann in der Wüste — nur ein ganz kleines Wunderlein, in der Größe eines Silberzwanzigers! — Nein, nichts. Der Sack war leer und blieb's.

Gut, denke ich, wie das Amt aus ist und wir vor der Kirche so ein Weilchen umherstehen, ohne zu wissen warum: wenn Gott kein Wunder wirken will, so muss der Mensch eins versuchen. Zum Krämer gieng ich hinein, hauchte mehrmals recht stark auf die Fingerspitzen, weil sie froren,

und als man fragte, was ich wünsche, antwortete ich: „Drei Packeln Tabak — ordinären!“ und als ich sie hatte: „Dank schön, bezahlen werde ich sie am nächsten Sonntag“ — und zur Thüre hinaus. Der Krämer mochte mir wohl ein wenig verblüfft nachgeschaut haben, weiter war aber nichts, und das Wunder war geschehen: Einem zehnjährigen Lecker hatte der Mann drei Packeln Tabak geborgt.

Gut. Als ich nachhause kam, ward ich schon mit Spannung erwartet vom alten Anderl. „Zu Weihnachten sind ja die Rauchnächte“, keifelte er, „wenn der Mensch nichts zu rauchen hätt', das wär' so was!“

Mit einer ganz niederträchtigen Ruhe gab ich den Tabak ab — das erste Packel — das zweite — und das dritte. Der Alte hielt aber immer noch eine hohle Hand her.

„Drei hast gesagt soll ich bringen, da sind sie.“

„Drei, wohl wohl, drei“, sagte er, „geht schon aus, drei Packeln. Und was du herauskriegt hast?“

— Jesses, die acht Kreuzer! — Wie nach einem Donnerschlag, so war mir die Zunge gelähmt. Natürlich, wenn man nicht weiß, was zu sagen ist! Eingefallen wär's mir im Augenblick: Theuerer ist er worden, der Tabak! Oder: Einen ordinären haben sie nicht gehabt, da hab' ich einen besseren genommen! Aber — fiel mir noch rechtzeitig ein — mit einer Lüge machst du dein Christopfer nicht wett; die Wahrheit kannst zwar auch nicht sagen, wenn du nicht als ein unerhört dummer Junge dastehen willst. Da lass es lieber auf ein zweites Wunder ankommen.

„Anderl!“ sagte ich sehr laut, „die acht Kreuzer möchtest mir wohl schenken zum Botenlohn“

„Ich werde dir schon einmal was schenken“, antwortete der Alte, „meine Gicht, wenn du magst. Aber die acht Kreuzer brauch' ich selber. Gib sie nur her.“

„Anderl, ich hab' sie nicht, mein Sack hat ein Loch.“

„Ah so, verzettelt hast sie“, sagte der Alte, „na, nachher kannst mir sie freilich nicht geben.“ Er klopfte sich die Pfeife und abgethan war's.

Ein Loch hatte mein Sack freilich, sonst könnte man nichts aus- und einthun, aber redlich war's nicht von mir und mein festes Vornehmen war, dem Einleger seine Sach zu vergüten, sobald als möglich.

Sobald als möglich! Woher denn nehmen? Wie ein Stabsofficier, so stak ich jetzt mitten in Schulden und der Silberzwanziger lag im Kirchenschatz und rührte sich nicht.

Nach Neujahr hub wieder die Schule an, allein ich gieng nicht auf geradem Wege zu ihr, sondern auf weiten Umschlichen durch die Obstgärten. Der gerade Weg führte nämlich am Krämer vorbei. Dieser stand wohl einmal vor dem Schulhause, als ich eintrat, schaute mich auch so ein wenig krumm an, sagte aber nichts, und ich trachtete, dass ich ihm aus den Augen kam.

Da war es eines Tages nach der Schule, dass mir der Lehrer auftrug, ich sollte in den Pfarrhof gehen, der Hochwürdige hätte etwas mit mir zu sprechen.

— Jetzt! dachte ich, jetzt geschieht das Wunder! — Er gibt das Geld zurück.

Doch der Pfarrer, als ich vor ihm stand, machte nicht jenes Gesicht, wie man es hat, wenn man Geld zurückgeben will. Sehr strenge blickte er mich an, dass ich gleich wie ein armer Sünder meine Augen zu Boden schlug.

„Peter“, sagte er endlich mit einem Gemisch von Ernst und Güte, denn er war mir sonst nicht schlecht gewogen. „Peter, mache jetzt keine Geschichten. Gib die Pfeife her!“

„Die Pfeife?“ fragte ich ganz treuherzig.

„Gib sie nur her und leugne nicht! Du rauchst!“

„Nein, Herr Pfarrer!“

„Ich habe einstweilen deinem Vater nichts gesagt. Wenn du das Zeug willig hergibst und mir versprichst, das Laster sein zu lassen, so braucht's das Schlagen nicht.“

„Ich thu' aber nicht rauchen!“ rief ich laut.

Da hob er den Finger und sagte: „Aufs erste ein zweites Laster! Mich, deinen alten Katecheten, belügen? — Du bist verrathen.“

„Wer hat's gesagt?“ begehrte ich auf.

„Der Krämer selber, bei dem du den Tabak holst und schuldig bleibst.“

Hell aufgelacht habe ich jetzt, und nachher sachte angefangen zu weinen.

„Also, siehst du? Siehst du's jetzt ein?“ fragte er fast freundlich.

Nun musste freilich alles heraus. „Den Tabak beim Krämer habe ich nicht für mich gekauft, sondern für den Einleger Anderl, der hat mir wohl einen Silberzwanziger mitgegeben.“

„Und was hast du damit gemacht?“

Ich wollte etwas erwidern, stotterte aber nur.

„Heraus mit der Farbe!“ rief der Pfarrer. „Was hast du mit dem Silberzwanziger gemacht?“

„Am Christtag — auf — auf den Zinnteller geworfen.“

„Auf den Opferteller? du? du wärst es gewesen, der den Silberzwanziger hingelegt hat? Und Geld, das nicht dein eigen war! Was fiel dir denn ein?“

„Weil ich keinen Kreuzer hab' im Sack gehabt. Und so viel geschämt ...“

„Flenne nicht, Peter“, sagte nun ruhig der Pfarrer. „Wenn es so ist, ändert sich die Geschichte.“

„Hab' den Tabak müssen schuldig bleiben und bin auch dem Anderl noch schuldig davon“, schluchzte ich, wahrscheinlich mit dem Ärmling über die Augen fahrend, weil so ein zehnjähriger Junge selten ein anderes Taschentuch hat.

„Narrl, Narrl!“ lachte der Pfarrer. „Dem lieben Herrgott hast du das Geld gegeben. Und er hat dich sitzen lassen.“

„Ja!“ deutete ich mit dem Kopf.

„Das scheint nur so, mein Junge“, sagte er und strich mit der Hand mir das Haar aus der Stirn, „der liebe Herrgott lässt keinen sitzen. Besser verzinst keiner als der! Peter, mich hats nach der Durchsicht der Opfergaben ohnehin gewundert, dass in meiner Gemeinde einer ist, der um einen ganzen Silberzwanziger Vertrauen zum lieben Gott hat. Konnte mir's aber nicht denken, wer. — Jetzt haben wir ihn. — Und da haben wir noch einen!“

Der Pfarrer machte seine Geldtasche auf, nahm mit zwei Fingern zierlich einen Silberzwanziger hervor: „Es ist zwar nicht der nämliche. Dem Herrn wollen wir das Seine lassen, es wächst sich bei ihm auf höhere Zinsen aus, wenn du brav bleibst. Den da, den nimmst von mir und bezahlst deine Schulden. Und wir zwei, die wir heute nähere Bekanntschaft miteinander gemacht haben, wollen gute Freunde bleiben. So, jetzt kannst zum Krämer gehen.“

Der Krämer fand es ganz selbstverständlich, dass ich meine Schuld beglich, nicht so aber der alte Anderl.

„Du willst mir da die acht Kreuzer erstatten!“ rief er barsch aus, als ich ihm die Münzen vorhielt. „Lump, kleiner, du wirst es weit bringen, wenn du allemal deine Schulden bezahlen willst! Ja, ja, ich nehm's schon. So was kann ich brauchen. Aber für ein andermal sei gescheiter!“

Schulden habe ich später noch oft gehabt, aber „gescheiter“ wie es der alte Anderl gemeint, bin ich nicht gewesen. Er selber war mir ein zu schlimmes Beispiel von dem Erfolg seiner Grundsätze. Dass ihm nichts war geblieben, als ein bisschen Tabak — und ordinärer!

Vaterländiſche Arabesken.

Gedichte aus Steiermark von Hans Grasberger.

Der von Schrottenbach.

In jenen ſchwülen Tagen, da Kaiſer Ferdinand
Bekämpfte Luthers Lehre mit Acht, mit Schwert und Brand,
Da wog die Sonntagsmette nach römiſchem Ritual
Gewiſſen auf und Freiheit und Mannesmuth zumal.

Von Schrottenbach den Grafen beſchlich die Weidmannsluſt
An eines Sonntags Morgen zur Zeit der Meſſe juſt;
Ein Hirſch war's, was ihm aufſtieß, der kam ihm hoch zu ſtehn,
Mit hundert Goldducaten kaum ſühnt' er das Vergehn.

Bald hielt darauf des Kaiſers katholiſche Majeſtät
Zu Graz ein Hofgelage mit Pomp und Prunkgeräth;
Da durfte der nicht ſäumen, den Säumnis jüngſt geſtraft,
Er hauste dort auf Göſting in nächſter Nachbarſchaft.

Doch als der Graf dem Lehnsherrn in ſchuldiger Ehrfurcht naht,
Was flüſtern da die Pfaffen im glänzenden Ornat?
Was fragt des Kaiſers Auge ſo trüb mit einemmal?
Verwunderung, Gemurmel durchzieht den ganzen Saal.

Erſt that der Herr von Göſting, als merkt' er nichts davon,
Doch als die Neugier lauter und biſſiger der Hohn,
Da ſprach der Graf mit Lächeln, frei hob ſich ſeine Bruſt,
Der Kaiſer konnt' es hören, hatt' er zu hören Luſt:

„Hochwürden! Edle Herren! ich merke ſchon den Span,
Es ſieht wohl bettelleț'riſch ſolch' Lederzeug ſich an,
Doch kann ich's euch beeiden, es iſt ein wertvoll Stück
Und läſst an Preis und Koſten Talar und Wams zurück.

Sagt an, wer zahlte hundert Ducaten bis zur Stund'
Für einen Sechzehnender, erlegt auf eigenem Grund?
Das koſtet mich die Hoſe, weil Sonntags auf der Birſch
Mich Frömmler ausgewittert, da Sonntags fiel der Hirſch."

Nicht lange trägt ſich „irchen", ſo hoch er's auch erſtand,
Der edle Schrottenbacher im grünen Steirerland;
Er muſs die Heimat laſſen — man halte leichtes Spiel,
Denn wo die Kutte mächtig, iſt ja der Mann zuviel.

Im Felbergrund.

Die Mutter warnt: „Im Felbergrund,
Da rennt des Nachts der ſchwarze Hund,
Da kommt ein brechelwarmer Wind
Und wimmert aus dem Schilf ein Kind;
Da geht der Pferdefuß, der krumm',
Und die verwunſch'ne Frau geht um,
Und von der Habergeis ein Blick
Verdreht den Kopf dir ins Genick!"

„Lieb Mütterchen, was fällt dir ein,
Wie kann denn krumm der Jäger ſein?
Sein „Waldauf" däucht mir zu geſcheit,
Der thut dem Lenchen nichts zuleid.
Es iſt das Flüſtern, was erhitzt,
Der Schmatz, davon das Wänglein ſchwitzt:
Verrückte ſind's verliebter Weiſ'
Und nicht vonweg' der Habergeis."

In der Hartberger „Grüßl".

Im Schlenderſchritt in die Klauſe;
Braunaugig glotzt die Nacht,
Der Bach gebahrt, daſs er brauſe,
Der Fels iſt zu dräuen bedacht.

Es ſind nur gelinde Schrecken,
Was da die Schlucht erbringt,
So grimm auch die Wellen blecken,
So dumpf es aus Tiefen dringt.

Und ſieh, die Wipfel entlohen,
Schon ſprenkelt Licht den Pfad,
Schon endet das Drängen und Drohen,
Wo's kaum noch begonnen hat.

Dort tritt aus des Tages Gefunkel
Ein Weib und trippelt geſchwind
Hernieder ins rauſchende Dunkel,
Im Arm ein Wickelkind.

Gar ſchimmernd iſt er gekleidet,
Der winzige Lebensgaſt,
Und däucht ihm der Weg ſchon verleidet?
Das Händchen, das ballt er faſt!

Er wandert, an Herz und Ohren
Noch Heide, zum Tauf'-Empfang,
Und, kaum erſt ans Licht geboren,
Betritt er den dunklen Gang.

O Kleiner, und trübt ſich dein Leben,
So ſei nicht ſchlimmerer Art
Die Plag, als welche umgeben
Dich hier auf der erſten Fahrt!

Und ball' mir nicht die Hände!
Die Fauſt begegnet der Fauſt;
Drum langt nach dem beſſeren Ende,
Wer mild und friedlich hauſt.

Hochwaſſer.

Noch geſtern die Welt ſo frühlingsſchön,
Und Neuſchnee heut', und ſchwüler Föhn!

Die grünen Wieſen verwandelt in Teiche,
Wie nur ich Ufer auf Ufer erreiche?

Voraus mit den Schuhen zum nächſten Rain!
Ich hole watend ſie wieder ein.

Die Brücke fort, o Hohn und Verdruſs!
Kein Fährmann wagt zu queren den Fluß ...

Zur Linken über'n Bach noch ein Steg,
Mit Warnern zur Stell' — o laſst mich hinweg!

Ihr braunen Fluten, ſtaut euch dort oben,
Und Treibholz du, vom Sturme gekloben!

Sieh, Steg, ich werfe voraus die Schuh',
Halt aus, es geht ja der Mutter zu!

Der heimiſche Kirchthurm.

Was iſt mit unſerem Thurm geſcheh'n?
Hier grüßte mich ſonſt ſein Schimmer;
Ein Knauf, ein rother, iſt dort zu ſeh'n,
Er ſelbſt? — ſo kenn' ich ihn nimmer!
Er lohte ſo ſtolz im Sonnenſtrahl,
Sein'sgleichen beſaß nicht jedes Thal.

Zwar blieb er vor Roſt nicht ganz gefeit,
Er ſtand nicht da zum Behagen,
Auch toſ'te manch arges Wetter ſeit
Der großen Kaiſerin Tagen,
Und doch — trägt blankeren Ritterhelm
Ein leidig, ein friſchgeadelter Schelm?

O Thurm, wo kam dein Silber hin?
O Heimatſtolz des Knaben,
Was wollteſt, nun ich bald ſilbern bin,
Du rothe Backen haben?
Mich höhnt der dumme, der Farbanſtrich,
Genug, daſs Glanzes mir viel verblich!

Judenburger Wahrzeichen.

I' Judnburg bei da Poſt
An an bſundaren Fleck
Is a Jüdel zan ſechen,
Wia's ſchaut über Eck.

s' Koi röckts d'r für
Und groaß ſchaugts dih an,
Um d' Mittn an Reahm
Mit der Schnalln voran.

In'en Seitn di Händ,
A ſo ſpreizt as ſih frei —
Müaſst ſcho ſchäbiger ſein,
Aber gwandt ham ſ'as neu.

Hat a greans Röckl an
Mit an umglögtn Kragn
Und a ſchwarzkrausta Bart
Is ban eahm zan dafragn.

Muaſs wol überbliebn ſein,
Oder auskemm' is gwiſs,
Als ſö d' andern dawürgt hamt,
Wia no de Röd is.

Hat a Spitzhüatl auf,
Hat d'r junſtr koan Kram,
Und ſchachern kann's nöt,
Wal ſ'as angmauert ham.

Der Sonntagsjäger.

In Herrgottsfrüh', auf friſchem Schnee
Der Jäger zieht feldein,
Und wechſelt weder Hirſch noch Reh,
So mag's der Haſe ſein.

Was trübt dem muntern Jägersmann
Den Blick von ungefähr?
Des Städtleins Glocken ſie ſchlagen an,
Von Betern kommt's daher;

Und ach, dahin iſt Weidmanns Heil,
Der ganze Tag verhext!
Ihm kreuzt den Pfad in trippelnder Eil'
Ein altes Weib zunächſt ...

Was brummt er denn ſo grimm und rauh
Dem armen Weiblein nach?
Weit liegt vor ihm und offen der Gau,
Die „Lichter" auf und wach!

Das muſs ein Sonntagsjäger ſein,
Ein Häslein folgert ſo;
Das ſetzt vor ihm wohl über den Rain
Und iſt des Lebens froh.

An der Feldkapelle.

Die Feldkapelle blickt vom Bühl
Schneeweiß in die grüne Weite,
Das Bänklein dran beschatten kühl
Kastanien, ihr zur Seite.

Du schaust hier im Vorüberziehn
Im Bild nur Graus und Kummer:
Der Mutter auf den bebenden Knien
Den Heiland im Todesschlummer!

Doch horch, ertönt's von Klängen nicht,
Von heitern, bei der Kapelle?
Der Frevler, der ist ein Frohgesicht
Und Zither spielt er zur Stelle.

Gedenkt er tröstend mit seinem Lied
Die Schmerzensreiche zu grüßen
Und soll was hell die Saiten durchzieht,
Den Schlaf des Dulders versüßen?!

Ei, schattig ist das Plätzchen und schön,
Der Bursch hat Feierstunde,
Vom Bühl entschwebt das süße Getön
Freilustig in die Runde.

Vielleicht soll's doch auch Andacht sein? —
Zu spielen behagt ihm eben;
Mit nichten denkt er an Sühn' und Pein,
Denn leicht noch trägt er am Leben.

Zwei Briefe von J. G. Seidl an Christian Schad.*)

Mitgetheilt durch Anton Englert.

Verehrtester Freund!

Ihr wertes Schreiben vom 16. d. M. macht mich einigermaßen verlegen, da es auf Voraussetzungen beruht, denen zu entsprechen ich nicht in der Lage bin. Sie scheinen nämlich der Meinung, dass unter uns Wiener Poeten eine Art innigeren Verhältnisses herrsche; das ist leider! durchaus nicht der Fall. Wenn nicht bisweilen der Zufall auf der Straße uns einander entgegengeführt, so sehen wir uns das ganze liebe Jahr lang nicht. So bin ich denn mit keinem der genannten Herren (Halm, Grün, Hebbel, Zedlitz, Grillparzer u. d. ü.) auch nur in der entferntesten Berührung und niemand hat mir Beiträge für Ihr so löbliches und dankenswertes Unternehmen übergeben. Bin ich doch selbst für mein eigenes Taschenbuch „Aurora", so alt eingebürgert es ist, nicht imstande, von diesen Herren etwas zusammenzubringen. Die leidige Politik hat alles absorbiert, und die arme Poesie ist vor die Thüre gewiesen. Daher auch diese Indolenz gegen jede noch so freundliche Einladung.

Herrn A. X. Schurz, dem enthusiastischen Verehrer seines erklärten Schwagers Lenau, werde ich gelegentlich Ihren herzlichen Dank melden.

Das junge Österreich ist mir gänzlich ferngerückt; diese Herren mit ihren Negationsgelüsten können, trotz Ihres unbestrittenen Talentes, so wenig mich erwärmen, dass ich keine Neigung fühle, mich ihnen aufzudrängen.

Leider verliert man bei solcher Stimmung jede Lust zum Schaffen, und versumpft täglich mehr in prosaischer Abspannung.

Verzeihen Sie mir diese Jeremiade und entschuldigen Sie damit meine Unfähigkeit, Ihrem schönen Zwecke mehr zu widmen, als meine herzlichsten Wünsche.

Mit wärmstem Gegengruß und Handschlag

Ihr ergebenster
Joh. Gabr. Seidl.

Wien, 22. Jänner 1851.

Hochverehrter Herr!

In Erwiderung Ihrer werten Zuschrift vom 9. d. M. erlaube ich mir, Ihnen beifolgende poetische Arbeit von Hammer-Purgstall („Das

*) Siehe die Anmerkung Seite 310.

Archiv der Liebe“ *) einzusenden, und zwar mit den nachstehenden Bemerkungen, aus denen Sie für eine etwaige Redactionsanmerkung (wenn Ihnen eine solche nöthig scheinen sollte) benützen können, was Ihnen beliebt. Auf die Repräsentation meines Namens im deutschen Musenalmanache habe ich schon im vorigen Jahre, ich gestehe es, nicht ohne schmerzliches Gefühl, verzichtet; allein die ganz veränderte Richtung meiner Thätigkeit nöthigt mich, nicht nur mit meiner poetischen, sondern wahrscheinlich auch mit meiner literarischen Theilnahme an der Öffentlichkeit überhaupt, unter Vorbehalt eines ganz kleinen Gebietes, abzuschließen; immer trostvoller, sich der Täuschung hingeben zu können, dass man durch seine Pflicht an etwas gehindert wird, was man gerne noch könnte und thäte, als sich offen sagen zu müssen: „Die Zeit des Könnens ist vorüber!“

In Betreff Hammer-Purgstalls verhält es sich folgendermaßen. Der berühmte Verewigte, mein alter verehrter Freund und College, hat mir seinen literarischen Nachlass testamentarisch vermacht, mit dem ausdrücklichen Wunsche, dass ich um die Herausgabe desselben mich bemühen möchte. Ich wendete mich daher an einen der rennommiertesten Buchhändler Deutschlands, den Verleger einer der ersten literarischen Publicationen Hammers. Zweimal um den Gratis-Verlag dringend ersucht, lehnte er zweimal ab. Mehrere mündliche Anfragen bei hiesigen Buchhändlern blieben ebenfalls resultatlos. Das werte Vermächtnis scheint daher bestimmt, zu liegen, bis es früher oder später mit meinem eigenen Nachlass in den Käseladen wandert. Duum! — sed ultra posse nemo tenetur. Der Hammer'sche Nachlass umfasst folgende Pièces: 1. Anka oder die Weisheit des Ostens. Ein moslimisches Lehrgedicht in sieben Nachtfeiern. 2. „Der Schiffbruch des Falconett.“ Poetische Erzählung aus dem Englischen. 3. „Die Assassinen.“ Trauerspiel in fünf Aufzügen. 4. Eine große Anzahl von Originalgedichten und von poetischen Bearbeitungen aus den meisten lebenden Sprachen, ja selbst Originalpoesien in französischer, englischer u. s. w. Sprache. Alles in allem dürfte vier staatliche Bände mindestens füllen; bei strenger Auswahl ließe sich das Charakteristische auf zwei starke Bände reducieren. Von den Originalgedichten wollte ich Ihnen keine Proben für den Musenalmanach mittheilen, weil diese einzeln bereits sämmtlich gedruckt waren und nur einer Sammlung entgegensehen. Scenen aus einem Trauerspiele herausreißen, erinnert mich immer an den Hausbesitzer, der als Probe seines Hauses einen Stein zur Schau bot. Die Übersetzung aus dem Englischen bietet zu wenig Charakteristisches. Ich wählte daher ein ziemlich abgeschlossenes Fragment aus einem Gedichte, das zunächst dem Boden angehört, auf dem Hammer theils selbstwirkend, theils anregend das Bedeutendste geleistet hat. Auch enthält dieses Bruchstück wahrhaft poetische Stellen.

Mit dem Wunsche, Ihren Erwartungen entsprochen zu haben, ersuche ich Sie nur, mir seinerzeit, falls das Eingesendete benützt wird, für die Tochter des Herrn Barons, Freiin Tonder-Trenk, ein Exemplar des Almanachs zugehen lassen zu wollen.

Mit freundschaftlicher Hochachtung

Ihr ergebenster

Johann Gabriel Seidl

k. k. Schatzmeister.

Wien, am 20. August 1857.

*) Deutsch. Mus.-Alm., 8. Jahrgang (1858), S. 230 ff.

Eine steirische Stadt vor zweihundert Jahren.

Im Osten von Mittelsteiermark, nahe der ungarischen Grenze, liegt die alte Stadt Fürstenfeld. Wie es in dieser Stadt vor zweihundert Jahren hergegangen ist, das berichtet eine genaue, uns durch Hans Lange vermittelte Urkunde in dessen Buche: „Eine steierische Stadt im 17. Jahrhunderte“ (Graz, U. Mosers Buchhandlung). Diese Urkunde ist höchst wertvoll, sie gibt uns ein Sittenbild jener Zeit überhaupt. Also wie in Fürstenfeld, wird es auch in anderen steierischen und deutschen Städten zu jener Zeit gewesen sein. Hans Lange hat seine Schrift aus alten amtlichen Aufzeichnungen und anderen Urkunden zu Fürstenfeld gezogen, er stellt z. B. dar, wie in dieser Stadt ein Bürger aufgenommen, der Rath und der Stadtrichter gewählt, die Stadt verwaltet wurden; er gibt ein interessantes Bild von dem Gerichtswesen, von Kirche und Schule, der Landwirtschaft, dem Gewerbe und dem Handel, von der Wehr, vom Steuerwesen, Armenwesen, Sanitätswesen, vom gesellschaftlichen Leben, von der Tracht und dem Aberglauben. Die Thatsachen kurz und bündig zusammengestellt ist das Büchlein lehrreicher, als manches große gelehrte Geschichtswerk.

Wir sehen eine Zeit der Strenge und der Ehrsamkeit, der Willkür und Gewaltherrschaft, des festgeschlossenen Gemeinwesens, der Lebenseinfachheit und der — Corruption. Also: Wer in der Stadt Gewerbe und Handel treiben wollte, musste ein Bürger der Stadt sein, aber zum Bürger nahm man nur den ehrbaren Bewerber. Dem Sohne eines Bürgers, der 1677 sich um die Bürgerschaft bewarb, wurde der Bescheid ertheilt: „Wenn der Supplicant vorher seine bübischen Sitten ablegen und sich ehrbarer verhalten wird.“ Hinwiederum ließ der Rath sich nicht ungern bestechen, sowie er höhere Behörden zu Graz und Wien mit Wein, Wildbret, selbst mit barem Gelde zum Wohlwollen für das „armbe grenzstadtl“ anzuregen pflegte. Wurde vom Richter oder Rath eine hohe Geistlichkeit beleidigt, so untersagte sie in der Stadt die Abhaltung des Gottesdienstes. Sonst aber wurden die kirchlichen Ceremonien auf das allerstrengste durchgeführt. Während des Gottesdienstes an Sonn- und Feiertagen durfte in der Stadt kein Wagen fahren, kein Wirtshaus offen stehen. Wer zur bestimmten Zeit nicht beichten wollte, wurde zu Leibes- oder Geldstrafen verurtheilt. 1666 ließen die Fürstenfelder Augustiner-Mönche eine Beichte nicht gelten, die ohne ihre Einwilligung anderswo verrichtet wurde. Dass Andersgläubige katholisch werden oder sofort auswandern mussten, versteht sich von selbst. Außer in der Kirche sah es mit der Pietät nicht besonders gut aus. Der Leutfriedhof hatte keine Grabmal und keine Umzäunung, „so dass die Schweine und Hunde die todten Körper (der Menschen) umherzerrten“.

Ledige Knechte und Mägde, die nicht dienen wollten, mussten die Stadt verlassen. Die Dauer der Arbeitszeit war sehr einfach: „Von der Früh bis auf die Nacht.“ Die Gewerbsmeister und Bürger liebten aber am Nachmittag nicht mehr zu arbeiten, sondern in den Wirtshäusern der Stadt oder der Nachbarorte Wein zu trinken. Waren sie besoffen, so gab's viele Raufhändel. Solche wurden im ganzen nicht strenge geahndet; wer aber am Tage Johannes des Täufers, als am Tage der größten Kirchtagsfreiheit, in

einem Raufhandel jemanden verletzte, der musste 32 Gulden zahlen oder die rechte Hand hergeben (1689). Nach acht Uhr abends, oder nach geläuteter Sperrglocke durfte in den Wirtshäusern kein Wein mehr geschänkt werden; aber es gab Umwege. Bier wurde wenig getrunken und hatte der einzige Brauer der Stadt noch Zeit, das „Wetterschießen" zu besorgen. Der Aberglaube war in manchem unglaublich entwickelt. „Zauberische" Leute wurden ohne viel Umstände abgefangen und verbrannt. Gegen Unredlichkeiten gab es strenge Maßregeln. Der Bäcker, welcher zu geringes Gebäck machte, konnte mit einem Brotlaib um den Hals gebunden an den Pranger gestellt werden. Wenn ein Schneider einem Bürger das Kleid vermachte, so hatte die Zunft es dem Bürger zu vergüten.

Verschönerungsvereine gab es damals noch nicht, jeder Unrath, auch der „Unduft" der Aborte wurde auf die Gasse geworfen. Feindesüberfälle, Pest und andere Seuchen drohten immer, trotzdem wurden in Fürstenfeld, das in 238 Häusern etwas über 1000 Einwohner zählte, innerhalb zehn Jahren (1653—1663) um 203 Personen mehr geboren, als in dieser Zeit starben. Die Stadt hatte keinen Arzt, zumeist nur einen Bader.

Misstrauisch waren die Bürger von Fürstenfeld gegen den Adel, herrisch gegen den Bauer, der damals noch unfrei war. Die Stadt war arm, erhielt sich aber stets selbständig und stand in Verkehr mit Graz, Villach, Rottenmann, Wien, Nürnberg und vielen anderen Handelsorten. Viele Bürgerfamilien stammten aus Baiern Baden, Würtemberg, und selbst aus Preußen. Vom nahen Ungarn siedelte sich selten jemand hier an, mit diesem Lande lebte die Stadt vielmehr in einer Art Fehde. Wenn ein Bürger jemandem in Ungarn Geld schuldete und er zahlte nicht, so wurde der nächstbeste Fürstenfelder Bürger in Ungarn aufgehalten und als Bürge festgenommen. Im umgekehrten Falle machten es die Fürstenfelder so.

Besonders interessante Daten überliefert uns H. Lange von dem Gerichtswesen. Etliche derselben wollen wir hier anziehen.

Klagte in Civilsachen — besonders wegen Schuldforderungen — ein Fremder einen Fürstenfelder Bürger, so wurden die Termine so weit als möglich hinausgeschoben; klagte ein Bürger einen Bürger, so war das Verfahren ein weit kürzeres.

Klagte ein Bürger einen Inwohner, einen Nichtbürger, so war das Verfahren das kürzeste: er wurde so lange in Arrest gesetzt, bis er bezahlte.

Gewöhnliche Schimpfereien unter der Bürgerschaft wurden „Greinhandel" genannt. (1625.)

Wenn ein Bürger einen anderen wegen angethaner Ehrenbeleidigung gerichtlich belangen wollte, so musste der Kläger den Beklagten erst beschicken, d. h. er ließ letzteren durch zwei Männer um Satisfaction ersuchen; erst dann, wenn diese verweigert wurde, konnte die Klage bei Gericht mündlich oder schriftlich vorgebracht werden. Bei Klagen wegen Ehrenbeleidigungen gegen Frauen war die erste Instanz der Mann; der Kläger musste erst den Mann beschicken und konnte erst nach verweigerter Genugthuung bei Gericht klagen, sonst wurde die Klage Unordnung halber abgewiesen.

Frauen besaßen kein Recht, bei Gericht selbst klagend zu erscheinen; sie konnten ihre Klagen nur durch Männer anbringen lassen. Ein Weib war auch als Fundamentalzeuge „nicht genug". (1670.)

Der Unterthan konnte nur durch seinen Herrn oder dessen Stellvertreter klagen.

Das Beschicken, auch gütliches Ersuchen genannt, und das Klagen durfte nicht am gleichen Tage geschehen; dies war „Unordnung".

Wenn nun ein Bürger den an-

deren an seiner Ehre angriff, so musste er dies beweisen; der Überwiesene, weil er den „Anwurf“ nicht erweisen kann, soll aus der Stadt geschafft werden, lautet ein Beschluss der Bürgerschaft im Jahre 1618. Nennt einer den anderen einen Schelm, und er kann es nicht beweisen, so ist er selbst ein „Schelmb“.

War bei Gericht die Weisung ungleich, d. h., wurde bei gegenseitigen Beleidigungen durch die Zeugen nicht klargestellt, wer eigentlich Beleidiger oder wer der Beleidigte war, so wurden Kläger und Geklagter bestraft.

Wenn Bürger einander beschimpften, ohne die gethanen Scheltworte erweisen zu können, und sie verglichen sich außergerichtlich, z. B. beim Weine, so wurden beide bestraft. Auch wurde das Greifen in den Bart bestraft. (1626.)

Zwei Bürger, die sich gegenseitig „bös“ beschimpften, wurden so lange ihrer bürgerlichen Pflicht entsetzt und hatten sich der Gemein zu enthalten, bis sie die Injurien und Scheltworte „einer auf den anderen darthun“.

Strafen bei Ehrenbeleidigungen waren: Öffentliche Abbitte, Geldbußen und Arrest; letzterer wurde im „Bürgergewölb“, Bürgerzimmer, am Rathhause abgesessen. —

Im Folgenden führe ich einige erfolgte Strafen für Ehrenbeleidigungen an.

Hans Hauber klagt den Rathsherrn Adam Ackermann, dass er ihn einen Schelm, einen Dieb und Rauber genannt habe. Ackermann verantwortete sich: Hauber habe bei den Schweden (im dreißigjährigen Kriege) gedient, was nicht redlich war, ergo sei er ein Schelm, und weil er vom Kaiser keinen Abschied habe. Ferner habe er des Kaisers Länder ausrauben helfen, ergo sei er ein Dieb und Rauber. Hauber spricht: Er habe dem Herzog aus Tirol gedient und sei bei Landau am Bodensee von den Schweden gefangen, aber nicht mehr ausgelöst worden, habe wider seinen Willen dienen müssen, welches manchem redlichen Soldaten widerfahren sei. Nun sind alle solche Dienste vom Kaiser pardoniert und für redlich angenommen worden. Strafe des Ackermann: 10 Reichsthaler. (1658.)

1625: Der Beklagte hat sich (wegen Ehrenbeleidigung) auf dem freien Platz oder vor dem Pranger öffentlich auf das Maul zu schlagen, ist für einen untüchtigen und unehrlichen Mann zu halten und ist dann von der Stadt zu schaffen.

1626: Zwei Bürgersfrauen beleidigten sich gegenseitig. Urtheil: Die Männer werden ihre Weiber zu züchtigen wissen, „und weilen sie ihren Weibern selbsten nicht Herr sein können, sollen sie an ihrer Statt jeder zween Reichsthaler zur Straf erlegen.“

1626: Ein Bürger redete über einen Rathsbürger Übles. Urtheil: Er hat sich in Gegenwart der versammelten Bürger auf das Maul zu schlagen und der Stadtrichter wird ihm eine Geldstrafe zu geben wissen.

1632: Einem Geklagten wird vom Gerichte befohlen, damit das Gericht wegen seiner und seines Weibes nicht Ursachen zu strafen habe, so soll er und sein Weib solche muthwilligen und schlimmen Reden einstellen und soll er sich und seinem Weibe das Maul verbinden.

1645: Eine Bürgerin beschimpfte einen Bürger: der Rath befahl ihrem Manne, er solle ihr ein „bessres Bis ums Maul legen“.

1684: Ein Bürger beleidigte eine ledige Bürgerstochter. Strafe: Es soll dem Beklagten wegen seines ungewaschenen Maules ein guter Verweis gegeben werden.

1689: Eine Bürgerin beschimpfte den Stadtwachtmeister. Es wurde ihr gerichtlich damit gedroht, dass sie im Wiederholungsfalle mit einer Fidel um den Hals in der Stadt herumgeführt werde.

1690: Der Stadtrichter klagte

eine Rathsbürgerin, dass diese seine Frau beleidigte. Der Rathsbürger vertheidigte seine Frau, dass diese nur in der Hitzigkeit so gesprochen, weil die Stadtrichterin seiner Frau einstmals „Stillschweigen" geheißen, denn es gebühre einer Stadtrichterin nicht, seiner Liebsten stillschweigen zu heißen, weil diese und die Stadtrichterin so weit von einander wären, als wie Himmel und Erde, denn seine Liebste wäre eine geborene Gräfin (was aber nicht wahr war). Urtheil: Der Rathsbürger soll sein Weib in den nächsten drei Tagen wohl empfindlichst strafen, widrigenfalls sie eine schärfere Strafe, die sich der Rath reserviert, unfehlbar erhalten würde, mit Erwiderung, dass man mit ihr nicht wie mit einer Gräfin, als für welche man sie derzeit nicht erkennt, sondern wie mit einer Bürgerin verfahren wird.

1626: Ein Inwohner sagte, die Fürstenfelder Bürgerschaft sei zu Kriegszeiten zu den Stadtthoren hinausgelaufen. Beschluss des Rathes: Derselbe hat der ganzen ehrsamen Bürgerschaft abzubitten; er soll niederknien und solche „ausgegossene Red wiederumb zu sich nehmen."

Schlägereien. 1657. Strafe: 1 Reichsthaler oder 4 Tage Arrest, „was er lieber thun will". Ist im Arrest verblieben.

1677: Ein Bauer schlug einen Bauern in der Freiung. Decisio: Der Geklagte soll 32 fl. oder die rechte Hand hergeben und sich mit dem Beleidigten vergleichen; wenn er aber bittet, soll es auf 8 Thaler gelassen werden.

1678: Ein Fleischhauer verwundete im Raufhandel einen Bauern. Strafe: Ein Dutzend geselchte Zungen für den Rath.

1695: Ein Bürger ließ seine Dienstmagd in Arrest setzen und schlug sie dort. Strafe: Weil er dem Gerichte vorgegriffen, zahlt er demselben 4 Thaler, der Dienstmagd 2 Thaler und den Baderlohn.

1661: Eine Bürgerin schnitt ihrer Magd wegen „eines bösen Verdachtes mit ihrem Mann" ein Ohr ab. Strafe: 6 fl.

Gefährliche Drohung. 1645 bedrohte der Stadtrichter mit dem Degen einen Rathsbürger. Der Magistrat beschloss: Der Stadtrichter hat bei Pön von 100 Ducaten so lange in seinem Hause zu verbleiben und soll keinen Fuß mehr daraus setzen, bis die Sache zwischen den Parteien geschlichtet sein wird. Der Stadtrichter musste zwei Ratsherren und zwei Bürger als Bürgen stellen, dass er dem Bedrohten nichts thue. —

Gotteslästerung. 1657 sagte ein Bürger: Wie kann unser Herrgott so närrisch sein und solche Thiere erschaffen, die dem Menschen schaden. (Die Spatzen fraßen seinen Hirs am Felde.) Urtheil: Er hat zur Strafe ein steinernes Kreuz bei seinem Acker zu errichten.

Betrug. Ein Bürger ließ bei einem Messerschmied die Petschaft eines anderen Bürgers „nachgraben". Strafe: Er soll durch 24 Stunden an der Kette gehängt bleiben und dem betreffenden Bürger eine Abbitte thun; auch hat der Vater des Thäters für seinen Sohn Bürgschaft zu leisten.

Diebstahl. Diebstähle von Gegenständen geringeren Wertes wurden vom Gerichte oft gar nicht geahndet, sondern Kläger und Geklagter sollten sich vergleichen; z. B. beim Diebstahle eines Kalbes, von Getreide, von Gras.

Taschendiebstähle wurden durch Geldstrafen gesühnt.

1658: Ein Bürger stahl Schanzzeug, als die Stadtwälle ausgebessert wurden. Strafe: ½ Tag lang soll er auf dem Esel in der Schanz sitzen und eine Haue und einen Krampen bei sich tragen.

1677: Einer stahl ein „Stückl" Leinwand. Urtheil: Er soll um 3 fl. gestraft und soll ihm das Land bis auf Wohlverhalten verwiesen sein.

1678: Zwei junge Taglöhner

stahlen Ketten, Pflüge, Eggen, Nägel und Rosmarinstöcke. Sie wurden den spanischen Werbern nach Graz übergeben.

Andere strafbare Handlungen. 1633: Eine Magd, welche ihr Kind gleich nach der Geburt gelödtet haben soll, was aber nicht erwiesen war, erhielt folgende Strafe: Sie soll zur Buße drei Sonntage in der Kirche knien, mit der Ruthe und brennenden Kerze in den Händen, auch darüber Reue und Leid tragen und zur Beichte gehen; außerdem soll sie die Atzung während ihrer Untersuchungshaft zahlen.

1688: Eine Magd zieh ihren Dienstherrn fälschlich des Diebstahls. Strafe: Sie wurde an den Pranger gestellt und mit Ruthen beim Stadtthore hinausgestrichen.

1701: Eine Landstreicherin erhielt vom Abdecker die Fidel umgehängt und wurde zur Stadt hinausgeführt.*)

Manchmal trat man an den Magistrat mit Geschenken heran, damit eine anhängige Rechtssache gefördert werde. 1632 bot ein Verwalter in einer solchen Angelegenheit Richter und Rath ein Frühstück an. Rathschlag: Seine Rechtssache wird befördert, „die Fruestuck aber nit begert werden, dem Einen Ersamen Magistrat wenig daran gelegen ist".

Schon in diesen wenigen Auszügen treten uns die Zustände jener Zeit plastisch und drastisch entgegen; um wie viel voller, einheitlicher und farbenreicher ist das ganze Bild, das eine verdienstliche Feder uns in dem Werke: „Eine steierische Stadt im 17. Jahrhunderte" gegeben hat.

M.

*) Anführungswert ist folgende Strafe aus dem Jahre 1777: Clemens Wallis wird angeklagt, dass er sein Weib misshandle, streitsüchtig sei und auf die geistliche und weltliche Obrigkeit schimpfe. Strafe: Der Geklagte hat im Winter bis längstens 7 Uhr abends zuhause zu sein, seinen ehelichen Gegentheil bescheidentlich zu halten, das übermäßige Trinken und Spielen zu meiden, am Freitag und Samstag sich des Fleischessens zu enthalten, bei Aufnehmung einer Dienstmagd seiner Frau die freie Wahl zu lassen und ihr diesfalls nicht im mindesten etwas einzureden, täglich eine heilige Messe anzuhören und in Zukunft mit seiner Frau und den Hausleuten in Ruhe und Frieden zu leben. Alles bei Strafe von 25 Prügeln und dreitägigem Fasten bei Wasser und Brot.

Beseelte Sachen.

Bekenntnisse aus dem Leben. Von P. K. Rosegger.

Zu den vielen Schwächen, welche im Kampf ums Dasein mir ein wenig abträglich sind, gehört meine Anhänglichkeit an leblose Dinge. Wenn man sein Herz an ein Pferd, einen Hund, eine Katze, einen Vogel hängt, so begreift sich das; wir wissen in dem Thiere ein Gefühl, sehen in demselben eine Gegenneigung, ahnen an ihm sogar etwas wie Liebe und Dankbarkeit. Hat man eine Blume gerne, oder einen Fluss, oder einen See, oder ein Felsengebirge, so kann die höchst natürliche Ursache im Schönheitsgefühl liegen. Liebt man ein Bild, ein Blatt Papier von theuerer Hand, eine Haarlocke, einen Ring, so spielen da die mächtigen Gewalten des Herzens mit. Schließt man sich an ein Feld, an einen Wald, an einen Garten, so kann das der Nützlichkeitssinn machen. Wenn man im Gemüthe aber an einem alten Kleidungsstücke, an einem halbvermoderten Schrank, an

bestimmter Ecke eines Zimmers hängt, so scheint das wohl zweck- und sinnlos und eine manchmal sogar lächerliche Schwäche zu sein.

Ich schäme mich dieser Schwäche kaum, sie bedeutet für mich ein Talent, mit Dingen glücklich zu sein, mit denen viele andere nichts anzufangen wissen. Zudem, seelenlose Gegenstände kann man ja beseelen, fast zu einer lebendigen Person machen, oder, sie beseelen sich im Laufe der Zeit und der Geschicke selbst. Jedes der alten Möbel, die in meinem Zimmer stehen, hat für mich eine bestimmte Physignomie bekommen, mit der es entweder ernst dreinschaut, wie der Uhrkasten mit der Uhr, oder einnehmend lächelt, wie die Schublade, oder schalkhaft blinzelt, wie der Spiegel, oder beschaulich dalehnt wie der Sessel, oder bereitwillig mitarbeitet wie der Schreibtisch, oder friedlich schlummert, wie das Bett, oder ein dummgutmüthiges Bedientengesicht macht, wie der Stiefelknecht.

Mein alter Schreibtisch, an welchem ich meine Erstlingswerke verfasst, die reinsten literarischen Freuden genossen, die ersten Erfolge erfahren, er steht sehr unbeholfen und ungefüg da in der Stube, er zerstört den „Stil" der Einrichtung; gute Bekannte beschwören mich, dieses Möbel zu entfernen. Ich kann es nicht, ich will es nicht. — Manchmal, wenn ich in traulich einsamen Stunden in der Stube auf- und abgehe, trete ich zu diesem Schreibtische, und wie ein alter Krieger sein invalides Pferd streichelt, mit dem er Schlachten geschlagen, so streichle ich das alte Möbel, das ich lieb habe, aus Dankbarkeit als ein Denkmal glücklicher Stunden der Vergangenheit.

Trete ich eine Reise an, so verabschiede ich mich förmlich von einzelnen Einrichtungsstücken und Bildern, wenn ich hereinkomme, grüße ich sie ebenso herzlich. Und bin sogar eifersüchtig. Die Wanduhr darf in meiner Abwesenheit nicht ihr Tik-Tak schlagen, ich stelle sie früher ab, ziehe sie aber auf, damit sie bei meiner Rückkunft sofort in Gang gesetzt werden kann. Mir ist auch nicht darum, dass der Zeiger richtig die alltägliche Zeit anzeige, sie mag Mitternacht haben, wenn ich mein Morgenbrot einnehme, oder Abend, wenn ich Mittag esse, ganz wie es ihr beliebt, sie wie ich richten uns nach keiner Stunde. Ich brauche auch ihr aufdringliches Ausrufen der Stunde nicht — sie sei die richtige oder unrichtige — darum habe ich ihr den Mund verboten, das heißt, das Schlagwerk gesperrt. Nur ihren ernstgemüthlichen Pendelschlag will ich stets hören, der des Tages mir das Gefühl der Einsamkeit verscheucht und in der Nacht manchen unwirtlichen Traum löst. Wenn ich fremd im Eisenbahnzuge sitze, mein Gepäck, meine Fahrkarte nicht weiß, höchst spärlich bekleidet bin und im nächsten Augenblick aussteigen soll, so ist das eine unangenehme Sache, aus der den Träumenden das Tik-Tak der Uhr endlich weckt. Also ist es auch, wenn ich auf hohem Gebirge, auf einem Felsvorsprung liege, jeden Augenblick in Gefahr, in die Tiefe zu stürzen, meine Kameraden verloren habe, sie für verunglückt halten muss, da sagt die Uhr: Tik-Tak, wach' auf, du bist daheim wohlgeborgen in deiner Stube.

Der Gewandkasten, der Bücherschrank, der verräucherte Kupferstich an der Wand, das Kreuz aus Lärchenholz meines Heimatswaldes, ganz schlecht geschnitzt, es sind nichts weniger als Zierden, sie machen die Wohnung nicht schön, aber sie machen mir sie lieb. Sie sind bei mir gewesen in den Zeiten großer Armuth, in den Tagen des Leides, in Jahren anspruchsloser Jugendlust — und jetzt, da es mir besser geht, soll ich sie verabschieden? In die Rumpelkammer stecken oder gar dem Trödler verkaufen? So undankbar mag ich nicht sein. Der Mensch darf sich auch gegen leblose

Dinge einer Art von Dankbarkeit befleißen, damit er sie um so leichter übe gegen lebendige Wesen, gegen Thiere, die ihm gedient, gegen Menschen, die opferwillig ihm Gutes gethan haben. Die Pietätlosigkeit gegen Sachen, welche auf langen Lebenswegen uns begleitet haben, ist das Zeichen eines eigennützigen, dankloſen Herzens. Auch ich habe mich anzuklagen in manchem. Ein Eckkästchen aus meinem Vaterhause, in welches der Vater einst die geweihte Wachskerze, das Steuerbüchel und den Bauernkalender gethan, in welches die kranke Mutter ihre Medicinen, ihr Eslöffelchen, ihr Gebetbuch zu legen pflegte, war mir viel zu rußig und wurmstichig gewesen für die Stadtwohnung, ich verschenkte es. Nach einiger Zeit wollte ich das alte Kästchen zurückkaufen, aber es war nicht mehr zu finden, es war wohl von fremden Händen mit Verachtung zertrümmert und in den Ofen geworfen worden.

Ich kann mir ohne Herzweh vorstellen, wenn sie einst meinen gestorbenen Leib ohne viel Umstände hinaustragen und irgendwo vergraben werden; aber wie nach meinem Tode die Trödler kommen und meine „Sachen" verschleppen, auf den Fetzenmarkt werfen, die Leute darum ein bischen feilschen und dann mit Wegwerfung vorübergehen werden, das darf ich mir nicht lebhaft vorstellen, ohne in Traurigkeit zu verfallen. Und es ist ja wahr, ein Menschenleib, der gestorben, ist ganz seelenlos, kann nichts mehr wirken, kann niemandem mehr gefällig sein und niemandem zur Freude; ein Kasten, ein Bild, ein Tisch, für so leblos es auch gilt, kann immer wieder etwas leisten, den Menschen dienen, ihnen Behaglichkeit oder Vergnügen bereiten. Also lebt mancher „leblose" Schrank Jahrhunderte lang, erlebt eine Weltgeschichte und eine eigene, eine Schrankgeschichte, könnte seiner treuen Dienste wegen in den Adelsstand erhoben werden, wie das ja gleichsam der Fall ist in aristokratischen Häusern, wo solche Gegenstände sorgfältig bewahrt werden von Geschlecht zu Geschlecht und ihre Wappen aufgedrückt haben, und endlich, wenn sie ganz unbrauchbar geworden, in einem alten Schlosse ihre Pension genießen, bis sie vollends in Moder zerfallen.

In einem Hause, das ganz nach der Mode eingerichtet ist, wo man kein altes Stück und nicht die geringste „Stillosigkeit" findet, leben Parvenus, und noch dazu solche, die nicht gemüthlich sind, nicht herztreu, denn sonst müsste sich ein oder das andere Andenken an Eltern, Geschwister oder Familienereignisse immerhin finden. Ganz so gleichgiltig, wie sie die Sachen angekauft, können sie dieselben wieder weggeben, sie bleiben fremd in ihrer eigenen Wohnung, oder mit einem praktischeren Worte, sie bleiben unabhängig gegenüber den Canapees, Fauteuils, Commodeurs, Etagères, Secretärs u. s. w. — Und es ist ganz klug, das.

Ja, lächerlich mag es sein, das Schifflein des Lebens mit unpraktischem Ballaste zu füllen, für den der Name „Gerümpel" manchmal nicht viel zu gut ist. Auch ich lache mit, aber aus Vergnügen über die guten Geister meines Hauses, die in Holz, Papier und Bein wohnen.

Im Speisezimmer meines Sommerhauses steht ein ungeschlachter Tisch. Er ist alt, massiv, so schwer, dass zwei Personen dazu gehören, um ihn von der Stelle zu rücken, und hat bloß Platz für acht Personen. Unser sind zwölf und oft noch mehr, aber wir müssen uns an den Tisch zwängen und allerlei Unbequemlichkeit leiden; doch, die einfache Kost, die daraufgesetzt wird, schmeckt, denn es ist der Tisch aus meinem alten Vaterhause, auf welchem ich den ersten guten Knödel gegessen und den ersten schlechten Vers geschrieben habe.

In meinem Bücherkasten befindet sich eine alte Scharteke, dickbauchig

und unförmig, die Blätter vergilbt, der Einband von abgestandenem Schweinsleder, welches seit den vierzig Jahren, da ich es kenne, riecht, wie angebranntes Horn. In diesem Buche — es ist mehrere hundert Jahre alt — stehen curiose Sachen, aber ich brauche gar nicht darin zu lesen, schon durch sein Dasein erzählt es mir allerhand Geschichten; ich wüsste keine Verbindung herzustellen zwischen den zwei Dingen. Thatsache aber ist, dass, so oft ich dieses alte Buch ansehe, mir mein erstes — wohl ziemlich harmloses — Liebesabenteuer einfällt.

In einem sehr geheimen Fache verwahre ich ein paar Ducaten. Sie sind das Taufpathengeschenk für meinen ältesten Sohn. Nun sollte ich euch einmal beschreiben können, was diese Goldmünzen für Augen machen! — Genau solche, wie ein kleines Kind, welches mit kirschrunden, munteren Äuglein in die Welt blickt. Wenn ich eines dieser Ducatlein vorwitzig einmal ein wenig in den Rand kneipen wollte, ich bin überzeugt, dass es aufschriee, wie ein gekneiptes Kind.

Im Winkel hinter meinem Bücherschranke lehnt ein altes Stück Holz. Es sieht aus, wie ein morschender, halbentrindeter Baumast.

Ein neues Stubenmädchen, welches wir ins Haus genommen, traf ich gerade, wie sie im Begriffe war, diesen dürren Ast übers Knie abzubrechen und in den Ofen zu stecken. Noch zum Glücke konnte ich es verhindern; hätte sie mir dieses Holz vernichtet, so würde ich sie wahrscheinlich ermordet haben. Es ist ein Stock, den ich mir einst als junger Mensch in den Urwäldern der Insel Rügen geschnitten, mit dem ich damals meine Reisen durch die germanischen Länder gemacht hatte, mit welchem ich alljährlich froh erregten Herzens den Christbaum anzünde und den sie mir einst in den Sarg mitgeben müssen, weil unsereiner halt auch noch im Sarge sein Plaisirchen haben will.

Eine besondere Einseitigkeit in solcher Alterthümer-Liebhaberei und solchem Erhaltungssinne möchte ich aber nicht empfehlen. Wesentlich unsympathischer als etwa ein Urgroßvaters-Spucknapf war mir jener Mann, welcher das Gebetbuch seiner Mutter in köstlichem Schrank verwahrte, selbes mit allerlei Ehrenbezeigungen überhäufte, es manchmal unter den Ausdrücken gerührter Kindesliebe seinen Freunden zeigte, — die alte Mutter selbst aber unter fremden Leuten darben ließ.

Die Meinung Anderer über uns,

und was sie wert ist.

Die Leute — besonders die der sogenannten gebildeten Stände — pflegen viel zu wenig Wert zu legen auf das, was sie sind, und zu viel auf das, was sie bei anderen vorstellen. Man opfert dem, was man unter „Ehre“ versteht, Glück und Gewissen.

Demzufolge ist es wohl an der Zeit, die Ehre, oder den Wert dessen, was andere von uns halten, des näheren zu betrachten.

Schopenhauer ist sonst nicht unser Mann, allein seine Betrachtungen über diesen Gegenstand decken sich mit unserer Anschauung so genau, dass

sie hier zum Theile platzfinden mögen. Schopenhauer sagt:

Unser Dasein in der Meinung anderer wird, infolge einer besonderen Schwäche unserer Natur, durchgängig viel zu hoch angeschlagen; obgleich schon die leichteste Besinnung lehren könnte, dass es an sich selbst, für unser Glück unwesentlich ist. Es ist demnach kaum erklärlich, wie sehr jeder Mensch sich innerlich freut, so oft er Zeichen der günstigen Meinung anderer merkt und seiner Eitelkeit irgendwie geschmeichelt wird. Oft trösten ihn über reales Unglück oder über die Kargheit, mit der für ihn die beiden bis hierher abgehandelten Hauptquellen unseres Glückes fließen, die Zeichen des fremden Beifalls: und umgekehrt ist es zum Erstaunen, wie sehr jede Verletzung seines Ehrgeizes, in irgend einem Sinne, Grad, oder Verhältnis, jede Geringschätzung, Zurücksetzung, Nichtachtung ihn unfehlbar kränkt und oft tief schmerzt. Sofern auf dieser Eigenschaft das Gefühl der Ehre beruht, mag sie für das Wohlverhalten vieler als Surrogat ihrer Moralität von ersprießlichen Folgen sein; aber auf das eigene Glück des Menschen, zunächst auf die diesem so wesentliche Gemüthsruhe und Unabhängigkeit, wirkt sie mehr störend und nachtheilig als förderlich ein. Daher ist es, von unserem Gesichtspunkt aus, rathsam, ihr Schranken zu setzen und mittelst gehöriger Überlegung und richtiger Abschätzung des Wertes der Güter jene große Empfindlichkeit gegen die fremde Meinung möglichst zu mäßigen, sowohl da, wo ihr geschmeichelt wird, als da, wo ihr wehe geschieht: denn beides hängt am selben Faden.

Der Ort dessen, was wir für andere sind, ist das fremde Bewusstsein: es ist die Vorstellung, unter welcher wir darin erscheinen. Dies nun ist etwas, das unmittelbar gar nicht für uns vorhanden ist, sondern bloß mittelbar, nämlich sofern das Betragen der anderen gegen uns dadurch bestimmt wird. Und auch dieses selbst kommt eigentlich nur in Betracht, sofern es Einfluss hat auf irgend etwas, wodurch das, was wir in und für uns selbst sind, modificiert werden kann. Außerdem ist ja was in einem fremden Bewusstsein vorgeht, als solches, für uns gleichgiltig, und auch wir werden allmählig gleichgiltig dagegen werden, wenn wir von der Oberflächlichkeit und Futilität der Gedanken, von der Beschränktheit der Begriffe, von der Kleinlichkeit der Gesinnung, von der Verkehrtheit der Meinungen und von der Anzahl der Irrthümer in den allermeisten Köpfen eine hinlängliche Kenntnis erlangen, und dazu aus eigener Erfahrung lernen, mit welcher Geringschätzung gelegentlich von jedem geredet wird, sobald man ihn nicht zu fürchten hat, oder glaubt, es komme ihm nicht zu Ohren; insbesondere aber nachdem wir einmal angehört haben, wie vom größten Manne ein halbes Dutzend Schafsköpfe mit Wegwerfung spricht.

Auf der Bühne spielt einer den Fürsten, ein anderer den Rath, ein dritter den Diener oder den Soldaten oder den General u. s. f. Aber diese Unterschiede sind bloß im Äußern vorhanden, im Innern, als Kern einer solchen Erscheinung, steckt bei allen dasselbe: ein armer Comödiant mit seiner Plage und Noth. Im Leben ist es auch so. Die Unterschiede des Ranges und Reichthumes geben jedem seine Rolle zu spielen; aber keineswegs entspricht dieser eine innere Verschiedenheit des Glückes und Behagens, sondern auch hier steckt in jedem derselbe arme Tropf mit seiner Noth und Plage, die wohl der Form nach bei jedem eine andere ist, aber dem Stoffe, d. h. dem eigentlichen Wesen nach, so ziemlich bei allen dieselbe; wenn auch mit Unterschieden des Grades, die sich aber keineswegs nach Stand und Reichthum, d. h. nach der Rolle richten.

Jedenfalls ist der auf eine küm-

merliche Ressource hingewiesen, der sein Glück nicht in sich findet, sondern es hier suchen muss, also nicht in dem, was er wirklich, sondern in dem, was er in der fremden Vorstellung ist. Unsere Wohlfahrt, Gewissen, Gesundheit ist das Wesentlichste, dann die Mittel zu unserer Erhaltung, also ein sorgenfreies Auskommen. Ehre, Glanz, Rang, Ruhm, so viel Wert auch mancher darauf legen mag, können mit jenen wesentlichen Gütern nicht competieren, noch sie ersetzen: vielmehr würden sie, erforderlichen Falles, unbedenklich für jene hingegeben werden. Dieserwegen wird es zu unserem Glücke beitragen, wenn wir beizeiten die simple Einsicht erlangen, dass jeder zunächst und wirklich in seiner eigenen Haut lebt, nicht aber in der Meinung anderer, und dass demnach unser realer und persönlicher Zustand, wie er durch Gesundheit, Temperament, Fähigkeiten, Einkommen, Weib, Kind, Freunde, Wohnort u. s. w. bestimmt wird, für unser Glück hundertmal wichtiger ist, als was es anderen beliebt, aus uns zu machen. Der entgegengesetzte Wahn macht unglücklich. Wird mit Emphase ausgerufen „übers Leben geht noch die Ehre", so besagt dies eigentlich: „Dasein und Wohlsein sind nichts; sondern was die anderen von uns denken, das ist die Sache". Wenn man sieht, wie fast alles, wonach Menschen ihr lebenlang mit rastloser Anstrengung und unter tausend Gefahren und Mühseligkeiten unermüdlich streben, zum letzten Zwecke hat, sich dadurch in der Meinung anderer zu erhöhen, indem nämlich nicht nur Ämter, Titel und Orden, sondern auch Reichthum, und selbst Wissenschaft und Kunst, im Grunde und hauptsächlich deshalb angestrebt werden, und der größere Respect anderer das letzte Ziel ist, darauf man hinarbeitet: so beweist dies leider nur die Größe der menschlichen Thorheit. Viel zu viel wert auf die Meinung anderer zu legen, ist ein allgemein herrschender Irrwahn: mag er nun in unserer Natur selbst wurzeln, oder infolge der Gesellschaft und Civilisation entstanden sein; jedenfalls übt er auf unser gesammtes Thun und Lassen einen ganz übermäßigen und unserem Glücke feindlichen Einfluss aus, den wir verfolgen können. Dieser Wahn bietet allerdings dem, der die Menschen zu beherrschen oder sonst zu lenken hat, eine bequeme Handhabe dar; weshalb in jeder Art von Menschendressierungskunst die Weisung, das Ehrgefühl rege zu erhalten und zu schärfen, eine Hauptstelle einnimmt: aber in Hinsicht auf das eigene Glück des Menschen, welches hier unsere Absicht ist, verhält sich die Sache ganz anders, und ist vielmehr davon abzumahnen, dass man nicht zu viel Wert auf die Meinung anderer lege. Wenn es, wie die tägliche Erfahrung lehrt, dennoch geschieht, wenn die meisten Menschen gerade auf die Meinung anderer von ihnen den höchsten Wert legen und es ihnen darum mehr zu thun ist, als um das, was, weil es in *ihrem eigenen Bewusstsein* vorgeht, unmittelbar für sie vorhanden ist; wenn sie also das Abgeleitete und Secundäre zur Hauptsache machen und ihnen mehr das Bild ihres Wesens im Kopfe anderer als dieses Wesen selbst am Herzen liegt; so ist diese unmittelbare Wertschätzung dessen, was für uns unmittelbar gar nicht vorhanden ist, diejenige Thorheit, welche man *Eitelkeit*, vanitas genannt hat, um dadurch das Leere und Gehaltlose dieses Strebens zu bezeichnen. Auch ist aus dem Obigen leicht einzusehen, dass sie zum Vergessen des Zweckes über die Mittel gehört so gut wie der Geiz.

In der That überschreitet der Wert, den wir auf die Meinung anderer legen und unsere beständige Sorge in betreff derselben, in der Regel, fast jede vernünftige Bezweckung, so dass sie als eine Art allgemein verbreiteter, oder vielmehr angeborener Manie angesehen werden kann. Bei allem, was

wir thun und laſſen, wird, faſt vor allem anderen, die fremde Meinung berückſichtigt, und aus der Sorge um ſie werden wir, bei genauer Unterſuchung, faſt die Hälfte aller Bekümmerniſſe und Ängſte, die wir jemals empfunden haben, hervorgegangen ſehen. Denn ſie liegt allem unſeren, ſo oft gekränkten, weil ſo krankhaft empfindlichen Selbſtgefühl, allen unſeren Eitelkeiten und Prätenſionen, wie auch unſerem Prunken und Großthun, zugrunde. Ohne dieſe Sorge und Sucht würde der Luxus kaum ein Zehntel deſſen ſein, was er iſt. Welche Opfer heiſcht ſie nicht oft! Die Eitelkeit zeigt ſich ſchon im Kinde, ſodann in jedem Lebensalter, jedoch am ſtärkſten im ſpäten; weil ſie dann, beim Verſiegen der Fähigkeit zu ſinnlichen Genüſſen, Eitelkeit und Hochmuth nur noch mit dem Geize die Herrſchaft zu theilen hat.

Beiſpiel: Hinrichtung des Thomas Wix, eines Handwerksgeſellen, der aus Rache ſeinen Meiſter ermordet hatte. An dem zur Hinrichtung feſtgeſetzten Morgen fand ſich der hochwürdige Gefängniscaplan zeitig bei ihm ein. Allein Wix, obwohl ſich ruhig betragend, zeigte keinen Antheil an ſeinen Ermahnungen; vielmehr war das einzige, was ihm am Herzen lag, daſs es ihm gelingen möchte, vor den Zuſchauern ſeines ſchmachvollen Endes ſich mit recht großer Bravour zu benehmen. — — — Dies iſt ihm denn auch gelungen. Auf dem Hofraum, den er zu dem hart am Gefängnis errichteten Galgenſchafott zu durchſchreiten hatte, ſagte er: „Wohlan denn, wie Doctor Dodd geſagt hat, bald werde ich das große Geheimnis wiſſen!“ Er gieng, obwohl mit gebundenen Armen, die Leiter zum Schafott ohne die geringſte Beihilfe hinauf; daſelbſt angelangt, machte er gegen die Zuſchauer rechts und links Verbeugungen, welche denn auch mit dem donnernden Beifallsruf der verſammelten Menge beantwortet und belohnt wurden. — Dies iſt ein Prachtexemplar der Ehrſucht, den Tod in ſchrecklichſter Geſtalt, nebſt der Ewigkeit dahinter, vor Augen, keine andere Sorge zu haben, als die, um den Eindruck auf den zuſammengelaufenen Haufen der Gaffer und die Meinung, welche man in deren Köpfen zurücklaſſen wird! — Und doch war ebenſo der in Frankreich wegen verſuchten Königsmordes hingerichtete Lecomte bei ſeinem Proceſs hauptſächlich darüber verdrießlich, daſs er nicht in anſtändiger Kleidung vor der Pairskammer erſcheinen konnte, und ſelbſt bei ſeiner Hinrichtung war es ihm ein Hauptverdruſs, daſs man ihm nicht erlaubt hatte, ſich vorher zu raſieren. — An ſolchen Zügen können wir ſelbſt uns ſpiegeln; denn koloſſale Fälle geben überall die deutlichſte Erläuterung. Unſer aller Sorgen, Kümmern, Wurmen, Ärgern, Ängſtigen, Anſtrengen u. ſ. w. betrifft, in vielleicht den meiſten Fällen, eigentlich die fremde Meinung und iſt ebenſo abſurd, wie das jener armen Sünder. Nicht weniger entſpringt unſer Neid und Haſs größtentheils aus beſagter Wurzel.

Um jene allgemeine Thorheit loszuwerden, wäre das alleinige Mittel, ſie deutlich als eine ſolche zu erkennen, und zu dieſem Zwecke ſich klarzumachen, wie ganz falſch, verkehrt, irrig und abſurd die meiſten Meinungen in den Köpfen der Menſchen zu ſein pflegen, daher ſie an ſich ſelbſt keiner Beachtung wert ſind; ſodann, wie wenig realen Einfluſs auf uns die Meinungen anderer, in den meiſten Dingen und Fällen, haben kann; ferner, wie ungünſtig überhaupt ſie meiſtentheils iſt, ſo daſs faſt jeder ſich krank ärgern würde, wenn er vernähme, was alles von ihm geſagt und in welchem Tone von ihm geredet wird; endlich, daſs ſogar die Ehre ſelbſt doch eigentlich nur von mittelbarem und und nicht von unmittelbarem Werte iſt u. dgl. m. Wenn eine ſolche Bekehrung von der allgemeinen Thorheit uns gelänge, ſo würde die Folge ein unglaublich großer Zuwachs an Ge-

müthsruhe und Heiterkeit und ebenfalls ein festeres und sicheres Auftreten, ein durchweg unbefangeneres und natürlicheres Betragen sein. Der so überaus wohlthätige Einfluss, den eine zurückgezogene Lebensweise auf unsere Gemüthsruhe hat, beruht größtentheils darauf, dass eine solche uns dem fortwährenden Leben vor den Augen anderer, folglich der steten Berücksichtigung ihrer etwaigen Meinung entzieht und dadurch uns selber zurückgibt. Ingleichen würden wir sehr vielem realen Unglück entgehen, in welches nur jenes Streben, jene heillose Thorheit uns zieht, würden auch viel mehr Sorgfalt für solide Güter übrig behalten und dann auch diese ungestörter genießen.

Die Ehre! Die Ehre ist das äußere Gewissen, und das Gewissen die innere Ehre.

Die Wurzel und der Ursprung des jedem nicht ganz verdorbenen Menschen einwohnenden Gefühles für Ehre und Schande, wie auch des hohen Wertes, welcher ersterer zuerkannt wird, liegt in Folgendem. Der Mensch für sich allein vermag gar wenig und ist ein verlassener Robinson; nur in der Gemeinschaft mit den anderen ist und vermag er viel. Darum entsteht in ihm das Bestreben, für ein taugliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu gelten. Ein solches ist er nun dadurch, dass er erstlich das leistet, was man von jedem überall, und sodann das, was man von ihm in der besonderen Stelle, die er eingenommen hat, fordert und erwartet. Eben so bald aber erkennt er, dass es hiebei nicht darauf ankommt, dass er es in seiner eigenen, sondern dass er es in der Meinung der anderen sei. Hieraus entspringt demnach sein eifriges Streben nach der günstigen Meinung anderer und der hohe Wert, den er auf diese legt.

Aus den verschiedenen Beziehungen, in denen der Mensch zu anderen stehen kann, und in Hinsicht auf welche sie Zutrauen zu ihm also eine gewisse, gute Meinung von ihm zu hegen haben, entstehen mehrere Arten der Ehre.

Die weiteste Sphäre hat die bürgerliche Ehre: sie besteht in der Voraussetzung, dass wir die Rechte eines jeden unbedingt achten und daher uns nie ungerechter oder gesetzlich unerlaubter Mittel zu unserem Vortheile bedienen werden.

Die bürgerliche Ehre hat zwar ihren Namen vom Bürgerstande, allein ihre Geltung erstreckt sich über alle Stände ohne Unterschied, sogar die allerhöchsten nicht ausgenommen; kein Mensch kann ihrer entrathen, und es ist mit ihr eine gar ernsthafte Sache, die jeder sich hüten soll leichtzunehmen. Wer Treu und Glauben bricht, hat Treu und Glauben verloren, auf immer, was er auch thun und wer er auch sein mag: die bitteren Früchte, welche dieser Verlust mit sich bringt, werden nicht ausbleiben.

Sie ist die Bedingung zur Theilnahme an allem friedlichen Verkehr. Sie geht verloren durch eine einzige offenbar und stark dawider laufende Handlung, folglich auch durch jede Criminalstrafe, wiewohl nur unter Voraussetzung der Gerechtigkeit derselben.

Die Ehre hat in gewissem Sinne einen negativen Charakter, nämlich im Gegensatz des Ruhmes, der einen positiven Charakter hat. Denn die Ehre ist nicht die Meinung von besonderen, diesem Subject allein zukommenden Eigenschaften, sondern nur von den der Regel nach vorauszusetzenden, als welche sie auch ihm nicht abgehen sollen. Sie besagt daher nur dass dies Subject keine Ausnahme mache; während der Ruhm besagt, dass es eine mache. Ruhm muss daher erst erworben werden; die Ehre hingegen braucht bloß nicht verloren zu gehen.

Nun gibt es noch eine von jener allgemein und überall giltigen gänzlich verschiedene Gattung der Ehre, von

welcher weder Griechen noch Römer einen Begriff hatten, so wenig wie Chinesen, Hindu und Mohammedaner bis auf den heutigen Tag irgend etwas von ihr wissen. Denn sie ist erst im Mittelalter entstanden und bloß im christlichen Europa einheimisch geworden, ja selbst hier nur unter einer äußerst kleinen Fraction der Bevölkerung, nämlich unter den höheren Ständen der Gesellschaft, und was ihnen nacheifert. Es ist die ritterliche Ehre oder das point d'honneur.

1. Diese Ehre besteht nicht in der Meinung anderer von unserem Wert, sondern ganz allein in den Äußerungen einer solchen Meinung, gleichviel ob die geäußerte Meinung wirklich vorhanden sei oder nicht, — geschweige, ob sie Grund habe. Demnach mögen andere infolge unseres Lebenswandels eine noch so schlechte Meinung von uns hegen, uns noch so sehr verachten; so lange nur keiner sich unterfteht, solches laut zu äußern, schadet es der Ehre durchaus nicht. Umgekehrt aber, wenn wir auch durch unsere Eigenschaften und Handlungen alle anderen zwingen, uns sehr hoch zu achten (denn das hängt nicht von ihrer Willkür ab): so darf dennoch nur irgend einer, — und wäre es der schlechteste und dümmste — seine Geringschätzung über uns aussprechen, und alsbald ist unsere Ehre verletzt, ja sie ist auf immer verloren, wenn sie nicht wieder hergestellt wird. — Ein überflüssiger Beleg dazu, dass es keineswegs auf die Meinung anderer, sondern allein auf die Äußerung einer solchen ankomme, ist der, dass Verunglimpfungen zurückgenommen, nöthigenfalls abgebeten werden können, wodurch es dann ist, als wären sie nie geschehen; ob dabei die Meinung, aus der sie entsprungen, sich ebenfalls geändert habe, und weshalb dies geschehen sein sollte, thut nichts zur Sache; nur die Äußerung wird annulliert, und dann ist alles gut. Hier ist es demnach nicht darauf abgesehen, Respect zu verdienen, sondern ihn zu ertrotzen.

2. Die Ehre eines Mannes beruht nicht auf dem, was er thut, sondern auf dem, was er leidet, was ihm widerfährt. Wenn nach den Grundsätzen der allgemein geltenden Ehre diese allein abhängt von dem, was er selbst sagt oder thut: so hängt hingegen die ritterliche Ehre ab von dem, was irgend ein anderer sagt oder thut. Sie liegt sonach in der Hand, ja hängt an der Zungenspitze eines jeden, und kann, wenn dieser zugreift, jeden Augenblick auf immer verloren gehen, falls nicht der Betroffene durch einen bald zu erwähnenden Herstellungsproceß sie wieder an sich reißt, welches jedoch nur mit Gefahr seines Lebens, seiner Gesundheit, seiner Freiheit, seines Eigenthums und seiner Gemüthsruhe geschehen kann. Diesem zufolge mag das Thun und Lassen eines Mannes das rechtschaffenste und edelste, sein Gemüth das reinste und sein Kopf der eminenteste sein: so kann dennoch seine Ehre jeden Augenblick verloren gehen, sobald es nämlich irgend einem, — der nur noch nicht diese Ehrengesetze verletzt hat, übrigens aber der nichtswürdigste Lump, das stupideste Vieh, ein Tagedieb, Spieler, Schuldenmacher, kurz ein Mensch, der nicht wert ist, dass jener ihn ansieht, sein kann, — beliebt, ihn zu schimpfen. Man sieht, wie sehr viel gerade die miserablen Leute dem Ehrenprincip zu danken haben; da es sie mit denen nivelliert, welche ihnen sonst in jeder Beziehung unerreichbar wären. — Hat nun ein solcher Gauch geschimpft, d. h. dem anderen eine schlechte Eigenschaft zugesprochen: so gilt dies vorderhand als ein objectiv wahres und gegründetes Urtheil, ein rechtskräftiges Decret, ja es bleibt für alle Zukunft wahr und giltig, wenn es nicht alsbald mit Blut ausgelöscht wird: d. h. der Geschimpfte bleibt (in den Augen aller „Leute von Ehre") das, was der

Schimpfer (und wäre dieser der letzte aller Erdensöhne) ihn genannt hat; denn er hat es (dies ist der terminus technicus) „auf sich sitzen lassen". — Soviel, was das Schimpfen betrifft! Nun aber gibt es sogar noch etwas Ärgeres als schimpfen, etwas so Erschreckliches, dass ich wegen dessen bloßer Erwähnung in diesem Codex der ritterlichen Ehre die „Leute von Ehre" um Verzeihung zu bitten habe, da ich weiß, dass beim bloßen Gedanken daran ihnen die Haut schaudert, und ihr Haar sich emporsträubt, indem es das summum malum, der Übel größtes auf der Welt, und ärger als Tod und Verdammnis ist. Es kann nämlich einer dem anderen einen Klaps oder Schlag versetzen. Dies ist eine entsetzliche Begebenheit und führt einen so completen Ehrentod herbei, dass, wenn alle anderen Verletzungen der Ehre schon durch Blutlassen zu heilen sind, diese zu ihrer gründlichen Heilung einen completen Todschlag erfordert.

3. Die Ehre hat mit dem, was der Mensch an und für sich sein mag, oder mit der Frage, ob seine moralische Beschaffenheit sich jemals ändern könne, und allen solchen Schulfuchsereien, ganz und gar nichts zu thun; sondern wenn sie verletzt, oder vorderhand verloren ist, kann sie, wenn man nur schleunig dazu thut, recht bald vollkommen wiederhergestellt werden durch ein einziges Universalmittel: das Duell. Ist jedoch der Verletzer nicht aus den Ständen, die sich zum Codex der ritterlichen Ehre bekennen, oder hat derselbe diesem schon einmal zuwider gehandelt: so kann man, zumal wenn die Ehrenverletzung eine thätliche, aber auch wenn sie eine bloß wörtliche gewesen sein sollte, eine sichere Operation vornehmen, indem man, wenn man bewaffnet ist, ihn auf der Stelle, allenfalls auch noch eine Stunde nachher, niedersticht; wodurch dann die Ehre wieder heil ist. Außerdem aber, oder wenn man, aus Besorgnis vor daraus entstehenden Unannehmlichkeiten, diesen Schritt vermeiden möchte, oder wenn man bloß ungewiss ist, ob der Beleidiger sich den Gesetzen der ritterlichen Ehre unterwerfe oder nicht, hat man ein Palliativmittel an der „Avantage". Diese besteht darin, dass wenn er grob gewesen ist, man noch merklich gröber sei, geht dies mit Schimpfen nicht mehr an, so schlägt man drein, und zwar ist auch hier eine Klimax der Ehrenrettung: Ohrfeigen werden durch Stockschläge curiert, diese durch Hetzpeitschenhiebe; selbst gegen letztere wird von einigen das Ausspucken als probat empfohlen. Nur wenn man mit diesen Mitteln nicht mehr zur Zeit kommt, muss durchaus zu blutigen Operationen geschritten werden. Diese Palliativmethode hat ihren Grund eigentlich in der folgenden Maxime.

4. Wie Geschimpftwerden eine Schande, so ist Schimpfen eine Ehre. Z. B. auf der Seite meines Gegners sei Wahrheit, Recht und Vernunft, ich aber schimpfe: so müssen diese alle einpacken, und Recht und Ehre ist auf meiner Seite; er hingegen hat vorläufig seine Ehre verloren, — bis er sie herstellt, nicht etwa durch Recht und Vernunft, sondern durch Schießen und Stechen. Demnach ist die Grobheit eine Eigenschaft, welche — im Punkte der Ehre — jede andere ersetzt oder überwiegt; der Gröbste hat allemal recht: quid multa? Zeigt etwa in einer Discussion oder sonst im Gespräch ein anderer richtigere Sachkenntnis, strengere Wahrheitsliebe, gesünderes Urtheil, mehr Verstand als wir, oder überhaupt lässt er geistige Vorzüge blicken, die uns in Schatten stellen: so können wir alle dergleichen Überlegenheiten und unsere eigene durch sie aufgedeckte Dürftigkeit sogleich aufheben und nun umgekehrt selbst überlegen sein, indem wir beleidigend und grob werden. Denn eine Grobheit besiegt jedes Argument. Daher werden „Leute von

Ehre", sobald jemand eine Meinung äußert, die von der ihrigen abweicht oder auch nur mehr Verstand zeigt als sie ins Feld stellen können, sogleich Miene machen, jenes Kampfross zu besteigen.

5. Der oberste Richterstuhl des Rechts, an den man in allen Differenzen, von jedem anderen, soweit es die Ehre betrifft, appellieren kann, ist der der physischen Gewalt, d. h. der Thierheit. Denn jede Grobheit ist eigentlich eine Appellation an die Thierheit, indem sie den Kampf der geistigen Kräfte oder des moralischen Rechts für incompetent erklärt und an deren Stelle den Kampf der physischen Kräfte setzt. Diese Grundmaxime wird bekanntlich mit einem Worte durch den Ausdruck Faustrecht, welcher den Ausdruck Aberwitz analog und daher wie dieser ironisch ist, bezeichnet: demnach sollte ihm gemäß die ritterliche Ehre die Faust-Ehre heißen.

6. Hatten wir weiter oben die bürgerliche Ehre sehr scrupulös gefunden im Punkte des Mein und Dein, der eingegangenen Verpflichtungen und des gegebenen Wortes: so zeigt hingegen der hier in Betrachtung genommene Codex darin die nobelste Liberalität. Nämlich nur ein Wort darf nicht gebrochen werden: das Ehrenwort, d. h. das Wort, bei dem man gesagt hat „auf Ehre" — woraus die Präsumtion entsteht, dass jedes andere Wort gebrochen werden darf. Sogar bei dem Bruch dieses Ehrenwortes lässt sich zur Noth die Ehre noch retten durch das Universalmittel, das Duell, hier mit denjenigen, welche behaupten, wir hätten das Ehrenwort gegeben. — Ferner: nur eine Schuld gibt es, die unbedingt bezahlt werden muss, — die Spielschuld, welche auch demgemäß den Namen „Ehrenschuld" führt. Um alle übrigen Schulden mag man Juden und Christen prellen: das schadet der ritterlichen Ehre durchaus nicht.

Weder Griechen, noch Römer, noch die hochgebildeten asiatischen Völker alter und neuer Zeit wissen irgend etwas von dieser Ehre und ihren Grundsätzen. Bei ihnen allen gilt der Mann für das, wofür sein Thun und Lassen ihn kund gibt, nicht aber für das, was irgend einer losen Zunge beliebt von ihm zu sagen. Bei ihnen allen kann, was einer sagt oder thut, wohl seine eigene Ehre vernichten, aber nie die eines anderen. Ein Schlag ist bei ihnen allen nur ein Schlag, wie jedes Pferd und jeder Esel ihn gefährlicher versetzen kann; er wird, nach Umständen, zum Zorne reizen, auch wohl auf der Stelle gerächt werden; aber mit der Ehre hat er nichts zu thun, und keineswegs wird Buch gehalten über Schläge oder Schimpfwörter, nebst der dafür gewordenen, oder aber einzufordern versäumten „Satisfaction". An Tapferkeit und Lebensverachtung stehen sie den Völkern des christlichen Europas nicht nach. Griechen und Römer waren doch wohl ganze Helden; aber sie wussten nichts vom point d'honneur. Der Zweikampf war bei ihnen nicht Sache der Edlen im Volke, sondern feiler Gladiatoren, preisgegebener Sklaven und verurtheilter Verbrecher, welche mit wilden Thieren abwechselnd auf einander gehetzt wurden zur Belustigung des Volkes.

Dass den Alten jenes Vorurtheil völlig fremd war, bezeugen eine Menge uns aufbehaltener Züge. Als z. B. ein teutonischer Häuptling den Marius zum Zweikampf herausgefordert hatte, ließ dieser Held ihm antworten: „Wenn er seines Lebens überdrüssig wäre, möge er sich aufhängen", bot ihm jedoch einen ausgedienten Gladiator an, mit dem er sich herumschlagen könne.

Sokrates ist infolge seiner häufigen Disputationen oft thätlich misshandelt worden, welches er gelassen ertrug; als er einst einen Fußtritt erhielt, nahm er es geduldig hin und

sagte dem, der sich hierüber wunderte: „Würde ich denn, wenn mich ein Esel gestoßen hätte, ihn verklagen?“ Als ein andermal jemand zu ihm sagte: „Schimpft und schmäht dich denn jener nicht?“ war seine Antwort: „Nein, denn was er sagt, passt nicht auf mich.“

Näher betrachtet ist der Kern der Sache dieser: wie die bürgerliche Ehre, welche den friedlichen Verkehr mit anderen im Auge hat, in der Meinung dieser von uns besteht, dass wir vollkommenes Zutrauen verdienen, weil wir die Rechte eines jeden unbedingt achten, — so besteht die ritterliche Ehre in der Meinung von uns, dass wir zu fürchten seien, weil wir unsere eigenen Rechte unbedingt zu vertheidigen gesonnen sind. Aber im Stande der Civilisation, wo der Staat den Schutz unserer Person und unseres Eigenthums übernommen hat, findet dieser Grundsatz keine Anwendung mehr und steht da wie Burgen und Warten aus den Zeiten des Faustrechtes, unnütz und verlassen, zwischen wohlbebauten Feldern und belebten Landstraßen oder Eisenbahnen. Demgemäß hat denn auch die ihn festhaltende ritterliche Ehre sich auf solche Beeinträchtigungen der Person geworfen, welche der Staat nur leicht oder gar nicht bestraft, indem es unbedeutende Kränkungen und zum Theil bloße Neckereien sind. Sie aber hat in Hinsicht auf diese sich hinaufgeschroben zu einer der Natur, der Beschaffenheit und dem Lose des Menschen gänzlich unangemessenen Überschätzung des Wertes der eigenen Person, welchen sie bis zu einer Art von Heiligkeit steigert und demnach die Strafe des Staates für kleine Kränkungen derselben durchaus unzulänglich findet, solche daher selbst zu strafen übernimmt und zwar stets am Leibe und Leben des Beleidigers. Offenbar liegt hier der unmäßigste Hochmuth und die empörendste Hoffahrt zugrunde, welche, ganz vergessend, was der Mensch eigentlich ist, eine unbedingte Unverletzlichkeit, wie auch Tadellosigkeit für ihn in Anspruch nehmen. Allein jeder, der diese mit Gewalt durchzusetzen gesonnen ist und demzufolge die Maxime proclamiert: „Wer schimpft, oder gar mir einen Schlag gibt, soll des Todes sein“ — verdient eigentlich schon darum aus dem Lande verwiesen zu werden. Da wird denn, zur Beschönigung jenes vermessenen Übermuthes, allerhand vorgegeben. Von zwei unerschrockenen Leuten heißt es, gebe keiner je nach. Nun aber ist der Grundsatz selbst falsch; bei Sachen von geringerer Wichtigkeit (die von großer bleiben stets den Gerichten anheimgestellt) gibt von zwei unerschrockenen Leuten allerdings einer nach, nämlich der Klügste, und bloße Meinungen läßt man auf sich beruhen. Den Beweis hiervon liefert das Volk, oder vielmehr alle die zahlreichen Stände, welche sich nicht zum ritterlichen Ehrenprincip bekennen, bei denen daher die Streitigkeiten ihren natürlichen Verlauf haben; unter diesen Ständen ist der Todtschlag hundertmal seltener, als bei der vielleicht nur Eintausendstel der Gesammtheit betragenden Fraction, welche jenem Principe huldigt, — und selbst eine Prügelei ist eine Seltenheit. — Sodann aber wird behauptet, der gute Ton und die feine Sitte der Gesellschaft hätten zum letzten Grundpfeiler jenes Ehrenprincip, mit seinen Duellen, welche die Wehrmauer gegen die Ausbrüche der Roheit und Ungezogenheit wären. Allein in Athen, Korinth und Rom war ganz gewiss gute, und zwar sehr gute Gesellschaft, auch feine Sitte und guter Ton anzutreffen, ohne dass jener Propanz der ritterlichen Ehre dahinter gesteckt hätte. Der „ritterliche“ Muth ist eine bloße Unterofficierstugend, ja eine, in welcher sogar Thiere uns übertreffen, weshalb man z. B. sagt: „muthig wie ein Löwe.“ Sogar ist das ritterliche Ehrenprincip oft das

sichere Asylum, wie im großen der Unredlichkeit und Schlechtigkeit, so im kleinen der Ungezogenheit, Rücksichtslosigkeit und Flegelei, indem eine Menge sehr lästiger Unarten stillschweigend geduldet werden, weil eben keiner Lust hat, an die Rüge derselben den Hals zu setzen.

Der altdeutsche Grundsatz „auf eine Maulschelle gehört ein Dolch" ist ein empörender ritterlicher Aberglaube. Jedenfalls ist die Erwiderung oder Vergeltung von Beleidigungen Sache des Zorns, aber keineswegs der Ehre und Pflicht, wozu das ritterliche Ehrenprincip sie stempelt. Vielmehr ist ganz gewiss, dass jeder Vorwurf nur in dem Maße, als er trifft, verletzen kann, welches auch daran ersichtlich ist, dass die leiseste Andeutung, welche trifft, viel tiefer verwundet, als die schwerste Anschuldigung, die gar keinen Grund hat. Wer daher wirklich sich bewusst ist, einen Vorwurf nicht zu verdienen, darf und wird ihn getrost verachten. Dagegen aber fordert das Ehrenprincip von ihm, dass er eine Empfindlichkeit zeige, die er gar nicht hat, und Beleidigungen, die ihn nicht verletzen, blutig räche. Der aber muss selbst eine schwache Meinung von seinem eigenen Werte haben, der sich beeilt, jeder denselben anfechtenden Äußerung den Daumen aufs Auge zu drücken, damit sie nicht laut werde.

Die letzte Vertheidigung des ritterlichen Codex wird aber ohne Zweifel lauten: „Ei, da könnte ja, Gott sei bei uns! wohl gar einer dem anderen einen Schlag versetzen!" worauf ich kurz erwidern könnte, dass dies bei den neunhundertneunundneunzig Tausendsteln der Gesellschaft, die jenen Codex nicht anerkennen, oft genug der Fall gewesen, ohne dass je einer davon gestorben sei, während bei den Anhängern desselben in der Regel jeder Schlag ein tödtlicher wird.

Nachdem heutzutage Justiz und Polizei es so ziemlich dahingebracht haben, dass nicht mehr auf der Landstraße jeder Schurke uns zurufen kann: „Die Börse oder das Leben!" sollte endlich auch die gesunde Vernunft es dahinbringen, dass nicht mehr mitten im friedlichen Verkehr jeder Schurke uns zurufen könne: „Die Ehre oder das Leben!"

Sudermanns „Ehre" — Kunstwerk oder Mache?

Einem unbefangenen Beobachter musste die Erscheinung aufgefallen sein, dass Sudermann's „Ehre" mit lärmendem Siege über unsere deutschen Bühnen gieng, vom größten Theile der Kritik vergöttert, vom Publicum bejubelt.

Einzelne schüttelten dazu den Kopf und fragten sich: Wie kommt das?

Die Erscheinung ist wert, dass man sich des näheren mit ihr befasse, und in der That hat es ein muthiger Mann unternommen, dem Stücke „Die Ehre" etwas genauer zu Leibe zu gehen und seinen Befund in ein Büchlein drucken zu lassen.

Das Büchlein betitelt sich: „Sudermanns Ehre — Kunstwerk oder Mache? Eine zeitgemäße Betrachtung" von Ernst Traumann, und erschien in der Universitätsbuchhandlung Georg Weiß zu Heidelberg (1891).

Wir sind unversöhnliche Gegner dieser naturalistischen „Poesie" und

stellen uns der Hauptsache nach entschieden auf die Seite genannter Schrift. Sie fußt auf dem Boden der Classiker, vertheidigt jenen allgemein menschlichen Idealismus, der war, ist und so lange sein wird, als es leidende, strebende, sehnende, hoffende Menschen gibt. Im Idealismus liegt nicht allein unsere geistige und sittliche, sondern auch unsere materielle Kraft; geben wir den Idealismus auf, so geben wir uns selbst auf.

Wir geben uns aber nicht auf, wir weisen Kunst und Literaturproducte, die sich im Leben breit machen, um den Menschen öffentlich zu schmähen, zu schänden, ihn in das Bereich des Thieres zu zerren, auf das entschiedenste zurück. Das siegreiche Laster wird nie eine abschreckende Wirkung üben. Sudermanns „Ehre" nicht als solcher wollen wir die Ehre erzeugen, ihrer hier zu gedenken, der Gattung gilt es, wenn wir die Traumann'sche Kennzeichnung des Stückes der Hauptsache nach wiederholen.

„Diese jüngstdeutschen Literaten", so sagt Traumann, „wie treten sie vor uns hin? Laut und vordringlich geberden sie sich als Stürmer und Dränger. Ohne Pietät tragen sie das stille, heilige Feuer der Kunst in den politischen Kampf unserer Tage, nicht um damit die Herzen zu erleuchten und zu erwärmen, nein, um den immer bereit liegenden Zündstoff des Classenhasses zur Flamme zu entfachen. Und, wie die rothe Internationale selbst, sind sie vaterlandslos. Sie brüsten sich mit einer Afterkunst, die sie an den unrühmlichen Vorbildern unserer politischen Nachbarn, ja Gegner, in Norden, Westen und Osten kümmerlich nähren. Und ihr eigenes Bekenntnis ist es, einer Kunst des Realismus und Naturalismus zu huldigen.

Der Schauplatz dieser Bestrebungen ist vornehmlich die junge, rasch zur Großstadt emporgeschossene Metropole des deutschen Reiches. Wie dort auf jedem Gebiete praktischer Arbeit eine rastlose Thätigkeit entfaltet wird, so zeigt sich auch im literarischen Leben Berlins eine fieberhafte Production. Zahllose Theater jeglicher Gattung sind emporgeschossen, um der hochgesteigerten Schaulust der Millionenstadt zu genügen. Dort ist auch auf einer Bühne, die den Namen Lessings trägt, unter dem Pauken- und Trompetenschall einer raffinierten Reclame und dem frenetischen Beifall des Publicums das Schauspiel erstmals in Scene gegangen, dem unsere Betrachtung gilt. Die Kritik, soweit sie sich nicht in leisetreterischen Floskeln bewegte, bezeichnete die Aufführung als ein hervorragendes literarisches Ereignis, verkündete in dem Werke eine bedeutsame Erscheinung und erblickte im Dichter eine starke dramatische Kraft.

Der Fabriksbesitzer Mühlingk zu Charlottenburg-Berlin hatte zur Feier seiner Ernennung zum Commerzienrath eine Festlichkeit veranstaltet, wobei einer seiner Arbeiter, der Buchbinder Heinicke, unter die Räder einer Equipage gekommen und zum Krüppel geworden war. Ihm und seiner Familie ward vom reichen Brotherrn im Hinterhause der großstädtischen Wohnung eine Freistätte gewährt, auch hatte dieser dem Sohne des Proletariers, Robert, eine kaufmännische Erziehung angedeihen lassen und dem begabten jungen Manne schließlich die Stellung eines Procuristen an der indischen Filiale des Handlungshauses gegeben.

Robert kehrt in die deutsche Heimat zurück, begleitet von seinem Freunde, dem Grafen Trast, dem angesehensten und reichsten Handelsherrn des indischen Archipels, an dessen Rath er zum Manne gereift und dessen Einfluss er seine Erfolge verdankt. Das Herz ist ihm geschwellt von stürmischer Sehnsucht, seine Familie und seine Wohlthäter wiederzusehen. Aber furchtbar sind die Entdeckungen, die er nach

kurzer Begrüßungsfreude zuhause machen muſs. Seine heißgeliebte Schweſter Alma iſt die Maitreſſe des Sohnes ſeines Wohlthäters geworden. Die Eltern dulden in dumpfer Gewiſſenloſigkeit das ſchändliche Verhältnis, das die ältere Tochter und deren trunkſüchtiger Ehemann kupplerisch begünſtigen. Jede neue Ausſprache mit den Seinen ſtößt den Sohn tiefer in Verzweiflung. Er findet in der Schweſter keine Gefallene, nein, eine Verlorene. Als er vom Verführer Genugthuung fordert und ſie deſſen Vater in Geſtalt eines Abfindungsgeldes dem Hinterhauſe bringt, als dieſes jubelnd angenommen wird, da muſs Robert in troſtloſem Schmerz bekennen, daſs ihn eine unüberbrückbare Kluft von allem trennt, was ihm lieb und heilig war. Noch eine kurze Abrechnung mit dem Chef des Hauſes, der ihn aus ſeinem Dienſt entlaſſen, und er kehrt mit der geliebten Tochter des Kaufherrn, die, wie er ſelbſt, dem mitleidsloſen Elternhauſe entfremdet, dem Jugendfreunde als ſein Weib folgt, und an der Seite ſeines väterlichen Freundes der verlorenen Heimat den Rücken, Vorderhaus und Hinterhaus ihrem Schickſal überlaſſend.

Dies die Fabel des Stückes. Wer wollte verkennen, daſs ſie eine Tragödie in ſich ſchließt? Und nun dieſer Ausgang! Über zertrümmertem Glück und vernichteten Idealen beruhigt ſich der Held, der Dichter und ein plattes Publicum, wie im Luſtſpiel, bei der Heirat der Liebenden. Woher dieſe poſſenhafte Löſung? Wie führt ſie der Dichter herbei?

Er vertheilt die vier Acte der Handlung gleichmäßig auf Vorder- und Hinterhaus. Zwei gehören dem Proletariat, zwei der Bourgeoiſie. Die ſittliche Verkommenheit der Arbeiterfamilie tritt, im Gegenſatz zu den lauteren Anſchauungen und Gefühlen des heimgekehrten Sohnes, grell hervor. Die tölpelhafte Würdeloſigkeit des Vaters, die rührſelige Einfalt der Mutter, die Habgier der älteren Schweſter und die Roheit des Schwagers laſſen den um das Schickſal ſeines Lieblings vor allem beſorgten Bruder noch weit Schlimmeres ahnen, als er ſchon geſehen. Dann das Vorderhaus. Hinter der biedermänniſchen Redeweiſe des Kaufherrn verſteckt ſich die kalte, ſchnöde Berechnung. Das gedankenloſe Genuſsleben des Sohnes zeigt ſein freundſchaftlicher Verkehr mit hohlen Lebemännern, einem blaſierten Gecken und dem Reſerveofficier Brandt, dem Mann der Schneide und äußerlichen Correctheit. In dieſe Scheinwelt, von deren Lüge ſich nur die unglückliche Tochter Leonore angewidert fühlt, tritt Graf Traſt, der vorurtheilsloſe, zum ſelbſtgemachten Manne gewordene Ariſtokrat und rüttelt an den bequemen Überlieferungen der Geſellſchaft und an dem Gewiſſen des Verführers. So erfährt der Bruder Almas das Schreckliche. Im Hinterhauſe folgt die Auseinanderſetzung des Sohnes mit den Eltern und der Schweſter. Er will ſeine Familie aus der deutſchen Heimat ins ferne Indien verpflanzen, die Wirkung des Sündengeldes auf die Seinen aber bringt ihn davon zurück. Ja, man weist dem unbequemen Sittenprediger die Thür. Den Verzweifelten erfüllt nur noch der Gedanke der Rache am Urheber all ſeines Elendes. Er iſt zum Mord entſchloſſen. Nun der letzte Act. Der Graf bringt Robert von ſeinem verzweifelten Vorhaben ab, indem er ihm die Thorheit ſeines Beginnens darthut und eine andere Genugthuung verſpricht. Als ſie Traſt für ſeinen Freund von Kurt beanſprucht, wird ſie ihm verſagt, ja, wie er ſelbſt, dieſen brüskierend, für Robert eintreten will, da ſpricht Brandt dem geächteten Ariſtokraten die Rechte des Cavaliers ab. Robert gibt das Abfindungsgeld zurück, er wird von Kurt des Unterſchleifs verdächtigt — da, als er dem Buben an die Kehle ſpringt, wirft ſich ihm Leonore an die Bruſt und

der Graf ernennt ihn zum Erben seiner Reichthümer. „Warum haben Sie das nicht gleich gesagt?“ fragt der Vater. Und Trast abwehrend: „Ihren geehrten Segen erbitte schriftlich.“

So klingt die Tragödie in dem Witzworte des Grafen aus. Mit dieser Figur steht und fällt das Stück. In Trasts Hand laufen die Fäden der Verhandlung zusammen, er allein entwirrt sie auch. Er erkennt in der Schwester des Freundes das gefallene Kind wieder, das ihm am Abend zuvor im Ballsaale der Halbwelt begegnet ist, und dann in Kurt den Verführer. Durch ihn erfährt Robert die Wahrheit. Er entdeckt zu guter Stunde die Mordgedanken seines Freundes und redet sie ihm aus. Wie er den Proletariersohn mit seiner eigenen Person decken will, so tritt er mit seiner Habe für ihn ein, damit das Geld zurückgegeben werden könne. Kein Act schließt, ohne dass diese Erscheinung die Handlung wieder ins Rollen bringen müsste. So ist er der deus ex machina des Dramas. Aber er ist noch mehr, er ist auch der reflectierende Chor, er ist die Stimme des Dichters. Durch den Mund des Grafen verkündet dieser seine Anschauungen, Überzeugungen, seine Moral und Philosophie.

Und es sind keine typischen Gestalten im Sinne des Dramas, diese Erscheinungen des Hinterhauses. Sie haben nur Geltung für einen verschwindenden Theil unserer räumlichen Welt. Sie sind localisiert. Die Luft, die sie athmen, entströmt einem besonders gearteten Boden, die Sprache — sie reden ja Dialect — gilt nur für einen enge umgrenzten Bezirk. Auch das Verhältnis der Arbeiterfamilie zum Kaufherrn, ihre ganze Lage, in der sie ihre Selbstbestimmung verlieren und zu Hörigen des reichen Bürgers werden, ist so besonderer, zufälliger, so wenig typischer Art, dass eine Erhebung dieser Persönlichkeiten und Zustände ins Dramatisch-Allgemeine zur Unwahrheit führen muss. Wir können uns sehr wohl mit der Erscheinung eines pflichtvergessenen Vaters, wie mit der einer gewissenlosen Mutter abfinden, aber nur, wenn der Dichter bestimmt erkennen lässt, dass über diesen Verirrungen der Menschennatur das heilige Gesetz der Familienwürde unvergänglich fortwaltet. Nur so bestehen derartige Charaktere die Prüfung vor unserem sittlichem Bewusstsein. Auch Schiller hat der Mutter der Luise Millerin einen Anflug von Kupplerischem gegeben, aber wie klar und zweifellos erhebt sich das Bild bürgerlicher Sittenstrenge vor uns durch das Gegengewicht des ehrenfesten prächtigen Vaters. Und wie ist dem menschlichen Sittlichkeitsgefühl Rechnung getragen, wenn Goethe seinem Klärchen, das er mit allem Liebreiz des ewig Weiblichen umwoben hat, die philiströse Mutter gegenüberstellt. Diese Naturformen des Menschenlebens sind jedem Dichter heilig. Und es sind solche. Hat nicht ein Philosoph, wie Hegel, die ewigen Rechte der Familie gleichsam in den Himmel geschrieben, unveräußerlich und unzerbrechlich, wie die Sterne selbst? Darum ist eine Gestalt wie Alma ein künstlerisches Unding. Gewiss ist der Typus der Courtisane dichterisch zu verwerten. Aber nur im Gegensatze zur Norm des Weiblichen. Die Gräfin Orsina und die Lady Milfort sind völlig glaubwürdige Erscheinungen. Doch wie scharf halten Lessing und Schiller, die Schöpfer dieser Figuren, auseinander, was groß und was niedrig in ihnen ist. Dagegen welche Unwahrheit begeht Sudermann mit dieser Alma! Ist es Selbsttäuschung oder Betrug, dass er sich oder uns glauben machen will, es träte da so etwas wie „naive Verdorbenheit“ vor uns hin? Man wäge diesen Begriff! Er möchte damit diesem Geschöpf jegliche Schuld und Verdammnis nehmen, ihm unsere Sympathie ungetheilt erhalten wissen, das verlorene

Kind, wie der Gott die Bajadere, mit feurigen Armen zum Himmel emporheben, aber ohne daſs es geliebt, ohne daſs es Reue empfindet, ohne daſs es Buße gethan. Es hat ja im Blute gelegen! Dieſe naive Verdorbenheit, welche gegen die Schweſter ihres Galans, die ihre Verachtung nicht zu verbergen weiß, einen ſo bitteren Groll hegt, die vor dem geſtrengen Bruder zittert, und den um ihre Schande wiſſenden Grafen bittet, nicht auszuplaudern — alles dies doch wohl im Bewuſstſein ihrer Schuld! Nein, noch iſt man in Deutſchland nicht naiv genug, um ſolche Verdorbenheit naiv zu finden.

Das logiſch Richtige entbehrt des warmen, unmittelbaren Gefühlslebens, um ſittlich wahr zu ſein. Doch folgen wir dem Dichter einmal auf das Gebiet der Reflexion, das er mit ſeinem Grafen Traſt ſo oft und gerne beſchreitet. Der Ariſtokrat, der an ſeiner eigenen Perſon die Beſchränktheit der Anſchauungen ſeines Standes erfahren und in ſelbſtgewähltem Berufe überwunden hat, fühlt die Berechtigung in ſich, über die Wahrheit eines Begriffes, wie des der Ehre, zu entſcheiden. Und die Ehre iſt ihm nur ein ſolcher! Die Ehre in jeglicher Geſtalt. In jeder Form, in die ſie ſich hüllt, lädt er ſie vor ſeinen Richterſtuhl, die perſönliche Ehre des Mannes und der Jungfrau, das innere Gefühl und das äußere Gut der Ehre. Hören wir ihn!

Dem Reſerveofficier Brandt, der mit ſtets gezücktem Degen vor dem Ehrencodex Wache hält, der ihm gerade ein Privatiſſimum daraus geleſen, und deſſen Freunden ertheilt der Graf ein Publicum und erklärt: Es gibt keine Ehre. Und wie begründet er dieſen Ausſpruch? Er erzählt: Auf einer Reiſe durch Mittelaſien kam ich in das Haus eines tibetaniſchen Großen. Ich war beſtaubt und wegemüde. Er empfieng mich, auf ſeinem Thronſeſſel ſitzend. Neben ſich ſein junges, liebreizendes Weib. Ruhe aus, Fremder, ſagte er, mein Weib wird dir ein Bad rüſten und hierauf wollen wir Männer uns zum Mahle ſetzen. Und er ließ mich den Händen des jungen Weibes. Wenn ich je im Leben Gelegenheit hatte, meine Selbſtbeherrſchung zu erproben, ſo geſchah es in jener Stunde. Als ich in die Halle trat, was fand ich da? Die Gefolgſchaft in Waffen, dröhnende Stimmen, halbgezückte Schwerter. Du muſst ſterben, ruft mein Gaſtfreund. Du haſt die Ehre meines Hauſes tödtlich beleidigt, denn du haſt das Wertvollſte, was es dir bot, verſchmäht. Sie ſehen meine Herren, ich lebe noch, denn ſchließlich entſchuldigte man mich mit den mangelnden Ehrbegriffen der europäiſchen Barbaren. — Ja, wir ſind verblüfft, faſt ebenſo wie die geiſtvollen Lebemänner, welchen der Graf ſein Erlebnis mittheilt. Doch unſer Erſtaunen weicht bald der Entrüſtung. Iſt dieſe Erzählung ethnologiſch wahr? So viel aber iſt gewiſs: Es iſt ein erbärmliches Mätzchen, dieſe Erzählung! Und hier nageln wir ihn feſt, dieſen vielgereisten Odyſſeus und ſeinen Sänger. Nun wird es uns klar, daſs der Dichter ebenſo vaterlandslos iſt wie dieſer Weltbürger, durch den er uns ſeine Weisheit verkündet. Nein, dieſer Talmigraf mit ſeiner halbfranzöſiſchen, halbengliſchen Redeweiſe hat niemals eine Heimat gehabt, in der er mit ſeinem Denken und Fühlen gewurzelt, wie er nie eine finden wird, ſo ſehr er uns das glauben machen will.

Und was will Traſt an die Stelle der Ehre ſetzen? Die Pflicht. Doch wohl deshalb, weil dieſe ein Realeres, Beſtimmteres ſei. Aber hat die Pflicht nicht ebenſo wie die Ehre ihre ſubjective und objective Seite? Iſt ſie nicht ebenſo abhängig von Anſchauung und Sitte? Der Graf vergleiche doch gnädigſt die — freilich etwas rigoriſtiſche — Auffaſſung des Pflichtbegriffes ſeines ehemaligen Landsmannes Im-

manuel Kant mit der eines Buddhisten oder Moslem. Ehre und Pflicht sind Wechselbegriffe. Keines ohne das andere, also nicht durch einander zu ersetzen. Es sind Geschwister, beide vom moralischen Gesetz in uns erzeugt. Ja, es ließe sich hören, wenn er dieses, wenn er das unvermittelte Gewissen zum Richter berufen wollte. Dieses ist absolut und rein objectiv und — was er so sehr schätzt — auch international:

Es sagen's aller Orten
Alle Herzen unter dem himmlischen Tage,
Jedes in seiner Sprache.

Aber es ist ja dem Herrn nicht Ernst mit diesen Dingen. Wenn er auch mit Wichtigkeit versichert, den Räthseln der Gesittung nachzuspüren, sei sittlich an und für sich, wir glauben ihm nicht. Meint er doch auch, das größte Verbrechen auf Erden sei Inconsequenz, und dennoch spricht er, dem die objective Ehre nichts ist als der Schatten, den wir werfen, wenn die Sonne der Öffentlichkeit uns erscheint, davon, er wolle gegen den Commerzienrath, falls dieser Roberts Verdienste um die Firma Mühlingk nicht anerkenne, eine Hausse heraufbeschwören. (Allerdings nur im Scherze, aber ein Reformator sollte in solchen Dingen nicht scherzen.) Wie will der kluge Mann dies anders bewirken als durch seine Geltung in der Handelswelt, durch seinen Credit, durch seine kaufmännische Ehre? Möge der kühne Neuerer, wenn er doch einmal die Ehre aus der Welt schaffen will, mit der gefährlichsten und bedenklichsten aller den Anfang machen!

Und er ist ein trefflicher Kaufmann. Wie genau berechnet er dem Bruder die Ehre seiner Schwester: Welchen anderen Sinn hätte die Jungfrauenehre, um die es sich hier handelt (!), als dem künftigen Gatten eine gewisse Mitgift von Herzensreinheit, von Wahrhaftigkeit und Neigung zu verbürgen? Denn nur zum Zwecke der Heirat ist sie da.

Hier, wo er dem heiligsten Gut des Weibes einen Tauschwert gibt, es nach seinem materiellen Nutzen bemisst, sehen wir den Verfasser der Ehre auf der niedersten Stufe des moralischen Denkens und Empfindens. Es ist der Utilitarismus, und zwar der gemeinste, zu dem er sich bekennt. Eben so groß wie hier sein Cynismus ist die Leichtfertigkeit, mit der Trast-Sudermann das Ehrgefühl des Mannes abhandelt. Dem im Innersten verwundeten Robert beweist er: Das, was du deine Ehre nennst, dieses Gemisch aus Scham, aus Taktgefühl, aus Rechtlichkeit und Stolz, was du dir durch ein Leben voll guter Gesittung und strenger Pflichttreue anerzogen hast, kann dir durch eine Bubenthat ebensowenig genommen werden, wie etwa deine Herzensgüte oder deine Urtheilskraft. Entweder sie ist ein Stück von dir selbst oder gar nicht. — Nicht doch, Herr Graf! Die subjective Ehre ist weder ein Gemisch, noch ein Stück. Sie ist ein lebendiges Ganzes. Sie ist, wenn dieses Wort gestattet ist, ein Gesammtgefühl: der unmittelbare Ausdruck, die Blüte der Persönlichkeit. Und sie ist so natürlich, so wenig anerzogen und erkünstelt, wie das Individuum selbst. Sie erwächst aus dem Hochgefühl des Eigenlebens. Wie kann dies gerade der ausgeprägteste Mensch, der Dichter, verkennen?

Schon durch die Willkür, womit Sudermann sich über eine gewichtige Regel der Technik hinwegsetzt, verstößt er gegen das Grundgesetz des Dramas: die Einheit der Handlung. Aber er geht noch weiter, er tritt es zu Boden. Es ist ja auch ein ausgelebtes, veraltetes Ding! Wir wissen es wohl, wir kämpfen hier gegen die Barbaren, gegen das Element der Verneinung und der Vernichtung. Was kümmert den Vandalen der kunstvolle Bau, was den Nihilisten eine ehrwürdige Geschichte!

Wie müsste die Formel des Su-

dermann'schen Schauspiels lauten? Der Bruder eines Entehrten — heiratet die Schwester des Verführers. Hier haben wir die Fratze, das chimärische Unding, zur einen Hälfte brüllender Löwe, zur anderen friedliche Ziege. Wie macht aber Sudermann dieses Gebilde glaubhaft, wie zwingt er es in eine Form? Wie kommt diese Lösung zu diesem Conflict? Sehr einfach. Der an Ehrgefühl erkrankte Robert wird von seinem Freunde, dem Grafen Trast, geheilt. Aber zwei inhaltsschwere Fragen drängen sich hier jedem Verständigen auf: Empfindet der Held sein Leid wahr, in seiner vollen Tiefe, und ist er überhaupt zu heilen, ist er noch durch irgend etwas in der Welt mit ihr zu versöhnen?

Eine ungeheuere Tragödie ist das Schicksal des Bruders einer Gefallenen, Entehrten, auch wenn sie keine Virginia, kein Gretchen, keine Magdalene ist, ein furchtbares Schicksal das eines Sohnes, der eine andere Sprache als die der Eltern spricht.

Und darum kann ihn niemand von seinem Schmerze befreien und nichts mit diesem Leben mehr versöhnen, auch die Liebe nicht. Denn wer vermöchte uns nach dem Geschehenen den Glauben an ein Glück in der Ehe und in der Familie wiederzugeben? So empfinden wir es ekelhaft, unser innerstes Gefühl lehnt sich dagegen auf und unsere Vernunft erhebt sich, wie Hamlet wider den Polonius, gegen den gemeinen Menschenverstand, wenn dieser, wenn Trast hier die Entscheidung trifft, wenn er, nach seinem eigenen Bild, den seelenwunden Freund von seiner Familie amputiert: „Die Zehe schmerzt noch, aber das Bein ist weg." Ja, wenn diese Operation an einem Gemüthsmenschen so leicht zu vollziehen wäre! Bezeichnend ist hier auch wieder die Logik Trasts, die er in der Überzeugungsscene entwickelt. Man beachte z. B. die platte Sophistik einer Wendung, wie dieser: „Du sprichst wie einer, der aus der Noth eine Tugend macht", sagt Robert, worauf Trast großartig erwidert: „Jede Tugend ist von der Noth geschaffen." Und gegen die chevalereske Ethik, die der Herr Graf hier aus seinen modischen Ärmeln schüttelt, findet Robert keinen Schatten von Widerspruch, er beugt sich blind vor der „souveränen Liebenswürdigkeit" Trasts. (So will ihn ja der Dichter gespielt wissen.) Auf diese Weise verliert Robert nach und nach jedes Interesse und jedes ernste Mitgefühl. Er sinkt zum schwatzenden, erbärmlichen Weichling herab.

Und nun der Schluss des Stückes, wo wir die beiden Liebenden ihre Familien, wie die Ratten das sinkende Schiff, verlassen sehen.

Uns aber beschleicht nach all dem Erlebten eine trostlose quälende Empfindung und ein nagender Zweifel bleibt in uns zurück. Und der Gebildete wird sich sodann der Denkweise dieser Menschen und dieses Dichters bewusst. Er wird in ihr den haltlosen, niedrigen Individualismus erkennen und ihn mit jener Moral des Nutzens verächtlich zur Seite werfen. Auch wird er hinter der Behaglichkeit, mit der hier die sensationellen Vorgänge ausgemalt sind, kein sittlich starkes Dichtergemüth finden, sondern ein faunisches Antlitz hervorblicken sehen. Hab' doch meine Freude dran! Aber der schlichte Mann aus dem Volke, der immer noch gläubig die Hallen der Kunst betritt, wird ihn das Geschaute in diesem Vertrauen bestärken? Wird es ihn belehren, bessern, ihn davon überzeugen, dass die, welchen er hier seinen Sparpfennig gebracht, nicht bloß die glücklicheren, sondern auch besser sind als er, der Arme im Geist? Wird es ihn ehren, wie das große, gigantische Schicksal, das den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt?

Nein, hier that eines noth: Es musste gestorben werden. In ihrer Sünden Maienblüte hätte der Bruder

die Schwester und den Verführer hinstrecken müssen. Und er selber musste sodann in die gähnende Kluft, welche ein beispielloser Frevel in der Natur vor uns aufgethan, wie jener Römer, springen, damit sich der Schlund wieder schließe und die Gottheit wieder versöhnt werde.

Vor den Leichen ihrer Kinder hätte sich in dem reichen und in dem armen Manne so etwas wie ein Gewissen geregt, ihr gemeinsames Leid hätte sie an ein Ausgleichendes, Gerechtes, Strafendes erinnert, wie es durch diese Welt schreitet und schreiten wird. Und von der Bühne aus wäre zu den ergriffenen Zuschauern, von den Gründlingen in Parterre bis hinauf zu dem Manne des vierten Standes und Ranges ein Gedankenfunke übergesprungen, so etwas wie Lösung der großen socialen Frage.

Aber freilich, damit ein Dichter seinen Helden sterben lasse, verlangt es ein starkes Herz, einen tiefen, sittlichen Ernst und eine schöpferische, das Leben der Erscheinung weit überfliegende Phantasie. Denn der wahre Dichter erlebt diesen Tod.

Wenn wir jetzt die Wechsler im Tempel der Kunst erblicken, so überkommt es uns Epigonen wie Sehnsucht nach einem Kämpen wie Lessing, nach wahren Dichtern, die die wahren Menschen sind, weil sie aus dem Drang und Streit und Wissensqualm des Alltagslebens zu sich emporheben in ihr Reich, wo der Mensch seine göttliche Einheit wieder findet: in das Reich der Idee."

Kinder-Kreuzzüge im Mittelalter.

Ein Gegensatz.

Welch unbegreifliche Bewegungen manchmal die Seelen der Menschen erfassen können wie eine ansteckende Krankheit, davon spricht A. Biermer in seiner Vorlesung über Psychische Volkskrankheiten (Deutsche Revue, Dresden. 1890). Seinen Darstellungen sei jener Theil entnommen, der von der religiösen Schwärmerei handelt, welche im 13. Jahrhunderte die Kinder erfasst, sie durch viele Länder und die meisten sogar in ihr Verderben gejagt hat.

Als der IV. oder sogenannte lateinische Kreuzzug unter Bonifacius von Montferat und Balduin von Flandern verunglückt war, respective mit der Eroberung Constantinopels und die Gründung eines lateinischen Reiches dortselbst seinen Ausgang gefunden hatte, bot Papst Innozens III. allen seinen Einfluss auf, um einen neuen Kreuzzug zustande zu bringen. Seine Abgesandten verordneten überall Bittfahrten und Processionen, die Kreuzprediger durchzogen alle Länder, aber sie fanden wenig Anklang. Höchstens das gemeine Volk und darunter vorzüglich die Weiber ließen sich begeistern, während Fürsten und Ritter nicht zu gewinnen waren, auch Innozens vergebens den König Philipp II. zur Theilnahme aufforderte.

Mitten in dieser Agitation trat in Frankreich ein Hirtenknabe als Kreuzprediger auf und entflammte die Jugend zu jenem thörichten Unternehmen, welches unter dem Namen des Knaben-Kreuzzuges bekannt geworden ist. Der prophetische Hirtenknabe, welcher sich Etienne (Stephanus) nannte und im Dorfe

Cloies bei Vendome an der Loire gebürtig war, gab vor, der Heiland sei ihm (Juni 1212) in der Gestalt eines armen Pilgers erschienen, habe Brot von ihm genommen und einen Brief an den König von Frankreich übergeben, in welchem er als Prediger des Kreuzes bevollmächtigt sei. Er versammelte zunächst die Hirtenknaben seines Alters um sich, bald aber folgten ihm große Scharen von Kindern, welche ihre Eltern verließen und mit ihm weiter pilgerten. Unter dem Gesang: „Herr Jesu Christe, gib uns das wahre Kreuz zurück!“ folgten sie ihm zu Tausenden und überall wurden sie vom Volke mit heiliger Ehrfurcht aufgenommen. Die Wunder, welche Etienne zu St. Denis verrichtet haben soll, verschafften ihm noch größeren Zulauf und allgemeines Ansehen. Auch in anderen Gegenden Frankreichs wirkte das Beispiel ansteckend, alle kindlichen Kreuzfahrer betrachteten aber den Hirtenknaben von der Loire als ihren Herrn und Meister, unter dessen Führung sie die Sarazenen besiegen würden. Die Eltern scheinen an dieser Extase theilgenommen und viele ihrer Kinder zur Fahrt ins heilige Land ausgerüstet zu haben. Kinder, welche zurückgehalten wurden, sollen an heftigen Nervenzufällen gelitten oder der schärfsten Bewachung spottend entflohen sein, um sich dem heiligen Hirtenknaben anzuschließen. Auch Mädchen in Knabenkleidung und erwachsene Personen beiderlei Geschlechts schlossen sich den Kinderfahrten an. Der König suchte auf den Rath der Geistlichen die Bewegung zu ersticken und gebot den Knaben, in ihre Heimat zurückzukehren. Es scheint aber dieser Befehl nicht ernsthaft vollzogen worden zu sein, denn viele Tausende zogen in feierlichen Processionen nach Marseille ans Meer, von dem sie glaubten, es würde vor ihnen zurückweichen und sie würden trockenen Fußes ins heilige Land gelangen. Viele scheinen schon unterwegs zugrunde gegangen zu sein, und diejenigen, welche bis Marseille kamen, fielen größtentheils in Verrath. Zwei Kaufleute, deren Namen die Geschichte aufbewahrt hat, Hugo Ferrens und Guilelmus Porcus, erboten sich nämlich, unentgeltlich um Gottes willen das jugendliche Heer auf ihren Schiffen nach Syrien zu führen. Von den sieben Schiffen, welche die Knaben füllten, scheiterten zwei bei der Insel S. Pietro in der Nähe von Sardinien und giengen zugrunde, die fünf übrigen landeten in Bugia (Algier) und Alexandrien, wo sämmtliche Kreuzfahrer den Sarazenen als Sklaven verkauft wurden. Die beiden Sklavenhändler fanden später ihren Lohn, als sie mit Mirabelli, dem Emir von Sicilien, eine Verschwörung gegen Friedrich II. eingiengen und deshalb den Tod am Galgen erlitten.

Von Frankreich aus hatte sich die krankhafte Sehnsucht nach dem heiligen Grabe auch unter den Kindern von Burgund und Deutschland verbreitet. Allenthalben, besonders in den Rheinlanden, erstanden Kinderprediger und erregten den Wandertrieb. Viele Tausende von Knaben und Mädchen, darunter auch die Kinder aus edlen Geschlechtern, denen sich aber mehr als bei den französischen Zügen auch Erwachsene und liederliche Weiber angeschlossen hatten, nahmen das Kreuz und wallten in Pilgerkleidern mit Stab und Bettelsack von Dorf zu Dorf. Überall vernahm man die Hymnen ihrer Kreuzesandacht, und unaufhaltsam, wie die Schwärme der Zugvögel, eilten sie dem Meere zu. Die Anregung zu den deutschen Kinderfahrten wird von Chronisten einem Knaben Nikolaus aus Köln zugeschrieben. Es soll derselbe gewesen sein, dessen personificiertes Andenken noch jetzt als Niklas in den Kinderstuben eine Rolle spielt. Unter diesem Führer Nikolaus zog eine große Schar den Rhein hinauf, dann über den Mont

Cenis nach Genua, wo sie, nachdem viele unterwegs zugrunde gegangen waren, noch 700 Köpfe stark (24. August) ankamen. Die Genuesen wollten sie nicht aufnehmen und verschlossen ihnen die Thore, weil sie, wie angegeben wird, fürchteten, den Papst zu beleidigen, der zwar anfangs gesagt hatte: „Diese Knaben beschämen uns, da sie zur Wiedereroberung des heiligen Landes ziehen, während wir schlafen", der aber später doch die Kinderfahrten missbilligte und ihnen Cardinäle entgegenschickte, um sie zur Rückkehr zu bewegen. Als sie nach längerer Berathung des Senates in Genua eingelassen wurden, zerstreuten sie sich, viele kehrten zurück, andere aber wurden durch Noth oder Gewalt den Bewohnern dienstbar, andere fanden Gastfreundschaft und wurden später die Gründer angesehener Familien, ein kleiner Rest erreichte Brindisi, wo der Bischof ihre Einschiffung verhinderte. Ein zweites Kinderheer hatte seinen Weg über den St. Gotthard genommen, wurde aber in der Lombardei ebenfalls zerstreut. Die Wenigen, welchen es gelang, wieder in die deutsche Heimat zurückzukehren, wurden mit Spott aufgenommen, und als man sie befragte, weshalb sie fortgezogen seien, versicherten sie, es nicht zu wissen.

Der hohe Rath von Abelsberg.

Ein erbauliches Zeitbild von Z.

Ein altes Sprichwort sagt, dass guter Rath theuer ist. — Den Abelsbergern kam auch ihr hoher Rath theuer zu stehen. Und manchem, der eine Eingabe zu machen hatte an den löblichen Gemeinderath, ward die Feder bei dem Worte „löblich" schon verdammt spießig.

Der größte Theil im Rathe bestand aus Fortschrittsmännern, und das ist recht; doch manchmal gieng es zu Abelsberg so hastig mit dem „Fortschreiten", dass es schier zum „Davonlaufen" wurde. Nur einige Blätter aus der Chronik sollen hier aufgeschlagen werden, um zu zeigen, wie rathsam es ist, einen hohen Rath sich genau anzuschauen, bevor man ihn wählt, um später unter einem missrathenen Rathe nicht rathlos zu sein.

In der Nähe von Abelsberg befindet sich ein schöner Berg, von welchem die Stadt den Namen hat. Es ist eigentlich ein mäßig ansteigender, größtentheils bewaldeter Hügel mit herrlichen Spaziergängen und lauschigen Plätzchen, mit einem Glockenthurme auf der Höhe. Die Aussicht über das weite Land hin ist entzückend. Im ganzen Lande konnte man noch vor kurzem nichts Lieblicheres finden, als diesen bergigen Wildpark in der nächsten Nähe einer Stadt, und mancher Fremde kam nach Abelsberg, um sich darin zu ergehen. Singvögel gab es auf allen Wipfeln, in der Stadt hatte sich ein Verein zum Schutze dieser Singvögel gebildet, und der Stadtgärtner gab sich alle erdenkliche Mühe, das Ländliche und Idyllische in diesem Wildpark, dem Stolze von Abelsberg, zu erhalten.

Da stand eines Tages im hohen Rathe ein Mann auf, der hielt folgende Rede:

„Meine Herren! Sie alle wissen, wie sehr das Wohl unserer Stadt mir am Herzen liegt. Aber dieses Herz blutet, so oft ich eines Punktes ge-

denke, den ich füglich als den Krebsschaden dieser sonst so schön aufstrebenden Stadt bezeichnen möchte. Ich meine den Abelsberg. Können Sie mir eine moderne Stadt nennen, vor deren Thoren eine Wildnis liegt? — Das kann man vielleicht bei halbwilden Völkern finden, aber unserer Zeit ist es geradezu unwürdig, wie der Abelsberg aussieht. Wer Bäume sehen will, der soll ins Gebirge gehen, in die Stadt gehören Häuser. Welcher Grund eignet sich besser für Neubauten, als die Flächen des Abelsberges? Wenn der Gemeinderath solche Stellen brach liegen läßt, so ist er — verzeihen Sie! — ein Verschwender, denn er läßt vor seiner Stadt Millionen unbenützt liegen. Also fort mit Stamm und Strupp vom Abelsberge, fort mit den krummen Schleichwegen, die heute durch dick und dünn hinanschlängeln. Der gerade Weg ist der beste. Auf der Spitze des Berges elegante Vergnügungs-Etablissements und eine Drahtseilbahn hinauf! — Meine Herren, in diesen wenigen Worten liegt der Plan zur künftigen Größe der Stadt Abelsberg. Ich beantrage die Devastierung der Wildnis und den Bau einer Eisenbahn auf den Abelsberg."

Die übrigen Räthe waren geradezu verblüfft über die Großartigkeit der Idee, und als sie sich wieder ermannt hatten, wurde der Antrag mit Begeisterung angenommen. —

Bei einer nächsten Sitzung des hohen Rathes trug sich folgende Debatte zu.

Die Hausfrauenschule von Abelsberg, welche junge Mädchen besonders in den häuslichen Wissenschaften und Fertigkeiten unterrichtet, aber nicht sehr gut fundiert war, bat den Rath um eine Subvention. Der Mann, welcher das Gesuch einbrachte, unterstützte selbes mit warmen Worten und wies auf die große Bedeutung der Anstalt hin. — Na, dem wurde heimgeleuchtet!

„Hausfrauenschule!" rief der Gegenredner aus. „Leben wir in einer Stadt von Philistern, daß man sich nicht entblödet, einen solchen Antrag einzubringen? — Als ob unsere Töchter zu Schustersfrauen und Hausmeisterweibern hergerichtet werden sollen. Kochen! Flicken! Waschen! Glätten! das sind ja doch die vier Facultäten einer Hausfrauenschule! Die Bürgerstöchter von Abelsberg Köchinnen, Nähmamsellen, Waschweiber! Und einer solchen Anstalt eine Subvention? Ich will nicht näher auf das geradezu beleidigende Ansinnen eingehen, sondern stelle den Gegenantrag, daß eine Subvention für die Hausfrauenschule für jetzt und alle Zeiten abgelehnt werde, hingegen, daß ein Beitrag für unsere höhere Töchterschule bewilligt werde, denn die höhere Töchterschule fördert die wahre, die moderne Bildung, und Bildung macht frei!"

„Und darum bleiben die meisten Blaustrümpfe auch frei", entgegnete der erste Antragsteller, „aber, soweit ich das weibliche Geschlecht kenne, wünscht es nicht frei zu bleiben, sondern wünscht sich beizeiten einen Freier. Mein geehrter Herr Gegenredner hat fünf Töchter, für die er gerne die höhere Töchterschule protegieren möchte. Ich jedoch erlaube mir, fünf Söhne zu haben, und es ist möglich, daß diese ihre Augen auf die fünf Töchter werfen möchten. Aber meine Söhne sind nicht reich, müssen sich für den Beamtenstand oder auch für den Lehrstand entschließen, oder für ein Gewerbe. Damen aus der höheren Töchterschule können sie nicht brauchen, sie müssen ihre Frauen beziehen aus der Hausfrauenschule, wo man nicht französisch parlieren, nicht über Kunst und Literatur hochnasig urtheilen lernt und nicht in die tiefsten Geheimnisse der Naturgeschichte dringt mit jener Leichtigkeit, wie in die Tiefen eines Strickstrumpfes, sondern, wo man lernt, wie man einen einfachen Haushalt führt, die Kinder in Ein-

fachheit und Arbeitsamkeit erzieht, dem Manne sparen und ihm die Sorgen tragen hilft. Wenn unsere jungen Männer, die sich nach Familie und Häuslichkeit sehnen, solche Frauen nicht mehr finden, dann müssen sie halt selber kochen, nähen und waschen lernen, damit wir in Zukunft den Kohl nicht roh verzehren, nicht zerrissen und nicht — schmutzig in die Rathsversammlung gehen müssen. Verweigert ihr, meine Herren, den Bestand der Hausfrauenschule für Mädchen, so beantrage ich die Gründung einer Hausfrauenschule für Männer."

Der frühere Redner gab sich nun ein sehr würdiges Ansehen und sagte ganz ruhig: „Ich glaube nicht, dass hier der richtige Ort ist, um wohlfeile Späße zu machen. Ich wiederhole, dass es unserer Stadt unwürdig ist, zum Nachtheile der höheren Töchterschule eine Plebejeranstalt zu unterstützen."

Die classische Ruhe wirkt immer, auch wenn man in derselben etwas nicht sehr „Classisches" sagt. Das Gesuch um Unterstützung der Hausfrauenschule wurde abgelehnt. —

Der Theaterdirector von Abelsberg, war schon lange in der Klemme weil die Abelsberger immer ein gutes Theater haben, aber keine guten Eintrittspreise bezahlen wollten. Sein Theater konnte sich in der That mit denen der Residenz messen, ja es gab Leute, welche dem wirklich künstlerischen Bestreben des Abelsberger Theaters den Vorzug gaben, gegenüber den mehr durch Ausstattung und Theatereffect wirkenden Großstadtbühnen. Aber mit der Ehre allein zahlt man keine Gagen. Also dachte sich der Abelsberger Thespis: Wenn unser so ideal angelegter Gemeinderath schon das Praktische ignoriert, so wird er gewiss die Kunst protegieren, und das um so sicherer, als das Theater ja Eigenthum der Stadt ist. — Er schrieb ein Gesuch an den hohen Rath um Begünstigungen für das Theater.

Das Gesuch wurde im Rathe vorgelesen und die älteren Räthe, welche die Tradition des Abelsberger Theaters hoch hielten und dieser Anstalt viele schöne Abende und edle Anregungen zu verdanken glaubten, nickten beistimmend ihre grauen Häupter. Die Kurzsichtigen! Ein jüngerer Mann stand auf, ein echter Sohn seiner Zeit, und hielt folgende Rede:

„Meine Herren! Wir leben in einer wirklichen, in einer ernsten Welt, unsere Losung ist Wahrheit, und nicht Schminke. Wir müssen endlich den Muth haben, alles Komödiantenthum über Bord zu werfen. Bildungsanstalt! Das Theater! Wieso? Wozu? Wir sind ohnehin schon sehr gebildet. Geben sie classische Stücke, so gehen wir nicht hinein, weil wir ohnehin schon gebildet sind. In die schlechten Stücke gehen wir freilich hinein, aber die verderben uns. Es ist unwahr, dass an uns nichts mehr zu verderben ist; wir können ganz curios verdorben werden! Mancher ist geradezu fertig, sage ich euch. Ich zum Beispiel gehe schon lange in kein Theater mehr und erlaube es auch meinen Kindern nicht, diese Schule der Verstellung zu besuchen. Von dem Gelde, das ein einziger Sperrsitz kostet, kann eine ganze Familie sich einen gemüthlichen Abend im Gasthause beim Bier gönnen und läuft nicht Gefahr zu verbrennen, wie im Theater. Zudem hat man auch im Wirtshause Gelegenheit, gute Komiker zu sehen und hübsche Sängerinnen zu hören! Wozu also ein kostspieliges Institut, das nicht leben und nicht sterben kann, solange es die Gemeinde unterstützt. Unterstützen wir es nicht mehr, lassen wir es ruhig sterben."

„Und die Kunst?" rief ein anderer drein, ohne um das Wort ersucht zu haben.

Der Redner fuhr fort: „Der hohe Rath von Abelsberg hat seinen Kunstsinn auf das glänzendste bethätigt. — Meine Herren! Ich erinnere Sie mit

freudigem Stolze an unseren neuen Friedhof! Wir haben eine halbe Million dafür bewilligt! Warten Sie, bis er vollendet sein wird, bis die imposante Einfahrtspforte, die architektonisch meisterhafte Leichenhalle, der mit feinstem Geschmack ausgestattete Aufbahrungssaal eröffnet sein wird! Dann die reizende Anordnung der Gräberreihen und Gruppen, wie im schönsten Parke der Welt! Und die Arkaden, gleichsam Ausstellungspavillons großartiger Grabdenkmäler eines nach dem andern — es wird ein wahres Vergnügen sein. Und uns, die wir das Publicum zur Unterstützung der Kunst nachgerade zwingen, indem wir die obligatorische Aufbahrung der Leichen in der Friedhofshalle vorschreiben, uns wird Mangel an Kunstsinn vorgeworfen! Warten Sie doch erst, bis die neue Straße, die Pferdebahn eröffnet sein wird zum Friedhofe hinaus, ein wahrer Corso wird es werden, eine Promenade der eleganten Welt, ein Erholungsort für das Volk, mit einem Worte, wenn der neue Friedhof erst eröffnet ist, wird kein Mensch mehr nach dem Theater fragen. Ich verspreche mir einen großen Erfolg. Unter solcher Perspective glaube ich, dass wir die Theaterfrage für abgethan erklären und zur Tagesordnung übergehen sollen."

Der Antrag wurde angenommen, das Gesuch des Theaterdirectors abgelehnt. —

Bei einem so ideal-fortschrittlichen Regimente darf uns um die Zukunft Abelsbergs nicht bange sein. Und in der That, wir sehen bereits die erfreulichsten Resultate. Der Abelsberg ist abgeholzt, auf den sonnigen Gründen wachsen die üppigsten Disteln, die Schlangenwege sind verschüttet und eine Drahtseilbahn führt in einer Minute auf die Spitze des Berges. Oben steht ein einziges, großes Gebäude, mit seinen Glaswänden anzusehen wie eine ungeheuere Laterne. Aber die Leute sind noch zopfig, möchten lieber in einem Walde spazieren gehen, als auf den Berg zu fahren, um oben an der höheren Stelle statt des höheren Vergnügens bloß höhere Preise zu finden. Nur die höheren Töchter fahren manchmal hinauf, geben dort oben in der Laterne große Akademien mit Declamationen und Clavierspiel. Davor sitzen selige Mütter, ihre genialen Töchter bewundernd und feiernd, während daheim die Ehemänner mit den Dienstmädchen berathschlagen, wie man die kleinen Kinder atzt und sich selber den Kohl wärmt.

Der hohe Rath ist oberster Leiter der Laternenwirtschaft, er veranstaltet daher in derselben allerhand Vergnügungen, als: Bänkelsänger-Concerte, Kunstreitereien, Thier-Gymnastiken, Taschenspielervorstellungen, Junggesellenabende und dergleichen, um die Leute reichlich und redlich zu entschädigen fürs Theater, das mittlerweile glücklich zugrunde gegangen ist. Weil aber das vorurtheilsvolle Volk eine unerklärliche Abneigung vor der Bergfahrt hat und sein Geld lieber in den Wirtshäusern der Stadt verschlemmt als oben, so will der hohe Rath demnächst den Stadtwirtschaften das Gasthausrecht entziehen, um also gemeinnützig im höheren Sinne zu wirken.

Zu einem beliebten Belustigungsorte ist der neue Friedhof geworden. Jeden Tag ziehen sie mit Pompes-Funèbres-Carrossen unter Musik hinaus; und draußen sind alle zufrieden: die Lebendigen, dass sie wieder zurückfahren, die Todten, dass sie draußen bleiben dürfen. Schön ist das! Und wenn sich zu Abelsberg einer ein wirkliches Vergnügen machen will, so stirbt er, und sprichwörtlich ist es bereits geworden weitum: in Abelsberg ist's am lustigsten auf dem Friedhofe.

Kleine Laube.

Ein Brief in Versen.

Einem jungen Dichter.

Junger Freund! Ich hab' gelesen,
Was du heute mir geschrieben.
Dichter also willst du werden
Und von deinen Versen *leben*;
Epen, Dramen, kleine Lieder
Willst du schaffen, und begeistert
Höchsten Idealen dienen:
Trösten willst du düstre Herzen,
Zeigen willst du aus dem Wirrsal
Dieses Seins den Weg zum Licht —
Und so weiter. Ach ich kenne
Diese Worte, kenn' die Noten
Auch, in welche sie gesetzt sind!
Sehnsucht war der Töne Künstler;
Junges Herz, es schlug den Takt
Und das Ganze klang so lockend,
Fast als ob es Engel sangen —
Und man glaubt es, glaubt's so gern.
Lass dir etwas nun erzählen.
In dem Haupte jedes Dichters
Lebt verborgen eine Spinne.
Von Gedanken und von Bildern
Nährt sie sich zu allen Zeiten
Und das Herzblut ist ihr Trank.
Phantasie nennt sich die Spinne.
Und aus sich nun zieht sie rastlos
Kurze Fädchen, lange Fäden,
Kleine Lieder, Epen, Dramen
Und noch manche solche Sachen.
Kindisch sind die Herren Dichter,
Denn sie freuen sich unendlich,
Wenn die Zahl beschriebner Blätter
Sich in ihrem Schranke mehrt.
Also ist's auch mir gegangen.
Und ich zählte stolzen Herzens
Da die vielen, vielen Blätter
Und ich sprach zu meiner Seele:
„Jetzo will ich nicht mehr zögern,
In die Welt hinaus zu senden
Kurze Fädchen, lange Fäden,
Lieder, Sprüche, ernste Epen.
O, wie wird die Welt sich freuen,
O, wie wird das Buch sie kaufen!
Mehr jedoch als alle Menschen
Wird sich freuen der Verleger,
Denn er sehnt sich nach Gereimtem."
Und ich packte nun die Blätter,
Wie die Mutter hüllt ihr Kindlein,
Sorgsam, liebevoll zusammen,
Drückte mir den Dichterlorbeer
Auf das stolz erhobne Haupt —
Und die Nase in den Lüften,
Also schritt ich zum Verleger.
Und ich neigt' mich stolz bescheiden,
Wie's geziemt dem Geistesritter,
Und in wohlgesetzten Worten
Bracht' ich meinen Antrag vor.
Schweigend horcht' der Freund der Rede
Und dann hub er also an:
„Tausend Menschen gibt's in Deutschland,
Welche *einmal* sich im Leben
Einen Band Gedichte *kaufen*
(Lieder aber *schenken* lassen).
Tausend Dichter gibt's für diese
Tausend lyrischen Gemüther, —
Jedem Dichter einen Käufer —
Und du hast den Muth zu fordern,
Dass ich deine neuen Lieder
Soll in tausend Exemplaren
Drucken und dann binden lassen?
Eins der Bücher wird verkauft —
All die andern kommen wieder,
Halb beschmutzt und angerissen
Und ich muss sie dann verhandeln,
Lieber Freund, und wenn's sehr hoch kommt,
Einen Pfennig für das Kilo
Bei dem allernächsten Krämer.
Sieh, der wickelt Schweizer Käse
Dann in deine reinsten Klänge;
Macht aus deinen Epigrammen
Hübsche Düten für den Pfeffer
Und in deine tiefsten Hymnen
Hüllt er einen Häring ein."
Mir entrollten große Thränen,

Er jedoch, er hatte Mitleid,
Wischte sie mit einem Tüchlein
Aus den Augen mir und sagte:
„Bring mir Prosa, Ernstes, Heit'res,
Alles will ich gern verlegen.
Prosa hat zwar manchen Nachtheil,
Aber, Theurer, wird bezahlt."
Also sprach zu mir der Gute.
Ich erhob mich; meinen Lorbeer
Steckt' ich in die tiefste Tasche
Und gebeugt die Dichternase,
Schritt bescheiden ich nach Haus. —
Junger Freund! Den Göttern dienen
Kann der Dichter nicht um Gold.
Wenn dich deines Geistes Schwingen
Zu dem Quell der Bilder tragen,
Zu der Heimat der Gedanken;
Wenn du Stunden nur im Leben
Darfst im hohen Himmel athmen:
Dank dafür aus heißem Herzen,
Guter, liebereicher Macht.
Glück ist's: Schönes schaffen können,
Und es trägt in sich den Lohn.
Spinnen lass die Spinnerin
Ihr Gewebe aus zarten Fäden,
Sei's zu einem warmen Jäckchen,
Das die Seele wärmt und schützt,
Wenn der Frost dir in das Herz bläst,
Sei's zu Faustens Zaubermantel,
Der den Geist mit Sturmesflügeln
Über Erden, Sterne, Sonnen
Aus der Welt des farbigen Scheines
Zu dem reinen Licht der Wahrheit,
Zu dem Sitz der Gottheit trägt.

„Zeitgenosse." Otto von Leixner.

Goethe und die Karlsbader.

In welch herzlicher Weise der große Dichterfürst den Bewohnern Karlsbads zugethan war, geht aus einem Briefe hervor, den derselbe anlässlich einer am 19. September 1821 stattgefundenen ähnlichen Überschwemmung, wie sie den berühmten Curort am 24. November v. J. heimgesucht, an den Grafen Starnberg unterm 26. September 1821 gerichtet hat. In diesem Briefe heißt es: „Unmöglich ist mir's zu schließen, ohne meinen tiefsten Antheil an dem Karlsbader Unglück auszusprechen. Seit 40 Jahren hab' ich diesen Ort in einem glücklich bürgerlichen Zustande gekannt, obwohl ich wohl wusste, wie die Tegler Teiche als ein Schwert am Pferdehaare den ruhig dahinlebenden Bürgern und Curgästen über dem Haupte hiengen. Nun ist es denn höchst lebensstörend, wenn wir das, was wir Vor- und Nachfahren allenfalls bedauerlich überweisen, nun selbst zu unserer Zeit an den unserigen — *denn ich darf die guten Karlsbader wohl die Meinigen nennen* — unerwartet erfahren müssen." Goethe war bekanntlich nicht weniger als dreizehnmal zur Cur in Karlsbad und fühlte sich dort sehr heimisch. Er knüpfte vielfach Beziehungen mit Karlsbader Bürgern an und als im Jahre 1812 die Kaiserin Maria Ludovica nach Karlsbad kam, dichtete er selbst, indem er sich schon ganz als Karlsbader fühlte, eine Begrüßungs- und Abschiedshymne. Der Trinkbecher Goethes, aus dem derselbe in Karlsbad das heilspendende Nass schlürfte, wird im Goethehause in Frankfurt a. M. noch aufbewahrt. Die Karlsbader hielten das Andenken an Goethe jederzeit heilig und im Jahre 1882 ward dem hervorragenden Freunde und Gönner dieses Curortes von den Bewohnern desselben ein schönes Denkmal errichtet, welches an der Hauptpromenade am Kieswege Aufstellung fand. In diesem Denkmale wurde der Dichterfürst zum zweitenmale von einer gleich fürchterlichen Überschwemmung ereilt, wie sie ihn in seinem vorangeführten Briefe zu so herzlicher Theilnahme bewegte. Die Wellen schlugen von dem herrlichen, Professor Donndorfs Meisterhand entstammenden Monumente die Büste herab, welche sich tief ins Erdreich vergrub. Dieselbe wurde nach der Überschwemmung unversehrt aufgefunden und wird im kommenden Frühjahre auf hohem Postamente wieder wie vordem die Bewunderung aller Curgäste erregen, welche die herrliche Stadt mit ihren prachtvollen Anlagen und curortlichen Einrichtungen, wenn verändert, so *nur* verschönert wiederfinden werden.

Hermann Hango.

Seit zwei Jahren begegnen wir diesem Namen in vielgelesenen Zeitschriften Österreichs und Deutschlands unter Dichtungen, welche durch ihre eigenartige Gedanken-

tiefe, durch die Macht ausgereift männlicher Stimmungen, sowie durch tadellose Formvollendung die Aufmerksamkeit in solchem Grade erregten, dass maßgebende kritische Stimmen sich bereits mit dem Dichter zu beschäftigen begannen, bevor noch ein erstes Werk von ihm in Buchform in die Öffentlichkeit gekommen war. Heute liegt uns ein solches: „Zum Licht!" Gedichte von Hermann Haugo, Stuttgart, Bonz & Comp. vor und zeigt uns Haugo, wir zögern nicht, es auszusprechen, als das vielleicht bedeutendste lyrische und lyrisch-epische Talent, welches Österreich seit Hamerling erstanden ist. Der Titel des Buches, sowie das demselben vorgesetzte Motto:

Was ich bringe,
Ist ein Streben,
Wie das Leben,
Das ich ringe:
Trotz des rohen Tags Gewalten
An dem Wissen festzuhalten —
Nährt die Wurzel auch die Krume,
Nur das Licht erweckt die Blume!

kennzeichnen deutlich die Ziele seines Strebens.

Haugos dichterische Gestaltungskraft liegt vornehmlich in der Tiefe seiner Gedankenlyrik, in welcher eine vollständig abgeklärte Weltanschauung auf kosmischem Standpunkte nach Geltung ringt. Mag der Dichter auch die verschwindende Ohnmacht des einzelnen zur Größe der unerbittlich waltenden Natur erkennen, so lässt er doch nie den Glauben an die Menschheit in ihrem mächtigen Entwickelungsgange, als zu jener gehörig, sinken. Er weiß, dass sich das Einzelne nur opfert, um dem Ganzen zum Siege zu verhelfen:

„Einmal brauch' ich jeden Einen,
Einmal nur, doch einmal ganz,
So wird Größtes aus dem Kleinen,
Und besteht der Welten Kranz"

verkündet er in seinem Gedichte „Naturprogramm", in welchem, sowie in den Zeilen seiner Dichtung „Fata morgana":

„Durch alle Himmel niedertönte
Die Kunde: Mensch, es gibt ein Glück!
Dem einzelnen geschieht nur Wehe,
Damit das Eis der Eigensucht
Zerbreche und der Menschenliebe
Fruchtbarer Lenz erwachen kann!"

die selbstlose Größe seiner Dichtungen am schärfsten hervortritt.

Haugos Gedankentiefe steht eine kühne Gestaltungskraft, leidenschaftliche Glut des Empfindens, vollendete Beherrschung der Sprache, sowie ein außerordentlich feines Naturgefühl ebenbürtig zur Seite.

Mit ganzer Kraft tritt der Dichter jederzeit für die großen, unverrückbaren Ziele der Menschheit, für den Sieg der Liebe über den Hass, für die Herrschaft des Hohen über das Gemeine, für die Erziehung der Menschheit zum reinen Menschenthum ein. In solcher Weise klärt sich in seinem trefflich, überaus eigenartig aufgefassten lebensvollen und bilderprächtigen Gedichte „Sintflut" aus dem Dunkel der Vernichtung eine neue, lichtumsäumte Welt:

„Ein Reich entzückten Lichtes auf Erden lag,
Der Liebe huldigte der neue Tag."

In gleichem Sinne erscheint ihm Christus, welchen er in einer an Wereschagin gemahnenden Schärfe der Darstellung erfasst, in dem Adel seiner Lehren als die bis nun weitestgehende Verkörperung reinen göttlichen Menschenthums. In dem Gedichte „Clytia" kommt der erlösende Gedanke desselben zu edelstem Ausdrucke.

Eine glückliche Verbindung von realem Denken und Empfinden lässt Haugo jene Bahnen schreiten, welche die befreienden Geister der Menschheit immerdar gewandelt sind. Er vergisst nicht die Zeit, in der er wurzelt, beschäftigt sich aber nicht so sehr mit den socialen als den philosophischen Problemen derselben. Ein starkes episches Talent beweist der Dichter in der scharfen Zeichnung aller seiner Gestalten, in der sinnlich-bestrickenden Macht der Darstellung in seinen erzählenden Dichtungen. Das Gedicht „Raphaels gute Stunde", letztere in Goethe'schem Sinne genommen, zeigt, wie tief der Dichter in das Wesen des Genies zu blicken vermag. Die classische Reinheit der Form verdient hier besondere Erwähnung.

Haugo ist eine durchaus eigenartige Erscheinung. Er ist ebenso eigenartig in der Wahl seiner Stoffe, wie in der Zeichnung seiner Gestalten, wie in der Form des Ausdruckes. Er ist eine rein subjec-

tive Natur, jedoch eine solche, welche viel zu geben hat. Den besonderen Ernst des Dichters in seinem Streben bekundet die vornehm-strenge Selbstkritik, welche derselbe sichtlich bei Zusammenstellung seines Werkes geübt, sowie dass er kein einziges seiner gewiss gleichwertigen Liebesgedichte in diese erste Sammlung aufgenommen hat. Bedauerlich erscheint es, dass auch die in Zeitschriften veröffentlichten Erzählungen in Versen „Sygin“ und „Tannhäuser“ von der Aufnahme ausgeschlossen wurden.

Für den männlichen Geist Haugos bezeichnend ist es, dass er das Buch seinem „Vater“ gewidmet. Das Talent des Dichters steht heute mit jenem Buche auf der ersten Stufe der Entfaltung. Wir wünschen demselben im Interesse der heimischen Dichtkunst die reichste Ausgestaltung, sie würde einen entschiedenen Gewinn für dieselbe bedeuten.

Gust. Andr. Nessel.

Wie der Vater Rhein Hochzeit machte.

Wahrhaftige Mär' vom Niederwald. Einem Römerglase abgelauscht von Konrad Scipio.

Trüb einsam lag der Vater Rhein
Auf seinem grünen Bette,
Er dacht' in Lieb' und Maienschein,
Wie gern die Maid er hätte.

Jahrtausend war dahin gerollt
Zum Meer in grünen Wogen,
Seitdem er ihr geweiht das Gold,
Das seine Reben sogen.

Doch nimmer er die Braut errang
Mit höfischem Werben und Minnen:
Zu Grund er endlich finster sank,
Ließ thatlos Zeiten rinnen.

In Träumen nur dacht' er der Maid,
Und wie sie wär' sein eigen:
Er träumt' von stolzer seliger Zeit
Und hehrem Hochzeitreigen.

Doch, was der Treue still geträumt,
Das haben die Wellen voll Leben
Den Bergen rings empor geschäumt,
Damit getränkt die Reben.

In denen stieg's durch Blüt' und Frucht
Zu goldig klaren Thränen;
Die haben die Herzen aufgesucht
Zu ihrem bangen Sehnen.

Auf einmal zog ins Land hinein
Ein Flüstern, Rufen, Schreien:
Der Grüne, der Alte, der Vater Rhein
Der wolle doch noch freien!

Nur wenige hatten ihren Spott:
„Er sei voll herben Weines“,
Doch Millionen priesen Gott:
„Zur Brautfahrt auf, des Rheines!“

„Durch Hunderttausend zuckt' es schnell“,
Beim Feste nicht zu fehlen:
Voran ein Alter jugendhell,
Brautführer, nicht zu zählen.

Doch die geeilt zum grünen Hag,
Das Herz voll Hochzeitlieder,
Nicht alle sah'n den Hochzeittag,
Nicht alle kamen wieder.

Der Rhein ließ immer Wellen noch
Ob seinem Haupte schäumen,
Nun fuhr empor er plötzlich hoch
Aus seinen alten Träumen.

Und was er schaute, trug ihn weit,
Jahrtausend weit zurücke,
Doch was er sah, war Wirklichkeit:
Der Kaiser ritt zur Brücke!

Zur Rechten führte er die Braut,
Erblüht in Jugendprangen;
Hat sie dem Freier angetraut,
Gestillt sein heiß Verlangen.

Gepriesen waren Seel' und Leib
Der Holden nah und ferne:
„Hurrah, Germania, stolzes Weib!
Glückauf Germanias Sterne!“

Dort oben ist gebaut ihr Thron,
Dass fest er ewig stehe:
Germania mit Schwert und Kron'
Dem Rhein vertraut zur Ehe.

Hier hält am Tag sie hehre Wacht,
Weit schauend auf die Lande;
Geheimnisvoll zur Mitternacht
Steigt sie hinab zum Strande.

Die Stunde ist's der Ewigkeit:
Der Zeiten Schleier fallen,
Die Helden der Vergangenheit
Zum Kaiserstuhle wallen.

Der Vorzeit Schwinge mächtig rauscht,
Der Ahnen Geister walten:
Der große Karl hier Zwiesprach tauscht
Mit Kaiser Wilhelm dem Alten.

Der Rothbart und der Löwe steh'n,
Um nie sich mehr zu scheiden:
Zu Potsdam aus den Gräbern geh'n
Die Friedriche, die beiden.

Ins grüne Bett sie steigt zu Thal,
Sich schmiegend dem Gatten im Kusse:
Von Glut und Kraft still flüstern all
Den Reben die Wellen im Flusse.

Sie kündet, was sie Tags geschaut
Hoch oben von der Warte:
Wie Friede weit die Felder baut,
Der Wein der Kelter harrte.

Dann steigt im Liebesglanz verklärt
Vergnügt sie auf zum Throne:
Fasst wieder fest das scharfe Schwert,
Hält hoch die heilige Krone.

So hat die Liebe denn gesiegt,
Vereint zur Ehe die beiden:
Und was so Gott zusammen fügt,
Kein Mensch soll's wieder scheiden!

Hartgebüßter Trotz.

Alte Urkunde von Franz von Friedberg.

Das ist geschehen vor gar langer Zeit und niemand denkt mehr daran. Vieles ist damals noch anders gewesen, ganz anders als heute. Aber die jungen Mädchen, die sind sich gleich geblieben; ich will sagen damit, dass sie vor dreihundert Jahren just so verliebt gewesen sind in schöne Männer wie heutzutage, dass sie just so gern geheiratet haben wie jetzt, dass sie aber auch just so protzig gewesen sind und die närrisch verliebten Männer gerade so gemartert haben, wie sie es heute noch thun.

Da liegt ganz draußen im nordöstlichsten Theile des grünen Steierlands ein winziges Städtlein, das hat seit uralten Zeiten Friedberg geheißen und heißt auch heute noch so, wenn es drinnen auch nicht immer so friedlich zugeht und zugegangen ist, wie es hätte sein sollen, schon um des Namens willen.

Vor mehr als dreihundert Jahren ist es gewesen, gerade als der grimme Türkenkaiser Suleiman der Zweite in unseren Landen herumgetobt und alles hat wollen heidnisch machen. Zu selbiger Zeit hat zu Friedberg ein reicher Bürger gelebt. Geheißen hat er Hans Kindermann. Sein Weib war ihm schon weggestorben, aber eine Tochter hatte sie ihm zurückgelassen, die ist siebzehn Jahre alt gewesen und hat Gertraud geheißen. Ein anderer Bürger hat auch just dazumal gelebt, der hat Hartnid Kupferschmied geheißen, ist noch sehr jung und schön gewesen und hat kein Weib gehabt. Gertraud, sagt man, ist das schönste Mägdlein genannt in der Stadt und sei in den jungen Hartnid Kupferschmied sterbend verliebt gewesen.

Da ist eines Tages der junge Hartnid zum alten Hans Kindermann gekommen, hat ihn um die Hand der schönen Gertrud gebeten und der alte Hans Kindermann hat nicht nein gesagt, weil er es gewusst hat, dass der junge Hartnid ein gar wackerer Geselle wäre und auch ein wenig Geld im Kasten hätte. Dann ist der selbige Freiersmann vor das Mägdlein hingetreten, hat sich sogar auf ein Knie vor ihr niedergelassen und sie gebeten, sie möge sein Weib werden. Der Gertraud ist schier das Herz im Leibe gehüpft und ihr Busen hat gebebt vor Wonne und Seligkeit, wie sie den schönen Hartnid zu ihren Füßen hat liegen gesehen. Am liebsten wäre sie ihm um den Hals gefallen, aber sie hat ihre Liebe nicht gleich wollen verrathen, hat sich gedacht: „Wenn er mich so stark lieb hat, wie ich ihn, so kommt er auch ein zweites- und drittesmal!" und hat — nein gesagt!

Daraufhin ist der Freiersmann traurig von dannen geschlichen. Weil er aber das Mägdlein so stark lieb gehabt hat, wie das Mägdlein ihn, so ist er wirklich ein zweitesmal gekommen, hat sich abermals vor das Mägdlein hingekniet und hat es gebeten um die Hand; und abermals hat Gertraud nein gesagt. Ihr hat dies von Hartnid so sehr gefallen, dass sie an nichts anderes mehr denken konnte als an ihn.

Dem jungen Hartnid aber hat das Herz darob wehe gethan, dass es hätte bersten mögen. Die Liebe jedoch ist unbesiegbar und solche unbesiegbare Liebe

hatte der schöne Hartnid Kupferschmied im Herzen, darum hat er gedacht: „Aller guten Dinge sind drei!“ und ist noch einmal hingegangen, hat sich hingekniet vor das Mägdlein und hat es gebeten um seine Hand. Und wieder hat Gertraud nein gesagt! — Das hat dem guten Hartnid fürchterlich wehe gethan und er hat nicht mehr wollen leben! Gertraud aber hat sich gedacht: „Sieben Male will ich ihn bitten lassen, weil sieben heilige Sacramente sind und das siebente ist die Ehe!“ — — —

Derweilen aber Gertraud Kindermann so frevles Spiel getrieben hat mit dem Herzen des guten Hartnid Kupferschmied, ist der Türkenkaiser vor das Städtlein gekommen, hat gewaltig angepocht an dessen Thore und hat hineinwollen. Die Friedberger aber sind dazumal gar tapfere Leute gewesen und haben nicht aufgemacht, vielmehr haben sie von Zeit zu Zeit einen kleinen Ausfall gewagt und sich was zu essen hereingeholt. Hartnid Kupferschmied ist jedesmal dabei gewesen, wenn die Friedberger sich ausgezeichnet haben.

Am morgigen Tage hätte wieder so ein Ausfall sein sollen. Da hat sich der junge Hartnid gedacht: „Vor dem Ausfalle gehst noch einmal hin zur schönen Gertraud, ein viertesmal, weil es vier letzte Dinge gibt! Du hast dich so oft ausgezeichnet, vielleicht willigt sie schon dessentwillen ein! — Und richtig ist er hingegangen ein viertesmal, hat sich niedergekniet vor dem Mädchen und hat es gebeten um seine Hand! Gertraud aber hat sich gedacht: „Jetzt stehen wir schon bei der Buße!“ und zum viertenmale hat sie nein gesagt! — —

Nach der Buße folgt die Reue!

Das aber hat dem guten Hartnid so unsäglich hart gethan, er ist aufgesprungen und hinaus vor das Stadtthor.

Bald darauf haben sie ihn hereingetragen, den Tod im Herzen. Wie Schön-Gertraud das gehört hat, ist sie aufgesprungen und hin, wo man den Sterbenden zur Rast gelegt hatte, ist über ihn hingestürzt, hat ihn geküsst und mit Thränen benetzt und gejammert: „Mein Hartnid, mein alles! Stirb mir doch nicht!“

Hartnid hat die Augen aufgethan, Gertraud angeblickt, gesagt: „Hättest das früher gesagt!“ und ist gestorben.

Gertraud ist alt geworden, aber nimmer hat sie geliebt, nimmer hat sie gelacht! — — —

Poetenwinkel.

Stimmungen.

Eintagsblüten nur sind sie,
Luftige Eintagsblüten,
Nur zu bald der entschwund'nen
Tage fragende Mythen.

Duftig, wie selten Blumen,
Duftlos bälder, als and're,
Am Wegrand seh' ich sie blühen,
Wo ich streife und wand're.

E. Zellburg.

Blumentraum.

Dir ist das Leben die Rose, im sonnigen Blätterkranz,
Mir sei es der wilde Sturmhut, gebrochen im Mondesglanz,
Dir lächelt's als scheue Mimose, mit Knospenwahl ohne Zahl,
Mir sei es die herbe Musa, erblühend ein einzig mal.

Du bist die schlanke Lilie, ein Blatt schneeweiß und rein,
In deinem Kelche zittern Thauperlen im Sonnenschein,
Ich bin der fernen Berge sehnsüchtiges stolzes Kind,
Vergess'ne Enzianblüte, im herbstlichen Abendwind.

Die Lilie wird aufwärts zeigen, die Rosen werden blüh'n
Und purpurn im Liebeskusse der Sonnenbraut erglüh'n,
Die Enzianblüte wird kämpfen in Sturm und Schnee allein,
Sie wird sich selbst Gebieter, sich selber Schicksal sein.

E. Zellburg.

Geh' vorüber.

Grüßt dich ein trübes Auge
Tiefschmerzlich auf deiner Bahn,
Siehst du ein Herz voll Wehmuth,
O rühre nicht daran!

Öffne die Schleusen nimmer,
Des Stromes, der eingedämmt,
Endlich nach langem Tosen
Sein stürmisch Rauschen hemmt!

Geh' vorüber und tauche
Den Blick nicht in jenen Blick,
Du nimmst ihm die Ergebung,
Und gibst ihm nichts zurück!

E. Sallburg.

Der Falke.

Mädchen, dein Falk bin ich, siehst du ihn ziehn,
Auf zu den grauenden Wolken ihn fliehn?
Auf zu der Sonne, wie jauchzt er so hell,
Badet die Schwingen in leuchtender Well'.
Mädchen, dein jagender Falke.

Wie er auf schimmernder Achsel sich wiegt,
Wie er sich hold an den Nacken dir schmiegt!
Küßt er die Wang' und — wie raunt er so traut, —
Dein rosiges Ohr, wie der Liebste der Braut.
Mädchen, dein jagender Falke.

Kos' ihn, du Mädchen, den Tag du nicht weißt,
Da einst der Geier die Brust ihm zerreißt;
Färbt ihm die leuchtenden Schwingen so roth,
Stürzt dir zu Füßen, blickt an dich im Tod.
Mädchen, dein jagender Falke.

Karl Hiche.

Muth.

Mit einem Herzen, heiß von Sehnen,
Ging ich durch diese schöne Welt.
O irres Hoffen, müdend Wähnen,
Von stillem Glück. Du tiefer Traum —
Ich fand die Ruhe nur in Thränen,
Mein Mühen ward zu Schmerz und Schaum.

Gedanken hell wie frühe Sterne,
Vom Drange hoch die Brust geschwellt,
Die That so trüb, das Ziel so ferne,
Entfliehend wie der Woge Flut —
So ich Genügen nimmer lerne,
O bleibe treu mir, Stolz und Muth!

Gustav Czerny.

Vorüber.

Es waren zwei Nachbarskinder,
Die nährten süß-sehnenden Trieb.
Doch all ihr Fühlen und Denken
Einander verborgen blieb.
Und was im Stillen schwur ihr Mund,
Ward nie dem lauten Tage kund.
So heimlich war ihre Lieb'.

Sie sahen mit scheuen Blicken
Sich oft erröthend an.
Es zwang sie zu einander
Geheimer Zauberbann.
Doch schweigend giengen sie wieder fort,
Und keines sprach das erlösende Wort —
Bis Lenz und Glück zerrann.

W. Gehl.

Geduld.

Man rühmet höchlich die Geduld,
Die ich so oft und oft gehaßt.
Die Zögerin ist häufig schuld,
Daß manches Gute wird verpaßt.

Geduld, merk dir, wird ausgenützt,
Wenn sie zu viel, zu lang erträgt.
Sie wird zum Pfeiler, der nur stützt
Den Eigennutz, der stets sich regt.

Wird wie der Esel, der die Last
Bergan zu tragen sich gewöhnt,
Im schleppenden Getrabe Rast
Kaum zur Erholung sich vergönnt.

Auf Gottes Erden nichts steht still,
Es greift da eins ins andre ein.
Wenn man etwas erfassen will,
Heißt's flinken Sinn's und thätig sein.

Gar schnell enteilt die flücht'ge Zeit,
Geschieht's bringt sie nie zurück.
Drum, wenn sie beut Gelegenheit,
So nütze gleich den Augenblick.

J. Rothbauer.

Zeitfliege.

Wie kraftvoll unsre Zeit doch ist,
In allem gleich ins Dickste schießt!
Die Kunst ist mein! Bin Realist;
Mein der Besitz! Bin Socialist;
Nur her das All! Bin Communist;
Vernicht' euch all! Bin Nihilist!

— — — — — — — — —

Und wenn der Tag zu Ende ist —
Sie finden sich auf einem M . . . .

A. A. Naaf.

Splitter.

Wer nüchtern bleibt, wo jeder sich berauscht;
Wo alles spricht, nur schweigt und gierig lauscht;
Stets ernsthaft thut, wo jeder scherzt und lacht:
Der sinnt Verrath, vor dem nimm dich in acht.

Arpad Sor.

In da Fremd.

(In niederösterreichischer Mundart.)

Hör i wo a Bachl rauschn,
Kimmt mar allwei glei in Sinn:
Rinnt däs liabe, kloane Bachl
Eppar in mei Hoamat hin?

Siach i obn dö Gwoikan wandern,
Kimmt ma wieda glei in Sinn:
Wandern leicht dö liachtn Gwoikan
Eppar gegn mei Hütl hin?

Siach i wo a Vögerl floign,
Kimmt ma wiederum in Sinn:
Floigt der liabe kloane Vogel
Eppar zu mein Dirndel hin?

Koloman Kaiser.

D'Faſtenpredi.

Von Franz X. Freiheim.

„Du Alti!“ ſag da Bergler Hans,
I geh in d Predi heut,
Mei Arbat hon i all ſchon g'richt,
Drum hon i a grad Zeit.
Drauf ſagt ſei Weib: „No mir is's recht.
Kanſt beten glei für mi
Weil's regnen thuat, kann i net geh'n,
I hon koa Parapli.“

Und wia da Hans ſpot hoam dann kumt,
Da is's ſein Weib bald klar,
Daſs bei da Faſtenpredi er
Im Gmoanwirtshaus drunt war.
„Geh ſcham di!“ ſagt's — „biſt du a Chriſt,
A guata wir ſi's g'hört? —
Statt guati Lehrn, bringſt z'Haus an Rauſch,
„Du biſt do gar nix wert!“

„No ſei nur guat“, da Hans d'rauf ſagt,
„Und laſs mi hiazt ungſchurn,
Weil i net bei da Predi war
Da hon i nix valurn. —
G'faſt hon i z'Haus als guater Chriſt
Daſs 'n Magn ma z'ſam faſt ziagt,
Und hiazt hon i von dir a ſchon
A Faſtenpredi kriagt.“

„Ergötzungen des Gemüthes“

vor 200 Jahren.

Was man vor 200 Jahren als geſellſchaftliche Unterhaltung und erlaubten Spaſs betrachtete, davon bringt uns ein aus dem Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts ſtammendes, in Schweinsleder gebundenes „Zauberbuch“ Kunde, aus welchem uns Heinrich Max in der „Bohemia“ ergötzliche Proben liefert. Laſſen wir dem Verfaſſer des Buches ſelbſt das Wort.

„Der Endzweck gegenwärtigen Zauberbuches bezielet die anſtändige Ergötzung derjenigen Perſonen, welche von ihrer verdrießlichen Berufsarbeit ermüdet, theils in beliebiger Einſamkeit, theils in aufrichtiger und luſtiger Compagnie (Geſellſchaft) an allerhand curiöſer Kunſt eine Ergötzung des Gemüthes und ein höchſt gefälliges Belieben finden.“ — Welche Art und Weiſe „das Gemüth zu ergötzen“ der Verfaſſer für die beſte hält, möge hier aus einigen Beiſpielen erſichtlich ſein:

„Wenn jemand von hoher Perſon befiehlt unverſehens eine Fürſtellung zu machen, die ungewöhnlich ſei, ſo iſt wohl eine der artigſten, wenn man Fröſche in das Zimmer bringt. Dieſes zu bewerkſtelligen, thue man ungefähr 25 Fröſche in eine Schachtel und ſchiebe dieſelbe in den Hoſenſack, welcher mit einem ſubtilen Faden genäht ſein muſs. Dann öffnet man zu gehöriger Zeit das Hoſenband zuſammt der Schachtel und geſtattet den Fröſchen den freien Marſch durch die Hoſen, worauf die Fröſche unbemerkt durch das Gemach ſpazieren. Dieſe Kunſt war einſt in Gegenwart des Königs von Spanien gemacht, worüber ſich die ſpaniſchen Dames ungemein entſetzt und würde der Künſtler in große Gefahr als Zauberer gerathen ſein, wenn er nicht die Kunſt geoffenbart hätte.“ — Ueber das folgende Kunſtſtück würden ſich die „ſpaniſchen Dames“ wohl weniger entſetzt haben: „Sich unſichtbar zu machen. Dieſe Kunſt ſoll dem Unwiſſenden eine vollkommene Zauberei zu ſein ſcheinen, doch kann man ſie perfect aller Orten ausführen. Solches aufs kürzeſte vorzuſtellen, laſſe ein großes Faſs dicht mit kleinen Löchlein verfertigen, krieche darein und laſſe es oben wieder zumachen, ſo wirſt du alles, was draußen paſſiert, wohl erkennen, dich aber wird niemand in deinem Faſs beſchauen können.“ —

Nützlich für Jäger und praktiſch gewiſs ſehr verwendbar iſt:

„Ein artiges Jägerkunſtſtück, nimmer nicht zu fehlen. Dieſes Kunſtſtück haben viele Schützen geprobt und alle meiſtentheils wahrhaftig befunden, weshalb ich um ſoviel weniger Bedenken trage, dasſelbe hier einzuverleiben. Man nimmt einen Nagel, womit des armen Sünders Kopf iſt auf dem Rad angenagelt worden und läſst davon bei einem Büchſenſchmied ein Korn auf das Rohr der Büchſe ſetzen. Man iſt damit gewiſs, daſs man alles Federwild durch den Hals ſchießt. Probatum est.“

Eine beſondere Vorliebe zeigt der verehrte Autor für „Poſſen ſo man einem guten Freunde anthun könne“.

Mannigfach, wenn auch nicht gerade herzerhebend, sind die Anweisungen, besagtem guten Freund einen „rechtschaffenen Poss“ zu spielen. Es muss aber ein sehr guter Freund sein, mit dem man sich Possen erlauben darf, wie z. B. diesen: „Jemanden aus dem Korb herauszusingen. Befehle deinem guten Freunde, dass er sich unter einem großen Korb verstecken solle, und wette mit ihm, dass du ihn durch Singen nöthigen wolleſt, unter dem Korbe hervorzukriechen. Gehe also ein andächtig Lied singend um den Korb herum und gieße endlich einen ..... über denselben, so wird er wahrscheinlich deines Singens bald überdrüssig werden und unter dem Korbe hervorkriechen.“ „Wahrscheinlich“ — es scheint somit nicht „Probatum est“ zu sein. Noch auf mancherlei Art kann der gute Freund „zur Ergötzung des Gemüthes“ beitragen, und der wackere Verfasser des Zauberbuches scheint in der Erfindung solcher Possen unerschöpflich gewesen zu sein. So empfiehlt er unter anderem, dem guten Freunde ein „Brechpülverlein“ in die Suppe zu geben! — Wie neckisch! Weiters folgt: „Ein praktisches Kunstspiel ist, dem guten Freunde, welcher sich zu oft ungebetener Weise zu Tische ladet, den Teller mit Coroquintensaft einzureiben, damit alles, was in sein Maul kommt, bitter schmecke.“ — Armer guter Freund! Doch ist dies immerhin ein unschuldiger „Poss“; das düstere Zauberbuch enthält noch derbere Recepte für den unglücklichen guten Freund. Es geht doch nichts über eine anständige Ergötzung des Gemüths! Dem Leser geht zuweilen ein Licht auf, warum dasselbe in Schweinsleder gebunden ist.

Als nette gesellschaftliche Unterhaltung empfiehlt der nette Mann eine Schüssel voll Wasser zu gießen und die Anwesenden aufzufordern, recht aufmerksam in das Wasser zu sehen, da sich am Grunde der Schüssel allerhand schöne Bilder zeigen werden. „Wann sie nun auf das genaueste in das Wasser schauen, schlage mit der flachen Hand in die Schüssel, damit sie alle nass werden. Du kannst sie dann wacker auslachen.“ Ein anderes „Possenwerk“ ist, mit jemandem zu wetten, dass, wenn er eine Feuerzange zusammendrücke, eine Petersilie daraus hervorschießen werde. Natürlich wird dies sehr bezweifelt, aber „so sich ein dummes Schaf findet, welches darauf eingeht“, so sendet man besagtes Schaf für so lange hinaus, bis es wieder hereingerufen wird. Während der Zeit wird die Zange im Kohlenfeuer glühend gemacht. Hierauf wird das Schaf hereingerufen und beauftragt, die Petersilie aus der Feuerzange herauszupressen, wobei sich der betreffende jämmerlich „die Bratzen“ verbrennt, „wofür er von der ganzen Compagnie tapfer ausgelacht wird“.

Barbarische Thierquälereien sind in dem Buche als „Belustigungen“ angeführt. So soll es z. B. sehr lächerlich anzusehen sein, wenn man eine Henne auf den Tisch setzt und ihr den mit einem Messer durchbohrten Kopf an die Tischplatte heftet! Oder wenn man einem Hahn die Zunge abschneidet, damit er nicht mehr krähen könne.

Das nur wenige Beweise, dass in der „guten alten Zeit“ neben Rechtschaffenheit, frommem und unerschrockenem Sinn auch ein gut Stück Roheit waltete, über deren Dahinschwinden wir Menschen von heute uns freuen dürfen.

Lustige Zeitung.

Unbedenklich. Dame: „Aber lieber Fährmann, warum wollen Sie mich von Ihrem Jungen übersetzen lassen! Das ist mir doch zu bedenklich!“ — Fährmann: O nei, der Bub' fragt noch nix nach den Weibsleut'n!“

Schlagfertig. Ein Stutzer tritt in eine Kneipe und wendet sich zärtlich an die Kellnerin: „O Hebe“ — „dich weg!“ ergänzte die Schöne.

Reifere Jugend. Arthur: „Klara! — — würden Sie — — könnten Sie — — möchten Sie — —“ — Klara:

„Nur Muth, lieber Arthur, was haben Sie denn auf dem Herzen?“ — Arthur: „Wollten Sie — — dürften Sie mir eine Cigarre von Ihrem Papa schenken?“

Eine Thüringer Geschichte. Der Amtmann: „Ich frage Ihn, Johann Christian Herold, hat Er der Jungfrau Auguste Kirsch das Eheversprechen gegeben?“ — Michel: „Ja, Herr Roath!“ Amtmann: „Will Er die besagte Person heiraten? — Michel: „Ne, Herr Roath!“ — Amtmann: „Nun, so muss Er sich mit ihr abfinden. Will Er ihr eine runde Summe geben?“ — Michel: „Ne, Herr Roath!“ — Amtmann: „Nun, so muss Er ihr in Raten zahlen.“ — Michel: „Ne, Herr Roath!“ — Amtmann: „Aber, mein Gott, was will Er denn eigentlich?“ — Michel: „Iche? — Ich will's abschwöre!“

Aus dem alten Dresden. Ort der Handlung: Eine Brücke, die für Wagen und Reiter gesperrt ist. Ein Reiter ist eben im Begriff, über die Brücke zu reiten. Schildwache (präsentiert das Gewehr): „Herr Lieutenant, härn Se, Se wollen über de Pricke reite.“ (Der Lieutenannt reitet über die Brücke.) Schildwache: „Härn Se, Herr Lieutenant, härn Se, Se reite über de Pricke.“ (Der Lieutenant ist hinübergeritten.) Schildwache: „Herr Lieutenant, Herr Lieutenant, Se sind über de Pricke geritten.“

Das Bankgeschäft. Zwei befreundete Berliner, denen man es auf den ersten Blick ansieht, dass sie nicht den begüterten Gesellschaftsclassen angehören, treffen sich auf dem Bahnhof. „Wo willste denn hin, Willem?“ fragt Ludwig. — „Nach Posen.“ — „Was willste denn in Posen machen?“ — „Ick will 'n Bankgeschäft ufmachen.“ — „Du, 'n Bankgeschäft? Mit Deine paar Sechser?“ — „Nee, — mit'n Nachschlüssel!“

Zwei Besenbinder begegnen sich. Der eine ruft: „Besen! Neun Kreuzer das Stück!“ — der andere: „Besen! Sechs Kreuzer das Stück!“ — „Höre, Bruder“, sagte der eine, „ich stehle doch das Reisig zu meinen Besen auch und kann sie nicht billiger geben; wie machst du es denn?“ — „Ich stehle die Besen schon gemacht.“

Ein sonderbarer Kunde. Von dem bekannten Komiker Beckmann erzählt man sich in Breslau folgendes Stückel: Eines Tages erschien er in einer Eisenhandlung, wo gerade nur der Lehrling anwesend war. — „Ich möchte gerne Schillers sämmtliche Werke“, sagte er. „Wir verkaufen keine Bücher“, sagte der Lehrling, „dies ist ein Eisengeschäft.“ — „Nun, ich bin nicht sehr genau“, sagte Beckmann, der vorgab, schwerhörig zu sein, „mir ist es gleichgiltig, ob es in Kalbsleder oder Juchten gebunden ist.“ — „Dies ist kein Buchladen“, schrie der Lehrling. — „Ganz recht“, entgegnete Beckmann, „packen Sie es hübsch ein. Schicken Sie es in mein Hotel. Ich wünsche es einer Verwandten zum Geschenk zu machen.“ — „Wir haben's gar nicht!“ schrie der Lehrling, bis ihm das Gesicht krebsroth wurde. — „Packen Sie es ein, als ob es für Ihre eigene Mutter wäre“, sagte Beckmann gelassen. „Besser verlange ich es nicht. Ich wünsche meinen Namen hineinzuschreiben.“ — „Sehen Sie nicht, dass wir keine Bücher verkaufen?“ kreischte der Lehrling. — „Sehr gut, dann will ich darauf warten“, sagte Beckmann ruhig und setzte sich nieder. — Der Lehrling eilte zu dem Herrn des Geschäftes mit der Meldung, es sei ein Kunde da, der verrückt sein müsse. — Der Herr erschien: „Was wünschen Sie, was ist Ihr Belieben?“ — „Ich wünsche eine Feile zu kaufen, eine einfache, fünf Zoll lange Feile; Sie haben doch welche?“ sagte der Schauspieler. — „Gewiss“, entgegnete der Meister mit einem vernichtenden Blick auf den sprachlos dastehenden Lehrling, und überreichte dem Kunden das Verlangte.

Beinahe. „Denken Sie, Herr Baron, wie merkwürdig! Meine Schwester Elli ist am 28. Juni geboren, ich am 1. Juli und Dora am 4. Juli.“ —

„Kolossal! Also beinahe Drillinge!“

Ein kluges Kind. Gretchen: „Sei doch ruhig, Hänschen; hörst du denn nicht, dass Besuch im Nebenzimmer ist?“ — Hänschen: „Woher weißt du denn das? Du warst doch gar nicht drin!“ — Gretchen: „Aber ich höre, dass die Mama zum Papa „Schatz“ sagt!“

Ein guter Vater. „Freut euch, ihr Buben! Morgen is Sonntag, da kauf i mir so an Rausch, dass ihr euch amal wieder herzlich auslachen kinnt!“

Sie: „Sie lieben mich also wirklich, Hugo?“ — Er: „Ich schwör' es Ihnen bei den Rosen Ihrer Wangen, den Locken Ihres Hauptes —“ Sie: „Weh' mir! Er schwört einen falschen Eid!“

Boshaft. „Du, Frauchen, seh' ich so anständig aus?“ — „Täuschend!“

Die Molkencur. „Nun wie haben Sie geschlafen, Fräulein?“ — „Nicht so gut wie gestern, Herr Doctor.“ — „Da trinken Sie heute einen Becher weniger.“ — „Vorgestern habe ich einen Becher mehr getrunken und schlief vortrefflich.“ — „So? — dann trinken Sie heute auch einen mehr.“ — „Also ist das wohl so ziemlich einerlei, ein Becher mehr oder weniger?“ — „Ja wohl, mein Fräulein, — aber nur nicht ohne ärztliche Verordnung!“

Ein bekehrter Sünder. Ein Pfarrer im Westen der Union hatte einen biederen Farmer zum Nachbar, dessen Gewohnheit es war, Sonntags auf die Jagd zu gehen. Auf des ersteren Zureden schloss sich nun letzterer der Kirchengemeinde an und versprach den Sabbath zu heiligen. Ein Freund beider Männer fragte nach einigen Wochen den Pfarrer: „Bemerken Sie eine wesentliche Änderung an Freund P., seitdem er Kirchenmitglied ist?“ — „Gewiss“, antwortete Hochwürden, „früher gieng er mit der Büchse auf der Schulter auf die Jagd — jetzt trägt er sie unter dem Rock.“

Ein Jagdliebhaber rechnet seinem Freunde vor, was ihm sein Jagdvergnügen koste: Rechne ich die Pacht, die Rechnung beim Büchsenmacher, das Pulver und Blei, was ich an Zeit versäume und an den Stiefeln zerreiße, so kommt mich ein jeder Hase auf zwanzig Mark zu stehen.“ Darauf der andere: „Dann ist's ja ein Glück, dass du so wenig schießest!“

Thüringische Gemüthlichkeit. Diebe brachen neulich in das Haus eines Justizrathes in Coburg ein und hinterließen im Keller eine Karte mit folgendem Inhalt: „Geehrter Herr Justizrath! Zwei Coburger haben sich erlaubt, bei Ihnen zu speisen. Ihr Wein ist sehr gut, Sie haben auch gutes Bier. Gestohlen haben wir Ihnen weiter nichts als einige Cigarren. Kellerlöcher zumachen!“

Kein Verständnis. Wirtin: „Herr Müller, es ist jemand da.“ — Student (noch im Bett, barsch): „Wer denn?“ — Wirtin: „Der Geldbriefträger.“ — Student (schreiend): „Und das nennen Sie einfach jemand?“

Ein guter Schauspieler. „Von dem Schlabitzky, der jetzt am Stadttheater engagiert ist, hab' ich einmal eine glänzende Leistung gesehen.“ — „So? Wo denn?“ — „Er hat mir in Amerika die Stiefel gewichst!“

Noch vor kurzem trug eine Warnungstafel in Nordböhmen folgende Inschrift: „Wer über diese Brücke rascher als im Schritt fährt, zahlt 1 fl. 10 kr. Strafe; im Falle der Zahlungsunfähigkeit setzt es 12 Hiebe. Die Hälfte der Strafe empfängt der Angeber.“

Ein junger Börsianer entdeckt plötzlich den Beruf zum Schauspieler in sich und wendet sich der Bühne zu. Seine erste große Rolle ist der Marquis Posa, den er im ganzen nicht übel spielt. Nur an einer der Hauptstellen kommt

des Künſtlers eigentliche Natur unvermittelt zum Durchbruch, da er den König fragt: „Sire, wie geben Sie Gedankenfreiheit?“

Profeſſor (in der Claſſe): „Es riecht hier ſo eigenthümlich brenzlich — Kieſemann, riechen Sie nichts?“ — „Nein, Herr Profeſſor!“ — „Aber Kieſemann, Sie als Primus ſollten's doch riechen!“

Die Trauerfeier. Sepp: „Ja, Herr Oberförſter! Geſtern hab'n mer halt unſern Hans 'naustrage. (Heult): Und a ſchöne Red' hat der Herr Pfarrer g'halte — i hab' wohl nix davo verſtande — und nach ſan mir halt ins Wirtshaus — da hab'n mer ordentlich g'freſſ'e — und g'ſuff'e — nachher hab'n mer a biſsla g'tanzt und g'ſunga — und ſpäter is noch g'rauft worn — ach, Gott, ja! — unſer armer Hans!“

Tſchumperliedln.

Mitgetheilt von Agnes von der Decken.

Als Nachtrag zu den Tſchumperliedln (Schlemper-, Bummelliedln) aus Thüringen, Sachſen und beſonders dem Voigtland, die im erſten Heft des elften Heimgarten-Jahrganges mitgetheilt wurden, ſei es geſtattet, hier einige Tſchumperliedln des ſächſiſchen Erzgebirges aufzuführen.

Wenn r ner käm,
Doſs er miech nähm,
Doſs ich doch endlich
Bun Klippelſack käm!

Nu is r gekumme,
Un hot miech genumme,
Nu bin ich noch farrner (mehr)
Zun Klippelſack kumme.

—

Ach wenn doch mei Schazl
E Roſenſtock wer!
Ich ſtellt n ans Fanſtr,
Bis r aufgeblüht wär.

Und wie blau ſtaht dr Himmel
Und wie leuchten die Stern,
Und wie haben die Burſchn
Die Madln ſo gern!

Alle Leit ſei mr gut,
Ka Menſch is mr gram,
Worim ſoll den mei Schazl
Ka Freid an mir ham?

Wenn ich e fein Madl ſeh,
Denk ich, s is mei;
Wenn ich ſirſch Kammerle kumm,
Laſst miech net nei.

O du ſchwarzageie Gret,
Wenn d in mei Herzl ſechſt,
Ließte miech nei.
Ließte miech nei.

Schazl, gram diech net,
Ich will diech wahrlich net;
S kimmt emol de Zeit,
Doſs mr wern e par Leit.

Wenn ich an mei Schazl denk,
Wackln alle Tiſch un Benk,
Tiſch un Benk un Fanſtrbrit,
Bun men Schazl laß ich net.

Mei Votr hot gſaht ih ſoll de Roſa net liebn,
R will mr alle Wuchn drei Zwanzger mehr gabn.
Is ſchod fr deine Zwanzger, ich ma ſe net habn,
Ich lieb meine Roſa ſu lang, als ich ka.

Bei mir is noch kanr kumme,
Bei mir kummt noch kaner fir;
S muſs e rachtr ſchienr kumme,
Der racht tanzn ka mit mir.

Wann de iwuſch Brickl giſt,
Tu fei net drtrinkn,
Wann de mei Schazl ſiſt,
Tu auf ihn winkn.
Wink auf ihn, ſchrei auf ihn,
Tu auf ihn lachn!
Muttr, wann mei Schazl kimmt,
Wie ſoll ich's machn?

Wenn ich ſchie denk, ſchie denk
Ich will dr gut ſei, gut ſei,
Fallt mr mei altr Schaz
A wiedr ei.

Denkſt du denn, du Naſeweis,
Daſs ich mich um dich zerreiß?
Ich dreh mich um un lach dich aus
Und ſuch mr derweil ein andren aus

Der mitn ſchwarzn Frack
Der hot ka Geld in Sack,
Dan mitn rundn Hut,
Dan bin ich gut.

Bücher.

Deutsche Volksschauspiele. In Steiermark gesammelt. Mit Anmerkungen und Erläuterungen nebst einem Anhange: Das Leiden Christi. Spiel aus dem Gurkthale in Kärnten. Herausgegeben von Dr. Anton Schlossar. Zwei Bände. (Halle, Max Niemeyer. 1891.)

Es ist bekannt, dass in unserem deutschen Gebirgsvolke dramatische Spiele vorhanden, die oft ein hohes Alter haben und deren Verfasser nicht bekannt sind. Solche Stücke werden heute noch hie und da in den Dörfern, und zwar von Bauern selbst aufgeführt und sind merkwürdige Denkmäler naiver Volksdichtung. Die bekanntesten (aber auch nur in der Bauernschaft bekannt) Stücke sind: „Das Paradeisspiel", „Das Schäferspiel", „Das Krippelspiel", „Das Genovefaspiel", „Der baierische Hiesel".

Solche Volksschauspiele, wie sie besonders in Steiermark vorkommen, hat nun A. Schlossar gesammelt, herausgegeben und damit unserer Culturforschung einen wesentlichen Dienst erwiesen. Nebst den oben angedeuteten Stücken enthält das Werk: „Die Geburt Christi", „Das Leiden Christi", „Judith und Holofernes", „Hirlanda", „St. Barbara", „Susanna", „Der gefoppte Geizhals", „Ein Nachspiel mit dem Passionsspiele aus dem Gurkthale sammt dessen Zwischen- und Nachspielen." — Anmerkungen und Erläuterungen des Herausgebers orientieren uns und geben der Sammlung auch einen wissenschaftlichen Wert.

Manche der Stücke tragen wohl das Merkmal kirchlicher Urheberschaft an sich. Andere aber sind ganz volksthümlich naiv und derb. Von dramatischer Wirkung sind die meisten dieser Stücke, deren Verfasser wohl nie eine Dramaturgie in der Hand gehabt haben werden. — An anderer Stelle dieser Zeitschrift wird der dramatische Schwank: „Der gefoppte Geizhals" mitgetheilt werden.

R.

Bühnensterne. Bilder aus der Theaterwelt von Julius Freund. Zweite Auflage. (Berlin. J. F. Schorer.) Ein Gegenstand, der immer seinen Reiz hat. Wer fürs Theater sich nicht interessiert, der thut's wenigstens für die Schauspieler. Dieses Buch hat daher schon im vorhinein ein großes Publicum. Und es ist darnach angethan, das Publicum keinesfalls zu enttäuschen, sondern es auf die angenehmste Weise zu unterhalten und ihm manche Erinnerung an liebe Theatergestalten wieder aufzufrischen.

M.

Aus dem Irrenhause. Dreizehn Erzählungen merkwürdiger Irrsinnsfälle von Caroline v. Scheidlein-Wenrich, mit einem Vorworte von Fridrich Schlögl. (A. Bauer. Wien.) Diese merkwürdigen, psychologisch interessanten Erzählungen, werden nicht verfehlen, bei den Freunden geistvoller, belletristischer Literatur Aufsehen zu erregen. Der Leser betritt in denselben, an der Hand der Verfasserin, die Behausung der von einem entsetzlichen Schicksale zum geistigen Tode Verurtheilten, und erfährt die Ursachen, durch welche der in vielen Menschen schlummernde Dämon des Wahnsinns in ihnen zum Leben erweckt wurde. Die Schreibweise im Buche könnte besser sein. — Friedrich Schlögl hat das Werk mit einem freundlichen Geleitbriefe, in welchem er sein Bekanntwerden mit der zu früh verstorbenen Verfasserin schildert, versehen.

V.

Schopenhauer. Aphorismen zur Lebensweisheit, herausgegeben von Dr. F. Rein. Bibliothek der Gesammtliteratur des In- und Auslandes. (Otto Hendel. Halle a. S.) Die bisher verbreitete Ausgabe der Schopenhauerschen Werke hat durch die vorliegende Bearbeitung eine genaue Sichtung erfahren. Die umfangreichen Zusätze aus den hinterlassenen Papieren, die Schopenhauer wohl kaum sämmtlich aufgenommen, oder die er doch wenigstens überarbeitet haben würde, sind bedeutend reduciert worden; es sind nur diejenigen beibehalten, die Schopenhauer zweifellos unverändert gelassen haben würde.

V.

Maud Elliot. — Ein Echo von Antietam. Zwei Novellen von Edward Bellamy. Bibliothek der Gesammtliteratur des In- und Auslandes. (Otto Hendel. Halle a. S.) Nach dem enormen Aufsehen, welches des rasch berühmt gewordenen Verfassers „Im Jahre 2000. Ein Rückblick auf das Jahr 1887" in der ganzen civilisierten Welt hervorgerufen hat — man schätzt die Verbreitung des oben genannten Werkes auf über eine Million Exemplare — wird gewiss jeder das Verlangen tragen, auch die übrigen Werke des Verfassers kennen zu lernen. Die Verlagshandlung bietet im vorliegenden Heft zwei Skizzen Bellamys, die in ihrer Eigenart sich über das gewöhnliche Maß erheben.

V.

Hedda Gabler, Schauspiel in vier Acten von Henrik Ibsen. Bibliothek der Gesammtliteratur des In- und Auslandes.

(Otto Hendel. Halle a. S.) Offen gestanden halten wir dieses Werk für nicht bedeutend genug, um auch nur ein Wort der Reclame darüber zu verlieren. M.

Drei Märchen für Alt und Jung. Die Nüsse, ein Weihnachtsmärchen. — Das Elixir. — Die graue Locke. Von Georg Ebers. Mit drei Lichtdruckbildern von R. Leinweber. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Es sind keine von jenen egyptischen Märchen, die uns der Dichter und Gelehrte in Übersetzungen und kunstvollen Ergänzungen kennen lehrte, sondern frei empfundene Poesien, die zum Theil auf heimischem Boden spielen. V.

Zur See. Herausgegeben von v. Henk. Lieferung bis Nr. 6. (Verlagsanstalt und Druckerei-Actien-Gesellschaft Hamburg.) Das nationale Prachtwerk unterrichtet in den beiden vorliegenden Lieferungen über die Typen der Schiffe, welche in den verschiedenen Kriegsmarinen geführt werden; dank der klaren Darstellungsweise gelingt es, die dem Laien schwer verständlichen und oft kaum erkennbaren Unterschiede zwischen den einzelnen Schiffsgattungen so vorzuführen, dass jedermann sich einen vollkommenen Begriff aller Schiffstypen machen kann. V.

Der Zeitgenosse. Berliner Monatshefte für Leben, Kritik und Dichtung der Gegenwart. Herausgegeben und geleitet von Richard Zoozmann und Ludwig Jacobowski.

Diese neue Zeitschrift bringt den Neu-Idealismus. Der Alt-Idealismus (beiläufig derselbe, dem Homer, Dante, Goethe, Schiller, Kleist, Körner u. s. w. gehuldigt) ist durch den Materialismus glücklich gestürzt worden. Der Neu-Idealismus wird sich ganz an die Naturwissenschaft halten und der Poesie vollkommen neue Gestalt geben. So meint diese Berliner Monatsschrift. — In dem uns vorliegenden Hefte finden wir manches Schöne, jedoch aber nichts, was uns die Art der neuen Erfindung andeuten wollte — und wir sind so schrecklich neugierig. M.

Jämmerlichkeiten in der Münchener Schriftstellerwelt. Von Maximilian Schmidt. (München. J. Lindauer'sche Buchhandlung. 1891.)

Ausgiebige Rechtfertigung des Verfassers gegen den ihm im Organe der sogenannten „Jungdeutschen" gemachten Vorwurf, Plagiate verübt zu haben. Die „Jungdeutschen", die bekanntlich jeden Dichter und Schriftsteller älterer, idealerer Richtung „abschlachten" wollen, haben sich hier wieder einmal stark blamiert, und ihr Fleischergeschäft findet überhaupt wenig Kunden. M.

Das Buch. Technik und Praxis der Schriftstellerei. Handbuch für Autoren von J. H. Wehle. Zweite Auflage. (A. Hartleben. Wien.)

Das Werk hat so manchem der jüngeren Generation vortreffliche Dienste geleistet und wird dies in seiner neuen Gestalt auch in Zukunft thun. Die Processe, die dem Erscheinen eines Buches vorausgehen müssen, sind so mannigfaltige und so heterogene, und die Hilfsmittel der Erzeugung und des Betriebes sind so zahlreich und so compliciert, daß ein einzelner kaum das ganze Gebiet mit gleicher Sicherheit beherrschen kann. Der Verfasser hat es darum versucht, eine Übersicht über das Ganze zu bieten, welche auf möglichste Vollständigkeit allen Anspruch macht. Der Hauptzweck der vorliegenden Neubearbeitung durch berufene Hand liegt darin, die bewährten Vorzüge von Wehles Buch durch eine selbständige Darstellung zu heben und die technischen Details nach neueren und besseren Quellen zu bieten. V.

„Das Goldene Buch der Land- und Forstwirtschaft in Österreich-Ungarn." Herausgegeben von Dr. Leo Přibyl, Adolf Hochegger, Adolf Lichtblau und Adolf Treulich. Mit 40 Porträts. Selbstverlag der Verfasser, V., Wienstraße 12, Wien.

Die glänzende land- und forstwirtschaftliche Ausstellung, welche im Jahre 1890 in Wien stattfand, erregte den Wunsch, durch ein umfassendes Werk über dieselbe ein bleibendes Andenken an dies Fest der Bodenproduction zu schaffen. Die obgenannten Herausgeber unterzogen sich dieser mühevollen Arbeit, und so wurde ein Prachtwerk geschaffen. Hervorragende Fachmänner, welche die Bearbeitung der einzelnen Capitel übernommen hatten, lieferten ein umfassendes Bild des gegenwärtigen Standes der einzelnen land- und forstwirtschaftlichen Betriebszweige, der damit verbundenen blühenden Industrien oder eine Übersicht der wissenschaftlichen Bestrebungen im Kreise der Bodenproduction und der Lehrthätigkeit auf diesem Gebiete in der österreichisch-ungarischen Monarchie. Auch das Ausland wurde berücksichtigt. Eine Zierde bilden die 40 photographischen Porträts der Männer, die theils mit dieser Ausstellung enge verknüpft, theils als Mitarbeiter an dem Prachtwerke thätig waren. V.

Dem „Heimgarten“ ferner zugegangen:

Leo N. Tolstojs Gesammelte Werke. Von Raphael Löwenfeld. 4. Lieferung. (Berlin. Richard Wilhelmi. 1891.)

Der Pfarrer von Ikbach. Eine poetische Erzählung von Alois v. Warnus. (Linz a. D. Mareis. 1891.)

Nubiamus. (Es wird geheiratet.) Eine römische Komödie in drei Acten von Rudolf Tambour. (Leipzig. A. Schulze. 1891.)

Geschichten aus den Bergen. Von Arthur Achleitner. Dritter Band. Mit dem Bildnisse des Verfassers. (Leipzig. Philipp Reclam jun.)

Letzte Gedichte von Wilhelmine Gräfin Wickenburg-Almásy. Aus dem Nachlasse der Verstorbenen herausgegeben von ihrem Gatten. (Wien. Carl Gerolds Sohn. 1890)

Wiener Humor. Sammlung der besten, meist neuen humoristischen Vorträge und dramatischen Gelegenheitssachen für Damen und Herren. Herausgegeben von O. A. Frise. Neue Serie. (Wien. C. Daberkow. 1891.)

Der Kinderfreund. Kalender für 1891. Herausgegeben von Kasimir Rebele. (Augsburg. Gebr. Reichel.)

Schweizerische Rundschau. Revue Générale Suisse. Rivista Svizzera. Monatsschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben. Herausgegeben von Prof. Dr. Ferd. Vetter in Bern. (Orell Füßli. Zürich.)

Reinmenschliche Kindererziehung. Drei Vorlesungen von Johannes Guttzeit. (Leipzig. Siegismund & Volkening.)

Vegetarisches Kochbuch. (Mit Gesundheitsregeln.) Von Charlotte Schulz. Unter Mitwirkung von Dr. med. Liezelt. Dritte vermehrte Auflage. (Berlin. Max Breitkreuz. 1890.)

Zur Impf-Frage. (Berlin 1891. Hugo & Herman Zeidler.)

Postkarten des Heimgarten.

J. S. S., Wien: „Das verlorene Paradies“ missfällt Ihnen gründlich? Sie meinen, das gegenwärtige Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeiter werde und müsse immer so fortbestehen. Wir meinen, dass auch in dieser bängsten aller Fragen die Poesie versöhnend wirken kann, wie es in Fulda's herrlichem Stücke „Das verlorene Paradies“ thatsächlich der Fall ist. Möge das Drama im Leben nicht tragischer enden, als in diesem Schauspiele! Ehret, ihr Reichen, den Dichter, der die Lehre des Rechtes predigt, und nicht die der Gewalt. Aus Fulda's edlem Drama spricht das Herz der Menschheit. Es stehen andere da, die das Wort heischen, um rohe Leidenschaft zu schüren, solche habt ihr Ursache zu hassen.

Dr. L. H., Graz: Mit Recht ist es Ihnen aufgefallen, dass in dem Aufsatze: „Wie es mir als Dramatiker ergangen“ die vorzügliche Grazer Aufführung des Volksstückes „Am Tage des Gerichts“ unerwähnt blieb. Es war ein Versehen, das umsomehr auffallen musste, als die Leistungen der Hauptdarsteller, besonders die Arthur Bauers als „Strassl-Toni“ ganz ausgezeichnet genannt werden müssen, worüber auch das Grazer Publicum einer Meinung ist. — Übrigens müsste der betreffende Aufsatz so genommen werden, wie er gemeint war: Halb Ernst, halb Spass. Einmal die Critiker zu critisieren, das ist zwar höchst frivol, im Grunde aber eine sehr heitere Sache. Ob sie uns, oder wir sie — es kommt auf eins hinaus.

E. St., Graz: Ja wohl. Für Misshandlung unschuldiger Kinder haben wir noch kein Gesetz, das strenge genug wäre. Am empörendsten ist dieses Verbrechen noch, wenn es unter dem Deckmantel pädagogischer Strenge auftritt, wo es doch nur wüste Brutalität ist, die tiefer steht, als alle Rohheit der Thiere. Eltern, die ihr Kind roh misshandeln, sollen für alle Zeit der Rechte an dem Kinde verlustig sein. Thierschutzvereine — brav! Kinderschutzvereine — dreimal brav!

B. A. B., Wien: Ja. Der Deutsche liebt anders, als der Slave, beim Deutschen spielen Achtung, Mitleid, kurz geistige und seelische Interessen mit. Der Deutsche liebt im Weibe den Menschen, und nicht das Thier.

O. P., Breslau: Ein wahrhaft großer Mann muß auch das Talent besitzen, glücklich zu sein.

G. H., Nürnberg: Begreifen nicht, wie Sie sich so ereifern können über ein Büchlein, das nichts will, als die Kinder Artigkeit und Wohlanständigkeit zu lehren. Doch besser als das Gegentheil, welches der Jugend heute auch gepredigt wird!

F. C., Hohenmauthen: Auf Kosten wahrer Innigkeit herrscht das Sentimentale zu stark vor.

S. O. U., Görz: Eingesandte Briefmarken zum Behufe eines Antwortschreibens kommen im Falle der Nichtbeantwortung dem Wohlthätigkeitsverein „Colonie“ in Graz zugute.

G. B., Köln: Müssen Ihnen recht geben, auch uns behagen die mit Zwirn gehefteten Heimgartenhefte besser, als die mit Draht genagelten und wir wollen trachten, den Lesern wieder die altgewohnte Bequemlichkeit zu verschaffen.

„Eine Bitte an den Clerus."

Im Januarhefte des „Heimgarten" veröffentlichte ich einen Aufsatz mit der Überschrift: „Eine Bitte an den Clerus", in welchem vielfachen Erfahrungen und gewissenhaften Erkundigungen gemäß behauptet wird, dass in unseren Volksschulen beim Religionsunterrichte auf Kosten des Neuen Testamentes der trockene Unterricht in dem katholischen Katechismus zu sehr bevorzugt werde. Die Darlegung geschah stellenweise allerdings in etwas herber Weise, aber noch lange nicht in jenem merkwürdigen, die Universitäts-Studien verleugnenden Tone, der auch bei der clerikalen Presse in der Schulfrage beliebt wird. Freilich ist es schwer, in so hochwichtigen Dingen immer die vollkommene Gemüthsruhe zu bewahren.

Ich verkenne den Wert des Katechismus nicht, stellte aber in jenem Aufsatze an den Clerus die dringende Bitte, dass auch das Evangelium Jesu in der Volksschule wieder so zur Geltung komme, wie es einst gewesen, und selbst wenn ein bisschen Zeit dazu dem Katechismus, dem Alten Testamente und der Liturgik abgezwackt werden müsste.

Wie sehr diese „Bitte an den Clerus" den Erfahrungen eines großen Theiles unserer katholischen Bevölkerung entspricht, beweisen die zahlreichen Zuschriften, die das von mir Gesagte immer wieder bestätigen und mancherlei drastische Beispiele dafür bringen.

Clerikale Blätter, welche gegen den Aufsatz polemisierten, reden so, als wäre derselbe eine Anklage gegen die Katecheten. Diese Auffassung ist unrichtig. Den einzelnen Katecheten kann kein Vorwurf gemacht werden, sie müssen nach ihrer Vorschrift handeln. Mit Herzensfreude lasse ich mich darüber belehren, dass viele Katecheten in der Schule das Evangelium mit Fleiß und Liebe pflegen. Einer beklagt sich nur darüber, dass manchen Katecheten so viele Religionsstunden „aufgehalst" würden. (In der „confessionslosen" Schule!)

Übrigens gaben die Blätter, welche gegen den Aufsatz heftig auftraten, der Hauptsache nach dessen Berechtigung unwillkürlich selbst zu: Eine dieser Stimmen drückt das Bedauern aus darüber, dass in der Schule das Neue Testament freilich viel zu wenig gepflegt werden könne. (Eine Andeutung, dass das Evangelium ohnehin im Katechismus enthalten sei, stimmt nicht, das wird jeder, der die beiden Bücher genau kennt, zugestehen müssen. Der im Katechismus enthaltene Auszug aus dem Evangelium genügt lange nicht für eine religiöse Herzensbildung.) Ein Gegner nannte mein Verlangen nach dem Neuen Testamente „protestantisierend", war also ungeschickterweise nahe daran, das Evangelium Jesu für „lutherisch" zu erklären. Wohl unbedacht war das öffentliche Geständnis eines gegen meinen Aufsatz polemisierenden „Katecheten", des Sinnes, dass der katholische Katechismus das Hauptlehrbuch, das Neue Testament (also das Evangelium Jesu nach den vier Evangelisten) bloß ein Hilfsbuch sei. Nach dieser Auffassung wäre die Pflege des Evangeliums als etwas Nebensächliches ja selbstverständlich und meine Behauptung, dass das Evangelium Jesu Christi nebensächlich behandelt werde, also auch von Seite der Katecheten bestätigt.

Zu berichtigen habe ich an meinem Aufsatze nur die irrthümliche Bemerkung, als zahle der Clerus nicht mit an den Kosten der Schule. Alles Andere muss ich leider aufrecht halten.

Im Angesichte der drohenden Socialisten-Gefahr wäre es doch zu bedenken, ob man mit dem Evangeliumbuche nicht mehr ausrichtete, als mit dem so vorwiegenden trockenen Katechismusunterrichte! — Man würde sich sehr freuen dürfen, wenn meine gewiss wohlgemeinte Anregung in einer so wichtigen Sache — anstatt grobe und hämische nichts beweisende Gegenreden — eine ruhige Erwägung fände. Der gute Wille zur strengen Befolgung des Gebotes Christi: „Gehet hin und lehret den Völkern das Evangelium!" wird ja gewiss vorhanden sein. Und so möge es mir nicht allzusehr verübelt werden, wenn ich als Christ, als Vater von Kindern, die christlich erzogen werden sollen, und als einer, der im Namen vieler Eltern spricht, nochmals bitte: Ehrwürdige Lehrer der Religion, gebt unseren Kindern das Beste, was ihr geben könnt, das Evangelium Jesu!

P. K. Rosegger.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

7. Heft. April 1891. XV. Jahrg.

Am Tage des Gerichts.

Ein Volksschauspiel in vier Aufzügen von **P. K. Rosegger.**

(Den Bühnen gegenüber alle Rechte vorbehalten.)

Der Dichter an das Publicum.

Prolog.

(Der Vortragende als fahrender Sänger gekleidet.)

Das erstemal steh' ich in diesem Haus,
Wo Dichter ihre Lorbeerzweige brechen.
Doch such' ich nicht des Publicums Applaus,
Ich will als Mensch nur zu euch Menschen sprechen.

Ein kunstvoll Drama kann ich euch nicht geben,
Der Thespiskarren fährt nicht meine Bahn.
Ein schlichtes Bild ist es aus ernstem Leben,
Ein Menschenschicksal tritt an euch heran.

Ein Menschenschicksal, wie es jeder Tag
In unf'rem Volke reift, wo Schatten nachten.
Weil es dem Kind des Glückes frommen mag,
Einmal auch tiefstes Elend zu betrachten.

Und jener, der mit Kummer selbst beladen,
Er sieht an diesem herben Lebenslauf:
Der Weg der Schuld auch ist ein Weg der Gnaden,
Und Liebe weckt die todten Herzen auf.

Doch nicht des losen Amors heitre Spiele
Umgaukeln heute uns in bunten Reih'n.
Ich lad' euch, Menschen, jetzt zu höherem Ziele:
Die heilige Lieb', sie soll die Heldin sein.

Ihr Stichwort heißt: Vergebung und Geduld!
Denn keiner wandelt noch den Weg des Lichtes.
Für uns ist jeder Tag ein Tag der Schuld
Und jeder Tag ein Tag auch des Gerichtes.

Digitized by Google

Personen.

Ferdinand Stamhardt, Oberförster, genannt der Kreuzjäger.
Martha, sein Weib.
Anton Straßl, genannt der Straßl-Toni.
Jessel, sein Weib.
Everl, ihr Kind, ein Mädchen von 5 Jahren.
Schorscher, ein Bauer, Gemeindevorstand.
Rath Berger, Vorsitzender des Gerichtes.
Dr. Scharf, Staatsanwalt.
Dr. Scheuerer, Vertheidiger.
Thomas, Vorarbeiter der Holzknechte.
Lodel, ein Pecher
Schwarz-Seppel, ein Ameisgräber
Waberl, eine Wurznerin
Hupfer-Hanserl, ein Hirtenjunge
Simmerl, ein Kohlenbrenner
} Waldleute.
Kaderer
Greissel
Blümlein
} Arrestanten.
Kerkermeister.
Zwei Gendarmen.
Zwei Knechte.
Altes Männlein.
Richter, Geschworene, Kinder, Volk.

Ort der Handlung: In den Alpen; erster Aufzug im Waldgebirge; zweiter und vierter Aufzug in der Kreisgerichtsstadt; dritter Aufzug auf der Straße, unweit der Kreisgerichtsstadt. — Zeit der Handlung: Gegenwart.

Erster Aufzug.

Verwilderter Hochwald. Morgendliche Dämmerung, die allmählich in helles Licht übergeht. Auf den hinter den Wipfeln sichtbaren kahlen Bergspitzen erglüht sachte die Morgensonne.

Im Vordergrunde ein vom Sturme gestürzter Baum, der, an anderen Bäumen hängend oder an seinem eigenen wildknorrigen dürren Astwerk gestützt, auf Manneshöhe quer in der Luft hängt. Vor demselben auf einem wuchtigen niedergebrochenen Aste kauert der Straßl-Toni.

Erster Auftritt.

Straßl-Toni. Ein etwa 35jähriger Mann mit interessantem Charakterkopf, mager, abgehärmt, der Anzug etwas zerfahren; zerschundene Kniehlederhose, zerschlissene mattgrüne Strümpfe, rauhe, mit Eisen beschlagene Bundschuhe. Rauhes bräunliches Hemd, die braune Jacke lose über eine Achsel geworfen, über der westenlosen Brust ein alter lederner Hosenträger. Auf dem Haupte verwegen gestülpt ein verwitterter Älplerhut. Gesicht gebräunt, Blick scharf, unstet; schwarzer verwilderter Bartanflug, auer über die Stirn Haarfetzen herab. Die ganze Gestalt etwas verkommen. Er ist eben damit beschäftigt, einen Doppelstutzen alter Art mit Pulver, Kugel, Pfropfen vermittelst Ladstock zu laden. Dabei läßt er seine Augen unstet umherschweifen.

Straßl (für sich allein). Sie mögen sagen, was sie wollen. Ehevor der Mensch zugrund geht, ehevor probiert er viel. — Viel! — Noth lehrt beten und schießen. Dem dort unten (deutet gegen das Thal hin), dem mag ein Rehbock mehr wert sein als wie eine Menschenbrut, eine jämmerliche. Mir nit. — Hinein mit dem Blei! Wirst nit lang im Loch bleiben, Kugerl. So lang wie ich, schon gewiss nit. Je fester hineingestopft, desto schärfer heraus. Ist so. — Aber gscheiter will ich's jetzt angehen. Bin ja auf der Hochschul' gewesen, sechs Wochen lang. In sechs Wochen lernt der Mensch was, mein lieber Kreuzjäger! In keiner Doctorschul' so viel Juristerei wie im Kotter. — Hungern? Und das herrenlose Fleisch läuft im Wald um! Ein Lump, der nit zugreift. — So, das erste Läufel hat sein Theil. Jetzt noch das zweite. Weil wir zweispannig fahren. Nobel! mir derbarmt's, wenn's nit aufs erste gut getroffen ist. Mag's nit eine Weil' leiden sehen, das unschuldige Thier. Muss der Mensch leiden genug, einer vom anderen; was man Nächstenlieb heißt. — Gut ist's. (Mit Wohlgefallen den Kugelstutzen betrachtend.) Der sollt halt mein sein, der! Das Ausborgen taugt nit. Taugt nit. Der Hahn spielt? (Läßt ihn knacken.) Brav spielt er. — Ist doch vielleicht gscheiter, du gehörst nit mein. Ein gefährlicher Kamerad manchmal. Thut leicht verführen. Wenn's nit muss sein, lass ich's bleiben. Aus Unterhaltung Thier umbringen ist ein schlechter Spass. Lieber holzhacken. Heißt das, wenn man eins zu hacken hat. Andere Bettelleut' betteln um Brot, unsereins um Arbeit. Ist ein Ding. Bettler ist Bettler. — Ich denk', Kamerad, jetzt sind wir's. — Die Luft wär' heut rein. Der Jäger hat sich unten bei den Holzknechten ansagen lassen, im Karwald. Na, die werden sich g'freuen! — Pst! — (Lauert gegen das Dickicht hin.) Ich glaub'! — Ich glaub' der Schützenengel treibt mir schon ein Wildbret zu. — O ha, das ist eins mit zwei Füßen. Auf das zünden wir nit. Sonntagsjäger sind wir keiner. Aber

das Flinterl thun wir verſtecken. (Birgt das Gewehr hinter einem Baum.) So, Toni, jetzt wären wir wieder paſſabel brav. — Ah, der Meiſterknecht iſt's. Der Vorarbeiter. Der geht in den Holzſchlag. — Halt, den bettle ich an!

Zweiter Auftritt.

Voriger. Thomas. Von links auftretend, ein älterer Mann mit blondem Vollbart, in gewöhnlicher Holzknechttracht, über der Achſel eine Holzaxt. Tritt langſam auf, die Bäume prüfend.

Straßl. Guten Morgen, Meiſterknecht!

Thomas. Wer? Der Straßl-Toni? Was ſuchſt denn du auf dem Kreuzeck?

Straßl. Mein Gott, was werd' ich ſuchen? Was du ſchon haſt. Und was du auch thäteſt ſuchen, wenn du es nit ſchon hätteſt.

Thomas (unwillig). Das dumme Reden da. So viel wie ein Holzknecht hat gleich wer.

Straßl. Ich nit, Thomas, ich nit. — Heut iſt der Montagmorgen. Du gehſt auf Arbeit aus. Friſch holzhacken die Wochen. Am Samstag zum Feierabend Löhnung faſſen, heimgehen zu Weib und Kind, anſchaffen, was ſie brauchen. Lebſt in Frieden. Wie du's gut haſt, Thomas, wie du's gut haſt!

Thomas. Kannſt es ja auch ſo haben, mach mir's nach.

Straßl. Gilt ſchon, Meiſterknecht, ich mach' dir's nach. Aber helfen muſst mir. Kennen wirſt mich ja von Schrambach her, wo ich vorig' Jahr gearbeitet hab. Schau, du biſt der Vorknecht, du brauchſt gewiſs Leut im Holzſchlag. Nimm mich. Gib mir Arbeit.

Thomas (ſich beſinnend). Straßl-Toni, dir Arbeit geben, das iſt eine ſchlimme Sach'. Du ſtehſt beim Oberförſter ſchlecht angeſchrieben. Aber nit mit Kreiden.

Straßl. Nein, mit Kohlen. Ich weiß es. Ich will aber nit angeſchrieben ſtehen, ich will arbeiten. Meine Leut ſind in Noth. Aus der Hütten will man uns werfen. Und ich, wie ich da vor dir ſteh', das iſt mein beſtes Gewand. Gar nit mehr unter die Leut traut man ſich. So verfolgt's mich! Meiſterknecht, nimm mich an, ich bitt' dich. Mir iſt nichts zu ſchwer, will auch nit feilſchen um Lohn. Was du geben magſt. — Wenn ich mir gar nichts kann verdienen — ſo weiß ich nit, was geſchieht.

Thomas. Muſst halt mit dem Oberförſter reden.

Straßl. Was braucht's der Oberförſter zu wiſſen. Nimmſt du ja auch andere auf. Denk dir, ſeit vier Wochen lauf' ich ſchon um. Wie ein Kind um Brot, ſo hab ich gebeten um Arbeit. Nichts. Der hergelaufene Schelm! heißt's überall. — Thomas, du biſt ein guter Menſch, haſt auch die deinigen daheim . . .

Thomas. Ja ja, das iſt alles recht. Aber ich hab eh Arbeitsleut genug. Man nimmt doch allemal lieber die Einheimiſchen, und die nit ſchon einmal —

Straßl. Nur heraus damit, daſs du nit dran erſtickſt.

Thomas. Ich weiß, daſs man einem eine abgeſeſſene Straf' nit vorhalten darf. Solche Leut haben ein großes Recht. — Aber ich kann dich nit brauchen. Helf dir Gott!

Straßl (bitter). Helf dir Gott, ſagen ſie. Und wenn ich zu Gott bet', der weiſt mich wieder an die Leut. — Auf dieſer ſchönen, reichen Welt! Arbeit iſt wohl eh' das wenigſte, was der arme Menſch verlangen kann. Die ſolltet ihr ihm nit verſagen.

Thomas. Lieber Toni, das muſst du mit anderen ausmachen. Mir ſelber kann's morgen ſo gehen wie heute dir. — Muſst halt weiter ſuchen. (Die Bäume betrachtend, für ſich.) Das ſoll ſchlagbar ſein? Mit fünfzig Jahren ſtirbt der Menſch noch nit gern, und erſt der Baum! Höchſtens der! (Er will dem Baume nahen, hinter welchem das Gewehr lehnt. Der Straßl ſucht ſeine Aufmerkſamkeit vom Baume abzulenken.)

Straßl (nach rechts hin lebhaft in die Luft deutend). Ah, da schau her! da schau her! Hast so was schon gesehen?

Thomas. Was denn? Was denn?

Straßl. Ein Vogel! Ein Adler!

Thomas (eilt nach der Richtung). Wo?

Straßl (mit dem Finger deutend). Dort über die Wipfel hin! Siehst? Siehst ihn? Jetzt — jetzt fahrt er nieder. Hast ihn gesehen? Dort in die Schlucht muſs er hinab sein. Du, den sollt man fangen!

Thomas. Nichts hab ich gesehen. Schauen kunnt man aber doch gehen. Die Federn von so einem Vieh!

Straßl. Na, ich glaub's!

Thomas. Zu meiner Arbeit muſs ich.

(Ab.)

Straßl (für sich allein). Den Vogel hat er nit gesehen. Und mein Gewehr hat er auch nit gesehen. Das wär' wieder a Metten worden! (Holt das Gewehr hinter dem Baume hervor.) Geh her, Büchserl. Es ist nit anders, du bist mein einziger Freund. Aber da herum ist's heut nichts. Fahren wir ab.

(Ab ins Dickicht.)

Dritter Auftritt.

Lodel (ein Pechschaber, in aschfalbem schlechtem Bauerngewand, verwildert, einen leeren Leinwandsack umgebunden, ein langes krummes Messer in der Hand, läuft aus einem Dickicht hervor. Für sich.) Jetzt nur geschwind! (Gegen die Richtung hin, die Straßl abgegangen.) Weil nur der fort ist! Der Straßl muſs es gewesen sein. Der hat jetzt wieder keine Arbeit und streicht im Wald um wie ein Spitzbub. Dem trau' ich nit! Der hätt' mich verrathen. Von so Leuten geht kein ehrlicher Mensch sicher. — Der braucht auch einen Kratzer. (Schürft mit dem Messer einen Baum an.) So. — Was denn das ist, daſs heuer die Lärchen nit rinnen wollen. Muſs schlecht angebohrt haben im vorigen Herbst. (Er schabt Harz von einem Fichtenstamme in seinen Sack.) Die Fichten, das sein halt alleweil noch die Bravern. Kann schon eine Weil schabeln, bis ich meinen Zegger voll hab.

Vierter Auftritt.

Voriger. Der Schwarz-Seppel. Ameisgräber, in ähnlich schäbiger Gewandung wie der Lodel, aber doch verschieden an Gestalt und Farbe. Sehr rotb im Gesicht, langer schwarzer Bart. Huscht mit einem großen Bündel auf dem Rücken und einer langstieligen Kraue in der Hand von der rechten Seite herbei. Pfauchend und schnaufend.

Lodel (der bei seinem Schaben den Seppel plötzlich bemerkt, erschrickt). Jeſs! — Aber so schrecken, wie du einen magst!

Schwarz-Seppel. Der Lodel ist's. Was thust denn du da?

Lodel. Ich? Bäum' anzapfen. Was laufst denn so?

Schwarz-Seppel. Wirst gleich selber laufen. Der Kreuzjager!

Lodel (auffahrend). Der Oberförster? Wo?

Schwarz-Seppel. Da enten über die Wiese steigt er herauf.

Lodel. Freunderl, nachher fahren wir ab. Oh, dieser verdammte Förster! Jetzt hat's geheißen, heut wär' er unten im Karwaldschlag.

Schwarz-Seppel. Nein. Heut heben sie da drüben im Kreuzwald an zum Holzschlagen. Er hat die Leut angewiesen, muſs ihn aber nit gfreuen bei der Arbeit, geht lieber mit der Büchsen; wird gleich da sein.

Lodel. 's ist umsonst, man hat keine Ruh beim G'schäft.

Schwarz-Seppel. Und was ich dir für einen Haufen hätt' gefunden! Lauter Schwarz-Ameisen.

Lodel (drohend). Den Förster, wenn ich einmal derwisch! (Beide links ab.)

Fünfter Auftritt.

Man hört im Walde von rechts her aus der Ferne von einer Männer- und einer Frauenstimme ein Lied singen. Kommt näher, und endlich werden die Sänger sichtbar.

Ferdinand, ein hübscher, strammer Mann in malerischer, alpiner Jägertracht, das Gewehr über der Achsel, läſsig und heiter.

Martha, jugendlich, schmuck und munter, in einfacher aber geschmackvoller Werktagsbauerntracht, das blonde Haar sorgfältig in Zöpfe geflochten und als Kranz um das Haupt gewunden. Sie trägt auf dem Rücken einen leeren Futterkorb und über der Achsel eine Grassense.

(Beide treten langsam, gleichen Schrittes, singend auf.)

Mein' Schatz seine Augen
Sein alleweil blau,
Es ist halt mein Himmel,
Wann ich eini schau.

Wann's regnt und wann's ſchneibt,
Wann's donnert und blitzt,
Da fürcht ich mich nit,
Wann mein Schatz bei mir ſitzt.
(Jodler.)

Denn ſchau, ſeine Augen
Sein hell wie der See,
Ich bin wie im Himmel,
Wann ich mit ihm geh.
Mein Schatz iſt mein alles,
Er iſt halt mein Leb'n,
Kein Schönern, wie er iſt,
Kann's nimmermehr geb'n.
(Jodler.)

Martha. Nau, weiter!

Ferdinand. Beim Berganſteigen ſingen, wie die Narren.

Martha. Tag und Nacht kunnt ich ſingen und juchezen!

Ferdinand. Biſt aber nit geſcheit!

Martha. 's iſt halt gar ſo viel luſtig auf der Welt.

Ferdinand. Und deswegen muſst mit dem Geſchrei die Reh verjagen?

Martha (zärtlich). Laſs ſie gehen, die Vieher und denk an die Leut! — Meinſt nit, Ferdel, daſs wir uns ein biſſel zuſammenſetzen kunnten? Da wär' ein Platz zum Raſten. (Auf einen Baumſtrunk deutend.)

Ferdinand. Meinetwegen. Kann ich mir eine anzünden. Heut ſieht man ohnehin nichts mehr. (Für ſich.) Mit einem Frauenzimmer in den Wald zu gehen iſt ſchon auch das Klügſte, was ein Jäger thun kann.

Martha (hängt Korb und Senſe an einen Baumaſt, ſetzt ſich zu ihm auf den Strunk, ihren Arm um ſeinen Nacken legend). Denkſt denn alleweil nur an die Hirſchen? Nie mehr an dein Weib?

Ferdinand (macht Anſtalt zum Stopfen einer Pfeife). Wohl, wohl, Alte. Aber beim Tag hab ich halt auf mein Amt zu ſchauen.

Martha. So ein Herrgottsmorgen, wie heut iſt!

Ferdinand. Zur Hahnenbalz, wenn man ſolche Morgen hätt'!

Martha (bewundernd). Und der Wald!

Ferdinand. Gelt! Und denk dir, der gnädige Herr will da ſchlagen laſſen. Auf dem Kreuzeck, wo der beſte Wildſtand iſt, den Wald verſilbern laſſen. Glaubt er, daſs die Böcke ſtehen bleiben werden auf dem abgeſtockten Boden? Die werden ihm was pfeifen.

Martha (leiſe). Ferdinand!

Ferdinand. Hörſt du was?

Martha. Fällt dir heute denn gar nichts ein, Ferdinand? Gar nichts?

Ferdinand. Ach, du meinſt das Fuchseiſen, das ich geſtellt hab?

Martha. Heut früh beim Aufwachen, hat dich kein Engerl beim Schnurrbart gezupft?

Ferdinand. Wieſo?

Martha. Der dreißigſte Mai!

Ferdinand. Jeſſas meiner Seel. Unſer Vermählungstag. Na, Alte, komm her, ſo einen Tag muſs man doch gleich mit einem Buſſel feſtnageln. (Gibt ihr einen herzhaften Kuſs.) So iſt's recht? Nachher noch eins. Schau, mein Weiberl biſt, mein liebes, mein herziges!

Martha (an ſeine Bruſt geſchmiegt). Hätt's nimmer vermeint, daſs ich auf dieſer Welt einmal ſo glücklich werden kunnt, als mit dir, mein Ferdinand. Schon ein Jahr vorbei und alleweil noch glückſeliger.

Ferdinand. Kunnt mir's auch nit beſſer wünſchen. — Was — iſt denn das? (Wird aufmerkſam auf Fußſpuren, ſteckt die Pfeife in den Sack.)

Martha. Und das Schulmeiſterdirndel einſtmals, wie es ſich gefürchtet hat vor dem geſtrengen Förſter! Denkſt du noch dran, wie ich die Ziegen hab verloren? Und Angſt, der Förſter wird ſie todtſchießen! Ich, wie beſeſſen durch den Wald, um die Ziegen, und da kommt er daher und hilft ſelber ſuchen. Denkſt noch dran?

Ferdinand (in die Spuren vertieft). Nit ſo laut reden ſollſt!

Martha. Aber nachher drei Jahr lang warten auf die Oberförſterſtell' und aufs Heiraten, das iſt halt bitter geweſen. Gelt!

Ferdinand. Verdammt will ich ſein, wenn da nit ein Wildſchütz

gangen ist. Schau her da! Die Spur im Thau!

Martha. Muss es denn just ein Wildschütz gewesen sein?

Ferdinand. Sonst hat kein Mensch was zu thun auf dem Kreuzeck. Weg führt da keiner.

Martha. Holzleute.

Ferdinand. Der Holzknecht hat im Dickicht nichts zu suchen. Schau her da! (Zeigt die Richtung, welche Straßl gegangen.)

Martha. So kann's ja ein Hirsch gewesen sein.

Ferdinand. Weib, du magst wohl Hühner- und Ziegenspuren von einander unterscheiden, aber Thier- oder Wildschütz! Das zu bestimmen, überlass mir. Sei so gut.

Martha. Geh, wer wird denn wegen so was fuchtig werden! Wär' wohl schad' um so einen Tag.

Ferdinand (für sich). Es ist unbegreiflich!

Martha. Ferdinand, schau den schönen Wald an! Du bist der Förster und siehst vor lauter Hirschen und Böcken keinen Wald mehr.

Ferdinand. Es ist unbegreiflich, dass wir immer noch kein Gesetz haben gegen die Wildschützen.

Martha. Wir haben ja eins, wenn du sie einsperren lassen kannst.

Ferdinand. Lächerlich. Etliche Wochen im Kotter, das ist ihnen gerade recht, diesen Halunken. Da werden sie nur abgefeimt untereinander. Kommen sie nachher wieder aus, treiben sie es noch höllischer als vorher. Gehenkt müssen sie werden!

Martha (auflachend). Aber du bist schon gar! Anhängen, ja, das wohl; aber wegen ein paar Hasen oder was gleich aufhängen, das nit, das wär doch ein zu grober Spass.

Ferdinand. Oder auf sein Lebtag eingesperrt. Denn weil er's nit lasst, so ein Lump! Just wie der Straßl-Toni. Seit er gesessen, soll er's noch ärger treiben.

Martha (schalkhaft). Mein Gott, wenn der Mensch schön ausgerastet ist.

Ferdinand. Herrgott, der, wenn er mir einmal in die Hand läuft!

Martha. Wer weiß, ob er sich nit dasselbe von dir wünscht!

Ferdinand. Ich glaub's, dass er mir den Kotter nit vergisst, in den ich ihn hab stecken lassen.

Martha. Ich bitt dich, weich ihm aus!

Ferdinand. Ich? Ich ihm ausweichen?

Martha. Er soll im Wirtshaus gesagt haben, du würdest noch einmal an ihn denken.

Ferdinand. Ich ihm ausweichen? Ein Jäger dem Wilddieb? Ein Soldat dem Feind? Der Jäger, musst du wissen, ist immer in Feindesland. Da gibt's keinen Waffenstillstand und keinen Friedensschluss. Ich dem Straßl ausweichen?!

Martha. Er soll ein wilder Mensch sein. Niemand mag ihn. So einem ist alles zuzutrauen. Vergessen wird er dir's sein Lebtag nit. Schon für den guten Menschen ist Verzeihen das allerschwerste, und erst für so einen.

Ferdinand. Ich brauch sein Verzeihen nit.

Martha. Meine Mutter hat oft gesagt, wenn der Mensch wo einen großen Feind hat, so soll er hingehen und ihm was Gutes thun. Dann geschieht ein Wunder, und der größte Feind wird oft zum größten Freund. Der Straßl, hör ich, soll Arbeit suchen. Gib ihm eine.

Ferdinand. Diesem Lumpen Arbeit geben? Weib, geh du jetzt auf deine Wiese. Ich hab meinen eigenen Weg.

Martha (indem sie ihr Werkzeug auffasst, für sich). Mit der Büchsen und nur mit der Büchsen! Vor lauter Passion zum Umbringen vergisst er aufs Leben. (Sieht den durch den Pechschaber verletzten Baum.) Ferdinand, warum sagst denn da

nichts? Die Pechersleut, die Waldrauchgraber machen dem Wald wohl mehr Schaden, als etwa so ein hungriger Hasendieb.

Ferdinand (scharf gegen Martha). Geh du zu deinem Gras!

Martha (innig und schalkhaft). Ich geh schon. Behüt dich Gott, Ferdel, komm fein gut heim, und auf Mittag kriegst du heut was Gutes.

Ferdinand (lauert mit vorgebeugtem Körper gegen das Dickicht hin). Ein Bock! Waas? Hinter dem Haselbusch steckt einer? Ein Schütz!

Martha. Was hast du, Ferdinand?

Ferdinand. O du hölliſcher Kerl! (In gebückter Stellung. Fährt mit dem Gewehr zur Wange. Schreit.) Das Gewehr weg! Das Gewehr weg! Na, das wollen wir doch sehen, wer hier der Hausherr ist!

Martha (starr vor Schreck, haucht). Ferdinand!

Ferdinand (schussbereit, halblaut). Er zielt? Geht das mich an? Auch gut. (Schießt gegen das Buschwerk hin.) Oh, verdammt, das war schlecht. Na wart, Canaille, wir haben noch eins! (Schickt sich an zum zweiten Schuss. Hinter dem Buschwerk knallt es. Ferdinand springt mit einem kurzen dumpfen Schrei auf, taumelt, lässt das Gewehr sinken, fährt mit der Hand krampfig nach der Brust, als ob er aus derselben mit den Fingern etwas hervorwühlen wollte.) Mir scheint, der Kerl — hat mich — angeschossen.

Martha. Jesus Maria! (Sie springt ihm bei. Er sinkt zu Boden.)

Ferdinand. Gut getroffen. Hölliſch gut.

Martha. Ferdinand! Ferdinand! Was ist dir? Um Gotteswillen, ist dir schlecht?

Ferdinand. Ach, ich hab genug. — Mit mir ist's aus. (Liegt hingestreckt, sein Haupt auf Marthas Schoß.)

Martha (mit gewaltsam zurückgedämpfter Aufregung). Heiliger Gott, wie das Blut aufspringt! Was thu ich denn? Was fang ich denn an, um des lieben Herrgotts Willen! — Ei schau, ei schau, es wird schon besser. Nein, Ferdinand, so schlimm nit, so schlimm wird's nit sein. Nur so viel erschreckt hat's dich. Der Schreck treibt allemal das Blut her. In den Rippen wird's stecken, das Blei. Der Bader kriegt es leicht heraus. Es wird alles wieder gut, nur ein wenig ausruhen musst dich, nachher — nachher — (Ferdinand richtet sich noch einmal empor, ballt die Faust gegen das Dickicht hin, wo geschossen worden, bricht dann zusammen. Sie starrt ihn an, die Worte bleiben ihr im Mund stecken. Plötzlich schreit sie wild auf.) Was ist denn das? — Jetzt — jetzt haben sie mir meinen Mann erschossen! (Eilt über die Bühne.) Leut! Kommt mir zu Hilf! O, wer soll mich hören im weiten Wald! (Wieder zu Ferdinand, leiser, lebhaft ihn rüttelnd.) Nein, Ferdinand, es ist nichts. Eine Ohnmacht. Sie geht bald vorüber. (Mit Moos kühlt sie seine Stirn.) Schau, das nasse Gras, das erfrischt. Das thut dir gut. — Nein, Ferdinand, sterben nit. Das musst du deiner Martha nit anthun, schau, wie ich dich lieb hab, du mein Alles! du mein Alles! (Bedeckt ihn mit Küssen. Fährt zurück.) So blass! So kalt! (Gräßlich aufschreiend.) Jesus, er ist todt! todt! (Bricht wie ohnmächtig zusammen.)

Sechster Auftritt.

Es laufen zuerst einer, allmählich mehrere Waldleute zusammen von allen Seiten: Pechschaber, Ameisgräber, Wurznerinnen, Holzknechte, Kohlenbrenner, theils mit ihren Werkzeugen versehen, Hirten, die sich in die Runde stellen, theils rückwärts auf den gestürzten Baumstamm klettern, um den Todten sehen zu können. Manch halbverkommene, verdächtige Gestalten in abenteuerlichen Anzügen, mehrere barfuß.

Alle machen die Geberde des Schreckens, hasten in nervöser Aufregung näher, flüstern zu einander, schlagen die Hände zusammen, zeigen mit den Fingern nach verschiedenen Richtungen hin, murmelnd, mit den Gesten des Mitleides hier, wilder Drohung dort; auch manches Zeichen von Befriedigung, bunt bewegte Scene.

Der Leichnam ist durch Gebüsch gedeckt, man sieht nur die Füße.

Lodel (heranstürmend). Was hat's denn? Was ist denn geschehen?

Martha (auf den Todten weisend). Erschossen!

Lodel. Wer? Wer erschossen? Der Förster? Unser lieber Förster? Unser guter Oberförster?

Schwarz-Seppel. Der Kreuzjäger erschossen? Aus ist's! Aus ist's!

Hupfer-Hanferl (ein Hirtenjunge, barfuß, läuft über die Bühne, wieder zurück und neu Ankommenden entgegen.) Da geht's her! Da geht's her! Da hat sich ein Jager derschossen!

Schwarz-Seppel. Nit er sich selber, du Dodel. Ein Raubersmensch. Ein Mordkerl . . .

Hanferl (immer umherlaufend). Da geht's her! Ein Jager! Ein Mordkerl!

Waberl (alte Wurznerin). Unser' liebe Frau und alle Heiligen! Das möcht ich nit derleben, dass der Herr Förster — O ihr vierzig Märtyrer, steht uns bei! (Drängt sich zu Martha vor, rüttelt sie an der Achsel.) Frau Försterin! Ja, was ist denn das? Aber so schlecht hausen! Ja, wer hat denn das gethan?

Martha. O mein Herrgott, wer kann's sagen! (Macht immer noch Versuche, den Todten zu beleben.)

Simmerl (Kohlenbrenner, theilweise geschwärzt, ist schwerhörig, fragt den Hanferl). Was sagt sie? Wer hat's gethan?

Hanferl. Vom Herrgott ist die Red'.

Simmerl (schlägt die Hände zusammen). Wer hätt' sich das denkt!

Waberl. Aber was stellen wir denn an! Wenn ich nur mein Kräutertrankel bei mir hätt'! Habt's ihm schon Ader gelassen?

Lodel. Ein bissel zu viel!

Hanferl (hinter die Coulissen rechts weisend). Jessas, Jessas, dort! dort schaut's hin!

Schwarz-Seppel. Was hat er denn, der Halterbub!

Hanferl. Da enten! Da enten lauft er! Da enten lauft er abi!

Mehrere. Wer?

Hanferl. Der Raubmörder. Der Mordbrenner! Fangt's ihn, fangt's ihn!

Schwarz-Seppel. Wahrlich ja, dort rennt einer.

(Aufruhr.)

Waberl. Aber Leut, das ist ja keiner. Das ist ein Holzknecht.

Schwarz-Seppel. Jetzt springt er durchs Gstauder. Durch ist er, Lump, gesehen hab ich dich doch!

Lodel. Hast ihn gesehen, wer ist's gewesen?

Schwarz-Seppel (vortretend, wichtig thuend, leise). Ich hab ihn gesehen. Nur einen Huscher hab ich ihn gesehen, aber groß werd ich mich nit irren. Wenn ich jetzt reden wollt!

Lodel. Bessere Aussicht will ich haben. (Klettert rückwärts auf den dürren, gestürzten Baumstamm, der noch theilweise in der Luft hängt. Mehrere ihm nach, so dass sich amphitheatralisch eine Gruppe aufbaut hinter dem Leichnam, an welchem Martha kniet und sich dem vollen Schmerze hingibt.)

Simmerl (zum Hanferl). Warum thun's denn alle dort auffi?

Hanferl. So viel fürchten thun sie sich.

Lodel (vom Stamm aus). Leut gibt's da, wie bei der Kirchweih.

Waberl. Wo sie denn herkommen, die Leut!

Schwarz-Seppel. Den Schrei hat man weitum gehört, mein du! Bis zum Holzschlag. Und in der Noth halten wir zsamm! Halten all zsamm!

Waberl. Ich kenn mich gar nit aus, vor lauter Schrocken! Der gute, arme Förster! Wir haben viel verloren, Leut, wir kriegen keinen bessern mehr!

Schwarz-Seppel (flüsternd). Leicht erlaubt der neue das Ameiseln!

Waberl. Und das Wurzelstechen! (Laut.) Ist nur ein Glück, dass er nit noch eine Weil hat leiden müssen.

Simmerl (zum Hanferl). Was sagt sie?

Hanferl. Ist ein Glück, dass er ihn so gut troffen hat.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Straßl (langsam herankommend, innerlich erregt).

Straßl (für sich). O Gott, dass das hat müssen sein! — Und haben mich schon gesehen. Jetzt heißt's gescheit sein. — (Laut.) Was habt's denn da?

Waberl. Geh nur her. Da ist grad einer derschossen worden.

Straßl. Ist's wahr? Ist's richtig wahr?

Schwarz-Seppel. Schau, der Straßl ist auch da. Bist nahend gewest, Holzknecht.

Straßl. Weil ih grad auf dem Weg zum Holzschlag bin. Auf so ein Geschrei muss man doch schaun gehen, was geschehen ist. Derschossen soll einer sein? Um Gotteswillen, wo denn? Wer denn?

Schwarz-Seppel (hämisch). Wird dir eh bekannt gewesen sein. Ein guter Freund zu dir. Im Winter ist's kalt. Magst wohl beten für ihn, dass er dir ein warmes Quartier hat verschafft.

Straßl. Von wem redst? Doch nit vom Kreuzjäger?

Schwarz-Seppel. Gelt! Na ich glaub's, so was vergisst der Mensch nit.

Straßl (etwas gedämpft). Ich trag ihm nichts nach. Hat's ja thun müssen. Ist seine Schuldigkeit gewesen, hat dafür sein Brot. Eh ein harter Dienst, ein Jägerdienst. — Wenn der arme Kerl wildert, so hat er recht, und wenn ihn der Jäger einsperren lasst, so hat er auch recht. So muss man sich denken. Ich hab meine Sach abgesessen, und meinetwegen soll er nichts zu leiden haben. Rachgierig bin ich mein Lebtag nit gewesen. — Ist schon wer um den Arzt?

Waberl. Braucht keinen, ist todt.

Simmerl (zum Hanserl). Was sagt sie?

Hanserl. Arzt braucht er keinen mehr, weil er eh schon todt ist.

Straßl. Und was steht ihr denn da? Um und um hinaus, Leut, den Mörder suchen, ist gescheiter!

Lodel (vom Baumstamm her mit scharfer, schneidender Stimme). Geh, geh, Straßl, mach keine Gschichten. Leicht hätten wir nit weit suchen.

Straßl (zuckt merklich zusammen). Wie sagst?

Lodel. Leicht bist du's selber!

Straßl. Pecher! Du Pecher! Was hast du jetzt gesagt? Muss dich nit gut verstanden haben, sag's noch einmal.

Lodel. Vielleicht hast du selber geschossen!

Straßl. Ah, so meinst. Geschossen. Natürlich, geschossen hab ich schon oft.

Lodel. Auf den Jäger.

Straßl (stellt sich verblüfft, dann zu den Umstehenden). Habt ihr's gehört? — Habt ihr's gehört?

Mehrere. Nau, nau, nau! Aufbegehren ah noch!

Straßl. Ihr seid meine Zeugen, wenn ich ihn klagen geh. Das ist kein Spass. Wer so was sagt, der muss es beweisen, sonst kommt er ins Loch, und leicht a bissel tiefer hinein als wie der arme Teufel, der hungershalber einmal einen Hirschen will schießen. Ja, mein lieber Lodel, mit so viel Reden wirst einer nit herum, sie kosten zu viel! Wirst es schon sehen. — Ihr habt es gehört, ihr seid meine Zeugen.

(Die Umstehenden weichen murrend von ihm zurück.)

Schwarz-Seppel. Ja, ja, wir werden schon Zeugen sein, dass wir dich zu dieser Stund heroben am Kreuzeck haben gesehen.

Straßl. Was soll das heißen?

Schwarz-Seppel. Ah nix, gar nix, als dass du halt heroben bist gewesen.

Straßl (aufgebracht). Dass ich heroben bin! Und ihr? Seid nicht auch ihr heroben? — Stunder jetzt da, der Oberförster, wie er da liegt, ihr wäret nit zu sehen da heroben, das weiß ich. So gut wie mir das Wildern, hat er euch das Ameisgraben und Pechschaben und Wurzelstechen verboten. Wenn er auch nit so streng ist gewesen gegen die Waldverderber als gegen die Schützen, wo er ein erlegtes Reh am liebsten mit der ewigen Verdammnis bestraft hätt' — verkrochen habt ihr euch doch vor ihm, verkrochen wie die Füchse und Marder in ihre Höhlen. — Jetzt, weil er daliegt starr und kalt, jetzt flattert ihr hervor wie das Unzücht aus allen Löchern und heuchelt Mitleid, die-

weilen ihr aufschreien möchtet vor Luſt und Gier, daſs er dahin iſt. — Damit ihr weiß ausſchauen ſolltet, macht ihr einen andern ſchwarz und möchtet, wenn's möglich wär', Unſereinen noch ſchlechter machen, als ihr ſelber ſeid — Lumpenpack!

Lodel. Verſteht ihr dem ſeine Beweisführung? Ich nit.

Schwarz-Seppel (ſchreit dem Straßl ins Ohr). Die Diebsſprache verſtehen wir nit.

Straßl. Wem hab ich was geſtohlen?

Schwarz-Seppel (ironiſch). Geſtohlen! Gott bewahr. Der Kreuzjäger hat dir den Hirſchen hübſch zutreiben laſſen und eine Bittſchrift an dich: Lieber Anton Straßl! Erweis mir die Ehr und brenn ihn nieder, zum Geſchenk als bſunderes Zeichen meiner Freundſchaft! (Gelächter.) — Iſt geſeſſen wegen des Diebſtahls — und jetzt leugnet's der Erzlump!

Straßl. Meine lieben Leut! Wenn jetzt alle Wildſchützen eingeſperrt wären, ſo ſtund auf dieſem Platz niemand als die paar Weiber. Kein Bauernhaus und keine Hütten in der ganzen Gegend, wo die Büttel nit ein verſtecktes Gewehr kunnten finden. Und kein Jäger auf der Welt, der nit einmal ein heimlicher Lehrbub iſt geweſen. Den meiſten Schützen macht das Umbringen Freud, und wenn ſie einmal einen erwiſchen, der ſchießt, um leben zu können — Jeſus Maria, da iſt ihnen für ſeine Straf das hölliſche Feuer zu kühl und die Ewigkeit zu kurz.

Simmerl (zum Hanſerl). Was ſagter?

Hanſerl. Die Ewigkeit iſt zu kurz.

Straßl (fährt fort). Daſs wenigſtens wir armen Leut thäten zuſammenhalten. Aber die ſind die Schlechteſten; ſind aufeinander wie Hund und Katzen, verſchergen einander, zerbeißen einander, möcht aus Wohldienerei einer den anderen wegen eines Haſen zutodt verhetzen und verleumden — dieſe Beſtien, die vermaledeiten!

Lodel. Was gehen uns jetzt die Wildſchützen an! Wer den Jäger hat auf die Decken gelegt, wollen wir wiſſen.

Straßl. Weiß ich's!

Lodel. Aſchen über dein Haupt, Straßl-Toni! Und jetzt fort mit dir! Wir wollen dich nicht ſehen. Geh deines Weges!

Straßl (wild erregt). Den geh ich auch. Und weißt du wohin? Den kürzeſten Weg zum Gericht. Beim Gericht ſehen wir uns, Pechſchaber, du kommſt mir bald nach. Das will ich ſehen, ob einer keinen Richter findet gegen Ehrabſchneider. Auf der Stell — ich geh zum Gericht.

(Raſch ab. Sie ſchreien durcheinander und dem Straßl höhnend nach.)

Vorhang fällt.

Zweiter Aufzug.

Arreſtſtube mit mehreren Strohpritſchen, auf welchen Arreſtanten herumliegen und kauern. Dunkel gehalten. Eine Nachtlampe.

Etwas im Hintergrund gegen die Mitte liegt der Straßl-Toni in ſeinem Holzknechtgewande. Sehr verſtört und unruhig ſchlummernd. Nebenhin Blümlein in ſchwarzem Anzuge.

Im Vordergrunde, rechts und links der Bühne, die Arreſtanten Kaderer und Greiffel in Zwilchkleidern.

Erſter Auftritt.

Kaderer (ein älterer Patron, aufgedunſen, mit gelbem, ſchielendem Spitzbubengeſicht, kurzgeſchnittenem rothen Haar, bartlos. Sich den Schlaf aus den Augen reibend und den Körper ſtreckend). Ah, das war ein Schlaferl! Der Kaiſer hat zu ſeinem Namenstag kein beſſeres. Und geträumt wie der Sultan. Pickfein! Es geht nichts über ein ſorgloſes Leben.

Greiffel (auf der entgegengeſetzten Seite, dumm verſchmitztes Geſicht, niedere Stirn, vorſtehende Kinnbacken). Sorglos wär's, aber Leben iſt's keins.

Kaderer. Bruder, du biſt immer unzufrieden. Das Schlafen muſst fürs Leben rechnen. Im Schlaf finde ich blutwenig Unterſchied zwiſchen dem Diebskerl Kaderer und dem Rothſchild; nur daſs der Rothſchild ſich vor dem Einbrechen fürchtet und der Kaderer das Ausbrechen hofft.

Greiffel. Du ausbrechen! Dazu biſt du viel zu faul.

Kaderer. Bruderherz, du haſt recht. Die Faulheit iſt mein Schutzengel. Ich ſage dir, der ſchreckbarſte Mordbrenner wäre ich, aber halt zu commod dazu. Vor lauter Faulheit bin ich ein guter Menſch.

Greiffel. Der bei der Nacht die Leut ausraubt.

Kaderer. Narr, weil ich beim Tag ſchlafen will.

Greiffel. Sag mir einmal, Kaderer, wo haſt denn du die Kuraſch hergenommen das erſtemal?

Kaderer (geht hinkend hinüber zu Greiffel, kauert ſich an deſſen Bettecke). Herz, es iſt ein reiner Zufall. Eine wahre Schand, ſag ich dir, was ich jahrelang für ein ehrlicher Kerl bin geweſt. Zum Verhungern, ſo ehrlich. Auf einmal bricht's durch, das Talent.

Greiffel. Hei, das muſst mir erzählen!

Kaderer. Was wirſt machen, wenn du bei der Nacht durch ein Stadtgaſſel gehſt, ſtreift eine Creatur an dich, und wie du nachſchauſt, haſt deine Uhr nit im Sack!

Greiffel (verwundert). Du biſt beſtohlen worden?

Kaderer. Hat nit einmal mir gehört. Ausgeliehen zum Windmachen. Halloh, die Uhr! ſchrei ich und lauf dem Kerl nach. Er rennt, was er kann, aber bei der Brücke hol ich ihn ein, pack ihn beim Kragen: Die Uhr her! — Er die Uhr aus dem Sack, mir ſie her und davon.

Greiffel. Prächtig!

Kaderer. Und denk dir, Greiffel, wie ich auf meine Kammer komm, liegt meine Uhr dort uneingeſteckterweiſe auf dem Tiſch. Ha, ha, und raub dir auf ſolche Art einem harmloſen Kind Gottes zur nachtſchlafenden Stund die Uhr weg! (Geht auf ſeinen Platz zurück.)

Greiffel. O du verdammter Kerl!

Kaderer. Kannſt dir den Reſpect denken vor mir ſelber! Nit im Traum wär's mir eingefallen, daſs das Leutausrauben ſo leicht iſt.

Greiffel. Lugen thuſt! Das Geſchichtel, in der Zeitung, haſt es geleſen.

Kaderer (unbeirrt). Richtig. Am nächſten Tag ſteht's ſchon in der Zeitung, daſs bei der Nacht ein baumfeſter Mann einen armen Geigenlehrer verfolgt und ihm die Uhr weggenommen hätte.

Greiffel. Natürlich haſt ſie ihm zurückgeſchickt.

Kaderer (mit Entrüſtung). Zurückgeſchickt? Schaf, dummes. Verneppt hab ich's.[1] Der Geigenlehrer kann ſich wieder eine zuſammengeigen. Wie aber ſoll ein Dieb leben, wenn er nit ſtiehlt? Und daſs der Herr Edelbert Kaderer ein geborener Dieb iſt, hat ſich doch dazumal gewieſen. Hab ich mir gedacht: Schau, ans Schickſal muſs der Menſch glauben — ſo ſchlecht, muſst wiſſen, bin ich nie geweſt, daſs ich an nichts geglaubt hätt'. Sag ich mir: Wenn dich das Schickſal ſchon mit der Naſen drauffſtoßt zum Stehlen — gut, ſo ſtiehl! (Mit Selbſtbewuſstſein). Und hab mein Wort gehalten.

Greiffel (zu Kaderer hinübergehend). Bei mir iſt es umgekehrt. Ich bring's mit dem beſten Willen nit zu einem ordentlichen Spitzbuben, und wenn ich einmal was ſtehlen will, accurat ſtehl ich mir's ſelber und ſchenk's einem anderen.

Kaderer. O Heiligthum in Menſchengeſtalt!

Greiffel. Wie dazumal in der Herberg. Will dem Schlafkameraden bei der Nacht die Hoſen ausſuchen und ſeinen Geldbeutel in die meine praktiçieren. Spielt der Teufel nit ſo, daſs ich im Finſtern das Ledertaſchel aus meiner Hoſen in die ſeinige ſteck'? — Und bin doch Kaule gangen.[2] Du hölliſche Wildſau!

Kaderer (leiſer). Anſtändig reden, junger Mann! (Deutet gegen Blümlein im

[1] Gaunerausdruck für: veräußert.

[2] Gaunerausdruck für: bin doch eingeſperrt worden.

Hintergrund). Wir haben über Nacht vornehme Zimmergesellschaft bekommen.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Arrestant Blümlein. Schlanke Gestalt in sorgfältig gehaltenem, aber fadenscheinigem, schwarzem Anzug, mit blassem Gesicht, schwarzem Schnurrbärtchen. Sitzt auf dem Strohbund, sein Haupt auf den Ellbogen gestützt. Nun steht er auf, geht gegen die beiden anderen hin.

Blümlein. Genieren Sie sich nicht, Freunde, und seien Sie munter. Wenn ich geköpft werde, können Sie zuschauen. Gratis.

Kaderer. Geköpft?! Sakerment, der gibt's nobel!

Greiffel (geht auf seinen Platz zurück). Na, der muss was Ordentliches angestellt haben. Hat gewiss wo Speck gestohlen, dass er eingesperrt ist worden.

Blümlein (mit Empörung). Stehlen?! Gaunerseele!

Greiffel. Unser neuer Freund ist noch in Vorurtheilen befangen.

Kaderer. Welch eine Heldenthat, wenn man fragen darf, edler Fremdling, dass sie dich so sehr wollen verkürzen? Gar um den Kopf. Warum denn?

Blümlein. Nichts weiter, als dass er ihnen unbequem ist.

Greiffel. Na, dann freilich: Schwips, herab mit ihm!

Kaderer. Aber glorreicher Zeitgenosse, zahlst du denn keine Kopfsteuer? Ja? Nun also, dann kann dir nichts geschehen.

Blümlein (mit der Geste des Kopfabschneidens). Herab mit ihm!

Kaderer. Etwas musst du aber doch Schönes vollbracht haben!

Blümlein. Bei unsereinem machen sie es klüger als bei anderen. Andere werden erst eingesperrt, wenn sie was angestellt haben; mich schon vorher — und das ist sehr gescheit!

Kaderer. So hast du gewiss etwas Feines im Sinn gehabt.

Blümlein. Eine Kleinigkeit. Ich wollte bloß die Welt in die Luft sprengen.

Greiffel. Bum, das müsst a Kracher sein!

Blümlein (unwirsch). Nur zu, mit Ihren dummen Späßen. Sie sind ganz gemeine Spitzbuben!

Kaderer (gemüthlich). Bruder, nit so ungemüthlich! Geh her! Sei'n wir du und du miteinand! Weißt, musst wissen: im Himmel und im Arrest sind wir alle gleich.

Blümlein. Diebereien und Mordbrennereien, wie ihr sie treibt! Kindisch. Das muss groß angepackt werden. Die gegenwärtige Welteinrichtung! Für euch alle ist gedeckt an der Tafel des Lebens. Greift zu! Greift zu!

Greiffel. Wenn sie einem keinen Löffel geben!

Kaderer. Zu was hast denn deine langen Finger?

Blümlein (scharf herausprudelnd). Dort der reiche Prasser, hier der arme geschundene Teufel. Gefällt euch das? Nicht? Nun also empor! empor! empor! Reißt vom Himmel euer Recht und stürzet das Bestehende!

Greiffel. Ah so, von der Gattung bist!

Kaderer. Bruderherz! Wenn ich mich erst gewaschen hab, kriegst von mir einen Kuss. Aber höllisch schade, dass sie dich vor dem großen Bumperer haben ins Loch gesteckt.

Blümlein. Sind schon noch andere draußen. Wir sind ein vielköpfiges Thier. Jeder Kopf wächst zehnfach wieder nach.

Greiffel. O du Rabenvieh!

Blümlein (besinnt sich). Kameraden, eure Einfalt ist rührend. Ich reiche euch die Hand, seien wir auf du und du miteinander. Noch lieber halt ich's mit den Bewohnern dieses Hauses als mit denen, die da draußen auf der Heeresstraße gehen. Schlemmer, heimliche Betrüger, Verführer, Ehrabschneider, Schurken. Keinem kann was nachgewiesen werden. Lauter brave Leute!

Greiffel (sich die Hände reibend). Das ist schon eine Passion, wie der die Leut verschandiert! Hat aber recht! Wenn ich nit das Glück hab und so viel eingesperrt bin, so wär' ich längst

schon verdorben — von denen da draußen. Grundschlecht wär' ich worden.

Blümlein. Grundschlecht wäre nicht das Schlimmste; besser werden kann man. Aber blitzdumm sein — da ist nicht zu helfen.

(Man hört Straßl schwer seufzen.)

Kaderer. Schau, der Holzknecht hat auch süße Träume.

Greiffel. Ja, von der Schlinge.

Kaderer. Ist selber schuld. Warum springt er hinein!

Greiffel. Wenn's einer halt gar zu pfiffig machen will.

Kaderer. Ha, ha, ich seh ihn noch, wie er in den Saal stürzt und unser Verhör unterbricht. — Geh, Greiffel, mach den Richter, zeigen wir's unserem neuen Freunde, wie es war.

(Die folgende Scene muss sich scharf vom übrigen Spiel abheben.)

Greiffel. Gut ist's. Ich ziehe den Richtermantel an. (Hüllt die braune Bettdecke über sich, gibt sich eine würdevolle Haltung.) Jetzt Achtung vor mir. Also, Kaderer und Greiffel, ihr zwei Erzlumpen, was habt ihr wieder angestellt? — Wer stürzt zur Thür herein? Wer unterbricht die Verhandlung?

Kaderer (stellt sich, als wäre er der Straßl, stürzt wie rasend auf den Richter zu, vor denselben auf die Knie). Herr Richter! Herr Richter!

Greiffel (als Richter). Hinaus! Diener, was haben Sie da für einen Tollhäusler hereingelassen?

Kaderer (als Straßl). Ich bin kein Tollhäusler. Ich bitt um Schutz, Herr Richter, ich bitt, sie verfolgen mich, sie verleumden mich!

Greiffel (als Richter). Wer sind Sie denn?

Kaderer (als Straßl). Ich bin der Anton Straßl, den Straßl-Toni heißen sie mich und sagen, ich hätt' den Kreuzjäger derschossen. Ist nämlich heut — auf dem Kreuzeck droben — der Jäger derschossen worden, der Oberförster Ferdinand, und da sagen sie, ich hätt's gethan.

Greiffel (als Richter). Wer sagt es denn?

Kaderer (als Straßl). Der Pecher Lodel hat's gesagt, und der Schwarz-Seppel, und die anderen auch, und ich geh nimmer sicher, und ich bitt, dass sie gestraft werden!

Greiffel (als Richter). Anton Straßl, sind Sie nicht vor einiger Zeit im Arrest gesessen?

Kaderer (als Straßl). Ich bitt, von wegen einer Wilderei. Trag aber keinem Menschen nichts nach.

Greiffel (als Richter). Sie wollen vom Gericht Schutz haben?

Kaderer (als Straßl). Ich bitt tausendmal!

Greiffel (als Richter). Die gerichtliche Untersuchung wird alles aufklären und Sie hoffentlich rechtfertigen. Allein, wie sollen wir Sie einstweilen schützen vor Ihren Gegnern?

Kaderer (als Straßl, lebhaft). Einsperren lassen!

Greiffel (als Richter). Die vielen Leute einsperren? Da wird's vielleicht besser sein, dass wir Sie hinaussperren. — Gerichtsdiener, führen Sie diesen Mann in die Zelle Nummer sieben, die hat ein festes Schloss, (zu Straßl) da sind Sie geschützt.

(Beide brechen in ein Gelächter aus und hüpfen auf ihre Pritschen.)

Kaderer (gegen Blümlein). Und so, Freund, ist der Herr, der dort die seligen Seufzer macht, in die Schlinge gegangen. Dem sein Gesicht, wie ihn nachher der Standarm in den Kotter hat geführt!

Straßl (hebt sich etwas von seinem Lager empor, seufzt). Ach Gott!

Kaderer. Bist schon wach, Straßl? Guten Morgen! Haben gerade von dir gesprochen.

Straßl. Spottet nur zu. Ihr wisst es nicht. Mir ist schrecklich weh.

Kaderer (mit höhnischer Theilnahme). Warum? Du hast ja heut, so viel ich weiß, deinen fürnehmen Tag. Wie die Leut zusammenlaufen werden, deine Freunde und Bekannten, und die hohen Herren sich mit dir unterhalten — stundenlang. Fein! Und

eine Ehrenwacht vor der Thür. Pickfein!

Straßl (halb für sich). Mir geht nichts Gutes zu Sinn.

Kaderer. Na versteht sich! — Nur fest bleiben, Holzknecht. Nur recht leugnen, wenn du einen ehrlichen Rath annimmst. So lang der Mensch leugnet, wird er nit gehenkt. Allemal. Eine ehrwürdige Spitzbubenregel! Sollt' sie jeder Arrestant in sein Gebetbuch schreiben. Glaub es mir.

Straßl. Mein Gott, leugnen! Hab ich's denn gethan?

Kaderer (schelmisch). Das wirst schon selber wissen.

Straßl. Und eine Menge Zeugen sollen geladen sein.

Kaderer. Sei froh. Je mehr, desto besser. Je mehr Vögel, desto weiter fliegen sie auseinander. Sind sie nit einstimmig, so hast gewonnen.

Straßl. Sind ja alle zusammengeredet. Auf einen armen, verachteten Menschen geht ja alles los. Auf mich schon gar wie die Teufel! Hätt' ich mich lieber selber derschossen!

Greiffel. Geh! Solche Gedanken! Selbstmord ist eine Todsünd!

Kaderer. Und eine ordentliche!

Straßl. Es wär' das allerbeste.

Kaderer. Und wenn sie dich überweisen — was liegt dran! Nothwehr, sagst! Mit Nothwehr macht man auch manchmal viel.

Greiffel. Das ist gewiss! Mein Fall. Ein schöner Fall. — Im Stöckelhof zu Lahndorf, da bin ich beim Dachfenster hineingestiegen. Bin nämlich Schränker. Ganz schlicht und harmlos steig ich ein. Die Schränke will ich räumen und weiter niemand stören, denn es schlaft alles. Nichts ungesünder, als wie die Leut so plötzlich aus dem Schlaf wecken! Steht euch auf einmal so ein Lackel da mit der Hacke, und wenn ich ihm nit noch zuvorkomm' mit dem Stoßeisen, so schlagt er mich nieder — maustodt! — Zum Glück bin ich geschwinder gewesen als er. Was kann man machen? Nothwehr! — Ich kann wegen Einbruch und Diebstahl verurtheilt werden, das kann ich. Aber wegen Mords nie — nie. Nothwehr ist erlaubt.

Blümlein. Verzeihen, ich glaube diesmal werden Sie mit ihrer Nothwehr aufsitzen. Das Gesetz dürfte es ein bisschen anders meinen.

Greiffel (mit Verachtung). So, Sie wollen mir das Gesetz erklären! Sie, der kaum erst ein paar Stunden im Kerker sitzt. (Auf seine Brust pochend.) Wissen Sie, wie oft wir schon gesessen sind? Neunmal! Jetzt das zehntemal.

Kaderer (lacht dazwischen). Jubiläumssitzen!

Greiffel (fährt fort). Sie ungebetener Herlaufer oder Rossdieb, was Sie sind! Haben zwar einen schwarzen Rock an, heißen vielleicht Magister, heißen Doctor gar, wie der Schekschbir in seinen Räubern so schön sagt; aber mir, der eine Bildung hat genossen und sein Lebtag nur mit Richtern, Geschworenen, Staatsanwälten und Vertheidigern verkehrt hat — mir das Gesetz erklären! Sie nit, Sie. Gun Morgen!

Kaderer. Kinder, nur keinen Streit! Wir müssen verträglich sein untereinand, wir sind eine geschlossene Gesellschaft. — (Dem Straßl die Hand auf die Achsel legend.) Und thu nit so verzagt, Kamerad! Der Gerichtssaal ist inwendig nit so schlimm, wie er auswendig ausschaut. — Sag, Bruderherz, hast du dich schon mit deinem Vertheidiger besprochen? Der wird dir's auch sagen. Was hast denn für einen?

Straßl. Vertheidiger? Den Doctor Scheuerer haben's mir genannt.

Kaderer und Greiffel. O je!

Straßl. Wird mir eh nix nutzen.

Kaderer. Hast heut ka Schneid, so mach dich krank, wird's verschoben.

Straßl (für sich und stark markiert). Lieber zur Einzelhaft verurtheilt, als da noch länger!

Kaderer. Kannst dich auch taubstumm stellen bei der Verhandlung, oder wahnsinnig, wenn alle Strick reißen.

Greiffel. Narr, wenn alle Strick reißen, das wär' ja eh gut!

Kaderer. Und vor den Richtern, wenn du stehst, nur hübsch den Kopf in die Höh und fest ins Aug schauen, den Herren, recht treuherzig ins Aug schauen — so! (Macht ein einfältiges Gesicht.) Nur immer einen offenen Blick. Auch nicht vergessen, vor dem Richtertisch schön die Knie beugen! Sehr wichtig! Auch vor dem Crucifix. Nur immer fromm und gottesfürchtig, mein Sohn! (Vertraulich.) Weißt du, wie ich's gemacht hab, als ich noch Vorbeter in Karleiten bin gewest? — Schlag ich auf dem Dorfplatz bei der Nacht einen reichen, halbbesoffenen Viehhändler nieder. Die Leut rennen zusamm', ich natürlich auch darunter und hilf tapfer jammern. Ist aber noch nicht ganz todt. Reden kann er nicht mehr, aber deuten — und deutet allerweil auf mich. Ich schon Angst, er kunnt noch einmal zu Wort kommen. Aha, sag ich schnell: Beten! Beten, meint er, soll ich, und heb geschwind einen schreienden Rosenkranz an, bis er todt ist. — Darum sag ich, das Gebet hat schon manchem geholfen!

Straßl (sich unwillig wegwendend). Unter solchen Leuten sein müssen! Wie weit ist es mit mir gekommen!

Kaderer (in der Absicht, ihn aufzuheitern). Willst aber lieber singen, als wie beten — ist auch gut. Bist ja ein fescher Wildschütz, hör ich. — Süßes Bruderherz Greiffel, komm, hilf mir, wir singen unserem christlichen Mitbruder zu Hilf und Trost das Wildschützenlied.

Greiffel. Gut ist's, das soll er haben.

(Singen.)

I.

Schön ist das Wildschützleben,
Ein Jäger auf der Jagd;
Kann er sein Stutzerl heben,
Hat er sein Glück scho g'macht.
Hat er recht scharfe Augen,
A recht a fein's Gehör,
Das thuat dem Wildschütz taugen,
Was will der Bursch noch mehr?
Gamserl jag'n, thua'n d'Leut' sag'n,
Das wär' nit schlecht,
Aber fein muaß ma sein,
Nachher ist's recht.

(Jodler.)

II.

Schleicht sich die Sonne unter,
Und sagt recht gute Nacht,
So wird der Wildschütz munter,
Sein Stern am Himmel wacht.
Ob's regnet oder schneiet,
Ob's donnert oder blitzt,
Er denkt in seinen Träumen,
Dass ihn der Ob're schützt.
Gamserl jag'n, u. s. w.

(Jodler.)

Straßl (der sich während des Singens abgewendet hat). Ich bitt euch, hört auf, mag nichts hören davon. Verflucht und vermaledeit sei das ganze Wildschützleben! So schöne Lieder haben sie drauf gemacht, zum Leutlocken, und heißt's alleweil, für die Armen hätt' der Herrgott das Wild erschaffen — der Teufel soll's holen, alles miteinander! Was das Wild schon für Unheil hat angerichtet auf der Welt! Nichts ist mir gefährlich worden. Bin vorbeigangen an offenen Truhen, hab Brot liegen sehen drinnen, Geld — und nit einmal kommt mir der Gedanken: nimm's! — Aber wie ich im Wald das erste Reh hab gesehen, da hat's gezuckt in den Fingern, als sollt ich losdrücken am Hahn, und hab doch mein Lebtag noch kein Schießgewehr in der Hand gehabt. Und ist oft auch gleich die teuflische Gier dabei, man kann sich nit mehr helfen, denkt an nichts mehr, schleicht und schießt und stiehlt und geht zugrund. Ich sag euch's: vor Zeiten der Bär und der Löw und der Tiger sind nit so gefährlich gewesen für die armen Leut, als wie heut der Has und das Reh und der Hirsch.

Blümlein. Lappalien! Wegen ein bisschen Wildern!

Straßl (bedeutsam). Wenn die Wildschützkugel aber den unrechten Bock trifft!

Blümlein. Ich verstehe Sie. Aber glauben Sie mir, Freund, es werden noch ganz andere Böcke geschossen auf dieser besten der Welten!

Straßl (für sich hinträumend). 's ist vorbei. Schon ganz unmöglich kommt's mir vor, dass ich einmal glücklich bin gewesen. Und doch! Jessel, mein Weib! — Hätten wir uns nie gesehen, besser für dich. Aber ich ohne deiner! Ich kann's nit ausdenken. Jessel, du mein einziger, mein herzgetreuer Kamerad ...

Greiffel. Er thut halt schon wieder spintisieren. Den lustig machen!

Kaderer. Wart' nur, bis ihn erst der Strick am Hals kitzelt, da wird er schon lachen.

Straßl (für sich). Wenn die Försterstrau da ist, dann ist alles verspielt. Alles.

Greiffel. Aha, das Weibsbild fürchtet er.

Straßl (wild aufspringend). Mit Fried lasst's mich! Was wisst ihr, wie mir ums Herz ist! Ihr thut nichts als auf Spitzbübereien studieren! Lumpen, die nichts Liebes und nichts Heiliges haben auf der Welt und in der Ewigkeit. Habt ihr's einmal ernsterweis versucht, das Bravsein? Ich glaub nit. Was wisst ihr, wie es einem armen Menschen gehen kann, der redlich arbeiten, ehrlich durch die Welt kommen will und überall zurückgestoßen! Von Kind auf verfolgt, umhergehetzt auf der Welt, überall fremd und verachtet. Will man nit umkommen, so heißt's: was erlisten, und nachher ist ihnen der Gauner fertig, meiden ihn, treten ihn, hetzen ihn weiter, alleweil weiter, bis ins Verderben.

Kaderer. So lass dich doch lieber auf den Schub geben.

Straßl. Wohin? — (halb für sich). Ich hab schon viele Stöße ausgehalten, aber kein Stoß hat mir so weh gethan als derselbige, den der Dorfrichter zu Kirchbach meinem Weib hat versetzt, wie sie mit gesegnetem Leib ist heimgetrieben worden in ihre Gemeinde. Du bist fremd dahier! hat der Richter gesagt, du gehörst dort hin, wo dein Mann zuständig ist.

Kaderer. Und wo bist denn du's?

Straßl. Auf der Straßen. — Die Straßen ist meine Wiegen gewesen, von der sie mich als kleines Kind haben aufgenommen aus Barmherzigkeit. Ein armer Steinschlager ist mein Straßenvater worden. Wie er gestorben, hat er mich zu seinem Erben eingesetzt, meine Armuth von ihm, meinen Namen von der Straßen, auf der ich gefunden worden. O hätten sie mich dazumal liegen lassen auf der Erden und umkommen lassen aus Barmherzigkeit. Glauben kannt' man's nit, wie einen Gott verlassen kann!

Kaderer. Weißt, Herzerl, wen Gott verlassen hat, der muss es halt mit dem Teufel probieren — ist auch manchmal kein schlechter Kamerad.

Greiffel (zu Kaderer). Bruder, dem predigst umsonst, der Mensch ist ja ganz verstockt.

Kaderer. Ei was, ich geh schlafen.

Straßl (für sich, allmählich in Affect kommend). Hart hab ich gerungen — mit der Welt, mit mir selber. Es müsst sein, hab ich gemeint, dass Unsereiner anständigerweis ins Grab steigt — und es ist doch nit. Wenn sie mir nur einmal was Gutes hätten gethan, nur einmal! Kein Halm im Busch kann durstiger sein nach einem Sonnenstrahl, als ich es gewesen bin nach dem freundlichen Blick aus einem Menschenaug! — 's ist all umsonst gewesen. Nieder muss der arme Schelm, nieder muss er! — So weit er nit selber sinkt, reißen ihn die Leut hinab. Dumm ist der Mensch von sich selber, schlecht wird er durch andere. Jetzt haben sie mich dort, wo sie mich haben wollen, die mich gehetzt — gehetzt haben bis zum Henker.

— (Knirschend.) Aber nein! In der Unschuld hab ich vergeblich gewinselt unter ihren Fäusten, jetzt steht's anders. Ins Gesicht schreien möcht ich diesem heuchlerischen, feigen, schurkischen Gezücht: Nit ihm allein, euch allen wäre das Blei vermeint gewesen. (Gegen Kaderer und Greiffel mit schwerem Nachdruck.) Spitzbuben, am End habt ihr recht! — Na, na, hüte mich vor solchen Gedanken! Nur nit ganz weich' von mir, o großer Gott!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Der Kerkermeister. Sperrt von außen rasselnd die Pforte auf, innerhalb wieder ab. Martialisches Aussehen, spricht ungarisch-deutsch. Trägt eine weiße Schale und ein Stück Brot unbehilflich vor sich her. Tritt gravitätisch mitten auf die Bühne, bleibt dort stehen, schaut strenge um sich. Kaderer und Greiffel geben sich eine ordnungsmäßige Position, verspotten aber gelegentlich den Kerkermeister hinter seinem Rücken.

Kerkermeister. Wer hot räsonniert?! Hob gehört räsonnieren. Do hier wird nix räsonniert. Wem's nit recht is, sul kuschen. Kerl, wos mir noch einmol thut räsonniren, losś ich krump schließen, daśs Seel beim Ellbogen raus fohrt, verstonden! (Gegen den Straßl.) Do hoben Se Ihner Fruhstuck! (Stellt Schale und Brot auf Straßls Bett.) Mochen's schnell. Stondar wird bold do sein.

Greiffel (auf das Frühstück hinlugend). Das laśs ich mir gefallen! Kaffee kriegt er heut, der Herr Holzknecht.

Kaderer. Die Henkersuppe.

Blümlein. Kein gesundes Essen.

Greiffel (zum Kerkermeister). Eine geistige Nahrung, Herr Profoß, eine geistige Nahrung hätten Sie ihm bringen sollen, dem armen Teufel. Für den armen Sünder ist Schnaps allemal gesünder. Ein altes Sprichwort. Bei so einem Fest muśs der Mensch illuminiren, sonst ist's zu tumper. Und ich — (für sich) wenn ich nur den Kaffee kunnt haben!

Kerkermeister (zu Straßl, der halb gebrochen vor seiner Schale kauert, ohne zu essen). Mochen's, mochen's! Zwei Trumm Zucker hob ich 'nein gschmissen.

Straßl (traurig). Dank, dank.

Kerkermeister. Oh, für wos denn? Ich zohl jo nix.

Kaderer. Der Ungar zahlt nichts, merk dir das.

Straßl (verdeckt sein Gesicht und beugt sich tief nach vorne). Mein Weib, meine armen Kinder!

Kaderer. Nur meinem guten Rath folgen, Holzknecht. Und solltest schon picken bleiben, so verleg dich aufs Schlafen. Ist das letzte Mittel, aber auch das beste. Das Schlafen können's dir nit nehmen und im Schlafen bist Freiherr!

Straßl (für sich). Wenn sie da ist — die Försterśfrau!

Greiffel (auf die Schale plangend, leise). Wenn ich nur den Kaffee kunnt haben! (Er macht Miene, sich hinzuschleichen.)

Kaderer (zu Greiffel). Nur nit heimlich nehmen. Nur schön bitten drum, den Profoßen, wenn du ihn haben willst, um alles schön bitten. Nur nix so nehmen!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen.

An der Pforte pocht es. Der Kerkermeister öffnet, ein Gendarm tritt herein mit aufgepflanztem Gewehr, während ein zweiter vor der Pforte stehen bleibt.

Kerkermeister (den Gendarm an Straßl weisend). Do hoben's!

Gendarm (zu Straßl, indem er Fesseln hervorzieht). Hände aneinander!

Straßl (hält die Hände gekreuzt hin. Gefaßter). Es muśs überstanden werden. Jetzt hab ich Kurasch.

Gendarm. Vorwärts! (Führt Straßl vor sich zur Pforte hinaus.)

Greiffel (zum Kerkermeister in kriecherischem Tone). Ich bitt unterthänigst, Herr Profoß, das Tröpfel Kaffee, was er hat übrig gelaśsen!

Kerkermeister. Wos wollen's?

Greiffel. Wenn ich's haben kunnt.

Kerkermeister. Gengen's weiter. Loſſen's Ihnen Proceſs machen, bekummen's auch Kaffee!

Greiffel (zum Kerkermeiſter). Ich bitt, Herr Proſoß!

Kaderer (hat, während Greiffel bittet, hinter deſſen Rücken die Kaffeeſchale erhaſcht, leert ſie mit einem langen Zuge, dann höhnend zu Greiffel). Nur um alles ſchön bitten!

Vorhang fällt.

(Dritter und vierter Aufzug im nächſten Hefte.)

Frühling.

Ein ländliches Bild aus Winterszeit.

Ueber den Fluren lag ſchwerer Winter. Wo einſt die blühenden Matten geweſen mit den graſenden Herden und barfuß hüpfenden Hirten; die rieſelnden Bächlein, beſtanden von Dotterblumen und Vergiſsmeinnicht, bewohnt von flink nach vorwärts ſchießenden Forellen und behutſam nach rückwärts ſchleichenden Krebſen; die wogenden Felder, belebt von lachenden Schnittern mit klingenden Sicheln; die ſchalkhaft hin und her ſich ſchlängelnden Wege mit kollernden Karren und trillernden Handwerksburſchen; die lauſchigen Gärten mit Nelken und Reſeda hegenden Dirnlein — wo das alles und noch vieles andere in Prangen und Prachten einſt geweſen, da ſtarrte jetzt eine unabſehbare Schneeheide. Wo einſt buſchige Fichten geſtanden, da ragten jetzt regloſe Schneeſchober auf; wo einſt Strupp und Sträucher gewuchert, da lagen jetzt glatte Schneehügel. Wo einſt ſchimmernde Teiche gelegen, da war jetzt das glaſige Auge des Eiſes. Etliche Raben flogen hin und her, ließen ſich nieder auf dem Schnee, ſuchten vergeblich nach Nahrung und krächzten erbärmlich. — Und wie man keine Erde ſah, ſo ſah man auch keinen Himmel. Unten weiß und oben grau und nach allen Seiten hin in graue Nebeldämmerung verſchwimmend das ganze Bild. — Was war das für ein grauſes Geſtöber geweſen, viele Tage lang, bis es ſo geworden! „Graus!" hatten die Leute geſagt, und ich jauchzte im Innern. Hätte ich laut hinausgejauchzt in das Unwetter, ſo würden ſie mich für närriſch gehalten haben, denn wie kann ein vernünftiger Menſch ſich freuen an Sturm, Schneien und wüſtem Schneetreiben? Alſo ſtrich ich draußen umher, bis auf die Knie im Schnee, an den Wangen die eiſigen Nadeln — und jauchzte ſtill für mich. Und als die Stürme ſich endlich gelegt hatten, als die ſtarre Ruhe eingetreten war, und aus froſtigem Nebel ſich nur bisweilen ein Schneefünklein hervorſpann, nahm ich mein längſtes Paar Füße und gieng hinaus aufs Land. Stellenweiſe waren die Füße noch zu kurz und ich verſank in die Schneewehen bis an die Lenden, ſpäter feſtete ſich unter mir der Boden, der Schnee war hart wie Stadtpflaſter und ich gieng darüber hin.

Über ein eiſernes Kreuzlein ſtolperte ich plötzlich — ein ſchmiedeeiſernes, roſtiges Ding mit zwei Querbalken. Wer das nur in den Schnee geſteckt haben mag! Der Schnee iſt ja doch kein Grabhügel, vielmehr eine Wiegendecke, unter welcher der junge Frühling ſchläft. Mit ſcharfem Ruck riſs ich das Kreuz heraus und trug es mit mir bis zu einem großen Gehöft, das halb in den Schnee ver-

funken und halb aus dem Schnee herausgewachsen war. Der Greuthof.

Dort waren sie in der warmen Stube beisammen; eine ältliche Frau stand hinter dem großen Ofen und hielt die blaue Schürze ins Gesicht gepreßt; ein paar Männer am Tische spielten Karten, wobei der eine schmunzelte und der andere fluchte.

Ich war in diesem Hause nicht fremd, daher fragte mich der Fluchende, was ich ihnen denn für ein Kreuz ins Haus brächte? sie hätten ohnehin Kreuz genug. Auf meinen Bescheid, wie ich dazu gekommen, schrie der Mann auf: „Herr Jesses! So hoch ist der Schnee? Von der gemauerten Pestsäule, die am Rain steht, hat nur das Giebelkreuz herausgeschaut? Und im Sommer kunnt's der größeste Mann mit der Hand nit derlangen!" — Als Heiligthumschänder hätten sie mich jetzt packen können; der Pestsäule das Kreuz vom Schopfe zu reißen! Sofort zog ich mir einen Gulden Sühngeld aus der Tasche für den Maurer oder Schmied; was weiß ich, wer's wieder festmachen kann!

Nun wollte ich einmal sehen, warum das Weib die Schürze vors Gesicht hielt. Sie stand am Fenster, that als schaue sie hinaus, sah aber nichts, als Urwald. Tropischen Urwald, den das Eis an die Scheibe gemalt, gleichsam wie einen schwermüthigen Traum aus längst vergangenen Zeiten, da thurmhohe Schachtelhalme und Farrenkräuter gestanden in diesem Himmelsstriche, wo heute der starre Winter liegt.

So wird es kalt und kälter auf Erden. Nur das Mutterherz bleibt warm.

Die Greuthoferin hatte ein liebes Kind gehabt, eine Jungfrau von neunzehn Jahren. Ein weißes Gewand am Leibe, einen grünen Zweig um die Stirn — so war sie vom Elternhause fortgeführt worden der Kirche zu, wo die Glocken klangen. — Darum weinte die Mutter still vor sich hin. Da hegt und erzieht man ein Kind mit Noth und Sorgen, hängt sein Herz und Hoffen daran, und wenn man alt wird, ist man wieder allein.

„Sie zog in ein Land, wo nicht Winter ist, sondern ewiger Frühling!" also tröstete der Pfarrer, denn das Brautpaar hatte seine Hochzeitsreise angeblich nach Italien gemacht. Es ist ja so der Brauch, und obzwar die Braut gesagt hatte: „Gustav, was sollen denn wir jetzt in dem stockfremden Italien anfangen?" drang doch der Vater des Bräutigams, ein Kaufmann im Flecken, die Vornehmheit mitzumachen, denn er gehörte zu den ersten Häusern, und die ersten Häuser fahren, wenn sie neuverheiratet sind, nach Italien.

Wenn der Pfarrer mit dem italienischen Paradiesesgarten getröstet hatte, so tröstete ich das trauernde Weib mit kleinen Kindern, Buben und Mädeln, Blauäuglein und Braunäuglein, Blondköpflein und Schwarzköpflein — lauter Enkelkinder, die ihr allmählich die Stube beleben würden und das Herz erfüllen mit neuen Sorgen, Lieben und Hoffen. — Jetzt, wie ich so schön tröstete, weinte das Weib noch mehr, und wir wären beide in eine großartige Rührseligkeit gerathen, wenn der Mann, der Greuthofer, nicht so wacker geflucht hätte.

„Du Hauptschelm!" rief er seinem Gegner zu, „Meine Tochter hast mir schon abgespielt, jetzt willst du mir auch noch das Haus abspielen!"

Denn sein Gegner war der Eidam, der Bräutigamsvater, Herr Wernhut, der gekommen, um die vereinsamten Brauteltern ein wenig zu zerstreuen. — Lasse ich ihn gewinnen, so dachte der schlaue Handelsmann, dann sagt er: Gott, es wäre alles schön, wenn ich nur auch das Töchterlein hätte! — Lasse ich ihn verspielen, so ärgert er sich, flucht und schilt, und vergißt das Herzleid. Deswegen laß' ich ihn verspielen. — Also der Kaufmann, und gewann dem neuen Schwieger Groschen

um Groschen aus dem Sack. Sieht man, wie resolut manche Leute trösten können.

Ich blieb im Greuthofe über Nacht, um am nächsten Morgen meine Winterreise fortsetzen zu können. Ich wollte ins Gebirge, so recht in den nordischen, finsteren, in den allertiefsten Winter hinein. Den Menschen, dem innerlich wohl und warm ist, verlangt manchmal nach großer Rauhheit, Herbheit, Wildheit der äußeren Welt. Und wenn der Schnee so hoch ist, dass man über die Wipfel der Fichtenwälder hin spazieren gehen kann, fühlt man sich im Bereiche der Vöglein der Erde fern und den Gräbern ganz entrückt.

Beim Nachtmahle gieng es leidlich zu und wir plauderten natürlich von dem neuvermählten Paare. — Heute wird's in Mailand sein, oder schon in Florenz?

„Reisen sie auch nach Rom?" war meine Frage.

„Jetzt nicht; die Frau erst später", gab der Kaufmann Wernhut zur sinnigen Antwort.

„Den Kopf kunnt ich mir herabreißen", schmetterte die Bäuerin auf einmal und riss einen nagelneuen rothseidenen Sonnenschirm aus dem Kasten, „hat sie vom Oheim das Dachel bekommen für Italien, und dieweilen sie jetzt dort in der Sonnenhitz' umhersteigt, steht das bluthroth' Unding da im Kasten! Wie ein Weibsbild so verliebt sein kann! Den Schirm vergessen!"

„Das ist noch nichts", gab ich drauf, „manche sind so verliebt, dass sie sich selber vergessen. Desweg ist's allemal gut, wenn man ordnungsmäßig zusammenthut, was beisammen sein will."

„Den Sonnenstich kann sie kriegen!" jammerte die Mutter.

„Des Weibes bester Schirm ist der Mann", sagte ich. Das junge Paar war mir schon lange bekannt. Gustav war ein Jugendkamerad von mir gewesen, ein hübscher, kluger Bursche, der auch ein bisschen frische Eigenart in sich hatte und also zum aufgeweckten, gelehrigen Großhof-Töchterlein wohl passte. Ein Jahr oder zwei hatten sie sich heimlich gern gehabt, der Kaufmannssohn und das kreuzsaubere Dirndl. Wenn ich sie an Sonntagsabenden so miteinander im Garten umherschleichen sah, nicht viel miteinander plaudernd, umsomehr einander aber in die Augen lugend und ein wenig schäkernd — da ward mir oft angst und bang. Neidisch war ich nicht, ich hatte die Meine schon im Trockenen, aber bei zwei Liebenden, die gerne scherzen, ist immer die Gefahr, dass sie auf einmal ihr Glück verscherzen können.

Nun, jetzt hatten sie sich fest und sicher, und ich konnte mich am selbigen Abend ruhig schlafen legen.

Am nächsten Morgen wanderte ich weiter. Ein kalter Sonnenschein vermochte den dichten blauen Äther, welcher über der Gegend lag, kaum zu durchdringen. Der Schneepfad winselte unter meinen Füßen, die Schuhe klangen wie Holz, der Bart war weiß bereift, die Ohren brannten im eisigen Feuer. Vor mir stand das Gebirge, dessen Waldung der unteren Region in weißem, flimmernden Gezacke prangte. Aus dem Engthale kam Wasser heraus, das in seinem Bette zu Eis gestockt war. Eine Weile war es noch unterhalb der Eisdecke mühsam fortgekrochen, endlich ward es ihm in solchem Gewölbe zu eng, es ergoss sich über das Eis, rann auf die Flächen hinaus und bildete dort sulzige Tümpel. Im Engthale war Schatten. An den Wasserfällen, wo es zur Sommerszeit rauschte und toste, hatten sich in Orgelpfeifenform Eiszapfen und glasige Schäfte gebildet, stellenweise ganze Burgen aufgebaut, und das Wasser gurgelte darunter kaum vernehmbar.

Der Weg war gut ausgefahren durch die Schlitten, welche Holz zu Thale beförderten. Er gieng die frostige Schlucht entlang, gieng die Hänge hinan und kam ins Bereich von Sonnen-

ſchein, der hier heller und wärmer war, als unten. In den Zweigen der Bäume hüpften Eichhörnchen und Vögel umher und ſchüttelten Schneeſchollen von den Äſten. Weiter am Berge hatten die Fichten und Tannen ihre Schneemäntel ſchon früher abgeworfen und ſie ſtanden wie dunkle Kegel auf weißem Grunde. Ich kam zu einer verlaſſenen Köhlerei, da lagen ſtatt Kohlenmeiler große Schneewuchten zuſammengetrieben, aber daneben rieſelte aus der Berglehne ein munteres Brünnlein und das Waſſer im Troge war klar wie Kryſtall und ich ſah daran nicht ein Kruſtlein Eis.

Noch weiter oben auf der Holzſchlagblöße luden Männer Baumſtrunke auf einen Schlitten, ihre Röcke hatten ſie an Lärchenäſte gehangen, ſie ſelbſt waren in Hemdärmeln. Auch ich hatte ſchon längſt meine Pelzhandſchuhe von den Fingern geſtreift und den Mantel aufgeknöpft. Und das war eine ſaubere Enttäuſchung auf meiner wonnigen Winterfahrt!

Endlich waren die Wälder hinter mir, freie Almmatten dehnten ſich weithin und die weißen Flächen hatten ſtellenweiſe dunkle Flecken. Der Blick war frei ins weite Land hinaus, über welchem das eingefrorene Meer des Nebels ſtarrte. Hoch über allem die Himmelsglocke in unendlicher Bläue und der Sonnenſtern ſo prächtig lodernd, wie in Sommertagen. Um eine Bergkante bog der Weg in die Hochmulde der Karalm, da waren die ſonnigen Hänge ganz ſchneefrei, moorige Wieslein lachten in hellem Grün der Kreſſe und an den Rändern blühten zarte Schneeglöckchen. Auf einer Gruppe von Schirmtannen ſangen Finken, nichts ahnend vom Jänner, der im Kalender ſtand. Der graue Kiesweg lag trocken vor mir und gieng einem ſtattlichen Hauſe zu, das hinter den Schirmtannen ſtand und von welchem helles Hundegebell herüberhallte.

Neben dem Wege ſtand ein wandiger Felshügel. Den beſtieg ich von hinterwärts und ſetzte mich auf einen von der Sonne hübſch bewärmten Stein. Alſo blickte ich hinaus in die Welt. Anſtatt ſtöbernden Winter, den ich geſucht, hatte ich im Gebirge den Frühling gefunden. Warm, ſonnig und feierlich umgab mich die milde, reine Luft. Auf dem ſandigen Grunde blühten Eriken; zu meinen Füßen rieſelte ein Eidechschen hin und unterhalb meines Felſens hörte ich eine heitere Mädchenſtimme.

„Daſs doch“, kicherte ſie, „die Männer gar ſo ungeſchickt ſind!“

„Ich habe ſchon mancherlei verſucht“, ſagte auf das Gekicher unten zart und ſchmiegſam eine männliche Stimme, „ganz miſslungen iſt mir eigentlich noch nichts. Und juſt mit dem Weiberhaar ſollte ich nicht fertig werden können?“

Ich war ganz nahe den Sprechenden, ſah ſie aber nicht, weil ſie unten enge an der Felswand ſitzen muſsten, über welcher ich lehnte. Ich hätte nur an den Rand hinaufſteigen und hinabgucken müſſen.

„Ja ja“, ſagte nun das Mädchen, „im Weiberhaar, da hat ſich ſchon mancher verwickelt. Das iſt unſer Netz, mit welchem wir fiſchen. Aber, Tſchapperl, du wirſt doch Zöpfe flechten können! Nur nicht ſo feſt.“

„Einmal iſt es zu feſt, dann wieder zu locker“, antwortete der junge Mann — es war gewiſs ein junger, weil er ſo täppiſch ins Garn gegangen. „Die Zöpfe ſind ja fertig, nur muſs ich ſie an den Enden immer feſthalten, ſonſt gehen ſie wieder auf.“

„Närrlein, muſst ſie halt mit dem blauen Bändchen binden und nachher hinabhängen laſſen, wie es der Brauch iſt bei einer deutſchen Jungfrau.“

„Bei wem?“

„Ei geh, du zupfſt ſchon wieder zu arg!“

„Rickerl“, ſagte nun die männliche Stimme — aber da muſste ich die Ohren ſchon heidniſch ſpitzen, daſs ich's verſtand — „Rickerl, das möcht' ſich nicht

recht ſchicken. Ich denk' um das Köpferl winden, die Zöpfe, wie es bei einer deutſchen Hausfrau der Brauch iſt."

„Mach' mich halt, wie ich dir am beſten gefall'", ſagte ſie, „wenn du mich garſtig herrichteſt, haſt du ſelber den Schaden."

Nach einem Weilchen verſetzte die männliche Stimme: „So, jetzt haſt du wieder dein Kranzel auf dem Haupt, eines aus Menſchenhaar, das ſteht dir am beſten."

Länger war es nicht mehr auszuhalten. Ich kroch an den Rand des Felſens hinaus und lugte hinab. — Wie? Was? — Ei, das iſt hübſch! So ſteht's? Darum hat ſie den rothſeidenen Sonnenſchirm zuhauſe vergeſſen!

Ich zog mich zurück und rief laut: „Italien iſt dies Jahr hoch gelegen!"

War es mäuschenſtill. Ich aber ſtieg an der rückwärtigen Seite hinab, und bald hatte ich ſie beide zwiſchen mir und der Felswand.

„Ein Entkommen iſt unmöglich", ſagte ich, „ergebt euch!"

Nach dem erſten Schreck ein lautes Auflachen: „Der Peter iſt's!"

„Ja, der Peter iſt's. Aber nicht der zu Rom in Italien!"

„Nein", rief Guſtav, „der auf der ſteiriſchen Alm. Biſt aber doch eine ſchlechte Haut, Peter, daſs du uns nachſteigſt . . . ."

„Ich ſteig' euch nicht nach, aber ihr ſtieget mir voraus! — Nein, Kinder, das iſt kein Land für Hochzeitsreiſende. Ja, für Liebende, das laſſ' ich mir gefallen, für die gibt's nur auf der Alm kein' Sünd, für Verheiratete gibt's auf der ganzen Welt keine, nicht einmal im heiligen Italien."

Guſtav reichte mir die Hand und ſagte: „Nicht wahr, zum Mittagsmahl gibſt uns die Ehre und dann mach', daſs du wieder fortkommſt. Gegen Abend wird es arg froſtig da heroben, ich verſichere dich. Und kein Menſch da, muſst bedenken! Wir ſind heute und morgen in Florenz, dann reiſen wir nach Piſa zum ſchiefen Thurm, hernach wollen wir uns in Padua noch aufhalten beim heiligen Antonius, und in Venedig bei Sanct Marco. Es kann noch der Tage zehn oder zwölf währen, bis wir heimkommen."

In dieſem Augenblick gellte vom Jagdhauſe her ein Pfiff.

„Mittag iſt's, Kinder, laſſen wir die Suppe nicht kalt werden."

Alſo giengen wir zu dreien gegen das Haus hin, Guſtav links, ich rechts, Rickerl in der Mitte. Was die für eine Geſichtsfarbe bekommen hatte auf der Alm! So glühend roth hatte ich ihre Wangen noch nie geſehen.

Im Forſthauſe, in einer traulichen Stube, deſſen großer Kachelofen eine behagliche Wärme ausſtrömte, deſſen Fenſter in die weite Alpenwelt hinausſchauten, war ein Tiſch gedeckt, freilich nur für zwei Perſonen, doch dem munteren, rothbärtigen Forſtjäger und ſeiner emſigen, gelbhaarigen Frau machte das dritte Gedeck keine Sorgen.

„Im Bunde der dritte!" Alſo declamierend ſetzte ich mich hin.

„Das iſt dein Theil", ſagte Guſtav und ſtellte mir die Weinflaſche hart vor die Naſe hin.

Welch ein Tropfen!

„Vom Rhein, vom deutſchen Rhein! Peter, bade in ihm dein Herz."

Gott, und wie es nun Frühling wurde in jedem Winkel der Seele!

„Jetzt begreife ich, Kinder!"

„Was begreifſt du?" fragte Guſtav.

„Daſs wir nicht nach Italien gepilgert ſind? Ha, das iſt wahrlich leicht zu begreifen. In der wonnigſten Zeit, heiteren Frieden, ſüßeſte Seligkeit im Herzen, werde ich mein Weibchen in den Eiſenbahnwaggon zerren, von Hotel zu Hotel ſchleppen, es den Glotzaugen frecher Portiers und dummer Kellner ausſetzen, ihm unter fremdem Klima jeden Tag eine neue Unbequemlichkeit machen, hier eine ſchlechte Fahrt, da einen ſchlechten Tiſch, dort ein ſchlechtes Bett, ruhelos hetzen von Stadt zu Stadt, von Gallerie zu

Gallerie, ohne Interesse dafür, beständig in den Bädeker schauen, statt einander in die Augen — natürlich, ich werde eine Hochzeitsreise machen!"

„Und wozu habt ihr es uns denn glauben machen, ihr falschen Leut?"

„Ja, Alter, das wird freilich schwer zu errathen sein, weshalb wir den Leuten aus dem Wege gehen. He? Weil wir für uns sein wollen. Was ist die Hochzeitsreise anders, als eine Flucht? Eine Flucht vor Bekannten und Verwandten. Ob das Asyl Italien heißt, oder Jagdhaus auf der Karalm, das ist eins. Mit meinem alten Freunde, dem Karjäger, ist die Geschichte schon lange abgemacht gewesen, er hat uns, wie du siehst, gut eingenestet. — Gelt, Rickerl, es thut's!" — So wandte der Schelm sich zu seiner jungen Frau.

Der ganzen Anlage nach merkte ich, dass die beiden sich kein Leid anthun würden, wenn sie mich ehestens wieder verlören. Doch gab ich ihnen vor meinem Aufbruche noch zu bedenken, dass sie dem Jänner-Frühling auf dem Berge nicht zu sehr trauen sollten. Schon die nächste Nacht könnte einen so schweren Schneepelz über sie werfen, dass sie wochenlang nicht mehr hervorzukriechen vermöchten.

„Schweig!" unterbrach mich Gustav, „ich mag gar nicht daran denken, es wäre zu himmlisch!"

— Er mochte wohl recht haben. Auch unter dem Winterpelz ist Frühling, wenn zwei junge Leute sich gern haben. Alles Alpengestöber und nordische Eis ist nimmer imstande, das göttliche Flämmlein zu ersticken, das im Herzen des Liebenden ist und an Glanz und Wärme den Maien-Sonnenschein weit übertrifft.

In dem Augenblicke, als ich fortgehen wollte, stellte Gustav sich mit seiner stattlichen Gestalt in die Thür und sagte: „Oho, Freund, so leichten Kaufes kommst du mir nicht davon. Den schauderhaftesten Schwur, der je geschworen wurde, musst du mir jetzt schwören, dass du uns nicht verrathen wirst!"

„Bedenke, dass ich Poet bin", war mein zagender Einwand, „wie soll ich so etwas für mich behalten?"

„Bis wir von unserer Hochzeitsreise zurückgekehrt sind, magst du plaudern. Und nun siehe, dass du vor Abend zu Thale kommst."

Bin ich also von den sonnigen Höhen wieder hinabgestiegen in die frostige Fläche, um im Greuthofe die Mähr zu erzählen: Auf der Karalm wäre die Luft so rein, dass man von dort aus mit freiem Auge bis nach Italien hinein sehe. Mit einem guten Fernrohr könne man sogar die Hochzeitsreisenden erblicken, und wie der junge Mann seiner jungen Frau die Haarzöpfe flechte. R.

Sagen aus Kärnten.

Erzählt von **Franz Goldhann.**

Sage von den „neun Brünn" in der Zirknitz im Möllthale.

Die Zirknitz ist ein wilder, reißender Bach, welcher bei Döllach in die Möll mündet. Zehn Minuten außer Döllach befindet sich eine interessante Klamm, durch welche die Zirknitz strömt; die Felsen sind dortselbst oft überhängend und bilden Höhlen und Grotten. Nach weiteren fünf Minuten gelangt man zum Zirknitzfall. Das romantische Thal der Zirknitz, wenn man es so nennen darf, ist eng und schluchtig, hohe Gebirge schließen es ein; man würde kaum glauben, dass auf dem schmalen Saumwege einst edles Metall, und zwar Gold, ins Möllthal befördert

wurde. Etwa drei Stunden von Döllach entfernt — ziemlich hoch in der Zirknitz gelegen — befindet sich die sogenannte „Goldzeche"; im vorigen Jahrhunderte und zu Beginn dieses Jahrhunderts wurde dortselbst ziemlich viel Gold zutage gefördert. Seit Anfang dieses Jahrhunderts bis zum vergangenen Jahre ruhte der Bergbau, erst jetzt hat man wieder mit Nachforschungen begonnen; der Zugang ist eben ungemein beschwerlich und lohnt sich die Arbeit nur, wenn eine große Ausbeute gemacht werden kann.

Die alten Stollen befinden sich hoch oben auf einer Felswand und sind schwer zugänglich. — Hieran knüpft sich nun die Sage von den „neun Brünn".

Es heißt, dass die gottlosen Knappen vormaleinst auch an Sonn- und Feiertagen gearbeitet haben; als sie nun an einem Marientage in ihren Stollen wieder fleißig klopften und hämmerten, siehe, da brach eine große Menge von Wasser aus neun Stollen zugleich hervor — eine gerechte Strafe von Oben. Die Knappen mussten die Stollen sogleich verlassen, der Bergwerksbesitzer war zugrunde gerichtet und nicht allein das, — das Wasser kam in solcher Menge, dass die Leute schon eine Thalüberschwemmung befürchteten.

Da hatte ein Bergknappe einen ganz merkwürdigen Traum; — es erschien ihm die heilige Maria und befahl ihm, die neun Stollen mit Ochsenhäuten zu verschließen, damit das Wasser nicht mehr hervortreten könne.

Der Knappe machte von dem Traume Mittheilung — und sofort wurden neun der schönsten Ochsen geschlachtet, mit deren Häuten der Eingang in die Stollen verschlossen wurde, worauf man diese noch verklebte und vermauerte.

Jetzt ist bereits Gras und Moos darüber gewachsen, doch sickert hie und da Wasser durch — und wehe, wenn die Häute bersten; dann kommt die zweite Sündflut und mit ihr der jüngste Tag.

Sage vom Geisterlackl auf der Teuchler-Alpe im Möllthale.

Die Teuchel ist ein schluchtartiges Nebenthal der Möll. Der Zugang in den Ort Teuchel — $1\frac{1}{2}$ bis 2 Stunden von Kolbnitz entfernt — ist beschwerlich und nicht ungefährlich, besonders ist der Weg zur Winterszeit ohne Steigeisen nicht leicht zu machen. Fahrweg gibt es keinen. Der Teuchler trägt daher selbst die schwersten Lasten auf seinem Rücken in eigens hiezu angefertigten Kraxen. In der Teuchel gibt es kein Pferd; die steilen Felder werden mit Hilfe von Ochsen und Kühen bebaut.

Sehr bedauerlich ist es, dass sich zu diesen Beschwerlichkeiten jetzt auch noch Elementarereignisse gesellen; seit zwei Jahren finden nämlich, insbesondere bei und nach Regenwettern, oft aber auch an schönen Tagen, Erdabrutschungen statt, — ein beträchtlicher Theil Landes „sitzt" hiebei mit furchtbarem Getöse in den Bach „ab", so dass die gegenüberliegenden Felsen dröhnen. Der Zugang wird daher immer gefährlicher und ist ganz besonders *ein* Bauernhaus in Gefahr, es kann jede Nacht, ja jede Stunde „absitzen" und die Bewohner mit sich begraben — und doch bleiben die Inwohner auf ihrem angestammten Wohnsitze.

Die Teuchler sind ein schöner, kräftiger Volksstamm, sie leben von Milchkost und essen Schmalz löffelweise. Sie besitzen schöne Alpenwiesen in der Gasarn, in der Plesen und im Gsarnitzlen. Die Gasarn liegt am Schroneck (2545 m), welches zur Kreuzeckgruppe gehört und einen wunderbaren Rundblick gewährt, — besonders schön hat man

die Tauern mit ihren Schneefeldern vor sich und groß ist die Anzahl der Alpenhütten, die man vom Schroneck aus sieht.

In der Gasarn befindet sich das „Geisterlackl", d. i. ein kleiner Teich, dessen Wasser eine unheimlich schwarze Färbung besitzt; diese Färbung dürfte wohl von einer Felswand herrühren, welche düster und überhängend die Hinterseite des Teiches begrenzt. Auf einer Seite ist ein „Lahner", d. i. eine steile Geröllfläche, — die beiden anderen Seiten sind auch vom Geröll und spärlichem Graswuchse begrenzt. Ober dem Lahner war vor Zeiten ein Bergwerk und noch heute kann man den Eingang in die Stollen sehen. Der Zugang ist nicht leicht.

Die Sage geht, dass vormaleinst alljährlich ein Italiener hieher gekommen sei und mehrere Schüsseln reinen Goldes gefunden habe, welches er dann in seine Heimat mitnahm, um im nächsten Jahre wieder zu kommen und gleiche Ausbeute zu machen. Man sagt, der Böse sei mit ihm im Bunde gewesen.

Als er nun einmal wieder erschien und dann mit seiner Ausbeute durch den Lahner herabstieg, ist er, ausgerutscht und sammt der kostbaren Bürde in den Teich gefallen, worin er spurlos verschwand.

Seit jenem Tage geistert es bei diesem Teiche. Man hört oft wimmern und klagen und alljährlich an dem Tage, an welchem der Italiener in den Teich fiel, wird er um Mitternacht von dem Teufel dreimal um denselben gejagt, wobei er eine goldbeladene Schüssel auf dem Kopfe tragen muss; ist die Jagd zu Ende, dann stürzt er sich mit einem Jammerschrei wieder in das Wasser. Fände sich ein Beherzter, welcher dem Italiener bei dieser Jagd die Schüssel abnähme, so wäre des Italieners Seele gerettet und der Betreffende reich. Der Teufel würde in das „Geisterlackl" fahren und nie wieder kommen.

Der Ortenburger Schatz.

In der Ortenburg bei Spittal sollen ungeheuere Schätze vergraben sein — die Schätze der Salamanka, welche bekanntlich Besitzerin des Spittaler Schlosses war und ihr ganzes Vermögen mit Hilfe ihrer Kammerzofe und eines Maurers vergraben ließ, worauf sie beide Mitwisser umbrachte.

Viele Leute versuchen alljährlich in der Ortenburg Schatz zu graben, und soll schon mancher Kupferhafen voll Goldmünzen gefunden worden sein.

Des Nachts soll sich der Schatz durch ein Flämmchen verrathen, welches durchaus nichts mit einem sogenannten Irrlichte gemein hat.

Sage von der Todtenfahrt in den Kirchhöfen im Möllthale.

Die Jagd nach Gold und Reichthum wurde und wird nicht allein von der sogenannten „gebildeten Welt" gemacht, auch „tief hinten im Gebirge" haben die sonst so genügsamen Älpler stets nach blendenden Schätzen gestrebt, wovon wieder folgende Sage Zeugnis gibt:

Im Möllthale kommt es vor, dass sich zwei Bursche um Mitternacht in den Kirchhof begeben, um daselbst „von höheren Mächten" Gold zu empfangen.

Zu diesem Zwecke pflegen sie einen leeren Hut auf die Kirchhofmauer zu legen, dann holen sie eine Tragbahre oder auch einen Schlitten. Nun stellt sich der eine Bursche vor die Tragbahre oder den Schlitten, im Begriffe, damit jeden Augenblick um die Kirche zu laufen, während der andere, mit einer Peitsche in der Hand, hinter der Bahre wartet, um dem Kameraden im entscheidenden Augenblicke zu folgen.

Beim ersten Schlage der Mitternachtsglocke beginnt nun in äußerster Schnelligkeit eine Fahrt um die Kirche, denn mit dem letzten Schlage der

Mitternachtsglocke müſſen die Burſche dreimal um die Kirche gekommen ſein, um den aufgerichteten Hut mit Gold angefüllt zu finden.

Sind ſie nicht ſchnell genug, was häufig vorkommt — denn es ſetzen ſich ſehr viele Seelen, Geiſter ꝛc. auf die Bahre, um an der Luftfahrt theilzunehmen, welche aber der hinten laufende Burſche mit fortwährend geführten Peitſchenhieben zu verjagen bemüht iſt, — dann müſſen die Burſche beim letzten Schlage der Glocke eiligſt über die Kirchhofmauer ſpringen, um von den Geiſtern nicht erſchlagen zu werden.

Das Lied von Nudel und Sterz.

Von R. Burns.

Bannocks o' Barley.

Engliſch.

Bannocks o' beer-meal,
Bannocks o' barley:
Here's to the Highlandman's
Bannocks o' barley.
Who in a brulzie
Will first cry a parley?
Never the lads wi'
The bannocks o' barley.

Bannocks o' beer-meal,
Bannock's o' barley;
Here's to the land wi'
The bannocks o' barley.
Who in his mae-days
Were loyal to Charlie?
Who but the lads wi'
The bannocks o' barley!

Gerſten-Nudel.

Hochdeutſch.

Nudel von Bierſtoff,
Nudel von Gerſte!
Hoch leb' des Hochlandmann's
Nudel von Gerſte!
Wer wär' im Kampfe
Zum Wehſchrei'n der erſte?
Niemals die Burſche mit
Nudel von Gerſte!

Nudel von Bierſtoff,
Nudel von Gerſte —
Hoch leb' das Hochland mit
Nudel von Gerſte!
Wer trug getreu im Leid
Für Karl*) das Schwerſte?
Wer, als die Burſche mit
Nudeln von Gerſte? —

Nudel und Sterz.

Steiriſch.

Pfannſterz und Nudel,
Nudel und Sterz!
Luſtig is's Landel mit
Nudel und Sterz!
Hätt' wer zan Liaben
Und Raſſen koa Herz?
Sicher nit Buaben mit
Nudel und Sterz.

Pfannſterz und Nudel,
Nudel und Sterz!
G'ſegn' unſer Herrgott uns
Nudel und Sterz!
Wann's für'n Kaiſer
Soldaten begehrts,
Taugen enk d' Buaben
Von Nudel und Sterz.

L. S.

*) Prätendent Karl Stuart.

Wie sie in alter Zeit
gedichtet, gedacht und gesagt haben.

Vor zweiundeinhalbhundert Jahren, alß männiglich Fabelei vnd heilsambe Lehr schon in Druck geleget worden, schriebe man alßo:

Die unvernünfftigen Lehrmeister.

1. Die Jungfer ist die Schlange, welche neidisch, ihre Haut, als ihr Kleid abstreisset: Sie ist stoltz, stumm, starck, schnell, und scheusset Pfeile geschwind auff den, der sie beleidigen will. Ihre Klugheit bestehet darinnen, daß sie allezeit das Haupt verwahret, und wol weiß, daß die Wunden an dem Leibe leicht heilen, an dem Haupt aber tödtlich sind. Daß sie böser Art, und den ersten Sünden-Gifft der Eva eingeblasen, ist auß der H. Schrifft bekandt. Weil nun folgends von den Thieren soll gedacht werden, welche der Menschen Lehrmeister sind gewesen, haben wir das Exempel von der Schlangen vorsetzen wollen.

2. Plinius klaget, daß dem Menschen alles in diesem Leben zuwider, und daß die Natur der Thiere rechte Mutter, der Mensch aber ihre Stieffmutter seye, weil sie ihnen so viel Verstand gegeben, daß sie alles dienliche erkennen, und was ihrer Unterhaltung schädlich, fliehen und meiden. Wann die Schlange, mit den Störchen und Schnecken streitet, so nehmen sie das Kraut Origanum oder Wolgemut, und schützen sich damit, weil es der Schlangen sehr zuwider. Der Bäer, wann er verwundet wird, heilt er sich mit Omeisen-Eyern, das Schwein mit Wintergrün, das Wieselein mit der Weinrauten und Salve, die Dauben mit dem Eisenkraut, der Habicht mit dem Kraut, das von ihm den Nahmen hat, und hieracium zu Latein, zu Teutsch Habichtkraut genennet wird, die Gänse, Enten und Hüner artzneyen sich mit helxine, Windich oder Zaunglocken, die Hetz mit Lorbeer, der Hirsch mit Hirschzungen, die Schwalb mit Schwalbenkraut, ꝛc.

3. Der Mensch allein verstehet von Natur nichts was ihm nutzet, weil er vielleicht solche Wissenschafft durch den Sündenfall verschertzet, und weil er im Essen und Trincken keine Maß halten kan, welches doch die Thiere meistentheils thun, muß er sich nit schämen, von diesen unvernünfftigen Lehrmeistern zu lernen; allermassen bereits vermeldet, daß solche der Kräuter Krafft besser wissen, als der Mensch, so auff solche nicht studiret. Wir wollen aber hier noch weiter gehen un auff unsern Schauplatz noch andere unbekannte Thiere stellen, und sehen, was man von ihnen abgesehen und gelernet.

4. Das Aderlassen ist eine von den gebräuchlichsten und vorträglichsten Artznecken, wie auch die Clystieren. Beedes haben die Alten von den Thiere gelernet: jenes von den Pferden, welche ihnen in dem Früling, wann sie mit der Natur die Feuchtigkeiten erneuren, die Ader auffbeissen: dieses von dem schwartzen Storch in Egypten, welcher mit dem Saltzwasser auß dem Nilusstrom das Gedärm außwäschet, und solches wieder durch die Außladung von sich lässet, wie hiervon Plinius, Solinus, Cicero und viel andere schreiben. Von diesem Vogel haben die Egyptier den Ge-

brauch der Clystier lang vor Hippocrate gehabt, und solcher sich alle drey Monat bedienet.

5. Das Brechen soll von den Hunden seyn abgesehen worden, welche Graß und das Samkraut von dem Korn fressen, wann sie sich mit der Gallen oder unverdäuten Speisen beschweret befinden. Er isset auch Wegwarten, welche ihm sehr wol bekommen, und seine Leber erfrischen.

6. Etliche wollen, daß die Menschen auch die Waffen von den Thieren abgesehen. Ichnevmon die Indianische Mauß waltzt sich in den Koth, und trocknet sich in der Sonne, solches thut sie unterschiedlichen mahlen, und alsdann streitet sie mit dem Otter, und daher sollen Pantzer und Harnisch kommen: Das spitzige Gewehr aber andere zu beleidigen, wollen sie von den Iglen hernehmen.

7. Die Art eine Vestung zu untergraben, ist, nach Vegetii Meynung, von den Caninichen oder Künlein, abgelernet, welche eine Maur solcher Gestalt können über ein hauffen werffen.

8. Das Impffen und Peltzen soll auch von den Vögeln abgesehen worden seyn, daher kommet, daß man offt auff einem Felsen einen Kirsch- oder Weixelbaum sihet, welches Kern ein Vogel mit seinem Mist in eines solches Steines Ritzen fallen lassen, dardurch er bekleibet, und erwachsen, weil es von dem Regen befeuchtet worden, und besagten Mist Anfangs zu einer Erden gehabt.

9. Die Galeen soll man von dem Krebs abgesehen haben, welcher mit seinen Füssen, als Rudern, hinder sich und für sich gehet.

10. Von der Vögel Gesang sollen auch die ersten Menschen haben singen lernen, und schreibet Ferdinand Ovieda, daß die Hispanier (Perillos ligeros) Spürhündlein, welche bellen, als wann sie die sechs Stimmen sängen, und von der höchsten anfiengen, La, sol, fa, mi, re, ut.

11. Plinius will auch den Thieren beymessen die Sternkündigung (l. 8. c. 28.) und kommet mit den Hanen, Schwalben, Nachtigallen und dem Viehe, welche den Hundsstern spüren, auffgezogen, mich bedüncket aber, es seye zu weit gegangen.

12. Der Prophet Esaias hält die Menschen und Thiere gegeneinander, daß jene ihre Gebühr von diesen lernen sollen, sagend: Ein Ochs kennet seinen Herrn, und ein Esel die Krippe seines Herrn, aber Israel kennets nicht, und mein Volck vernimmets nicht (c. 1. v. 3. und Jeremias: Ein Storch unter dem Himmel weiß seine Zeit, eine Turteldaube, Kranich und Schwalbe mercken ihre Zeit, wann sie wieder kommen sollen; aber mein Volck will das Recht deß HErrn nicht wissen c. 8, 7).

Der Fürsten-Lust.

1. Das menschliche Leben wird füglich mit einem Gesang verglichen, in welchem viel mehr schwartze, als weise Noten sind, verstehe viel mehr Unglück als Glück zu ersehen ist. Man sihet, daß zu Zeiten in dem Auffsteigen und Absteigen etliche Stuffen übersprungen werden, daß viel Kreutzlein und harte b. (weh) darbey, daß die Stimme nit kan allezeit auff den obersten Linien bleiben, sondern muß auch auff die untersten fallen. Dieses findet sich auch in nachgehender Geschichte, da ein Fürst sich als einen Componisten erweiset, der ohne die Lehrsätze der Kunst ein gar übelklingendes Intervallum, und einen seltzamen Sprung gemachet.

2. Diese Geschichte nennen wir den Fürsten-Lust, weil etliche Herren sich kützeln, und lachen wie Nero, sind begierig der unmöglichen Sachen, und suchen ihr Belieben in wunderlichen, und sehr nachtheiligen Händeln, wie man dann liesel, daß besagter Nero die Stadt Rom an zehen Orten anzünden lassen, zu sehen, wie etwan

Troja in dem Feuer gestanden. Es vermeynen aber solche Herren, ihnen durch dergleichen unerwartete Abenteuer einen unsterblichen Namen zu machen, es sey gleich selbiger rühmlich oder nicht, wie dort Hephestion, der den Tempel der Dianä zu Epheso angezündet.

*Nero impossibilium flagrantior. Tacit.

3. Ein Italiänischer Fürst, dessen Name billich zu verschweigen, hatte, als sein Cantzler gestorben, einen wunderlichen Einfall. Zu solchem hohen Dienst hat er außersehen einen von seinen Räthen, welcher durch seine Tugend und Geschicklichkeit diese Stelle wol verdienet, und sich dem Fürsten jederzeit getreu, verschwiegen und gehorsam erwiesen, wie er dann zu thun schuldig, weil er von schlechter Ankunfft, durch seines Fürsten Hülffsmittel und gnädige Handbietung zu der besagten Stelle befördert worden.

4. Dieser Justinian hatte niemals keine Gedancken zu dem Cantzlerdienst, weil ihm andere Räthe vorgiengen, und sein Sinn, von Jugend auff, fern von allem Ehrgeitz, und wolte lieber hoher Ehre werth, dieselbe andern überlassen, als unwürdig solche betretten; wol wissend, daß wer hoch hinauf steiget (wie in der Music oder Singkunst) auch wieder hoch herabfallen könne, und begnügte er sich in seinem mittelmässigen Zustand, in welchen ihn Gott gesetzet hatte.

5. Der Fürst war fröliches Sinnes, und wollte seinen Justinian mit einem denckwürdigen Possen zu der ledigen Cantzlersstelle befördern, und befahle etlichen von seiner Wachte, sie solten auffwarten und thun, was er ihnen gebieten werde. Nach gemachter Anstellung lässet er Justinian für sich kommen, stellet sich gantz zornig, und redet ihn mit folgenden, oder dergleichen Worten an:

C. Verräther, ist das der Dienst, welchen du mir zu leisten verpflichtet bist? ist das die Danckbarkeit, mit welcher du meine Gnade erwiederst? Ich habe dich nichtigen Gesellen auß dem Staub erhaben, und zu Ehren gemacht, ich habe dich hoch geacht, und dir willfahrt in allem was du begehret, und habe deine Heucheley für pflüchtig-schuldige Treue gehalten. Wie hör ich nun von dir, daß du zu einem eydbrüchigen Verräther worden? Wann ein Fremder, der einen benachbarten Fürsten bedienet, dergleichen in meinem Lande angesponnen, wolte ich so sehr über ihn nicht erzörnen, weil er seines Herrn Dienst befördert, als über dich, der du mir auff so viel Weise verbunden, und fast von den ersten Kinds-Beinen in meinem Brod gewesen bist.

7. Indem ergrimmet er gleichsam in sich selbsten, und als Justinian ihm einen unterthänigen Fußfall thun wollen, will er ihn nit anhören, sondern befihlet, man soll ihn in das Gefängnüß bringen, sein Verbrechen seye sonnenklar, mit Vermelden, daß die Obrigkeit das Schwert von Gott empfangen, solche Uebelthäter nach Gebühr abzustraffen. Mit diesen Worten, welche ein Vorurtheil deß Todes, muste sich der unschuldige Justinian abweisen lassen, ꝛc.

8. In der Gefängnüß bereitete er sich zum Tod, beichtete, bekennete seine Sünden mit reuigem Hertzen, und erfreuete sich, daß er die Schuld der Natur in Unschuld bezahlen solte; doch entsetzte er sich sehr für der Schande, und wolte dem Kerckermeister erzehlen, daß er bey seinem Fürsten müste seyn verleumdet worden, und daß er tausend Leben, wann es möglich, für seinen Herrn lassen wolte, ꝛc.

9. Der Kerckermeister antwortete mit vielen Scheltworten, risse ihm den langen Ehrenmantel von dem Leib, und sagte, daß er Befehl, ihn folgenden Morgen hinrichten zu lassen. Hierauff fienge Justinian an zu beten, und seine Seele Gott zu befehlen, betraurend den elenden Zustand der Hofleute, welcher gute Dienste Feder-

leicht, und ihres Fürsten Ungnade Bley-schwer, wie sie stetig auf dem Schlüpferigen, ja, verflucht, der sich auff Menschen verläst, ꝛc.

10. Mit anbrechendem Morgen, als Justinian die Henckersknechte erwartete, verkehrte sich das Trauerspiel in ein Freudenspiel, welches doch endlich einen traurigen Außgang wiederum erlanget. Die Edelknaben bringen einen sammeten Sessel, man kleidet ihn an mit Sammet und Seiden, welches er alles geschehen liesse, wie ein Rind, das mit Kräntzen gezieret, zum Schlachtopffer unterwegs ist, ꝛc. Bald darauff bringet man ihm in einem schönen Kästlein deß Fürsten Insigel, und sagt ihm an, daß S. F. G. ihm die Cantzlersstelle ertheilet, und zu solchem hohen Ehrendienste alles Wolergehen anwünschen lasse, ꝛc. was geschehen, wäre eine Fürstenlust gewesen.

11. Justinian erwachte von den tiessen Todes-Gedancken, und wußte sich in diesen Handel nicht zu schicken, sagend: Wann dieses kein Traum, und sich alles in dem Wercke also verhält, wie ihr mir saget, so werde ich meinem Fürsten schlechte Dienste leisten können, in diesem Ampt, welches ich mich gantz unwürdig achte; dieweil ich hierüber meine Gesundheit, auß Schrecken und Erwartung deß schändlichen und unverdienten Todes, verlohren, daß meines Lebens nit lang mehr sein wird.

12. In den veränderten Kleidern wird er für den Fürsten geführet, welcher lachte, und ihn zu empfangen entgegen kame. Justinian aber fiele in eine Ohnmacht: Man trägt ihn auff das nächste Bett, man öffnet ihm eine Ader, und mußte er nach dreyen Tagen die Welt gesegnen, mit grosser Betrübnüß seines Fürsten, welcher ungescheut sich vernehmen lassen, daß er den Getreusten unter allen seinen Dienern verlohren, und ist also sein Lachen in Weinen verändert worden. Hierauß erhellet, wie gefährlich es seye, Fürsten und Herren zu einem Schauspiel dienen, weil sie meistentheils gewinnen wollen.

Legenden und Schwänke.

Gedichte von **Wilhelmine Gräfin Wickenburg-Almasy.***)

Christus in der Herberge.

Einst gieng der Herr zur Abendzeit
Mit Petrus und Johannes weit
Lustwandelnd über eine Heide.
Es hatten die Apostel beide
Sich an des Meisters Wort erwärmt
Und dann nach ihrer Art geschwärmt
Von Weltgericht und Heidenbekehrung,
Von Feuer und Schwert und Tempelzerstörung
Und noch von andern Dingen mehr;
Der Herr gieng lächelnd zwischen her.
„Was sinnst du, Herr?“ — — — „Soll ich's dir sagen?

„„Ich dachte: Wie man hält Gericht,
„„Und was nicht biegen will, zerbricht,
„„Das könnt ihr wunderleicht erfassen;
„„Doch selbst sich was gefallen lassen,
„„So eins dem andern sich bequemen,
„„Die Last von fremden Schultern nehmen
„„Und siebenmal siebzigmal verzeih'n,
„„Das geht euch immer noch nicht ein!““ —
Sanct Peter schweigt und hemmt den Gang,
Der Weg erscheint ihm allzulang:
„Herr, es wird Nacht — bist du nicht müde?
„Wenn dir's genehm, in jener Schmiede
„Gäb's wohl für uns ein Nachtquartier!“
Des Schmiedes Weib steht in der Thür:
„Weib“ — spricht der Meister — „lass uns ein —
„Mit deinem Haus soll Friede sein!“
Sie sieht den Meister sinnend an:

*) Die Dichterin ist in jungen Jahren gestorben. Viele prächtige Lieder hat sie dem deutschen Volke geschenkt und als sie entschlafen, haben sich unter ihrem Nachlasse Poesien gefunden, die ihr Gatte, Albrecht Graf Wickenburg, als schönes Vermächtnis nun herausgegeben hat. „Sinnig und innig“, damit ist ein großer Theil dieser neuen Lieder bezeichnet, aber auch das Tragische einerseits und das Schalkhafte andererseits kommt in diesen Poesien zur besten Geltung. Die vorstehenden Sagen und Schwänke sind der Sammlung entnommen. Zum Ende hängen wir das Gedicht „Sicheres Merkmal“ an, als Pröbchen davon, welch reizende Kleinodien das Büchlein birgt. Die Red.

„„Ach Herr, ich fürchte meinen Mann,
„„Und kommt er heim — mir thät' es weh,
„„Wenn Euch bei mir ein Leids geschäh'!"
Der Herr beschwichtigt ihre Sorgen:
„Wir liegen ruhig bis zum Morgen
„Und ziehen vor dem Sonnenschein!"
Da läßt das Weib den Meister ein
Und weist ihm Stroh in einer Ecken,
Sich mit den Seinen drauf zu strecken.
Sanct Peter legt sich an die Wand;
Er wär' nicht gerne gleich zur Hand,
Sollt's doch am Ende Händel geben!
Johannes legt sich still daneben,
Dann streckt der Herr sich ruhig aus. —
Bald poltert laut der Schmied ins Haus,
Mit schwerem Gang, vom Weine roth,
Und sieht die Fremden, schilt und droht,
Und taumelt nach der Eck' und schlägt
Nach dem, der sich zunächst gelegt.
Das ist der Herr! — der rührt sich nicht. —
Der Trunk'ne stutzt, dann löscht er's Licht
Und wirft sich auf das eig'ne Bett,
Als ob er Blei im Leibe hätt'.
Und als der kühle Morgen kam,
Und der Herr Jesus Abschied nahm,
Da drückte sich der Schmied heran:
„Verzeiht! ... der Wein! ... was ich gethan,
„Ich that's nicht gern, bei meiner Seel'!" —
„„Laß nur, kein Mensch ist ohne Fehl!""
So sprach der Herr mit sanftem Muth
Und freute sich: „„Sein Herz ist gut!""

Vergangen waren manche Wochen;
Vom Schmiede ward nicht mehr gesprochen,
Da kam, als wär's von ungefähr,
Der Herr denselben Weg daher
Und ihm zur Seite die Genossen.
Mit Freuden ward ihm aufgeschlossen,
Und wieder ruht er in der Hütte.
Heut lag der Meister in der Mitte
Und neben ihm die andern zwei.
Die zwölfte Stunde war vorbei,
Da naht der Schmied, vom Wein besessen,
Und hatte Reu' und Leid vergessen:
„Da seid ihr wieder, Mann für Mann —
„Wart' nur, heut kommt der zweite dran!"
Und wieder traf den Herrn der Hieb,
Der wieder geduldig liegen blieb. —
Und als der Schmied am Tag erwacht,
Hat schon der Herr sich fortgemacht.
Dem Manne ist nicht wohl zu Muth,
Er machte gern sein Unrecht gut,
Und hegt im Stillen das Begehren,
Der Meister möge wiederkehren. —
Und wahrlich kam nach einer Frist
Mit seinen Jüngern Herr Jesu Christ,
Die Nacht zu ruhen in der Schmiede.
Da gieng's denn nach dem alten Liede:
Der Schmied, der sitzt beim vollen Glas
Und stürzt hinunter Maß für Maß
Und was er etwa Frommes denkt,
Wird eingeschläfert und ertränkt,
Spät stürmt er in das Haus herein:
„Wohlan, heut soll's der dritte sein!"
Und trifft mit seiner rohen Hand
Denn stillen Schläfer an der Wand. —
Doch als der Herr am Morgen zieht,
Da fällt zu Füßen ihm der Schmied
Und fleht, sie mögen in Geduld
Ihm alle drei verzeih'n die Schuld.
Doch Petrus, wie Johannes spricht:
„Dich trog der Wein — du schlugst uns nicht!"
„„Und dennoch hieb ich dreimal drein, —
„„So traf ich, Herr, nur dich allein?!""
Da sieht der Herr den zagen Mann
Ein Weilchen still und sinnend an:
„Ja" — spricht er drauf — „'s ist wunderlich,
„Wer nach den Meinen zielt, trifft mich!"

Der Lebenstrank.

Es war einmal vor alter Zeit —
Die Welt war noch nicht klug, wie heut —
Ein König hoch in Jahren,
Der hatt' das Leben gar zu lieb
Und ward auch schon sein Auge trüb,
Er mocht's nicht lassen fahren.

Er rief den Medicus heran
Und ließ sich von dem Wundermann
Ein Lebenstränklein brauen;
Das trug er heimlich stets bei sich,
Und trank davon allabendlich
Mit gläubigem Vertrauen.

Sein Knappe war ein schlauer Knab',
Der lauscht' ihm das Geheimnis ab
Und pflegt' vom Trank zu naschen.
Doch Übermuth ist selten klug —
Er ließ bei einem vollen Zug
Sich eines Tags erhaschen.

Der König war dem Knappen hold,
Doch lieber war, als Gut und Gold,
Ihm dieser Trank des Lebens.
Geköpft mußt' der Verräther sein
Und selbst des Königs Töchterlein,
Sie bat und weint' vergebens.

Sie faßten ihn und banden ihn,
Da trat er vor den König hin:
„Mir geht's nun an den Kragen —
Doch wenn mich trifft des Henkers Schwert,
Dann hat dein Trank sich schlecht bewährt,
Das mußt du selber sagen."

Erst sieht der König finster drein,
Dann läuft's ihm gruselnd durchs Gebein,
Wie leises Todesgrauen:
„Gebt mir den frechen Burschen frei!" —
Doch der, als wär's ihm einerlei,
Thät bleich zur Erde schauen!

„„Und sparst du mir das Hochgericht,
„Dein Trank, der taugt noch immer nicht —
„Ich muß ja dennoch sterben

„Vor Herzeleid und Liebespein,
„Darf ich von deinem Töchterlein
„Den Brautkuſs nicht erwerben!““

Voll Ingrimm fährt der König auf,
Schon greift er nach dem Degenknauf,
Dann thät er ſich beſinnen: —
„Ich ſeh's, mein Tränklein Wunder thut,
„Wo fänd' ein Knappe ſonſt den Muth,
„Ein Königskind zu minnen?!

„Ein kecker Muth iſt edlen Bluts —
„Hei! Knapp' und Königskind, was thut's —
„Mein Trank, der bleibt in Ehren!
„Spielt auf! ſchenkt ein! und wenn Gott mag,
„So will ich erſt am jüngſten Tag
„Das letzte Gläslein leeren!“

Wie die Rathsherren einen Unſchuldigen henken.

Der Herrgott hat ſein Land Tirol
Mit Berg und Burg gefeſtigt wohl
Nach Außen und nach Innen,
Allein die Zeit friſst Berg und Thal,
Zerkaut das Eiſen und den Stahl
Und fegt den Staub von hinnen.

Der Bergwall ließ den Franzmann ein,
Vom Burgwall bröckelt das Geſtein,
Trotz Schwert und Weihbrunnwedel —
Doch was noch immer unentweiht
Und dämm'rig, wie vor alter Zeit,
Iſt ein Tiroler Schädel.

Ich weiß nicht wann, ich weiß nicht wo,
Da brannt' es einmal lichterloh
In allen Rathsherr'nköpfen;
Es ſchwitzt die ganze Schöffenſchaft,
Um aus vereinter Weisheit Kraft
Hilfreichen Rath zu ſchöpfen.

Der Bürgermeiſter hebet an,
Er reckt den Kopf, ſo gut er kann,
Aus ſeiner Fälbelkrauſe:
„Ihr, werte Amtsgenoſſen, wiſst,
„Daſs dicht mit Gras bewachſen iſt
„Der Thurm am Gotteshauſe!“

„In nomine sancti spiritus,
„Wir müſſen kommen heut' zum Schluſs,
„Wie wir's entfernen werden!
„Entweihung liegt darin zunächſt
„Und dann, bedenkt, was drüber wächſt,
„Entbehren unſ're Herden!“
„Ich ſag'“ — ruft einer — „mäht das Kraut!“ —
„„Nein, unſer'n Schützen ſei's vertraut!
„„Ich mein', daſs die's verſtunden,
„„Es abzuſchießen, wie es iſt —““
Natürlich war zu dieſer Friſt
Das Pulver ſchon erfunden!

Da hebt ein dritter ſich bedacht:
„Ich weiß nicht recht, wie man es macht,
„Doch wie ich's kann ermeſſen,
„Rath' ich, vom Thurme laſſen wir
„Ganz einfach den Gemeindeſtier
„Das Gras herunterfreſſen!“

Und morgens weht ein langer Strick
Vom Thurm herab bis ans Genick
Dem ärmſten aller Rinder —
„Nun ſchleift ihn an! ... So! ... Aufgepaſst! ...
„Ihr habt nicht richtig angefaſst,
„So macht's doch, wie der Schinder!“

„Nur zu! ... So recht! ... Nun drauf und dran!“
Die Schöffen faſſen ſelber an,
Es dampfen alle Lungen ...
„Da ſeht einmal das leck're Aas,
„Schon reckt es nach dem fetten Gras
„Heißhunrig 'raus die Zungen!“

„Nun, friſst er ſchon? ... Zum Teufel nur,
„Muſs man mit ſolcher Creatur
„Gottsjämmerlich ſich balgen! —
„Laſst nur nicht aus! ... Noch einen Ruck!“
Da thut der Bull den letzten Zuck —
Der Kirchthurm ward zum Galgen!

Die Schöffen glotzen dämlich drein,
Der Bürgermeiſter nur allein
Thät ſchnell ein Herz ſich faſſen:
„Ihr Herr'n, der Himmel hat's gewollt,
„Daſs Gras dort oben wachſen ſollt' —
„Wir müſſen's wachſen laſſen!“

Das Gelöbnis.

Es war ein Mann in Schlemmersgau,
Der hatt' einen Eſel und eine Frau;
Doch was noch ſonſt vor manchem Jahr
An Hab' und Gut ſein Eigen war,
Verzeichnet ſtund's zu ſeinem Leide
Schon längſt in weißer Wirtshauskreide.

Und weil denn Mann und Weib ein Leib,
So theilte ſeinen Zeitvertreib
Sein treu Geſpons und trank, wie er,
Bis ihre Brautſchatztruhe leer
Und bis dem Hammer fiel zum Raube
Ehringelein und Spitzenhaube.

Doch eines Tages kam den Mann
Urplötzlich eine Andacht an.
„Weib!“ — ſprach der Bauer — „hör' mich nun:
„Wir wollen ein Gelöbnis thun
„Und feierlich vor Gott verſprechen,
„Kein Stücklein Geld mehr zu verzechen!“

Die Frau, die stutzt, doch allgemach
Wird auch in ihr die Andacht wach:
„Ja“ — spricht sie fest und guckt ins Glas —
„Es wär' denn, wir verkauften was!“ —
„„Gut!““ — sagt der Bauer — „„so soll's kommen,
Der eine Fall bleibt ausgenommen!““

Da gieng ein großes Fasten an,
Nur Milch floss aus der Branntweinkann',
Die Zunge schrumpft vor Trockenheit,
Wie Nüsse um die Weihnachtszeit —
In Dürre will die Welt vergehen,
Sie stockt und will sich nicht mehr drehen!

Schon waren vierzehn Tag' dahin,
Als vor den Bauer die Bäuerin
Hintrat und ihm drei Batzen gab:
„Ich kauf' dir deinen Esel ab!“ —
„„Du mir? Weib, lass das dumme Schwatzen!““ —
„Mann! Wie viel Maß gibt's um drei Batzen?“ —

Da geht dem Bauer ein Lichtlein auf:
Bei Gott! Das war ja ein Verkauf!
„„Hör', Weib, du bist verteufelt klug!““
Fort, Arm in Arme geht's zum Krug,
Und eh' die Woche abgelaufen,
Thät' er von ihr den Esel kaufen!

Nun tanzt der Esel hin und her,
Als ob's ein Glockenschwengel wär';
Am Morgen mein, am Abend dein,
Ein Gläschen Schnaps, ein Krüglein Wein —
Und selbst der Pfarrer kann's nicht wehren,
Denn das Gelöbnis bleibt in Ehren.

So gieng der Handel manches Jahr
Und als der Esel gestorben war,
Da trat die Haut an seine Stell'!
So wurde mit dem Eselsfell,
Bis dass die zwei ins Gras gebissen —
Der Durst gestillt und das Gewissen!

Sicheres Merkmal.

Ich blickte hinaus zum Fensterlein
Beim Morgensonnenstrahl,
Da sah durch die Scheiben die Liebe herein
Zum allererstenmal!

Den lächelnden Blick, so warm und weich,
Ich sah ihn noch nie vorher
Und doch — wie kam's? — ich wusst' es gleich,
Dass es die Liebe wär'!

Doch ließ ich eine kleine Frist
Geschlossen das Fensterlein,
Ich wusste, wenn es die Liebe ist,
So schlägt sie die Scheiben ein!

Robert Hamerling als Philosoph.

Ich könnte es zur Erbauung der Fachleute wieder einmal versuchen, über ein Ding zu plaudern, von dem ich gar nichts verstehe. Es ist aber zum Glück ein Ding, bei dem jeder dreinreden kann, weil es jeden angeht und weil es keiner fertigbringt.

Nämlich die Philosophie. Diese Philosophie, wie sie in ihrer doctrinären Weise gelehrt wird, ist mir zwar zu allen Zeiten gottlos gleichgiltig gewesen. Wenn sie aber aufdrängerisch an mich herankam, so habe ich mich über sie weidlich geärgert oder närrisch gewundert. Da soll bewiesen werden, dass ich bin, oder auch nicht bin; dass es einen Raum und eine Zeit gibt, oder auch nicht gibt; dass es eine Unendlichkeit im großen und im kleinen gibt, oder auch nicht gibt; und so weiter. Mit Verlaub, ihr gelehrten Herren, das ist mir alles viel zu gescheit. Bei so einem Philosophen sind nur zwei Dinge möglich, entweder er betreibt ein solches Studium wie ein Geschäft, ohne praktisch daran zu glauben und zu halten, dann kann er trotz aller Beweise für das Nichtsein sich die Havanna recht wohl schmecken lassen; oder er nimmt es wirklich ernst — dann schnappt er über.

Ich bin halt der Meinung, ein

solches Philosophieren hat für das menschliche Leben keinen Wert. Es passt ja nicht für unsere realen Verhältnisse, für unsere Bestrebungen, es ist höchstens nur geeignet, den Menschen misstrauisch oder gleichgiltig zu machen gegen seine geistigen und moralischen Güter. Der vorgebliche Drang des Menschen nach Erforschung der absoluten Wahrheit war wohl so lange ein gesunder und berechtigter, als man zuversichtlich glaubte, diese Wahrheit einmal ergründen zu können. Seit dem Tage aber, als die Philosophie auf den Standpunkt kam, bekennen zu müssen, dass es für den Menschen absolut unmöglich sei, die absolute Wahrheit zu finden, seit diesem Tage ist das Streben nach ihr unberechtigt und unmoralisch, weil eine vergebliche Kraftverschwendung. Ich finde es, trotz Lessings bekanntem Ausspruche, einfach dumm, ein Ziel anzustreben, von dem mir alle Vernunft sagt: du wirst es nicht erreichen, du kannst ja auch gar nie erfahren, wo es liegt oder ob es überhaupt existiert. Die absolute Wahrheit, wie alles, was der Mensch sich vorstellen, wie einen Begriff bezeichnen kann, ist ja eben auch ein Ding, über dessen Sein oder Nichtsein gestritten werden kann. Also frisst diese Art von Philosophie sich selber auf.

Zu solchen Betrachtungen hat mich neuerdings ein Werk von Robert Hamerling angeregt, welches unter dem Titel: „Die Atomistik des Willens." Beiträge zur Kritik der modernen Erkenntnis (zwei Bände) in Hamburg eben erschienen ist.

Schon in Hamerlings Dichtungen haben wir gesehen, dass das Naive vom Principiellen, das Sinnliche allmählich von dem Gedanklichen überwogen wurde. Zum Dichter hatte sich der Denker gesellt, und jenem wie diesem war nichts Menschliches fremd, also auch nicht die Philosophie, in welcher den Menschen so viel Menschliches passiert. Die Universitätsprofessoren hatten stets ein bisschen von oben herab geblickt auf diesen Gymnasialprofessor; nun offenbart sich's aber, dass der Gymnasiallehrer, der zudem noch Dichter war, nicht minder gründlich und wissenschaftlich denken und schreiben konnte, als ein „wirklicher" Professor. Der Unterschied ist nur, dass Hamerlings Stil und Ausdrucksweise einigermaßen leichter verständlich ist, als die sattsam bekannte Manier, in welcher unsere deutschen Fachgelehrten ihr Wissen darlegen, manchmal auch ihr Nichtwissen verschleiern.

Das neue Werk, an welchem Hamerling viele Jahre gearbeitet und auf das er selbst viel Gewicht legte, zeigt, wie der Dichter alle Bereiche des menschlichen Denkens durchwandert, sich mit ihnen abgefunden hat und als ursprünglicher Denker und gewissenhafter Prüfer selbständig geblieben ist. Also ist er auch nicht an jenes Ziel gekommen, an welches die meisten Schüler moderner Philosophen gerathen: zum Materialismus und Pessimismus, sondern vielmehr zum Entgegengesetzten, des Idealismus, der Welt- und Menschengläubigkeit.

Das Werk „Atomistik des Willens" zerfällt in vier Bücher: Theorie der Erkenntnis. Theorie des Seins. Theorie der Wirkung. Theorie des Willens. Es ist ein vorzugsweise polemisches Werk, man könnte sagen, er wollte die Philosophie durch Philosophie auflösen. Wenn es stellenweise der trockene, rein abstract docierende Gelehrte ist, dem wir anfangs verblüfft zuhören, dann aber bewundern, so ist es im letzten Buche der Dichter, der Apostel der Sittlichkeit und der Schönheit, den wir lieben müssen. Scharf verurtheilt unser Autor die landläufigen Folgerungen des wissenschaftlichen Materialismus, z. B., dass der Mensch keinen freien Willen habe, dass er ein Thier sei und nur thierisch handeln könne, dass der Begriff des Guten, des Schönen nur anerzogen sei, u. s. w. Mit unwiderleglichen Gründen weist er den Pessi-

mismus zurück und setzt den „heiligen Daseinswillen“ in sein Recht. Mit glühender Beredsamkeit weist dieser Philosoph in dem Menschen einen natürlichen Adel, einen Grad von Göttlichkeit nach, der den Menschen strenge vom gemeinen Stoff unterscheidet. Aber er sieht selbst auch noch im gemeinen Stoffe die Spur einer ewigen, zweckbewusst leitenden Kraft.

Bei solchem Standpunkte für den Augenblick verblüffend und leicht misszuverstehen ist die Lanze, die Robert Hamerling, der Verkünder des Schönen, für — Zola bricht. Aber er vertheidigt nicht den bekannten Unflat, den allein Zolas Jünger missverstehend zur „naturalistischen Schule“ machen, sondern er würdigt die tiefen socialen, philosophischen und dichterischen Gründe, aus denen Zolas Werke entstanden. Manchem wird es aber nicht möglich sein, dem Philosophen Hamerling in solcher Wertschätzung des französischen Romanschreibers beizupflichten. Hat ihr doch auch der Dichter Hamerling nicht beigepflichtet.

Das Werk „Atomistik des Willens“, welches in seiner Art einzig dasteht, klingt in dem Leitmotive des „Homunkulus“ aus. „Wisst ihr, woran die Welt zugrunde gehen wird? Durch das Umsichgreifen jenes vernichtenden Princips, das wir Verstand benennen. — Das Leben ist nicht auf Klarheit, sondern auf Dunkelheit gebaut. — Das geistig wahrhaft Schöpferische, Lebendige, Göttliche ruht immer im Unbewussten.“

Durch diese Sätze zieht der mit scharfem Verstande nach Klarheit ringende Philosoph sich freilich das Brett unter den eigenen Füßen weg, aber das bekümmert ihn nicht. Mich dünkt, als hätte er den weiten philosophischen Weg nur unter ironischem Lächeln zurückgelegt, um alle spitzfindige, unpraktische Gedankenarbeit, die sich so wichtig und weltbauend dünkt, mit dem einen Worte zu verurtheilen: „Das Unglück der Menschheit ist der Verstand; ihre Rettung ist das Gemüth, ihre Seligkeit ist die Mystik“. R.

Der Katechet.

Bild aus einer Gebirgsschule. Mitgetheilt von P. K. Rosegger.

Beichte und Communion waren vorüber. Der tiefgebückte presthafte Greis, welcher in seinem entlegenen Berghause die Sacramente empfangen, saß nun am Tische, stützte seinen Ellbogen schwerfällig auf die Tischecke und schaute mit trüben Augen dem Priester zu, der sich labte an dem kleinen Mahle, welches die Leute ihm aufgetischt hatten.

Der Priester war ein junger, hübscher Mann mit frischem Gesichte und offenen, treuherzigen Augen, er ließ sich den Eierkuchen und das Glas Wein wohl munden und blickte manchmal auf den Greis, aber jetzt nicht wie ein Verzeihender auf den armen Sünder, sondern wie ein junger Mensch auf den alten, lebenserfahrenen, geprüften Mann.

Dieser wackelte ein wenig mit seinem kleinen, schneeweißen Haupt und sagte dann: „Rechtschaffen ist's mir zuwider, dass der geistliche Herr meinetwegen sich so oft und so weit heraufplagen muss auf den Berg, und jetzt gar im Winter. Aber ich kann halt nicht mehr hinab, und meine christliche Sach' möcht' ich doch gern haben.“

„Aber, Steinbauer!“ entgegnete der Priester und legte dem Alten die weiße Hand auf den zitternden Arm, „ich thue es gerne, es ist ja mein Amt, und in meinen Jahren ist das Bergsteigen eher eine Annehmlichkeit, als eine Plage. Bin das gewohnt, stamm' ja auch von der Bauernschaft.“

„Werden halt andere Versehgänge auch sein, es ist kein gesunder Winter“, fuhr der Alte fort. „Denk mir oft, der Geistliche hat wohl ein schweres Amt. Zu Blatternkranken gehen, zum Nervenfieber! Und nachher, wenn er müd und matt von allerhand Gefahr zurückkommt in den Pfarrhof, findet er die frostige Stube — niemand daheim!

„Ich verstehe euch schon“, lächelte nun der Kaplan von St. Johann, „es ist nicht so schlimm. Daheim ist freilich niemand, so wie Ihr meint, aber meine Familie habe ich doch auch, und eine größere als der brave Steinbauer. Auf langes Leben, Vater!“

„Ja, ja, auf mein langes Leben!“ kicherte der Greis, „dass Ihr noch recht oft heraufmüsst! 's ist mir halt allemal so getröstet, wenn ich meine Sachen gemacht hab' und Ihr könnt einem das Herz recht leicht machen mit dem christlichen Zuspruch. Nicht genug kann ich Euch danken.“

Also ward gesprochen, bis der Priester Überrock, Hut und Stock nahm und sich nach frohfrischem Händedruck auf den Heimweg machte. Dieser war im Schnee eigentlich doch beschwerlicher, als es sich der junge Priester selber gestehen wollte.

Nach stundenlanger Wanderung kam er im Pfarrhofe zu St. Johann an, hatte Zeit, sich ein Viertelstündchen auszuraften, dann schlug die Kirchenuhr Stunde zwei. Es war Zeit, in jene Familie zu gehen, von der er oben gesprochen hatte. Ein Buch nahm er zu sich und schritt wohlgemuth hinab zum Schulhause. Am Eingange begegnete ihm der Lehrer, sie begrüßten sich freundlich und der Lehrer sagte: „Sie freuen sich schon wieder. Ich begreife es auch, das Rechnen und die Sprachlehre will unseren Bauernkindern nicht immer eingehen. Kann ihnen nicht helfen, muss auch sein, gönne ihnen aber die Religionsstunde, wie Sie sie halten, vom Herzen.“

Als der Priester in die Schulstube trat, erscholl ein einstimmiges, helles „Gelobt sei Jesus Christus!“ und die jungen Gesichter leuchteten ihm fröhlich entgegen.

„Nun, wie steht's, Kinder?“ fragte der Kaplan, indem er sich auf seinen Platz setzte, „habt ihr das Hauptstück von der christlichen Gerechtigkeit gut auswendig gelernt?“

„Ja, alle!“ riefen sie munter.

„Brav. So werde ich zu Lohn fortfahren, euch das Leben Jesu zu erzählen!“

„Ich bitte, ich bitte!“ hierauf viele Stimmen, und in der rückwärtigen Bank rieb sich ein ganz kleines Mädchen die Hände: „Der liebe, liebe Katechet!“

„Wo sind wir denn stehen geblieben, das letztemal?“ fragte der Priester.

„Wie der Herr Jesus auf einem Esel in die Stadt Jerusalem einreitet!“ gaben mehrere Stimmen an.

„Richtig“, bestätigte der Geistliche, und fuhr fort: „jetzt aber, liebe Kinder, kommen wir zum allermerkwürdigsten Capitel, voll heiliger und tiefer Trauer. Wir haben gesehen, wie arm und verlassen das Kindlein Jesu gewesen ist, wie es vom König Herodes verfolgt wurde —“

„Der falsche Herodes!“ flüsterte das Mädchen in der hintersten Bank.

„Wie seine Eltern mit ihm durch die heißen Wüsten ins ferne Egyptenland haben fliehen müssen, wie er später mit zwölf Jahren schon ein recht gescheites Büblein gewesen ist und gar die hochgelehrten Männer überwiesen hat im Tempel. Haben nachher gesehen, wie der Herr Jesus sich hat mit Wasser begießen lassen vom Johannes am Flusse Jordan, zum Zeichen, dass er reinen Herzens sei

vor Gott; wie er in der Steinwüste das hungerige Volk hat gespeist mit wenigen Broten, wie er Kranke hat gesund gemacht und der trostlosen Mutter zu Naim den gestorbenen Sohn hat auferweckt von den Todten. Wir haben gehört seine heilige Lehr, wie wir leben und uns gegeneinander betragen müssen, wenn wir auf Erden zufrieden und nach dem Tode ewig selig werden wollen. Und sehet, meine Kinder, diesen lieben Jesus, der voller Demuth und Geduld war, voller Gerechtigkeit und Liebe zu allen Menschen, und der gesagt hat: Der Armen vergesset nicht, sie alle sind eure Brüder und Schwestern — diesen Mann wollen sie jetzt peinigen und tödten."

Bei diesen Worten konnte man in einzelnen Bänken ein wenig schluchzen hören, und die allgemeine Aufmerksamkeit war hergestellt.

Der Priester fuhr ernst und ruhig fort, so zu sprechen: „Die Wunder, welche Jesus gewirkt hat, haben die meisten Leute für Betrug oder Zauberei gehalten, weil sie es nicht glauben wollten, dass er vom himmlischen Vater gesandt sei. Seine Lehre haben sie gehasst, weil sie eine neue Lehre war und mit jener alten der Schriftgelehrten und hohen Priester nicht stimmte. Und diese Feinde haben heimlich getrachtet, ihn zugrunde zu richten, haben es aber nicht recht anzufangen gewusst, weil der Landpfleger und Richter Pontius Pilatus nichts gegen die neue Lehre einzuwenden gehabt. Wie aber jetzt der Herr Jesus in die Stadt Jerusalem einreitet, umgeben von seinen Jüngern, wie ihm alles Volk zujubelt: Gelobt und gepriesen sei, der da kommt im Namen des Herrn! und sie Palmzweige wie Fahnen in den Lüften schwenken — da laufen die Feinde Jesu durcheinander und zum Pilatus: Siehst du es jetzt, wie die Leute ihm folgen! Der wird gefährlich, der stürzt dich und den Kaiser! Wehe dir! Schlecht kann's dir gehen, wenn du den Aufrührer nicht alsogleich einfangen und tödten lassest. — Der Pilatus sagt: Es wird so schlimm nicht sein, aber ich will ihn vor Gericht rufen, dass er sich selber verantworten kann. Die Freunde Jesu haben gehört von diesem Anschlag und haben dem Meister gerathen: Fliehe! die hohen Priester kennst du schon, das sind schlimme Herren, die ruhen nicht, bis sie dich aus dem Weg geräumt haben werden. — Jesus aber ist ganz ruhig gesessen beim Abendmahl mit seinen Jüngern und hat gesagt: Fliehen will ich nicht, wie es geschehen muss, so soll es geschehen. Die grimmen Feinde fürchte ich nicht, viel ärger können die Freunde sein! Ich sage euch: Einer der Meinen wird mich verrathen! Da schauen sich die Jünger erschrocken an, das wäre nicht möglich, und einer unter ihnen, der Judas hieß, schüttelte gar heftig das Haupt: Was das für thörichte Reden wären, einer der Seinen ihn verrathen! möchte schon wissen, wer so schlecht sein könnte! — Der jetzt mit mir in die Schüssel fährt! sagt hierauf Jesus, da zuckt der Judas mit dem Arm zurück, denn just hat er mit der Gabel ein Stück vom Osterlamm aus der Schüssel stechen wollen. — Bachmeier! Lass jetzt das Kritzeln auf der Bank und pass auf, du wirst mir alles wiedererzählen müssen!"

Also unterbrach sich der Katechet, und der Nachbar des Bachmeier gab diesem einen kleinen Ellbogenstoß, entrüstet darüber, wie man nicht könne aufpassen bei einer so merkwürdigen Geschichte! Der Bachmeier bequemte sich dazu und der Priester fuhr fort:

„Ein anderer Jünger, Petrus geheißen, ist auch aufgebracht, über das Wort, es wäre bei Tische ein Verräther. — Na du, sagt Jesus zu diesem, sei nur demüthig! Du bist auch keiner von den Verlässlichsten! Ehe zur nächsten Morgenstunde der Hahn kräht, wirst du mich verleugnet haben! Petrus hat hierauf nichts mehr gesagt, mag aber bei sich gedacht

haben: Ich erkenne ihn nicht wieder, so herb ist er heute! — Jesus bricht das Brot und mit freundlichem Angesicht sagt er die Worte: Ich werde nun nicht mehr mit euch essen und trinken, bis wir beisammen an der Seite des himmlischen Vaters sitzen. Wenn ihr mich haben wollt und mir etwas Gutes thun, so thut es den Armen. In eueren armen, geringen Mitbrüdern und Schwestern bin ich immer bei euch. Und wenn ihr zum Osterfeste Brot und Wein genießet, so denket an mich. Es ist mein Fleisch und mein Blut. — Das haben sie freilich nicht verstanden. Nach dem Abendmahle gehen sie hinaus auf den Ölberg. Es ist eine wunderschöne Sternennacht und alles voller Frieden ringsum. Die Blumenkelche des Frühlings duften, und vom Thale herauf rauscht der Bach Kedron. Den Jüngern ist ums Schlafen und Jesus sagt zu ihnen, sie möchten nur ruhen, wer weiß, was der nächste Tag bringen würde. So legen sie sich unter Ölbäumen hin und schlafen ein. Der liebe Jesus sitzt auf einem Stein und stützt sein Haupt auf die Hand, er kann nicht schlafen, es ist ihm bange. Schweißtropfen stehen ihm auf der Stirn. — Er hat ja kein böses Gewissen, hat alles vollbracht, was ihm sein himmlischer Vater aufgetragen. Alles? Das letzte bleibt noch übrig, das Sterben. Und deswegen zittert sein schwaches Fleisch. Er kniet hin auf den Stein, hebt die Hände gegen Himmel und ruft: Vater, es ist hart! Ich hätte es nicht gedacht, dass dieser Menschenleib so heiß am Leben sollt' hangen! Wenn's möglich ist, so lass mich noch leben. Schütze mich mit deinen Engeln vor meinen Feinden, die schon aus sind nach mir. Wenn's aber sein muss, so ergebe ich mich in deinen Willen. — Alles ist still gewesen nach diesem Gebet. Eine Sternschnuppe fällt nieder vom Himmel. — Jesus steht auf, thut einen schweren Seufzer und sagt: Es muss gestorben sein für die Sünden der Welt. Meine Lehre muss ich auch mit dem Tode bekennen und mein unschuldiges Blut soll ihr Merkmal sein. — Dieweilen Jesus so ganz allein ist mit seiner Angst und mit seiner Ergebung, hat auch Judas nicht geschlafen. Er schleicht sich fort von den Jüngern, hin gegen die Stadt und denkt bei sich: Den Meister habe ich recht lieb, aber Geld hätte ich noch lieber. Mit dem Meister kann man Unglück haben, denn es steht schlecht mit seiner Sache; mit Geld aber kann man alles kaufen, was das Herz verlangt, auch gute Werke damit verrichten, so gleicht sich's wieder aus. Ich will klug sein. — Aus dem Stadtthore kommt eine Rotte von Kriegsknechten, sie suchen den Aufrührer Jesus. Judas huscht zum Hauptmann, der sie führt und zischelt ihm zu: Ich weiß, wo er ist. Was wollt ihr mir geben, wenn ich es sage? — Dreißig Silbermünzen! Ganz neu geprägt mit dem römischen Kaiserkopf. Der Hauptmann hält sie hin in der hohlen Hand, die Sterne der Nacht funkeln in den Münzen. Judas erhascht sie mit gierigen Fingern und sagt: Kommt nur mit mir! Ganz leise! Auf den Ölberg! Es sind ihrer mehrere. Einen werde ich küssen, der ist es. — Bachmeier!" unterbrach sich der Katechet, „ich sage es dir zum letztenmal, wenn du nicht aufmerkst, so wirst du mir bis morgen aus dem Katechismus das zweite Hauptstück auswendig lernen!"

Diese Drohung wirkte, und der Priester konnte in seiner Erzählung fortfahren.

„Der liebe Jesus steht noch da und schaut betrübt hinab auf die Stadt Jerusalem, da kommen im Dunkeln Leute herangeschlichen. Einer davon geht zu ihm, sagt: Spät bist noch wach, Meister! und küsst ihn auf die Wange. Jesus wendet sich von ihm ab, den Kriegsknechten zu, und ruft: Man hat euch ausgeschickt, um mich zu suchen, da bin ich. Dann haben sie

ihm die Hände gebunden. Im Lärm der Waffen wird Petrus wach und wie er merkt, was da vorgeht, springt er herbei, reißt einem Knecht das Schwert aus der Scheide und will ihm damit den Kopf spalten. Freilich hat er als Fischer das Dreinhauen nicht gelernt, haut dem Knechte nur das Ohr weg. Gibt ihm Jesus einen Verweis, was er sich dreinzumischen habe? Wollte der himmlische Vater ihn befreien, so hätte er schon selber Mittel dazu. — Da macht sich Petrus davon. Den lieben Jesus aber haben sie hinabgeführt in die Stadt zu den hohen Priestern und Richtern, gar bei nachtschlafender Stund. Der falsche Judas schleicht ihnen nach und fragt einen: Was wollen sie denn mit ihm machen? Ja, antwortet derselbe, der kommt ihnen gerade recht für das Osterfest, der wird gekreuzigt. Da ist der Judas freilich erschrocken, jetzt sieht er erst ein, was er angestellt hat, kann's aber nicht mehr ändern. Er schleudert die Silberstücke von sich: Ich brauch es nicht, das verfluchte Geld! geht hinaus in den Hain und erhängt sich an einem Baum."

Dem Mädchen in der hintersten Bank wurde unheimlich, es schleicht, den Finger im Mund und mit erschrockenen Augen, jetzt zum Katecheten heran und kauert sich vor demselben auf den Boden hin.

„Du kannst schon dableiben, kleine Agnes Rainegger, musst mir aber den Finger aus dem Mund thun, weil er nicht hineingehört." Also der Katechet, das Dirndl willfahrte und schmiegte sich voll Aufmerksamkeit und Andacht an die Füße des Priesters.

„Und wie ist es mit dem lieben Jesus weiter gewesen?" fragte einer der Knaben.

„Ja meine Kinder", fuhr der Katechet fort, „den lieben Jesus haben jetzt seine Feinde herumgeschleppt von einem hohen Herrn zum anderen. Und dieweilen diese aus dem Bett steigen, haben allerhand zusammengelaufene Leut, auch solche, die ein paar Tage früher ihm zugejubelt mit Palmzweigen, ihn verspottet und verhöhnt. Hei! sagt einer, du bist ja der Judenkönig, wie man hört! Könige müssen doch eine Krone haben! Aus Dornhecken flechten sie eine Krone und pressen sie ihm aufs Haupt. Das königliche Scepter auch! schreit ein anderer, und gibt ihm ein schlechtes Schilfrohr in die Hand. Und gesalbt muss er sein! johlt ein dritter, darauf speit er ihm ins Angesicht. Dann sind sie über ihn her, haben ihn gestoßen und geschlagen, bis der Richter Pilatus endlich Befehl gibt, sie sollten den Angeklagten vorführen. Jesus steht mit gebundenen Händen demüthig vor ihm und sagt alles, was er gelehrt und vollbracht. — Wie das geschehen ist, spricht Pilatus zu den Anklägern: Was wollt ihr denn mit diesem da? Was hat er den Schlechtes gethan? Seht doch, wie er voller Blut und Wunden ist! Habt ihr ihn nicht schon misshandelt genug? ist euere Rachgier noch nicht befriedigt? — Ostern ist! rufen sie, wir wollen nach altem Brauch einen am Kreuze sehen! — Gut, sagt der Pilatus, da hab ich einen anderen im Kerker, einen Räuber und Mörder, der berüchtigte Barabbas, den könnt ihr haben! — Nein, nein! lärmen alle, den Barabbas kannst freilassen, diesen Jesus wollen wir am Kreuze sehn! Einen solchen Hass kann nun Pilatus garnicht begreifen. Jetzt schickt auch sein Weib zu ihm und lässt sagen: Lieber Mann, thu' diesem Menschen nichts zuleid, es ist etwas Besonderes mit ihm, ich hab heut die ganze Nacht von ihm geträumt. In leuchtendem Gewand ist er durch die dunkle Vorhölle gegangen, hat die Voreltern erlöst und hinaufgeführt ins Paradies. — Spricht Pilatus wieder zum Volke: Ich finde nichts Böses an diesem Menschen. Aber die Leutmenge lärmt: Ans Kreuz mit ihm! Ans Kreuz mit ihm! Und weil

ſie ſchreckbar ſchreien und wild ſind, und die Schriftgelehrten und Hohenprieſter das Volk immer noch aufhetzen, meint der Pilatus, es könnte ein Aufruhr entſtehen, ſie könnten Feuer werfen in ſeinen Palaſt. So nimmt er den Stab, bricht ihn entzwei und wirft die Stücke dem armen Jeſus vor die Füße. Und das bedeutet ſoviel: jetzt biſt du verurtheilt zum Tode! — Dann taucht der Pilatus ſeine Hände in eine Schale mit Waſſer, als ob er die That abwaſchen wollte, und ruft in das Volk hinab: Ich ſage euch, er iſt unſchuldig, aber macht mit ihm, was ihr wollt! — Kinder, was ſagt ihr zu einem ſolchen Richter?"

Von den Kindern waren nach und nach mehrere aus ihren Bänken getreten und hatten ſich rings um den Katecheten hingeſetzt. Dort knirſchte nun ein Knabe mit den Zähnen: „Dieſer Pilatus iſt noch ſchlechter wie der Judas!"

„Ganz richtig", ſagte der Katechet, „die anderen ſind von der böſen Leidenſchaft verblendet geweſen, Pilatus hat aus reiner Feigheit der Volksmenge zulieb ein ungerechtes Urtheil geſprochen. Wer mit kaltem Herzen ſo kann ſündigen, der iſt gottverlaſſen ganz und gar. Aber ſchaut, liebe Kinder, keiner, und wäre er noch ſo tugendhaft, ſoll ſich übernehmen. Petrus war gewiſs einer der frömmſten Jünger des Herrn, und was geſchieht? Wie er am Ölberg nach der Geſchichte mit dem Ohr, wegen der er ſich arg geſchämt haben wird, dem gefangenen Meiſter von weitem nachgeht, und jetzt im Hof des Richters heimlich ſo herumſchleicht, ruft ihn auf einmal eine Magd an: Was machſt denn du da, fremder Menſch? Gehörſt vielleicht auch zu dieſem Verbrecher Jeſus, den ſie kreuzigen werden? Und Petrus antwortet in ſeiner Angſt vor dem Weibsbild: Was fällt Euch ein? Ich zu dieſem Menſchen gehören? Ich kenne ihn gar nicht. Das Wort iſt kaum geſprochen, ſo kräht ein Hahn. Da fällt dem Petrus das Wort des Meiſters ein: Du wirſt mich verleugnen, bevor am nächſten Morgen der Hahn kräht! — Den geliebteſten Menſchen auf Erden hat er verleugnet! Das ſchmerzt den Mann ſo tief, daſs er hinausgeht auf die Gaſſe und anhebt, bitterlich zu weinen. Voll tiefer Reue iſt er geweſen, hat aber nicht den Muth gehabt, noch einmal hineinzugehen und ſich zu bekennen. — Seht, meine Kinder, ſo ſchwach ſind ſelbſt die Jünger geweſen, bevor, als ſie ihren Meiſter haben ſterben ſehen. Erſt ſein Tod hat ſie aufgeweckt und erlöst von den ſündigen Banden. Und wie ſolches zugieng, das wollen wir das nächſtemal hören."

Kaum der Katechet ſo geſprochen hatte, entſtand ein Aufruhr unter den Kindern, und er muſste auch noch den Reſt der Stunde der heiligen Geſchichte weihen. Alſo fuhr er fort:

„Das Kreuz iſt ſchon gezimmert geweſen, ein großes, hohes Kreuz. Und ſolches haben ſie nun dem lieben Jeſus auf die Achſel gehoben, daſs er es ſelber ſollte hinausſchleppen vor das Stadtthor auf den Felshügel, wo die Miſſethäter hingerichtet wurden. Geduldig hat er das Kreuz gehalten, aber dreimal iſt er unter der ſchweren Laſt zu Boden gefallen und in dieſem Jammer iſt ihm ſeine Mutter Maria begegnet. Ihren gefangenen Sohn wollt' ſie ſuchen und ſo hat ſie ihn wieder gefunden. Einen einzigen traurigen Blick wendet er nach ihr und ſagt: Muſst nicht weinen, Mutter, der himmliſche Vater will es ſo...."

Weiter konnte der Prieſter nicht ſprechen. Denn mehrere Kinder huben an zu ſchluchzen und ihm ſelber wollte die Stimme verſagen. Nach einer Weile ſprach er: „Man muſs auch in Betrachtung ſeines Leidens und Sterbens tapfer ſein, Kinder. Ich will ganz kurz erzählen bis dahin, wo die heilige Oſterfreude anhebt, damit ihr

im süßen Frieden nachhause gehen könnt. — Ein weltfremder Mensch hat ihm endlich das Kreuz müssen tragen helfen. Wie sie hinauskommen an den Ort, der die Schädelstätte heißt, weil immer Todtenschädel der Hingerichteten dort herumgelegen sind, da haben ihm die Henkersknechte gleich das Gewand vom Leibe gerissen. Das gehört nach altem Brauch den Henkersknechten, aber weil ihrer ja mehrere sind und sie den Rock nicht zerschneiden wollen, so spielen sie ihn aus. Dieweilen noch die Würfel kollern auf dem Gestein, hört man schon den Hammer klingen an den Nägeln. Der liebe Jesus liegt auf dem Kreuze ausgestreckt! die langen Nägel werden geschlagen durch seine Hände und seine Füße. Ein tiefer Seufzer aus seiner Brust, eine Thräne im milden Aug' ....— Weint, Kinder, weint euch nur aus. Dieses sein Gekreuzigtwerden erlebt ihr heute, dass es euch ein Gedächtnis bleibe in allen Gefahren und Leiden dieses Lebens."

Denn die Kinder weinten alle.

Nach einer Zeit fuhr der Priester fort: „Mit Stangen und Stricken haben sie es hernach aufgerichtet, das hohe Kreuz, und in eine Steinkluft gestellt, dass es ist dagestanden wie ein Baum. Und daran hängt eine Menschengestalt, schön und noch so jung, und von den Nägelwunden der Hände und Füße rinnt das Blut herab. Die Seinigen haben die Furcht überwunden, sind herbeigekommen, stehen herum unter dem Kreuze, sind sprachlos vor Schreck und Schmerz und die Henkersknechte halten Wacht. Zur Zeit sind auch zwei Übelthäter gekreuzigt worden auf der Schädelstätte, und so hängt der beste, der heiligste aller Menschensöhne zwischen Mördern, wovon ihn der eine zur Linken höhnt: Wenn du von Gott bist, so hilf uns jetzt vom Marterholz! Der zur Rechten ist demüthiger und sagt: Wenn du zu Gott kommst, so erbarme dich meiner! Zu diesem wendet Jesus das mit Dornen gekrönte Haupt und, selber in Schmerzen vergehend, sagt er: Sei getröstet, reumüthiger Mensch, heute noch werden wir zusammen bei unserem Vater im Himmel sein! Die Volksmenge belustigt sich an seiner Pein und höhnt ihn laut; er sollt' nur herabsteigen vom Kreuz, schrien sie, er sei ja der Sohn Gottes. Jesus blickt empor und sagt: Hab Erbarmen mit ihnen am Tage des Gerichtes; sie wissen nicht, wie schlecht es ist, was sie thun. Dann schaut er nieder zu seiner ohnmächtigen Mutter und ruft den Jünger Johannes: Führe sie weit vom Kreuze hintan, tröste, stütze sie wie ein Sohn die Mutter! Sein Leib bebt, im heißen Todeskampf ist sein Gaumen trocken. Durstig! Durstig! stöhnt er. Ein Kriegsknecht will ihn laben, taucht einen Schwamm in Essig und langt ihn durch eine Stange hinauf. Jesus wendet sein todtenblasses Angesicht, sein brechendes Auge zum Himmel, und im Übermaße der Pein ruft er mit lauter Stimme: O mein Gott, warum hast du mich verlassen?! — Wie er diese herzzerreißende Klage hat ausgestoßen, geht ein Zucken durch seinen Leib, mit schwerem Seufzer stöhnt er noch: Es ist vollbracht! — sein Haupt sinkt auf die Brust" .... Nach einer Weile setzte der Katechet leise bei: „Und so ist unser Heiland Jesus Christus gestorben."

Die Kinder waren so athemlos still, dass man meinte, man müsse die Fittiche des Engels hören, der durch das Zimmer schwebte.

„Liebe Kinder", sagte der Geistliche, „wenn für euch einmal die Stunde des Sterbens kommt, dann klammert euer angstvolles Herz an den Gekreuzigten. Wenn ihr in treuer Pflichterfüllung, in Geduld und Opferwilligkeit, in Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit seine Lehre befolgt habt, dann braucht ihr das Sterben nicht

zu fürchten. Denn voller Glückseligkeit kann ich euch verkünden: Es gibt keinen Tod. Alle Entschlafenen stehen wieder auf zum ewigen Leben. — Dafür bürgt uns das, was ich noch zu erzählen habe."

Die Kinder schauten mit gerötheten Wangen, mit leuchtenden Augen voller Spannung auf zum Priester. Dieser fuhr fort:

„Als Jesus am Kreuz verschieden war, da ist es auf einmal dunkel geworden über dem Erdkreis. Alle Zweige am Ölberge haben gezittert, alle Blumen im Garten Gethsemani haben ihr Haupt gesenkt; der Bach Kedron hat nicht mehr gerauscht, ist stehen geblieben wie ein Tümpel. Kein Vogel hat gesungen und am Himmel sind trübe Sterne gestanden mitten im Tage. — Da sind die Leute blass geworden und einer hat zum anderen gesagt: Was bedeutet das? Am Ende ist er, den sie gekreuzigt haben, wirklich der Gottessohn gewesen! — Jetzt hebt es an zu rollen, zu donnern unter der Erde, krachend spalten sich auf der Schädelstätte die Felsen und aus den Klüften steigen langsam und in weißen Gewändern die Leiber längst begrabener Menschen. — Rasend vor Schreck laufen die Leute durcheinander und stöhnen: Die Todten stehen auf. Er ist es gewesen! — Gegen abend, als es wieder geworden war auf Erden, wie es jeden Tag gewesen, ist es den Jüngern Jesu erlaubt worden, den Leichnam vom Kreuze herabzunehmen und ihn zu begraben. Sie legten ihn in ein Felsengrab, wo bisher noch kein Leichnam gelegen war, wälzten einen schweren Stein davor und als die Kriegsknechte kamen, um das Grab zu bewachen, giengen die Jünger in ihre Häuser heim und waren unaussprechlich betrübt. — Und jetzt höret weiter, Kinder. Als nach diesem Ereignisse die Sonne zweimal unter- und aufgegangen war, brachten zwei Jünger die Botschaft, sie hätten den Herrn Jesus gesehen. Schön und in der Jugendblüte, aber die Wundmale an Händen und Füßen, so sei er ernstfreundlich unter den Palmen gewandelt. — Obzwar alle Weissagungen verkündet, er werde wieder auferstehen, wollten sie es doch nicht glauben. Da, eines Abends, als sie beisammen sind und in Trauer und Sehnsucht von ihm sprachen, steht er ganz plötzlich unter ihnen und sagt voller Liebe: Erschrecket nicht. Ich bin es. Ich bringe euch den Frieden, den die Welt nicht hat. Geht hinaus in die Länder der Erde und verkündet allen Völkern meine Lehre und meine Verheißung. — Mein Leib geht nun zum himmlischen Vater, mein Geist bleibt bei euch bis ans Ende der Welt.

Also ist es geschehen. Und die Jünger des Herrn haben aller Orten seine Lehre verkündet. Und denen, die sie in Demuth und mit Fleiß befolgen, ist die Auferstehung von den Todten und im Himmel das ewige Leben verheißen." — — — —

— Auf dem Thurme zu St. Johann schlug die dritte Stunde. Der Katechet erhob sich, betete mit den Kindern langsam und feierlich das Vaterunser und dann sagte er: „Nun nehmet euer Übergewand und geht ruhig nachhause. In der nächsten Stunde werden wir das Hauptstück von der christlichen Gerechtigkeit vornehmen aus dem Katechismus."

Die Schulkinder giengen in Gruppen davon, theils besprachen sie noch das Gehörte und im Evangeliumbuch, das sie in der Schultasche hatten, wollten sie noch einmal nachlesen darüber, was ihnen erzählt worden war. Etliche Jungen huben freilich an lustig zu hüpfen — wozu denn ernsthaft sein, da doch alles so gut ausgegangen ist!

Nur das kleine Mädchen aus der Hinterbank, die Agnes Rainegger, gieng, sorgfältig in ihr großes Umhängtuch gewickelt, ganz allein und in sich versunken, hinterher. Am Wege kauerte

im Schnee ein armes Weib mit einem in Lumpen gewickelten Kinde. Das Mädchen löste rasch sein wollenes Umhängtuch vom Leibe, lief hin, warf es dem armen Weibe zu und eilte stillvergnügt nachhause.

„Agnes! Wo hast du denn heute dein Tuch gelassen?“ ruft ihr die Mutter entgegen.

„Das habe ich dem lieben Jesus geschenkt; antwortet die Kleine nicht ohne Befangenheit.

„Was sind das für Geschichten?“

„Ja“, sagte das Mädchen leise, „der Fetzen-Thresel habe ich's gegeben. Weil halt der liebe Jesus gesagt hat: Was ihr den Armen gebt, das gebt ihr mir. Die Mutter nahm ihr Töchterlein und küsste es vor Freuden. —

Als zu Ende des Schuljahres die Religionsprüfung war, fragte der Dechant unseren Katecheten, wie er den Unterricht vertheile?

„Je eine Stunde in der Woche Katechismus und je eine Evangelium.“

Der Dechant schüttelte ein wenig das Haupt, sagte aber nichts weiter.

Eine Abhandlung über die Fortschritte unseres Jahrhunderts.

Als der junge, gescheite, fleißige und idealistische Student Peter Oberleitner sich in die Hochschule aufnehmen ließ, in die philosophische Facultät, hatte er folgende Aufgabe erhalten: „Es ist eine Abhandlung zu schreiben über die Fortschritte unseres Jahrhunderts und deren Wirkungen auf die menschliche Cultur.“

Der Student gieng tapfer ans Werk, er schaffte daran mit gewohntem Fleiße mehrere Tage, indem er einschlägige Schriften aufschlug, deren Inhalt mit großem Geschick verarbeitete und dann nach eigenem gründlichem Denken die Folgerungen daraus zog, sich dabei weniger an die Realität des Lebens haltend, als vielmehr an die Folgerichtigkeit der Ideen, wie solche in seinen bisherigen Studien geübt worden war.

Die Arbeit wurde demnach auch ganz ausgezeichnet, der Verfasser sollte sie im Collegium vorlesen und der Professor stellte denselben schon im vorhinein den Abdruck im „Jahresbericht“ in Aussicht, falls sie dafür tauge.

Die Abhandlung lautete also:

„Die Fortschritte der Menschheit in diesem neunzehnten Jahrhunderte sind so enorm groß, dass man die Fortschritte der früheren Jahrhunderte damit kaum vergleichen kann. Früher hat ein Jahrtausend nicht so viel geleistet, als dieses Jahrhundert vollbrachte; eine einzige der modernen Erfindungen oder Entdeckungen wäre stark genug, um einem ganzen Jahrhundert die Signatur aufzudrücken. Ich will von den Erfolgen der Technik gar nicht sprechen; dieselben sprechen für sich. Innerhalb weniger Tage machen wir heute große Reisen, zu denen man früher monatelang gebraucht hat; in wenigen Minuten fliegt unsere Nachricht, unsere Anordnung um den ganzen Erdball, wir ersparen also sehr viel Zeit und können die ersparte Zeit zur Ruhe, Beschaulichkeit oder irgend einem Seelengenusse anwenden. Und wenn ich die großen humanitären Erfindungen der gewaltigen Zerstörungsmaschinen, des rauchlosen Pulvers, des Dynamits u. s. w. erwähne, so seht ihr alle

den ewigen Völkerfrieden schon gesichert. — Und die Industrie der Neuzeit, welch erziehliche Rolle hat sie übernommen! die Industrie hat neue Bedürfnisse geschaffen, und je mehr Bedürfnisse ein Mensch hat, desto mehr Cultur hat er, desto vollkommener ist er. Der Wilde braucht eine Hütte und ein Fell und begnügt sich mit roher Nahrung; je mehr er braucht, desto mehr ist er Mensch. Ein Mensch, der Wasser trinkt, steht in der Cultur niedriger, als einer der Champagner trinkt. Ein Mensch, der auf der Holzbank schläft, ist unvollkommener, als einer, der auf Seidenbetten ruht. Mit den Bedürfnissen steigert sich die Arbeitskraft und wer mehr braucht, als er erwerben kann, der macht Schulden, steht also auf der Stufe hoher menschlicher Vollendung. Schmach dem Mittelalter mit seinem Schuldenarrest! Der lichten Neuzeit war es vorbehalten, solch schändliche Institute zu zertrümmern!

Welch wunderbare Entdeckung hat in der Astronomie, in der Astrophysik die Spectral-Analyse gemacht! Wir kennen nun die Körper und Stoffe der Gestirne und es wird gewiss in kürzester Zeit dazukommen, diese Stoffe auch praktisch auszunützen. In der physikalischen Wissenschaft ist die Entdeckung des großen Princips von der Erhaltung oder Unsterblichkeit der Kraft gemacht worden, also dass sozusagen der Tod überwunden ist und mit einiger Vervollkommnung und praktischer Ausnützung der Wissenschaft die irdischen Wesen ewig leben werden. Und sollte in nächster Zeit schon diese berechtigte Hoffnung nicht in Erfüllung gehen, so hat die Medicin wenigstens die Krankheiten und Krankheitsstoffe kennen gelernt, an denen wir sterben müssen. Durch Abklopfen und Abhorchen der Brust zum Beispiele kann man die schönste Lungensucht unwiderleglich feststellen, und den Wert der Bacillen für die Medicin zu beweisen, braucht es wohl keiner Worte mehr. Tödtet die Bacillen, und wir sind seuchenfrei, ja damit fast aller Krankheiten los und ledig.

Die neuen Forschungen der Geologie haben uns z. B. mit den Ursachen der Erdbeben bekannt gemacht, so dass wir in der Lage sind, die verheerenden, so unermessliches Unheil bringenden Erdbeben zu vermeiden, wenn wir die Ursachen, die in den Gestirnen, in der Ebbe und Flut oder auch im Erdinnern liegen, aufheben. Die Anatomie hat durch die Begründung der Zellenlehre die innere Einheit der gesammten Lebewelt nachgewiesen, dadurch auch die Urzeugung sichergestellt; wir kennen also den ganzen Process von Anfang an ganz genau und sind gewiss in wenigen Jahren vermittelst der Chemie in der angenehmen Lage, beliebige Lebewesen selbst zu erzeugen und durch rationelle Kunstzüchtung rasch zu entwickeln, so dass wir nicht erst warten müssen, ob etwas und was auf dem langweiligen Wege, der bisher beliebt war, wachsen oder nicht wachsen will.

Den unleugbar größten Fortschritt sehen wir in der Biologie, in der Entdeckung des Gesetzes der Vererbung. Mit dem albernen Sittengesetze ist's nun vorbei; das Wesen ist, wie es sein muss, der Mensch ist, wie er seinen Vorbedingungen nach sein muss, er kann nicht anders sein, als wie die unzähligen Zufälle der Vorzeit ihn vorbereitet, gemacht haben, er hat keinen freien Willen, kann also auch nicht verantwortlich sein für seine Thaten, und die gesündeste Bethätigung seines Lebens ist, wenn er nur auf seinen persönlichen Vortheil sieht und alles was ihm in seinen Kampf ums Dasein etwa hinderlich sein könnte, kurzweg vernichtet. Durch diese Entdeckung ist das Menschengeschlecht vorurtheilslos geworden und damit — ich brauche es wohl kaum zu betonen — der größte Sieg des menschlichen Geistes errungen. Dass wir die Schöpfung, die Gottvorstellung, das Jenseits in das Reich der Phantasie und Sage

werfen können, welch gewaltige Errungenschaft des menschlichen Geistes! — Und noch mehr: es gibt gar keinen menschlichen Geist, es gibt nur Nerven, es gibt nur eine Thätigkeit der Organe, der Bestandtheile, so wie beim Thiere, so wie bei der Maschine. Der Mensch ist eine durch sich aneinanderreihende Zellen und Keimbläschen gewachsene Maschine, und er nimmt in dem Zeitalter der Maschinen den ersten Platz: Nr. 1, ein. Welch ein erhebendes Gefühl, das unsere armen, unglücklichen Vorfahren nicht gekannt haben! Darum ein Hoch dem Fortschritte des Jahrhunderts, ein Hoch den Erfindungen und Entdeckungen, ein Hoch der Wissenschaft!"

Der Student Peter Oberleitner hatte gelesen. Nun wendete sich der Professor etwas unsicher zu ihm und fragte: „Das ist Ihre Arbeit?"

„Jawohl!" antwortete der Student im stolzen Bewusstsein der Leistung.

„Schön", sagte der Professor. „Übrigens, im Jahresbericht wird Ihre Abhandlung einstweilen nicht erscheinen. Die Segnungen des Fortschrittes sind zwar sehr groß, aber es ist doch besser, wenn nicht jeder drum weiß. — Ihnen, lieber Herr Oberleitner, nur eine kleine Frage: Glauben Sie das alles, was Sie hier zusammengeschrieben haben?"

„Jawohl, Herr Professor!"

„Warum sind Sie mit Ihrem gläubigen Gemüthe nicht gleich beim alten Glauben geblieben?" H. M.

Die Cigarre.

Von Friedrich Hofmann.

Wer Jean Paul noch nicht vergessen hat, kennt seine schöne Erzählung: „Die unsichtbare Loge." Gustav, der Sohn des Rittmeisters von Falkenberg, wird in einer unterirdischen Loge des Schlossgartens seines Vaters das erste Jahrzehnt seines Lebens erzogen. Hierauf brachte man ihn an die Oberfläche dieser Erde, die ihm nun wie der Himmel erschienen wäre, wenn sie nicht anstatt der Engel Menschen zu Bewohnern gehabt hätte. Gustav hatte über diese Bewohner und ihre Sitten seine eigenen Gedanken, die er einem geheimgeführten Tagebuche anvertraute. —

Auf dem Fetzenmarkte erstand ich vor längerer Zeit ein altes, unscheinbar eingebundenes Buch, dessen Deckel auf den inneren Seiten mit Blättern jenes merkwürdigen Tagebuches beklebt waren. Ob nun der Buchbinder, der solche wichtige Blätter einem so untergeordneten Zwecke zuführte, nicht lesen konnte, oder ob er das Geschriebene für das Gefasel eines Thoren gehalten hat, das wird uns immer verborgen bleiben.

Ich halte die Aufschreibungen Gustavs aber für mittheilenswert, so sonderbar seine Gedanken auch einem von der fortgeschrittenen Civilisation unseres Jahrhunderts erfüllten Menschen vorkommen mögen oder müssen und biete hier, was ich habe entziffern können. — — — — — — „kam ich nicht dazu, die Menschen, die diese Erde bewohnen, zu betrachten. Mein Auge war geblendet vom Glanz des Himmels und seiner Wolken, vom Glutball der Sonne, und musste sich erst an diese Helle gewöhnen. Heute aber zogen auch die Menschen meine Aufmerksamkeit auf sich. Aber wenn ich die Wahrheit sagen soll, sie gefallen mir nicht und scheinen zu

dieſer Naturpracht, die mich rings umgibt — nicht recht in Harmonie zu ſtehen, weniger jedenfalls als alle Thiere, die mich ſo hoch ergötzen.

An meinem früheren Aufenthalt zeigte man mir Bilder von Griechen und Germanen, mit welchen wir verwandt ſein ſollen. Das waren edle, kräftige Geſtalten, der Leib von faltigen Gewändern oder Fellen verhüllt, Arme und Beine waren nackt und ſtrotzten von Kraft. Sie kommen mir wie Götter vor, gegen diejenigen, die ich bis jetzt geſehen habe. Dieſe haben Arme und Beine in Ofenröhren ſtecken und der Leib iſt mit mehreren Schichten von ſteifen Kleidern bedeckt, ſo ähnlich wie die Zwiebel von ihren Schalen. Einer von ihnen hatte einen fingerlangen dunklen Gegenſtand im Mund und ſaugte daran, wie die kleinen Kinder, die ich ſah, an einem Zutzel. Von Zeit zu Zeit ſpie dieſer Mann Rauch aus dem Munde. So ſehr mich das entſetzte, will ich den Mann doch fragen, warum er es thut, wenn ich ihm wieder begegne.

3. Mai. Heute begegnete ich bei ſchönem Wetter vielen Menſchen im Stadtgarten. Aber faſt alle hatten jenen brennenden Zutzel im Munde und thaten ſo, als ob ſich das von ſelbſt verſtehe.

4. Mai. Sie nennen es „Rauchen“ und den Zutzel mit einem Fremdnamen „Cigarre“. Der Dampf, den ſie in die Luft ausſtoßen, ſcheint aber kein gewöhnlicher Rauch zu ſein; er riecht abſcheulich und wirkt, in der Nähe eingeathmet, beängſtigend. Er übertäubt den köſtlichen Geruch der Blumenwieſe. Mit dem gewöhnlichen Rauch hat er das gemein, daſs er auch in die Augen beißt.

5. Mai. Ich ſetzte mich heute zu einem würdig ausſehenden älteren Herrn auf die Bank und fragte ihn, warum er rauche? Er ſah mich lange Zeit groß und erſtaunt an und wuſste keine Antwort. Endlich ſagte er, wie mir ſchien, etwas verlegen: „Weil die anderen rauchen.“ Das iſt gewiſs kein Grund, denn er würde nicht ins Waſſer ſpringen, wenn ein anderer es thun würde.

6. Mai. Heute habe ich ſchon mehr Gründe gehört, warum die Menſchen ſich dieſer Sitte ergeben haben.

Der eine ſagte, er ſchlafe beſſer, wenn er rauche; ein zweiter aber behauptete, er vertreibe ſich den Schlaf damit. — Ein dritter ſagte, es errege ihm Eſsluſt, wogegen ein vierter aber Einſprache erhob und erklärte, das Rauchen ſättige ihn und vertreibe ihm den Hunger, ſo daſs er weniger zu eſſen nöthig habe. — Ein fünfter gab an, es mache ihn durſtig und das Bier ſchmecke ihm dazu beſſer, was wieder ein ſechſter beſtritt, der behauptete, das Rauchen erſetze ihm das Getränk. Ein ſiebenter verſicherte, er arbeite beſſer dabei, während ein achter höhniſch bemerkte, es vertreibe ihm das Rauchen die Langweile, da er nicht nöthig habe zu arbeiten. Ein neunter war unanſtändig genug, von ſeinem Unterleib zu reden und ſagte, er leide an Verſtopfung, das Rauchen ſei ein gutes Mittel dagegen. Der zehnte ſchüttelte ungläubig den Kopf und gab an, er rauche gerade aus der gegentheiligen Urſache.

So hatten ſie alle Gründe genug, aber alle widerſprechen einander.

Logik ſcheinen dieſe Menſchen nicht viel zu haben.

7. Mai. Ein Gelehrter, der Gefallen an mir gefunden hat, belehrte mich heute, daſs die Menſchen alle ihre Pflichten beſſer erfüllen können, ſeit ſie rauchen. Dem Dichter flöſſen die Verſe beſſer, ebenſo gehe dem Maler ſeine Arbeit beſſer vonſtatten. Der Advocat ſchreibe beſſere Streitſchriften, der Prediger erfinde kräftigere Reden; allen fielen beſſere Gedanken ein, während ſie rauchen.

Dem konnte ich innerlich nicht

beipflichten. Ich weiß, daſs Äschylos und Sophokles bei den alten Griechen, Wolfram von Eſchenbach und Hans Sachs bei uns ſehr viel Schönes gedichtet haben, ohne vom Rauch nur etwas zu wiſſen. Rafael und Albrecht Dürer haben ihre unſterblichen Werke gemalt, Luther hat mächtig gepredigt und eine neue Zeit angebahnt, es geſchahen große Thaten, die uns immer zum Vorbild dienen werden, ohne daſs man dieſes Rauchkraut gekannt hätte.

Wahrheit liegt alſo gewiſs nicht in dem, was der Gelehrte ſagte.

11. Mai. Ich empfieng heute den Beſuch eines Vetters von mir, der, obgleich er nur wenig älter iſt als ich, doch ſchon raucht. Er ließ zwar ſeine Cigarre draußen am Vorplatz, aber ſeine Kleider rochen abſcheulich, eine Dunſtwolke umgab ihn unſichtbar, und als er von mir gieng und mir einen Abſchiedskuſs geben wollte, fuhr ich wider Willen zurück, denn ſeinem Munde entſtrömte ein unerträglich übelriechender Athem. Ich muſste, als er fort war, die Fenſter öffnen und friſche Luft hereinlaſſen.

Kann das für fein gelten, was ſo übel riecht und ſchmeckt?

12. Mai. Die einzigen gottähnlichen Weſen auf dieſer Erde ſind die Frauen. Sie rauchen nicht. Was müſſen ſie aber leiden, da ſie auf den Umgang, ja ſogar auf die Küſſe dieſer übelriechenden Männerwelt angewieſen ſind. Und hat je einer, der ſeiner Geliebten verſprochen hat, ihr alles, ſein Leben, ſein Blut u. ſ. w. zu opfern, ihr zuliebe auch nur die Cigarre ſich abgewöhnt? Ich glaube nicht.

13. Mai. Das Rauchen macht die Männer auch ungerecht. Ich fuhr heute im Poſtwagen nach D. und ſaß in der kleinen Zelle, die für „Nichtraucher“ beſtimmt iſt. Unterwegs ſtieg ein freundlicher Herr zu mir herein, grüßte ſehr höflich und ſagte: im großen Coupé ſei es ihm doch zu rauchig. Wenn ich es geſtatte, ſo wolle er hier eine kleine Cigarre rauchen. Ruhig antwortete ich, daſs ich den Rauch verabſcheue und deshalb ihn bäte, es hier nicht zu thun, worauf er plötzlich ernſt wurde und faſt grob etwas von „Ziererei“ und „Intoleranz“ brummte. Die Cigarre, die er bereits im Munde hatte, brannte er aber nicht an und rauchte ſo „kalt“. Mich ſah er gar nicht mehr an.

(Anm. Man ſieht, daſs Guſtav die Noth eines Nichtrauchers in unſeren Eiſenbahnzügen nicht kennengelernt hat.)

15. Mai. Mein gelehrter Bekannter, dem meine Zweifel an dem Nutzen des Rauchens offenbar zu denken gaben, ſagte mir heute, ich hätte keine Vorſtellung von dem großen Segen dieſer Gewohnheit für Land und Volk. Tauſende von Jochen des beſten Bodens ſeien mit der Tabakspflanze bebaut, vielhunderttauſend Hände mit der Anfertigung und dem Verkaufe der Cigarre beſchäftigt und der Staat nehme die ungeheuere Summe von über achtzig Millionen Gulden jährlich als Gewinn der Fabrication ein.

Auf meine beſcheidene Frage, ob man denn nicht dieſe große Fläche beſten Ackerbodens zum Anbau von Brotgetreide und anderen unentbehrlichen Lebensmitteln, an welchen die Menſchen doch keinen Überfluſs hätten, verwenden könnte, ob die Hervorbringung ſolcher nicht ebenſoviele Hände beſchäftigen würde, bekam ich keine Antwort. — Zuhauſe konnte ich lange nicht ſchlafen; ich muſste immer an die ungeheuere Summe denken, die in Rauch aufgeht. Könnte man nicht, dachte ich, alle Noth der Zeit lindern, wenn man dieſes Geld auf einem Haufen hätte? Und die Erkenntnis einer tiefen Verſchuldung aller, die ſo viel Geld in die Luft blaſen, wovon niemand Gewinn hat, während um uns herum ſo viel

Mangel an dem Allernöthigsten ist, fiel mir schwer auf das Gewissen. Da verraucht oft ein einziger mehrere hundert Gulden alljährlich; und daneben geht ein Genie zugrunde, das die Welt beglückt hätte, aus weiter keinem Grunde, als aus Mangel an Brot.

20. Mai. Ich leihe kein Buch mehr an einen Raucher. Ich erhielt ein solches zurück, das von Tabak wie gebeizt riecht, und trotz allen Auslüftens will der Gestank nicht weichen.

21. Mai. Ein Arzt, der zwar auch raucht, aber nur, wie er sagt, des Abends in Gesellschaft, um es dabei aushalten zu können, sagte mir: Die Schäden dieser Gewohnheit für die Gesundheit seien größer, als die Leute ahnen. Der Tabak enthalte ein scharfes Gift, das, auch in kleinsten Dosen eingeimpft, Thieren den Tod bringe. Ein Theil des Giftes mische sich dem Speichel des Rauchenden bei und bewirke eine langsame Vergiftung. Es stelle sich beschleunigter Puls, Herzklopfen, Magenverderbnis und Nervenschwäche ein. Wer zum erstenmale rauche, erkranke unter allen Erscheinungen einer Vergiftung. Doch nach und nach werde die Natur abgestumpft, das heißt, sie unterliege im Kampfe mit den fortgesetzten Eingriffen. Das nenne man dann „gewöhnt".

24. Mai. Über den Ursprung dieser Unsitte unterrichtete mich ein christlicher Priester. Die Spanier haben, wie er sagt, das Rauchen von den Wilden bei der Entdeckung Amerikas kennengelernt. Die Eingeborenen rauchten dort, um sich lästige und gefährliche Fliegen zu vertreiben. Zu uns nach Deutschland sei das Rauchen im 30jährigen Krieg gekommen und habe sich als das Vermächtnis der unseligen Zeit bei uns eingebürgert. Der Geistliche sagte auch, es mache die ohnehin trägen Deutschen thatenunlustig und genügsam. Ein Raucher sei, wenn seine Cigarre oder Pfeife glühe, mit sich, mit Gott und der ganzen Welt zufrieden, und das sei eine niederträchtige Behaglichkeit, die wirklichem, geistigem Fortschritt abhold sei. Gott liebe aber nur den Rastlosen.

Unersättliche Genusssucht der Menschen sei die Ursache der Verbreitung des Rauchens über alle Länder. Essen und trinken könne der Mensch nicht immer, dagegen wehre sich der Magen; aber dem Rauchen fröhnen, das könne er immer.

Mein geistlicher Bekannter hat hierüber viel nachgedacht und wird ein Buch schreiben, das er die „Rauchhexe" betiteln will. *)

30. Mai. Ich habe noch keinen Mann getroffen, dessen Bruder ich hätte sein mögen, und wären nicht die Frauen, so würde ich mich wieder nach meiner unterirdischen Loge sehnen." — — — —

Hiemit brechen die Aufzeichnungen unseres Gustav plötzlich ab — das Weitere ist unbarmherzig weggeschnitten. Hoffentlich haben die Frauen Gustav mit dem Menschengeschlechte noch ausgesöhnt.

*) Dies ist inzwischen geschehen. Die „Rauchhexe", die Heiteres und Ernstes über Tabak und Cigarre enthält, ist im Verlage von H. Hartung & Sohn in Rudolstadt i. Th. erschienen.

Unſer modernes Geckenthum.

Von August Kruhl.

Allemal bin ich dabei! Ich bin für das, was Aufklärung, was Cultur, was Fortſchritt, was irgend ein Ideal hervorrufen oder fördern kann. Ich bin für jede geſunde Kunſtrichtung, für modernen Geſchmack, für Äſthetik und für alles dasjenige, was wir unter dem Namen „Geſellſchaftswiſſenſchaft“ begreifen; ich bitte, mich einzuladen zur Theilnahme an Vereinen für werkthätige Liebe, für culturelle und künſtleriſche Beſtrebungen; ich bitte, mich heranzuziehen zur Unterſuchung von Problemen, die erſt in fünfhundert, meinetwegen in tauſend Jahren reif zur Einführung ins Leben ſein werden; ich helfe die Lüneburger Heide in einen engliſchen Park, helfe Lappland in einen Roſengarten umwandeln; ich helfe die Spitze des Montblanc zu Sommerwohnungen einrichten und bin ferner bereit, mich einer Actiengeſellſchaft anzuſchließen, welche es ſich zur Aufgabe macht, den Mond zu unterſuchen, ob ſich derſelbe nicht möglicherweiſe zur Feriencolonien eignen oder zu Bauſtellen ausſchlachten ließe, — — zu allem und jedem bin ich bereit, nur eines: ſchafft mir dieſes moderne Geckenthum fort, das ſich auch an das Ernſteſte, an das Heiligſte und Höchſte im Menſchenleben herandrängt, um dasſelbe durch ſeine Gegenwart zu proſtituieren. Weg mit dieſem Geckenthum, das ſich windbeutlig breitmacht in Stadt und Land, in der Kirche und in der Kneipe, im Luxushotel ſo gut wie im Armeleuteſtübel, — weg mit dieſem Zappelmannsthum, das ſich ſchon findet, wo fünf oder ſechs kaum der Schule entwachſene Jungen einen Verein unter dem Namen „Réunion“ ſtiften, wie es, mit Verlaub zu ſagen, an den Büffets der Reichs- und Landtage ſich herumdrückt, ſtatt des Volkes wahre Rechte zu vertreten — ich wäre geneigt, darüber die weitgehendſten Conceſſionen zu machen.

Auch die Worte Phraſenthum, Narrenthum, Hanswurſtthum oder ähnliche würden es gethan haben; ich hätte auch noch ſpaſshaftere und auch ſchärfere auf Lager, laſſen wir's bei dem Wort Geckenthum.

In dieſem Wort und in dieſem Begriff liegt die ganze Selbſtgefälligkeit und Ichſucht des Menſchen ausgeprägt. Im Verein mit der Großſpurigkeit und Großprotzigkeit haben wir dasjenige im einzelnen Menſchen verkörpert, was zur Anſteckung und Vergiftung der in einer gewiſſen Natürlichkeit etwa noch geſund gebliebenen Volksclaſſen mit beiträgt. Hundert und tauſend Volkslehrer und Volksbildner vermögen nicht gutzumachen, was zehn Phraſendreſcher des modernen Geckenthums für Unheil anzurichten imſtande ſind, umſomehr, als dieſes Phraſenthum mehr und mehr Perſonen ergreift, die ſich ſelbſt als die alleinigen Pächter der Volksbildung aufſpielen.

Ich ſoll Namen nennen; ich ſoll womöglich mit Fingern hinter beſtimmte Perſonen und Geſellſchaftsclaſſen herzeigen, — — ich werde mich ſchön hüten, in die Rolle eines Phariſäers zu fallen, mit dem üblichen „Andiebruſtſchlagen“ und „Herrherrſagen“. Halten wir, einer wie der andere, mit aller ſittlichen Kraft an uns, daſs wir von dem allgemein verderblichen Strom der Zeit nicht mit erfaſst werden und daſs wir

das von uns als wahr Erkannte auf allen Lebenswegen für wahr halten und vertheidigen. Halten wir namentlich dieses zu einer Zeitkrankheit gewordene Geckenthum uns vom Leibe, dass wir nicht von demselben mit durchfeucht werden.

Überall ist das Geckenthum vertreten. Kaum eine Viertelstunde darf über etwas Ernstes verhandelt werden, wo nicht diese Vertreter des modernen Geckenthums ihre lächerlichen und faulen Witze reißen, — außer, es betrifft das Gespräch die höchsteigene Person, dann darf das Untergeordnetste, das Einfältigste, das Abgeschmackteste verhandelt werden, es kann nicht breit genug getreten werden. Je ernster, je würdiger ein Ort, desto auffälliger und widerlicher wird das Betragen eines solchen Vertreters des modernen Geckenthums. Im Rathhaussaal z. B. wird in einer Commission über den Armen-Etat, über Gesuche hilfsbedürftiger Personen verhandelt. In grellen Farben hat der Bezirkscommissär das Elend einer Anzahl von Familien geschildert: inmitten des Lasters und des Schmutzes ist der Hunger zu finden; ekelhafte Krankheiten wüthen an weltverlassenen Stätten, — da werden seit geraumer Zeit schon ein paar der Stadtväter sehr unruhig auf ihren Rathsstühlen, denn es ist eine Viertelstunde über die gewöhnliche Frühstückszeit, — das heißt „gefrühstückt" haben die Herren Stadträthe schon, aber das Frühstück am Stammtisch, das alltäglich gewohnte in heiterer Gesellschaft mit den obligaten Stadtneuigkeiten und den Harlekinspäßen, das steht noch aus, — — da werden die Beine unter dem Rathstisch unruhig, der Rathsstuhl wippt mit der stadträthlichen Last hin und her: oben an der Decke sitzt zufällig eine Fliege, hat der Baumeister hübsches Stuckwerk angebracht, oder der Stuhl steht nahe dem Fenster: welch prächtige Aussicht auf den Marktbrunnen, auf die Schaufläden, auf die Lindenseite mit den Promenierenden; — „wir kommen zum Schluss" sagt der Vorsitzende; da hebt auch diese Species des modernen Geckenthums die Hand zur Abstimmung, mechanisch, bewusstlos, — Gottlob! es darf zum Frühstück gegangen werden. Alles andere ist Nebensache.

Das Gebahren des modernen Geckenthums bleibt sich überall gleich. Im Gotteshaus bei einer kirchlichen Ceremonie ein bisschen ernster die Miene, die Armbewegungen, die Schritte ein wenig anders wie im Ballsaal, sonst dieselbe Gespreiztheit, dieselbe Dünkelhaftigkeit wie im Concert und im Theater. Ob es gilt, Kunst, Frömmigkeit und Stadtklatsch einzuheimsen, immer wird dasselbe geckenhafte Wesen zur Schau getragen. „Wir hatten heut Fasan", sagt die Frau Zuckersiedereiinspectors-Gattin Zeisig, sobald sie von der Frau Geheimen Kanzleirathsassistentens-Witwe Buhrbank gehört, dass diese zu Mittag Hasenbraten gespeist. Und dabei gehen der Frau Zeisig Augen siegesgewiss im Kreis der Damen herum, bis eine dritte einen weiteren Trumpf in der Weise ausspielt, dass in „ihrem" Haushalt der Caviar direct vom Ural bezogen würde.

Was Staatskunst? was Politik? Der wirklich erprobte Staatsmann muss erblassen, wenn ein Laffe des modernen Geckenthums seine Weisheit beim „Pilsener" auskramt. Der ausgezeichnetste Historiker und Literaturkenner muss sein Licht unter den Scheffel stellen, falls solch ein Vertreter des modernen Gecken- und Lümmelthums „seine" Zeitung zur Hand nimmt und diese durchstöbert nach Heiratsanzeigen, Gummiartikeln, nach Privathändeln, Messeraffairen u. s. w. „Pschorrbräu" — „Spatenbräu" — „Ächt Kitzinger" — gewiss! dahinein werden die besten Vorsätze, wird der Arbeitstrieb, wird ideales Leben und Streben versenkt, und auferstehen wird

vom Stammtisch — der sich stets gleich bleibende Vertreter des modernen Geckenthums.

Überall sind sie zu finden. Ich sagte, auch im Armeleutestübel. Auch die Spitalbewohner wissen sich gegenseitig aufzuziehen, zu foppen, zu haranguieren, zum Narren zu halten. Dieses geckenhafte Wesen verläßt den Menschen nicht, wenn eingelebt und angelebt, bis derselbe hart an der Grube herumgeht. Auch der Leichenstein hat öfter noch Kunde zu geben von des Lebens Alfanzerei. Als ob der liebe Gott sich um die vom Menschen ausgeheckten Thorheiten noch bekümmern sollte!

Sie werden mehr und mehr die Macher der öffentlichen Meinung, diese Vertreter des modernen Geckenthums; singen fromme Lieder, patriotische Lieder und reißen Zoten in einem Athem, immer wie es gefordert wird. Den größten Antheil wollen sie allezeit haben an den Errungenschaften des Volkes und der Zeit; sie wissen Früchte zu pflücken, wo sie nicht gesäet, wissen den Schweiß des Volkes sich nutzbar zu machen, den sie selbst wenig zu vergießen haben, außer bei ihren Tafel- und Zechgelagen, und betrachten so unseres Herrgotts Welt als eine extra für sie hingestellte und im Stande gehaltene Vergnügungsanstalt.

Zu allen Häusern sehe ich sie herauskommen, die Vertreter des modernen Geckenthums, denn das Beispiel hat ansteckend gewirkt. Der Confectionsschneider, der Studiosus, der Schusterjunge, die Näherin, — ganz gleich, so gut wie der Ökonomie- oder Commissionsrath, wie der Präsident, wie die Vorsteherin eines Erziehungs- und Krankeninstituts — alle haben an der Hausschwelle zum Fortgehen ihre capriciösen Bewegungen zu machen, befleißigen sich erst der Zustutzung ihres Gesichts und ihrer Gliedmaßen und bezupfen immer noch einmal trotz oft stundenlanger Toilette die Bändchen und Schleifchen und fühlen nach der Uhrkette, ob die Baumel daselbst auch in Ordnung sei; betrachten selbstgefällig immer noch einmal den Stockknauf, die Ringe, die Handschuhe, die Spitzen und Manchetten, schämen sich aber in tiefster Seele, dass sie — *zur Arbeit zu gehen haben!*

Überall hat das moderne Geckenthum vom öffentlichen Leben Besitz genommen. Diese Schnaps-, Bier-, Tabaks- und Volksausdünstung in den meisten der öffentlichen Locale ist kaum so gefährlich, wie der sich daselbst zusammenziehende Qualm ekelhafter Borniertheit, der sich in dem mehr und mehr die Massen ergreifenden Geckenthum ausgesprochen findet. Und dabei sprechen wir allgemein von einer Corruption und einer Selbstüberschätzung in den nur höheren Kreisen! — Ist das das Volksmaterial zum Bau eines schöneren Zukunftsreiches? — Ich danke! — *)

*) Aus dem sehr empfehlenswerten „Vegetarier-Kalender. 1891". Berlin.

Das Rodeln.

Eine Volksbeluſtigung aus den Alpen. Von Ludwig v. Hörmann.

Wie oft bin ich ausgelacht worden und werde es noch, weil ich in meinen „reiferen Jahren“ noch dem edlen Sport des Rodelns fröhne, ſtatt im rauchigen Café bei einer Tarokpartie die Sonntags-Nachmittage todtzuſchlagen. Und doch kann es nächſt dem Schlittſchuhlaufen kein geſunderes und ſchöneres Wintervergnügen geben, als entweder allein auf einer Rodel (Knabenſchlitten) oder mit mehreren auf einem Handſchlitten, von ſicherer Hand geleitet, von einem höher gelegenen Orte, z. B. vom Mittelgebirge herabzufahren, beziehungsweiſe ſich herabführen zu laſſen. Freilich gehört dieſes Vergnügen, das je nach der Landſchaft rodeln, ſchlitteln, ſchlittenreiten heißt, in erſter Linie der munteren Schuljugend an, die nicht müde wird, mit ihren klingelnden „Rodeln“, wo es nur immer geht, von einer Anhöhe oder über abſchüſſige Straßen und Fußwege herabzufahren, um dann zur Wiederholung des Vergnügens keuchend das Velociped dutzend- und dutzendmal wieder hinaufziehen zu müſſen. Doch nur bei uns in den Alpen iſt dieſes Vergnügen im großen und ganzen auf die Jugend und bäuerlichen Kreiſe beſchränkt. In Norwegen und Schweden kennt man das „Rodeln“ oder „Schlitteln“ längſt auch als Vergnügen der Großen wie der beſſeren Stände. Beliebt iſt es auch in Amerika, und wer hätte nicht ſchon von den „Rutſcheisbergen“ in Rußland gehört, welche hohe, abſchüſſige Bahnen aus Holzgerüſten eigens hergeſtellt werden, um dieſen Sport der groben und „feinen“ Geſellſchaft zu ermöglichen?

Und dieſes Vergnügen, das man ſich anderswo mit vielen Unkoſten verſchaffen muſs, können wir in den Alpen unentgeltlich haben, nebſt der Beigabe eines großen landſchaftlichen Genuſſes. Fröhlichen Muthes ſteigt man noch bei behaglichem Sonnenſchein zu einem der Dörfer des Mittelgebirges hinauf, umſtellt von der Pracht der Winterlandſchaft, die in der ganzen Großartigkeit ſich präſentiert. Oben erfriſcht man ſich mit kräftigem Wein und wartet, bis das Sonnengold, das ſich wie ein rothglühendes Band um die Bergkette ſchlingt, allmählich verblaſst und die blaue Flut der Dämmerung nachrückt. Dann leiht man ſich eine Rodel und fährt allein oder in Geſellſchaft auf einem Handſchlitten ins Thal. Iſt der Weg gut angefahren, ſo braucht das Gefährte kaum der Lenkung, denn die eiſenbeſchlagenen Kufen halten ſich, ohne auszuſpringen, rutſchend in den Geleiſen. Das ſauſt dann hinab, daſs es eine hellichte Freude iſt. Noch ſchöner geſtaltet ſich die Fahrt, wenn man dieſelbe beim Mondſchein macht, beſonders wenn der Weg durch einen Tannenwald leitet. Welch Lichtgefunkel zwiſchen den Bäumen, welch glitzernde Pracht blendender Schneelager! Fürwahr, ein Winternachtstraum mit all ſeinem berückenden Zauber, nur ſchade, daſs er ſo kurz iſt, denn in 10 bis 15 Minuten iſt die Thalſohle erreicht.

Das Rodeln iſt jedenfalls ſehr alt, wie ja ſelbſtverſtändlich. Als die „Urrodler“ können, ſoweit ſich die Geſchichte dieſes Sports verfolgen läſst, ohne Frage die Cimbern ange-

ſehen werden, welche am Ende des zweiten Jahrhunderts v. Chr. durch die Engpäſſe der Alpen in Italien einfielen und bekanntlich dem römiſchen Feldherrn Catullus, der an der Etſch aufgeſtellt war, viel zu ſchaffen machten. Plutarch ſagt von ihnen in der Biographie des Marius, Cap. 22: „Letztere (nämlich die Cimbern) zeigten ein ſolches Übermaß von Hochmuth und Keckheit gegen ihre Feinde, daſs ſie, mehr um ihre Stärke und Beherztheit zu zeigen, als um irgend etwas Nothwendiges zu thun, nackt über Gletſcher und tiefe Schneelager hinauf die höchſten Punkte erſtiegen, droben ihre breiten Schilde ſich unter den Leib ſetzten, ſich dann losließen und ſo über die ſteilſten Anhöhen herunterfuhren.“ Iſt dies nicht die reinſte Rodlerei? Die Cimbern waren eben aus ihrer nordiſchen Heimat das Rodeln gewohnt und machten ſich einen Spaſs, vor den im Lager verſchanzten Römern ihre Rodlerkunſtſtücke zu producieren. Der Ethnograph aber könnte vielleicht aus dieſer ſcheinbar ganz bedeutungsloſen Stelle einen Schluſs auf die Beſchaffenheit der Schilde dieſer germaniſchen Recken machen dürfen. Jedenfalls waren ſie nicht mit Leder überzogen, wohl aber wahrſcheinlich mit Eiſenblech. Dies führt uns auf die techniſche Seite des Rodelns und auf die ſchon oben angedeuteten Arten dieſes Vergnügens.

Fahrzeug des Rodlers iſt die Rodel, in alemanniſchen Gebieten auch Reitſchlitten genannt, welches Vehikel in ſeiner älteſten und primitivſten Form, wie wir wiſſen, aus zwei durch die Unterkieferknochen eines Pferdes geſteckten Hölzern beſteht, auf denen man rittlings ſitzt. Die jetzigen Rodeln haben zwei parallelſtehende, vorn abgerundete und unten mit Eiſen beſchlagene Brettchen, die durch Querhölzer oder ein Sitzbrett verbunden ſind. Die niederen, oft zwei Drittel Meter langen ſind die beſten. Unterſchieden davon ſind die ſogenannten Böcke. Dieſe ſind höher und haben das Sitzbrett durch „Spreizen“ mit den Kufen verbunden; ſie gleichen, könnte man ſagen, Herrſchaftsſchlitten im kleinen. An der Seite ſind häufig klingende Rollen angebracht, um ahnungsloſe Wanderer vor ihrem blitzſchnellen Erſcheinen zu warnen und aus Ausweichen zu erinnern. Es iſt nicht unmöglich, daſs die Rodel von dieſen Rollen ihren dunklen Namen hat, denn Rodel bedeutet auch Kinderklapper. Gewöhnlich leitet man das Wort vom ſpätlateiniſchen rotulus und rotula (cartula convoluta) ab, was ich für unrichtig halte. Im Spaniſchen bedeutet rodela Rundſchild. Rodeln heißt überhaupt herabgleiten, hinabrutſchen, hinabrollen,*) man ſagt z. B.: der Stein „rodelt herab“, und es dürfte wohl mit dem mittelhochdeutſchen ruodern, ruodeln, rodeln = rudern zuſammenhängen, da der Vorgang des Rodelns damit wirklich Ähnlichkeit hat.

Der Rodler ſitzt nämlich auf der Rodel, die Beine entweder vorn gerade ausgeſtreckt oder ſeitwärts über die Rodel hängend, um nöthigenfalls mittelſt der Schuhabſätze den Schlitten dirigieren zu können. Gewöhnlich aber hat man zum Lenken einen langen und ziemlich dicken Stecken (Tremel), den man unter dem rechten Arm gepreſst hält und hinten nachſchleifen läſst und mittelſt deſſen man wie mit einem Steuerruder den Schlitten lenkt, je nachdem man ihn mehr rechts oder links in den Boden einſetzt. Auf beide Arten hat man die Rodel in der Gewalt und ein kleiner Druck mit Stock oder Schuhabſatz genügt, um dieſelbe ſofort nach rechts oder links zu wenden. Zum Überfluſs warnt noch der hinabſauſende Rodler die Leute am Wege mit dem lauten Rufe:

*) In Steiermark hat man thatſächlich für dieſes Schlittenfahren der Knaben und Burſchen das Wort „rollen“, auch „ſchandern“. Die Red. d. „Hg.“

„Aus der Buhn,
Mei Rodel hat Eisen un!“

Ein origineller Rodelbrauch besteht in der Schweiz, besonders in den östlichen Cantonen, so im Engadin. Da haben die Burschen bei ihren Wettfahrten ganz niedere, lange, nur aus zwei vorn ein wenig aufgebogenen und mit Querhölzern verbundenen Kufen bestehende Schlitten. Auf diesem liegt der Rodler bäuchlings, den Kopf nach vorn, auf die beiden Ellenbogen aufgestützt, während die Hände sich am obersten Querholz der Kufen halten. Die Füße, die rückwärts über die Rodel hinausliegen, dirigieren mit den Spitzen der Schuhe, die oft noch mit Eisenhaken versehen sind, den Schlitten. Das Lenken des Schlittens muss auf diese Weise äußerst leicht gehen, weniger bequem dürfte die Lage des abwärts gerichteten Körpers erscheinen. In Vorarlberg rodeln die Buben auf diese Weise bei wenig steiler Bahn; auf einem Steilhang würde man Gefahr laufen, den Schädel einzurennen.

Dieses eigentliche Rodeln, nämlich auf kleinen Schlitten, ist, wie eingangs bemerkt, die beliebteste Winterunterhaltung nicht nur der Kleinen, welche die Rodel sogar beim Hin- oder Herweg von der oft weit entfernten Schule benützen, sondern auch der erwachsenen Burschen und Mädeln, die man nicht selten zusammen auf einem solchen lustigen Schnellsegler findet. Das ist natürlich dann ein doppeltes Vergnügen, besonders in hellen Mondnächten. Vorn auf der Rodel sitzt das Mädel, dahinter der Bursch. Während seine linke Hand an der Rodel sich stützt, hält die rechte das Mädchen um die Mitte fest. So sausen sie, zurückgelehnt, windschnell über die glänzende Schneebahn; Schlitten hinter Schlitten, alle einfach oder doppelt beladen, fährt an uns vorbei. Jauchzen und Schreien, dann wieder helles Gelächter, wenn ein Paar umwirft, hallt unablässig durcheinander. Bei Mondschein haben solche Rodelpartien etwas ungemein Romantisches.

Dieses Rodeln auf Reitschlitten ist sowohl auf dem Lande, als in Städten am beliebtesten und auch am meisten verbreitet. Selbst Bürger älteren Schlages von Innsbruck konnte man noch vor wenigen Jahren auf einer Rodel vom südlichen Mittelgebirge herabfahren sehen; ja noch mehr, ein gar hoher Herr, der in den Fünfziger Jahren unter dem Jubel einer vieltausendköpfigen Menge in die „marianische Stadt“ einritt, verschmähte es nicht, den prächtigen Schlittweg vom Schloss Amras herab zu diesem Vergnügen zu benützen und auf eleganter Rodel zum freudigen Erstaunen der neugierigen Amraser Jugend windschnell herabzusausen. Unten am Wege bei den mit Holz eingeplankten Wehrsteinen standen rechts und links galonnierte Bediente, welche beim jedesmaligen Vorbeifahren des hohen Herrn ehrerbietig ihre spanischen Dreimaster lüpften. Seit jener Zeit hat dieser edle Sport hierlands zum Entsetzen aller Zimperlichen und Stubenhocker einen neuen Aufschwung genommen. Es bildeten sich eigene Rodlergesellschaften, welche die Kunst des Rodelns pflegten, regelmäßige Ausfahrten und Wettfahrten machten und um die Palme der Meisterschaft im Schnellrodeln rangen. Der beste Rodler war weitaus, so lange er noch lebte, der sogenannte Sprenger Hansele, der auf seiner kleinen Rodel wie angegossen saß und, unbekümmert um Rünste, Bühel und Eisblasen, wie ein Vogel pfeilschnell dahinschoss. Ihm zum Andenken hängt sein Bild im bestrenommierten Viller Wirtshaus, wo die Rodler ihr Standquartier haben und wo auch noch gegenwärtig um diese Zeit in der mit Rodeln, Emblemen und Inschriften reich verzierten oberen Stube der weitberühmte Rodlerball abgehalten wird.

Die zweite Art des Rodelns ist, wie schon eingangs bemerkt, das Herabfahren mit Handschlitten. Es sind dies größere Schlittengestelle, ähnlich denen, wie sie unsere Milchmädeln zum Milchführen haben, und deren man zum Taxen- oder Kleinholzführen in jedem Bauernhofe antrifft. Diese Art Schlitten werden mit den Händen geschoben oder gezogen. Zu dem Zwecke sind die Kufen zu „Hörnern" weit hinaufgebogen, wovon sie auch Hornschlitten heißen. Sind sie größer, also Bergschlitten, so heißen sie Granser oder Granzger. Diese haben dann oft noch vorn an den Kufen eiserne „Sperrtatzen", die von dem zwischen den Hörnern sitzenden Lenker zum Lenken und Einhalten des Schlittens benützt werden. Bei diesem Fahren mit Hand- und Hornschlitten oder Granzen betheiligen sich in der Regel mehrere, die auf demselben vertheilt sitzen, während einer lenkt. Ist der Schlitten stark belastet und die Bahn abschüssig, so erfordert die Lenkung desselben einen starken und in dieser Sache geübten Mann, besonders wenn die Geleise noch nicht ausgefahren sind. Denn der Lenker muss, um dem Schlitten eine Abweichung zu geben, denselben mit den Händen nach rechts oder links reißen, indem er sich zugleich mit dem entsprechenden Fuße am Boden anstemmt. Dies erfordert Kraft und Geschicklichkeit, sonst gibt es Malheur. Ich ließ mich selbst einmal mit mehreren Freunden auf diese Weise von der Buchau im Achenthal über den Kasberg nach Jenbach herabführen und erinnere mich bei dieser pfeilschnellen Fahrt noch mit geheimem Schauer an den Moment, wo dem Lenker, einem baumstarken Kerl, gerade an der steilsten und dazu noch beeisten Strecke das Sitzbrett ausrutschte und er auf den Boden zu liegen kam, während die rechte Hand krampfhaft den Hebel der einen Sperrtatze gefasst hielt. Nur mit äußerster Anstrengung brachten wir mit vereinten Kräften endlich das hinabsausende Gefährt zum Stehen. Noch schlimmer gieng es bei derselben Gelegenheit dem hinter uns auf eigenem Schlitten herabfahrenden Director Sch. in Linz, der ebenfalls das Gespann nicht mehr zügeln konnte. Da er natürlich von seinem Sitz zwischen den Kufen nicht herausspringen konnte, so warf er sich in fatalistischer Anwandlung einfach mit dem Rücken à la Mazeppa auf den Schlitten und überließ denselben seinem Laufe. Bei einer Biegung warf es dann den Schlitten und ihn glücklicherweise in den Schnee. So ungefährlich daher das eigentliche Rodeln ist, so gefährlich kann das Fahren mit Handschlitten werden. Denn ein im vollen Schwunge befindlicher Handschlitten läßt sich sehr schwer aufhalten. Infolge dessen kann auch für die auf dem Wege befindlichen Leute ein solches Fuhrwerk gefährlich werden, besonders wenn plötzlich durch einen Hohlweg so ein Gefährt geräuschlos herabgesaust kommt und man nicht ausweichen kann. Auch in dieser Beziehung habe ich meine Erfahrungen gemacht.

Gleichwie die Kleinen die Rodel auch zum Weg nach der Schule benützen und so das utile mit dem dulci verbinden, so werden auch die großen Handschlitten oder Granzger in derselben Weise bei verschiedenen Gelegenheiten, z. B. im Advent beim Roratebesuch, als Fuhrwerk benützt. Hat man die Wahl zwischen den Kirchen zweier Ortschaften, so wählen die Ehehalten (Dienstboten) gewöhnlich die höher gelegene, um den Rückweg zum Schlitten machen zu können. Da geht es dann oft ganz gemüthlich her, wenn bei gutem Schlittweg so ein Granzger mit 10 bis 12 Leuten nach Hause fährt.

Zum Rodeln wie zum Fahren mit Handschlitten gehört ein geeigneter Schlittweg. Hat man keinen, so wird von Dorfbuben an einem ab-

ſchüſſigen Rain oder an einer Anhöhe einer gemacht, indem man den Schnee mit den umgekehrten Rodeln zuerſt plättet und dann durch oftmaliges Fahren zur Bahn glattſchleift.*) In den Alpen, wo es abſchüſſige Straßen und Wege genug gibt, iſt in der Regel an guten Schlittbahnen kein Mangel. Erforderniß iſt, daſs die Bahn das richtige Gefälle habe, nicht zu gering, aber auch nicht zu ſtark. Erſteres gilt beſonders für das Fahren mit den Rodeln, welches ſtärkeres Gefälle erfordert, während der Handſchlitten ſelbſt bei mäßiger Neigung noch fortgleitet. Am angenehmſten ſind jene Bahnen, auf denen man lange Zeit, ohne abzuſitzen, fahren kann. Solche ſind z. B. in Tirol die Salzſtraße im Hallthale, wo man in einer Tour bis zur Saline von Hall fährt, oder von Praxmar im Selrainer Thal bis Gries. Auch die alte Ellbögner- oder Römerſtraße, welche ſich von Matrei über das Mittelgebirge bis Hall zieht, war vor der Eröffnung der Unter-Innthaler Bahn, als dieſer Weg noch mehr befahren war, ein prächtiger Schlittweg: ebenſo die obenerwähnte Straße über den Kasberg. Eine ganz vorzügliche Bahn bietet noch die Straße vom Predil bis Raibl, wo man mit Bockſchlitten in einer halben Stunde herabfährt. Kleinere Bahnen hat faſt jedes Dorf und jede Stadt in den Alpen und ich ärgere mich noch, daſs man mir ſeinerzeit in Graz das Rodeln vom Schloſsberg herab unterſagte. Beſſere und bequemere Gelegenheit zu dieſem Vergnügen gibt es nirgends als in Graz, wo man die Bahn mitten in der Stadt hat.

Noch ein Erforderniß gehört zum Rodeln, nämlich der richtige Schnee, das heißt der Schnee darf nicht „ſpear" (trocken) ſein, denn ſonſt iſt er rauh, und die Rodel gleitet nicht. Die beſte Zeit zum Rodeln iſt der Februar, wo der durch viele Schneefälle feſtgewordene und gleichmäßig gefahrene Schnee unter dem bereits ſtärkeren Sonnenſtrahl unter tags aufthaut und dann nachts wieder gefriert. Da gleiten dann ſelbſt bei geringerem Gefälle die Rodeln luſtig dahin. Zum Schluſſe will ich noch erwähnen, daſs bei den Bauernkindern das Rodeln auch im Schwange iſt, indem ſie auf Brettern und den großen hölzernen Milchſchüſſeln über die gemähten Abhänge herabrutſchen. Die berühmteſte dieſer ſommerlichen Rodelbahnen iſt jedoch auf dem Luſchariberg in Kärnten, von dem man, wie Waizer in den ſoeben erſchienenen trefflichen „Culturbildern aus Kärnten" beſchreibt, „über den ſteilen, eigens angelegten Schlittenhohlweg" in zwanzig Minuten bis zu den „Hütten" ſchlittelt, eine Strecke, die man zu Fuß zu gehen drithalb Stunden braucht.

„Preſſe."

*) Iſt der Schnee hartgefroren, ſo daſs er den Schlitten trägt, was oft der Fall, dann rollt man in Steiermark auch ohne Weg und Bahn ſchnurgerade über die Lehne hinab.

Die Red. d. „Hg".

Eine Sommernacht im Golfe von Neapel.

Aus altem Tagebuche von P. K. Rosegger.

Westlich von Neapel, auf den Höhen der phlegräischen Felder liegt das alte Kloster Camaldoli. Ich mietete mir auf dem Corso Vittorio Emanuele ein Maulthier und ritt an dem Dörfchen Nazzaret vorüber und durch einen langen verschwemmten Hohlweg im Schatten saftiger Feigenbäume und schöner hoher Pinien hinauf zu dem alten Kloster Camaldoli.

Das Maulthier blieb vor dem Thore stehen und machte Geschmacksstudien in dem Oleander- und Cypressenlaube, ich wurde gerne eingelassen und ein Frater, ein altes, gutmüthiges Männlein mit weißen Locken, führte mich durch das Gebäude und hinaus auf die Lichtung, wo die weltberühmte Aussicht ist.

Ich habe die Natur gesehen, wie sie arbeitet und schafft auf den Fluren der Wiesen und Felder, ich habe sie gesehen, wie sie ruht und schlummert und träumend spielt im Walde und im Haine, ich habe sie gesehen, wie sie trauert auf stillen, nebelumlagerten Heiden, und wie sie droht und grollt und wüthend die finsteren Wolken zerreißt mit ihrem feurigen Speere zwischen den Wänden der Alpen. Hier aber, von diesen Höhen, in einem bunten verklärten Kranze von Berg und Thal, von Städten und Gärten, von Wald und Wasser, hier sah ich die Natur, wie sie liebte. Hier ist es, wo Gott seiner Erde am Busen ruht, sie auf die Lippen küsst, ihr ins Auge blickt und lächelt.

Hier unten hell- und dunkelgrüne Wälder und Haine, in welchen sich schimmernde Dörfer und Landhäuser verstecken, und prangende Gärten und schattige Wiesenfluren. Dort stille, ausgetrocknete Gründe von Landseen, buschbewachsene Aschenkegel und düstere Kraterkessel von Vulcanen, die längst ausgetobt haben. Dann Hügel mit Villen und Schlössern; und das Castell St. Elmo funkelt herüber, und dort die schimmernden Mauern und Dächer der Vorstädte und endlich, wie zur Ruh' am Meere hingelagert, einen fieberhaften, wüsten Traum träumend, das große Neapel.

Rückwärts im Ätherblau die Zwillingskegel des Somma und Vesuv. Letzterer raucht ein wenig; das Observatorium leuchtet herüber, wie das ewige Lichtlein des „verwunschenen" Waldes im Märchen. Links davon ergießt sich der breite, glitzernde Lavastrom des letzten Ausbruches nieder gegen S. Sebastiano. Mein geistlicher Führer machte mich aufmerksam auf braunen lockeren Staub zu unseren Füßen — Vesuvasche, wie sie im April 1872 durch die weiten Lüfte herübergeflogen ist.

Den Gesichtskreis begrenzen die Berge von Sorento, Capri, Ischia u. s. w., selbst das ferne Capo Cirello sendet uns einen Gruß. Nun die tiefblauen Buchten von Neapel, der grünlich schimmernde Golf von Gaëta, das matte Grau der hohen See, von violetten Linien, goldigglitzernden Streifen durchzogen, dann wieder silberig flimmernd und endend in einem bläulichen Braun am fernen, klaren, schnurgerade geschnittenen Horizont.

So spielen Mücken und Falter auf ungeheuren Glastafeln der Gartenhäuser, wie hier unten die Segelschiffe mit ihren geblähten Wangen, die Dampfer mit ihren braunen, nach-

ziehenden Rauchschlangen, die bunten Gondeln und Fischerkähne spielen und hingleiten. Draußen, nahe dem Rande, wo „Himmel und Erde mitsammen vermählt sind", ist das einzig, weiße Flügelchen eines großen Segelschiffes zu sehen, vielleicht kommt es von fernen Wegen und grüßt in Sicht Neapels sein Heim nach langer Trennung. Und noch weiter hin auf jenen spielenden, lebendigen Höhen treibt vielleicht planlos und verlassen ein schwaches Schifflein.

Die Sonne sank und schwoll und wurde röther, je näher sie dem Horizonte kam. Leicht umhüllte sie sich in Nebel und lächelte noch einmal zurück auf ihr Neapel und stieg ins Bad. Aber siehe, als ob sie sich gleich Dido von Karthago selbst den Tod gegeben, so flutet's nun in Purpurströmen über das Meer, und die Nacht mit ihrem blassen Mondesangesicht steigt auf im Osten.

Nun hörte ich draußen vor den Thoren schon mein Maulthier wiehern, dass es Zeit sei zum Aufbruch. Der gute Pater ließ es sich nicht nehmen, mich mit einem Teller Trauben und Feigen zu bewirten, ermahnte mich aber dann zur Eile, da der Weg durch die Büsche und Schluchten gegen Nazzaret hinab zur Abendstunde nicht der sicherste sei.

Zwei Stunden später verabschiedete ich mich von meinem freundlichen Halbesel und gieng in Haslers deutsche Restauration. Aber als der Körper gelabt war, da dürstete es die Seele wieder. Wohl war sie schon berauscht, aber von Neapels Naturschönheit kann man ewig trinken, ohne übersättigt zu werden. Wie einladend leuchteten die tausend Lichter auf Plätzen, vor Kaffeehäusern, Theatern und Freudensälen, aber ich gieng an die Strada Sta. Lucia und mietete mir eine kleine Gondel. Ich nahm eine, an deren Schnabel die rothe Laterne brannte und bedeutete dem Führer, er möge mir nur über das Gewirre der hundert Kähne hinaushelfen, dann zurückbleiben. Ich wünschte allein zu sein, würde mir schon forthelfen; etwa nach einer halben Stunde möge er mit einem zweiten Fahrzeuge nachund der rothen Laterne zurudern, um mich zurückzugeleiten. Der Mann sah mich anfangs sehr schief an. Die Gondel überlassen? das war ihm sicher noch nicht vorgekommen. Er weigerte sich entschieden, es zu thun; da ließ ich zwei österreichische Silbergulden so im Monde blinken, und das gefiel dem natursinnigen Cicerone ungemein. Auf dass er sich nach Belieben dieses lieblichen Spieles erfreuen könne, drückte ich ihm die Silberstücke in die Hand, und nun war er mir zuwillen. Durchgehen, mochte er denken, kann er mir nicht mit dem Fahrzeuge, in einer Stunde hole ich ihn zurück und habe mir dabei mehr erworben, als den Erwerb eines ganzen Tages. Er leitete mich zwischen dem Heere der Gondeln hinaus, gab mir dann das Ruder und einige Maßregeln und sprang flink über alle die Fahrzeuge zum Ufer zurück.

Ich trieb mich möglichst schnell hinaus auf die einsame Fläche, zog dann das Ruder in den Kahn, lehnte mich auf den Sitz meiner Reisedecke zurück und war nun allein auf dem Meere. Die Nacht war so lau und mild, das Wasser so glatt und ruhig, es wiegte mich nur sanft, das rothe Licht brannte vor mir wie ein Altarlämplein. Auf dem Wasser schwamm sein Wiederschein wie ein Tröpfchen Blut.

Der Mond stand hoch am Himmel und wob Silberperlen in das Meer und in den Schleier seines Äthers. Dort lag das weit hingedehnte Lichtergefunkel der Stadt und senkte seine zahllosen Strahlen in das Meer. Die schwarzen Ungeheuer der Schiffe im Hafen schoben sich ineinander und einzelne Flämmlein zitterten auf ihren Masten. Vor ihnen und erhöht funkelte der milchweiße Stern des Leuchtthurmes. Unten hin zogen harzige

Lunten und bunte Laternen von Luſtſchiffchen, alles im Waſſer wiederſpiegelnd. Ich hörte das dumpfe Geraſſel der Stadt, das Gejohle der Matroſen und manch hellen Aufſchrei der Ausrufer am Hafen.

Ich erfaſste wieder das Ruder und glitt weiter hinaus und vorüber beim dunkeln Caſtell dell' Ora und in den offenen Golf. Das Ruder plätſcherte in der Flut und das Schifflein zog gemächlich dahin. Plötzlich hörte ich in der Nähe von mir einen klingenden, zarten, zitternden Ton. Ich ließ das Ruder ruhen und horchte. Eine Mundtrommel war's. Unweit von mir zog ein Kahn dahin, zwei Geſtalten tragend, die nun, als das Inſtrument verſtummte, ſich mehr und immer mehr näherten, ſich ganz zuſammenſchmiegten und — eins wurden. — Kein Ruderſchlag mehr, das Schiffchen ſchwankte nur leiſe, wie eine milde Schaukel — wie eine Wiege. Die Mondesſtrahlen zeichneten Herzchen und Ringe und Schlänglein und Blitze auf die zitternde Meeresfläche . . . .

Ich trieb abſeits und freute mich an dieſer Sommernacht.

Auf den Uhrthürmen von Neapel ſchlug es eilf. Es ſchlug nur für die Stadt, mich hatte niemand erinnert an den Verlauf der Stunde. Weiter ließ ich mein Fahrzeug hintreiben — abſichtslos und ziellos, wie die Laune des Glückes. Ich träumte von den Idyllen der alten Zeit, es war dasſelbe Meer, das ihnen geflüſtert und ſie begrüßt hat an den palmenbeſchatteten Ufern. Vielleicht kam die Welle, die mich jetzt ſchaukelte, den Indus herab, der Urſtätte des Menſchengeſchlechtes entſprungen; vielleicht glitt ſie dereinſt dem Tigris entlang, nachdem ſie die morgenlichen Haine des Paradieſes durchrieſelt . . . . Iſt ja doch jeder Waſſertropfen unſterblich und ein ewiger Wanderer!

Plötzlich war ein Plätſchern, ich fuhr auf, ſprang empor — es war das Ruder ins Waſſer gefallen. Erſchrocken langte ich über den Rand — der Kahn drohte umzukippen, ich fuhr rückwärts, ſtieß mit dem Ellbogen die Laterne in Trümmer und das Licht war verloſchen.

Ohne Ruder und Licht auf hoher See — mitten in der Nacht!

War mir denn das nicht recht? war es mehr als ich geſucht? — Mir gieng's den Moment ein wenig heiß durch die Glieder. Das liebliche Meer hatte mich gelockt, gewiegt, geſtreichelt — gefangen, ich war ſein eigen.

Lange verſuchte ich das Fahrzeug zu lenken und mit Hilfe des Mondes die entfallene Ruderſtange zu erlangen. Es war vergebens; um mit den Wellen zu ringen, muſs man eine entſprechende Waffe haben. Wie ſoll mich mein beſtellter Führer nun finden in der Dunkelheit? Sollte ich rufen? Ein Ruf von hier erreicht keines Menſchen Ohr, und die Fiſche ſind taub. — Hören es die Fiſche nicht, hört es der Herr! ſagt ein altes Lied beiläufig. Aber ich ſchwieg und dachte: Nichts miſche ſich ein, dem Zufalle freien Lauf. Ich lehnte mich reſigniert auf meinen Sitz. Die Nacht iſt heiter, ruhig und milde — ſie iſt eine Sommernacht im Golfe von Neapel, ich will ſie genießen bis zum Morgen, bis mich ziehende Schiffer bemerken und erlöſen. — Der Cicerone wird fluchen, wenn er vergebens nach dem rothen Lichte ſucht, meine Gefährten in Neapel werden ſtaunen, daſs der ſonſt ſo Pünktliche heute nicht zurückkehrt. Ich bin losgetrennt von allem, wenn die Wellen wollen, entführen ſie mich leicht an die ſpaniſche Küſte oder durch die Meerenge von Gibraltar hinaus in den atlantiſchen Ocean.

Ora, ora pro nobis! ſingt der Schiffer.

Der Mond begann ſich zu neigen, die zackigen Felſen von Sorento traten klarer hervor. Neapels Lichterkranz

war im Verblassen, nur der Stern des Leuchtthurmes funkelte, er war weit zurück. So still war's, nur dass zuweilen eine Welle ihr Köpfchen hob und zur Nachbarin flüsterte, oder ein Thier emporschnappte und gurgelte. Einmal fächelte ein mildes Lüftchen vom Lande heran und vorüber, dann war's wieder still und in dem dunkeln Spiegel des Wassers lag der Mond, lagen die Sterne.

Ich gedachte zu dieser seltsamen Stunde der Vergangenheit meines Lebens und meiner fernen Heimat. Aufthaute in meinem Herzen ein Weihegruß, wie Sehnsucht und Heimweh:

Du liebes Haus auf stiller Bergeshöh',
Von weichem Mondessilber mild begossen,
Wie grüß' ich dich aus ferner, mächtiger See,
Von Frühlingswehn und Todeshauch umflossen.
Ein schwankend Opferschälchen auf dem Meer,
Im Eden, das sonst nichts mit dir gemein,
Du arme Heide auf den Bergeshöhn,
Als Gottes Himmel und den Mondenschein.

— — — — — — —

Über dem Kegel des Vesuv stieg ein leichter Feuerschein empor. Wenn er jetzt losbräche! Wenn unter Donner und Erdbeben dort der feurige Springbrunnen emporwogte in einem ungeheuren Quell, Millionen Wolken von Rauch und Aschen aushauchend, eine riesige Pinie, Land und Meer bedeckend mit ihren Schatten, mit ihren fahrenden Steinen, ihrem wogenden Staub. Und niederbrausen von den Hängen die glühenden Ströme, das furchtbare, kochende Lavameer auf die lieblichen Ortschaften im Thale. Und Blitz und Sturm in den Lüften allerwärts, und das Rollen und Branden der wild aufgeschreckten See . . .

Ein leichtes, ruhiges Feuerband nur wallte empor zu dem nächtigen Himmel, wie eine Friedensfahne. Aber über die Berge von Capri gieng eine lichte Nebelbank hin, und der sinkende Mond hatte einen weiten Ring. Öfter und öfter zischte eine Woge lebendig auf und rauschte ein wenig an der Wand meines Kahnes. Von Osten her wehte ein kühles, fast schneidendes Lüftchen. Ich schlug mich in meine Reisedecke und starrte auf den schaukelnden Kahn. Tief in der Seele war ich besorgt. Wie hätte ich vor wenigen Stunden, als ich auf dem Klosterwall von Camaldoli gestanden und hinausgeblickt auf das weite Meer, an eine solche Nacht gedacht! Dunkler wurde es, und die Lichter Neapels hatten sich verloren. Ich orientierte mich nicht mehr, mir war, als stünde der Vesuv in Westen und im Osten der untergehende Mond. Es erhob sich eine Brise, aus dem Flüstern des Meeres wurde ein Rauschen, und mein Fahrzeug schwankte haltlos hin und her. Die Bedrängnis der Seele gieng jetzt auch auf den Körper über, mein ganzes Wesen kam aus dem Gleichgewicht und die Augenlider waren mir schwer, ich wusch meine Stirne mit salzigem Meerwasser.

Das prosaischeste Sterben wäre es nicht, dachte ich mir, und legte mich, noch in der Wollendecke fröstelnd, der Länge nach in den Kahn.

Es war ein traumhafter Zustand, ich richtete mich nach einer Zeit wieder auf, da war es licht, und ich sah deutlich das ewige Wogen und Gleiten der Wellen, und ich hörte von Ferne das Rollen und Branden. Aber ich sah nicht mehr die Berge, nicht mehr den Mond, ich sah nichts als das braune, lebendige Gewässer und Grau — ein lichtes Grau um und über mich.

Also auf hoher See?!

Ein Strohhalm schaukelte auf dem Rücken einer Welle, ich wollte ihn wie einen Rettungsanker erfassen, nicht einmal diesen konnte ich erlangen. Da riss ich das Sitzbrett auf und versuchte zu rudern. Wohin? In demselben Augenblick hörte ich einen lebhaften Gesang. Ich blickte um mich — so weit das Auge reichte kein menschlich Wesen —

Himmel und Waſſer. Und weiter johlte der Geſang und trillerte luſtig. — — Weh, das iſt die Sirene, die zieht mich hinab! — Ich wollte mich hinwerfen auf den Boden meines Fahrzeuges und die Ohren verſtopfen, da — wie das wunderbar war! — tauchte am Horizont ein hoher, rieſiger Mann auf, ſtramm in einem Schiffe ſtehend und mit einem gewaltigen Ruderbaume die Wellen ſchlagend. — — Doch, jetzt war mir's auch plötzlich klar: nicht am fernen Horizont, am nahen, aus dem dichten Morgennebel, der auf dem Waſſer lag, tauchte der Schiffer hervor. Und gleichzeitig ſah ich einen zweiten Ruderer, und dort in anderer Richtung einen dritten, und ich hörte das Geſchrei und das Getöſe des — Hafens von Neapel. Mein Kahn mußte durch die Briſe aus dem weiteren Golf zurückgeſchoben worden ſein zum Hafen; und das, was ich für die Himmelskuppel gehalten, war der brauende, jeden Ausblick verdeckende Nebel, durch welchen jetzt die aufgehende Sonne brach, und was mir wie das Rollen und Branden des bewegenden Meeres klang, das war der Lärm der nahen Stadt. Ich war erſchöpft, durchnäßt, und hatte ſtellenweiſe eine Salzkruſte an den Kleidern, aber ich ſang und trillerte nun um die Wette mit der Sirene.

Ein gefälliger Matroſe leitete mich zum Ankerplatz von Sta. Lucia und half mir den Eigenthümer meiner Gondel aufſuchen, den ich aus Sorgen riſs und mit noch zwei Silbergulden bedachte, damit er auch wuſste, wie unſere öſterreichiſchen Geldſtücke am Tage und in der Sonne blinken.

Die Anti zu Abelsberg.

Eine Zeitgloſſe.

Der Maurermeiſter Benjamin German zu Abelsberg hatte ſeine Bauthätigkeit eingeſtellt und einen Anti-Bund gegründet, als Generalſtab einer großen Partei. Seine Bundesgenoſſen waren der Bader Teut-Hatzel und der Buchdrucker Leeb-Schultz. Ihr Wahlſpruch war: Anti, ihre Thätigkeit war: Anti, ihr Lebenszweck war: Anti. Sie waren eigentlich keine Antipoden, gut, ſo wollten ſie Anti-Antipoden ſein. In Abelsberg gab es Abelsberger, alſo waren die drei Bundesgenoſſen Anti-Abelsberger. In Abelsberg gab es Rentiers, alſo waren ſie Anti-Rentiers. In Abelsberg gab es Arbeiter, alſo waren ſie Anti-Arbeiter. In Abelsberg gab es Kunſtfreunde: alſo waren ſie Anti-Kunſtfreunde. In Abelsberg gab es Charaktere, alſo waren ſie Anti-Charaktere. In Abelsberg gab es Friedensfreunde, alſo waren ſie Anti-Friedensfreunde. In Abelsberg gab es etliche Semiten, alſo waren ſie Anti-Semiten. In Abelsberg gab es aber auch Chriſten, alſo waren unſere drei Bundesgenoſſen Anti-Chriſten. Um Anti-Semiten zu ſein, war ihre Meinung, müſsten ſie ſehr nothgedrungen Anti-Chriſten ſein, maßen der Gründer des Chriſtenthums ein Semite geweſen iſt. Und das war ſchön von ihnen.

Die drei Anti zettelten eine Chriſtenverfolgung an, dergleichen ſeit Diokletian nicht dageweſen. Ihr Richtbeil, ihr Galgen und ihr Scheiterhaufen war die Druckpreſſe des Bun-

desgenossen Leeb-Schultze. In den Flugschriften, die diese Presse ausspie, wurden die Christen geschunden, gezwickt, geviertheilt, gehangen, verbrannt, geköpft, gerädert, gekreuzigt, auf dem Roste gebraten und in Schwefel gekocht. Sie wollten die Christen damit zwingen, ihrem semitischen Bekenntnisse zu entsagen und Bundesgenossen der Anti zu werden. Aber sie erreichten es nicht. Die verstockten Christen waren Anti in ihrer Art und ließen Rad und Galgen und Schwefel ruhig über sich ergehen.

Nun kam es aber einem der drei etwas ungereimt vor, dass die Bundesgenossen so hübsch zusammenhielten, und als echter Anti fiel es ihm ein, heimlich Anti-Bundesgenosse zu werden. Dieser Treulose war der Buchdrucker Leeb-Schultze. Zwar ließ er seine schwarze Guillotine ununterbrochen knarren und die Blätter gegen alles, was nicht Anti war, flatterten wie Raben, Eulen und Geier hinaus in die Welt. Nun betrieb Herr Leeb-Schultze neben seiner Druckpresse aber noch einen kleinen Buchhandel mit Traum- und Lottobücheln, Kalendern, Gebetbüchern, den heiligen Schriften der vier Evangelisten u. s. w. Darin fand nun der Ober-Anti Benjamin German, welcher schon lange mit einem gewissen Misstrauen auf den Bundesgenossen geblickt hatte, ein Arg. Leeb-Schultze hatte eine große Anhängerschaft; in dem bei ihm gedruckten Anti-Blatte ward Schultzes Name fast so oft genannt, als der Benjamin German's. Benjamin German hatte dem Blatte in uneigennützigster Weise, nur im Interesse der Partei, eine Subvention gewährt unter der Bedingung, dass auf jeder Seite des Blattes der Name Benjamin German wenigstens zehnmal vorkomme. Das geschah auch und war ja recht schön! Allein unter diesem Weizen wucherte überall üppig das Unkraut des Namens Leeb-Schultze. Das muss anders werden! Also schwor der Ober-Anti, und bei einer nächsten Bundesversammlung ergriff er sein gewaltiges Wort und sprach also: „Ich muss gegen den Bundesgenossen Leeb-Schultze die Anklage erheben, dass er in seinem Buchhandel semitische Schriften verbreitet, weshalb ich beantrage, ihn aus dem Bunde der Anti auszuschließen."

„Ich verbreite semitische Schriften?" wehrte sich der Angeklagte fragend. „Ich bitte, mir eine solche, die ich verbreite, zu nennen."

„Mehr als eine!" sagte Benjamin German, die jüdisch näselnde Stimme nachahmend. „Er verkauft das Buch Mosis, das Buch der Richter, das Buch der Propheten, die Bücher der Evangelisten!"

„Mit dieser Anklage dringest du nicht durch, Meister", sprach der Bader Teut-Hatzel, „denn die genannten Schriften des alten und neuen Testamentes sind den Christen vorgeschrieben. Bundesgenosse Leeb-Schultze hätte den ganzen Clerus auf seiner Seite und gegen uns, und mit dem dürfen wir es einstweilen nicht verderben. Erst wenn wir die römischen Herren nicht mehr brauchen, lassen wir die altgermanischen Götter auf sie los."

Benjamin German war sehr ärgerlich, dass es ihm auf diesem Wege nicht gelungen, seinen Rivalen zu stürzen. Er sann auf ein anderes Mittel und fand es.

Unter den Manuscripten der Bundesschriften, die der Buchdrucker Leeb-Schultze zu drucken hatte, fand sich eines Tages ein Flugblatt folgenden Textes: „Ich, Benjamin German, Ober-Anti, thue allen werten Gesinnungsgenossen kund und zu wissen, dass sie bei dem Buchdrucker Leeb-Schultze nichts drucken lassen, bei dem Buchhändler Leeb-Schultze nichts kaufen sollen. Denn dieser Mann verbreitet Schriften semitischen Inhaltes und ist der Unterstützung der Partei nicht mehr würdig. Ich, Benjamin German, beabsichtige selbst eine Buch-

drucker-Officin und einen Buchhandel zu eröffnen und werde beſtrebt ſein, den Wünſchen aller geſchätzten Kunden, die mir ihr Vertrauen ſchenken, auf das prompteſte nachzukommen."

Buchdrucker Leeb-Schultze hatte ſolches geleſen. „Und das", ſo rief er empört aus, „und das ſoll ich drucken? Ich ſoll gegen mich ſelbſt ſprechen, meine eigene Firma verleumden? Nie."

Bei der nächſten Verſammlung theilte Benjamin German Folgendes mit: „Der Buchdrucker Leeb-Schultze hat bisher unſere Bundesſchriften gedruckt. Auf einmal weigert er ſich, das zu thun. Er weist eine wichtige Kundmachung des Bundes frech zurück; er ſtellt ſeinen perſönlichen Vortheil höher, als die heiligen Intereſſen des Anti-Bundes. Der Buchdrucker Leeb-Schultze iſt von dieſem Tage an ausgeſchloſſen aus dem Anti-Bunde, und ſein Name ſei gebrandmarkt."

Alſo geſchah es. Der Ober-Anti triumphierte. Von nun an beſtand der Anti-Bund aus zwei Perſonen, wovon die Partei aber nur eine anerkennen wollte, erklärend, daſs Benjamin German zu eigenmächtig vorgehe, zu eitel und zu ſelbſtgefällig ſei, zu herrſchſüchtig, zu rückſichtslos, zu brutal und zu wenig redlich in der Kampfweiſe, weshalb er als Ober-Anti weiter nicht mehr anerkannt werden könne.

Benjamin German zog ſich ſchmollend zurück und verfluchte die undankbare Welt. Das war ſchön von ihm.

Nun beſtand der Anti-Bund, der Generalſtab der Anti-Partei, nur mehr aus einem einzigen Mitgliede, dem Bader Teut-Hatzel. Teut-Hatzel war durch und durch Anti, ein ehrlicher Anti, der echteſte aller Anti. Weil jedoch gegen ſeine Anti-Beſtrebungen alle Welt ziemlich gleichgiltig geworden war, weil ſich ſachte eine andere Strömung fühlbar machte, welche dem Schlechten und Verderblichen, den Feinden eines tüchtigen und geſitteten Volksthumes mit anderen, ſittlicheren und praktiſcheren Waffen zuleibe zog — ſo beſchloſs Teut-Hatzel ein Anti-Teut-Hatzel zu werden. Schon lange hatte ihm heimlich eine ſchöne und reiche Semitin gefallen, um dieſe warb er nun und heiratete ſie.

Das iſt die Geſchichte der gewaltigen Anti zu Abelsberg, welche ihr Princip heldenmüthig durchgeführt hatten, bis zur Selbſtverneinung.

Man kennt ſich bei dieſer Geſchichte nicht recht aus. Und vielleicht ſtimmt ſie gerade darum.

Kleine Laube.

Die Krone des Schlossberges.

Der Ruf des Grazer Schlossberges dringt etwas weiter hinaus als der helle Klang der „Liesel“. Der Grazer hat kaum eine Ahnung von dem Rufe, den seine Alpenstadt in der weiten Welt genießt. Vom Grazer Schlossberge erzählt man an der Spree und am Rhein, am Dniester und am Tiber. Selbst aus den Geländen des Mississippi herüber kam jüngst eine Anfrage, ob er noch stehe, der merkwürdige Berg mitten in der Stadt, und ob den Grazern schon der Knopf aufgegangen wäre?

Wir verstanden die Frage nicht recht, obzwar wir mancherlei Knöpfe haben und man auf unserem Schlossberge von Fremden häufig die Äußerung hören kann: „Merkwürdig, dass die Grazer den schönsten, interessantesten Punkt, den sie haben, ja den ganz Steiermark hat, nicht ausnützen!“ Sie meinen damit das Plateau auf dem Schlossberg, und da stutzen wir doch ein bisschen. Wie sieht dieses Plateau jetzt aus, und wie *könnte* es aussehen! Wie könnte es praktisch ausgenützt werden und landschaftlich verschönert! das, was heute auf der Höhe des Grazer Schlossberges steht, hat weder historische Bedeutung noch landschaftlichen Reiz, noch praktischen Wert. Es ist ein steriler Punkt, und einzig nur die Erhebung über der Stadt und der Ausblick ins weite Land gibt ihm die Berühmtheit, und den Fremden fortwährend Anlass zu sagen: die Grazer wissen nicht, was sie an ihrem Schlossberge haben. Die wertvollste Stelle ihrer schönen Stadt lassen sie unbenützt liegen, als läge sie fernab von aller Cultur, in einer Einöde.

Allerdings kann Graz über das Schlossbergplateau heute nicht verfügen, denn es gehört dem Ärar. Allein wir wissen, dass das Ärar geneigt ist, dasselbe gegen einen geringen Preis an die Stadt abzutreten. Da bisher versäumt worden ist, für das Hochplateau des Schlossberges *etwas* zu thun, so soll jetzt *viel* dafür gethan werden. Es macht sich in Graz, angeregt durch einen bekannten, für diese Stadt hochverdienten Mann, eine Bewegung bemerkbar, welche dahin geht, das Schlossbergplateau mit schönen Gebäuden zu krönen und es zu einem großartigen Vergnügungsorte zu machen. Die uns bereits vorliegenden Pläne der Anlage und Bilder der Gebäude sind wohl so, dass man sagen muss: Wenn solches zustande kommt, wird der Schlossberg als Vergnügungsort einzig in seiner Art sein und schon vermöge seines Bildes zahllose Fremde herbeiziehen aus aller Welt.

Wir haben uns ursprünglich dieser Unternehmung gegenüber etwas ablehnend verhalten, weil uns die Befürchtung nahe lag, als könne durch sie das landschaftliche Bild unseres Schlossberges zerstört werden, sie könne dem Gemeindesäckel Geld entziehen, das anderwärts nützlicher ver-

wendet werden sollte. Wir geben von den Schlossberganlagen nicht einen Baum, vom Aussichtsterrain auf der Höhe nicht eine Handbreit.*) Und der Steuergulden der arbeitenden Classen hat Wichtigeres zu thun, als den Wohlhabenden Vergnügungs-Etablissements zu bauen.

Bei näherem Einblick in die Pläne und in das geradezu genial angelegte finanzielle Programm scheinen unsere Bedenken nicht gerechtfertigt zu sein. Die Drahtseilbahn geht von der Sackstraße an den kahlen Felsen schnurgerade hinauf zum Plateau; an dieser Seite ist nichts zu verderben; die Anlagen an den südlichen, östlichen und nördlichen Hängen des Berges bleiben, wie sie heute sind. Auf dem Plateau werden nach der Ausführung mehr Bäume stehen als heute, und trotz der drei stattlichen Gebäude, die dort sich erheben sollen, wird die freie Fläche eine größere sein als gegenwärtig, da besonders die jetzt unzugänglichen Punkte ausgenützt, vor allem aber die Fläche der dann überwölbten Casematten zugänglich gemacht werden. Jedermann kann die Aussicht wie gegenwärtig genießen, und wer diesen Genuss erhöhen will, dem steht ein dreißig Meter hoher Aussichtsthurm zur Verfügung, von welchem aus er ein ungeahnt anderes, weiteres und interessanteres Bild sehen wird, als es sich auf dem Plateau des Berges bietet.

Die Geldbeschaffung, auf die wir uns nicht näher einlassen, soll — wird versichert — der Bevölkerung von Graz nicht wehe thun, ihr nichts kosten, und damit sind wir zufrieden. Durch freiwillige Beisteuerung ist in Graz schon vieles geleistet worden. Man verspricht sich für die Gemeinde als die Eigenthümerin des Schlossberges einen großen materiellen Gewinn. Der Urheber des Planes, dem eine große Menschenkenntnis nicht abzusprechen ist, sagt, dass man nur durch das Vergnügen zum Gelde gelange, mit anderen Worten: den Leuten Vergnügen machen, das rentiere sich am besten. Wenn die Zeitläufte so sind, dass die Leute sich für Vergnügen was kosten lassen können, dann ist der Grundsatz vollkommen richtig.

Wir sind kein Freund großer Städte, und Luxus ist uns im Angesichte des Massenelendes überaus verhasst. Nachdem Graz sich aber zu einer modernen Stadt entwickelt hat, nachdem es auf großen Fremdenzuzug rechnen muss und denselben mit allen möglichen Mitteln fördern will, und nachdem die unvergleichliche Lage dieser Stadt und die herrliche Umgebung derselben fürwahr dazu berechtigt, ja verpflichtet, unser Graz aufzuzeigen und es auf Grund dieser besonderen Himmelsgaben groß und wohlhabend zu machen, so müssen wir auch trachten, unsere Werte zu fructificieren. Wir müssen z. B. trachten, auch in der Umgebung der Stadt den Anforderungen des Fremdenwesens entsprechende Gasthäuser zu schaffen, vor allem aber auf dem schönsten, besuchtesten Punkte, dem Schlossberge, ein gutes und feines Restaurant ersten Ranges herzustellen.

Was außer diesem für das Schlossbergplateau noch geplant ist, verrathen wir heute noch nicht, bemerken aber nur, dass mancher ob der horrenden Idee die Hände über den Kopf zusammenschlagen wird. Und doch muss, wenn bei der Zeiten Gunst die Städte und der Fremdenverkehr sich weiter entwickeln, der Tag kommen, an welchem die stolzen Bauwerke gleich einer Krone des Berges hinausleuchten ins Land und auf hunderttausenden von Bildnissen der weiten Welt die Kunde vom Grazer Schlossberge bringen. Wir haben diesen einzigen Berg mitten in unserer Stadt, wir haben ihn, und keine andere Stadt auf dem Erdenrunde. Seine strategische Aufgabe hat dieser Schlossberg erfüllt, seine neue Mission ist, das menschliche Leben zu verschönern, den in die Mauern verurtheilten Städtern Erholung zu bieten und fremden Pilgern, die ausblicken nach den Wundern Gottes und den Werken der Menschen, eine angenehme Raststatt zu sein.

Was einst die Großen und Mächtigen geschaffen, das muss heute opferfreudiger Bürgersinn vollbringen. Die

*) Eine Beschreibung des Grazer Schlossberges findet sich im „Heimgarten" VII. Jahrgang, Seite 192.

Reichen werden sich ihr Vergnügen selber zahlen, und das ärmere Volk wird umsonst theilnehmen und sich freuen können an dem Erholungsorte auf dem Berge. In diesem, und einzig nur in diesem Sinne begrüßen wir das Project. Was seit zwanzig Jahren in Graz entstanden ist, hat unseren Pessimismus in Optimismus gewandelt. Graz hat, trotz allerlei Oppositionen und trotz aller einst scheinbar stichhältigen Einwendungen dagegen, die Industriehalle, den Stadtpark, den Franz Josefsbrunnen, die Pferdebahn, die Hilmwarte u. s. w. bekommen und ist dadurch nicht ärmer geworden. Und das nächste Große, was zu geschehen hat — es geschieht auf der Höhe des Schlossberges.

Vor kurzem erschien bei „Leykam" in Graz ein Büchlein: „Wie macht man aus Graz eine Fremdenstadt? Die Ziele und Mittel zur Erreichung dieses Zweckes. Dargestellt von J. K." (Wer hinter diesem J. K. steckt, wird der Grazer leicht errathen.) Das genannte Büchlein muss man lesen, um zu sehen, dass unser projectierter Palast auf dem Schlossberge mehr ist als ein Luftschloss.

Hoffentlich sind wir in der Lage, bald Näheres über das Unternehmen zu berichten.

Graz ist noch lange nicht am Ende seiner Tage, und da es kaum stehen bleiben wird wollen, was soviel als Rückschritt zu bedeuten hätte, so muss es fortschreiten, besonders als Pensionopolis und Fremdenstadt. Die Concurrenz wird immer größer, aber unser Graz besteht sie — wenn wir wollen. — Der Verfasser des genannten Büchleins sieht eine Zeit kommen, da der in seine Familie zurückgekehrte Reisende Folgendes erzählen wird von Graz:

„Wie ihr wisst, habe ich sowohl die landschaftlichen Reize wie die Sehenswürdigkeiten der Städte Europas so ziemlich kennen gelernt, aber ähnliches, was Graz auf seinem Schlossberge schuf, ist mir doch noch nicht vorgekommen.

Ich war zwar schon zu wiederholtenmalen in Graz, aber vor vielen Jahren; damals hatte man allerliebste landschaftliche Bilder schon von der Stadt aus, die jetzt durch Neubauten, die bis an die Berge reichen, allerdings verdrängt sind. Dieser Nachtheil bringt wieder den Vortheil, dass, wenn man heute mit der Drahtseilbahn in nur $1\frac{1}{2}$ Minuten auf den Schlossberg gelangt, man einen geradezu überwältigenden, originellen Eindruck dadurch genießt, dass der 105 Meter hohe Berg in der Mitte der Stadt sich befindet. Eine ähnliche Stadt sah ich noch nie! Die Bauten und Anlagen sind reizend und mahnen mich an Monte Carlo an der Riviera. Soweit ich mich erinnere, war damals das Plateau am Schlossberge klein, beschränkt und unbeschattet, heute kommt es mir fast um die Hälfte größer vor, obgleich drei prachtvolle Neubauten entstanden sind. Ein Promenadeweg umschließt den ganzen Berg, der reizende Bilder zeigt, die ich damals nicht kennen lernte.

Der vornehmste Bau ist jedenfalls das sogenannte Gallerienhaus, welches diesen Namen wohl verdient, weil es aus vier Gallerien besteht, wovon jene die größte ist, die mit der Fläche des Daches des zweistöckigen Gebäudes sich zu einer Terrasse vereint. — Sechshundert Personen finden auf derselben Raum, und es ist wahrhaftig ein seltener Genuss, 16 Meter über dem Plateau dort weilen und sich nicht allein einer unbeschreiblich schönen Rundschau erfreuen, sondern auch über die feinsten Genussartikel verfügen zu können.

Dreimal in der Woche werden dort nachmittags von den künstlerisch wirkenden österreichischen Militär-Capellen Concerte gegeben, und es ist ein wahrhaft großstädtisches Bild, sowohl auf den vielen Terrassen wie auf dem großen Plateau die elegante Welt von Graz nach Tausenden vereint zu sehen!

Der dreißig Meter hohe Thurm wird der Aussicht wegen zahlreich bestiegen, und am höchsten Punkte macht das sogenannte Thurmzimmer den effectvollen Schluss; ich war entzückt, als ich da eintrat! Welcher Unterschied des Bildes, im

Vergleiche mit dem Plateau! Der Südosten der grünen Steiermark lag mit seinen wechselreichen Bildern zu meinen Füßen! Der Nordwesten rollte die Alpen Obersteiermarks auf!

So viel Schönes auf einem Punkte in der Mitte einer Stadt, die auch von dieser Höhe mit neuem Reize übergossen!

Und was dieses Zimmerchen, in welchem vierzig Personen Platz haben, alles in sich birgt!

Es ist ein kleiner Salon! Journale liegen auf; telephonisch mit dem Café und den Restaurants verbunden, kann in wenigen Minuten alles, was man wünscht, credenzt werden: eine allerliebste optische Neuheit unterhält sehr.

Um sich auch im Winter in diesen Tusculum an einer Winterlandschaft ergötzen zu können, ist es zum Heizen eingerichtet und mit Spiegelfenstern versehen.

Höchst originell ist, dass von dem riesigen Restaurations-Gebäude mit seinen großen Sälen und Zimmern, welches eine Bau-Area von 2570 Quadrat-Meter in Anspruch nahm, auch nicht ein Zoll des Mauerwerkes von dem sich am großen Promenadeweg ergehenden Publicum gesehen werden kann, da des tiefer gelegenen Baues wegen das Dach zu einer offenen, vor Sonne geschützten Terrasse, in einem Flächenraume von circa 1500 Quadrat-Meter ausgenützt wird.

Hingegen ist der Effect dieses Gebäudes mit seinem Bogengange, von der nordwestlichen Seite der Stadt aus gesehen, ein äußerst imposanter!

Auch eine Sommer-Festhalle hat man geschaffen, wo durch Musik, Gesang und allerlei Productionen für das Vergnügen des Publicums in abwechslungsreichster Weise gesorgt wird. Sämmtliche Gebäude nebst dem ganzen Berge strahlen abends in elektrischem Lichte, wahrlich ein reizender Vergnügungsort!

Ich wollte mich eigentlich nur einen oder zwei Tage in Graz aufhalten, aber besonders die herrlichen Bauten, Anlagen und Schönheiten des Schlossberges fesselten mich derart, dass ich volle acht Tage blieb und beim Fortgehen den festen Entschluß faßte — nach Graz zu übersiedeln und mich in dieser Stadt bleibend niederzulassen."

Spottet nicht der Zuversichtlichkeit, mit welcher hier über ein großes Werk gesprochen wird, ohne dass eigentlich ein Capital dafür vorhanden. Der Optimismus ist schöpferisch! Der Gemeinsinn, die Liebe zu unserer Stadt wird es vollbringen. Und dann soll er nur kommen, der Herr Amerikaner, wir werden ihm schon zeigen, dass auch den Grazern einmal der Knopf aufgeht! R.

Mein social-politisches Glaubensbekenntnis.

Darf in dieser Zeit, wo jedermann öffentlich ein Programm aufstellt, nicht auch der Poet eines aufstellen? Solchen, welche ohne seine Schriften zu kennen sich über ihn zu Gericht setzen zu dürfen glauben, muss es ja angenehm sein, des Mannes Verhältnis zu den Tagesströmungen, sowie seine Grundsätze und Ideale in wenigen dürren Worten zu vernehmen. Ohne selbst Politiker zu sein, geht dem Poeten die politische und gesellschaftliche Entwickelung seines Volkes nahe und er hat wie jeder andere das Recht, vielleicht die Pflicht, hiezu Stellung zu nehmen.

Jede der gegenwärtig in unserem Vaterlande wirkenden Parteien hat in meinen Augen eine gute und eine schlechte Seite.

An der clerikalen Partei ist gut, dass sie christliches Leben fördern und religiöse Güter wahren will.

Aber schlecht ist an der clerikalen Partei, dass sie politische Vortheile und kirchliche Formsachen dem Geiste des Christenthums vorzieht und dass sie andere Religionsformen mit blindem Zelotismus verfolgt. — Deshalb kann ich nicht mit ihr gehen.

An der liberalen Partei ist gut, dass sie die freiheitliche Entwickelung des Einzelnen und der Völker innerhalb bestehender Gesetze begünstigen will und eine Freundin des Wissens und der schönen Künste ist.

Aber schlecht ist an der liberalen Partei, dass sie in wirtschaftlichen Dingen die Rechte der unteren Volksschichten nicht genug achtet und dem Eigennutze der Besitzenden fröhnt. — Deshalb kann ich mit ihr nicht gehen.

An der nationalen Partei ist gut, dass sie die Liebe zum angestammten Volke heben und sich in seine Dienste stellen will.

Aber schlecht ist an der nationalen Partei, dass sie die Vorzüge und geistigen Güter anderer Nationen verachtet und die Völker von einander trennen möchte, anstatt sie zu versöhnen. — Deshalb kann ich mit ihr nicht gehen.

An der Antisemitenpartei ist gut, dass sie auf geistigem und volkswirtschaftlichem Gebiete das jüdische Übergewicht eindämmen will.

Aber schlecht ist an der Antisemitenpartei, dass sie den Rassenhass predigt und den Juden an Gut und Leben bedrohen möchte, bloß weil er Jude ist. — Deshalb kann ich mit ihr nicht gehen.

An der Socialistenpartei ist gut, dass sie die Armen aus unwürdiger Knechtschaft reißen und die Rechte des Arbeiters zum Siege bringen will.

Aber schlecht ist an der Socialistenpartei, dass sie die größten idealen Güter des Menschen, die Religion, die Wissenschaft, die Kunst verleugnet und die Habgier nach Materiellem anstachelt. — Deshalb kann ich mit ihr nicht gehen.

Meine Ideale sind: Förderung des christlichen Lebens, der sittlich freiheitlichen Entwickelung des Menschen, Treue zum eigenen Volke, Versöhnlichkeit gegen fremde Völker, deutsches Gemüth auf unserem geistigen, deutsche Rechtlichkeit auf unserem wirtschaftlichen Gebiete, Befreiung der Armen aus geistiger und materieller Unmündigkeit, und für die schwerarbeitende Classe ein menschenwürdiges Dasein.

Dass dieses Programm sich praktisch anstreben lässt, glaube ich durch mein Leben und meine Schriften bisher bewiesen zu haben.

P. K. Rosegger.

Liebe ein sociales Programm!

Der Ernst steigert sich. Zwangsmaßregeln und Waffen? Es ist nicht das richtige Mittel.

Nothwendig ist Liebe, lautere Theilnahme für die Niedrigen, für die Arbeiter, für das Volk.

Sobald die Gebildeten den vierten Stand lieben, lernt dieser jene verstehen und würdigen. Es ist nichts gemacht mit Institutionen und Wohlfahrtseinrichtungen — persönliche Theilnahme, Wohlwollen fordert das Herz des Arbeiters. Der vierte Stand soll dem oberen nicht ein Recht nach dem anderen abtrotzen; wir wollen ihm das seine gerne freiwillig sofort geben, statt ihm Wohlthaten aufzudrängen. Mit einem Worte: der ideale Kern der socialdemokratischen Bewegung will anerkannt sein.

„Es fehlt an Liebe!" Dagegen sprechen nicht die Wohlthätigkeitsanstalten, die oft ein Sport, immer demüthigend sind.

Wir betrachten den Arbeiter nicht als politisch gleichberechtigt, sondern als Nebenmenschen, als Maschine. Statt uns in persönliche Beziehung zum Arbeiter zu setzen, sehen wir mit verschränkten Armen dem Spiel der einschüchternden Polizisten zu; man witzelt über die gutmüthige Dummheit des Volkes, des Culturdüngers. Man eifert auf der Kanzel gegen den Giftpfuhl der Selbstsucht und verherrlicht die Bevorzugung der oberen Classen durch den bequemen Hinweis auf die göttliche Ordnung.

Worin liegt der Grund hiefür? In dem ästhetischen Missfallen unserer zarten Nerven an der wegen mangelnder Erziehung in grausiger Nacktheit und Crassheit sich spreizenden Sünde.

„Verkehrt mit dem Volke!" Macht den Anfang im kleinen, bei den Dienstboten in und außer dem Hause. Sucht sie in ihren Wohnungen auf, aber nicht vom Diener, der die Weinflaschen trägt, begleitet. Wie viel kann die Frau der Frau sein, wenn sie sich gegenseitig ihr Leid sagen und tragen helfen. Da-

durch ſchlägt ſich dann die Herzensbrücke zum Vertrauen, zum Verſtändnis. Dann ſchwindet der Wahn, als habe die Bourgeoiſie einen Himmel auf Erden, als ſei die Geiſtesarbeit kein ehrliches Handwerk. Freilich, um die volle Würdigung der Kopfarbeit zu ereichen, müſſen wir für die geiſtige Hebung unſeres Arbeiterſtandes ſorgen, in der uns England viel einzuholen gibt.

Gerechtigkeit gegen die Sünden des Volkes. Denken wir an die Claſſenſünden, an die unerſetzlichkeit des Familienlebens. Ohne dies wird die Genuſsſucht nimmer ſchwinden. Je ſeltener der Genuſs, deſto heißer wird er erſtrebt, deſto blinder geſucht. Unſer Beiſpiel hat das Volk verdorben. Unſere Prunkmähler und Prunkgemächer, die das Volk liefern und leiſten muſs, reizen die Begehrlichkeit. Auch der Mittelſtand ohne Gummiräder hat etwas Großes vor dem Arbeiter voraus: die Behaglichkeit der Familienſtube. Fangen wir mit der Selbſtinzuchtnahme an; dann wird dort das Huhn im Sonntagstopf und die Zufriedenheit ſchon nachkommen.

Achtung vor der Arbeit des Volkes. Sehet den ſittlichen Wert der Arbeit. Für uns iſt ſie nicht nur Mittel zum Genuſs, ſondern ſelbſt Genuſs. Aber welch ein Unterſchied zwiſchen Beruf im echten Sinne, und Fabrikarbeit. Wir wählen uns nach Wunſch und Drang die Arbeit, für die wir Luſt und Kraft ſpüren. Unſere Eigenart verwebt ſich ganz allmählich mit unſerem Werk, dem wir unbewuſst den Stempel unſeres Seins aufdrücken. Jeder neue Sieg bringt größere Kraft und Macht; es wächſt der Menſch mit ſeinen höheren Zielen, es wächſt auch das Glück und die Freude am Weiterſchaffen. Wie anders beim Fabrikarbeiter: nicht die Wahl, ſondern der Lohn entſcheidet, nicht geſtalten, nicht ſchaffen gilt es, ſondern fabrizieren. Die Fabrik fordert vom Menſchen nichts, und darum alles. Eine tödtliche Monotonie durchſchneidet die Lebenskraft; es gibt kein Ziel, kein Plus, kein Glück im Erfolg.

Soll man darum die Fabrikarbeit beklagen? Das nützt nichts, ſie iſt nöthig. Aber es gilt, das ſtumpf und kalt gewordene Herz des zur Maſchine gewordenen Arbeiters auf das Gebiet hinzulenken, wo es wieder Menſch ſein darf und kann. Die Religion ſoll dem Volke erhalten bleiben, nicht weil ſie es nothdürftig im Zaume hält und es weniger gefährlich macht, ſondern weil es darin Muth und Kraft zur Ausdauer, und den Frieden mit ſich und ſeiner Familie wiederfindet. Das Familienleben mit ſeinem goldenen, verklärenden Ampelſchein iſt unmöglich ohne Sonntagsruhe, mit der mehr und mehr Ernſt gemacht werden muſs. Es genügt auch nicht, daſs wir den Arbeiter nur bezahlen, und doch Intereſſe, Sparſamkeit, Aufmerkſamkeit für die uns zugutekommende Arbeit erwarten. Wir müſſen ihn unſere Achtung fühlen laſſen. Denken wir nur einmal wieder an den Dienſtboten, der immer bereit, nie verdrießlich, nie mit eigener Angelegenheit beſchäftigt ſein darf. Wie viel kann da oft ein nachfragendes, theilnehmendes Wort, beſonders aus dem Munde der Frau nützen. Eine Bäuerin nimmt die milde Gabe der Gutsherrin oft gedankenlos und als ſelbſtverſtändlich hin; daſs ſie von ihr auf dem Kirchweg angeſprochen iſt, vergiſst ſie nicht ſo leicht.

Achtung vor dem Ehrgefühl des Volkes. Das Volk fordert ſie; ſonſt wächſt das Miſstrauen. Im Drang nach voller Selbſtändigkeit ſchreit der Unterdrückte ſcheinbar gemein auf. Robertſon ſagt: „Die wildeſte Auflehnung gegen falſche Autorität iſt nur der erſte Schritt zur Unterwerfung unter wahrhafte Autorität.“ Der Arbeiter will auf jeden Fall Staatsbürger und Mitarbeiter, nicht Nebenmenſch und Maſchine ſein, das fordert er mit dem heiligſten Recht der ſelbſtbewuſsten Menſchenbruſt. Die moderne Wohlthätigkeit verletzt den beſſeren Theil des Volkes; denn die Wohlthat wird ihm aufgenöthigt. Die blaue Bluſe iſt das allgemeine Ehrenzeichen, der Talar des Arbeiters. Darum: der ideale

Kern dieſer nach Selbſtändigkeit ſtrebenden Bewegung zwingt uns, das Emancipationsbeſtreben des vierten Standes zu fördern. Wie hat ſich der Vater dem mündig werdenden Sohn gegenüber zu benehmen? Nicht zu gebieten, ſondern zu bitten, nicht zu verbieten, ſondern zu warnen. Es iſt heutzutage Mode, zu misbilligen, wo man nichts kennt. Man redet von Pietät, wo man die geiſtige Trägheit rechtfertigen will. An Stelle des Peſſimismus der Trägheit wollen wir Liebe üben und ausüben. Wer's ernſt meint, der nimmt ſeine Zeit zuſammen, um ſie dafür übrig zu haben. „Vertraut dem Volke, das liebt ſeine Idealiſten."

Solche Weiſungen finden wir in einer Schrift „Evangeliſch-ſociale Zeitfragen", herausgegeben von O. Baumgarten in Jena. Sie ſeien der Beachtung derer empfohlen, die im Vortheile des Ranges und des Reichthums ſtehen. Wohl immer deutlicher wird es ſich zeigen, dass Liebe ein gutes ſociales Programm iſt. Möge dieſes Programm nur auch eine Partei finden!

„Bitte an den Clerus."

Die Anregung läßt bereits wohlthätige Folgen erkennen. Eine Zeitungsfehde wäre übrigens hier wohl ganz und gar unangezeigt. Das hieße die große Sache entwürdigen.

Von den uns fortwährend zugehenden Beiſtimmungsbriefen ſei der nachſtehende abgedruckt. Er bietet, wie man ſehen wird, beſondere Vortheile.

Hochgeehrter Herr!

Sie werden überraſcht ſein, von mir, einem Ihnen wohl ganz unbekannten Manne, einen Brief zu erhalten. Der Zweck desſelben iſt, Ihnen zu ſagen, dass ich mich herzlich freute, Ihre „Bitte an den Clerus" im „Heimgarten" für Januar und Ihre neuere Zuſchrift im Märzhefte zu leſen. Ich bewundere Ihren Muth und ſpreche Ihnen meine aufrichtige Hochachtung aus. Gott gebe nur, dass Ihre wohlmeinenden Worte bei vielen Anklang und Beachtung finden!

Das Evangelium Jeſu Chriſti iſt in der That das beſte Lehrbuch für die chriſtliche Religion und Sitte. Alle anderen Religionsbücher ſollten dagegen zurückſtehen. Die Lehre Chriſti und der Apoſtel ſind das Herrlichſte und Erhabenſte, was je in Bezug auf Religion und Sitte gelehrt wurde. Hätten die Chriſten aller Zeiten und Confeſſionen das „Neue Teſtament" mehr geleſen, beherzigt und befolgt, ſo wäre viel Unheil verhütet worden. Es gäbe dann keine Spaltungen und Secten in der Chriſtenheit, denn der Wille Jeſu iſt, dass alle ſeine Nachfolger einander lieben, dass ſie „alle eins ſeien", wie man deutlich aus ſeinen letzten Reden an ſeine Jünger ſieht (z. B. Ev. Johannis, Cap. 15, Vers 12, 17, ſowie in Cap. 17, Vers 21 bis 23). Dann hätte es niemals in der Chriſtenheit Hexenproceſſe, Ketzerverbrennungen und dergleichen Dinge gegeben, über welche wir Chriſten uns vor den Heiden ſchämen müſſen. Sie haben vollkommen recht, wenn Sie ſagen, der Staat ſollte dafür ſorgen, dass das Evangelium vom Volke mehr geleſen werde; er würde dadurch für ſeine Selbſterhaltung und Befeſtigung ſorgen; denn das Evangelium ſchließt den Claſſenhaſs, Religionshaſs, Nationalitätenhaſs — überhaupt jede Art von Haſs — aus. Jeſus lehrte: „Du ſollſt deinen Nächſten lieben wie dich ſelbſt" (Matth. 22, V. 39), und der Apoſtel Paulus ſchrieb an die Chriſten in Coloſſä (Cap. 3, V. 11), es gezieme ſich nicht für Chriſten, Gewicht zu legen auf die Abſtammung, den Stand und dergleichen, ſondern gegenſeitig „herzliches Erbarmen, Güte, Demuth, Sanftmuth und Geduld" zu beweiſen. Thäten alle Chriſten nach dieſen ſchönen

Vorschriften, dann hätten wir jetzt keine oder doch weniger Kriege, keinen Antisemitismus, keinen Socialismus, Nihilismus und keinen Hass unter den verschiedenen Nationen und Stämmen der österreichisch-ungarischen Monarchie. Wie viel leichter wäre dann die Aufgabe der Fürsten und Staatsmänner, wie viel glücklicher wären wir alle!

Von ganzem Herzen wünsche ich deshalb mit Ihnen, hochverehrter Herr, dass den Kindern unseres Volkes — ja jedem Christen, der's noch nicht hat — das Evangelium Jesu Christi gegeben werden möge. Sollten Sie Arme kennen oder kennen lernen, die es nicht kaufen können, so bitte ich, denselben zu sagen, dass sie das „Neue Testament" oder auch die ganze Bibel durch mich umsonst bekommen können, und zwar die katholische. Auch werde ich mit Vergnügen Ihnen so viele Exemplare des „Neuen Testamentes" in katholischer oder evangelischer Übersetzung zusenden, als Sie an Arme verschenken wollen.

Mit dem Wunsche, dass Gott Ihre lobenswerte Arbeit, sowie auch diese meine Zeilen an Sie mit seinem reichsten Segen begleiten wolle, bin ich in vollkommener Hochachtung und herzlicher Theilnahme Ihr sehr ergebener

Ph. Wilhelm Reinmuth.

Graz, Zinzendorfgasse Nr. 24. Den 23. Februar 1891.

Zähme die Phantasie!

Aus dem Buche der Lebensweisheit eines deutschen Denkers.

In allem, was unser Wohl und Wehe betrifft, sollen wir die Phantasie im Zügel halten: also zuvörderst keine Luftschlösser bauen, weil diese zu kostspielig sind, indem wir gleich darauf sie unter Seufzern wieder einzureißen haben. Aber noch mehr sollen wir uns hüten, durch das Ausmalen bloß möglicher Unglücksfälle unser Herz zu ängstigen. Wenn nämlich diese ganz aus der Luft gegriffen oder doch sehr weit hergeholt wären so würden wir beim Erwachen aus einem solchen Traume gleich wissen, dass alles nur Gaukelei gewesen, daher uns der besseren Wirklichkeit umsomehr freuen und allenfalls eine Warnung gegen ganz entfernte, wiewohl mögliche Unglücksfälle daraus entnehmen. Allein mit dergleichen spielt unsere Phantasie nicht leicht; ganz müßigerweise baut sie höchstens heitere Luftschlösser. Der Stoff zu ihren finstern Träumen sind Unglücksfälle, die uns, wenn auch aus der Ferne, doch einigermaßen wirklich bedrohen; die Phantasie vergrößert sie, bringt ihre Möglichkeit viel näher, als sie in Wahrheit ist, und malt das Fürchterlichste aus. Einen solchen Traum können wir beim Erwachen nicht sogleich abschütteln, wie den heiteren; denn diesen widerlegt alsbald die Wirklichkeit und läßt höchstens eine schwache Hoffnung im Schoße der Möglichkeit übrig. Aber haben wir uns den schwarzen Phantasien überlassen, so haben sie uns Bilder nahe gebracht, die nicht so leicht wieder weichen; denn die Möglichkeit der Sache im allgemeinen steht fest, und den Maßstab des Grades derselben vermögen wir nicht jederzeit anzulegen; sie wird nun leicht zur Wahrscheinlichkeit und wir haben uns der Angst in die Hände geliefert. Daher also sollen wir die Dinge, welche unser Wohl und Wehe betreffen, bloß mit dem Auge der Vernunft und der Urtheilskraft betrachten. Die Phantasie soll dabei aus dem Spiele bleiben, denn urtheilen kann sie nicht, sondern bringt bloße Bilder vor die Augen, welche das Gemüth unnützer- und oft sehr peinlicherweise bewegen. Am strengsten sollte diese Regel abends beobachtet werden. Denn wie die Dunkelheit uns furchtsam macht und uns überall Schreckensgestalten erblicken läßt, so wirkt, ihr analog, die Undeutlichkeit der Gedanken; weil jede Unge-

wissheit Unsicherheit gebiert: deshalb nehmen des Abends, wenn die Abspannung Verstand und Urtheilskraft mit einer subjectiven Dunkelheit überzogen hat, die Gegenstände unserer Meditation, wenn sie unsere persönlichen Verhältnisse betreffen, leicht ein gefährliches Ansehen an und werden zu Schreckbildern. Am meisten ist dies der Fall nachts im Bette, allwo der Geist völlig abgespannt und daher die Urtheilskraft ihrem Geschäfte gar nicht mehr gewachsen, die Phantasie aber noch rege ist. Unsere Gedanken vor dem Einschlafen oder gar beim nächtlichen Erwachen sind meistens fast ebenso arge Verzerrungen und Verkehrungen der Dinge, wie die Träume es sind, und dazu, wenn sie persönliche Angelegenheiten betreffen, gewöhnlich pechschwarz, ja entsetzlich. Am Morgen sind dann alle solche Schreckbilder so gut wie die Träume verschwunden; dies bedeutet das spanische Sprichwort: „Die Nacht ist gefärbt, weiß ist der Tag." Aber auch schon abends, sobald das Licht brennt, sieht der Verstand wie das Auge nicht so klar, wie bei Tage; daher diese Zeit nicht zur Meditation ernster, zumal unangenehmer Angelegenheiten geeignet ist. Hierzu ist der Morgen die rechte Zeit, wie er es denn überhaupt zu allen Leistungen ohne Ausnahme, sowohl den geistigen, wie den körperlichen, ist. Denn der Morgen ist die Jugend des Tages; alles ist heiter, frisch und leicht; wir fühlen uns kräftig und haben alle unsere Fähigkeit zu völliger Disposition. Man soll ihn nicht durch spätes Aufstehen verkürzen, noch auch an unwürdige Beschäftigungen oder Gespräche verschwenden, sondern ihn als die Quintessenz des Lebens betrachten und gewissermaßen heilig halten. Hingegen ist der Abend das Alter des Tages; wir sind abends matt, geschwätzig und leichtsinnig.

Zur anempfohlenen Zügelung der Phantasie gehört auch noch, dass wir ihr nicht gestatten, ehemals erlittenes Unrecht, Schaden, Verlust, Beleidigungen, Zurücksetzungen, Kränkungen und dergl. uns wieder zu vergegenwärtigen und auszumalen; weil wir dadurch den längst schlummernden Unwillen, Zorn und alle gehässigen Leidenschaften wieder aufregen, wodurch unser Gemüth wieder verunreinigt wird. Denn, nach einem schönen, vom Neuplatoniker Proklos beigebrachten Gleichnis, ist, wie in jeder Stadt neben dem Edlen und Ausgezeichneten auch der Pöbel jeder Art wohnt, so in jedem, auch dem edelsten und erhabensten Menschen das Niedrige und Gemeine der menschlichen, ja thierischen Natur, der Anlage nach vorhanden. Dieser Pöbel darf nicht zum Tumult aufgeregt werden, noch darf er aus den Fenstern schauen, — da er sich häßlich ausnimmt; die bezeichneten Phantasiestücke sind aber die Demagogen desselben.

Schopenhauer.

Wie dumm das junge Kind ist.

Ein berühmter Naturforscher hat nun auch die geistige Entwickelung des Kindes festgestellt und im Vergleiche mit den Thieren folgende Entwickelungsstufen angegeben.

Das neugeborene Kind steht geistig auf so niedriger Stufe, wie ein Pflanzenthier. Das Kind im Alter von einer Woche ist so dumm wie ein Seestern. Mit drei Wochen kann es an Intelligenz schon mit einem Ringelwurm wetteifern. Mit sieben Wochen tritt das Menschenkind an geistiger Fähigkeit bereits in die Reihe der Weichthiere ein. Mit zehn Wochen hat es die geistige Höhe der Spinnen erreicht, mit zwölf Wochen gar schon die der Fische. Mit vierzehn Wochen steht es auf dem Niveau der höheren Krebsthiere, und mit vier Monaten ist die Seele des Menschenkindes gleich der eines Reptils. Mit fünf Monaten ist das Kind so gescheit wie eine Ameise, mit acht Monaten wie ein Gimpel, und mit zehn Monaten an geistiger Größe eben-

bürtig einem Fuchs. Mit zwölf Monaten hat es die Seele des Affen, mit fünfzehn Monaten bereits die Seele des Menschenaffen . . . .

Weiter kommt der berühmte Gelehrte in seinen Offenbarungen nicht. Wir wagen ein paar Stufen höher zu bauen und vermuthen nach dem Vorhergegangenen, dass das Kind mit 1½ Jahren doch schon reichlich so vernünftig wie ein Mensch, und mit 2 Jahren endlich so klug wie ein berühmter Naturforscher sein wird. M.

Veilchen und Nesseln.

Zu einem Sträußlein gebunden von R.

In jedem Haus
Vor allem wert
Drei Dinge sind:
Eine starke Faust,
Ein warmer Herd,
Ein kleines Kind.

O nein, mein Freund, das will ich nicht,
Auf Menschenherzen ziel' ich nicht,
Mit Lust und Leiden spiel' ich nicht.
Viel lieber mit dem eitlen Tropf;
Den aufgeblas'nen Menschenkopf,
Den nehm' ich manchmal gern beim Schopf.

Gouvernanten, Erzieher,
Diese beiden
Sind verflogen.
Das Leben, die Liebe,
Das Leiden
Hat uns erzogen.

Dem Wählen folgt Müssen,
Dem Fehlen folgt Büßen.

O Mensch, dein Zagen,
Das kann zu nichts führen,
Deine Pflicht ist wagen,
Dein Los ist irren.

Suche überall deinen Vortheil, nur dort nicht, wo er der Nachtheil eines anderen wäre.

Je mehr Bedürfnisse du dir heute befriedigst, desto mehr musst du dein Vermögen für morgen sparen, denn die angewöhnten Bedürfnisse kosten morgen noch mehr Geld, als heute.

Die einfachsten Dinge fallen dem Talente nicht ein, bloß dem Genie.

Es ist rührend, wie mancher Mensch lügend und verleumdend seinen Feinden zuliebe ein Spitzbub wird!

Was man sich über Gottfried Keller erzählt.

Viele Geschichten, die von der derben Originalität Gottfried Kellers zeugen, sind in die Öffentlichkeit gedrungen, ihnen fügt Dr. Schubert in der „Deutschen Romanzeitung" die folgenden hinzu.

Es war beim Festbankett gelegentlich des 25jährigen Jubiläums der Universität Zürich. Ein eigens zugereister, junger deutscher Literat, etwas geschniegelt in Wort und Bewegung, genießt den Vorzug, Gottfried Keller vorgestellt zu werden. Mitten in seiner Rede, wie er die hohe Ehre zu schätzen wisse, einem so berühmten Manne die Hand drücken zu dürfen, fährt ihn Gottfried Keller, einen Schritt zurücktretend, an: „Also, Sie sind au so ä verfluchter Schmeichelhund?"

Keller war bekanntlich nicht verheiratet; seines Hauses in Zeltweg guter Engel war seine Schwester. So lange diese lebte, waren seine freundschaftlichen Trinkgelage noch weniger häufig, als nach ihrem Tode. Aber immerhin, sie bestanden bereits und ließen auch an Gründlichkeit nichts zu wünschen übrig. Denn einmal — wie vielleicht so manchesmal — machten sich zwei seiner um einen Grad weniger angetrunkenen Freunde an das schwierige Geschäft, ihn, den völlig Wankenden, nachhause zu führen. Sie nahmen ihn in die Mitte und giengen Arm in Arm mit ihm, indem sich alle drei fest aneinander schmiegten. So kamen sie, unsicheren Trittes, bis vor sein Haus, läuteten und riefen der verschlafen aus

dem Fenster herunterblickenden Schwester zu: „Jungfer Keller, hier bringet mer Ihne au de Gotfried!“ — „Ja, wo hänt' er e (habt ihr ihn)?“ fragte sie erstaunt. Die beiden Freunde sahen sich betreten an: sie hielten wohl einander fest im Arm, aber der Gottfried war ihnen unterwegs herausgerutscht. Sie giengen auf die Suche nach ihm und fanden ihn, nicht weit davon, still an der Seite der Straße liegen.

Jedoch nicht immer ließ sich Keller aus der Kneipe geleiten. Es traf ihn einst in früher Morgenstunde ein gleichfalls auf der Heimkehr begriffener, feiner Herr, der den Dichter nicht kannte. Als er den alten Herrn irren und wanken sah, erfasste ihn Mitleid; er gieng freundlich auf ihn zu und bot ihm seine Begleitung an, die der rathlose Keller annahm. Als aber der Fremde ihn nach seiner Wohnung fragte, fuhr er auf: „Du chaibe (verdammtes) Chalb, wenn i das wüscht', gieng' i allei!“

An seinem letzten Krankenbette saß stets einer seiner Freunde, vorzüglich auch der seit einigen Jahren in Zürich sesshafte Maler Böcklin. Als der kranke Dichter einst eingeschlummert war, stand Böcklin leise auf, setzte sich hinter das Kopfende des Bettes ans Fenster und las. Keller erwacht, sieht ihn nicht, glaubt, dass er gegangen sei und sagt laut vor sich hin: „Gottlob, dass dä Hagel (nichtsnutziger Kerl) ämal furt ischt!“ Weit entfernt, diesen aufrichtigen Gefühlsausdruck übel aufzunehmen (Keller wurde überhaupt nichts und nie etwas übelgenommen), hat Böckling ihn harmlos weitererzählt.

Oft wohl mochte Keller geplagt sein um sein „Autograph“, und vielleicht in angeärgerter Stimmung schrieb er, sich selbst und unsere hohe Cultur verhöhnend, 1888 in ein „Künstler- und Selbstschriftenalbum“:

„Die Sonne lebt,
Die Liebe webt,
Der Streber strebt,
Das Pech, das klebt,
Die Erde bebt — —
Das Pech, das klebt,
Der Streber strebt,
Die Liebe webt,
Die Sonne lebt!“

Moderne Berichtigung

nach § 19.

Es ist unwahr, dass bei Herrn von Kramen,
Als wir neulich dort zusammenkamen,
Ich beim Freundschaftshumpen, bei dem vollen,
Einen Silberlöffel hätt' gestohlen.

Wahr hingegen ist bei meiner Ehre,
Dass der Freundschaftshumpen halb war leere,
Und bei Kramen nicht, jedoch bei Kromen
Ich den Löffel heimlich hab' genommen.

x.

Lustige Zeitung.

Der Postgehilfe Arthur Knutzel war das, was Fritz Reuters Unkel Bräsig treffend mit „entfahmter Windhund“ bezeichnet. Beim schönen Geschlecht, dem er mit ganzer Seele ergeben war, hatte er bisher wenig Glück gehabt. Was halfen ihm Monocle, Glacés, weiße Weste, Cylinder — man übersah ihn unbegreiflicherweise trotz alledem. Aber da kam ihm ein glücklicher Gedanke. Wozu hatte er auf dem väterlichen „Gute“ (sein Vater war Hofpächter und besaß zwei „sehr fromme“ Pferde) dem Reitsport gehuldigt? Wenn er sich einmal hoch zu Ross zeigen würde, so mussten ihm ja alle Herzen zufliegen!“ So erschien er denn an einem dienstfreien Nachmittage geschniegelt und gebügelt, gestiefelt und bespornt beim Posthalter und bat diesen, ihm „ein ansehnliches, recht frommes Pferd“ auf einige Stunden zu überlassen. Der Posthalter kannte seinen Mann. „Gewiss, gern, Herr Secretär! Hier habe ich ein schönes, ruhiges Pferd. Für ge-

wöhnlich geht es im Paketbestellwagen, ist also ganz ohne Tücke. Aber mit den Sporen müssen Sie sich schon in acht nehmen, solche Dinger ist das Thier nicht gewohnt." Unser Held stieg auf, und fort gieng es. Doch die Gangart des edlen Postgauls wollte ihm gar nicht recht gefallen; ganz genau so wie vorm Paketwagen trabte er. Dürfte er doch nur die Sporen gebrauchen? Aber was war denn das? Jetzt hielt die Rosinante vor einer Schnapskneipe und war weder durch Schmeicheleien, noch durch Drohungen von der Stelle zu bringen. Es wurde Knutzel klar, dass das vorsorgliche Thier ihn vor den Ort geführt hatte, wo der Paketbesteller sich regelmäßig zu „stärken" pflegte, und dass es nicht eher würde von der Stelle zu bringen sein, bis es das gewohnte Zuschlagen der Wagenthür hören werde. Was war da zu machen? Schon erschien eine sehr fragwürdige Gestalt in der Thür, sich nach den Bedürfnissen des „Herrn Baron" erkundigend, schon wollte Knutzel um Hilfe bitten, das Pferd wieder in Gang zu bringen, da — nahten zwei Damen, Töchter des Kaufmanns Goldstein; der einen derselben hatte er schon lange zu imponieren versucht. Bemerkten ihn die Damen vor dieser Kneipe, so mussten sie annehmen, er habe sich hier erfrischt, hier, wo nur Plebs verkehrte! Mit dem Muthe der Verzweiflung, uneingedenk der Warnung des Posthalters, uneingedenk der Thatsache, dass er noch nie in seinem Leben mit Sporen geritten hatte, stieß er dem Thier mit aller Macht die Sporen in die Weichen. Hoch bäumte es sich auf, warf Fritz Triddelsitz — wollte sagen Arthur Knutzel — aufs Plaster und trabte heimwärts. Da lag nun der „Herr Baron", Gott sei dank unverletzt, auf dem Straßenpflaster und hörte das schadenfrohe Kichern der Goldstein'schen Damen. Entrüstet sprang er auf und eilte mit heftig schmerzenden Gliedmaßen dem Flüchtling nach. Dieser war angehalten, und nachdem Knutzel Gesicht und Kleidung nothdürftig gereinigt hatte, vertraute er sich ihm noch einmal an, um ihn dem Stalle wieder zuzuführen. Knutzel litt viel auf diesem Ritt heimwärts: Jeder, der ihn sah, lachte ihm unwillkürlich ins Gesicht. Aber das Schwerste stand ihm noch bevor. Ein dienstreuer Postgaul kennt seine Pflicht, er weiß, dass es niemals nach beendeter Tour sofort in den Stall geht; erst zum Postamte — abliefern. Dem Reiter stockte der Athem, als er die Absicht des Thieres merkte, aber er wagte nicht, sich zu widersetzen — aus bekannten Gründen. So gieng's denn im Paketstellwagentrab auf den Posthof; bald war das gesammte Personal um Ross und Reiter versammelt; was da an Spott dem Schaden Knutzels hinzugefügt wurde, erlasse man uns zu schildern. — Aber die wohlthätigen Folgen blieben nicht aus: Knutzel war zur Vernunft gekommen.

Des alten Wyneken, ihres langjährigen Vorsitzenden, gedenkt die weit ausgebreitete lutherische Missouri-Synode in Nordamerika noch heute mit besonderer Liebe und Freude. Er war seinerzeit, von seinem Gewissen gedrängt, hinübergegangen, um den in Nordamerika kirchlich verkommenden Lutheranern zu predigen, und wurde einer der bedeutendsten und auch originellsten Geistlichen des Landes. Einmal war er auf seinen Reisen in einem Gasthause eingekehrt, saß ruhig am Tisch und verzehrte sein einfaches Mahl, da trat ein junger Laffe herein, erblickte den Prediger und fragte ihn in unverschämtem Tone: „Na, Sie sind gewiss ein Pfaffe?" — „Ja", erwiderte W., „und dem Umstande allein haben Sie es zu danken, daß ich Sie nicht zur Thüre hinauswerfe." — Wyneken gab sehr wenig auf sein Äußeres. Geradezu berühmt war seine gelbe Hose, welche er wegen ihrer „Unvergänglichkeit" besonders liebte. Zu dieser war er auf folgende Weise gekommen: In dem Städtchen Dekatur kehrte er, um verschiedenes einzukaufen, in dem Laden eines Mannes ein, der ein großer Säufer war. Der ist gerade dabei, einem anderen ein Stück starkes gelbes Zeug, sogen.

engliſches Leder zuzumeſſen. W., deſſen Hoſen zu jener Zeit gar jämmerlich ausſahen, ſchaute zu, und vielleicht verriethen ſeine Augen den Gedanken: eine Hoſe von ſolchem Stoff würde auch mir gut thun. „Willſt du auch ein Stück haben?“ fragte auf einmal der Kaufmann. W. ſagte: „Nein, ich habe kein Geld.“ — „Und wenn ich dir eine Hoſe ſchenkte?“ — „Ich will von Ihnen nichts geſchenkt haben.“ — „So? warum denn nicht?“ — „Weil mir dann der Mund geſtopft wäre und ich Ihr Sauſen nicht mehr ſtrafen könnte!“ — „So? Haha! iſt's das? Nun, hier iſt das Zeug, und nun ſtraf' zu, was du Luſt haſt.“ — Wyneken nahm die Gabe als ein Geſchenk Gottes an. Er brachte das Zeug heim und ließ ſich eine Hoſe daraus machen. Als aber ſeine Vorſteher das neue Kleidungsſtück ſahen, fragten ſie erſtaunt: „In aller Welt — wo hat denn uſe Paſtor de gälen Bören her?“ Sie hatten's bald heraus, wollten aber nicht, daſs jener liederliche Säufer ſich rühmen ſolle, ihren Paſtor beſchenkt zu haben. Sie luden gemeinſchaftlich einen Wagen voll Welſchkorn. Einer fuhr vor jenes Haus und lud es da ab. Nun war das Verwundern bei dem. „Was machſt du?“ fragte er erſtaunt, „ich habe dein Korn nicht gekauft.“ Jener aber ſagte: „Da haſt du dein Geld für unſeren Paſtor ſeine Böre. Du — Kerl ſollſt nicht ſagen, daſs du unſeren Paſtor erhalten müſsteſt.“ — Zu einer anderen Zeit hatte Wyneken einen Menſchen, der ſich pöbelhaft betragen, einfach einen „Schweinigel“ genannt. Das wurmte den Mann, und er drohte öffentlich, er wolle den Paſtor dafür durchprügeln. Einige Tage ſpäter begegnen ſich beide auf der Straße. „Sieh'“, ſagte W., „das iſt gut, daſs ich Sie treffe, Sie wollen mich durchprügeln! Dazu wäre nun Gelegenheit!“ — „Ja, das will ich“, entgegnete jener halb verlegen, halb zornig, „Sie haben mich einen Schweinigel genannt!“ — „Ganz recht, und das ſind Sie ja auch!“ — „Was? Kein Menſch kann das von mir ſagen!“ — Das wollen wir einmal ſehen“, ſagte W. Indeſſen haben ſich etliche zwanzig Zuhörer um beide geſammelt, um zu ſehen, wo das hinaus will. W. wendet ſich an die Umſtehenden und ſpricht: „Leute, ihr alle kennt dieſen Mann ſchon lange Zeit. Was meint ihr? Wer der Meinung iſt, daſs er ein Schweinigel ſei, der ſage Ja!“ — „Ja, ja“, ruft die ganze Verſammlung. Und der Mann? Er geht ſtill ſeiner Wege. W. aber eilte hinter ihm drein, redete freundlich und ermunternd mit ihm und hatte bald die Freude, ihn als einen anſtändigen Menſchen rühmen zu können.

Ein Arzt, ein leidenſchaftlicher Nimrod, erlegt auf der Jagd einen prachtvollen Steinadler. Hocherfreut trägt er die Beute ſorgfältig heim, da er beabſichtigt, den Vogel als Hauptſchmuck ſeines Zimmers ausſtopfen zu laſſen. Zuhauſe angekommen, hängt er das Thier in die Kammer, in welche er ſtets ſeine Jagdbeute, Rebhühner, Schnepfen u. ſ. w. bringt, und geht dann ins Wirtshaus, wo er von ſeinen Jagdfreunden beglückwünſcht und beneidet wird. Als er abends heimkehrt, tritt ihm ſeine Köchin, eine dralle Bauerndirn, entgegen mit den Worten: „Aber, Herr Doctor, was dees nor for e Vochel is! So ſchwer han ich noch keen — geroppt!“

Gebeſſert. Lieutenant: „Einjähriger Kohn!“ — Unterofficier: „Kuhn, Herr Lieutenant.“ — Lieutenant: „Kuhn? Ich dachte Kohn .... Nun ja, der Mann hat ſich überhaupt in der letzten Zeit ſehr gebeſſert.“

Bücher.

Die Bethanier. Eine bibliſche Geſchichte. Das vorliegende kleine Epos führt uns in den Kreis der Geſchwiſter Eleazar, Martha und Maria Magdalena. Sie harren des Meſſias, jedes auf ſeine Weiſe; Eleazar ſtarr ſtrenggläubig, Martha ruhig und frohen Muthes, Maria ſehnſüchtig ausſchauend nach dem Gotte der Milde, der die Nächſtenliebe gebietet. In dieſes ſchöne,

rührende Idyll tritt die hehre Lichtgestalt des Heilandes, um es zu verklären. Wie dies bei religiösen Epen gewöhnlich der Fall ist, tritt das lyrische Element auch hier durch; das ist die Klippe, welche selbst Klopstock und nicht einmal Milton umschiffen konnte; indessen ist der Bau dieses kleinen Epos ziemlich fest gefügt und der Grundgedanke tönt überall scharf genug durch. Manche Partien, z. B. die Versuchung in der Wüste — obwohl nicht jeder mit der Auffassung eben dieser Stelle einverstanden sein dürfte, — sind recht kräftig durchgeführt und zuweilen sogar von dramatischer Lebhaftigkeit. Der Vers ist gut gehandhabt und fließt rhythmisch dahin, zahlreiche Stellen sind von musikalischem Wohllaut. Reine Stimmung und zarte Poesie athmen besonders die, einen jeden Gesang einleitenden Verse. Der Verfasser (oder Verfasserin?) hat sich nicht genannt; wir können in ihm jedenfalls ein sinniges, nach Edlem und Schönem strebendes Talent begrüßen. E. S.

Im Abendgold. Neue Dichtungen von Otto Sutermeister. (Frauenfeld. J. Huber. 1891.)

In der Literatur Otto Sutermeister zu begegnen, freut uns immer. Sei es nun, dass er als germanistischer Schriftsteller, als Kinderlehrer, als Ethnograph, als Erzähler oder als Dichter vor uns tritt, es ist immer der reine, tief durchklärte und menschenwarme Geist. Seine neuen Gedichte „Im Abendgold" gehören zu dem Besten, was er uns geschenkt hat. Neben echten Herzensklängen positive, fruchtbringende Weltweisheit. Immer spärlicher werden die welt- und himmelgläubigen Dichter; hier steht noch ein solcher, und wenn man die bedeutendsten Schweizer Poeten nennen will, so muss man auch den Namen Otto Sutermeister sagen. In unseren Landen ist er noch nicht genügend bekannt, darum rechnet es der „Heimgarten" sich zur Ehre, ihn vorzuführen. In einem nächsten Hefte findet der Leser eine Reihe Gedichte von Sutermeister, die in ihrer schlichten Unmittelbarkeit mehr sagen, als lange Besprechungen beweisen können. R.

Der König von Sion. Epische Dichtung in zehn Gesängen von Robert Hamerling. Illustriert von Adalbert von Rößler und Hermann Dietrichs. (Hamburg Verlagsanstalt und Druckerei Actiengesellschaft.)

Dieses in dreißig Lieferungen erschienene Prachtwerk ist nun vollendet. Die in markiger Manier künstlerisch durchgeführten Illustrationen sind dem Text eine würdige Zierde; einzelne der sehr zahlreichen Bilder sind wahre Prachtstücke. Die historische Treue, die Stimmung und wiederum die Phantasie, welche in diesen Illustrationen so musterhaft zur Geltung kommen, heben das Werk wesentlich über die sogenannten „Prachtwerke". Der Freund von guten Holzschnitten wird sich diese Ausgabe der großartigen Dichtung nicht entgehen lassen dürfen. M.

Der Pfarrer von Aßbach. Eine poetische Erzählung von Alois von Warnus. (Linz a. D. Hofbuchhandlung E. Mareis.)

Eine schlichte Dichtung, ein deutsames Zeitbild aus Oberösterreichs bewegten Tagen, erbaulich zu lesen — aber manchem ein Trutzlied. M.

Mirtala. Roman aus dem ersten Jahrhundert nach Christus von Elise Orzeßko. Autorisierte Übersetzung von Malwina Blumberg. (Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.)

Uns nach Rom ins erste Jahrhundert nach Christi Geburt führend, zeichnet die Verfasserin ein Bild der unter den Cäsaren mehr und mehr entarteten römischen Sitten, und lässt innerhalb dieser mehr blendenden als sympathischen Kreise das lautere, zum Herzen sprechende Wesen der schönen Heldin und die achtenswerten Seiten ihrer äußerlich bescheidenen, innerlich aber gediegenen Familien- und Stammesgenossen zu um so eindringlicherer Geltung kommen. V.

Die Malteser. Dramatisches Gedicht in fünf Acten, in freiem Versmaße von Friedrich von Kalchberg. (Als Manuscript gedruckt. Bruck. 1891.)

Die Zeit für diese Art von Dramen scheint vorüber zu sein, umsomehr muthet uns eine Dichtung an, die wieder die Bahnen der Classiker wandelt. Doch kann der Wert eines dramatischen Werkes nicht sowohl durch das Lesen, als vielmehr auf der Bühne beurtheilt werden. Vielleicht will's ein muthiger Theaterdirector wagen! M.

Aus dem Tagebuche eines Dreijährig-Freiwilligen von Heinrich Harz. (Altona. Gebr. Harz.)

Ohne viel Zier, wahr und schlicht sein Soldatenleben erzählt! Wer es gerne wissen will, wie es draußen im Reiche in der Kaserne zugeht, der soll nur dieses Tagebuch

lesen. Es ist recht liebenswürdig geschrieben und findet gewiss bei allen, die einmal Soldat gewesen, oder es noch sind, reichen Wiederhall. M.

1888 bis 1891. Sociale Briefe aus Berlin. Mit besonderer Berücksichtigung der socialdemokratischen Strömungen. Von Otto von Leixner. — Verlag von Friedrich Pfeilstücker in Berlin.

Nicht wie sonst in den meisten Schilderungen Berlins, bildet das äußere Genussleben den Stoff. Der Verfasser führt uns in das innere Leben der Reichshauptstadt ein, schildert die Kreise des Mittelstandes, der modernen Million, der Künstler und Gelehrten, besonders der Arbeiter. Er zeichnet die Frauen der verschiedenen Stände in ihrem Leben und Wirken, führt uns den Einfluss des Gasthauslebens in einer Reihe von Betrachtungen vor. Wir lernen das geistige Proletariat kennen, die Bewegungen innerhalb der Frauenwelt, den Einfluss fremder Länder u. s. w. Von besonderem Werte sind die Studien über das Wirtschaftsleben in den Familien verschiedener Stände, von einem wohlhabenden Adeligen bis zu dem Arbeiter. Der größte Wert liegt jedoch in den umfassenden Schilderungen aus dem Leben der socialdemokratischen Arbeiterkreise, deren äußeres und inneres Sein noch niemals bei uns so in die Seelen eindringend dargestellt worden ist. Hervorzuheben sind noch die Abschnitte, die die religionsfeindlichen Strömungen der unteren Schichten behandeln und jene, die schildern, wie Angehörige der oberen Stände zum Anschluss an die Socialdemokratie gelangen. Das Werk bildet so einen Beitrag zur Geistesgeschichte der Zeit, einen Führer zum Verständnis jener Bewegungen, die heute den Bau des Reiches zu erschüttern drohen. V.

Natur und Menschengeist im Lichte der Entwickelungslehre. Versuch eines Ausgleichs zwischen Wissenschaft und Religion von Dr. R. Koch. (Paul Hüttig. Berlin.)

In einer Zeit, in welcher sich das deutsche Volk, wie viele Zeichen andeuten, nach einer idealeren Auffassung des Seins und Lebens zurücksehnt, will diese Schrift, die eine höhere und doch mit den Anforderungen der Vernunft und Wissenschaft verträgliche Weltanschauung bringt, viele zu befriedigen und ihnen inneren Halt zurückzugeben suchen. V.

Auf Schneeschuhen durch Grönland. Von Dr. Fridtjof Nansen. Lieferung 7 u. 8. (Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. in Hamburg.)

Mit gespanntem Interesse verfolgt der Leser die Schilderung der Mühseligkeiten und Gefahren, mit welchen der kühne Nordpolfahrer und seine unerschrockenen Begleiter Tag und Nacht inmitten des Treibeises an Grönlands Ostküste zu kämpfen hatten. Nur diesen Charaktereigenschaften des Führers ist es zuzuschreiben, dass die Expedition nach unsäglichen Beschwerden festen Fuß auf Grönlands eisiger Ostküste, dem Ausgangspunkt der eigentlichen Eiswanderung, fassen konnte. Die achte Lieferung unterrichtet den Leser über frühere Versuche, welche gemacht wurden, um in das Innere Grönlands einzudringen, Versuche, welche bislang stets erfolglos verlaufen sind. V.

Die Hygiene der Haut. Von Paul Mantegazza. (Königsberg. Heinrich Matz.)

Für die Pflege der Haut gibt Verfasser vier Grundregeln: „Erhaltet die Blutcirculation in der ganzen Hautfläche frei und gleichförmig. Bewirkt und erhaltet eine freie und harmonische Ausdünstung. Entfernt von der Haut alle ihre Ausscheidungsreste. Vermeidet die Berührung aller schädlichen Stoffe, die von der Haut aufgenommen werden können." Er gibt dann eine kurze Geschichte der Wasserheilkunde, bei Prießnitz und Fleury, den Begründern der modernen Kaltwasserbehandlung, länger verweilend. Kalte Bäder unter 15° R. sollten nach seiner Ansicht im allgemeinen nur auf ärztliche Verordnung genommen werden, während er die kühlen Bäder von 15—20° R. aufs eindringlichste empfiehlt und ihre hygienischen Vorzüge dem Leser in seiner originellen und anschaulichen Art ausführlich begründet; nur müsse man, sagt er, das kalte Wasser nicht als Allheilmittel betrachten. — Zu den warmen Bädern übergehend, weist er auf ihre Nutzen, aber auch auf ihre physischen und moralischen Gefahren hin; denn „im warmen Bade weht der Wind immer aus dem Orient". Die Gründe, weshalb viele ohne Verordnung des Arztes heiße Bäder von über 30° R. nehmen, geißelt er in überaus drastischer Weise. Angelegentlich empfiehlt er Sonnenbäder und Schwitzcuren und gibt Mittel an, am einfachsten in Schweiß zu gerathen, ist zurückhaltend gegenüber den russischen und türkischen Bädern und widmet den Vorzügen und Nachtheilen der Meerbäder eingehende Betrachtungen. — Im nächsten Capitel behandelt er die Hautkrankheiten, überall vorbeugende, bei

Frostbeulen auch heilende Mittel angebend, und schließt mit einer Lobrede auf die Reinlichkeit sein Büchlein, das im Gewande einer unterhaltenden Lectüre eine Fülle von Belehrung bietet. V. V.

Die „Neue Wiener Bücher-Zeitung" (Verlag von A. Bauers Buchhandlung, Wien) beabsichtigt, dem Publicum eine gediegene und gemeinverständliche literarisch-kritische Lectüre zu bieten und die Leselustigen über die neuesten literarischen Erscheinungen zu orientieren. Es wäre eine österreichische Bücherzeitung sehr zu unterstützen und wir wollen das neue, anständig gehaltene Unternehmen im Auge behalten. M.

Kinder-Gartenlaube. Farbig illustrierte Zeitschrift zur Unterhaltung und Belehrung der Jugend im Alter von 7—15 Jahren. X. Band. (Nürnberg.) Wir weisen nur kurz auf das Erscheinen des neuen Bandes hin. Wie viele Kindesfreude ist wieder darin enthalten! M.

Für Vegetarier. Wer das schreibt, ist ein Freund des Vegetarismus, aber selbst ist er noch nicht Vegetarier. Ursache: die leidige Gewohnheit und unsere bürgerlichen Einrichtungen, die es schwerer machen, vegetarisch zu leben, als mancher glaubt. Aber das Richtige wäre es doch! Und hoffentlich bringe ich es noch dahin, nur solche Nahrung zu mir zu nehmen, die dem menschlichen Gedeihen am förderlichsten ist. Das vegetarische Kochbuch dazu habe ich schon, es ist dasselbe von der Frau Charlotte Schulz verfaßt und bei Max Breitkreuz in Berlin erschienen. Man sagt, es sei bisher das beste aller vegetarischen Kochbücher. Wenn man nur auch die Köchin dazu hätte! M.

„Fleisch für alle!" Auf Veranlassung des „Allgemeinen Deutschen Vereines für Kaninchenzucht und Kaninchenverwertung" ist soeben im Verlag der „Neuen Blätter für Kaninchenzucht" in Schöneberg-Berlin unter dem Titel „Fleisch für alle" eine Anleitung zur einfachsten und kostenlosesten Zucht sowie Mast von Schlachtkaninchen von Paul Waser erschienen, welche den Betrieb der Kaninchenzucht nach einer ganz neuen, äußerst einfachen und nutzbringenden Methode lehrt. V.

Dem „Heimgarten" ferner zugegangen:

Otto Ludwigs gesammelte Schriften. 2. Lieferung. (Fr. Wilh. Grunow. 1891.)

Lydia. Blätter der Erinnerung von Franz Wichmann. (Leipzig. R. Klaußne. 1891.)

Aus dem Berlin Kaiser Wilhelms I. Bilder und Skizzen von Paul Lindenberg. (Leipzig. Philipp Reclam jun.)

Kaiser Heinrich IV. Geschichtliches Drama in fünf Acten von Josef Ressel. (Dresden. E. Pierson. 1891.)

Erzwungene Sachen. Von Joseph Joachim. (Basel. Beno Schwabe. 1890.)

Amnon. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Bernhard Löwy-Leßlényi. (Wien. L. Bergmann & Comp.)

Aus den Lebenserfahrungen eines Siebzigers. (Gotha. Friedrich Andreas Perthes. 1891.)

Edelweiß. Lieder eines Bergfexen von Hermann Eißler. Zweite Auflage. (M. Breitenstein. Wien.)

Über Robert Hamerlings Lyrik. Eine literarische Studie von Dr. Ernst Gnad. (Graz. Leuschner & Lubensky. 1891.)

Geschichte der Nordamerikanischen Literatur. Von Karl Knortz. Zwei Bände. (Berlin. Hans Lüstenöder. 1891.)

Akademische Festrede zu Grillparzers hundertstem Geburtstage. Gehalten in der Aula des Carolinums. Von August Sauer. (J. G. Calva'sche Hof- und Universitäts-Buchhandlung. 1891.)

Sprossende Ranken, oder Wahrheit und Irrthum. Erlebtes und Erdachtes von Seb. Geist (München und St. Paul, Minn. 1890.)

Ormus und Ahriman. Nachklänge von der Harfe Firdusis. Eine Sammlung von Balladen, Romanzen und poetischen Erzählungen. I. Das Geschenk der Hölle. Von Adolf Teichert. (Berlin. Max Breitkreuz.)

Wiener Humor. Sammlung der besten, meist neuen humoristischen Vorträge und dramatischen Gelegenheitssachen für Damen und Herren. Herausgegeben von C. A. Friese. Dritte Serie. 11. Heft. (Wien. C. Daberkow. 1891.)

„Zur See." Volksausgabe. Liefg. 7–9. (Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft.)

Deutsche illustrierte Bienenzeitung. Organ für die Gesammtinteressen der Bienenzucht. Herausgegeben von Gravenhorst. (Braunschweig. C. A. Schwetschke & Sohn.) Monatlich ein Heft.

Illustrierte Nützliche Blätter. Zeitschrift für die gesammten praktischen Bedürfnisse und Interessen des täglichen Lebens, insbesondere für Gartenbau, Blumenzucht im Zimmer, Gesundheitspflege, Land- und Hauswirtschaft und verwandte Zweige ꝛc. ꝛc. Herausgeber und Redacteur: Otto Pfeiffer. (Wien.)

Katechismus der Wäschebehandlung. Praktischer Rathgeber für Frauen und Töchter, zur rationellen Behandlung aller Wäschegegenstände in Leinwand, Baumwolle, Wolle und Seide; nebst Fleckenreinigung. Von H. Schlichting. (A. Hartleben. Wien.)

Louis Runges Internationale Eilgut-Tabelle und Tarifkilometer-Zeiger. (Louis Runge. Berlin, NO.)

Postkarten des Heimgarten.

M. L., Graz: Antworten Ihnen mit Dr. Kollmanns Worten, welche man heute wahrlich über die Thüre eines jeden Familienhauses schreiben sollte: „Jahrhunderte hat es der Jugend nicht geschadet, sich auf der Gasse zu tummeln oder mit Spielgenossen durch Wald und Feld zu streifen. Jetzt soll das plötzlich mit den äußersten sittlichen Gefahren verbunden sein. Weil ein paar Bürschchen moralisch verkommen, jetzt wie in allen Zeiten, und die Freiheit missbrauchen, werden alle ins Gefängnis gesteckt. — Grausame Logik! Der neueste Ruf ist: Keine Gassenbuben mehr. Die armen Jungen, die sich nach der Schulzeit auf der Straße herumtreiben, müssen eingefangen und dann noch auf ein paar Stunden an den Kleistertisch, den Schraubstock, die Drehbank gefesselt werden, um in ihnen den Sinn für erwerbende Arbeit beizeiten zu wecken. — Um Gotteswillen, treibt es nicht so weit! Lasst den Buben doch die Freiheit, durch Regen und Schlamm, glücklich wie ein König und pfeifend wie eine Drossel, hinaus in Feld und Wald zu ziehen, kümmert euch nicht um jeden Schnupfen, den er heimbringt, um jede Ohrfeige, die er gibt und empfängt. Die Sache ist gewiss sehr wohl gemeint, aber wollt ihr denn in den Städten lauter geistige und körperliche Krüppel heranziehen?"

* Spenden für die Erhaltung und Erweiterung des so wohlthätigen Knaben-Asyls und Waisenhauses „Marianum" in Graz wären zu schicken an die Sammelstellen „Tagespost", „Morgenpost", „Volksblatt" und in den Pfarrhof zu St. Leonhard in Graz. Die Anstalt ist von Menschenfreunden gegründet und auf deren weitere Beihilfe angewiesen.

J. J. P., Wallenstadt: Die bewussten Kärntnerlieder erschienen bei Johann Herze in Klagenfurt.

L. L., Graz: Zu tendenziös. Auch die Mundart mangelhaft, dem Sinne nach allerdings wacker.

J. S. S., Judenburg: Sie irren, wenn Sie glauben, dass die clerikalen Zeitungen die Kirche sind. Es sind eben Zeitungen wie andere — nicht schlimmer und nicht besser.

E. P., Schönwald: Die Bemerkung war eine Polemik gegen die „Kreutzer-Sonate" von Tolstoi, welchen die Slaven gegenwärtig für ihren größten Dichter halten. Tolstoi hat aber in seinem genannten Werke die Liebe zwischen Mann und Weib so tief erniedrigt, dass die Nation dagegen laute Verwahrung einlegen müsste!

E. M., Wien: Ja, die Selbstanpreisung mancher Reichsrathscandidaten war diesmal doch ein bisschen zu marktschreierisch. So machen's die Seiltänzer, Schlangenbändiger und Feuerfresser auf Jahrmärkten.

J. W., Ungarn: Freilich muss es in jenem Gedichte von A. v. Berger statt gold'nes Schlüsselein: gold'nes Schüsselein heißen. Damit entfällt auch die kritische Bemerkung des Recensenten. Der Dichter wünschte übrigens, dass in einer so selbstverständlichen Sache die Berichtigung unterbliebe.

* Bitten, unaufgefordert Beiträge, welcher Art immer, nicht einzusenden. Das gilt ein- für allemal!

* Im vorigen Hefte hat der Druckfehler-Kobold wieder allerhand Spaßetteln gemacht. Im Aufsatze über Hermann Hango hat er anstatt Hango mit einer Consequenz, die man ihm nicht zugetraut hätte, „Haugo" gesetzt. Auf Seite 467 heißt es Zeile 13 „trefflich, überaus eigenartig," soll aber heißen: stofflich überaus eigenartig. Zeile 29 soll es heißen: Eine glückliche Verbindung von realem Denken und idealem Empfinden u. s. w. Mit Vergunst, Herr Kobold, Ihre Mitarbeiterschaft ein- für allemal dankend abgelehnt.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Zu Tage der Herkkeit

Ein Heimarion-Roman von Hermann von Lichtenberg

Fortsetzung

Dritter Abschnitt

Wenn man die Geschichte der Menschheit betrachtet, so kann man sich des Eindruckes nicht erwehren, daß sie ein Kampf ist zwischen Licht und Finsternis, zwischen Gut und Böse. Und wenn man sich weiter vertieft in diese Geschichte, so kann man sich des Eindruckes nicht erwehren, daß das Böse, die Finsternis, die Oberhand gewinnt. Und wenn man sich noch

Zweiter Auftritt.

Voriger. Der Schwarz-Seppel in seinem zerfahrenen, abenteuerlichen Waldanzug kommt von rechts die Straße heran.

Schwarz-Seppel. Heut hat alles Feiertag. Heut wird der Straßl eintunkt.

Schorscher. Ah, zum Gericht gehst. Na, schaut's nur, schaut's, dass was ausricht's. Ich werd' derweil da drin' Ordnung machen.

(Tritt rasch in die Hütte.)

Schwarz-Seppel (betrachtet die Hütte). Sas Maria, is das a Glumpert, de Hütten! Ich glaub', es wohnt sogar wer drinnen. Na, da möcht' ich nit bleiben. Da ist's mir erst in meiner Wolfshöhlen noch lieber.

Der Vorige. Lodel. Ebenfalls in ärmlichem, aber ziemlich sorgfältig gehaltenem Sonntagsgewande, mit einem Stock in der Hand, kommt dieselbe Richtung wie der Sepp, diesen einholend.

Lodel. Lass Zeit, lass Zeit, Seppel! Schon a Weil hab ich dich vor mir dahergehen sehen, man meint, du bist nit zum derwischen.

Schwarz-Seppel. Sie sagen, wenn man zu spat kam, wurd' man gestraft.

Lodel. Musst gewiss auch in die Stadt zum Gericht, des Straßl wegen?

Schwarz-Seppel. Freilich verlangen's mich, zum Aussagen. Der Straßl, das ist ein Hartgesottener, mit dem g'schaffen's nix allein, die Richter. Müssen wir ihnen helfen. Wenn wir nur den wegbrachten! hat unser Gemeindevorstand gesagt.

Lodel. Jetzt, wenn wir zusammenhalten, bringen wir ihn weg.

Schwarz-Seppel. Du sag', kriegen wir a Bezahlung?

Lodel. Für'n Gang?

Schwarz-Seppel. Freilich für'n Gang, weil wir nit fahren und nit reiten. Der Weg vom Kreuzeck her ist weit.

Lodel. Umsonst thu' ich's nit. Fünf Gulden für den Gang wird nit zu viel sein bei einem so großen Spitzbuben. Und weißt, was sie gefunden haben bei ihm?

Schwarz-Seppel. Nau?

Lodel. Rath' einmal.

Schwarz-Seppel. Geh' mit dem Rathen da. Wenn einer einmal sagt: rath', da rath' ich nit. Da errath't man's gewiss nit.

Lodel (wichtig thuend). Eine Pechkratzen hat man bei ihm gefunden! Der schlechte Lump wär' mir noch ins Gei 'gangen! Werd's schon fürbringen. Werd' reden heut' — ich red'! Pechkratzen wär' er 'gangen, wenn sie ihn nit zum Glück früher derwischt hätten. Der miserablige Kerl!

Schwarz-Seppel (mit der Faust niederwärts stoßend). Der Straßl, der muss abi!

Lodel (in die Lüfte weisend). Auffi muss er, auffi! Und wir müssen abi — in die Stadt. 's wird schon bald neuni.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Altes Männlein, welches etwas Possierlich-Altweibisches an sich hat, zahnlos, gebückt und hastig, trippelt dieselbe Richtung wie die früheren daher.

Altes Männlein. Stad, Leuteln, lasst's mich ah mitkemma.

Lodel. Oh, schau, die zottete Maus ist auch da. Bist auch vorgeladen?

Altes Männlein. Vorgeladen, das nit. Ich geh' freiwillig. Will mir amal an guten Tag anthun. Bin neugierig, was ihm geschieht. Ich fürcht' nur, er gesteht's ein, nachher wird er am End gar nit gehenkt.

Lodel. Die Leugner nit? und die Eingesteher auch nit? Ja, wer soll denn nachher überhaupt noch gehenkt werden?

Altes Männlein. Die ehrlichen Leut'!

Schwarz-Seppel. Das wär' ja schrecklich!

Lodel (dem Schwarz-Seppel auf die Achsel klopfend). Sei ganz ruhig, dir geschieht nichts.

Altes Männlein. Gehn ma, gehn ma, dass ma nit z'spat kema. Bin schrecklich neugierig!

(Alle drei ab.)

Vierter Auftritt.

Martha. In einfachem, dunkelfärbigem Gewand, staubigen Schuhen, einen gebrochenen Baumast als Stock tragend, kommt dieselbe Richtung wie die Vorigen. Steht ein wenig still, schaut aus, setzt sich dann auf die Stufe unter dem Kreuze und trocknet sich mit einem Tuch den Schweiß vom Angesicht.

Martha (in einem ernsten Volksliedtone halblaut vor sich hin).

Und wenn dein Lieb gestorben ist, gestorben ist,
So graben sie ein tiefes Grab,
Und legen ein Kreuz ihm auf die Brust,
wohl auf die Brust,
Und senken es still hinab.
So hast du dich von mir gewend't,
Und ich bin blieben dein,
Gott mit dir, Gott mit dir, du süßer Freund,
Es hat so müssen sein.

Meine selige Mutter, wie oft hat sie dieses Lied gesungen! Hat sich wohl nie gedacht, dass es einmal so auf mich wird passen, und dass ich einmal den Weg sollt' machen müssen, den ich heute geh'. Zum Gericht. Freilich wohl besser als Ankläger, wie als Angeklagter. Gott mög' uns behüten — all' miteinand'! Mein Weg ist hart genug. Als Zeugen gegen den, der mein Alles hat zerstört. — Still ist's hier wie in der ewigen Ruh'. Dass es gar so kurz ist gewesen mein Glück auf der Welt. Dass es gar so schreckbar hat müssen enden! Wochen und Wochen sind seither vorbei, und ich kann's nit fassen und immer noch nit glauben. Als ob mir einer einen Schlag hätt' gethan aufs Haupt — und betäubt. So taumle ich hin. — Jetzt soll ich aussagen gehen, was ich weiß. Mein Gott, was weiß ich denn? Wer kann's sagen? Mein Glauben ist wohl, dass er's war. Gewesen wird er's sein, es weist sich alles so. (Mit innerer Leidenschaft.) Jesus, ich bin nit rachgierig, aber für den, der's gewesen, ist kein Galgen zu hoch. (Von der Ferne hört man das gleichmäßige Klingen einer Kirchenglocke. Martha horcht.) Läuten thun sie. Was sie nur so läuten mitten im Werktag? Freitag ist, die neunte Stunde. Das Verscheiden Christi. (Sie faltet auf dem Schoß die Hände, und mit gesenktem Haupte betet sie, während die Glocke noch leise klingt.)

Fünfter Auftritt.

Die Vorige. Vor der Hütte wird ein kleines, etwa fünfjähriges Mädchen sichtbar, Everl, mit wirrem Haar, in schlechte Lumpen gekleidet, barfuß, mit mageren Gliedern. Hübsches Gesichtchen. An einem Finger lutschend, steht sie an der Hüttenecke und schaut mit schreckigen Augen, misstrauisch und neugierig zugleich, auf Martha.

Martha (bemerkt das Kind, hebt den Kopf. Für sich). Mein Gott, das Kind dort. Arme Leut'. Überall voller Elend, wo man hinschaut. (Freundlich zu Everl.) Dirndl! Geh her da, Dirndl, geh her zu mir. Komm, ich thu' dir nichts.

Everl (naht zögernd, bleibt aber einige Schritte vor Martha stehen).

Martha. Schau, bist ja ein braves Madel, du. Magst mir nit ein Krügel Wasser bringen? Zum Trinken. Kriegst nachher von mir einen Kreuzer. Gelt ja!

Everl (geht um die Hüttenecke und verschwindet.)

(In der Hütte erhebt sich ein Lärm, Geschrei, krachende Möbel.)

Sechster Auftritt.

Die Vorige. Der Schorscher. Jessel, noch jugendlich. Nicht unschönes, aber blasses, eingefallenes, krankes Gesicht, schwarzes Haar in losen Strähnen, dunkle, große, wirre Augen. Nothdürftig mit grauer Leinwand bekleidet, eine mattfarbige Bettdecke flüchtig um den Oberleib gewunden.

Schorscher (tritt mit geballten Fäusten lebhaft gesticulierend aus der Hütte, indem er einen daneben stehenden Holzsechter mit dem Fuß fortstößt. In die Hütte zurückschreiend). Das will ich doch sehen, ob diese Brut nicht zu vertilgen ist! Wimmern und betteln die Hex', die faule!

Jessel (wankt zur Thür heraus. Mit vorgestreckten, fleischlosen, gefalteten Händen dem Schorscher nachflehend). Herr Vorstand! Mein Herr Vorstand! Nur noch kurze Zeit Gnad' und Barmherzigkeit! Bei dem am Kreuz bitt' ich, nur heut noch Geduld! Nur heut noch! Wer weiß, wie sich's ändert! Gott wird's vergelten an Euren Kindern.

Schorscher (hart). Hab ich ihrer? Gott sei dank, nein.

Jessel (sinkt vor Schorscher aufs Knie). Gott soll Euch segnen an Eurem Haus und Stall, an allem, was Ihr lieb habt. Nur unser Elend lasst Euch erbarmen.

Schorscher. Ich hab's gesagt. Ich bin Armenvater. Hab auf unsere Leut' zu schauen. Du weißt, was geschieht. Gehst nit hinaus, so fliegst hinaus! mitsammt deiner Brut. In einer halben Stund wird auskehrt! Ich hol' meine Knechte. Hinweg da! (Stößt das ihm mit dem unglasierten Wasserkrug über den Weg laufende Everl beiseite.) Bande, verdächtige!

Siebenter Auftritt.

Martha. Everl. Jessel. Letztere ist an der Stufe der Hüttenthür zusammengesunken.

Everl, dem bei dem Stoße der Wassertopf zu Boden gefallen und zerschellt ist, hebt an zu schluchzen.

Martha (gütig zu Everl). Malheur hast gehabt mit dem Wasser. Der harte Mann! Der grausliche Mensch! — Komm her, Kind, deinen Kreuzer kriegst du doch. Seh', greif an! (Everl naht zutraulicher.) Einen weißen kriegst, einen Schimmel. Da schau, dass du dir eine Semmel kannst kaufen, eine recht große. (Gibt dem Everl eine Silbermünze.) Bist ja ein liebes Dirndl, du. — Die dort, das ist deine Mutter, gelt?

Everl (nickt mit dem Kopf).

Martha. Sag mir einmal, Kind, wie thust denn du heißen, han?

Everl. Eva Straßl.

Martha. Wie? Wie sagst?

Everl. Eva Straßl.

Martha. Straßl! Straßl! Und dein Vater?

Everl. Eingesperrt.

Martha (schlägt die Hände zusammen. Für sich.) Da hat man's. Die Straßl-Toni-Leut'. — Gott, da schaut's aus!

Jessel (für sich). Ist das ein Leben!

Martha (theilnehmend). Ist Euch schlecht?

Jessel (stets bitter und herb). O Gott!

Martha. Was ist denn das mit Euch?

Jessel (aufzuckend). Was das ist? Das Elend ist das.

Martha. Ihr seid krank. Und so allein.

Jessel (auf mehrere hübsche, aber verwahrloste Kinder deutend, die in der Thür zum Vorschein kommen). Leider Gottes, nein.

Martha. Steht Euch denn niemand bei?

Jessel. Uns? Uns beistehn? — Frau, bist denn du nit gescheit? oder fremd? Bist nit auch du gekommen, uns einen Fußtritt zu geben? Nur zustoßen, da sind wir.

Martha. Weib, was sind das für Reden?

Jessel (erregt). Also was willst?

Martha. Auf dem Weg in die Stadt bin ich. Wollt' ein wenig rasten da, und — wenn dir schlecht ist, und sonst niemand bei dir —

Jessel (bitter). In die Stadt, da musst schnell machen, sonst versäumst. Ist große Unterhaltung dort.

Martha. Weiß nichts. Ich kümmere mich um keine Unterhaltung.

Jessel. Zu der sollst aber doch gehen. Man sieht's nit alle Tag, wie einer gehenkt wird.

Martha. Ich weiß nur, dass in der Stadt eine Gerichtsverhandlung ist.

Jessel. So viel wie gehenkt. Ist ja der Straßl-Toni. Natürlich. Hat ja einen Jäger derschossen.

Martha. Ist es doch wahr!

Jessel. Natürlich! Sagen es ja alle. Alle sagen's. So muss es wahr sein. Da hilft ihm nichts. — Morgen, wenn die Sonne unten ist — oh! (Birgt ihr Gesicht schaudernd in die Lappen.)

Martha (beugt sich nieder zu Jessel, um sie aufzurichten). Musst nit, Weib, musst nit so. Gott ist barmherzig. Und du bist ja unschuldig.

Jessel. Unschuldig? Mitschuldig, musst du sagen. Mitschuldig! Ich und die Kinder sind schuld, wenn er mit dem Gewehr in den Wald gehen muss. Wir haben ja nichts! — Oh, die Leut' verfolgen uns.

Martha (sich gegenüber auf einen Holzblock setzend). Aber mein Gott, das muss doch eine Ursach haben!

Jessel. Freilich hat's eine!

Martha. Thut er trinken oder spielen, oder was?

Jessel. Dazu haben wir kein Geld. Aber soviel schimpfen, wenn er

wild ist und zornig und trutzig. Der Trutz ist sein größter Fehler. Und sonst sich halt auch nit schicken können zu den Leuten. Aber das thät' alles nichts machen, unsere größte Untugend ist, dass wir arm sind. Arm und fremd, haben keinen Heimgang. Jeder Bettler kann heimgehen und sein Elend ablasten auf der Heimatserden. — Wir sind anders dran, mein du. Der Straßl-Toni ist fahrender Leute Kind, hat keine Schriften, gar nichts. Überall, wo wir mögen sein, hätten sie uns gerne fort und wissen nit, wohin mit uns. Was wir schon hin- und hergeschummelt worden sind wie die Zigeuner! Möchten gerne arbeiten und feststäudig werden — sie lassen uns nit. Nichts als getreten, nie was Gutes, keine Brüderlichkeit bei den Leuten. Man muss verzagt werden. Schier wild und listig ist er worden, der Straßl, aber schlecht nit. Gewiss wär's ausgeblieben damals, das erstemal, aber verführt ist er worden. Hat ihn ein schlechter Kamerad in den Wald mitgelockt. Den Hirschen hat der andere geschossen, erwischt und eingesperrt ist der Straßl worden.

Martha. Ist das wahr?

Jessel (steht auf). Was fragst denn? Willst mir glauben, so thu's aufs erstemal. — Hätt' er ihn verrathen dazumal, den Kameraden, leicht wär' er früher auskommen. — Oh Narr, immer noch früh genug. Hätt's drinnen besser gehabt wie heraußen! Der Sündenbock! Allemal, wenn im Wald was ist gestohlen worden: der Straßl hat's gethan, und kein anderer als wie der Straßl. Um Arbeit hat er herumgebeten wie ein Mensch nur bitten kann, und wär's die härteste, er wollt' sie mit Fleiß verrichten und keinem Menschen was Übles. — Was hat's ihm geholfen? Der verdächtige Lump hat er sein müssen und allerweil alles hinter ihm her. — Gott, wie mir dieser Mensch oft hat erbarmt!

(Sinkt wieder an der Thürtreppe nieder.)

Martha. Ich glaub dir's, Weib, dass du verzagt bist und verbittert, ich glaub dir's. Aber schau', sollst es ihnen nit so schwer anschreiben, sollst ihnen verzeihen.

Jessel (lacht grell auf).

Martha. Ich weiß wohl, verzeihen ist das Allerschwerste, aber auch der größte Segen Gottes. Man erlöst sich selber, man macht sich selber selig, wenn man anderen gut ist.

Jessel. Sollen uns nit so schlecht machen, wenn sie uns gut haben wollen! — Sie schlagen ihn ja in uns hinein, den Teufel. — Wie im vorigen strengen Winter. — Der Toni geht in den Wald und klaubt Holzäst' zusammen — Ästlein, wie sie der Wind vom Baum bricht. Derwischt haben sie ihn dabei und zuschanden geschlagen. Dazumal hat er vor dem Kreuz dort die Hand aufgehoben und gesagt: „Herrgott, hüt' mich, dass es kein Unglück gibt!" — Durch Mark und Bein ist es mir gegangen, das Wort. Arbeit hab ich gerucht, um Gotteswillen, nur Arbeit, dass ihm solche Gedanken vergehen. Gethan hätt' er nichts, aber schon die bösen Gedanken vergiften den Menschen. — (In der Hütte Kindergeschrei und Gepolter.) Everl, geh' hinein! Fried geben sollen sie! (Everl geht in die Hütte.) Der einzige Überfluss, den wir haben, Kinder und nichts als kleine Kinder.

Martha. Wie viel habt's ihrer?

Jessel. Sieben thäten sein, wenn sie alle am Leben wären. Zwei sind an der Auszehrung gestorben, ein drittes —

Everl (von der Hütte herausschreiend). Raufen thun sie so viel, und der Jackerl hat dem Micherl mit dem Hammer ins Gesicht geschlagen. Weil er's Brot will haben.

Jessel (hineinrufend). Das Brot sollen sie theilen!

Everl. Ja, der Micherl hat's schon 'gessen.

Martha (für sich). 's ist ein Jammer!

Jeſſel. In Zeit und Weil bete ich zu unſerm Herrgott, daſs er die armen Würmer zu ſich nehmen möcht', und geſchwind darauf bet' ich wieder zu unſerer lieben Frau um Fürbitt', daſs der Herrgott doch mein Gebet nit erhören möcht'! Ich hab ja ſonſt kein Leben und keine Freud auf der Welt, wie dieſes großes liebe Kreuz, die Kinder. (Sie weint.)

Martha (legt ihr die Hand auf die Achſel). Wein dich ſtill aus, dann wird dir leichter.

Jeſſel (ſich wieder ſammelnd, zu Martha aufblickend). Ich weiß nit — ſo gut wie du iſt mir ſchon lang kein Menſch mehr geweſen. Und kenn' dich gar nit.

Martha. Sollt's dir wohl thun, daſs du dich ausſprechen kannſt, ſo thue es — thue es zu mir. Armes Weib (indem ihr ſelber der Schmerz den Hals zuſchnürt), erbarmen thuſt mir bis ins Herz. — Wie hat's denn können ſein, was jetzt iſt geſchehen?

Jeſſel. Mit ihm, meinſt! — Bei der Hochwand oben haben ſie einen Steg gebaut. Weil ſich ſonſt keiner hinaufwagt in die wilde Wand, hat der Straßl dort die Eiſenklammern eingebohrt. Dafür zwei Gulden Lohn. Wir ſchicken gleich das Dirndl hinaus ins Dorf zum Bäcker. Woher nehmen denn dieſe Leut' das Geld? hat's geheißen. Sind eh' ſchuldig bei uns, gib's nur her! Weinend kommt's Dirndl zurück, und nit ein Krümmel Brot bringt's mit! Da iſt der Toni ſtill, kein Wort hat er geſagt und geht fort.

Martha. Erzähl' weiter.

Jeſſel. Denk' ein Unglück, Frau, aber denk' nichts Schlechtes von ihm. Die Nacht vergeht, und am Morgen iſt mein erſter Blick auf den Herd hin, wo er ſonſt ſchlaft. Iſt nit da. Am Vormittag kommt der Plattel-Franz, ſein Holzſchlagkamerad von ehezeit her und fragt nach ſeinem Kugelſtutzen. Mir gleich ein Stich ins Herz, wie ich vom Schuſsgewehr hör'. Wieder wildern. Wieder eingeſperrt werden! — Gegen Mittag kommt er ſelber. Ohne Gewehr und ohne Wildbret. Lehnt in den Winkeln herum und redet nichts. Iſt dir was, Toni? hab ich ihn noch g'fragt. — Laſst's mich mit Fried'! ſchreit er auf, und nachher wieder nichts. — Ruft auf einmal der Wegmacher beim Fenſter herein: Habt es ſchon gehört? Der Kreuzjäger iſt erſchoſſen! — Ich ſtill, ſchau den Toni an. Haſt es gehört? ſag' ich, der Kreuzjäger! — Wegen meiner, gibt er Antwort, wer ſo tief im eigenen Elend ſteckt, der ſieht fremdes nit mehr. Und geht wieder fort. Mir iſt ach und weh' geweſen und hab nit gewuſst warum. Es wird Nacht, und es wird Früh, und er iſt nit da. Kommt die Nachbarin und ſchreit: Gut, daſs ſie ihn haben. (Erhebt ſich.) Wen? frag ich. Den Straßl-Toni. Er ſitzt ſchon, ſagt ſie, er iſt's geweſen. — Ich, gar nit einmal ſoviel erſchrocken, ſag: Natürlich, allemal, wenn was geſchieht, iſt's der Straßl geweſen. Zum Lachen iſt's. — Gut, wenn du dir's nit ſchwer legſt, ſagt die Nachbarin und geht wieder. Und ich allein mit meiner Angſt. Geſchoſſen kann er haben, aber nit auf einen Menſchen! Auf einen Menſchen nit, dafür leg ich meine Hand ins Feuer.

Martha. Dein Vertrauen zu ihm iſt brav.

Jeſſel (aufſchreiend). Was hilft das? Er ſteht vor dem harten Gericht. Die Zeugenſchaft lauter Feinde. Die Kreuzjägerin ſelber ſoll dabei ſein. Alle werden ſchreien: Er hat's gethan. Und keiner, der ihm zur Seiten ſtund. —

Martha (beruhigend). Muſst dich nit ſo aufregen. Schau, denk' an deine Kinder.

Jeſſel (aufkreiſchend). Hei, die Kinder! Das wird noch luſtig werden mit dieſen Kindern! Wenn ſie einmal fragen: Wo iſt unſer Vater? Was werde ich antworten? Soll ich warten, bis fremde Leut' zu Schand und Spott hinſchreien: Gehenkt iſt er worden! — Ach, weh, weh, ich weiß mir nit zu helfen! (Bricht an den Stufen zuſammen und ſtöhnt.)

Martha (mit Innigkeit ihr beistehend). Armes Weib. Du denkst nur an das Schlimmste. Es wird anders sein und besser als du meinst. Schau, mußt nit vergessen auf den da oben! Oft lange bleibt er aus und läßt den Menschen sinken, aber in der allergrößten Noth, wenn niemand sonst mehr helfen kann, steht er da mit seiner Barmherzigkeit und Allmacht. Zu dieser Stund kann er Erleuchtung und Erbarmen legen in das Herz seiner Richter, Mitleid in die Brust seiner Ankläger und stillen Trost in seine eigene. Sei in Frieden, meine arme, gute Schwester, du wirst nit verlassen sein. — Sonst kann ich dir nichts mehr sagen, ich muss jetzt fort, habe einen wichtigen Gang. Da nimm, ich bitte dich, nimm, was ich bei mir habe (legt ihr die Geldbörse in den Schoß), und stärke dich und fasse Muth.

Jessel (erstaunt zu Martha aufblickend). Wer? Wer bist denn du? (Reibt sich die Augen.) Ich kenn mich nit mehr aus.

Everl (von der Thür aus aufgeregt in die Gegend zeigend). Mutter! Er kommt! Er kommt schon wieder!

Jessel (auffahrend). Wer kommt?

Everl. Der grausliche Mensch! (Stürzt in die Hütte zurück.)

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Schorscher mit zwei Knechten.

Schorscher (zu den Knechten gegen Jessel weisend). Da packt an! Das ganze Glumpert hinaus! Weg mit der!

Martha (für sich). Ist das nit der Schorscher-Bauer? Der Gemeindevorstand von Karleiten?

Schorscher (zu den Knechten). Na wird's?!

Ein Knecht (zögernd). Die da? Aber Bauer, die ist ja ganz krank!

Schorscher (zum Knecht). Was? Willst vielleicht du mir Weisung geben! Schlingel, du fauler, gib acht, dass dir nichts passiert! — Hinaus mit dem Gesindel! Oder ich greif selber an, und bei dir zuerst!

Martha (gegen den Schorscher tretend). Das ist nit Euer Ernst, Herr Gemeindevorstand. Leute, die in einem so großen Elend stecken, wie die da, stoßet Ihr nicht auf die Straßen.

Schorscher. Die Bagasch soll arbeiten! Diebs- und Mordsgesindel!

Martha (ernst.) Gebt acht auf Eure Red, sie kunnt Euch schaden. Noch ist er nit verurtheilt.

Schorscher. So! Und sonst nichts? — Warum ist er denn eingesperrt gewesen? Und was sagt denn das Zuständigkeitsgesetz? Hau?

Martha. Blümel blamel, Bauer. Nit weil der Straßl-Toni eingesperrt ist gewesen, und nit, weil das Zuständigkeitsgesetz was sagt, macht Ihr diese Leute obdachlos, als vielmehr, weil sie den Zins nit können zahlen.

Schorscher. Soll ich, der Schorscher-Bauer, der sein Lebtag einen ehrbaren Rock tragt, soll ich mein Geld an Herlaufern und Wildschützen verlieren?

Martha (leiser und bedeutsam). Was den Wildschützen betrifft, mein lieber Schorscher-Bauer, so seid Ihr selber einmal so nahe an der Arrestmauer vorbeigestreift, dass an Eurem ehrbaren Rock der Ärmel ist weiß worden.

Schorscher (auffahrend). Wer sagt das?

Martha. Ich.

Schorscher. Höll' Teufel, Saggerment! Wer! Wer kann mir was Schlechtes beweisen?

Martha. Ihr solltet das nit so laut ausschreien. Im Forsthaus oben, noch von früheren Zeiten her, liegt ein G'schrift vom Bauer Johann Schorscher, der sich für den gestohlenen Rehbock mit einem Paar Ochsen auskaufen will.

Schorscher. Wer? Mit einem Paar Ochsen? Der Johann Schorscher? Ich? Hi hi — wer ist denn die Frau, dass sie so viel weiß?

Martha. Ich bin das Weib des verstorbenen Oberförsters.

Jessel (horcht auf. Für sich). Die Kreuzjägerin.

Schorscher (einlenkend). So, so. Die Frau Oberförsterin. Ist wohl ein rechtes Unglück, das Euch getroffen hat, Frau. Wohl zu bedauern. Die Leut' reden all so gut von Euch. Recht derbarmen thut Ihr mir.

Martha. Ich bedank' mich für Euer Mitleid, mir hilft es nichts. Aber die da (auf Jessel zeigend), die braucht's.

Schorscher (verwundert). Und der redet die Frau Oberförsterin das Wort?

Martha. Ich frag Euch im guten, Bauer, werdet Ihr jetzt dieses kranke Weib, diese armen, unschuldigen Kinder aus der Hütte vertreiben?

Schorscher. Ist kein Spaß nit! Eine alleinstehende Frau! Ist eh viel, wie die Frau Forstmeisterin feststeht, ist eh viel!

Martha (nachdrücklich). Werdet Ihr diese Leute aus der Hütte vertreiben?

Schorscher (leutselig thuend). Ah na, na, das nit. Freilich, die Kinder, die Kinder sind unschuldig. Will schon noch ein Randel zuwarten, ah halt ja, halt ja. Das lasst sich der Schorscher nit nachsagen, dass er hartherzig wär'. Auf die Armen hab ich alleweil geschaut. Sollen halt noch bleiben, dieweil, ah freilich, sollen noch bleiben.

Martha. Na, ich denk' auch. — Und weil der Schorscher ein so braver Mann ist, so gar nix hartherzig — und Armenvater, so wird er auch noch ein Übriges thun. Ein bissel die Hütten da herrichten lassen, gelt?

Schorscher. Was meint die Frau? Ah, die Hütten? Ist eh noch passabel, die Hütten.

Martha. Hat ja kein Dach und kein Fensterglas mehr.

Schorscher. Werden's halt ausflicken.

Martha. Und ein Ackerl dazu, und ein Wieserl dazu, Herr Gemeindevorstand!

Schorscher. Oho! Das nit!

Martha. Ah freilich. Ein Erdäpfelgarterl und eine Kuh ist das best' Mittel gegen Bettelleut'.

Schorscher. Das Gesindel wollt's reich machen und mich zum Bettler!

Martha (ironisch schmeichelnd). Nachher thut der brave Schorscher-Bauer noch was, wie ich ihn kenne. Dass die armen Leut' da recht schön und friedsam können hausen und bauen und ihren Zins zahlen, so lasst ihnen der Herr Vorstand das Gütel verschreiben auf zehn Jahr'.

Schorscher (aufbegehrend). Was nit noch? Warum nit gleich ganz schenken! Und selber ihr Knecht werden. Nit? Die Hütten hergeben! Und ausflicken! Äcker und Wiesen! Jesses, wer soll denn da d'rauskommen! Nein, ich thu's nit! Ich thu's nit!

Martha. Nachher, Herr Gemeindevorstand, nachher fahren wir!

Schorscher. Fahren? Wohin?

Martha. Mit ein Paar Ochsen in den Kotter.

Schorscher (geht rasch über die Bühne auf und ab). Verfluchtes Weibsbild!

Martha (hält ihm die Hand hin). Also? — Abgemacht?

Schorscher. Ich geh'! Ich geh'! (Zu den Knechten) Kommt's, Buben! (Mit den Knechten ab.)

Martha (ihnen nach). Wir reden noch darüber. Du laufst mir nit davon. Die Kette, an der ich dich hab, ist lang, aber reißen thut sie nit. Manchmal einen Wildschützen laufen lassen, hat auch was Gutes. — Der geizige Schorscher-Bauer wird noch ein recht großer Armenfreund werden. — Aus der Weis' ist's, wie ich mich da verweil'. Und sollt' schon lang dort sein. (Zu Jessel.) Behüt' Euch Gott, beisamm'. Auf dem Heimweg meld' ich mich wieder. Gescheit sein! (Ab.)

Jessel (blickt ihr nach, kann sich noch immer nicht fassen). Jetzt ist das die Oberförstersfrau gewesen! Und so ist eine zu mir, der mein Toni den Mann erschossen haben soll! — Er ist unschuldig, jetzt weiß ich's gewiss.

(Vorhang fällt.)

Vierter Aufzug.

Gerichtssaal. Am erhöhten grünen Tisch mit Crucifix und brennenden Kerzen das Richtercollegium, nebenhin der Schreiber. Die Geschwornenbank mit zwölf Geschwornen, lauter Charaktergestalten aus dem Bürger- und Bauernstande. Tische des Staatsanwaltes und des Vertheidigers in herkömmlicher Ordnung. Seitwärts hinter Holzschranken ein Theil des Gerichtssaalpublicums sichtbar. Die Richter in Amtskleidung, hohe, ernste Gestalten. Staatsanwalt ein ruhiger, behäbiger Mann, bisweilen schriftliche Aufzeichnungen machend. Vertheidiger mit dunklem Vollbart, blättert viel im Gesetzbuche. Anklagebank, an welcher zwischen schwerbewaffneten Gendarmen der angeklagte Straßl-Toni steht in seiner gewöhnlichen Holzknechtkleidung, unbeweglich und vor sich zu Boden starrend.

In dem Augenblicke, als der Vorhang aufgeht, stehen vor dem Richterstuhle mehrere Zeugen, der Lodel, der Schwarz-Seppel, der Simmerl, die Waberl. Der Gerichtsdiener löscht die Kerzenlichter aus.

Erster Auftritt.

Richter (der Vorsitzende des Gerichtes). Das Zeugenverhör ist beendet. Die Zeugen können abtreten. (Die Zeugen mischen sich ruhig in das Saalpublicum.) — Angeklagter, nun können Sie sprechen, wenn Sie noch etwas zu sagen haben.

Straßl. Es ist nicht wahr, was sie sagen, es ist nicht wahr! Sie wollen mich zugrund richten.

Richter. Warum sollte man gerade Sie ohne Ursache zugrund richten wollen?

Straßl. Weil sie mich nit mögen. Weil ich nit in den Ort gehöre, weil sie fürchten, dass wir ihnen zur Last sein kunnten. Geschimpft hab ich sie auch, und deswegen gehen sie los auf mich. Bis daher haben sie mich gehetzt und sagen aus, was sie nit wissen. Sie haben gar nichts gesehen und wissen nichts, und ist alles nit wahr!

Richter. Also erzählen Sie uns nochmals, wie es gewesen ist.

Straßl. Ich bin ein armer Mensch. Meine Familie hat nichts zu essen —

Richter (unterbrechend). Das haben wir schon gehört. Es handelt sich um den Mord auf dem Kreuzeck. Sie sind an dem verhängnisvollen Morgen auf das Kreuzeck gegangen.

Straßl. Ich bin nit auf das Kreuzeck gegangen, um den Jager zu erschießen.

Richter. Was wollten Sie denn schießen?

Straßl. Ich bin in den Holzschlag gegangen, um Arbeit zu suchen.

Richter. Mit dem Schussgewehr?

Straßl. Ich hab kein Schussgewehr.

Richter. Der Holzknecht Sebastian Ebner hat ausgesagt, dass Sie von ihm ein Schussgewehr entlehnt haben.

Straßl. Das mag früher einmal gewesen sein.

Richter. Einen Tag vor der That.

Straßl (schweigt).

Richter. Was sagen Sie dazu?

Straßl. Mein Gott, Gewehre leihen viele Leute aus; wenn sie da allemal wen umbringen wollten!

Richter. Man hat dasselbe Gewehr im Dickicht gefunden. Die Kugel, mit der geschossen wurde, passt genau in das Rohr.

Straßl. Was geht das mich an? Kann mir das Gewehr nit einer gestohlen haben?

Richter. Ein Zeuge hat ausgesagt, dass er Sie damals auf dem Kreuzeck mit dem Gewehr gesehen hätte.

Straßl. Kann mir's nit der genommen haben?

Lodel (aus dem Saalpublicum). Bedank mich schön!

Richter. Das ist keine Antwort.

Straßl. Warum denn ich? Warum denn just ich? Als ob der Förster Ferdinand keine anderen Feinde hätte.

Richter. Nennen Sie uns welche.

Straßl. Einen Jager mag niemand.

Richter. Warum weichen Sie meinen Fragen aus? Anton Straßl, antworten Sie mir nun deutlich und bestimmt, ob Sie den Oberförster Ferdinand Stamhardt ermordet haben oder nicht?

Straßl. Warum soll ich den Oberförster ermordet haben?

Richter. Antworten Sie mit ja oder nein.

Straßl (erregt). Meine Herren! Wir alle sind Mörder! Die Sterbenden in den Spitälern, die Verschmachtenden auf den Straßen, die Todten auf den Friedhöfen, wie viele sind denn dabei, die nicht zugrunde gegangen an unseren Todsünden? Der Starke würgt den Schwachen, der Reiche jagt den Arbeiter um Gold ins finstere Bergwerk zu schlagenden Wettern, der General führt die Soldaten aufs Schlachtfeld, der Richter verurtheilt den armen Sünder zum Tode, als ob wir nit alle arme Sünder wären!

Richter (laut). Nicht weiter!

Straßl (mit wilder Leidenschaft). Und mich haben sie auch ermordet! Ermordet, hingerichtet mein kleines, bescheidenes Glück, meine Ehr, meine arme Seel und meinen Leib, der jetzt zusammenbricht in jungen Jahren, morsch wie ein Baum, den der Wurm hat zernagt. Nichts ist mehr übrig von mir als ein böser Geist, vor dem mir selber graut und der immer noch gepeinigt wird, gepeinigt von den Teufeln dieser höllischen Welt! (Kniet zusammen.)

Richter (ruhig und ernst gegen den Staatsanwalt). Es fragt sich, ob man nicht einen Arzt für Geisteskranke herbeiziehen sollte.

Staatsanwalt. Ich sehe dafür keine Veranlassung.

Richter. Ein einziger Zeuge ist zur Stunde noch nicht erschienen, nämlich die Frau des Ermordeten, welche zur Zeit der That am Thatorte anwesend gewesen sein soll. Es ist nun die Frage, ob die Verhandlung fortgeführt oder unterbrochen werden soll bis zum Erscheinen dieser Zeugin, die allerdings einen weiten Weg hat.

Vertheidiger (erhebt sich).

Richter. Der Herr Vertheidiger hat das Wort.

Vertheidiger. Hoher Gerichtshof! Ich stelle den Antrag, dass die Gerichtsverhandlung eines abwesenden Zeugen wegen nicht unterbrochen werde, und berufe mich auf den § 242 der Strafproceßordnung. Den Zeugen ist die Stunde, sowie die Pflicht, pünktlich zu erscheinen, bekanntgegeben worden, und der Frau des Verunglückten läge es wohl im eigenen Interesse, sich rechtzeitig einzufinden. Übrigens kann ich auf diesen Zeugen kein besonderes Gewicht legen. Wir haben es schon bei der Voruntersuchung gesehen, dass die Aussage der Försters frau nicht weniger vage ist als die der übrigen Zeugen. Ich beantrage also, dass die Verhandlung fortgeführt werde. (Setzt sich. Im Saalpublicum Zeichen des Mißfallens.)

Staatsanwalt (gibt ein Zeichen, dass er sprechen will).

Richter. Herr Staatsanwalt, ich bitte!

(Im Saalpublicum während der Rede des Staatsanwaltes stets Gesten der Beistimmung.)

Staatsanwalt. Ich kann unter gar keinen Umständen zugeben, dass mit Umgehung einer so überaus wichtigen Zeugenschaft die Verhandlung fortgeführt werde. Ich verlange auf das entschiedenste, dass die Verhandlung unterbrochen, beziehungsweise — falls Zeugin überhaupt verhindert sein sollte, heute zu erscheinen — vertagt werden muss. — Wenn der Herr Vertheidiger von vagen Aussagen der Zeugen zu sprechen beliebt, so weiß ich nicht, was er will. Haben die bisher vernommenen Zeugen nicht einstimmig ausgesagt, dass der Anton Straßl ein verkommener Mensch ist, der nicht arbeiten will, der wegen —

Straßl (aufgeregt). Ich bitt, sie geben mir keine Arbeit, sie geben mir keine!

Richter (strenge). Angeklagter, Sie haben zu schweigen, bis Sie gefragt werden.

Staatsanwalt (fortfahrend). Der wegen Wilddiebereien schon einmal gesessen ist, der seit seinem Arreste einen Hass gehabt hat auf den Oberförster und sogar einmal die Äußerung fallen ließ: Dieser Kreuzjäger wird noch einmal an mich denken! Es ist nicht

nachweisbar, dass der Oberförster, ein braver, pflichteifriger Mann, sonst Feinde gehabt, es ist auch nicht nachweisbar, dass es in der Gegend auch andere Wilderer gibt als den Straßl-Toni. Was aber weist dieser Straßl nach? Indem er behauptet, er wäre an jenem unseligen Morgen ruhig seinen Weg in den Holzschlag gegangen, um Arbeit zu suchen, sagen die Zeugen einhellig aus, dass er unmittelbar nach der That am Thatorte gesehen worden ist. Man hat schon dort mit Fingern auf ihn gezeigt, ihn als den Mörder bezeichnet. Und, meine Herren, eine so spontane, so einmüthige Volksstimme trügt nie! — Seit vielen Jahren, da ich an dieser ernsten, verantwortungsvollen Stelle stehe, bin ich nie fester von der Schuld eines Angeklagten überzeugt gewesen als in dem gegenwärtigen Falle. Nichts spricht für den Angeklagten, nichts als sein hartnäckiges Leugnen, und das spricht erst recht gegen ihn, weil es von einem gründlich verdorbenen Gemüthe, von einem verstockten Sünder zeugt, der keiner Nachsicht, keines Mitleides wert sein kann. (Sehr sich. Im Saalpublicum Äußerungen des Beifalls.)

Schwarz-Seppel (zu seinen Genossen). Das ist unser Mann!

Vertheidiger. Möge mir hier noch eine Bemerkung gestattet sein!

Richter. Bitte!

Vertheidiger. Die eben gesprochenen Worte des Herrn Staatsanwaltes könnten mich fast herausfordern zu einem der Sache vorgreifenden Plaidoyer. Wenn der Herr Staatsanwalt erklärt, er sei nie fester von der Schuld eines Angeklagten überzeugt gewesen als in dem gegenwärtigen Falle, so beneide ich ihn um seine großartige Phantasie, welche ihm —

Richter (unterbrechend). Ich ersuche den Herrn Vertheidiger, persönliche Bemerkungen zu unterlassen.

Vertheidiger. Es sind Verbrechen verübt worden, bei welchen der Thäter von vielen Augen gesehen und mit Händen ertappt wurde. Verbrechen, die der Thäter eingestanden hat. Und diese Thatsachen sollen nicht überzeugender sein als der vorliegende Fall, wo der Verbrecher bei der That weder ergriffen noch gesehen worden ist, wo gar nichts, aber auch gar nichts vorliegt gegen den Angeklagten, als Vermuthungen und Vermuthungen. (Im Publicum Missfallensäußerungen.) Weil der Anton Straßl einmal gewildert hat, darum muss er an jenem Morgen mit einem Gewehre auf dem Kreuzeck gewesen sein! Weil er einmal gesagt haben soll: Der Jäger wird noch an mich denken, darum muss er ihn niedergeschossen haben! Ja, kann einer, den ich getödtet habe, an mich denken? — Und hauptsächlich stützt die Anklage sich auf den Umstand, dass der Anton Straßl zur Stunde am Thatorte anwesend gewesen ist. Ja, meine Herren, ist nur dieser Mann allein dort anwesend gewesen? Nicht auch andere? Sind am Thatorte unmittelbar nach dem Morde nicht auch jene Personen anwesend gewesen, die heute als ehrenwerte Zeugen hier gestanden? Was haben denn die zu thun gehabt an jenem Morgen auf dem Kreuzeck? Der eine will Pech geschabt, der andere Ameiseier gegraben, ein dritter Wurzeln gestochen haben. Ich frage nicht nach ihrem Gewerbeschein, ich frage nur, ob solche Leute denn immer die intimsten Freunde eines Forstmannes sind? Wenn ich den Spieß umkehren wollte —

Lodel (aus dem Gerichtssaalpublicum mit dünner, scharfer Stimme). Verdächtigen? Verdächtigen?

Vertheidiger. Ich habe nichts gesagt.

Mehrere aus dem Publicum. Ja, ja! Er hat's gesagt! Es könnten's auch wir einer gewesen sein. Widerrufen! Abbitten!

Richter. Ruhe! (Schellt mit der Glocke, es tritt wieder Ruhe ein, doch gährt es still.)

Vertheidiger (fährt fort). Endlich führt der Herr Staatsanwalt noch einen Beweis für die Schuld des An-

geklagten, der so merkwürdig ist, dass auch ich ihn nicht umgehen kann. Erst recht gegen den Angeklagten, sagt der Herr Staatsanwalt, spreche das hartnäckige Leugnen desselben! Also, weil einer ein ihm zur Last gelegtes Verbrechen leugnet, darum muss angenommen werden, dass er es verübt hat!!

Staatsanwalt (aufspringend). In diesem Sinne habe ich nicht gesprochen!

Vertheidiger (heftig). Ja, so muss es verstanden werden.

Staatsanwalt. So habe ich es nicht gesagt!

Vertheidiger. Ich bitte das Protokoll vorlesen zu lassen!

Schwarz-Seppel (aus dem Publicum). Er verdreht alles! Er fälscht alles!

Mehrere Stimmen aus dem Publicum (aufgeregt). Das ist ein sauberer Rechtsgelehrter, der alles entstellt! Mit Gaunern und Lumpen hält er's. Und ehrliche Leut' verdächtigen! Herab mit ihm! Hinaus mit ihm!

Richter. Ruhe! Ruhe! (Er schellt vergebens mit der Glocke.) Gerichtsdiener! Säubert den Saal!

Lodel (sich leidenschaftlich vordrängend) Den werden wir säubern! Wir brauchen keine Fleckputzer für die Spitzbuben! Hinaus mit ihm! Hinaus!

(Das aufgeregte Publicum durchbricht die Schranken, stürzt gegen den Vertheidiger, der sich gegen die Geschwornen flüchtet. Richter und Geschworne erheben sich. Allgemeiner Aufruhr. In diesem Augenblicke tritt Martha auf.)

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Martha, eine ernste Erscheinung. Man macht ihr Platz, das Publicum drängt zurück.

Stimme aus dem Publicum. Sie kommt! Die Försters frau! Ruhig sein! Die wird's schon sagen!

(Die Massen beruhigen sich und nehmen wieder ungefähr ihre Plätze ein.)

Straßl (welcher während der Rede des Vertheidigers sich selbstbewusster aufgerichtet hatte, knickt bei Marthas Erscheinen wieder zusammen. Für sich). Aus ist's. Ich bin geliefert.

Richter (zu Martha). Sie sind Frau Martha Stamhardt, die Witwe des Oberförsters?

Martha. Ja.

Richter. Wollen Sie sich setzen. (Martha bleibt stehen.) Ich muss Ihnen einige Fragen stellen und bitte dieselben ganz ruhig und nach Ihrem Wissen und Gewissen zu beantworten. (Pause. Gegen den Angeklagten.) Frau Stamhardt, kennen Sie diesen Mann?

Martha (blickt lange und ruhig auf den Straßl).

Richter. Kennen Sie ihn?

Martha. Es wird der Anton Straßl sein.

Richter. Woher kennen Sie ihn?

Martha. Ich habe ihn einmal gesehen.

Richter. Wann war das? — Und wo? — War es nicht auf dem Kreuzeck?

Martha. Es wird wohl sein.

Richter. Sie sind bei der Unthat auf dem Kreuzeck anwesend gewesen?

Martha. Ja, ich bin mit meinem Mann durch den Wald gegangen.

Richter. Und wie war es? Sie erinnern sich wohl noch genau!

Martha. Wir haben miteinander geplaudert. Bemerkt mein Mann auf einmal im Buschwerk einen Menschen, der schießen will.

Richter. Auf was will er schießen?

Martha. Das weiß ich nicht. Auf ein Thier glaube ich, weil mein Mann gesagt hat: Ein Wildschütz. — Nachher geschossen.

Richter. Wer hat geschossen?

Martha. Mein Mann.

Richter. Da muss er wohl bedroht gewesen sein.

Martha. Ich weiß es nicht.

Richter. Und weiter?

Martha. Da hat's auch im Busch gekracht. Mein Mann sagt: Mir scheint, der Kerl hat mich angeschossen! — und sinkt um.

(Bewegung.)

Richter. Mir ſcheint, der Kerl hat mich angeſchoſſen, ſagte er. Wen ſoll er damit gemeint haben?

Martha. Das weiß ich nicht.

Richter. Haben Sie früher jemanden begegnet?

Martha. Nein.

Richter. Oder von einem beſtimmten Menſchen geſprochen?

Martha. Wir haben früher vom Straßl geſprochen. Aber ich weiß nicht, ob der gemeint war.

Richter. Sie wiſſen es nicht, ob der gemeint war. Und Sie ſelbſt, Sie haben wohl auch gegen den Buſch hingeſchaut? Haben Sie jemanden geſehen?

Martha. Mein Gott, ich bin ſo im Schreck geweſen. Hab an nichts mehr gedacht, als nur, wie ich ihm das Blut kunnt ſtillen.

Richter. Zu mehreren Perſonen haben Sie geäußert, daſs Ihr erſter Gedanke an den Straßl geweſen wäre.

Martha. Ja, das habe ich wohl geſagt.

Richter. Und daſs es Ihnen vorgekommen wäre, Sie hätten durch das Dickicht einen Mann huſchen geſehen.

Martha. Es iſt mir wohl ſo vorgekommen.

Richter. Und daſs Sie in der Geſtalt des Fliehenden den Straßl-Toni erkannt zu haben glaubten.

Martha (ſchweigt).

Richter. Können Sie mir das wiederholen?

Martha (mit einem tiefen Athemzug). Es iſt ſchwer.

(Pauſe).

Richter. Sprechen Sie.

Martha. Es iſt ſchwer ſprechen. In ſo einem Schreck und in der Angſt weiß man nit, was man ſieht und hört. Für gewiſs kann ich nichts ſagen. Ich kann nicht behaupten, daſs es der Straßl nicht iſt geweſen; aber — dieſer Mann, er kommt mir heute größer vor als die Geſtalt damals .... Mehr kann ich nit ſagen.

(Pauſe. Im Saal große Spannung.)

Richter. Liebe Frau. Sie ſind die Schwerbetroffene. Sie ſind der natürliche Ankläger deſſen, der Ihr Lebensglück zerſtört hat. Rufen Sie ſich in dieſem Augenblick das Geſchehnis auf dem Kreuzeck recht lebhaft vor die Seele. Wenn Ihnen jetzt, zu dieſer Stunde, vor Gott und dem weltlichen Gericht freigeſtellt wäre, dem Mann, der hier als Angeklagter vor uns ſteht, die Feſſeln abnehmen und nachhauſe gehen zu laſſen oder ihn ins Gefängnis zurückzuſchicken — was würden Sie thun?

Martha (macht einen Schritt gegen den Richtertiſch. Eine Hand auf der Bruſt, faſt leiſe ſprechend). Es iſt hart. Er hat ein krankes Weib und kleine Kinder. Sie ſind ſo arm. So verlaſſen ſind ſie und ſo zertreten. Alles iſt gegen ſie, alles. — Wenn ich mein Gewiſſen frage, ob ich ihn verdammen ſoll — (ſtockend).

Richter. Würden Sie ihn verdammen?

Martha (ſchüttelt das Haupt).

Richter. Sie würden ihn nicht verdammen.

Straßl (der mit vorgebogenem Haupte die Scene verfolgt hat, ſtöhnt nun auf. Man merkt an ihm ein Ringen mit ſich ſelbſt, plötzlich ſtürzt er aufs Knie, die gefeſſelten Arme aufhebend gegen Martha). Du Heilige! du Heilige! Wer biſt denn du? Deinen liebſten Menſchen hab ich umgebracht. Und du mir ſo! Und du mir ſo!

(Große Bewegung.)

Rufe im Gerichtsſaalpublicum. Geſtanden hat er's!

Murmeln der Geſchwornen. Geſtanden hat er's!

Richter. Eingeſtanden hat er's.

Straßl. Eingeſtanden hab ich's. — Jetzt iſt's vorbei. — Dem Haſs bin ich geſtanden, die Liebe wirft mich nieder. — Ihr Herren Richter! Ja, ich hab's gethan — ich leugne es nimmer.

Richter. Stehen Sie auf. Sie ſind geſtändig und werden nun ein volles Bekenntnis ablegen vor Ihrem

irdiſchen Richter, als ſtünden Sie vor dem Richterſtuhle Gottes.

Straßl (erregt). Ich weiß es wohl. Und ich ruf' es zum barmherzigen Gott: Ich bin der Mörder! — Aber ſo nit, wie ſie geſagt haben, ſo nit!

Richter. Beruhigen Sie ſich und erzählen Sie alles. Erleichtern Sie durch ein aufrichtiges Bekenntnis Ihr Herz.

Straßl. Ich bin ausgegangen um Wildbret. Das iſt wahr und kann's nit leugnen. Der Jäger iſt bei den Holzknechten im Karwald, hat's geheißen, ſo geh ich aufs Kreuzeck. Dort leg ich mich hin und denk: Heut iſt's nichts, es gibt zu viel Leut'. Da hör ich ſingen und verſteck' mich hinter einem Buſch. Steht der Jäger dort und ich kann nit mehr aus. Duck mich nieder und denk: Joſef und Anna, wenn er mich jetzt ſieht! Der Menſch iſt grob! — Da hat er mich ſchon. Sein Rohr auf mich und ſchreit, ich ſollt's Gewehr wegwerfen. — So ſteht's! denk ich, und wer vor dem Feind iſt, wirft kein Gewehr weg. Singt mir ſchon die Kugel am Kopf vorbei. — Haben noch eins, Canaille! ſchreit er. Ich nichts mehr denken als wie: Mein Leben gilt's! Fahr zur Wange, druck los ... Und ſo — ſo iſt's geſchehen. (Nach einer Pauſe auffahrend.) Hat das ſein müſſen? Iſt's meine Schuld, wenn ich leben will? Iſt's meine Schuld, wenn ich ſchwächer bin als ſie alle zuſammen, die wider mich ſind! Sie haben ſtarke Kameraden, haben an ihrer Seiten das Geſetz. Ich bin nichts als ein hilfloſer Menſch. Und daſs ich leben will, das iſt mein Verbrechen. Still hätt' ich ſollen verhungern, die laute Klag kunnt anderen den Appetit verderben. Ruhig hätt ich mich ſollen todtſchießen laſſen wie ein argloſes Thier im Wald. Am beſten wär's für mich, ihr Herren, am beſten wär's geweſen. Aber kann man das? Iſt einer in dieſem Saal, der mir's lernt, wie man mit der Waffe in der Hand ſich wehrlos umbringen läßt? — Es iſt eine Frage, wer hier zu richten hat, ihr oder ich! Was andere an mir haben geſündigt, an dieſem ſchuldloſen Weib hab ich's vergolten — und ſie verzeiht. Ihr zulieb verzeih' auch ich. Jeſus Chriſtus wird mir gnädig und barmherzig ſein!

Martha (wankt, als wäre ſie einer Ohnmacht nahe).

Richter (zu Martha). Setzen Sie ſich doch, liebe Frau.

Straßl. Dieſes Weib! — Das erſtemal, daſs ein Menſch den Fuß auf meinem Nacken hat und tritt nit nieder. — Wenn ich ſo was früher hätt' erlebt, es kunnt anders ſein. Du heiliger Gott! Jetzt ſeh ich's. — Dieſes Weib hat mich aufgeweckt, nit anders, als wie der Engel die Todten wird wecken am jüngſten Tag. Barmherzigkeit hab ich erfahren. Jetzt bin ich wieder Menſch. Oh, gar ſo ſpät! — Sterben müſſen, was liegt dran. Aber haſſend ſterben müſſen, das hätt' mich verdammt gemacht. — Selig, glückſelig, daſs ich wieder auf gleich bin mit euch, ihr böſen guten Leut! — Nur eine Gnad, nur noch eine. (Vor Martha mit gefalteten Händen aufs Knie niederſinkend.) Ich bitt um Verzeihung! Büßen will ich's mit Leben und Sterben. Nur meinem Weib thu's nit entgelten, meinen Kindern — ſie können nichts dafür .... (Kann vor Schmerz nicht weiterſprechen, birgt ſein Geſicht in die Arme.)

Martha (ihm liebreich die Hand auf die Achſel legend). Anton Straßl, muſst nit verzagen. Sei ſtandhaft. Das Urtheil, fällt es aus wie der Will, deine Familie wird nit verlaſſen ſein. Meine Kräfte ſind freilich gering, aber wenn man will, kann man viel. Das ſchwere Kreuz, das unſer Herrgott uns hat auferlegt, wir wollen es geduldig tragen und einander alles verzeihen. Wir alle ſind arme Sünder und werden um Barmherzigkeit flehen am Tage des Gerichts. — Und auch zum Troſt einer armen Seele faſs' ich zu dieſer Stund ein heiliges Fürnehmen, daſs ich alles will vergeſſen und deinen Leuten beiſtehen. Die Kinder ſollen

aufwachsen zu braven Menschen, sollen eine Heimat haben und nimmer verachtet sein. — Sei getröstet!

(Straßl bricht nun in heftiges Schluchzen aus.)

Staatsanwalt. Ich verlange die Verurtheilung des Mörders.

Vertheidiger. Was wir da eben gehört, davon bebt wohl jedem von uns das Herz. — Die Liebe warf ihn hin, so richte Liebe ihn wieder auf! — Das Recht sich zu vertheidigen, dieses ewige, allgemeine Menschenrecht — ihm ist es zur Schuld geworden. Dieser Angeklagte gehört zu jenen unschuldigen Schuldigen, die kein Sünder richten darf. Mit den Worten des Dichters bitt' ich für ihn um Gnad' und Huld. Wir wandeln selbst noch nicht den Weg des Lichtes. Auch uns ist jeder Tag ein Tag der Schuld, und jeder Tag ein Tag auch des Gerichtes.

Richter (feierlich). Nach dieser unvorhergesehenen Wendung haben wir nichts mehr zu sagen. Die unumwundenste Anklage und die einzig mögliche Vertheidigung liegt in seinem eigenen Geständnisse. — Barmherzigkeit ist ihm geworden, nun rufe ich die Gerechtigkeit!

(Vorhang fällt.)

An die Unduldsamen.

Wer an sich selber Liebe nicht erfahren
Und ernster Kämpfe jammervolle Pein,
Darf sich nicht rühmen: Alle seid ihr Narren
Und weise, tugendhaft bin ich allein!

Wer niemals noch im Feuer hat gestanden,
Der rufe nie: Die Kugel trifft mich nicht!
Und wer geschmachtet nicht in finstern Banden,
Der kennt die Sehnsucht nach der Freiheit nicht!

Sophie von Khuenberg.

Der Traum eines zum Tode Verurtheilten.

Von Armando Palacio Valdes.*)

Eines Morgens, als ich meine Wohnung verließ, schlug der scharfe, schneidende Klang einer Glocke an mein Ohr. Ich legte die Hand an den Hut und meine Blicke suchten den Priester, welcher das heilige Viaticum trug, aber ich konnte ihn nicht entdecken.

Dagegen fielen meine Augen auf einen schwarzgekleideten Greis, welcher eine silberne Medaille um den Hals gehängt trug; ihm zur Seite gieng ein Mann, der in der einen Hand eine kleine Glocke und in der anderen eine grüne Cassette trug, in welch letztere die meisten Vorübergehenden kleine Geldstücke warfen. Von Zeit zu Zeit wurde da und dort ein Fenster geräuschvoll geöffnet und eine weiße Hand warf einen in Papier gewickelten Gegenstand auf die Straße herab; alsdann bückte sich der Mann mit der Glocke, hob den Gegenstand auf, wickelte ihn aus der Papierhülle heraus und warf ihn sofort — es waren auch Geldstücke — in die grüne Cassette; bis er dann die Augen zu dem betreffenden Fenster erhob, war dieses schon wieder geschlossen.

Ich errieth den Zusammenhang.

Ein leichtes Zittern fuhr mir durch die Glieder und ich entfernte mich so schnell als möglich von der Stelle. Vergebens lief ich kreuz und quer durch die Stadt, um den Klang der verhängnisvollen Glocke nicht mehr zu hören, aber allenthalben begegnete die gleiche Scene meinen Blicken.

Ich bemerkte, wie die Vorübergehenden einander mit entsetzten Blicken betrachteten und mit geheimnisvoller Miene leise geflüsterte Fragen an einander richteten.

Die kleinen Zeitungsverkäufer schrien sich schon heiser mit dem Ausruf: „Das Salve, welches die Gefangenen dem Verurtheilten in der Kapelle singen."

Seitdem ich das Alter der Vernunft erreicht habe, weiß ich wohl, dass die Todesstrafe in unserem Lande existiert; trotzem hatte ich, wenn ich daran dachte, sie immer ungefähr in derselben Weise angesehen, wie etwa die Folter oder Scheiterhaufen-Verbrennung, d. h. wie Dinge, die zwar zur Geschichte gehören, aber ebenso auch zur Vergangenheit. Dies erklärt sich aus meinem fortgesetzten Aufenthalte in einer Provinz, in welcher glücklicherweise die Todesstrafe seit Jahren nicht mehr in Anwendung gebracht worden war. Ich wusste von der Hinrichtung eines Verurtheilten überhaupt nur einige wenige Einzelheiten, die mir Greise erzählt hatten, welche ich, während sie erzählten, unausgesetzt mit einem Gemisch von Staunen und Entsetzen betrachtete.

Ich erinnere mich noch, wie ich an einem kalten, regnerischen Herbstmorgen zu sehr früher Stunde meine Heimat verließ, um nach Madrid zu reisen. Ich nahm Abschied von meiner Mutter und beunruhigt, erregt wie noch nie zuvor in meinem Leben, eilte ich in Begleitung meines Vaters die Treppe hinab. Beide waren wir bis zu den Augenbrauen hinauf in unsere Mäntel gehüllt, theils um uns

*) Die obige Skizze ist dem neuerschienenen Buch Aguas Fuertes (Radierungen) des bekannten spanischen Romanciers entnommen.

vor der Kälte zu schützen, theils um vielleicht unsere Gesichter nicht sehen zu lassen. Dumpf erklangen unsere Schritte in den einsamen Straßen; das matte schwache Morgendämmern ließ die noch brennenden Laternen fast erscheinen wie Fackeln eines Leichenzuges und die Häuser, von deren Dächern einzelne schwere Regentropfen herunterfielen, schienen gleichsam über meine Abreise zu weinen.

Als wir ein Feld durchschritten, welches ganz am äußersten Ende der Stadt lag, sagte mein Vater: „Dies ist der Ort, wo die zum Tode Verurtheilten hingerichtet wurden."

Damals fühlte ich den gleichen Schauder durch meine Glieder rieseln, wie heute beim Anblick des Mannes mit der grünen Cassette. Wie war in diesem Momente mein Herz so weit davon entfernt, an jene Scenen des Schreckens zu denken! Den ganzen Tag hindurch blieb ich aufgeregt und unruhig und den ganzen Tag hindurch verfolgte mich der düstere Ton der Unglücksglocke. In Wahrheit könnte ich nichteinmal sagen, ob ich sie wirklich fortwährend hörte oder ob mir nur die Ohren klangen. Ich kaufte alle Berichte über die Verurtheilung und den Verurtheilten, die man in den Straßen verkaufte, und verschlang ihren Inhalt mit ängstlicher Spannung. Aber ich wagte es doch nicht, am Gefängnis vorbeizugehen und nach der Zelle des Verurtheilten hinaufzusehen, obwohl man mir gesagt hatte, dass eine ganze Menschenmenge sich dort befände. Dafür gieng ich mehrmals an dem Hause vorbei, in welchem seine Frau sich befand.

Dieses unglückliche Geschöpf war weit hergekommen, um Gnade für ihn zu erbitten, und logierte in einer kleinen, schmutzigen, elenden Hütte am äußersten Ende einer der Vorstädte von Madrid. Als es Abend wurde, fühlte ich mich so ermüdet, als hätte ich den ganzen Tag über schwer gearbeitet, obgleich ich doch in Wirklichkeit nichts gethan hatte, als zwecklos in den Straßen umherzulaufen; ich begab mich daher früh zur Ruhe. Lange konnte ich keinen Schlaf finden, wie das ja immer geht, wenn das Gehirn sehr thätig ist, und zwei oder dreimal, wenn ich bereits am Einschlafen war, wurde ich daraus wieder emporgerissen mit einem Ruck, ähnlich dem, den man empfindet, wenn man auf den Knopf einer elektrischen Batterie drückt.

Endlich gelang es mir aber doch einzuschlafen. Wie ich es im voraus befürchtet hatte, träumte ich natürlich die ganze Nacht hindurch von nichts als Schafott und Henkern, aber diese Träume waren sehr merkwürdig und bedeutsam; und darum schreibe ich sie hier nieder, wie schwer es mir auch wird. Ich träumte, ich würde eines schweren Verbrechens beschuldigt und die ganze Polizei von Madrid wäre hinter mir. Meine Listen und Ränke, sie von meiner Fährte abzubringen, waren zu Ende, als ich im vollen Laufe aus der Thüre von Santo Vincente herauskam und mir ein Nachtquartier in den Wäschespülbänken am Manzanares suchen gieng, wo ich mich völlig geschützt vor meinen Verfolgern glaubte.

Während ich dort aber lag und den Wäscherinnen zusah, wie sie ihre Wäsche auf die Leinen hiengen, fielen plötzlich der Präsident des Ministerrathes, der Präsident der „Katholischen Jugend", der Minister des Innern und der Justizminister über mich her, knebelten mich und führten mich ins Gefängnis. Der Minister des Innern machte den Vorschlag, mich an den Füßen dorthin zu schleifen, aber der Präsident der katholischen Jugend bemerkte, dass das meine Kleider ruinieren würde, so wurde denn der Vorschlag fallen gelassen.

Das Gefängnis war ein kolossales, finster aussehendes Gebäude, mit einer großen Anzahl vergitterter Fenster versehen, was mich trotz meiner Angst

und meines Schreckens sehr verwunderte, da ich mir eingebildet hatte, dass Gefängnisse immer sehr schlecht ventiliert sein müssen.

Man sperrte mich in ein rundes Kerkerloch, welches gar kein Fenster hatte, so dass ich mich in der denkbar undurchdringlichsten Dunkelheit befand. Kurze Zeit darauf wurde die Thüre weit geöffnet und ein Schließer erschien, der eine brennende Kerze in der Hand trug und mir mittheilte, dass sogleich der Richter und der Gerichtsschreiber kommen würden. Endlich erschienen diese beiden und ich war nicht wenig überrascht, in ihnen zwei Herren zu erkennen, mit denen ich jeden Abend im Café Suisse Billard zu spielen gewohnt war.

Sie stellten sich natürlich, als ob sie mich nicht erkannten, und begannen sogleich mich zu verhören, jedoch nicht ohne mir vorher einige Baisers offeriert zu haben, welche, wie sie sagten, meine Stimme klären sollten. Der Richter, welcher von den beiden die Rückzieher im Billard am besten machte, ließ mich eine ganze Anzahl Verbrechen eingestehen, eines immer furchtbarer als das andere, und machte dann seinem Begleiter ein sehr ausdrucksvolles Zeichen, indem er die Hand an seine Gurgel legte und zugleich die Zunge weit hervorstreckte. Ich deutete mir dies Zeichen in dem schlimmstmöglichen Sinne und versprach mir nunmehr keinen guten Ausgang meiner Angelegenheit.

Nach Verlauf von etwa zwei Stunden öffnete sich die Thüre meines Kerkers von neuem und der Gerichtsschreiber kam, mir mein Urtheil zu verlesen. Ich war zu nichts mehr und nichts weniger als zur Erdrosselung verurtheilt, aber da ich mich bei vollem Verstande befand, wurde mir die Gnade gewährt, den Tag meiner Hinrichtung selbst auszusuchen und festzusetzen. Da ich mich nun eigentlich für eine solch niederträchtige Todesart noch recht jung fand, hatte ich zuerst die Idee, diesen Tag bis auf einen undefinierbaren Termin hinauszuschieben, aber mein Zartgefühl hielt mich hievon zurück, und ich bat also, man möge mich am folgenden Tage hinrichten.

Das muss man zugeben — an Würde und Stolz fehlt es mir in meinen Träumen nicht. Nachdem ich somit den Moment meiner Hinrichtung fixiert hatte, blieb mir nur noch ein Gedanke, welcher mich völlig beherrschte, — der, mit Seelenruhe und Festigkeit zu sterben.

Nach der Aussage aller derer, die mich umstanden, zeigte ich in der That diese Haltung während der Stunden, die ich im Gefängnis zubrachte. Ich aß, ich schlief ruhig, und ich unterhielt mich sogar einige Augenblicke mit den Redacteuren von „La Correspondencia“.

In dieser Unterhaltung suchte ich von Zeit zu Zeit eine hübsche Phrase oder eine geistreiche Wendung anzubringen, damit sie in dem Zeitungsberichte erwähnt würde und damit das Publicum meinen Muth bewunderte.

Endlich kam der fürchterliche Moment, da ich den Weg nach der Richtstätte antreten musste, und ich that es mit der größten Kaltblütigkeit. Was mich aber dabei genierte, das war ein starkes Gefühl von Schande.

Ich erinnere mich, dass ich mich dicht an den Priester drückte, welcher neben mir gieng, und dabei rief: „Ah, um Gotteswillen, dass man mich nur nicht sieht — dass man mich nur nicht sieht!“

Merkwürdigerweise war mir bis zum Augenblick, da ich die Gefängnisschwelle übertrat, der Gedanke gar nicht gekommen, dass ich mich nun einer riesigen Menschenmenge gegenüber finden würde, und dass tausende von Augenpaaren sich mit dem Ausdruck der Verspottung oder Verachtung auf mein Antlitz heften würden.

Dieser Gedanke ließ nun meinen

Muth sinken — er war mir weitaus schmerzlicher als die Aussicht auf das Schafott. Ich fühlte wohl die Kraft in mir, dem Tode ins Angesicht zu sehen, aber zugleich fühlte ich auch, dass ich die auf mich gerichteten Blicke einer feindseligen oder neugierigen Menge absolut nicht ertragen könnte.

Beklommenen Herzens und halbtodt vor Scham überschritt ich die Gefängnisschwelle inmitten einer Schar von Priestern, Soldaten und Schließern. Ich wagte es nicht, meine Blicke vom Boden zu erheben, weil ich befürchtete, sonst ohnmächtig zu werden; aber die wahrhaft erschreckende, lautlose Stille um mich her veranlasste mich, dennoch aufzusehen. Welche Überraschung — welches Glück! Die Straße war menschenleer. Außer dem Zuge, der mich begleitete, war weit und breit auch nicht eine menschliche Gestalt zu erblicken. Die Balkonthüren und Fenster der Häuser, wie auch die Thüren und Läden waren sämmtlich fest geschlossen. Die Priester, Soldaten und Schließer blickten die Straße hinunter und wieder hinauf und sahen einander dann mit dem Ausdrucke großen Schreckens an. Der einzige Gegenstand, der in dieser Einsamkeit das Auge verletzte, war der elende und verhängnisvolle Karren, welcher mich erwartete. Bevor ich diesen bestieg, betrachtete ich den Himmel. Er erschien mir wie mit einem Wolkenschleier überzogen, doch war dieser Schleier so leicht, dass er den Himmel nicht gänzlich verdeckte — etwa wie ein Spitzensaum auf lichtblauem Untergrunde. Der heiße Blick der Sonne, welcher durch die Öffnungen in diesem Wolkengewebe herunterfiel, war der einzige neugierige Blick, der uns beobachtete.

Langsam setzte das Fuhrwerk sich in Bewegung. Ohne den Ermahnungen des mir beigegebenen Beichtvaters auch nur die geringste Aufmerksamkeit zu schenken, lehnte ich meine Stirn an das kleine Wagenfenster und ließ meinen Blick über die Straßen, die Thürme, Balkons und Fenster der Häuser schweifen.

Nichts; nicht ein menschliches Wesen in Sicht.

Außerhalb der Stadt bemerkte ich zwei Kinder, die athemlos auf eine offene Hausthüre zurannten, von welcher aus die Mutter sie rief. Bis wir aber an diesem Hause vorüber kamen, waren Mutter und Kinder bereits verschwunden.

Ein wenig weiter begegneten wir einem Manne, der einen Sack auf den Schultern trug; kaum erblickte er uns, so schwenkte er rechtsum, begann zu laufen und schlug schleunigst den Weg in eine Seitengasse ein, wo er bald unseren Blicken entschwand.

Endlich langten wir bei der Richtstätte an. Auf einem weiten Felde war das Schafott errichtet. Hier wuchs mein Staunen. Weder um das düstere Gerüst herum, noch auf dem ganzen weiten Felde war ein menschliches Wesen zu erblicken. Ich stieg die Stufen zum Blutgerüst hinan, pausierte aber bei jeder und blickte um mich herum, denn ich konnte das alles noch immer nicht begreifen. Der Himmel bot jetzt einen merkwürdigen Anblick. Sein Wolkenschleier war dichter geworden; sein dunstiger Spitzenüberwurf hatte einem grauen Vorhange platzgemacht, welcher das Himmelsgewölbe gleichsam hermetisch abschloss; die Sonne fand kein Löchelchen mehr, durch welches sie uns betrachten konnte. Aus der düsteren, traurigen Ebene, in welcher Madrid liegt, stieg ein durchsichtiger Dunst empor, welcher sich bis zu jener feinen, unbestimmbaren Linie hinzog, die den Horizont abschließt. Alle Gegenstände um mich herum erschienen undeutlich und schwankend, als hätten sie ihre Umrisse verloren, und die Lichtstrahlen drangen mühsam aus diesem Himmel von Watte hervor und verloren sich rasch wieder in der schwarzen, feuchten Erde.

In dieser dicken Atmosphäre, in der fast kein Laut zu hören war, athmete man wohl eine gewisse Ruhe ein, aber keine erfrischende, sondern eine erstickende Ruhe.

Ich wandte meine Blicke der Stadt zu. Es schien fast, als glitten die Lichtstrahlen über dieselbe hinweg, ohne in sie hineinzudringen; ihre tausende von kleinen Thürmchen hatten nicht die Kraft, den dunklen Schleier, der sie einhüllte, gänzlich zu zerreißen. Indem ich noch aufmerksamer hinsah, bemerkte ich, wie aus ihrem Busen heraus eine endlose Zahl kleiner Rauchsäulen langsam zum Himmel aufstiegen, welche sich in der Luft verbreiteten, vermischten und, immer weiter emporsteigend, den schon dichten Schleier, der die Sonne verbarg, immer mehr verdichteten. Diese Rauchsäulen veranlassten mich, an die Wohnungen zu denken, welche sich unter ihnen befanden, und in einem Augenblick ward es nun klar in mir.

An diesen rauchenden Herdfeuern lebten zahlreiche Wesen, welche weder die abscheuliche Neugierde empfunden hatten, in die Straße hinabzukommen, um mich vorbeiziehen zu sehen, noch die, jetzt das Schafott zu umringen, um mich sterben zu sehen. Ich fühlte mich darob in tiefster Seele ergriffen.

Wie ein Himmelslicht durchfuhr auf einmal tiefste Dankbarkeit mein Herz — wie ein berauschender Balsam, und die wenig irdischen Wünsche, die mich bis jetzt noch an das Leben gefesselt hatten, verschwanden nun völlig.

„O du Volk von Madrid", rief ich, mich gegen die Stadt wendend, „ich danke dir! Ich danke dir, du großmüthiges und zartfühlendes Volk, dass du nicht herbeigekommen bist, um das Schauspiel meines schmachvollen Todes zu genießen! Was hättest du auch dabei gewonnen, wenn du die Todeszuckungen eines Unglücklichen mitangesehen hättest? „Du hast nicht gewollt, dass dieser fürchterliche Moment mir durch die Schande und Schmach der Öffentlichkeit noch schrecklicher würde! Du bist zu gut, um der Gehilfe eines Henkers zu sein! Wenn du gekommen wärest, wenn du mit raffinierter Grausamkeit meinen schmachvollen Tod mitangesehen hättest, so schwöre ich dir, dass bei deiner Heimkehr deine Blicke nicht so ruhig gewesen wären, wie sie es heute sind, und dass die Küsse deines Weibes und deiner Tochter dir nicht so süß erschienen wären. Der Anblick meiner Verzweiflung hätte deinem Herzen die Ruhe genommen, ja, hätte für Stunden deinen Seelenfrieden vergiftet! Du hast es vermocht, diese brutale, grausame Neugierde zu bekämpfen, welche dich sehr leicht hätte veranlassen können, Zeuge meines Todes zu sein, weil du es wohl begriffst, dass, indem du mich erniedrigtest, du dich selbst erniedrigen würdest. Du bist menschlich und barmherzig gewesen, du hast die Achtung gewahrt, welche du deinem eigenen Herzen schuldetest. Ich danke dir, edles Volk, ich danke dir! Möge der allmächtige Gott dich für dein gutes Werk belohnen!"

Ein Thränenstrom entstürzte bei diesen Worten meinen Augen; aber es waren süße Thränen, wie die der Dankbarkeit es stets sind. Ruhiger und muthiger setzte ich mich endlich auf die verhängnisvolle kleine Bank nieder und betrachtete unausgesetzt die Stadt, welche eben anfieng, den Nebel zu zerreißen, der sie umhüllte, und die Liebkosungen der Sonne in Empfang zu nehmen.

Eine rauhe Hand bemächtigte sich plötzlich meines Kopfes, ein Schleier bedeckte meine Augen, ich empfand einen starken Druck an der Kehle, und . . . . ich erwachte.

Mein Hemdkragen würgte mich in einer fürchterlichen Weise. Schnell riss ich den Knopf auf und versank von neuem in tiefen Schlaf.

Das Rosenfräulein.

Eine Skizze aus dem Poetenleben von **Hans Malser.**

Fritz Rauschart hatte ein Lustspiel geschrieben. Der Mann war bisher nur als Lyriker bekannt und gefeiert gewesen. Den Jünglingen hatte er von Sehnsucht, den Frauen von Liebe, den Männern von Ehre gesungen. Als er Umschau gehalten nach einer Genossin, hatte er die Wahl unter den Jungfrauen der Stadt; sie liebten den Dichter, weil er ein hübscher Mann war, und liebten den hübschen Mann noch mehr, weil er ein Dichter war. Des Stadtbaumeisters Töchterlein hatte ihn herabgeholt von der Dachkammer und in ein stattliches, wohlausgestattetes Haus geführt. Sein Arbeitszimmer ward geschmückt mit sammtenen Sitzen, mit meisterhaften Ölgemälden. Das Gemach der jungen Frau ward geziert mit einer Wiege und einem Kindlein drin. Und dieses glückliche Heim war beschattet von Lorbeerkränzen, denn der Lorbeer war dem Herrn Fritz Rauschart lieber, als alle Blumen und Sträucher des Paradieses.

Nun hatte er ein Lustspiel geschrieben, welches benamset war: „Das Rosenfräulein." Die Theaterdirectoren der Stadt hatten sich überboten an Liebeswürdigkeiten und Versprechungen; der Dichter gab das Stück dem, der die vollendetste Aufführung und die größten Ehren zusichern konnte. Die Theaterkreise waren in Aufregung und schon tagelang vor der Erstaufführung waren die Plätze vergriffen.

Rauscharts Familienkreis bestand um diese Zeit in seinem Weibchen und seinem siebenjährigen Töchterlein Rickerl, welches er vor Liebkosungen manchmal fast erstickte.

Diesen beiden las er eines Abends in froher Laune das neue Stück vor. Frau Paulina war entzückt über dasselbe und äußerte nur *ein* Bedenken über den letzten Act. „Für diesen fürchte ich nichts", sagte der Dichter, „die Leute sind derlei bereits gewohnt worden und je naturalistischer heutzutage, desto sicherer der Erfolg. Der Hauptzweck des Dramatikers ist die Wirkung, der Erfolg, alle anderen Ziele sind nebensächlich."

„Du wirst ja rechthaben, Fritz", sagte sie, „ich freue mich darauf wie ein Kind." Und in der That, sie dachte voller Glückseligkeit an die Ehren, die der Abend bringen werde. Klein Rickerl, welches in seinem Bettchen hockend dem Vorleser zugehört hatte, jubelte in eitel Lustigkeit besonders über das Rothhöselein, wie der Lustigmacher hieß, der im Stück vorkam.

„Halte dich nur hübsch unter der Decke, Kind", mahnte die Mutter, „wenn bis zur Aufführung dein Husten heil ist, darfst du mit in die Loge kommen!"

Der Tag der Erstaufführung kam immer näher, aber der Husten ward nicht heil und der Arzt meinte, dem blassen Mägdelein thue das Bett besser als die Aufregung, die im Hause herrschte. Deshalb mußte Frau Paulina die Schneiderin und den Juwelenhändler in einem anderen Zimmer empfangen, deshalb konnte Herr Rauschart die Künstler, mit denen er angelegentlich zu thun hatte, nicht in seinem Hause sehen, denn die Herren haben so vernehmliche Stimmen und ein so lebhaftes Gebaren.

Beim Rickerl saß stets eine wohl-

gemuthe Kindswärterin, die dem Kinde kleine Geschichten vorlas, frohe Liedlein sang und von Stunde zu Stunde ein Silberlöffelchen voll Honigseim ihm zwischen die Lippen flößte. Die zarten Lippen waren schier rosenfarbig, — denn es gibt auch weiße Rosen. Aber manchmal nach den Anfällen des Krampfhustens lag es auf diesen Lippen wie kleine rothe Blütlein. Das Kind war in den letzten Tagen sehr brav geworden, es verlangte nicht mehr so aus dem Bette, es ließ die blaue Seidendecke ruhig auf sich liegen, sonst jedoch war es überaus aufgeweckt und wollte immer von dem „Rosenfräulein" hören, und wie das im Theater vorsichgehen werde.

Am Tage der Aufführung, als an allen Straßen die großen Plakate angeschlagen waren, in den Blumenhandlungen Sträuße und Kränze bestellt wurden, die Vornehmen der Stadt sich noch rissen um Plätze zum Festbankette, welches dem Dichter zu Ehren nach der Vorstellung gegeben werden sollte, als in den Zeitungsdruckereien schon die Besprechungen des neuen Stückes fertiggestellt wurden, so dass der morgige Tag noch ein größeres Ruhmesfest als der heutige zu werden versprach, trat Frau Paulina tiefbekümmert in das Zimmer ihres Mannes und begann vor ihm zu schluchzen.

Was das bedeute? Ob etwa gar die Aufführung verschoben sei? fragte Herr Rauschart erschrocken.

Davon habe sie nichts gehört. Aber es wäre vielleicht ein Glück, denn heute würde sie kaum ins Theater gehen können. Der Arzt habe zur Kindsfrau eine eigenthümliche Äußerung fallen gelassen. Der Abend sei ihr jedenfalls verdorben, und so wolle sie lieber daheim bleiben beim kranken Kinde.

„Beim kranken Kinde?" sagte Herr Rauschart. „Wenn Kinder, die im Winter husten, deshalb schon krank wären, da liefen wenig gesunde Kinder auf der Gasse herum."

„Meinst du, dass es nichts auf sich hat?"

„Natürlich nicht. Die Ärzte mit ihrer Wichtigthuerei und Angstmacherei! Es war überhaupt überflüssig, einen Arzt zu rufen."

„Du beruhigst mich, Mann."

„Wir wollen das Kind selber fragen."

Und als sie vor dem Bette der Kleinen standen, die aus dem schmalen Gesichtlein mit den großen Augen herschaute, und als sie fragten: „Wie geht es dir, Rickerl?" antwortete das Mädchen leise und traurig lächelnd: „Gut geht es mir."

„Nun also. Du bist ja unser liebes, kluges Kind", sprach Herr Rauschart, auf die Sackuhr blickend, es waren nur mehr eine Stunde und zwanzig Minuten bis zum Beginne der Vorstellung. „Sage einmal, Rickerl . . . Siehe, deine liebe, gute Mama geht so gerne ins Theater, sage, ist es dir unangenehm? Dann wird sie zuhause bleiben."

„Mama soll ins Theater gehen", antwortete das Kind. „Es wird schön sein! Es wird so schön sein! Mama wird mir dann vom Rothhöselein erzählen, nicht wahr?"

„Ja sicher, mein Kind, wir werden dir alles erzählen und ein anderesmal wirst du auch dabei sein."

„Bitte", hauchte das Rickerl.

„Dann muss ich aber schnell ans Toilettemachen gehen", sagte Frau Paulina, „es ist die höchste Zeit." Ein Freudenroth blühte auf ihren Wangen und eine Stunde später trat sie in weißen Seiden und Hermelin gehüllt in das Zimmer des Kindes.

Die Kindsfrau deutete mit dem Finger: Stille! Sie schlummert jetzt! — Auf den Zehenspitzen huschte Frau Paulina davon, um bald nachher am Arme ihres Gatten die Treppe niederzurauschen zum harrenden Wagen.

* * *

Als unser Paar an der Theatercasse vorüberkam, fluchte dort ein alter Cavalier. Fünfzig Gulden hatte er für einen Platz geboten und der Cassenwart hatte, den Schalter schließend, für dieses schöne Angebot nichts als ein bedauerndes Achselzucken.

Drinnen rauschte schon die Musik. Als der Dichter in der Loge erschien, erhob sich ein mächtiger Applaus. Bald gieng der Vorhang auf. Lautlose Stille, schon die ersten Scenen fesselten. — Fräulein Rosa, auch genannt das Rosenfräulein, liebt einen Lieutenant und verlobt sich mit einem braven Kaufmanne. Der Lieutenant ist arm und will sie entführen, der Kaufmann ist reich und drängt zur Hochzeit. Fräulein Rosa fleht den Geliebten um Geduld an, um nur so viel Geduld, dass sie ruhig den Kaufmann heiraten könne. Man ist entzückt über die liebenswürdige Schalkheit, mit der sie den Galan foppt, und das Rothhöselein, der dummverschmitzte Bursche des Lieutenants, besorgt die Heiterkeit. — Schon nach dem ersten und zweiten Acte wird der Dichter stürmisch gerufen, er verneigt sich in seiner Loge. Frau Pauline ist selig. Nach dem dritten Acte wächst der Beifallssturm so gewaltig an, dass der Director den Dichter holt und auf die Bühne führt. Da fliegen Blumen, bunte Bänder und Kränze durch die Lüfte, das Freudengeschrei ist großartig und Frau Paulina, die glückliche Gattin des Gefeierten, schluchzt vor Wonne, als sie sieht, wie er, der als dünnes schwarzes Gestaltlein auf der Bühne steht und sich nach allen Seiten mit der nöthigen Ungeschicktheit eines Dichters verneigt, von Blumen und Rosen fast eingemauert wird. Die Logenthür geht sachte auf. — Der Director kommt, um auch mich auf die Bühne zu führen, das ist ihr erster Gedanke, statt dessen ist es aber ihr Stubenmädchen, welches auf vieles Suchen nach der Loge die Nachricht bringt, das Rickerl habe wieder die heftigen Krampfanfälle.

„Armes Kind!“ sagte Frau Paulina, „die Kindsfrau soll ihm nur Honigseim reichen, ich komme bald, um nachzusehen. Das Stück ist in einer halben Stunde zu Ende.“

Das Stubenmädchen entfernt sich wieder. Solche Tage, wie der heutige, kommen selten, dachte Frau Paulina, man muss sie genießen, das Kind werde ich noch pflegen und liebhaben genug.

Herr Rauschart kam nicht mehr in die Loge, blieb hinter den Coulissen, damit er am Schlusse sofort wieder auf die Bühne treten könne. Der letzte Act begann. — Die junge Kaufmannsfrau Rosa nimmt die Casse ihres Mannes und entflieht mit derselben in Begleitung ihres Lieutenants. Unter einer frivolen Verhöhnung des Kaufmannes schließt das Stück. — Während dieser Vorgänge waren im Publicum verschiedenartige Meinungsäußerungen laut geworden, als der Vorhang fiel, hub ein Händeklatschen an, das aber sofort durch lebhaftes Zischen stumm gemacht wurde, um nun einem schrecklichen Spectakel Platz zu machen. Man zischte, man pfiff, man trampelte, man trommelte mit Fäusten auf den Brüstungen, man rief: „Dummes Stück! Nichtswürdige Komödie! Wer untersteht sich, uns so etwas zu bieten!“ Das Geschrei war so ohrenzerreißend, dass von der Gasse Feuerwehrmänner hereineilten, in der Meinung, es sei ein Brand zu löschen. — Frau Pauline war zur Thüre hinausgestürzt und irrte in den Gängen umher. Als die Leute aus dem Theater drängten, wandte sie ihr Gesicht der Wand zu, dass man sie nicht erkenne. Endlich fand sie eine Nebenpforte, nur für Feuersgefahr hergerichtet, durch die sie entkommen konnte. Wie ein gehetztes Wild huschte sie hinter das Theatergebäude in finsterer Nacht, um ihrem Manne zu begegnen, sie fand ihn

nicht, so eilte sie endlich laut weinend ihrer Wohnung zu.

Die Thüren derselben standen offen, in dem Zimmer hörte sie eine männliche Stimme, es war die des Hausarztes. Das Stubenmädchen kam der Frau schluchzend entgegen und mit dem Ausrufe: „Ach, gnädige Frau! ach, gnädige Frau!“ rang sie die Hände.

„Wisst ihr's schon?“ rief Frau Paulina, „ach, es ist eine schändliche Niederträchtigkeit!“

„Gehen Sie nur herein, gnädige Frau. Wie sie schön daliegt, gleich einem Engelein! Oh weh, das liebe Kind!“

„Was ist denn geschehen?“ fragte jetzt Frau Paulina.

Man führte sie vor das Bett des Kindes und hier lag, wie süß schlafend, nimmer hustend und nimmer lachend — das weiße Leichlein.

Frau Paulina schrie nicht auf, fiel auch nicht in eine Ohnmacht, einen Seufzerhauch that sie und eilte dann durch die lange Flucht der Zimmer. Im letzten, wo sie nicht mehr weiter konnte, sank sie händeringend zu Boden.

Das einzige Kind todt! Das Missgeschick im Theater war ausgelöscht, nach ihrem Manne schickte sie, dass er schnell nachhause komme. Der Bote kehrte mit der Nachricht zurück, Herr Rauschart sei nirgends zu finden und das Festbankett wäre abgesagt worden.

Frau Paulina warf ihren Mantel um und gieng hinaus auf die Straßen und Plätze, das erstemal in ihrem Leben bei eitler Nacht allein. Sie dachte an nichts, als ihren Mann zu suchen, zu begegnen; was sie zu ihm sagen würde, das wusste sie nicht — in ihrer Brust wüthete es arg. Ein Bekannter begegnete ihr — der Friseur, der wusste zu sagen, dass Herr Rauschart die Niedergasse entlang geeilt sei und auf Zurufe von Freunden keine Antwort gegeben habe. Die Niedergasse führte hinab zum Flusse.

Frau Paulina lief nun ebenfalls diese Gasse entlang; die Gegend wurde immer öder und düsterer und die wenigen Gaslaternen zeigten ärmliche Häuser mit ein paar Brotläden und Branntweinschänken. Durch die Glasthüre einer solchen forschte sie ganz unwillkürlich hinein, zerlumpte Männer und freche Dirnen trieben ihr Wesen im Dunstqualm, und im dunklen Winkel kauerte er, Glas um Glas in die Gurgel schüttend. Frau Paulina stürzte hinein und stand vor ihrem Manne.

Er wehrte ab: „Lass mich, ich will nichts mehr. Ich kann nicht mehr leben, ich kann nicht mehr! Die Schmach ist unerträglich. Sie sind meine Feinde, alle, alle, die ganze Stadt! Morgen Schadenfreude, Hohn, Schimpf in allen Blättern, in aller Leute Mund, oh, gräßlich, gräßlich!“ Die beiden Fäuste schlug er sich ins Gesicht.

Frau Paulina beugte sich auf den Kauernden nieder, legte auf seine Achsel ihre Hand und sagte fast ruhig: „Fritz, das alles ist nichts, das ist ein Spiel, der Erfolg wäre ein Spiel gewesen und der Misserfolg ist eins. Das vergeht wie Theaterschminke. — Fritz, ich weiß etwas anderes! — Unser Rickerl ist gestorben.“

Herr Rauschart ist nicht hinausgegangen zum Flusse. Der Schmerz hatte die Verzweiflung überwunden. Seinem Heim zu wandelte still und ernst das Ehepaar. Auf diesem kurzen Wege gieng in dem ruhmsüchtigen Dichter eine Veränderung vor, zu der andere eines halben enttäuschungsvollen Menschenlebens bedürfen. Mit allen Leidenschaften des Herzens nach Rauschgold gerungen und dieweilen das liebe Kind verloren . . .

Als sie in die Wohnung kamen, war diese belebt von Menschen. Aus derselben Stadt, welche vorher erbarmungslos wie ein Henker das Lustspiel gerichtet, waren nun Menschen

gekommen, welche treue Theilnahme hatten für das ſchwere Familienunglück, das hier eingekehrt. Das ſchöne blaſſe Rickerl hatte die kleinen Händchen gekreuzt auf der Bruſt und war bedeckt mit weißen und rothen Roſen.

Herr Rauſchart, als er ſo ſeinen Liebling wiederſah, that er einen dumpfen Schrei und unheimlich gellend lachte er auf: „Das Roſenfräulein!“

Im Abendgold.

Gedichte von Otto Sutermeiſter. *)

Mein Leben.

O junger Liebe ſüße Luſt!
Du Gattenſtolz, ihr Vaterwonnen —
Heil mir: noch in des Alten Bruſt
Rauſcht ihr, ein nie verſiegter Bronnen!

* * *

O Erdenleides bitt're Qual:
Du Trennungsſchmerz, ihr dunklen Stunden —
Seid mir geſegnet tauſendmal,
Daſs ich auch euch, auch euch empfunden!

* * *

Was ich gejubelt, was gegrollt,
Was mir der Himmel auserleſen —
Nicht um der Erde ganzes Gold
Wollt' ich, daſs es nicht mein geweſen.

Erbſchaften.

Wir ſind nie völlig unſer; nie
Der eignen Thaten ganze Thäter;
Halb ſind wir nur wir ſelbſt, halb wie
Uns vorgebildet unſre Väter.
Ein jeder hat ſein Ebenbild,
Ob zart und mild, ob rauh und wild
In einem Ahn aus fernſten Zeiten;
Und ob es war ein frommer Mann,
Oder ein Schalksknecht, ein Tyrann,
Es ſchwebt ſein Geiſt ihm ſtets zur Seiten
Und raunt ihm, hier wie Engelston
Und dort, als krächzt' ein alter Rabe:
„Du biſt mein Sohn, mein echter Sohn,
An dem ich Wohlgefallen habe!“

Geburtstags-Gedenken.

Da feiern ſie mit Liebesgruß
Mich heut, und Wiegenfeſt-Geſchenken;
Doch ich, o Mutter, Mutter, muſs
In ſtillem Jubel dein gedenken!

Dein iſt der Tag: Wohl hat dich hier
Mein irdiſch Auge längſt verloren;
Doch tief im Herzen wirſt du mir
Mit jedem Jahre neu geboren.

Du biſt ſchuld!

Daſs ich gern in blaue
Mädchenaugen ſchaue,
Dran ſind, Liebſte, d e i n e Augen ſchuld;
Weil die goldnen Wellen
Dir vom Haupte quellen,
Drum nur ſchenk' ich Blonden meine Huld.
Hätt' dein Kinn kein Grübchen,
Glaube ſicher, Liebchen,
Nicht gefiele mir's an andern ſo;
Wenn von Roſenlippen
Mich verlangt zu nippen —
Darum machten deine mich ſo froh!

Mit Gott hab' ich gerungen.

Mit Gott hab' ich gerungen
Des Tages für und für:
Ich will von meinem Leben
Dir ja die Hälfte geben,
Nur laſs mein Kind, o laſs es mir!

*) Aus der neuen gleichnamigen Sammlung Sutermeiſters. Frauenfeld. J. Huber 1891. Siehe Heimgarten Seite 557.

Nun hat er doch genommen
Mir meines Lebens Zier;
In meines Herzens Jammer
Klag' ich aus stiller Kammer:
Was soll, o Gott, dies Leben mir?

Doch willst du, dass ich lebe,
So leb' ich völlig dir;
Zu meinem Kinde fahren
Werd' ich in kurzen Jahren,
Denn nimmer kommt es, ach! zu mir.

Aus dem alten Jahr.

Aus dem alten Jahr, aus dem alten Jahr
Klingt ein Lied ins neue hinein:
Das was ich dir war, das was ich dir war,
Wird keins mehr sein!

Wohl von vorne geht's, wohl von vorne geht's
Wieder an mit Lust und Leid,
Aber anders stets, aber anders stets
In Ewigkeit.

Wohl die Schwalbe singt, wohl die Schwalbe singt,
Wie sie immer sang zuvor;
Aber anders klingt, aber anders klingt
Es dir ins Ohr.

Wohl die Rose blüht, wohl die Rose blüht,
Ändert Kron' und Farbe nie;
Aber anders sieht, aber anders sieht
Dein Auge sie.

Jedes junge Jahr, jedes junge Jahr
Macht um eins dich älter schon,
Und das jüngste gar, und das jüngste gar
Trägt dich davon.

Aus dem alten Jahr, aus dem alten Jahr
Klingt ein Lied ins neue hinein:
Das was ich dir war, das was ich dir war,
Wird keins mehr sein!

* * *

Wer ohne jegliche Beschwer des Geistes freies Reich durchmisst,
Gilt darum noch bei Gott nicht mehr, als wer sein Brot mit Sorgen isst.
Die Schwielenhand des ruß'gen Manns, der sonnverbrannten Bauerndirn,
Sie steht in ihres Schöpfers Dienst, wie die gefurchte Denkerstirn.

* * *

Ein jeder Reiche, der sein Gut nicht mit dem braven Armen theilt,
Trägt Mitschuld an dem Riesenkampf, dem heut die Welt entgegeneilt.

* * *

Einmal im Jahr ein reichlich Gericht
Macht nur lüstern die Armen;
Lieber sorgt, dass sie hungern nicht
Und dass sie im Winter erwarmen.

Gleichmacher.

Ewig beneidet ein niedriger Sinn den höher Begabten,
Während ein höherer just sich an dem höchsten erbaut.
Großes erkennt nur, wer etwas vom Großen selber an sich hat;
Wenn nicht erhaben der Geist, rührt ihn Erhabenes nicht.

* * *

Mögt immer euch messen Haupt an Haupt,
Mögt euch auch widersprechen;
Nach Zweierlei trachten ist Brüdern erlaubt,
Nur Zwietracht ist ein Verbrechen.

Jugendleben.

Bildet nur immer die Jugend fürs Leben; aber vergesst nicht,
Dass sie vom Leben ja selbst auch schon ein köstliches Stück.
Nicht um der Herbstfrucht willen allein erschließt sich der Lenzflor,
Grade der duftigste ja blüht nur, um eben zu blühn.

* * *

Stets spricht — und daran erkennt ihr ihn bald —
Der Pedant in zweierlei Zungen:
Zu den Jungen spricht er, als wären sie alt,
Zu den Alten, alt wären sie Jungen.

Der Dutzend-Philologe.

Sechs Sprachen hat er gelernt und gelehrt,
Doch gesprochen nichts, was der Rede wert.

---

* * *

Nein, was ihr immer mir sagt von beglückendem Wissen und Können —
Glücklich im Innersten ist nur, wer im Innersten gut.

* * *

Das Wahre ist nicht wahr, bewirkt's ein Gutes nicht;
Das Schöne ist nicht schön, wenn's Hohn dem Guten spricht.
Sprecht Wissenschaft und Kunst von Zucht und Sitte frei,
Und wieder neu ersteht uralte Barbarei.

* * *

Keines Menschen Gewissen
Ist völlig heil und gesund;
Wen es nicht quält mit Bissen,
Dem schläft es nur zur Stund.

* * *

Es lassen sich zum höchsten Ziel
Nicht gleich die Menschen lenken:
Die einen haben's im Gefühl,
Die andern müssen's denken.

„Mundus vult decipi."

Vertraue nie ganz eines Mannes Wort,
Es kann sich schmählich wenden über Nacht:
Mit Abscheu sprach mir mancher schon vom Mord,
Und hat sich schließlich selber umgebracht.

* * *

Nicht reif ist noch, wer nur Regierens sich befleißt,
Und kindisch schwach nicht, wer demüthig Großes preist.
Nur seine Kleinheit zeigt, der klein das Große nennt,
Und nur das eigne Nichts, der da für nichts entbrennt.

* * *

Wer über andrer Edelmuth von Herzen noch sich freuen kann,
Ist, was er immer sonst noch sei, selbst auch noch kein verlorner Mann.

* * *

Ein Prediger sein schon durch sein Beispiel nur;
Sich Frieden suchen, Andern Frieden geben;
Zum Gotteshaus erheben die Natur,
Zum Gottesdienst sein ganzes Sein und Streben;
Des Guten, Wahren, Schönen sein beflissen,
So ohne Furcht, wie ohne Falsch und List;
In Demuth doch sich hoch begnadet wissen —
O welch ein Segen solch ein Leben ist!

* * *

Die Feinde lieben heißt nicht: lieben Feindes Sünden,
Nicht: selbst dich geben preis und dich dem Feind verbünden.
Es heißt: das Unrecht nicht ihm thun, das er dir thut,
Besiegen seinen Hass durch deinen Edelmuth;
In ihm des Guten Trieb, den unterdrückten, schwachen,
Durch deines Beispiels Macht zum Leben neu entfachen.

* * *

Neue Münzen dürfen prägen
Große nur von Rechtes wegen:
In dem Staat die Majestäten,
In der Sprache die Poeten.

* * *

So ist die Welt voll Widerspruch
In ihren Thaten und Zügen:
Malt einer getreu sie in ein Buch,
So scheint er tüchtig zu lügen.

Dichten und Dichter.

Was aufzuhellen dem Verstand
Die Wissenschaft umsonst sich müht,
Das zaubert klar mit Feenhand
Die Poesie vor dein Gemüth.

Glosse.

„Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichnis,
Das Unzulängliche
Hier wird's Ereignis —"
Selber der Feinheit
Dieser Bemerkung
Gibt Reim-Unreinheit
Neue Bestärkung.

Kosmos.

Ihr meint, der Kosmos, den ihr schaut, die Welt voll Harmonie,
Von selbst hat sie sich so erbaut, ein Zufall zeugte sie?
Dann haben auch zufällig einst die Lettern sich gefunden
Und aus dem Setzerkasten sich zu Goethes „Faust" verbunden.

Geiſt.

Ihr glaubt an manchen großen Geiſt, der
alle andern heut bezwingt,
Und an den heil'gen glaubt ihr nicht, der
ſchon Jahrtauſende umſchlingt?
Und an den ew'gen glaubt ihr nicht, der
alle Welt und Zeit durchdringt?

Conſequenzen.

Gebt acht, ſo wird's in Bälde kommen:
Aufſchreien wird die arme Herde:
„Ihr habt den Himmel uns genommen,
So gebt uns nun dafür die Erde!“

Wer weiß!

Blond war mein Haupt, als einſt der Arzt
verhieß: „Die Wende
Des Jahres naht und mit ihm, Freund,
deines Lebens Ende.“
Mein junges Herz erſchrak; ſchon fühlt' ich
Todesſchweiß:
Krank war der Leib, doch ſtark ſprach mir
der Geiſt: Wer weiß!

Grau iſt das Haupt mir heut und eine
Stimme ſpricht:
„Ein Hügel, Pilger, naht, da drüber
kommſt du nicht.“
Doch ruhig ſchlägt mir heut das Herz bei
dem Verheiß;
Denn ob auch müd der Leib, ſtark ſpricht
der Geiſt: Wer weiß!

* * *

Nicht weil vollkommen ich ſei, erhoff' ich
unſterblichen Lohn mir;
Nein, weil ich hier es nicht bin, hoff' ich
und glaub' ich ein Dort.

Mein Weg geht weiter!

Da brichſt du, der du tauſendmal
Auf hohem Berg, im tiefen Thal
Mit mir gewandert auf und ab,
Du lieber, alter Wanderſtab —
Da brichſt du endlich mir entzwei
Und alles Wandern iſt vorbei —
alles vorbei?
Dir, der ſo gedient mir hat,
Wie gönn' ich dir die Ruheſtatt,
Mein freundlicher Begleiter —
Mein Weg geht weiter!

Einſt brichſt du, der ſo manches Jahr
In Glück und Freud, in Noth und Fahr
Mich treulich ſtets begleitet hat,
Mein Erdenleib, ſo müd und matt —
Einſt brichſt du endlich auch mir ein
Und alles ſoll zu Ende ſein —
Zu Ende ſein?
Dir, der ſo treu gedient mir hat,
Wie gönn' ich dir die Ruheſtatt,
Mein freundlicher Begleiter —
Mein Weg geht weiter!

(Nach Pascal.)

Wie Poeſie nur den bewegt,
Der Poeſie ſelbſt in ſich trägt,
So fühlt auch Gottes Liebe nur,
Wer ſelber göttlicher Natur.

* * *

Wohl mancher Doctor der Theologie
Iſt weiter von Gott entfernt,
Als viele, die ihr Lebtag nie
Den Katechismus gelernt.

Kirche.

Und kehrſt du auch in hundert Tempel ein
Und in dein Herz nicht, wird's vergeblich
ſein.

* * *

Es läßt des Chriſten Sonntagspflicht
Sich in zwei Worte faſſen:
Kann er erbauen ſelber nicht,
Muſs er erbauen ſich laſſen.

* * *

Er ſpricht: Von Glocken laſs ich nicht
Mich in die Kirche commandieren.
Jedoch zur Tafel macht den Wicht
Die Speiſeglocke flugs marſchieren.

Haus- und Seelenapotheke.

Zwar liebt ein Arzt nicht, daſs im Haus
Sich ſelber helfen auch die Kranken,
Und auch der Pfarrer möchte ſich
Für Laienpredigten bedanken. —

Ich aber möcht' in keinem Haus,
Wo nur der Arzt curierte, leben;
Und auch die Seele möcht' ich nicht
Nur in die Cur dem Pfarrer geben.

Christus.

Kleiner nur werden, je mehr ihr sie messet,
die Großen der Erde;
Doch an des Göttlichen Geist scheitert der
Messenden Maß.

Apostaten.

An tausendfält'gem Christenruhm
Gehn sie vorüber blind und stumm;
Doch schaffen Pfaffen oder Laien
Hier etwas schief, dort etwas krumm,
Gleich fangen alle an zu schreien:
Seht, seht da euer Christenthum!

Perfugium humanitatis.

Als verzehrt von niedrer Sinne Gluten,
Schwand der edlen Hellas Kunst und Ruhm,
Rettete den Kern des ewig Guten,
Ewig Schönen nur das Christenthum.

* * *

Wenn der Jetztzeit riesige Stoffgedanken
Münden einst in Sittenbarbarei,
Macht den Geist von aller Stoffe Schranken
Erst der Geist des Christenthumes frei.

Mein Lebensgang.

Von Hans Grasberger.*)

Ich erscheine als am 2. Mai 1836 geboren und getauft; nach mütterlichem Gedenken habe ich aber am 1. Mai an einem Sonntage das Licht der Welt erblickt. Dass ich Gras- und nicht Graßberger schreibe, beruht auf einer Weisung meines Vaters, der mir auch mittheilte, dass diese Grasberger einst ein Wappen geführt und die Werke im Thörlgraben besessen. Ich habe diesen abweichenden Angaben nie näher nachgeforscht. Dass ich mich bald nach den Studentenjahren Hans schrieb, langes Haar trug und nach einem weichen, breitkrempigen Hut griff, hat mir für längere Zeit die polizeiliche Aufmerksamkeit zugezogen. Mein Vater Josef war Weißgärber, ein Gewerbe, das damals, als man sich noch vorwiegend „irchen" gewandete, eine größere Bedeutung hatte als heutzutage; er hatte in Graz, in verschiedenen Klöstern, im Salzburgischen gearbeitet, ehe er sich in Obdach niederließ. Den Apotheker Grasberger in der salzburgischen Vorstadt Mülln bezeichnete er mir ausdrücklich als nahen Verwandten, den ich auf meiner ersten größeren Ferienwanderung 1854 ja aufsuchen sollte. Ich stellte mich diesem Herrn Onkel in seiner Officin auch vor, mit einem stolzen Zeugnis mich ausweisend; als derselbe aber, wie um mich auf die kürzeste Weise abzufertigen, in die Geldlade griff, zog ich mein Papier wieder an mich und sagte, kehrt machend: „So war's nicht gemeint!" Seither hab' ich mich um meine reicheren Verwandten nicht mehr gekümmert, wie auch sie nicht um mich. Um 1816 sollen meine Eltern geheiratet haben und nach Ob-

*) Der deutsch-österreichische Dichter Hans Grasberger ist im Verhältnisse zu seinen literarischen Leistungen bisher noch viel zu wenig bekannt. Er lebt in bescheidener Zurückgezogenheit in Wien und war erst nach wiederholten Einladungen zu bewegen, für den „Heimgarten" eine autobiographische Skizze zu schreiben. Nach unserer Meinung haben solche Selbstschilderungen einen größeren Wert, als fremde biographische Arbeiten, die zumeist nach zusammengestoppelten Notizen handwerksmäßig gemacht werden. Jeder weiß selbst am besten, was er erlebt hat, und der sich selbstkennende Schriftsteller wird uns in wenigen Zeilen über sich mehr sagen, als der Literarhistoriker in langen Aufsätzen, die oft sehr geistreich sein mögen, aber der Individualität entbehren, zu sagen pflegt. Würden bedeutende Charaktere also sich offen und redlich selbst beschreiben, es wäre für Literatur und Leser ein großer Gewinn. Die Red.

dach gezogen sein. Sie hatten daselbst ein bürgerliches Anwesen und ist mir als dasselbe das heutige Nagelschmiedhaus am Bach bezeichnet worden. Feuer- und Wasserschäden sollen sie aber um ihre Habe gebracht haben, so dass sie früh verarmten, ihre Selbständigkeit verloren und „Einwohnerleute" wurden. Fortan brachte sich der Vater als Anstreicher, Aushilfsarbeiter, Taglöhner fort; dass er aber gelegentlich auch Heiligenbilder auf Glas malte, derlei Glasbilder ausbesserte, dass von ihm noch heute ein Herz Jesu-Aquarell vorhanden ist und dass er als Erzähler oder „Lügner" da und dort die langen Winterabende verkürzte, wie er auch Schützenscheiben und Transparente fertigte, das darf vielleicht nicht unerwähnt bleiben. Er mag an die 60 Jahre alt geworden sein; ich erfuhr seinen Tod am Ausgange meiner Studienzeit in Wien. Meine Mutter Anna war eine geborene Reinerin; sie hatte beim Patrimonialgericht Authal auf dem Murboden ein kleines Erbe zu erheben und blieb trotz vieler Wanderungen dahin der Meinung, dass sie nie völlig zu dem gelangt sei, was ihr gebührte. Sie starb mit 92, ihrer eigenen Aussage nach mit 94 Jahren. Noch als Achtzigjährige ließ sie die Nadel nicht rasten, Bettdecken abstoppend nach Zieraten, die sie sich selbst mit der Kreide auf den Stoff vorgezeichnet hatte. Sie war arbeitsam, frohmuthig, gern gelitten, redegewandt, und ihre Laune, ihr Witz hat selbst in ihrem hohen Alter nicht versagt. Wenn ich Mundartliches dichtete, achtete ich im Geiste immer auf Sang und Klang und Ausdrucksweise meines lieben Mütterchens, das eben nur zur Noth Gedrucktes lesen konnte. Von zehn Kindern war ich das vorletzte; der ältere, Alois, ist 1849 in Italien, der jüngere, Romuald oder Roman, 1866 bei Chlum gefallen; von den übrigen Geschwistern habe ich keine Erinnerung.

Als Knabe trieb ich mich lieber beim „Pirner-Bäcken", meinem Pathen, als daheim herum, obwohl ich mit der Mutter oft auch in den Wald „Holz klauben" gieng. Halterbub war ich in den Vacanzen. Die Trivial-Schule behielt mich länger als nöthig; im „Ehrenbuch" stand ich obenan; der Cooperator P. Meinrad lieh mir Bücher, und die Rittergeschichten von Cramer, Spieß und Lafontaine verschaffte ich mir um Ministrantengroschen aus dem nahen Judenburg. Der musikeifrige Schulmeister Franz Swoboda lehrte mich, wie andere Kinder, singen, Triangel- und Tschinellenschlagen und auch Waldhornblasen, so dass ich anno 1848 und 1849 mit Rudolf Falb in der „Banda" der Obdacher Nationalgarde meinen Mann stellen konnte.

An einem Octobertage 1849, da gerade im Ort ein Kalb mit drei Hörnern zu sehen war, bestiegen ich, der ältere, und Falb das Steirerwagerl, das uns unter dem Schutze des guten dicken Herrn Schulmeisters als Sängerknaben ins Benedictinerstift St. Lambrecht brachte. Nun, als Sänger und Musiker leistete ich wohl wenig — „unsicher im Treffen, gemüthlos im Vortrage"; aber das Studieren machte mir so wenig Schwierigkeiten, dass mir meine geistlichen Lehrer beispielsweise in einem Jahre über die dritte, vierte und fünfte Schule hinweghelfen konnten. Nach vierjährigem Aufenthalte im Kloster konnte ich in Klagenfurt die Aufnahmsprüfung für die siebente Lateinschule bestehen. Die Convictszeit ist mir ein lichtes, freundliches Erinnerungsgut; Lehrern wie P. Odilo und P. Justus zolle ich dankbares Gedenken; Conrad von Forcher, Landesgerichtsrath Iberer, P. Benno, jetzt Hofmeister des Stiftes, sind mir seither Freunde geblieben; wir Convictsjungen hatten unser eigenes Papiergeld (§ 1 „Die Bank ist eine — Republik"), unsere Fehden, Fehmen und Gastereien; tolle Streiche, bei

denen nichts Böswilliges mitunterlief, wurden gelinde bestraft; wir bekamen kein gehässiges Wort gegen Welsche oder Andersgläubige zu hören und ich durfte — Verse machen, die an Prüfungstagen mitunter sogar herumgezeigt wurden, auch Liebesgedichte, „aber nicht früher, als bis ich wüsste, was Liebe sei".

In Klagenfurt beendete ich das Gymnasium, die Reife-Prüfung mit Auszeichnung bestehend. Einen Rückhalt fand ich da an dem studentenfreundlichen Hause des Stadtphysicus Dr. Adam Birnbacher, dessen edle Gattin mir in der Folge den Weg nach Wien bahnte. So kam ich auch zu Freitischen und Lectionen. Bücher über den Schulbedarf hinaus liehen mir Professor Karlmann Flor von St. Paul und der spätere Fürstbischof Peter Funder. Ich lernte das kärntnerische Volkslied kennen und lieben — daher so manche Anklänge daran in meinen mundartlichen Schriften.

Wien betrat ich am 3. October 1855. Ich hörte Jus ohne sonderlichen Herzensdrang, doch war ich kein schlechter Student und die theoretischen, die geschichtlichen Fächer hatten viel Reiz für mich. Freundliche Aufnahme fand ich in den Familien des Theehändlers Carl Trau, des Oberfinanzrathes v. Hausegger, des Directors v. Plenker, des Kaufmannes Franz Breither, der in der conservativen Welt eine hervorragende Rolle spielte, und anderer Gönner. Der Letztgenannte war ein Bruder des Lambrechter Geistlichen P. Rudolf, der mich getauft hatte; er vermittelte meine Theilnahme („gleichsam an seiner statt") an der österreichischen österlichen Pilgerfahrt nach Jerusalem 1859; er nahm meine Reisebriefe in sein Tagesblatt „Österr. Volksfreund" auf; er machte mich zum Mitarbeiter, ja selbst zum Leiter dieses Organes — ein Verhältnis, das über 1864 hinaus gedauert hat. Im Jahre 1859 erschienen auch meine ersten Gedichte, enthalten in dem von Wiener Studierenden herausgegebenen „Album zur Schillerfeier". Nach der Orientfahrt kam ich zunächst als Hofmeister und Concipient ins Haus des Advocaten Dr. Wolfgang Tremmel; aber ich schickte mich schlecht in die Kanzleipraxis, so dass ich bald lieber ganz der Tagesschriftstellerei angehörte. Ich hab' es demnach auch nicht völlig zum Doctor gebracht. 1865 und 1866 gehörte ich der Redaction der „Presse" an. Ich wollte heiraten, aber ehe es dazu kam, war ich wieder ohne Stelle. Dreimal hab' ich mich auf Grund meiner „Sonette aus dem Orient" und anderer schriftstellerischer Anläufe um ein Dichterstipendium beworben, aber vergebens. In den ersteren Monaten von 1867 beredete mich der mir wohlwollende Dichter Carl Beck zu einer gemeinschaftlichen Fahrt nach Italien. Das machte sich überraschend leicht; die Regierung gab mir als gewesenem „Volksfreund"-Redacteur einen Vorschuss von 300 fl. auf Berichte, die ich für die „Wiener Zeitung" schreiben sollte, und auch andere Blätter versprachen, ihre Spalten meinen Reisebriefen zu öffnen. Ich strebte denn auch bald weiter, als meinem Reisegefährten lieb war; ich trennte mich in Venedig, besah mir Bologna und Florenz, verweilte in Rom, drang nach Neapel vor und blieb sieben Monate aus.

Die zweite Romfahrt erfolgte schon im nächsten October; ich weilte über ein Jahr in der ewigen Stadt, schrieb für ein Halbdutzend deutscher Blätter und ließ mir's sauer werden. Nachdem ich so bereits die Centenar- und Canonisationsfeier, sowie die Garibaldinische Invasion miterlebt hatte, traf ich daselbst zum drittenmal, und zwar als Concilsberichterstatter der „Presse" ein. Auch das war ein anstrengender und heikler Dienst. Im Jahre des Krachs und der Wiener Weltausstellung war ich neun Monate lang in Italien, und anlässlich der slavischen Pilger-

fahrt sah ich die Siebenhügelstadt wieder.

Dies meine italienischen Wanderjahre. Die freie Zeit widmete ich Kunststudien; zunächst hatte mir's die Malerei, sodann die Architektur, und zuletzt erst die Plastik angethan. Mit Künstlern verkehrte ich viel und gern, in den Ateliers war ich wohl gelitten, aber das ungebundene Leben machte ich nur wenig mit, denn ich hatte mein Herz in Wien zurückgelassen; es gehörte einer selbständigen Frau, die nach der Wanderschaft mir eine sorgsame Hauswirtin geworden und trotz allem Wandel eine edle Freundin geblieben ist bis zu ihrem letzten Athemzuge. In Rom begann ich meine Nachdichtungen der „Rime di Michelangelo", von Franz Liszt ermuthigt und unterstützt.

1871 war ich überflüssiger Kriegscorrespondent der „Presse"; ich sollte mich nämlich ausschließlich auf deutschem Boden herumtreiben. 1873 erschien mein „Carneval der Liebe" — der naive Mensch hatte ja doch auch schon manchen Tiefblick ins gesellschaftliche Leben gethan. Ich hatte nun als Kunstreferent und Feuilletonredacteur der „Presse" einen ruhigen Dienst. Da mir aber die nationale Bedrängnis nicht gleichgiltig bleiben konnte, verließ ich das genannte Blatt im Jahre 1883, als Kunstreferent bei der „Deutschen Zeitung" eintretend. An förderlichem Umgang hat es mir in Wien nie gefehlt; Ferd. Kürnberger, Friedr. Uhl, C. Oberleitner, Ludwig Speidel, Carl v. Thaler und in früherer Zeit der Componist Winterberger, der Dramatiker Schneegans, die „Wartburg-Brüder" u. A. haben mit mir verkehrt. Deutschland habe ich zumal auf verschiedenen Ausstellungsfahrten kennen gelernt. Was jetzt noch mein Leben verschönt oder erfreut, gehört nicht hieher.

An die fünfzehn Jahre hatte ich die heimatlichen Berge nicht wiedergesehen. Als in den Ferienmonaten 1876 Steirisches, Kärntnerisches mir aufs neue traut zu Ohren klang, kam etwas zum Durchbruch, das ich in mir gar nicht vermuthet hatte — meine Dialectpoesie, ein Tribut, den ich der lieben Heimat zollte! Und auf diesem Gebiete ist mir Roseggers Zuspruch zustatten gekommen.

Ähnlich wollen alle meine Schriften aufgefasst sein: als Dank an das Leben, soweit es mich berührt hat, als Dank an den Boden, darauf ich Gastfreundschaft gefunden. Die „Sonette aus dem Orient", die Novellen „Aus der ewigen Stadt", die Geschichten „Auf heimatlichem Boden" sprechen dies klar und offen aus. Anderes begreift sich unschwer daraus, dass meine Denkweise mehr geschichtlich als philosophisch, meine Anschauung mehr realistisch als idealistisch und mein Wesen mehr hingebend als selbstsüchtig, mehr beschaulich als thätig ist. Ob, was das Pult birgt, bei meinen Lebzeiten noch ans Tageslicht gelangen kann, weiß ich nicht. Ich darf mich eines arbeitsamen Lebens rühmen, sowie auch, meinen Namen nie feilgeboten oder preisgegeben zu haben. Das Übrige steht in Gottes Hand.

Etwas vom Buchmacher-Handwerk.

Zweimal sucht der gewissenhafte Leser nach, ob es im Titel nicht Tuchmacher-Handwerk heißen soll. Nein, es heißt Buchmacher-Handwerk und hat damit seine Richtigkeit. In Deutschland und Deutschösterreich sollen alljährlich an 14.000 Bücher gemacht werden, heißt es; nehmen wir an, dass jedes im Durchschnitte in einer Auflage von 500 Exemplaren erscheint, so wären das sieben Millionen Stück Bücher. Das ist viel. Aber, lieber Freund, Hüte, Hemden und Stiefel werden noch weit mehr gemacht des Jahres! Und das Buch ist doch ein Bedürfnis geworden, so gut wie das Taschenmesser, die Stahlfeder, die Augengläser u. s. w.

Es gibt zwar auch Bücher, die nicht gemacht werden, sondern die vielmehr entstehen, wachsen, Werke der Schöpfung sind wie eine Blume, wie ein Vogel, wie ein Löwe. Das sind die Werke der Dichter, von diesen soll hier eigentlich die Rede nicht sein. Die literarischen Dilettanten, die Dichterlinge aber — und solcher gibt es in Deutschland allein gegenwärtig mindestens 12.000! — müssen wir schon miteinbeziehen in die Gilde, von der hier die Rede sein soll. Sie gehören, soferne sie Bücher schreiben und drucken lassen (zumeist hauptsächlich zu dem Zwecke, um sich Geld zu verdienen) zum Buchmacher-Handwerk. Und gerade diese Meister, Gesellen und Lehrlinge wird es außerordentlich interessieren, wenn wir sagen, dass ein Buch erschienen ist, in welchem man das Büchermachen lernen kann, und zwar lernen vom ersten Federstriche an bis zum verkauften Exemplar. Dieses Lehrbuch heißt: „Das Buch. Technik und Praxis der Schriftstellerei. Handbuch für Autoren von J. H. Wehle". (Wien. A. Hartleben.) In demselben wird genau vorgeschrieben, wie man die Gedanken zu formulieren, die Verse zu schmieden, die Romane zuzuschneiden, die Dramen zu bauen hat; es wird dargethan, wie das Manuscript beschaffen sein muss, wie man einen Verleger sucht, mit demselben und mit der Buchdruckerei verkehrt. Dann folgen Instructionen über das Geschäftliche des Verlegers, des Büchermarktes, und als Anhang die bestehenden Reichsgesetze und Verträge für die literarische Production.

Zwei Capitel stibitzen wir aus dem Buche heraus (der Verleger erlaubt's schon!), und zwar solche, die auch für wirkliche Schriftsteller und Dichter passen und unsere literaturbeflissenen Leser und Leserinnen recht interessieren werden.

Der Verkehr mit dem Verleger.

Ein Buchwerk entsteht entweder durch eine vom Verleger angeregte Idee oder infolge des schöpferischen Gedankens des Autors. Im ersteren Falle ist es der Verleger, der anregend und befruchtend auf den Autor einwirkt. Er findet, dass irgend ein Werk einem Bedürfnis entgegenkomme, oder dass ein specieller Verlagsartikel günstige Absatz-Chancen verspreche. Er sucht dann in schriftstellerischen Kreisen nach dem Mann zu der Idee, nach jenem Autor, dessen literarische Individualität sich zur Ausführung des Werkes am besten eignet, oder wenn es ein Sammelwerk ist, jene Fachmänner, deren Fähigkeiten und Kenntnisse gediegene und zweckentsprechende Durchführung des Werkes verbürgen. In diesem Falle ist es meistens der Verleger, welcher

in mehr oder weniger bestimmten Umrissen den Plan des Ganzen aufstellt, den Umfang festsetzt u. s. w. Der Autor ist dann in der angenehmen Lage, sich ausschließlich seiner schriftstellerischen Aufgabe widmen zu können. Alles andere bestimmt der Verleger allein oder in gemeinsamer Berathung mit dem Autor. Dem letzteren kommt hierbei die reiche Erfahrung des Verlegers zugute, der ihm die einzuhaltende Richtschnur angibt und im vorhinein die Mängel bezeichnet, welche bei der Ausführung zu vermeiden sind.

Anders ist es, wenn die Idee vom Autor ausgeht. Er empfindet das Bedürfnis, dem Publicum oder einem speciellen Kreise desselben, den Fachgenossen, Schülern u. s. w. irgend etwas mitzutheilen, sei es eine Schöpfung seiner Phantasie, eine neue Erfindung oder Entdeckung, die gesammelten Erfahrungen auf einem speciellen Gebiete der Industrie, der Wissenschaft u. s. w. Das Ganze ist in seinem Kopfe fertig und braucht nur zu Papier gebracht zu werden. Aber um sein Werk dem Publicum zugänglich zu machen, bedarf er eines Mittelmannes. Mit dem Drucken allein ist es nicht gethan. Gegen entsprechende Bezahlung übernimmt wohl jede Druckerei die Herstellung der gewünschten Auflage. Aber dann ist das Werk nur vervielfältigt, nicht in Verkauf gebracht. Wenn er auch den Druck aus eigenen Mitteln bestreiten wollte, ist er noch immer zum Zweck des Vertriebes auf die Vermittlung des Verlegers angewiesen, der das besitzt, was ihm und dem Drucker fehlt, den Vertriebsapparat. Also selbst dann, wenn der Autor das Risico des Verlagsgeschäftes auf sich nimmt, wenn er die Kosten des Druckes bestreitet, wird er der Hilfeleistung des Verlegers nicht entrathen können. Die Theilung der Arbeit hat sich auch auf dem Gebiete der literarischen Production als vortheilhaft für alle Theile erwiesen, namentlich aber für den Autor, der dadurch die Sorge um den Vertrieb und das Risico der Herstellung auf den Verleger überträgt.

Es entsteht nun die Frage, ob der Autor, sobald er die Idee zur Herausgabe eines Werkes gefasst, sofort mit dem Verleger in Verkehr treten soll? Wenn er am Sitze des Verlegers wohnt und mit demselben in geschäftlicher oder geselliger Verbindung steht, dann kann eine solche gesprächsweise Erwähnung keinesfalls schaden. Der Verleger wird ihn dann aufmuntern, die Idee detaillierter auszuarbeiten, oder er wird ihn abmahnen, oder er wird sich das Urtheil vorbehalten, bis ihm ein übersichtlicher Plan des ganzen Werkes vorliegt.

Und dies ist die wahrscheinlichste Eventualität. Denn mit der bloßen Idee weiß der Verleger in vielen Fällen nichts anzufangen. Es ist dies umso begreiflicher, als bei der hohen Entwickelung der literarischen Production, bei der großen Masse von Büchern, die jährlich erscheinen, eine neue Idee selten ist. Meistens wird es sich um die Verbesserung von etwas schon Vorhandenem, um die Adaptierung für neue Kreise handeln. Denn die gegebenen Elemente, auf welchen jedwede schriftstellerische Leistung beruht, sind zweierlei Art, entweder solche, welche allen Menschen zugänglich sind, welche sozusagen auf der Straße liegen, also das menschliche Gemüth, der Verstand, das Walten der Naturkräfte. Das ist das Feld, auf welchem sich Dichter und Philosophen unsterblichen Ruhm erwerben können. Oder specielle Kenntnisse, welche nur durch ausdauernden Fleiß, durch Mühen und Gefahren zu erlangen sind, das sind die wissenschaftlichen Entdeckungen und Forschungen.

Von beiden Seiten gilt dasselbe. Die neue Schöpfung der Phantasie oder das neue philosophische System, die letzte wissenschaftliche Forschung oder technische Erfindung muss fertig vorliegen, bevor sich ein Urtheil über

dieſelbe bilden läſst. Schriftſteller, die ſich bereits einen literariſchen Namen erworben, ſind meiſtens von dieſer Aufgabe befreit, denn die Flagge deckt in dieſem Falle die Ware, man nimmt im vorhinein an, daſs ihr neues Product auf der Höhe des bisher Geleiſteten ſich erhalten oder dieſe noch überflügeln werde, oder man rechnet mit dem Kreis von Freunden und Verehrern, den ſie ſich bereits erwarben. Aber ein homo novus — und für dieſe iſt dieſer Aufſatz vorzüglich geſchrieben — muſs ſeine literariſchen Sporen erſt verdienen. Er muſs etwas vorlegen, woraus zum mindeſten der Plan des Werkes erſichtlich iſt. Und ſelbſt das genügt nicht in allen Fällen. Der Verleger wird meiſtens verlangen, daſs ihm nebſt dem Inhaltsverzeichnis wenigſtens ein Theil des Manuſcripts übergeben werde.

Wo es die Natur des Verlegers erfordert, alſo namentlich dort, wo es ſich um wiſſenſchaftliche Verlagswerke handelt, wird der Verleger eine Anzahl Fachmänner um ſich geſammelt haben, welche als Conſulenten fungieren. Ihnen wird in dieſem Falle der Verleger die angebotenen Manuſcripte zuerſt zuweiſen, und da, wo er in der ſpeciellen Sphäre keine Kenntniſſe beſitzt, ſich nach deren Gutachten richten. Daſſelbe wird auch dann eintreten müſſen, wo der Verlagsartikel ſo viele ſind, daſs der Chef aus Mangel an Zeit die eingelaufenen Manuſcripte nicht bewältigen kann. Ob die Prüfung in der einen oder andern Weiſe geſchieht, immer wird es dem Intereſſe des Autors förderlich ſein, wenn der Leſer des Manuſcripts in der Lage iſt, ſich ſchnell zu orientieren.

Der Verleger ſtellt die Anforderung an den Autor, ſo ſchnell als möglich in das Weſen des Werkes eindringen zu können. Er will wiſſen, was behandelt wird, wie es behandelt wird und welchen Umfang das Buch haben ſoll. Das Ganze vom Anfang bis zum Ende durchzuleſen, dazu hat er kaum Zeit, der vielbeſchäftigte Verleger gewiſs nicht. Darum wird er zuerſt nach der Vorrede greifen in der Vorausſetzung, daſs dieſe den Standpunkt des Autors und den Zweck des Buches klarlege, ſodann nach dem Inhaltsverzeichniſſe, um den Inhalt des Werkes kennen zu lernen. Zugleich gibt ihm dies einen beiläufigen Überblick über den Umfang, indem er ein Capitel als Durchſchnittsmaß annimmt. Um ſich über die Form der Behandlung zu unterrichten, wird der Verleger Stichproben machen. Er wird ein oder das andere Capitel leſen und nach einzelnen Theilen auf das Ganze ſchließen. — Ein beſonderes Intereſſe wird er dem Titel widmen, denn dieſer wird als ein wichtiger Factor des Werkes betrachtet. Der Ausſpruch: „Der Titel verkauft das Buch“ ſtammt von einem der hervorragendſten Buchhändler, von dem Gründer der „Gartenlaube“, Ernſt Keil, alſo von einem Manne, der ſein Geſchäft gründlich verſtanden.

Wenn Titel, Inhalt, Umfang, Anlage u. ſ. w. den Beifall des Verlegers finden, wenn er ſich durch Stichproben überzeugt hat, daſs auch die ſtiliſtiſche Form dem Werke entſprechend iſt, dann erklärt er ſeine Bereitwilligkeit, den Verlag zu übernehmen, und es folgen dann die Verhandlungen über die Modalitäten der Ausführung.

Der directe Verkehr, die perſönliche Berührung zwiſchen Autor und Verleger wird hier am ſchnellſten zur Einigung führen. Wo dieſe wegen räumlicher Entfernung nicht möglich, da wickelt ſich die Sache langſamer ab. Die Schwierigkeit beginnt für den Autor ſchon beim erſten Schritt, beim Aufſuchen des Verlegers. Es iſt wohl wahr, daſs im allgemeinen die Willigkeit der Verleger ganz außer allem Verhältnis ſteht zur Aufnahmsfähigkeit des deutſchen Leſepublicums. Aber das iſt für den unbekannten Autor nur ein theoretiſcher Troſt. Irgendwo

in den deutschen Gauen existiert gewiss der gefällige Mann, welcher bereit ist, gerade solche Werke zu drucken, wie er eben eines fertig gebracht. Aber wie diesen einen Richtigen unter den etwa 1500 Verlagsfirmen herausfinden? Es wird dem Anfänger in den meisten Fällen die Mühe einer directen Umfrage nicht erspart bleiben.

Für den schriftlichen Verkehr mit dem Verleger gilt natürlich derselbe Grundsatz wie für den mündlichen, nämlich Klarheit in der Auseinandersetzung des Verlagsprojectes. Der erste Brief wird nebst der Anfrage eine Skizze des Werkes enthalten. Das genügt in den meisten Fällen für den Verleger, um sich ein Urtheil zu bilden, ob das Werk für ihn passe oder nicht. Der erste Eindruck, den der Vorschlag auf ihn macht, ist gar oft entscheidend für das weitere Schicksal des Verlagsobjectes. Wenn der Verleger — um uns eines Börsenausdruckes zu bedienen — „Meinung" hat, das heißt, wenn er eine günstige Meinung für ein ihm entwickeltes Project gefasst hat und im Principe das Werk zu verlegen geneigt ist, so hat der Autor leichtes Spiel. Denn „Meinung haben" ist die Hauptsache, die Übereinstimmung in den Nebenfragen wird dann schnell erzielt. In diesem letzten Falle erbittet sich der Verleger die Zusendung des vollständigen Manuscripts und die Mittheilung der Bedingungen des Autors. Im entgegengesetzten Falle, das heißt, wenn der Verleger principiell nichts mit dem speciellen Verlagsobject zu thun haben will, erfolgt die Ablehnung mit oder ohne Angabe der Gründe, und in mehr oder weniger gefälliger Form. Die einen pflegen die bittere Pille mehr zu verzuckern, die anderen weniger. Der Effect ist immer der nämliche, und ein erfahrener Autor wird auf solche Äußerlichkeiten nicht mehr Wert legen, als sie verdienen. Was er vom Verleger mit Recht beanspruchen darf, ist eine prompte Antwort, also ein kurzes ja oder nein, und zwar so schnell als möglich. Ein Verzögern der Antwort um Wochen oder gar Monate ist entschieden eine Unbilligkeit, die aber, wie wir sofort hinzufügen wollen, sehr selten vorzukommen pflegt. Selbstverständlich ist es auch, dass der Verleger ein ihm zugesendetes Manuscript mit der gebührenden Pietät behandeln soll. In dieser Beziehung ist die kaufmännische Anschauung des Verlegers nur geeignet, den Autor über das Schicksal seines Manuscripts zu beruhigen. Dem Verleger bedeutet Manuscript Ware, aber eine ihm anvertraute Ware, er wird daher Sorge tragen, dass es dem rechtmäßigen Eigenthümer vollkommen und sicher gewahrt bleibe.

Recapitulieren wir nun die gegenseitigen Rechte und Pflichten im Verkehr zwischen Verleger und Autor, so finden wir, dass sie sich in zwei Worten erschöpfen lassen: Klarheit und Schnelligkeit. Der Autor soll sein Vorhaben kurz und klar vortragen, der Verleger soll so schnell als möglich antworten. Damit ist beiden Theilen gedient.

Die mündlichen oder schriftlichen Unterhandlungen zwischen Verleger und Autor finden ihren Abschluss in einem mündlichen oder schriftlichen Verlagscontract. Im wesentlichen wird ein solches Übereinkommen folgende Punkte enthalten:

1. Das Honorar für den Autor, für die ersten und für die eventuell folgenden Auflagen.
2. Den Umfang des Werkes.
3. Die Höhe der Auflage.
4. Die Höhe der Frei-Exemplare für den Autor.
5. Die präcise Beschreibung der vom Verleger erworbenen Rechte.
6. Den Termin für die Ablieferung des Manuscripts.

Was die Höhe der Auflage betrifft, so ist die Bestimmung derselben Sache des Verlegers; der letztere ist selbstverständlich an die Einhaltung

der einmal festgesetzten Auflageziffer insoferne gebunden, als er sie ohne Wissen und Einwilligung des Autors nicht überschreiten darf. Es wird wohl hie und da von Beispielen gesprochen, dass manche Verleger in diesem Punkte ein weites Gewissen haben und ohne Wissen des Autors höhere Auflagen drucken. Doch werden sich in den meisten Fällen solche Verdächtigungen auf überspannte Autoren-Eitelkeit zurückführen lassen.

Der Umfang des Werkes und der Ablieferungstermin für das Manuscript werden am ehesten Anlass zu Differenzen zwischen Autor und Verleger bieten. Es ist hier der Punkt, in welchem die schriftstellerische Production mit den Anforderungen der kaufmännischen Ordnung in Zwiespalt kommen kann. Das Gebilde des Geistes ist nicht messbar wie der Faden am Webstuhl. Das geistige Product kann nicht abgeschnitten werden wie eine Bandrolle. Wenn also das Manuscript den ursprünglich bestimmten Umfang nicht einhält, wenn das Werk das Maximum der Druckbogen übersteigt, so muss nicht immer böser Wille des Autors angenommen werden. Auch dann nicht, wenn der Autor den Ablieferungstermin nicht pünktlich einhält. In gar vielen Fällen ist der Autor an der unfreiwilligen Verzögerung ganz unschuldig. Die angebliche Faulheit eines Schriftstellers ist häufig nichts anderes als ein momentanes Versiegen seiner Schaffenskraft. Hier sollte der Verleger billig Rücksicht nehmen, dass die schriftstellerische Thätigkeit keine mechanische ist. Der Autor wieder soll keine Verpflichtung übernehmen, welche er nicht unter allen Umständen zu erfüllen vermag. Jeder sollte trachten, sich auf des anderen Standpunkt zu versetzen, und diese gegenseitige Kenntnis der eigenthümlichen Bedingungen des Schaffens und des Betriebes wird am ehesten die Verständigung erleichtern.

Was die dem Autor zugesprochenen Frei-Exemplare betrifft, wird diese Gepflogenheit, wenn sie in größerem Maße gefordert wird, von Seite des Verlegers als eine Last betrachtet. Er findet es unbillig, dass der Autor dem Verleger durch Verschenken der Exemplare Concurrenz mache. Die Dedications-Exemplare sind vom verlegerischen Standpunkt ein Missbrauch, dessen Beseitigung anzustreben wäre.

Mit der Ausfertigung des Verlags-Contractes ist das Werk aus dem Stadium des Projectes in jenes der Ausführung getreten. Der Autor hat — soferne er nur einen Theil des Manuscripts vorgelegt — das Fehlende bis zur bestimmten Frist zu ergänzen und an den Verleger abzuliefern. Dieser hat mittlerweile für die Drucklegung, durch Vereinbarung mit einem Drucker, Sorge getragen. Wenn er selbst Druckereibesitzer ist, entfällt natürlich diese Nothwendigkeit, und dem Verleger bleibt nur die Aufgabe, die nothwendige Quantität Papier aus der Fabrik zu bestellen. Die Herstellung des Buches kann beginnen.

Das Recensions-Exemplar.

Wir sind über das Stadium der Herstellung des Buches hinaus. Die letzten Correcturen sind vom Autor erledigt, die Bogen gelangen der Reihe nach in die Maschine, fein säuberlich geglättet kommen sie nacheinander in die Hand des Buchbinders, der sie falzt, broschiert, bindet und schließlich — gar manche harte Nuss hat der Verleger in dieser letzten Zeit noch zu knacken gehabt — liegt das Buch vor uns!

Das Erscheinen des Werkes ist schon während des Druckes in den Buchhändler-Organen angezeigt gewesen, hunderte und tausende von Zetteln sind eingelaufen, die Expedition der Exemplare ist durchgeführt, das Werk gehört der Öffentlichkeit an. Der junge Autor eilt von einem Buchladen zum anderen, späht ängstlich darnach, ob gewiss nur überall

sein Buch recht günstig ausgestellt ist, besucht — wenn er unbekannt genug ist, um es riskieren zu können — wohl selbst eine Buchhandlung, um sich — selbstverständlich lobend — über das großartige neue Werk aussprechen zu können und erlebt gar manche heimliche Freude, da der Sortimenter politisch genug ist, jedes Buch jedem Reflectanten gegenüber zu loben. Er blickt täglich in die Zeitung, ob nicht an leitender Stelle oder im Feuilleton in flammenden Worten auf das epochemachende Werk hingewiesen ist. Er ist imstande, einen ganz unbekannten Menschen im Geiste zu segnen, der zufällig mit seinem Buche in der Hand die Straße betritt — kurz, er befindet sich in einem hochgradigen Fieber, gegen welches das Trema der Schauspieler vor der Rampe die reinste Gleichgiltigkeit ist. Er liest Tag für Tag Dutzende von Zeitungen. Nichts darin!

Wenn du, verehrter Autor, ein Neuling und noch dazu ungeduldigen Temperamentes bist, dann ist zehn gegen eins zu wetten, dass du am zweiten oder dritten Tage zum Verleger stürmst, um ihn zu fragen, ob er auch die Recensions-Exemplare richtig verschickt habe. Der zeigt dir darauf mit der Ruhe eines schlachtenergrauten Feldherrn die stattliche Liste der versendeten Frei-Exemplare und gibt dir noch gratis eine kleine statistische Abhandlung über Bücherkritik auf den Weg. Diese Zahlen lauten aber durchaus nicht tröstlich. Denn auf hundert versendete Recensions-Exemplare entfallen im besten Falle fünfzig Besprechungen, also fünfzig Percent! Und was die Zeit betrifft, so variiert dieselbe je nach Umständen zwischen 14 Tagen und 6 Monaten. Aber eine Woche sei das Minimum der Zeit, welche die Besprechung eines Buches erfordert. Das ist für deine Ungeduld eine viel zu lange Frist, aber die Zeit zeigt sich auch hier als die allheilende Trösterin, sie lehrt dich Resignation, und mit der Resignation kommen nach und nach die Besprechungen, allerdings nicht in hellen Haufen, aber wenigstens tropfenweise, und unter normalen Umständen hat die Kritik in der Zeit von einigen Monaten ihres Amtes gewaltet.

Ein Blick in das Getriebe der Redactionsstuben, in die Sündflut von literarischen Erscheinungen, mit welcher dieselben Tag für Tag überströmt werden, wird die Langsamkeit des Verfahrens erklären. Im ganzen kommen für das deutsche Sprachgebiet etwa 100 Blätter ersten Ranges in Betracht, wenn nicht das betreffende Werk zu besonderer Popularität bestimmt ist, in welchem Falle bis zu 6000 Zeitungen in deutscher Sprache zu Gebote stehen. Nehmen wir also den bescheideneren ersten Fall, der Verleger versendet 100 Frei-Exemplare an hundert bedeutende Blätter im In- und Auslande. Manche Zeitung und mancher Redacteur wird die Liebenswürdigkeit haben, das Buch alsbald zu lesen und eine mehr oder minder große Besprechung zu schreiben, womit die Sache abgeschlossen ist. Der Verleger bekommt seinen Beleg, der Autor, der selbstverständlich immer neugierig ist, wie die Welt über sein Genie denkt, wird ihn lesen. Anders und complicierter ist es schon, wenn die Sache weniger glatt abgeht. Der Redacteur, der aus Mangel an Zeit oder Lust nicht selbst Besprechungen schreibt, übergibt das Buch einem Mitarbeiter, der mitunter der Sache vergisst und oft erst nach einer oder mehreren späten Mahnungen daran geht, dem Wunsche des Verlegers und Autors nachzukommen. Dann gibt es Blätter, namentlich größere, denen der Raum so kostspielig ist, dass sie principiell nur die Titel literarischer Novitäten bringen; dagegen lässt sich kaum eine Einwendung erheben, ist ja doch die Erwähnung im textlichen Theil soviel wert, als eine nichtssagende Besprechung, und bei der Verbreitung großer

Zeitungen von bedeutendem Nutzen. Ein anderer Fall ist es, wenn die Blätter aus Lässigkeit oder Gewohnheit keine Besprechungen schreiben, und für diese hat der mit allen Factoren rechnende Verleger eine Abhilfe. Er legt dem Recensions-Exemplar außer dem obligaten geschriebenen oder gedruckten Begleitbrief ein kleines Resumé bei, eine Art Prospect des Werkes, der den Inhalt und die Tendenz verräth, mit einem mehr oder minder bescheidenen Lobe des Verfassers und Verlegers Erwähnung thut und den Redacteur der Pflicht überhebt, das Buch auch nur lesen zu müssen. Es ist dies meistens nur bei kleineren Blättern der Fall, doch hat sich der Verfasser erzählen lassen, dass auch größere und größte Blätter dem „einstimmigen" Urtheile des Verlegers vollinhaltlich beipflichten.

Doch kehren wir zu den Recensions-Exemplaren zurück, da wir ja nicht alle Leidensstationen derselben aufgezählt haben. Es kann geschehen, dass schon der erste Schritt des Buches in die Öffentlichkeit ein verhängnisvoller ist. Das betreffende Paket kann z. B. auf der Post in Verlust gerathen. Erfahrene Verleger wissen auch hiervon zu erzählen. Ja selbst in der Redaction sitzen manch liebenswürdige Literaturfreunde, die ohne große Gewissensscrupel die einlangenden Exemplare einstecken, bevor sie der betreffende Redacteur zu Gesicht bekommt. Auch die Zeitereignisse sind so häufig der Bücherkritik nicht günstig; die Fülle des politischen Stoffes verschuldet, dass bereits geschriebene und gesetzte Recensionen erst verspätet zum Abdruck gelangen. Kurz, an allen Seiten und Enden drohen Gefahren, so dass man an der ganzen Organisation der Kritik verzweifeln möchte. Aber dieses deprimierende Gefühl erhält man nur, wenn man die Sache vom individuellen Standpunkte auffasst und das Getriebe aus zu großer Nähe betrachtet. Stellt man sich in eine gewisse Entfernung und ist man mit seiner eigenen werten Person außer dem Spiele, dann wird man finden, dass im großen und ganzen die Einrichtung ziemlich zweckmäßig ist und dass namentlich interessante Bücher und solche, die mit der Tagesliteratur in Beziehung stehen, kaum in Gefahr sind, von der Zeitungskritik todtgeschwiegen zu werden. Dass die Literatur freilich ein Aschenbrödel der Tagespresse ist, lässt sich nicht wegleugnen und finden wir eher hundert Notizen über die Gastspiele des Mimen Schmierer in Hotzenplotz, als eine eingehende Besprechung eines bahnbrechenden Werkes. Gott besser's!

Die Cigarre

in ihrer erziehlichen Bedeutung.

Eine Plauderei von Friedrich von Hausegger.*)

Ich bin kein Raucher, kenne den Genuſs des Tabakqualms nur aus dritter Hand, halte mich daher mehr als jeder andere für geeignet, darüber zu ſchreiben. Man wird mich nun vielleicht für einen Kritiker halten und meinem Urtheile mit jener Achtung entgegenkommen, welche die ſogenannte Objectivität erfährt. Ich erhebe aber beſcheidenere Anſprüche. Ich will nämlich mein Thema von einer Seite beleuchten, von welcher es noch niemals beleuchtet worden iſt. Gewiſs beſcheiden, wenn man bedenkt, daſs dies heute ja allgemein Brauch und auch viel leichter iſt, als von einer Sache das zu ſagen, was man zu erwarten berechtigt wäre. Ich will nämlich die erziehliche Seite des Rauchens beleuchten. Die Cigarre als Erzieher! Warum nicht? Wer führt nicht heutzutage einen Erzieher im Munde? Warum ſollte es nicht die Cigarre ſein, welche jedermann im Munde führt?

Um gründlich zu ſein, muſs ich mit dem Stammvater der Cigarre beginnen, das iſt die Pfeife. Die erziehliche Wirkung der Pfeife wird nur derjenige zu würdigen wiſſen, welcher einen Begriff von dem Rückeinfluſſe der phyſiognomiſchen Bewegungen auf den Charakter hat. Die Phyſiognomik lehrt uns nämlich, daſs Bewegungen der Geſichtsmuskeln, welche gewiſſen Leidenſchaften eigen ſind, auch wieder rückwirkend entſprechende Leidenſchaften erwecken. Wer die Miene des Zornes annimmt, wird bald wirklich zornig werden, ſanfte Ausdrucksformen werden das erregte Gemüth milder ſtimmen, ja das bloße Schiefziehen der Naſe ſoll ſchon in manchem Menſchen das Gefühl des Neides in ſolchem Grade erregt haben, daſs der Nichtkenner der Urſache ſich gedrängt fand, nach den zwingendſten Erklärungsgründen im Außenleben zu ſuchen — natürlich vergebens.

Betrachten wir denn von dieſem Geſichtspunkte aus den Raucher eines Tſchibuks. Der Mund iſt halb geöffnet, die Unterlippe ſchlaff hinuntergezogen; die Naſe hat eine unnatürliche Länge gewonnen, die ſanften Bewegungen der Nüſtern haben jeden Rapport mit dem Centralorgane verloren nnd beſchäftigen ſich einzig mit dem Wohlgeſtank des ſie umqualmenden Dampfes; die Augen — vielleicht das eine oder das andere mehr, je nachdem rechts, links oder in der Mitte geraucht wird — verändern ihre Conturen; das horizontale Oval wird ein verticales. Außen nichts ſuchend, ſcheint der Blick nach innen gewendet; innen nichts findend, verliert er jede Bedeutung. Die Diagnoſe des Pſychiaters würde hochgradigen Blödſinn feſtſtellen. Wir wiſſen, daſs der Pſychiater irrt; er hat ja bei der Zuſammenfaſſung der Symptome auf die im Munde hängende Pfeife vergeſſen. Dies iſt einer der vielen Fälle, in welchen die Wiſſenſchaft durch das Urtheil des Laien geſchlagen wird. Der Rauchgenoſſe wird vielmehr gerade dieſem Ausdrucke einen gewiſſen Grad von Hochachtung entgegenbringen. Die damit verbundene Unmöglichkeit, etwas

*) Seitenſtück zum Aufſatze „Die Cigarre“ von Friedrich Hofmann. Seite 525.

zu ſagen, bringt die Beruhigung mit ſich, daſs auch nichts Dummes geſagt werden könne. Wie angenehm für den Beobachter ſelbſt, wenn er etwa nicht in der Lage wäre, nichts Dummes zu ſagen, ſobald er etwas ſagen müſste. Hanc veniam damus, petimusque vicissem — auf dieſen Grundſatz ſich berufend kann er — ebenfalls rauchen. Und nun zeigt die Gegenüberſtellung zweier Menſchen, welche nicht das mindeſte Bedürfnis haben, von einander etwas zu fordern oder einander etwas zu bieten, das Bild vornehmer Gleichgiltigkeit. Gewiſs eine der ſchönſten Formen des Zuſammenlebens.

Damit iſt es aber nicht abgethan. Der erwähnten, ſo günſtig rückwirkenden phyſiognomiſchen Stellung des Rauchers folgt plötzlich eine andere: Er ſtößt den mit Behagen inſichgezogenen Rauch von ſich. Nun wird in ſeiner Miene alles anders. Eine imponierende Energie bemächtigt ſich aller Geſichtsmuskeln. Die ſchlaff geweſenen Wangen ſpannen ſich übermäßig zu thatkräftigem Vollbringen, die Nüſtern zittern in actionsluſtiger Erregung, das Auge kehrt ſich nach außen und wirft ſeine verborgen gehaltenen Blitze in die Welt, der Kopf hebt ſich raſch in bedrohlicher Bewegung. Der Phyſiognomiker wird eine That von beſonderer Bedeutung erwarten. Sie würde auch folgen, wenn nun das nach außen gewendete, gleichſam emporgeſchnellte Leben des Rauchers mit der Welt in unmittelbare Berührung träte. Das iſt aber nicht der Fall. Zwiſchen ihn und die Außenwelt ſchiebt ſich eine dicke Wolke Rauches, dieſe verhüllend und ſeine Aufmerkſamkeit voll in Anſpruch nehmend. Der Contraſt, welcher ſich nach phyſiologiſchen Geſetzen ergeben muſste, hat jede Gefährlichkeit verloren. Die Bürgertugend der Ruhe, zu welcher den Raucher ſeine Pfeife erzogen, bleibt in allen Stadien des Rauchens gewahrt.

Man hat einmal von Seite der Regierungen das Rauchen ſtark bekämpft. Schwerlich hat man geahnt, welches Erziehungsmittels man ſich damit hätte berauben können. Man vertheile Tabak unter die Völker, und der Friede iſt dadurch mehr geſichert, als durch das rauchloſe Pulver. Und dennoch lag in jenem Verbote eine Weisheit verborgen, welcher ſich diejenigen, welche es erließen, kaum bewuſst waren. Aus dem Untergrunde des Unbewuſsten hatte ſich nämlich damals vielleicht ſchon die leiſe Vorahnung einer Erſcheinung emporgerungen, welche im heutigen Leben eine geradezu maßgebende Rolle ſpielt — ich meine die Cigarre.

„Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein.“ Man braucht kein Lavater oder Piderit zu ſein, um zu erkennen, daſs das Rauchen der Cigarre ganz andere Muskelcombinationen in der Miene des Rauchers hervorbringe, als das der Pfeife. Der Raucher nimmt die Cigarre zwiſchen die Zähne, preſst dieſe bis zu einem gewiſſen Grade zuſammen, zieht, um ſie in der ſo imponierenden wagrechten Lage zu erhalten, die Unterlippe empor, verleiht ſeinen Backen eine Spannung, welche ſie kürzer und dicker erſcheinen laſſen, hält die Naſe aufrecht, wie zum Angriffe bereit, und richtet ſeine Blicke ſcheinbar geradeaus vor ſich hin. Ich ſage ſcheinbar, denn eigentlich faſst er ebenſowenig etwas ins Auge, als der Pfeifenraucher. Er gewährt den Anblick großer Erregung. Dieſe Erregung muſs ſich ſeinem Innern mittheilen. Da ſie für den Augenblick keinen Gegenſtand hat, ſo würde der Pſychiater dieſen Zuſtand für eine Form des Wahnſinnes erklären, wenn er zu den Symptomen im Geſichte nicht auch noch die Cigarre dazuaddieren müſste, welche allerdings in ſeiner Wiſſenſchaft noch nicht die gebührende Stelle gefunden hat. Der Pfeifenraucher drückt die ohnmächtige, der Cigarrenraucher die unternehmende Gedankenloſigkeit aus. Dazu kommen noch andere mit dem Rauchen der Cigarre verbundene

Thätigkeiten, welche dazu dienen, den erwachten Unternehmungsgeist in die Bahnen der That zu leiten. Welch zahlreiche, selbst heftige Handlungen macht die richtige und wirksame Handhabung der Cigarre nothwendig! Viel öfter, als der Tschibuk, veranlasst sie zu dem so bedrohlichen Hervorstoßen des Rauches, welches nun, nachdem ihm eine Abspannung, wie beim Pfeifenraucher, nicht folgen kann, zu ganz anderen Wirkungen führt, als bei diesem. Dazu kommt noch das nothwendige so häufige Spielen mit dem Feuer bei Abstreifung der Asche, Wiederanzündung des Stummels u.s.w. Die Reizungen all dieser Thätigkeiten wirken nicht nur für den Augenblick höchst aufregend für das Gemüth, sie hinterlassen auch eine dauernd erregte Stimmung, welche, verbunden mit einem sinnlosen Thatendrang, höchst gefährlich werden kann. Gänzliche Denkunfähigkeit verbunden mit zügellosem Thatendrang, und wir haben den Nihilisten von heute. Wer könnte sich einen solchen mit dem Tschibuk im Munde vorstellen! Während die erste friedliche Hälfte unseres Jahrhundertes unter dem Zeichen der Pfeife stand, befindet sich die zweite unter dem der Cigarre. Wären unsere Staatsmänner bessere Physiognomen, so würden sie, statt der sogenannten socialen Frage nachzuspüren, eine Statistik der Gesichtsmuskelbewegungen und der sie beeinflussenden Ursachen anlegen lassen. Man würde da auf die merkwürdigsten Ergebnisse kommen. Man würde erfahren, dass es weniger das Essen und Trinken ist, welche die Gemüther in der socialen Frage bewegen, als das Rauchen. Unser Zeitalter wird mit Recht das des Dampfes genannt. Es ist es auch in dieser Beziehung.

Wir werden uns nun erklären können, warum sich an den modernen socialen Bewegungen auch Frauen so lebhaft betheiligen, was in früheren Jahrhunderten niemals in so hohem Maße der Fall war. Das Cigarrenrauchen ist nämlich auch schon bei den Frauen allgemein geworden. Muss schon geraucht werden, so gestatte ein vorsichtiger Ehemann seiner Frau nur den Tschibuk zu rauchen. Gelingt es ihm, dies durchzusetzen, so ist der Friede seiner Ehe gesichert; nicht umsonst rauchen wilde Völker die Friedenspfeife; von einer Friedenscigarre hat noch kein Mensch etwas gehört. Wehe aber dem Hause, wo die Cigarre herrscht! Der zarteste Mund speit da Wuth, sobald nämlich die Zeit vorübergegangen ist, in welcher es anderes speit. Das ewig Weibliche erleidet eine eigentümliche Veränderung und büßt einen guten Theil seiner Ewigkeit ein. Die Frau, welche raucht, macht keinen Anspruch mehr, durch ihre Schönheit zu reizen, sondern will dies nur durch ihre Kühnheit. „Obschon ich meine Schönheit entstelle, muss ich dir doch gefallen“ — dies meint sie, wenn sie ihren Mund häßlich zuspitzt, ihre Backen aufbläst, ihr Näschen in die Höhe wirft, ihre Augen in gedankenloser Begaffung der Rauchringe empordreht, statt sie zielbewusst zu lenken und schließlich von ihrem Nachbar statt stiller Verehrung — Feuer heischt. Ein solches Weib will nicht erobern, um zu gewinnen, es will erobern um zu vernichten. Es will nicht Genius, es will Dämon sein. Wäre ich Czar, so würde ich jedes rauchende Weib nach Sibirien schicken.

Mit diesen Ausführungen wollte ich der erziehenden Wirkung der Cigarre nicht nahetreten. Sie wirkt erziehend, wie die Koch'sche Tuberkellymphe heilend, nämlich nur, wenn sie mit entsprechender Vorsicht angewendet wird. Wie man die Tuberkellymphe anwenden muss, noch lange ehe der Patient von Tuberkeln ergriffen ist, womit der Erfolg erzielt wird, dass er vor Tuberkeln, welche aus anderen Ursachen entstehen könnten, geschützt ist, weil sie jedenfalls früher infolge der Anwendung des Vorbeugungsmittels entstehen, so muss auch rechtzeitig dafür

geſorgt werden, daſs die ſchädlichen Wirkungen des Cigarrenrauchens in ähnlicher Art hintangehalten werden.

Es wird ſich empfehlen, ſchon dem Kinde in der Wiege die Cigarre ſtatt des Lutſchels in den Mund zu ſtecken, nicht nur, um es nicotinfeſt zu machen, ſondern auch, um rechtzeitig die erziehlichen Eigenſchaften der Cigarre wirkſam zu machen. Es bedarf keines tieferen Eindringens in das Innere der Sache, um aus dem bloßen Eindrucke, welchen das Kind mit der Cigarre im Munde hervorbringt, zu entnehmen, daſs dies das Bild eines künftigen Charakters ſei. Die Gewohnheit, mit dieſem Symbole der Thatkraft umzugehen, läſst dasſelbe förmlich zu einem integrierenden Theil des menſchlichen Organismus werden. Der phyſiognomiſche Ausdruck verliert ſein Befremdendes, er wird ſtetig und ſtarr und erzeugt rückwirkend nicht mehr Äußerungen rapider Heftigkeit, ſondern vielmehr die Ruhe und Ausdauer ſelbſtbewuſster Kraft. Man betrachte doch einmal den Jungen, welcher vielleicht noch nicht bis Zwei zählen kann, mit der Cigarre im Munde. Welche Überlegenheit, welche Beſonnenheit, welches Selbſtbewuſstſein. Was ſonſt erſt lange Erfahrung, umfaſſendes Wiſſen, geübte Kraftbethätigung in ihrer Rückwirkung auf den Charakter hervorzubringen vermögen, die Cigarre bewirkt dies am blödeſten Jungen, ohne daſs zur Erzielung dieſes ſo vielverſprechenden Ergebniſſes das Gehirn durch ſeine Inanſpruchnahme gefährdet werden müſste. Früh krümmt ſich, was ein Haken werden will, früh raucht, was ein Charakter werden ſoll.

Zu dieſem Ergebniſſe gelangt, fällt es mir zu meinem nicht geringen Schrecken in den Sinn, daſs ich ſelbſt nie eine Cigarre im Munde gehabt habe, daher der Vorbedingung zu einem Charakter der Neuzeit ganz entbehre. Eine traurige Sache das, etwas als gut zu erkennen, und es doch nicht zu üben. Eine Folge mangelnder Charakterentwickelung. Dieſe aber wieder eine Folge des Nichtrauchens. So ward denn zur Lehre das Beiſpiel gegeben, und wenn ich mit dieſem ſchließe, wird es mir niemand verargen.

Zurück aufs Land! Zurück in die Natur!

Unter den zahlreichen reformatorischen Schriften über die europäische Menschheit der Gegenwart, deren Zustände und deren Bestrebungen, befindet sich eine mit dem Titel: „Elend und Zufriedenheit. Über die Ursachen und Abhilfe der wirtschaftlichen Noth von Leopold Heller“ (Dresden. E. Pierson. 1890), mit welcher wir besonders einverstanden sein müssen. Sie bläst zwar vielfach ins alte Horn, aber gewisse Wahrheiten kann man nicht oft genug sagen; tausendmal muss eine Wahrheit angekündigt werden, bis sie einmal geglaubt wird. Der Vegetarismus wird empfohlen; ferner wird verlangt geringere Überbürdung der Jugend mit Wissenskram, Ausbildung der Körperkraft, Begünstigung kleinerer Städte (da die großen zum Unheile werden), Verlegung der Fabriken aufs flache Land, ein Welt-Arbeits-Vermittlungs-Verein, der die arbeitenden Kräfte dahin vermittelt, wo sie am besten zu brauchen und zu verwerten sind, dann Regelung des Handels, weil zwar alle Dinge, die der Mensch zum Leben und zum Genusse braucht, in Überfluss vorhanden sind, nicht aber an rechter Stelle, nicht immer dort, wo man sie braucht. Zahlreiche beherzigenswerte Vorschläge finden sich in dem klargeschriebenen Büchlein, dem wir eine weite Verbreitung wünschen. Lassen wir es in einigen Punkten selbst sprechen. Z. B. über die Wohnstätten der Menschen.

Für das allgemeine Wohl wären beispielsweise 80 Mittelstädte in einer gewissen Entfernung von einander besser, als eine Riesenstadt von vier Millionen. Ich habe gefunden, dass in solchen Ländern, wo es viele kleine Städte gibt, der Wohlstand größer ist, als in solchen Ländern, wo nur auf große Entfernungen große Städte vorkommen. In Ländern mit kleinen, dicht gesäeten Städten kann der Bauer leichter und ohne Verlust von Zeit seine Producte gegen Erzeugnisse des Gewerbefleißes austauschen, und die Versorgung der Städte mit Lebensmitteln geht leicht und billig von statten. Meine zahlreichen Reisen haben mir den Unterschied vor Augen geführt. Ungarn besitzt, trotzdem es nicht dicht bevölkert ist, eine ziemliche Anzahl von großen Städten über 20.000, ja sogar Dörfer über 20.000 Einwohner, aber im Verhältnisse dazu ist die Zahl der kleinen Städte gering. Das sehr dicht bevölkerte Böhmen mit über 200 kleineren Städten, besitzt an Städten über 20.000 Einwohner nur Prag, Pilsen, Reichenberg, Budweis, Teplitz u. s. w., im ganzen 5 oder 6 Städte. Der böhmische Bauer ist auch in der That, trotzdem er schlechtere und weit weniger Felder hat, als sein transleithanischer College, besser situiert, als dieser.

Es regelt sich am besten alles von selbst; dieses Grundprincip der Manchesterpartei ist in gewisser Hinsicht wahr. Die Noth schafft Gesetze und reguliert alles. Die Noth wird also auch die Menschen zwingen, sich zu decentralisieren; Kriege und Epidemien werden viele dahinraffen, Revolutionen werden andere veranlassen, ihrer Heimat den Rücken zu kehren — und wie einst, werden ganze Völker auswandern. Es bleibt nun die Frage offen: Ist es gut für die Menschheit, wenn sich alles durch die treibenden Factoren Noth und Elend regelt, oder

wäre es besser, wenn durch die Weisheit der maßgebenden Kreise jene „vorbeugenden“ Maßregeln ergriffen würden, welche die Krisen vermeiden helfen? Wir bekehren uns zu der letzten Ansicht. Wir erinnern an die Chinesen, welche alles durch Gesetze regeln, bei denen die Kriege sehr selten sind und socialer Friede herrscht, und welche bei sehr starker Bevölkerung doch ungleich weniger Noth kennen, als die europäischen Staaten, welche sich an der Spitze der Civilisation befinden.

Die Unterlassungssünden der Gesetzgeber rächen sich durch blutige Aufstände, Revolutionen, Kriege, Unzufriedenheit und Krisen, Noth und große Sterblichkeit. Innerhalb eines Jahrhunderts war Europa der Schauplatz entsetzlicher Blutvergießen und Umwälzungen der großen französischen Revolution, der darauf folgenden Kriege, der Revolution vom Jahre 1848, des Krimkrieges, der italienischen, schleswig-holsteinischen, deutsch-französischen und russisch-türkischen Feldzüge — gänzlich abgesehen der kleinen Kriege. — Handelskrisen und kein Ende. Das sind die Arzneimittel aus dem Laboratorium der Socialfataliſten.

Unser Standpunkt der socialen Frage gegenüber ist uns klar vorgezeichnet. Wir werden jede Maßregel freudig begrüßen, welche den Zweck einer friedlichen Lösung der socialen Frage verfolgt. Wir verschließen uns nicht der Ansicht, dass es für die Bevölkerung von Nutzen sein wird, wenn die Fabriken im Laufe der Zeiten auf das flache Land verlegt werden.

Die Wohnungsnoth der großen Städte scheint unheilbar zu sein. „Deutschland“, ein socialpolitisches Blatt, bringt in einer seiner neueren Nummern folgende Daten über die Wohnungsverhältnisse in Berlin. Jede dritte Familie muss sich mit einem einzigen Raume als Wohnung begnügen; diese Familien vermieten aber noch in sehr vielen Fällen in diesem einzigen Raume Schlafstellen. Dabei wohnen mehr als 10.000 Menschen in nicht heizbaren Räumen und 478.000 Menschen in Wohnungen, die nur ein heizbares Zimmer enthalten. Das ist das reiche, emporblühende Berlin. — Sind aber genügende Wohnungen vorhanden, dann vernimmt man die Klage vom Niedergange der Städte. Hat denn wirklich die Menschheit ein Interesse daran, dicht gedrängt auf einem kleinen Fleck Erde zu wohnen? den Nutzen haben die wenigen Bauspeculanten und die Hausbesitzer in gut frequentierten Straßen, deren Häuserwert ins Unermessliche steigt; aber den erwerbenden Ständen sollte es recht sein, wenn die kleineren Städte der Provinzen prosperieren, das ist die beste Garantie, dass die Geschäfte der großen Städte in demselben Verhältnisse blühen werden. Produciert wird aber auf dem Lande stets billiger. Schon jetzt können die Wiener Vorstadt-Fabriken mit den Fabriken in Böhmen schwer concurrieren — aber noch mehr. Der kleine Erzeuger in der Provinz lebt ruhig und ohne Sorgen, und gute Jahre vorausgesetzt, erwirbt er sich mit der Zeit ein bescheidenes Vermögen. Der Großstädter arbeitet über seine Kräfte, um die große Regie verdienen und „standesgemäß“ leben zu können. Einige ungünstige Jahre, und er ist auf der schiefen Ebene des Niederganges. Dabei sind die Verhältnisse Berlins und Wiens noch nicht auf die Spitze getrieben. Wir glauben, dass in nächster Zeit die Concentration der Menschen durch den Hang, in den großen Städten zu wohnen, noch weitere Fortschritte machen wird. Wie wird es dann möglich werden, die Menschen zufrieden zu stellen, wenn die wenigen unentbehrlichen Werte, welche jedermann benöthigt, Sonnenlicht, frische Luft, reines Trinkwasser und endlich das Obst den meisten nicht zugänglich sind? Des-

halb, und weil das Drückende auf Schritt und Tritt dem vergoldeten Elende und dem Reichthume begegnet, gedeiht die Bescheidenheit und Zufriedenheit so schlecht in der Luft der großen Städte.

Wer wollte leugnen, dass die großen Städte nicht auch bedeutende Vortheile hätten? Man findet Arbeit, weil sich Nachfrage und Angebot leichter treffen, Bildungsanstalten, Zerstreuung und für starke Nerven das lebhafte Treiben in den Straßen. Doch die Arbeitsgelegenheit könnte überall durch einen Welt-Arbeitsvermittlungsverein geschaffen werden, die Bildungsmittel könnten decentralisiert werden und für edle Zerstreuung könnte überall gesorgt werden, wenn weniger dem Bacchus, und mehr den Genien der Kunst geopfert würde. Zurück auf das Land! rufen wir den unzufriedenen Arbeitern zu.

Die Beschäftigung des ländlichen Arbeiters unter freiem Himmel, in guter Luft ist erträglich, gesund und anregend und verlangt nicht gebieterisch jene Ruhepausen, wie die Arbeit in rauchigen Fabriken, wo das mit dem Schicksal versöhnende Grün der Natur fehlt. Deshalb leidet der Sohn der Natur nicht unter dem Weltschmerz, er genießt nicht viel von jenen fragwürdigen standesgemäßen Vergnügungen, welche dem Großstädter zum Bedürfnis geworden sind, aber er verlebt mit Ruhe die wenigen Jahre, welche uns Menschen zugemessen sind.

Wir wollen „standesgemäß leben!“ Dieser Begriff wird zu der Kette der Abhängigkeit und Sclaverei für alle. Als wenn jeder Stand ein Einkommen garantiert hätte! Sollte es nicht richtiger heißen: „nach seinem Einkommen leben?“ Wie viel Kummer, verletzter Ehrgeiz, Wucherschulden, blieben erspart, und um wie viel eingebildetes Unglück wäre weniger auf dem Erdball! Die jämmerliche Komödie des irdischen Daseins spielt sich öfter als nöthig mit tragischen Effecten ab. Der Arbeiter sieht es vom Mittelstande, und dieser sieht es bei den oberen Zehntausend, was man „standesgemäß leben“ nennt. Schon die Erziehung nährt diese eigenthümliche Richtung. Man kleidet die Kinder jetzt auch schon standesgemäß, und die Kinder der Reichen sind dadurch um ihre kindlichen Freuden verkürzt. Es sollen, das muss doch einleuchten, die Spitzenkragen nicht geknickt sein, die Rolle der kleinen Pagen erlaubt nicht die natürliche Lustigkeit, und das crêmefarbige Cachemirkleid der kleinen Elsa würde Grasflecken bekommen, wenn sie sich beifallen ließe, auf dem Rasen kindlich zu spielen.

O die unzufriedenen Reichen! Wenn sie das Leben von allen Seiten kennen würden, wer weiß, ob sie nicht die armen Siebenbürger Bauern beneideten, welche ruhig ihre Tage verleben und beschließen und so einfältig sind, im Vollbesitze ihrer körperlichen Fähigkeiten bleiben zu wollen, daher das Leder bei den Schuhen nicht sparen und nicht freiwillig entsagen, leicht zu athmen, oder der engen Taille zuliebe ungenügend zu essen. Es ist auch nur zu natürlich, dass im Unglück man unzufrieden und verdrossen zu den Reizmitteln Zuflucht nimmt, um wenigstens im Rausche oder in der unnatürlichen Aufregung zu vergessen an die Wohlthaten einer Civilisation, welche, auf die Spitze getrieben, aus den Menschen weiße Sclaven macht.

Der Luxus nimmt fortwährend neue Formen an — auch der Kern des Volkes ist bereits von der Hypercultur beleckt. Wenn man seit einigen Jahren die Beobachtung machen kann, dass jetzt auch schon die dreijährigen Kinderchen in der Lage sind, sich vor der Sonne zu schützen, so winken uns schöne Aussichten für die Zukunft. Nicht lange wird es dauern, und auch die Stallmägde werden mit Miedern versehen sein und die länd-

lichen Arbeiter werden in dieſer glücklichen Periode nur dann den Dünger verladen, wenn er vorher ſorgfältig mit Carbolſäure desinficiert ſein wird. Die Verhältniſſe ſind auf die Spitze getrieben. Wir ſind Sclaven der Annehmlichkeiten; wir treiben keinen Luxus, der Luxus treibt uns haſtig vorwärts, um zu verdienen, viel zu verdienen. Der Luxus hat bereits aufgehört, ein Mittel zum Zwecke verfeinerten und veredelten Lebensgenuſſes zu ſein, er iſt Selbſtzweck. Wir alle ſeufzen unter ſeiner Tyrannei, welche uns nicht des Lebens froh werden läſst. Nützt es uns, wenn unſere Stubenmädchen mehr Kleideraufwand entwickeln, als einſt Fürſtinnen im Alterthume? Dieſer Fortſchritt ſteht nicht im Verhältniſſe zu der angewendeten Mühe, zu dem Apparate, beſtehend aus Überarbeitung, erblindeten Augen, ſchlafloſen Nächten, Thränen, Kummer, Elend und Proſtitution aus Noth, welche alle dieſe ſo ſchönen Sachen geſchaffen, die wir als moderne Kunſtwerke der Toilette anſtaunen. Die Schneider ſind Künſtler geworden, verlangt man doch zuweilen, daſs die Kleider zeigen, was nicht iſt, und das verbergen, was vorhanden.

O glückliche Zeit, wo, wie noch zu Zeiten Goethes, ein neuer Frack wichtig genug ſchien, um im Tagebuche verzeichnet zu werden, die Menſchen aber auch ruhiger und ſorgloſer ihre Jahre verlebten. Wir ſind überhaſtet in der Arbeit und im Genuſſe; wir kommen nicht zu Athem. Die Natur hat geſorgt, daſs das Gefühl des Genießens nicht endlos in die Höhe wächſt. Die Blaſiertheit iſt die Folge der Unmäßigkeit im Genuſſe, die Nervoſität die Folge der übermäßigen geiſtigen Anſpannung. —

Einen, der ſo ſpricht, nennen unſere Socialiſten und Nationalökonomen heute vielleicht einen Idealiſten. Will man zuwarten, bis etwas, das für die Länge nicht haltbar iſt, ſich ſelbſt gewaltſam ändert? Revolutionen werden durch Reformen verhindert. Wir werden nicht müde, immer wieder den Hilferuf: Land! Land! auszuſtoßen, gleichſam wie Untergehende. Nicht auf dem Ocean gehen wir unter, ſondern im Steinmeere großer Städte. Zurück aufs Land! Zurück in die Natur! Einen beſſeren Rath gibt es nicht, um dem modernen Elende der Menſchheit einigermaßen zu ſteuern.

Auf den Hochlantsch.

Ein Spaziergang in der Heimat von X.

Den letztverwichenen Sommer darf ich wohl in den Rauchfang hinaufschreiben — wie das Sprichwort sagt, wenn eine rechte Seltsamkeit anzumerken ist. Seit zehn Jahren, da ich mich schon ganz vertraut gemacht mit der letzten dunklen Tiefe, wieder auf hohe Berge steigen zu können! Und als ich oben war, rief ich: „Hoch Krainer!“ Ich rief es auf dem Thalerkogel, ich rief es auf der Rax und ich rief auf der Spitze des hohen Lantsch: „Hoch Krainer!“ Bis sich denn einmal ein danebenstehender Tourist laut darüber wunderte, dass und warum ich doch die Krainer so hoch leben ließe?

Die Krainer, also antwortete ich dem Wissbegierigen, das wären ganz brave Leute, die sollen leben, wie sie können, doch ihretwegen, und um ihnen so begeisterte Hochs auszubringen, bestiege ich keine Berge. Hingegen wüsste ich einen Mann namens Krainer, der die Bergwelt mir gleichsam wieder erschlossen habe und dem mein Gruß gelte auf den Alpengipfeln. — Für immer hatte ich von diesen Alpengipfeln einst Abschied genommen. Aber meine persönlichen Freunde meinten, ein Dichter müsse unter allen Umständen in die Höhe, und wenn er körperlich so sehr herabgekommen sei, so solle er in Graz die krainerische Wassercur gebrauchen, welche ja weniger eine Cur, als ein Genuss sei.

Die Cur besteht darin, dass man eine Zeit lang täglich einige Minuten mit warmem und kaltem Wasser über einem Leintuch, in das man geschlagen ist, sich abklatschen lässt. Das fördert und regelt vor allem den Blutumlauf, macht die Haut athmungsfähig, regt die gleichmäßige Thätigkeit der Organe an, erfrischt die Nerven und härtet den Körper ab gegen Kälte und Hitze. Damit ist für manchen Leidenden viel, für manchen alles gewonnen. — Herrje! ich wollte hier eine Alpenpartie beschreiben und mache Reclame für eine Wasserheilanstalt! Allein der kluge Leser merkt schon, es gehört dazu. Zur Vervollständigung meiner Krankengeschichte, die ich im „Heimgarten“ XIII. Jahrgang, Seite 629, mir zu erzählen erlaubt habe, muss hier nachgetragen werden, dass ein sechswöchentlicher Gebrauch der Krainer'schen Wassercur, die ich mit Misstrauen, ja mit Widerwillen, nur auf dringenden Wunsch meiner Freunde im letztvergangenen Frühjahre unternahm, mich eigentlich wieder flügge gemacht hat. Als der Sommer kam, flatterte ich mit Zagen aus — und siehe, ich konnte fliegen! Ich konnte wieder gehen, wandern, steigen wie einst. Mit frischem Muthe, ohne Übermuth, sachte empor gieng's an den Bergen, aus Thal und Wald empor, durch die Wolken empor bis zu den fünf- und sechstausend Fuß hohen Gipfeln. — Nun wird man meinen dankbaren Jubelruf verstehen.

Zuerst unternahm ich kleinere Fußpartien in der Heimat, dann wagte ich mich auf Thalwanderungen in Oberkärnten und Oberbaiern — und endlich auf Berge. Schöckel, Sulzenkogel, Rennfeld, Rax, Hochlantsch, heißen die Culminationspunkte meiner letztjährigen Sommerfreuden. Auf den meisten dieser Wanderungen begleiteten mich meine zwei Knaben und so ist mir auch dieser Wunsch, mit meinen Söhnen das theuere Land zu durchziehen, in Erfüllung gegangen.

Verhältnismäßig die umständlichste dieser Partien war die Besteigung des hohen Lantsch. Ich unternahm sie das erstemal mit meinen beiden ältesten Kindern, wir wurden aber schon in der Bärenschütz zurückgescheucht von einem großen Ungewitter, demselben, welches am 21. August in Graz so rasend gewüthet hat. Acht Tage später versuchte ich es mit meinem ältesten Knaben das zweitemal. Um 3 Uhr nachmittags verließen wir Mixnitz unter tröpfelnden Wolken, welche sich aber bald lichteten; ein lebhafter Südwest scheuerte den Himmel aus, bis er tief blau war. Die Gegend der Bärenschütz mit dem Wasserfall (siehe „Heimgarten" XIII. Jahrgang, Seite 868) hatten wir nach einer guten Stunde erreicht. An der Köhlerhütte verließen wir den Bach, links quer ansteigend am felsigen, mit mehreren Höhlen durchlöcherten Hange. Bald war der grüne Kessel erreicht, wo das schöne Bauerngut „zum Schwoager" liegt; hernach gieng's auf einem holperigen Fahrwege stets bei guter Markierung in Schlangenwindungen bergan, stellenweise über weiße unebene Steinplatten, die wie Schneereste anzusehen auf dem Wege lagen. Nach einer Stunde war der Pass erreicht, welcher uns einließ in die Hochwelt des Lantsch. Wir waren in Alpenregion, es sah aber hier nicht wilder, im Gegentheile fast zahmer aus, als unten in dem felsigen Thale von Mixnitz. Hier gab's schöne Waldberge, grüne Almen, klare Wässer, gebahnte Wege und Wirtshäuser daneben. In der Mitte erhob sich die Kuppe des Hochlantsch, mit Wald und Holzschlägen bedeckt bis zum mit Knieholz bewachsenen Felsenkamm empor; die wilden Felsenabstürze nach Norden hin waren nicht zu sehen. Der Weg führt hinein zur schönsten Alm der Steiermark, der Teichalpe mit dem berühmten Forellenbache und dem stattlichen Bauernwirtshause.

In diesem Hochthale war einmal eine große Stadt gestanden, deren Bewohner ein so üppiges und wollüstiges Leben geführt haben, dass sie und die Stadt eines schönen Tages von der Erde verschlungen wurden. Unten in der Drachenhöhle bei Röthelstein findet man noch die Knochen. Die heutigen Bewohner dieser Almen sind so brave Leute, dass sie sich bisher immer noch auf der Oberfläche der Erde erhalten haben. Die weiten frischgrünen Auen dieses Hochthales werden im Süden und Osten begrenzt von den Hochgipfeln des Ossers- und des Plankogels, mit denen dann der Alpenzug abfällt in das Mittelgebirge der östlichen Steiermark.

Wir schlugen am ersten Wirtshause unseren Weg links ein über Almrasen und karstartigen Steinboden. Hie und da steht ein Schirmbaum, knorrig und wetterfest, und friedlich grasen dort Rinder und Pferde. Gegen Süden verdeckten uns die Türnaueralpe, die Röthelwand und der Röthelstein die weitere Aussicht; gegen Westen fliegt das Auge bis zum Koralpenzug und weiter links bis zu den Gebirgen bei Knittelfeld und Vordernberg. Nach Norden hin hatte uns der Bergrücken, an welchen unsere Nase stieß, alles verdeckt; diese Wand fiel plötzlich. Links das steinige Lantschgrat, rechts den hohen Lantsch mit seinem schauerlichen Absturz, so standen wir da und starrten in das Thal von Breitenau, welches wie ein gähnender Abgrund vor unseren Füßen lag. In der Tiefe ein enges vielschluchtiges Wiesenthal mit ein paar Dörfern und Gewerkschaften, an den Hängen Bauernansiedlungen und Wald, überall Wald. Gerade uns gegenüber die Höhe mit der kahlen Kuppe ist das Rennfeld, wo einmal zwei feurige Ritter um eine Herzliebste gerungen haben. Dahinter die blauenden Zacken des Hochschwabenzuges, der Veitsch, der Rax, des Schneeberges. Einzelne Wände dieses Gebirges waren von der Abendsonne beleuchtet, auf der Hochschwabspitze lag ein rostbraunes Wolkenbänk-

lein wie eine Schaukel, wie eine Wage zwischen Schön und Regen.

Wohin wollen wir denn heute noch? Wo ist denn das Schüsserlbrunn, von dem wir kaum mehr drei Minuten entfernt sein sollen? Tief im Abgrunde, an der Wand wie Vogelhäuser klebend, winken ein paar Bretterdächer. Auf einer Holztreppe mit hundert Stufen steigen wir hinab; mitten im grauenhaftesten, überhängenden Gewände stehen wir, rechts das Wallfahrtskirchlein, links das Touristenwirtshaus. Ersteres ist ein neuer, zierlicher Holzbau, der eher an einen Ausstellungspavillon als an eine Kirche erinnert. Der Frauenaltar reich mit Blumen und Kerzen geziert, an den Wänden die üblichen Votivbilder; auf dem Chore aber keine Orgel, auf dem Thurme keine Glocke. Hinter der Kirche sickert aus der Felskluft Wasser in eine schüsselähnliche Steinnische; davon der Name Schüsserlbrunn. — Dort hinter dem Rennfelde steht die große Wallfahrtskirche Maria-Rehkogel. Ein von fürstlichen Jägern verfolgtes Reh soll sich in seiner Noth unter einen Baum geflüchtet haben, an welchem ein Muttergottesbild hieng. Einer der Jäger, das zitternde, vor Erschöpfung, auf die Vorderbeine gesunkene Thier dort entdeckend, sagte: „Rehlein, armes! Wenn du dich unter *solchen* Schutz begibst, da muss man dich freilich verschonen! Auch wir sind gehetzt von mächtigen Feinden, im Thale der Mürz wüthet der grimmige Türke. Vielleicht schützt die Mutter Gottes, vor deren Bilde du kniest, auch uns!“ Es muss wohl so gewesen sein, denn an jener Stelle wurde die Gnadenkirche Maria-Rehkogel gegründet. — Diese lieblichste der Sagen rührt mich, so oft ich an sie denke. Die Sage vom Schüsserlbrunn weiß von einem frommen Einsiedler, der die aus dem Felsen sickernde Heilquelle entdeckt und den Gläubigen zugänglich gemacht hat. Besonders für kranke Augen soll das Wasser heilsam sein. Von den Wallfahrern ist das Schüsserlbrunn in den letzten Jahrzehnten in dem Maße in Vergessenheit gerathen, als es von den Touristen aufgesucht wird. Ich meine, dass es seiner Lage nach einer der seltsamsten und merkwürdigsten Wallfahrtsorte sei, welche die reich mit Wunderorten gesegneten Alpen aufzuweisen haben.

Im Wirtshause am Schüsserlbrunn rastet sich's prächtig. Wo einst jene Einsiedlerklause gestanden, die in einer stürmischen Nacht mitsammt dem Einsiedlerpaare zur Tiefe gefahren, ist jetzt ein freundliches Touristenhaus mit warmem Herd, wohlbesetztem Tisch und zwölf guten Betten. Für lange Abende bietet das Fremdenbuch eine Unterhaltung, dessen übliche Poesie und künstlerische Leistungen übrigens sattsam bekannt sind. Hier waren mehrere Bergsteiger darauf erpicht, ein Wort auf Lantsch zu reimen. Da dichtete vor Jahren einer:

Wer will auf den Lantsch,
Der nehm' was mit zum saufe,
Aber ja keinen Pantsch,
Sunster kummt er nit auffe.

Einer Epigonenseele ließ diese Dichterthat keine Ruhe und sie übertrumpfte den Meister mit dem folgenden Gefühlserguss:

Wann man den Lantsch,
So breit und so hoch,
Umdraht wir an Handschuh — das wär a Loch!

Wir legten uns bald auf den Dachboden zur Rast. Vor dem Einschlafen dachte ich an die ungeheueren Steinwuchten, die über dem Dache dräuten und wie es wohl wäre, wenn es in dieser Nacht geschähe, was schon oft geschehen ist und noch geschehen wird, wenn die Felsen ihres Anklammerns endlich müde — plötzlich niederstürzten! das wäre ein Krachen weitum, das Hüttchen aus Menschenhand aber vergienge lautlos, spurlos... Und doch drückte der Felskoloss über mir mich bei weitem nicht so hart, als manch anderer Stein, der mir manchmal schon am Herzen gelegen.

Ein Knattern auf dem Dache weckte uns auf. Regen prasselte nieder. Das Wahrzeichen unserer modernen Sommer: Regen und Nebel, es hat uns in diesem Jahre keine einzige Partie ganz unversehrt gelassen. Der stillen heiteren Tage, wo der Wanderer von keinem Nass geneckt, von keinem drohenden Unwetter gehetzt worden, waren kaum ein Dutzend in unserem Lande. Natürlich, wenn es die grüne Steiermark sein soll, so muss es für ausgiebige Befeuchtung Sorge tragen, und dann wird aus der grünen halt manchmal die graue. Als wir am Morgen ins Freie giengen, waren alle Höhen mit Nebel bedeckt und der Blick ins Thal hinab war so trüb und matt, als sähe man durch ein halberblindetes Glas. Endlich sank der Nebel auch in die Tiefe hinab und daraus schlossen wir, dass etwa die Bergspitzen frei werden könnten. Um neun Uhr begannen wir den Aufstieg auf den Hochlantsch durch Wald, über blumige Matten; um halb zehn riss über unseren Häuptern der Wind ein Loch, so dass uns auf ein paar Augenblicke die Sonne anschien. Um zehn Uhr giengen wir oben über die stumpf und glatt gewaschenen weißen Steine des Felsgrates hin, umschritten noch im Halbkreis den ungeheueren Felsschrund, der den höchsten Gipfel scheinbar vom Grate trennt, und endlich standen wir auf der 1722 Meter hohen Spitze des Berges.

Wir waren mitten im Heere der fliegenden Nebel, die vom Thale aus wohl wie Bergspitzen einhüllende Wolken zu sehen gewesen sein mögen. Über uns öffnete sich manchmal die Himmelsbläue, unter uns enthüllte sich manchmal der Almboden der Teichalpe oder das tiefe Thal von Breitenau, zu welchem vom Scheitel des Berges die Lantschwände fast senkrecht niedergehen. Weit und breit ist kein hoher Berg mit so ungeheueren, aus dem Grünen aufsteigenden Wänden, wie hier der Hochlantsch, dessen Spitze man deshalb von der Ferne aus wie ein steiles Horn hoch emporragen sieht, aus dem Gebirgszuge. Bisweilen wurde eine nachbarliche Kuppe sichtbar, um alsbald wieder hinter dem vom Winde gejagten Nebel zu verschwinden; einmal gieng auf längere Zeit der westliche Vorhang auf und vor uns stand der Murthaler Alpenzug. Es sollen vom Hochlantsch aus auch mehrere Spitzen der Sulzbacher Alpen und der Malnitzer Tauern sichtbar sein, also dass man neben dem größten Theile der Steiermark nicht allein Theile von Ungarn, Niederösterreich, Salzburg, sondern auch Berge von Kärnten und Krain schauen kann. Die nördlichen Alpen waren eingehüllt von einem Wolkenmeer, dessen dem Himmel zugekehrte Seite in der Sonne schneeweiß wie eine Winterlandschaft leuchtete, dessen den Thälern zugewendete Seite — wie wir später erfuhren — gemüthlich regnete.

Wir hatten uns zu Schutz vor dem heftigen Winde in eine Felsspalte gekauert und wollten die vollständige Klärung abwarten. Doch die Thäler füllten sich wieder mit Nebel; nur im grünen Thale von Bärnegg schien noch die Sonne, leuchtete an den Gebäuden schimmerte in der Mur, bis endlich auch über dieses Bild ein schmutziger Wolkenfetzen niederhieng. Über unserem hohen Standpunkte in tiefster Himmelsbläue war der Sonnenstern. Und als wir so am Rande des Gewändes standen und niederschauten in den grauen Nebel des Abgrundes, lachte mein junger Genosse plötzlich auf und rief: „Vater, ich bin ein Heiliger!“ Das war mir erst was Neues an dem weltlustigen Jungen, bald sah ich's aber, wie es gemeint war, an mir selbst. Ich sah unten etwa 20 Meter tief, auf der von der Sonne beschienenen Nebelfläche, den scharfgeschnittenen Schatten meines Hauptes und rings um denselben einen siebenfarbigen Heiligenschein. Du grundgütiger Himmel, diese Auszeichnung lasse ich mir gefallen, fürchte aber, dass du es für die Länge nicht wirst verantworten

können, all deine Regenbogenlichter an dem durchaus irdischen Kopfe eines Volkspoeten verschwendet zu haben. — Ich könnte nun an diese Naturerscheinung höllisch weise Bemerkungen knüpfen, sagte aber nur zu meinem Sohne: „Hat nicht viel zu bedeuten, Sepp, im Nebel sieht der Mensch manchmal einen Heiligenschein um sich.“ — Ich hatte eine ähnliche Erscheinung, deren natürliche Erklärung freilich nahe liegt, bisher nie gesehen.

Höchst zufrieden über die Huldigung, welche die Sonne uns dargebracht, stiegen wir den Berg herab, über Almmatten und auf steinigen Wegen wieder dem Thale von Mixnitz zueilend, denn die Nebel hatten sich unheimlich verwoben über das ganze Land. Und zur Stunde, als ich der hübschen Kellnerin zu Mixnitz schäkernd ans Kinn griff, fiel mein Heiligenschein als Regen herab.

Eine steirische Bienenmutter.

Reiseerinnerung an die XXXV. Wanderversammlung deutscher und österreichisch-ungarischer Bienenzüchter in Graz.

Von Joh. Ph. Gloch, Pfarrer in Zuzenhausen, Baden.*)

„Hoch vom Dachstein an, wo der Aar noch haust,
Bis zum Wendenland am Bett' der Sann,
Wo die Sennerin frohe Jodler singt
Und der Jäger kühn sein Jagdrohr schwingt:
Dieses schöne Land ist der Steirer Land,
Ist mein liebes, theures Heimatland.“

Ja, es ist fürwahr ein schönes Land, der schönsten eines im Schwesterreigen Alt-Austrias, die alte, sangesfrohe grüne Steiermark mit ihren alpengekrönten Thälern voll rauschender Wasser, mit ihren dunklen Forsten voll edlen Hochwilds, mit ihren smaragdgrünen Matten voll duftender Alpenkräuter, mit ihren freundlich stillen Dörfern, ihren aufstrebenden, gewerbreichen Städten, mit ihren biederen stämmigen Männern, denen deutsches Blut durch die Adern rollt und deutsche Treue und Ehrlichkeit aus den blauen Augen schaut, mit ihren edlen schönen Frauen, denen deutsche Zucht und Sitte, deutsche Sprache und deutsches Lied so wohl steht, dass man noch heute von ihnen rühmen muss, was ein Walther von der Vogelweide einst am sangesberühmten Hoflager seines fürstlichen Gönners in der Ostmark des Reiches zu ihrer Ehre gesungen hat:

„Ich han lande vil gesehen
Und nam der besten gerne wahr:
Übel müsse mir geschehen,
Könnt' ich je mein herze bringen dar,
Dass ihm wohl gefallen
Sollte fremde sitte:
Deutsche Zucht gat vor in allen.
Deutsche man sind wohl gezogen,
Recht als engel sind die wip gethan
Wer sie schilt, der ist betrogen.
Tugend und reine Minne,
Wer die suchen will,
Der soll kommen in unser land:
Da ist Wonne viel.“

Die köstliche Perle dieses schönen Landes ist aber die Landeshauptstadt Graz.

„Sei gegrüßt von meinem Psalter,
Du reizende Grazienstadt;
Du ruhst wie ein prangender Falter
Auf einem Lorbeerblatt.
Hold ruhst du auf grünenden Auen,
Du Perle der Steiermark;
Voll Seele deine Frauen,
Und deine Söhne voll Mark!“

(Robert Hamerling.)

*) Abgedruckt aus der in Braunschweig erscheinenden „Deutschen illustrierten Bienenzeitung“.

Malerisch gebettet an die beiden Ufer der rasch strömenden Mur, eine alte, ehrwürdige Stadt, voll großer Erinnerungen an eine weltgeschichtliche Vergangenheit, mit altersgrauen Palästen, Kirchen und Klöstern, und doch wie wenige ihres Alters eine moderne Stadt mit allen Zeichen eines aufblühenden Gemeinwesens, mit hochentwickelter und reicher Fabriksthätigkeit, auf den Höhen ringsum von einem weiten Kranze prächtigster Villen umrahmt und der berühmte Sitz einer deutschen Hochschule, deren Genius die Fackel des Lichtes und der Kunst hier an der Ostgrenze deutschen Volksthums leuchten läßt. Der Glanzpunkt des herrlichen Stadtbildes selbst ist der inmitten der Stadt gelegene, hochragende Schloßberg mit seinen zersprengten Bastionen und zerschossenen Wällen, dem altehrwürdigen, grotesken Uhrthurme, diesem Wahrzeichen von Graz, in der Fronte, und dem von gefangenen Mohamedanern gegrabenen Türkenbrunnen in der Mitte, dessen Sohle viele Hunderte Fuß tief mit dem Wasserspiegel der Mur zugleich liegt. Wer je einmal hier oben auf hoher Aussichtswarte gestanden und dieses nächst Salzburg schönste deutsche Städtebild geschaut hat, wird den wunderlieblichen und erhebenden Eindruck zeitlebens nicht vergessen. Es ist ein schönes Stück Erde. Nach Süden begleitet der Blick in breiter, fruchtbarer, volkreicher Thalsohle das Silberband der Mur fast bis zu der in blauer Ferne aufsteigenden Felsenwand der Karawanken; nach Norden und Westen thürmt sich Berg über Berg, immer steiler und majestätischer steigen die Schroffen und Spitzen empor, hier schauen wir die Vorläufer der mächtigen Alpenwelt; nach Osten aber, dem Laufe der nahen Raab folgend, dehnt sich, nur wenige Meilen getrennt, schon magyarisches Land aus. Es ist zugleich historischer Boden, auf dem unser Fuß steht. Hier an diesen Wellen ist die von Osten verderbenschwanger einbrechende Türkenmacht mehr wie einmal zerschellt worden. Auch hier haben die Erbfeinde deutscher Macht und Größe, die Franzosen (unter Macdonald im Jahre 1809), dasselbe barbarische Zerstörungshandwerk geübt, dessen Spuren unser in Trümmer gelegtes Kurfürstenschloss in Alt-Heidelberg zur Schau trägt. Im Osten wie im Westen dasselbe Schicksal desselben Volkes durch denselben Feind!

Doch, ich wollte ja nicht von dem schönen Steirerland erzählen, nicht von seiner lieben Landeshauptstadt Graz, deren Gast ich sein durfte*), auch nicht von den biederen, starken und kühnen Mannen des Hochgebirges oder den schönen Frauen dieses Landes, das haben andere vor mir und besser gethan. Das hat einer vor allen anderen als berufener Kenner und Meister gethan, der gottbegnadete, edle Dichter der Steiermark, der wohl wusste, warum er gerade im schönen Graz seinen Wohnsitz aufgeschlagen hat — Rosegger. Seine Dichterhand hat es verstanden, der trefflichen, in ihrer Art einzig artigen Ausstellung seines lieben Heimatlandes, zu der als sogenannte temporäre Ausstellung auch die Ausstellung der XXXV. Wanderversammlung von Bienenwirten gehörte, die poetische Weihe zu verleihen. Er that es auf kurze aber kernige und zugleich geistreiche und gemüthvolle Weise in allerlei trefflichen Sprüchen und markigen Sentenzen, die für mich, als einem Verehrer der Rosegger'schen Muse, ebensoviele schöne Bekenntnisse einer deutschen Dichterseele und eines freien deutschen Mannesherzens sind. Wie schön hat er, um nur ein Beispiel anzuführen, die alten, immerhin ehr-

*) Dem Verfasser war zu diesem Zwecke von der großherzogl. Regierung ein dankenswertes Staatsstipendium zur Verfügung gestellt worden.

würdigen, deutschen Farben „Schwarz-Roth-Gold“ besungen:

„Schwarz-Roth-Gold mag ich gern,
Schwarz ist ihr Augenstern,
Roth ist ihr Lippenpaar,
Gold ist ihr Haar.“

Ist das nicht ein duftender Kranz liebender Verehrung, den hier ein Österreicher im Bewusstsein der Stammesgemeinschaft der Mutter Germania auf die Stirne drückt? Habe Dank, edler Sänger im fernen Graz, für dein treues deutsches Herz und seine Liebe! Was du im Alpenthale der Mur gesungen, was du als deine Festgabe im Tempel der Gewerbe und Künste deines Heimatlandes niedergelegt hast, ist nicht vergessen; als ein Dichterwort unsterblicher Art ist es fortgeklungen und wird fortklingen, so weit die deutsche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt.*)

Auch über die XXXV. Wanderversammlung und deren oben berührte Ausstellung in Graz will ich hier nicht berichten. Das hat ebenfalls schon einer vorausgethan. Derselbe hat auch in dem in diesen Blättern veröffentlichten Grazer Festbericht nur die Wahrheit gesagt, wenn er behauptet, dass die öffentlichen, wollte sagen officiellen Empfangsfeierlichkeiten bei dieser Wanderversammlung auf Seiten der dazu Berufenen sehr viel zu wünschen übrig ließen. Es that uns im Stillen in der Seele weh, als wir am Empfangsabend die lieben Veteranen der Wanderversammlung, voran unseren nachgerade auch grau und alt gewordenen ständigen Präsidenten, den um die Sache dieser Versammlungen hochverdienten Vogel, so ohne Sang und Klang, ohne jedwede billige Aufmerksamkeit von Seite der Herren vom Comité seinen Einzug halten sahen. Das war in Stuttgart und Regensburg ganz anders. Offenbar fehlte es in dieser Richtung hier irgendwo. Da man aber von einer geschehenen Sache das Beste reden soll, wollen wir diese für ein Festcomité unverzeihliche Unterlassungssünde lieber mit dem Mantel der christlichen Liebe bedecken und keine Namen nennen, obwohl wir solche sehr wohl kennen. Nur so viel sei verrathen: es fehlte nicht unten, d. h. bei den Grazer Imkern, die als echte Steirer die liebenswürdigsten Gastfreunde von der Welt waren und gerade uns „Reichsdeutschen“ gegenüber Herz und Haus öffneten, sondern mehr nach oben, dort wo gewisse Herren, wie vom „hohen Olymp“ herab, das Wandervolk der Imker betrachteten und die große Masse in solch respectvoller Entfernung von sich zu halten wussten, dass man z. B. trotz der ausdrücklichen Ankündigung vom Präsidententisch am Schlusse des ersten Verhandlungstages auch nicht einen einzigen der betreffenden Herren da traf, wo man sich zum gemeinsamen Mittagsmahl im Ausstellungsraume versammeln wollte. Es brauchte deshalb einer nicht, wie Freund Witzgall, der leidend ankam und durch Reisestrapazen und schlaflose Nächte herabgestimmt war, übel disponiert zu sein, um die XXXV. Wanderversammlung im Gegensatze zu ihren Vorgängerinnen in etwas trübem Lichte zu betrachten. Trotz alledem waren die acht Tage, welche wir in Graz verlebten, recht schön, belehrend und herzerquickend; sie zählen in mehr als einer Hinsicht geradezu zu den schönsten unseres Lebens. Das Festcomité der Wanderversammlung freilich war nicht schuld daran.

Aber, nun zur Sache! Etwas hat weder der Dichter Rosegger besungen, noch der volksthümliche Kalendermann aus Baiern in seinen Ausstellungsstimmungsbildern erwähnt, und daran

*) Diese Worte, die mich so hoch ehren, will ich doch nicht streichen; sie anerkennen mein redliches Wollen und haben Nachsicht mit meinen mangelhaften Werken. Dankbar erwidere ich diesen lieben Gruß aus deutschem Westen.

P. K. Rosegger.

möchte, sofern dieses bescheidene Etwas gerade bei dieser Wanderversammlung und auf deren Ausstellung zu sehen, zu hören und zu bewundern war, den Lesern unserer Bienenzeitung als dritten im Bunde etwas erzählen. Ich habe das seltene Glück gehabt, der freundliche Leser höre und staune, auf der Wanderversammlung in Graz eine wirkliche Bienenmutter, dazu eine gut steirische, von Angesicht kennen zu lernen. Bienenmutter? höre ich da einen Zweifler ironisch fragen. Was soll denn das für eine Bekanntschaft sein? Wir kennen bloß Bienenväter bei uns zu Lande. Meine Bienenmutter, die steirische nämlich, deren Lob und Leben ich hier singen und sagen will, ist keine edle oder hochedle Bienenkönigin, sondern — eine einfache, brave, in der praktischen Bienenzucht wie wenige erfahrene, steirische Frau, vor deren Tüchtigkeit und Leistungen jeder Bienenvater den Hut abnehmen darf. Unsere Bienenmutter ist nicht etwa eine Dilettantin und bloße Liebhaberin der edlen Bienenzucht, wie es deren auch sonst geben mag, zumal solange die Bienen nicht zu sehr stechen und unangenehm werden, sondern eine wirkliche Mutter, welche ihrer Bienen mit mütterlicher Sorgfalt und Liebe wartet, keine fremde Hand sie berühren läßt, auch die mühevollsten Operationen an ihren Pfleglingen ohne jede männliche Beihilfe eigenhändig besorgt, wie eben nur eine Mutter ihre Kinder warten und pflegen und lieben kann. Auch ist diese steirische Bienenmutter keine Novize, d. h. ein Neuling in der Bienenzucht; sie imkert schon ihre 30—40 Jahre, hat also das silberne Ehejubiläum mit ihrem Bienenvolk längst hinter sich und geht, so Gott will, rüstig und gesund ihrem goldenen entgegen. Diese wirkliche Bienenmutter, deren ganzen Namen, Vor- und Zunamen nebst Heimatsort der geneigte Leser zum Schluss erfahren wird, und deren interessante Lebensgeschichte, so wie ich sie aus ihrem Munde vernahm, hier zu Nutz und Frommen der Imker mitgetheilt werden soll, habe ich also persönlich kennen gelernt. Manches Stündlein haben wir zwei während der Festtage uns mit einander unterhalten, notabene über die Bienenzucht oder genauer gesagt, über ihre Bienenzucht. Beim Bankett im großen Saale der Versammlungstage ließ ich die hohen Herren Präsidenten und Vicepräsidenten, unter denen nicht wenige hochgeborene Herren waren, sowie die sonstigen weltlichen und geistlichen Honoratioren, die uns fahrenden Imkern die Ehre gaben, sitzen wo sie saßen, und wählte mir als bescheidenes Vis-à-vis meine specielle Bekanntschaft, die Bienenmutter; mit ihr habe ich conversiert und toastiert, so oft wieder einer der üblichen Toaste ausgebracht wurde. Sie selber aber hat beim Abschied geweint, wollte meine Hand, die sie unter Thränen küsste, nicht loslassen und meinte zum Schluss, das war ihr letztes Wort: „B'hüt Gott, Hochwürden, auf dieser Welt sehen wir uns wohl nimmermehr; aber vergessen thu' ich Sie mein Lebtag nicht; b'hüt Gott!" Sie steht als ehrsame Witwe an der Schwelle der Sechziger und sieht bereits mit großmütterlicher Autorität auf Kinder und Kindeskinder. Aber obwohl in grauen Haaren, ist sie doch noch eine Bienenmutter, die sich's nicht nehmen ließ, die Festtage in der nahen Landeshauptstadt wie der strammste Bienenvater von Anfang bis zu Ende mitzumachen. Auch hatte sie doppelt ausgestellt, was der geneigte Leser gleich erfahren wird. Es ist mir unvergesslich, wie und wo ich ihre Bekanntschaft machte. Vorgestellt wurden wir nämlich einander nicht. Aber dass wir so schnell bekannt wurden, gieng also zu. Es war am Nachmittage eines Mittwochs, am Vortage der zu eröffnenden Bienenausstellung. Noch

waren erst wenige Festgäste angekommen, da führte mich mein Weg von dem großen Ausstellungsplatz, wo eben das vortreffliche Musikcorps des Infanterie-Regimentes „König der Belgier“ sein Nachmittagsprogramm beendet hatte, hinüber zu dem in der landwirtschaftlichen Abtheilung reservierten Platze für die Bienenausstellung. Alles war hier noch wüste und leer wie am ersten Schöpfungstage. Nur einige Herren des Festcomités waren eben damit beschäftigt, mit Hilfe einiger dienstbaren Geister eine Unmasse Kisten und Kasten zu öffnen, auf welchen das ominöse „Vorsicht“, „nicht stürzen“, „zerbrechlich“, „Achtung“, „piano“, „pianissimo“ (das magyarische Wort habe ich vergessen) sehr deutlich aufgeklebt war. Trotzdem musste es während des Transportes mit einem Theile der Kisten doch nicht „piano“ genug hergegangen sein, denn nicht weniger als sechs Völker waren umgekommen; beim Öffnen schwamm eine wüste Masse von Honig, Wachsbruchtheilen und Bienenleichen in den betreffenden Wohnungen herum. Ein trauriger Beweis, dass ein guter Theil ausstellender Imker es hier immer und immer wieder an der nöthigen Vorsicht fehlen lässt. Während nun unter dem unvermeidlichen Hämmern und Klopfen Kisten und Kasten geöffnet und die lebenden Bienen durch die Hände der beihelfenden Dienstmänner auf die zurechtgestellten Lager mehr oder weniger piano oder auch nicht verbracht werden sollten, hörte ich auf einmal aus dem Munde einer bis jetzt ruhig dabei gestandenen bejahrten Frau in steirischer Landestracht — dem einzigen weiblichen Wesen in unserem Kreise — die laut gerufenen, fast drohend klingenden Worte im steirischen Volksdialect: „Lôn Se mir meine Beinle*) stehn! Sie; lôn Se die Beinle stehn: die dürfen net so verpolleret werden; ich leid's nit; ich kann meine Beinle selber hinstellen.“ Solche Sprache hatte keiner von uns Anwesenden erwartet. Die Herren vom Comité sahen sich die Frau etwas verblüfft an und die Dienstmänner ließen auf einen Augenblick die Arbeit ruhen. Bei der Frau aber hieß es: Gesagt und gethan! Sofort packt sie Beute um Beute, die ihr gehörten, und stellt sie mit praktischem Griffe so sicher und fest und doch so zart und sanft, als es nur der zärtliche Familienvater vermag, auf ihren Platz. Nicht genug damit. Alsbald öffnet sie die Fluglöcher. Die „Beinle“ stürzen hervor, schon will eine Abtheilung der schwarz und dicht herausgequollenen Masse im neugewonnenen Lichte der Freiheit über den Rand des Flugbrettes sich herabwälzen; wie leicht könnte sie auf die gerade nasse Erde fallen! da tritt die Bienenmutter furchtlos und ohne Bedenken in die Fronte vor das Flugloch und — streicht mit der bloßen Hand zart und sanft die mit dem Herabstürzen Bedrohten wieder dem Flugloche zu.

Diese Manipulation wiederholt die Frau einige Minuten, und fast scheint es, als ob die „Beinle“ ihre Mutter kennen. Sie beruhigen sich zusehends und laufen bald friedlich an der Öffnung hin und wieder, meist fröhlich brausend, dass sie jetzt wieder Licht und Luft haben. Das war der Frau offenbar ein gutes Zeichen. Doch begnügt sie sich nicht damit. Jetzt tritt sie — notabene ohne Bienenhaube, Helm, Visier, Brille und wie die von kühnem Muthe zeugenden Schutzmittel der Herren Bienenväter alle heißen — von hinten zu ihren Völkern, die in mobilen Lagerstöcken untergebracht sind, öffnet die Thüre und das Deckelbrett, nimmt mit der bloßen Hand (ohne Wabenzange) Wabe um Wabe heraus, bis sie erkannt hat, dass durch den Transport kein Schaden entstanden ist. — Es

*) „Beinen“ oder „Peinen“ ist im Steirischen und in Oberbaiern das Dialectwort für Bienen.

iſt alles in Ordnung. Mit ſichtlichem Wohlbehagen ſchließt ſie ihre Wohnungen und ſchickt ſich an zum Weggehen, aber nicht ohne den Herren vom Comité und deren Hilfsarbeitern noch einmal, jetzt im milderen Tone, die Vermahnung zu geben: „Lôn Se mir meine Beinle ſtehn; lôn Se ſe bigott ſtehn; ich hab's Ihnen gſagt.“ Dieſe Frau hatte auf einmal mein lebhaftes Intereſſe erweckt. Alles, was ich ſoeben an ihr beobachtet hatte, die ganze Art, wie ſie ſprach, handelte, operierte, ihr ganzes Auftreten, feſt und beſtimmt, faſt männlich ſicher, imponierte mir. So trat ich denn ohne weitere Complimente zu ihr hinzu, gab ihr in wenigen, aber herzlichen Worten meinen Beifall an ihrem ſoeben an den Tag gelegten Verhalten kund, lobte insbeſondere ihren Muth im Hantieren und Operieren an den Bienen, worin es ihr in der That nicht jeder Bienenvater gleichthun dürfte. Sie nahm alle dieſe Bemerkungen anfangs kalt auf, meinte ſogar zwiſchenhinein, da gebe es im Imkerleben noch ganz andere Beweiſe von Muth und Unerſchrockenheit abzulegen. Sie faſſe ihre Schwärme ohne Ausnahme mit unbeſchütztem Geſicht und freien Händen; es komme nur darauf an, *wie man* ſich bewege und *wie man* angreife. Damit hatte ſie in der That das ganze Geheimnis enthüllt und da ich hierin aus eigener Erfahrung ebenfalls zuſtimmen konnte, erweckte ich in ihr Vertrauen. Meine Worte hatten auf einmal eingeſchlagen. Die Brücke des offenen gegenſeitigen Austauſches der beiderſeitigen Erfahrungen war geſchlagen und nun hielt ſie, nachdem ich zur vollen Beruhigung meine Wenigkeit nach Stand, Herkommen und Zweck des Hierſeins freimüthig vorgeſtellt hatte, nicht mehr zurück, ſondern geſtattete mir — und dafür bin ich der ſchlichten, braven Frau zum Danke verpflichtet — einen Einblick in ihre Vergangenheit, welche ſelbſt wieder ein Beweis dafür iſt, daſs die folgenreichſten Wendungen in unſerem menſchlichen Leben nicht ein Reſultat unſerer Berechnung, ſondern Schickungen von Oben, Winke von höherer Hand ſind, denen wir folgen müſſen, ob wir wollen oder nicht. Oder iſt's nicht ſeltſam und geradezu eine Fügung Gottes geweſen, wie dieſe Frau zur Imkerei kam? Laſſen wir ſie ſelbſt erzählen.

„Ich bin“, ſo hub ſie an, „von Haus aus ein armes Soldatenkind. Mein ſeliger Vater focht unter den Grenadieren des Erzherzogs Karl bei Aſpern und zog dann ſpäter, nachdem die blutigen Kriegsjahre endlich friedlichen Zeiten gewichen waren, nach Mixnitz an der Mur. Hierher hatte ihn ſein bewegtes Leben zuletzt geführt; hier fand er Arbeit im Maurerhandwerk, das er in ſeiner Jugend erlernt hatte; hier gründete er ſeinen Hausſtand, und hier wurde ich geboren. Jetzt wiſſen Sie, lieber Herr, woher ich bin und warum ich gerade in Mixnitz geboren werden muſste. Mein ſeliger Vater war aber ſelber kein geborener Steirer oder Öſterreicher; er hatte nur als Söldner unter öſterreichiſchen Fahnen gekämpft. Er ſtammte aus dem Nachbarlande zu Ihrer badiſchen Heimat, aus dem Elſaſs. Viel Schönes und Gutes hat er uns Kindern von dieſer ſeiner Heimat am Rhein erzählt, beſonders von Straſsburg, „der wunderſchönen Stadt“ und ſeinem herrlichen Münſter, deſſen Thurm ſogar höher ſein ſoll als der Stephansthurm der Wiener, der doch auch ſchon ungemein hoch ſein muſs. Wohl haben des Vaters Freunde und Verwandte dann und wann noch einmal einen Brief aus dem Elſaſs geſchrieben, aber mit des Vaters Tod hörte auch dieſes auf. Jetzt wiſſen wir gar nichts von des Vaters Brüdern und Schweſtern und deren Kindern. Vielleicht haben ſie uns gar vergeſſen, wie das in der Welt eben ſo geht. O wie gerne hätte

ich meines Vaters Heimat einmal gesehen und den Freunden am Rhein die Hand gedrückt, aber es hat nicht sollen sein; früher war der Weg ohne Bahngelegenheit viel zu weit, und jetzt bin ich einfach zu alt zu solcher Reise. Aber denken thu' ich noch manchmal dahin und gerade heute, wo ich mit Ihnen zusammentreffen muss, denk' ich doppelt gern dorthin.

Nun bin ich aber selber im Laufe der Jahre Gattin, Mutter und zuletzt Großmutter geworden. Mein seliger Mann, dem ich die Hand für dieses Leben am Altare reichte, war ein Mixnitzer wie ich. Wir haben in unserem eigenen Hause gut gehaust und gut miteinander gelebt, wie es bei Christen sein soll. Doch starb er für mich und unsere Kinder viel zu früh. So musste ich manches Jahr als verlassene Witwe hausen und die Kinder Waisenbrot essen. Das ist ein schwerer Stand, lieber Herr, wer den nicht kennt, der weiß nicht, warum nach dem Worte der heiligen Schrift gerade die Witwen und Waisen ihre Sache dem Herrn anbefehlen sollen, wie gerade sie den gnädigen Beistand Gottes und guter Menschen so nothwendig brauchen. Auch uns ist Gott beigestanden, bei Gebet und Arbeit hilft er allezeit; und an beidem hat es bei uns nicht gemangelt. Aber wir hatten noch einen ganz besonderen Segen, von dem sollen Sie jetzt hören. Es war aber ein Hausfegen, den uns ein unbekannter Fremder in das Haus hereingebracht hat. Das gieng also zu. Noch zu Lebzeiten meines seligen Mannes zog eines Tages in unser Mixnitz ein fremder Herr aus Wien ein. Er war mutterseelenallein, schon bei Jahren und wollte, wie er angab, den Rest seines Lebens in unserem stillen Orte zubringen. Was ihn gerade zu der Wahl unseres Ortes trieb, kann ich Ihnen nicht bestimmt sagen. Jedenfalls gefiel ihm unser Murthal mit der „Bärnschützschlucht", dem „Wasserfall", der „Drachenhöhle" und den herrlichen Waldungen in der Nähe gar wohl, denn er war ein Naturfreund und brachte manche Stunde auf stillen, einsamen Gebirgspfaden und Waldwegen zu, wo ihn die Leute nicht störten. Doch nicht blos die schöne Natur zog den insichgekehrten Mann in unser Thal und Ort; vielleicht war ihm auch das Treiben der Weltstadt, in der er bisher gelebt hatte, zuwider geworden; am Ende hat ihn gar dort ein schweres Schicksal getroffen, dass es ihn nicht mehr da ließ, so dass er fort musste, um der Ruhe seines Herzens willen. Wohl haben wir es ihm in der ersten Zeit an manchem Tage angesehen, wie er um diese Ruhe kämpfen musste mit sich selbst. Aber es war immer bald überstanden und dann war er so ruhig, still, zufrieden und gottergeben, als nur der beste Mensch und frömmste Christ mit Gottes Beistand sein kann. Und wissen Sie, Hochwürden, wann unser lieber Hausfreund — denn das wurde mit der Zeit der sonderbare Fremde, am allerruhigsten, stillsten, zufriedensten und sogar glücklich war, er, der einsame, alleinstehende Mann? das errathen Sie nicht, aber wenn Sie ein echter Imker sind, der mit den lieben Bienen zu leben und zu fühlen versteht, wie es die guten Thierlein verdienen und wie es gute Menschen sollen, dann werden Sie es jetzt ahnen — dann, wenn er bei seinen Bienen war. Gleich nach seiner Ansiedelung hatte er sich Bienen gekauft; sie saßen in zwei Strohkörben, wie sie bei den steirischen Bauern vor den Häusern und in den Gärten stehen. Aber lange hat unser Hausfreund die altmodischen Strohkörbe nicht vor unserem Hause stehen lassen. Sobald die Bienen gekauft waren, wurde von demselben auch eine Hobelbank, sowie das nöthigste Schreinerhandwerkzeug nebst trockenen Brettern aus der Sägemühle herbeigeschafft. Nun gieng's an ein Sägen, Hobeln, Nageln und Häm-

mern, dass wir die wahre Schreinerwerkstätte im Hause hatten. Nur geleimt hat unser Hausfreund nie; denn ein rechter Bienenschreiner, pflegte er im Scherze zu sagen, es liegt aber eine Wahrheit darin, darf keinen Leim an die Finger kriegen. Und nun hätten Sie sehen sollen, was für nette, saubere, praktische Bienenhäuslein, die Vereinsherren nennen solche „Wohnungen", mit completer Einrichtung zum Ein- und Ausstellen, mit Fenstern und allem Zugehör aus der kunstfertigen Hand unseres Hausfreundes, der in den letzten Jahren auch unser Hausgenosse wurde, hervorgiengen! Die Mixnitzer Bienenzüchter sahen anfangs mit Spott auf diese Holzvergeudung, wie sie's nannten, und redeten nicht ohne Hohn unter sich von der neuen Wiener Mode in der Bienenzucht, die sie besser verstehen mussten. Aber die durch den Fremden nach Mixnitz gebrachte Wiener Mode war eben doch die richtigere und bessere. Wenn das Frühjahr kam, dann hatten nicht die Mixnitzer, sondern der fremde Herr aus Wien, unser Hausfreund, die vollsten, duftigsten Honigtöpfe. Das kam aber daher: unser Hausfreund überließ seine Bienen nicht dem Zufall; solches, pflegte er zu sagen, sei für einen vernünftigen Menschen, der seinen ihm vom Schöpfer verliehenen Verstand besitze, ein unverantwortlicher Leichtsinn. Der vernünftige Bienenzüchter müsse zur Zeit nachsehen, nachhelfen, corrigieren und verbessern, wo und wie es gerade nöthig sei. Gerade bei den Bienenhäuslein unseres Hausfreundes gieng dieses Nachsehen und Nachhelfen aber am leichtesten. Also war seine Methode oder Mode, wie sie's nannten, gewiss die richtige. Je länger, je mehr hatten wir alle, die Kinder, mein Mann, besonders aber ich, unsere herzliche Lust und Freude an den Bienen, die wir vorher, wie so viele Menschen, gar nicht beachtet, ja nur gefürchtet hatten. Diese Liebe zu den Bienen habe ich also dem fremden Hausgenossen allein zu verdanken.

Sie sehen, lieber Herr, wie viel das gute Beispiel eines einzigen braven und tüchtigen Menschen wirken kann; es thut und leistet mehr als ganze Bände voll Bücher und Schriften, aus denen unsereins oft gar nicht klug wird. Aber noch war ich keine Bienenzüchterin. Ich hätte auch zuerst gar nicht die Zeit dazu gehabt. Die Pflichten des Hauses als Mutter und Witwe machten mir heiß genug; doch habe ich dem Hausfreund immer gerne, wenn es wie beim Schwärmen oder beim Honigschleudern dem altgewordenen Herrn zu beschwerlich wurde, beigestanden, und dabei habe ich gelernt, was mir später sehr zu statten kommen sollte. Zum eigenen Betrieb kam ich aber auf diese Weise. Der gute liebe Herr, der so manches Jahr in unserem Hause gewohnt hatte und einer der Unseren geworden war, fieng eines Tages an zu kränkeln und diese Krankheit, in der wir ihn so gut verpflegten, wie es leibliche Angehörige nicht besser vermögen, war eine Krankheit zum Tode. Sein Gott hatte ihm diese letzte Krankheit als einen Boten von Oben geschickt, dass es bald für ihn Zeit sei, aus der Fremde dieser Erde in die ewige Heimat dort Oben einzukehren. Den Wink dieses Boten verstand unser lieber Hausfreund, darum machte er als gehorsamer Knecht, der geht, wenn sein Herr dort Oben ihm zuruft, sich reisefertig. Da rief er eines Abends, es war sein letzter auf dieser Erde, mich an sein Bett, nahm meine Hand in die seine und dankte mir noch einmal für alles, was ich und die Meinen an ihm, dem Fremden, Gutes gethan hatten. Dann sank er vor Schwäche in das Kissen zurück; schon meinten wir, sein letztes Stündlein sei jetzt gekommen, die Kinder, die herbeigerufenen Nachbarn und ich beteten unter Schluchzen und vielen Thränen für ein gnädiges

Abscheiden seiner Seele. Da schlug er noch einmal die lebensmüden Augen auf, suchte mit zitternder, erkaltender Hand die meine, weil ich neben ihm stand, und öffnete noch einmal die Lippen zum letzten Worte: „Vergesst", sprach er, „meine lieben Bienen nicht; sie gehören Euer, wie alles, was ich habe, aber vergesst sie nicht, verkauft sie auch nicht, es ist ein Segen darin." Das war sein letzter Wille, sein kurzes, aber heiliges Testament, dann wendete er das Haupt zur Wand hinüber, wo des Heilandes Bild zu ihm herunterſah — und verschied. So bin ich, eine alte Witwe, eine Bienenzüchterin geworden. Ich musste es werden, denn das Testament eines Sterbenden, auch wenn es kein Notar geschrieben und versiegelt hat, ist einem Christen heilig.

Schon manches Jahr ist gekommen und gegangen, seit wir den Hausfreund zur Ruhe gebracht haben. Was aber der Sterbende, dessen letzter Gedanke seine verlassenen Bienlein waren, mir auf die Seele gebunden hatte, habe ich gehalten. Mit aller Sorgfalt und Treue, so gut ich's vermag und gerade so, wie ich's bei ihm gesehen und gelernt habe, bin ich den verwaisten Lieblingen unseres Hausfreundes eine liebende Mutter geworden; darum thut mir's jedesmal einen Stich in das Herz, wenn ich wie vorhin sehen muss, dass unverständige oder herzlose Menschen die armen Bienen so unsanft stoßen und quälen. Auch habe ich es nicht zu bereuen gehabt, dass ich eine Bienenmutter, wie sie mich im Thale heißen, geworden bin. Manch schöner Gulden ist mir durch die Bienen und ihren Honig zu rechter Zeit in das Haus gekommen. Ich selber aber habe noch einen besonderen Segen davon gehabt. Meine Kinder lernten an den Bienen die unschätzbaren Tugenden des Fleißes, der Sparsamkeit, der Ordnungsliebe und der Eintracht. Ich selber habe es jetzt gerade so wie der selige Hausfreund; wenn mir im Leben etwas wider den Kopf geht und mein Herz anfangen will, ungeduldig und unruhig zu werden, dann gehe ich zu meinen Bienen, da ist mir's, als würde der alte Freund bei mir stehen und mich trösten. Da zieht Ruhe und Friede in das Herz hinein. Und das ist auch etwas wert im Leben. Schon manchmal hätte ich von Liebhabern für die Bienen und ihr zierliches Haus, in dem sie mit ihren Häuslein als unter einem Schutz und Schirm gegen Wind und Wetter untergebracht sind, ein schönes Stück Geld eintauschen können. Aber sie sind mir nicht für Geld feil. So lange ich lebe, will und muss ich sie behalten, pflegen, lieben und hüten. Sie haben mir's jetzt angethan und, was die Hauptsache ist, es ist ein Segen darin.

Zum Schlusse aber muss ich gar schön bitten, Hochwürden, halten Sie mich ja nicht für stolz und hoffärtig, dass ich alte Bauersfrau von Mixnitz hier in Graz die Landesausstellung mit Bienen und Honig besuche. Von selbst hätte ich es nie gethan. Es hat mich Überwindung genug gekostet. Aber die Grazer Herren vom Bienenvereine sind an allem schuld. Diese haben mir, weil sie meinen Stand kennen und mich dann und wann besuchen, keine Ruhe gelassen, bis ich zur Beschickung der Ausstellung einwilligte und meine Theilnahme an der großen Wanderversammlung versprach. So bin ich hiehergekommen. Ich will Gott danken, wenn ich erst wieder mit den armen Bienen die Stadt verlassen kann und wir mit einander wieder zu Hause sind." Soweit die einfache, aber ergreifende Erzählung der Frau. Der geneigte Leser und die noch geneigtere schöne Leserin des Blattes wissen jetzt, warum ich mir herausnahm, die Geschichte von der steirischen Bienenmutter, welche der gesegnetste und gemüthvollste Ertrag meines Grazer Aufenthaltes war, hier

zu erzählen. Die liebe Bienenmutter möge mir wegen dieser schriftstellerischen Freiheit nicht böse werden.

Damit aber der freundliche Leser nicht an der historischen Wahrheit des von mir mit etwas poetischer Licenz behandelten Stoffes zweifele, nenne ich hier zum Schluss den ganzen Namen unserer Bienenmutter. Sie heißt Magdalena Hermann Wwe. und lebt, so Gott will, bis auf diesen Tag in Mixnitz an der Mur bei Graz in Steiermark. In der That, es war so, wie die Frau, die vor mir, dem Fremden, ihr gutes treues Herz ausgeschüttet hatte, erzählte. Einige Grazer Imkerfreunde, mit denen ich im Laufe des Tages noch über den interessanten Zwischenfall redete, haben die Selbstbekenntnisse der braven, ehrenwerten Frau mit Freuden bestätigt und die hohe Preisrichtercommission hat diesmal ihres schwierigen Amtes gut gewaltet: sie hat der Bienenmutter von Mixnitz zwei schöne Preisauszeichnungen zutheil werden lassen. Dadurch ist vor den Augen der Imkerwelt ihrem stillen Verdienste die gebührende Anerkennung widerfahren. Den besten Lohn trägt die stille Frau, wie ich weiß, in sich selbst: dieser Lohn ist köstlicher denn Gold, und viel feines Gold.

Nun ade, liebe Bienenmutter von Mixnitz! B'hüt Gott im neuen Jahre 1891, und einen herzlichen Imkergruß von dem Sie hochschätzenden geistlichen Herrn aus Baden, aus dem schönen Nachbarlande des wiedergewonnenen deutschen Elsass, wo einst die Wiege Ihres in Gott ruhenden Vaters gestanden hat.

Noch rauscht der Rhein mit seinen grünen Wellen zwischen den beiden Nachbarlanden mit ihren Bruderstämmen mächtig durch die Ufer hin! Noch grüßen des Schwarzwaldes finstere Tannen im Morgen-, und im Abendroth des Wasgaues blaue Berge! Noch ragt Meister Erwins herrlicher Münster zu Straßburg, „der wunderschönen Stadt", majestätisch zum Dome des Himmels empor! Noch lebt deutsche Art und Zucht, deutsche Sitte und deutscher Glaube in dem treuen Herzen eines biederen Volkes! Und deutsche Worte und deutsche Lieder klingen mächtiger und verheißungsvoller als je aus dem Munde eines neuen Geschlechtes zur Ehre des großen deutschen Vaterlandes!

B'hüt Gott!

Als ich den Himmlischen Altäre gebaut.

Eine Erinnerung aus der Waldheimat von P. K. Rosegger.

Wenn wir Kinder die Woche über brav gewesen waren, so durften wir am Sonntage mit den erwachsenen Leuten mitgehen in die Kirche. Wenn wir aber beim lieben Vieh daheim benöthigt wurden, oder wenn kein Sonntagsjöppel oder kein guter Schuh vorhanden, so durften wir nicht in die Kirche gehen, auch wenn wir brav gewesen waren. Denn die Schafe und die Rinder bedurften unser wesentlich nothwendiger als der liebe Gott, der nachgerade einmal Post schicken ließ: Leute, seid auf die Thiere gut, das ist mir so lieb wie ein Gottesdienst.

Wir blieben jedoch nur unter der Bedingung zuhause: „wenn wir einen Altar aufrichten dürften“. Gewöhnlich wurde uns das erlaubt, und zu hohen Festtagen stellte der Vater das Wachslicht dazu bei. Hatten wir unsere häuslichen Beschäftigungen vollbracht, etwa um neun Uhr vormittags, während in der Kirche das Hochamt war, begann in unserem Waldhause Folgendes zu geschehen. Die Haushüterin, war es nun die Mutter oder eine Magd, hub an am Herde mit Mehl und Schmalz zu schaffen; der Haushüter, war es nun der Vater oder ein Knecht, holte von der Wand „die Beten“, den Rosenkranz herab, vom Wandkastel den Wachsstock heraus, aus der Truhe das Gebetbuch hervor; und der kleine Halterbub, war es nun mein Bruder Jackerl oder ich, huben an, die Heiligthümer des Hauses zusammenzuschleppen auf den Tisch. Von der Kirche waren wir weit, keinen Glockenklang hörten wir jahraus und jahrein; also mussten wir uns selber ein Gotteshaus bauen und einen Altar. Das geschah zuhalb aus kindlichem Spielhange und zuhalb aus kindlicher Christgläubigkeit. Und wir — mein Bruder Jackel oder ich, oder beide zusammen — machten es so: Wir schleppten das alte Leben-Christi-Buch herbei, das Heiligen-Legenden-Buch, die vorfindlichen Gebetbücher, unsere Schulbücher, das Vieharzneibuch und jegliches Papier, das steif gebunden war. Solches gab das Baumaterial. Die Bücher stellten wir auf dem Tische so, dass sie mit dem Längenschnitt auf der Platte standen und ihre Rücken gegen Himmel reckten; wir bildeten daraus ein zusammenhängendes Halbrund, gleichwie der Raum des Presbyteriums. An die Wände dieses Halbrundes lehnten wir hierauf die papierenen buntbemalten Heiligenbildchen, welche in den Büchern zwischen den Blättern aufbewahrt gewesen, zumeist von Verwandten, Pathenleuten, Wallfahrten als Angedenken stammten und verschiedene Heilige darstellten. Die heiligen Florian und Sebastian kamen in der Regel ganz vorne zu stehen, denn der eine war gegen das Feuer und der andere gegen das Wasser, also gegen die zwei wilden Schrecken, die den Menschen alleweil auf kürzestem Wege den Himmlischen zujagen. An Namenstagen von uns, oder an sonstigen Heiligenfesten erweisen wir aber dem betreffenden Heiligen die Ehre, im Bildchen ganz vorne stehen zu dürfen. Am Osterfeste, am Christtage, fand sich wohl ein Osterlamm mit der Fahne, oder ein holdes Kindlein auf dem Heu. Letzteres wollte einmal am Christfeste mein Bruder nicht anerkennen, weil kein Ochs und kein Esel dabei sei, worauf der alte Knecht sich ganz ruhig zu uns wandte und sprach: „die müsset halt ihr zwei sein!“

Waren nun die aus Büchern beschriebenerweise geformten Wände mit solchen Bildlein, auch kleine in Glas gefasste „Breverln“ darunter, belehnt, so kam vom eigentlichen Hausaltare hoch oben in der Wandecke das Crucifix herab und wurde mitten in das Halbrund gestellt. Das war der eigentliche Mittelpunkt unseres Heiligthumes. Vor dem Crucifix kam hernach der Wachsstock zu stehen und wir zündeten ihn an. Nicht zu sagen, welche Feierlichkeit, wenn nun das Kreuz und die Heiligenbilder röthlich beleuchtet wurden, denn so ein geweihtes Wachslicht gibt einen ganz anderen Schein, als die klebrige Talgkerze oder der harzige Brennspan, oder gar im Wasserglase das Öllichtlein, „welches bei der Nacht nur so viel scheint, dass man die Finsternis sieht“. Die Sonne, welche draußen leuchtete, wurde abgesperrt, indem wir die Fenster verhüllten mit blauen Sacktüchern, wir wollten den himmlischen Schein ganz allein haben in unserem Tempelchen. Wenn nun gar erst Allerseelen war und ein Bildchen mit den armen Seelen im Fegefeuer vor dem Kreuze lag, da gab's eine Stimmung, die zur

Andacht nachgerade zwang. Knieten wir dann um den Tisch herum, so daſs unſere Knie auf den Sitzbänken, unſere Ellbogen auf der Platte ſich ſtützten, und beteten laut jene lange Reihe von Vaterunſern und Avemariens mit Ausrufung der „Geheimniſſe“ aus dem Leben des Herrn, welche der Roſenkranz, oder auch der Pſalter genannt wird. Ich wendete während des ganzen Gebetes keinen Blick von den bildlichen Darſtellungen. Natürlich ſah ich nicht das Papier und nicht die Farben, ja ſelbſt die Bilder als ſolche nicht, ich ſah die Heiligen leibhaftig, ſie waren mir in der That anweſend, ſie hörten freundlich auf unſer Gebet, ſie ließen uns hoffen auf ihren Schutz und Beiſtand in Tagen der Noth und Gefahr, ſie nahmen gütig die Liebe unſerer Herzen an, und alſo ſchloſſen wir mit ihnen vorweg ſchon Bekanntſchaft für die ewige Gemeinſamkeit im Himmel, der wir ja entgegenſtrebten. — O welch ein herrliches Gut iſt der Glaube, unendlich mächtiger, ſchöpferiſcher, beſeligender, erlöſender, als alles Wiſſen und Wähnen der Irdiſchen.

War endlich die Andacht zu Ende, ſo loſch der Knecht die Kerze aus und wir hüpften aufs Fletz hinab; bald krochen wir freilich wieder auf den Tiſch, um gemächlich den Tempel zu zerſtören und ſeine Theile wieder an Ort und Stelle zu bringen, woher wir ſie genommen, denn der Tiſch ſollte nun Schauplatz anderer Ereigniſſe werden. In der Küche war aus Mehl und Schmalz eine Pfanne voll Sterz fertig geworden und dieſe kam herein, um unſere ſonntägige Andacht zu krönen. So war's der Brauch am Sonntag Vormittage von der neunten bis zur zehnten Stunde, während die anderen in der Kirche ſaßen oder vor derſelben ſich für das Wirtshaus vorbereiteten. — Solches waren freilich freundlichere Wandlungen des Tiſchaltares, als es jene geweſen im Hauſe des Waldpeter. Halten die aufſichtsloſen Kinder in der Chriſtnacht auf dem Tiſche aus Büchern und Papierbildchen einen Tempel gebaut, denſelben mit einem nach unten halboffenen Buche eingedeckt und eine brennende Kerze in das Heiligthum geſtellt. Noch zu rechter Zeit kam der Waldpeter herbei, um die auf dem Tiſche entſtandene Feuersbrunſt zu löſchen. Darauf ſoll es keinen Sterz gegeben haben, ſondern Fiſche.

Noch erinnere ich mich an einen beſonderen Tag. Ein gewöhnlicher Wochentag war's im Winter; ich beſchäftigte mich in der dunklen Futterſcheune, um mit einem Eiſenhaken, dem Heuraffel, Heu aus dem feſtgetretenen Stoße zu reißen und in die Ställe zu tragen. Da fiel es mir plötzlich ein, ich müſſe dieſe Arbeit bleiben laſſen, in die Stube gehen und auf dem Tiſche einen Altar bauen. Die Mutter war mit meinem jüngſten kranken Schweſterchen beſchäftigt, kümmerte ſich alſo nicht um mich und ich ſtellte aus Büchern und Bildchen den gewohnten Tempel auf, als ſollten die Leute nun zuſammenkommen wie am Sonntage und beten. Wie ich hernach das hölzerne Crucifix hineinſtellen wollte, that ich es nicht, ſondern gieng durch die Stube zu einer Sitzbank hin, über welche ich das Kreuz vermittelſt eines Schnürchens an die Wand hieng. Und da war es, als ob auch die anderen ähnliche Gedanken hätten mitten im Werktage; der Vater wurde ins Haus gerufen, er holte aus dem Schrank den Wachsſtock hervor, zündete ihn an, doch anſtatt ihn an meinen Altar zu ſtellen, gieng er damit ans Bettlein, wo das zweijährige Trauterl lag; ſie begannen halblaut zu beten und die Mutter netzte mit Eſſig die Stirn des Schweſterleins. — Plötzlich hielten ſie im Gebete ein, da war es ſtill, ſo grauenhaft ſtill, wie es bisher nie geweſen auf der Welt. Dann hub die Mutter an zu ſchluchzen, erſt leiſe, hernach heftiger, bis ſie, in ein lautes Weinen ausbrechend, ſich über das Köpfchen des Kindes nieder-

beugte und es mit wilder Gier herzte und küsste. Das Schwesterlein aber that nichts desgleichen, die hageren Händchen auf der Decke ausgestreckt, im Gesichte schneeweiß, mit halbgeöffneten Augen lag es da; die flachszarten Locken giengen nach rückwärts und waren noch feucht von dem Essig.

Der Vater trat zu uns übrigen Kindern und sagte leise: „Jetzt hat uns die Trauderl halt schon verlassen."

„Sie ist ja da!" rief der Bruder Jackerl und streckte seinen Finger aus gegen das Bett.

„Ihre unschuldige Seel' hat der liebe Herrgott zu sich genommen, sie ist schon bei den Engelein."

Wer von uns es nicht wusste, der ahnte nun, unsere kleine Schwester war gestorben.

Wir huben an zu weinen, aber nicht so sehr weil das Schwesterlein gestorben war, sondern weil die Mutter weinte. In meinem Leben hat mich nichts so sehr ans Herz gestoßen, als wenn ich meine Mutter weinen sah. Das geschah freilich selten, heute vermuthe ich, dass sie viel öfter geweint hat, als wir es sahen . . . .

Nun kamen die Knechte und Mägde herein, standen um das Bettlein herum und sagten mit flüsternden Stimmen Liebes und Gutes von dem Kinde. Der Vater kniete zum Tische, wo — siehe da! — der Altar aufgerichtet stand, und begann laut zu beten; er rief das Kreuz und Leiden des Heilandes an, seine heiligen Wunden, seine Todespein und seine Auferstehung. Er sagte den Spruch vom jüngsten Tage, wie auf des Engels Posaunenschall die Todten aus den Gräbern steigen werden. Ich sah alles vor mir. — Dunkel war's und dämmernd wie im Morgenrothe; der Himmel war verhüllt mit Wolken die einen rothen Schein hatten, wie Rauch über dem Feuer. Aus allen Gründen — soweit das Auge reichte — stiegen Menschen aus der Scholle empor. Ich selbst sah mich hervorgehen aus dem Sarge, neben mir die Mutter, der Vater in langen weißen Gewändern, und aus einem Hügel, der mit Rosen bedeckt war, kroch — schier schalkhaft lugend mit hellen Äuglein — das Trauderl und hüpfte zu uns heran . . .

Während wir beteten, senkte die Nachbarin Katharina das Leichlein in ein Bad, bekleidete es dann mit weißem Hemde und legte es auf ein hartes Bett, auf die Bank zur Bahre. Mit Leinwand ward es zugedeckt; an sein Haupt stellten sie den Wachsstock mit dem Lichte und ein Weihwassergefäß mit dem Tannenzweig. Vom Altare nahmen sie die Heiligenbildchen, um solche als letzte Gabe der kleinen Trauderl an die Brust zu legen. Der Vater hub an das Cruzifix zu suchen, um es zu Häupten der Bahre hinzustellen, er fand es nicht, bis die Nachbarin Katharina sah, dass es schon an der Wand hieng, gerade über dem Leichlein.

Also ist es gewesen, dass eine Stunde vor dem Sterben des Schwesterleins mir Ahnungslosem eine unsichtbare Macht die Weisung gab: gehe in die Stube, denn sie werden bald alle hineingehen; baue den Altar, denn sie werden beten; hänge das Kreuz an die Wand, denn es wird dort ein todtes Menschenkind hingelegt werden.

Wir giengen hin und schauten die Trauderl an. Es ist nicht zu beschreiben, wie lieblich sie anzuschauen war und wie süß sie schlief. Und da dachte ich daran, wie sie noch wenige Tage früher voll schallender Freude, glühend am Wänglein und glühend im Äuglein, mit uns Versteckens gespielt. Sie versteckte sich immer hinter dem Ofen, verrieth sich aber allemal selbst, noch bevor wir an sie herankamen, durch ein helles Lachen.

Bald kamen die Nachbarsleute, sie knieten nieder vor der Bahre und beteten still. Im ganzen Hause war eine große Feierlichkeit und ich — der ich so umherstand und zusah — empfand etwas wie Stolz darüber, dass ich

eine Schweſter hatte, die geſtorben war und ſolches Aufſehen und ſolche Weihe brachte.

Nach zwei Tagen am frühen Morgen, da es noch dunkel war, haben ſie in einem weißen Trühlein die Trauderl davongetragen. Wir Geſchwiſter konnten ſie nicht begleiten, denn wir hatten keine Winterſchuhe für den weiten Weg nach dem Pfarrdorfe. Wir blieben daheim. Und als alle laut betend davongezogen waren und das von dem Hauſe hinwegſchwankende Laternlicht noch ſeinen zuckenden Schein warf durch die Fenſter in die Stube herein, ſtand ich (meine Geſchwiſter ſchliefen noch ruhſam in ihrer Kammer) eine Weile vor der Bank und ſchaute auf die Stelle hin, wo das weiße Geſtaltlein geruht hatte. Das Weihwaſſergefäß war noch da, und beim Morgenroth, das matt auf die Wand fiel, ſah ich dort das Kreuz hängen mit dem ſterbenden Chriſtus, der nun mein einziger Genoſſe war in der ſtillen Stube.

Ich nahm ihn von der Wand und begann ihn auszufragen, was die Seele der Trauderl denn wohl mache im himmliſchen Reich. — Es iſt keine Antwort auf Erden. Ich ſtellte das Crucifix wieder auf den Hausaltar, der hoch im Wandwinkel war, und dort ſtand es in heiliger Ruh, es mochte Kummer ſein in der Stube, oder Freude, beides war oft und manchmal im raſchen Wechſel, wie es ſchon geht auf dieſer Welt.

Nach Jahren, als eines Tages meine ältere Schweſter mit niedergeſchlagenen Augen in der Stube umgieng, angethan mit roſenfarbigem Kleide und dem grünen Rosmarinſtamm im braunen Haar, und ein ſchöner junger Menſch unfern von ihr ſtand, ſie heimlich anblickend in Glückſeligkeit, hob ich meinen lieben Chriſtus wieder einmal auf den Tiſch herab, ob er vielleicht zuſehen wolle, was da war und werden ſollte.

Da traten die zwei jungen Leute vor den Tiſch hin, nahmen ſich an der rechten Hand und ſagten ganz leiſe — aber wir hörten es doch alle — „Wir wollen treu zuſammen leben, bis der Tod uns ſcheidet.“

Auf meinem Lebenswege bin ich ſchon an vielen Altären vorübergewandelt. An Altären der Liebe und des Haſſes, an Altären des Mammons und des Ruhmes — ich habe jedem geopfert. Aber mein Herz, mein ganzes Herz habe ich nur an jenem einen Altar niedergelegt, der einſt in der armen Stube des Waldhauſes geſtanden. Und wenn ich weltmüde dereinſtmalen die Himmelsthür ſuche, wo kann ſie zu finden ſein, als in dem dämmernden Wandwinkel über dem Tiſche, wo das kleine hölzerne Crucifix geſtanden. Kreuze habe ich geſehen aus Gold und an Ehren reich, Kreuze aus Elfenbein, geſchmückt mit Diamanten, Kreuze, an welchem Weihe und Ablaſs hieng — bei keinem habe ich je Gnade gefunden. Das arme Kreuz in meinem Vaterhauſe wird mich erlöſen.

Kleine Laube.

Krieger-Bundes-Lied

der steirischen Veteranen.

Den Frieden im Herzen, das Schwert in der Hand.
So steh'n wir zur tapferen Wehre
Im fröhlichen glorreichen Kriegerstand,
Dem Landesvater, dem Vaterland,
Der Heimat zu Schutz und Ehre.

Eroberungslustig nicht droh'n wir der Welt
In eitlem Ruhmeswahne.
Der urdeutschen Erde ein kerndeutscher Held
Vertheidiget jeder auf blutigem Feld
Des Kaisers heilige Fahne.

Der Muth und die Treue sind unser Gespann,
So schlagen wir uns sonder Bangen
Trotz Feind und Wicht und viel schlechten Mann
Durch Tod und Teufel zum Himmel hinan,
Die Palme des Sieg's zu empfangen.

P. K. Rosegger.

Vom Erzherzog Johann.

Das seit 1878 den Hauptplatz in Graz zierende Brunnen-Denkmal des verewigten Erzherzogs Johann ist ein so schönes und gedankenvolles Kunstwerk, dass man sich wundern muss, so selten jemanden in Betrachtung desselben zu sehen. In den ersten Jahren, wo die Statuen noch nicht so rußig schwarz waren, wie sie es (vielleicht durch die erkünstelte sog. Patina) geworden sind, war dies noch weniger erklärlich. Für den oft zu Reclamezwecken gerühmten Kunstsinn der Grazer spricht das gerade nicht, wenigstens in Bezug auf bildende Kunst; mit Theater und Musik ist es wohl anders. Übrigens theilen dies Schicksal öffentlicher Denkmäler, bald als alltäglich und selbstverständlich übersehen zu werden, auch die zahlreichen, auf den Wiener Plätzen und Neubauten herumstehenden, mitunter kostbaren Sculpturwerke; aber wir hieran armen Grazer hätten umso weniger Grund, über einen so hervorragenden Schmuck unserer Stadt so bald zur Tagesordnung überzugehen. Gleichgiltigkeit für den Wohlthäter der Steiermark, welchen das Denkmal feiert, ist es sicher nicht, und die Inschrift bleibt wahr: Unvergessen bleibt im Volke, der des Volkes nie vergaß. Was den Hauptgegenstand betrifft, so hätte sich der Erzherzog wohl etwas minder gealtert darstellen lassen, wenn man auf frühere Bildnisse zurückgegriffen hätte. Natürlich wird dies Personen seiner steten Umgebung nicht befremden, ja sie werden ihn so am frischesten im Gedächtnisse haben; aber jemandem, der ihn in seiner rüstigsten Lebenszeit gesehen hat und seither nicht, muss es auffallen. Ich stand bald nach Errichtung des Denkmals dort neben einem alten Bauern, der dieselbe

Bemerkung machte. „Miaſelſüchti“ fand er gar die Darſtellung. Das war wohl ein übertriebener Ausdruck; krankhaft iſt das Ausſehen nicht; aber ſo wie der hohe Herr in ſeinen 30er, 40er Jahren über Berg und Thal gieng, das Joanneum, die Landwirtſchaftsgeſellſchaft gründete ꝛc. ꝛc., möchte ihn ein alter Zeitgenoſſe verewigt ſehen. So mag er nun eben ſeinen Abſchied von uns vorſtellen; auch gut! —

Da tauchen einige Erinnerungen aus den erſten Zwanziger-Jahren auf, die bezeichnend für ſeine Natürlichkeit und Menſchenfreundlichkeit ſind, kleine Züge zu ſeinem Geſammtbilde. Bei einer Einkehr des Erzherzogs in unſer bürgerliches Haus wurden zur Erfriſchung eben reife Johannisbeeren angeboten; alle ſeine Begleiter aßen ſie mit Zucker; nur er nannte dies eine Verkünſtlung und Leckerei, und aß ſie ſauer, wie ſie waren. Um jene Zeit war Verwalter der Admonter Stiftsherrſchaft Gſtatt im oberen Ennsthale Herr Karl Schweighofer, ein für Volksbildung und Gemeinwohl begeiſterter junger Mann, alſo dem Erzherzoge, welcher damals viel in jener Gebirgsgegend verkehrte, anhänglich und öfters in ſeinem Gefolge. Dieſer erlebte Folgendes: Auf einem Gange in den Sölker Alpen der Niederen Tauern, wobei auch Schweighofer war, lag ſchattenſeitig noch ſtellenweiſe Schnee. Die kleine Geſellſchaft gieng in einfacher Reihe an einem ſteilen Abhange fort und überquerte eine lange Schneerunſe, auf welcher ſich eben Schweighofer befand, als der zugführende Jäger zurückrief: „Aufg'ſchaut! hiaz kemmen die Öfen (Felswände).“ Dies war das letzte, was Schweighofer hörte; in demſelben Augenblicke verlor er das Bewuſstſein, denn der Schnee unter ſeinen Füßen fuhr ab in die ſchwindlige Tiefe, wohin auch er geſtürzt wäre, wenn er nicht nach kurzer Strecke mit einem Arme tief in älteren Schnee geſtoßen wäre, wodurch er hängen blieb und der Neuſchnee ohne ihn weiter abſchoſs. Es galt nun, den Ohnmächtigen zum Pfade heraufzuholen; um zu ihm hinab zu gelangen, bildeten auf Vorſchlag des Erzherzogs alle mit ausgeſtreckten Armen eine Kette, in welche auch er ſelbſt ſich einfügte, und deren oberſtes Mitglied ſich an einem Steine feſthielt. So wurde der Verunglückte mühſam heraufgebracht, in die nächſte Sennhütte getragen, wo er bald wieder zu ſich kam und dankbar die Hilfeleiſtung des hohen Herrn erfuhr. — Deſſen Gönnerſchaft fand bald noch weiteren Stoff. Als Herr Schweighofer die ſchöne und ſanfte Johanna v. Gundersdorf aus Kärnten als Braut heimführte, veranſtaltete der Erzherzog ein national gefärbtes Hochzeitfeſt in Gſtatt, wozu zahlreiche Herren und Frauen aus nächſter und fernerer Umgegend (bis Auſſee und Admont) als Gäſte geladen wurden, mit der Aufforderung, in oberſteiriſcher Volkstracht zu erſcheinen. Es ſoll ein ſehr lebhaftes und heiteres Feſt geweſen ſein, wobei natürlich fleißig ſteiriſch getanzt wurde, unter anderen vom Erzherzog ſelbſt mit ſeiner ebenfalls dort erſchienenen künftigen Gemahlin, ſo daſs wohl jener Tag als eine Station in ſeiner Liebes- und Eheſtandsgeſchichte anzunehmen ſein dürfte. Es iſt eine meiner früheſten Jugenderinnerungen, wie damals meine Eltern in ſteiriſchem Anzuge zur Gſtatter Hochzeit abfuhren.

Ich muſs hier bezeugen, daſs die bei unſeren Gebirgsferen beliebten nackten Knie nicht Steirertracht, ſondern eingeführte Tirolertracht ſind, und auch in Tirol nicht allgemein, wie man aus dortigen Coſtümbildern ſehen kann. Von den hochrothen Bruſtflecken mit Goldbörtl weiß ich dies nicht ſo beſtimmt, wie von den Hoſen. Seine Leder-(„irchene“)Hoſe trug der Steirer, jung und alt, über das Knie und den Anfang des Schienbeins hinab, dort auf der Außenſeite etwas aufgeſchlitzt und mit ein paar Knöpfen und einem Bändchen zu ſchließen oder nach Bedarf für freie Beweglichkeit und Kühlung offen zu laſſen; auch wohl zur längeren Schonung der Hoſe, da die Kniebeuge die geſchloſſene Hoſe am Knie nach und nach ausdehnte und abnützte. Außer bei der Arbeit und beim Berg-

steigen aber war der Steirerbursche nett geknöpft und geknüpft, nicht so schlotterig und zerlumpt, wie mitunter Herren zu vermeinter Ländlichkeit sich maskierten, ehe jene Tirolertracht bei uns aufkam. Ich hörte einmal am Ufer des Altaussees einen Fremden sein entrüstetes Staunen aussprechen, dass er dort Damen mit einem in solcher Maske sich hinflegelnden Doctor aus Wien freundlich conversieren sah: „mit so 'nem zerlumpten Burschen". Da ich kurz zuvor Zeuge war, wie sich der junge Herr den Spass gemacht hatte, einen Fremden über den See zu rudern und den angebotenen Lohn mit Eröffnung seiner Doctorschaft abzulehnen, so konnte ich den anderen Herrn über dies Verhältnis belehren; er meinte: „Aber doch, aber doch!" Die eigentliche Steirertracht, wenigstens in Bezug auf die Beinbekleidung, ist unter anderem ersichtlich auf dem bekannten Bilde des Erzherzogs Johann „auf dem Hochschwab" von P. Krafft 1818. Ich weiß nicht, ob unser Kaiser die Tiroler Hosen in seiner Jagdkleidung zuerst bei uns eingeführt hat oder andere Herren. Der Monarch kann natürlich jede ihm gefällige Tracht seiner Völker wo er will tragen, auch die ungarische, polnische oder dalmatinische, sowie ein König von Großbritannien die schottische ohne Hosen tragen könnte. (Die Verfeinerung bei der steirischen Hosenform, am aufgeknöpften Knie eine weiße Unterhose sehen zu lassen oder herauszuzupfen, ist allerdings auch nicht stilgemäß.) Die Tirolertracht mit den nackten Knien und eigentlich auch nackten Füßen ohne Strumpf in den Schuhen hat den Reiz des Eigenthümlichen, Sonderbaren, steht besonders solchen, die sich eines hübschen Knies bewusst sind, und macht auch den Eindruck männlicher Abhärtung. Im schottischen Hochlande hat zwar ein Bergführer den Hofrath Tunner, auf dessen theilnehmende Frage, ob es ihm bei dieser Hochlandstracht nicht kalt in den Beinen sei, entgegengefragt: „Have you cold in your face?" (Ist denn Ihnen im Gesicht kalt?) In praktischer Beziehung, nämlich in Bezug auf Gesundheit und Bequemlichkeit, dürfte sich Vortheil und Nachtheil des Kniebedeckens oder Nichtbedeckens so ziemlich die Wage halten. Aber die allerpraktischeste Rücksicht wird vermuthlich die Tirolertracht erfunden haben; einer, dessen Hose am Knie „hin" war, und auch dessen Strümpfe an Ferse und Zehen, schnitt wichserisch die schadhaften Theile an beiden ab und gieng in Wadenstützeln herum; die leidige Erfahrung, dass die Hosen am Knie und die Strümpfe im Tritt zuerst zugrunde gehen, machte das Auskunftsmittel bei den Burschen der Gegend allgemein. Es ist, sowie ich glaube, dass auch die kleinen Fenster der Bauernhäuser und die Steinbeschwerung der Dächer nicht eine Geschmackssache, sondern Sparsamkeitssache waren wegen ursprünglicher Theuerung des Fensterglases und der Dachnägel. — Was die übrige steirische Tracht anbelangt, so haben Rock und Hut (ersterer wohl immer grau und grün, letzterer grün) von jeher zwischen leichteren und schwerfälligeren Formen gewechselt.

Vom Erzherzog Johann habe ich erzählen gehört, dass er bei den Jagden auf seinem Brandhof an seinen dort einquartierten Jagdgästen Zimpferlichkeiten und Ansprüche auf Eleganz, als zum edlen Weidwerke nicht passend, scharf bemerkte und sie in Verlegenheit zu setzen suchte, z. B. Spiegel aus den Gastzimmern entfernte und dadurch unter anderem das Rasieren, wenn es jemand wollte und nicht ohne Spiegel konnte, wie er selbst, verhinderte. Wie musste es ihn erst empören, als er im Zimmer eines älteren Herrn ein Fläschchen wohlriechendes Wasser fand! Es wurde ausgeleert und anstatt dessen mit Pechöl gefüllt; die Überraschung für den Besitzer mag übel genug gewesen sein, besonders wenn er sich etwa den Parfum hastig auf Hand oder Sacktuch oder wohl gar auf den Kopf goss. Sein Verdacht fiel aber sofort auf ein anderes Mitglied der Jagdgesellschaft, einen neckereiliebenden Mürzthaler Gewerken, und diesen stellte

er am Sammelplatze darüber heftig zur Rede und das Wortgefecht wurde so arg, daſs ein Wisser den beleidigten Stadtherrn auf die Möglichkeit eines anderen Urhebers aufmerksam machte.

L. S.

Des Bauernhelden letzter Brief.

Mitgetheilt von Koloman Kaiser.

Die landschaftliche Schönheit des Passeierthales ist allgemein bekannt. Die terrassenförmig aufsteigende Thalfläche rechts und links mit Wald, Feld und Gehöften, die zerstreut umherliegen, bieten schöne, reizende Bilder, und der stille Frieden, der über der ganzen Landschaft schwebt, versetzt den wandernden Fremdling in eine weihevolle Stimmung. Und auch die Erinnerung wird wach, denn wir sind in der Heimat des berühmten Freiheitskämpfers Andreas Hofer. Derselbe ward im Wirtshause „Am Sand" (daher der Name Sandwirt), eine Viertelstunde von dem kleinen Pfarrdorfe St. Martin entfernt, am 22. November 1767 geboren und hatte hier als Gastwirt, Getreide- und Pferdehändler ein ruhiges, einfaches Leben geführt, bis ihn ein merkwürdiges Geschick zum Helden, Märtyrer und berühmten Manne machte.

Das Sandwirtshaus, auf welchem jetzt ein entfernter Verwandter Hofers die Wirtschaft führt, ist ein einfaches Bauernhaus mit Söller und Giebeldach. An den Außenwänden des Gebäudes hängen verschiedene Schützenscheiben und unter diesen ein Schild, auf welchem folgende Inschrift steht:

Andre von Hofer und Anna von Hofer, geb. Ladurner.

Vor dem Hause sprudelt im Schatten riesiger Bäume ein Röhrbrunnen und nebenan fließt die wilde Passer rauschend vorüber. Im Innern des Hauses selbst ist alles lieblich und anheimelnd. Der freundliche Besitzer führte uns durch alle Räumlichkeiten, in denen Hofer gewohnt hatte, und zeigte uns die noch vorhandenen Erinnerungsstücke: Kleider, Waffen u. dgl. Auch ein „Gedenkbuch" liegt auf, in welchem im bunten Gemische zahlreiche Namen von Besuchern aus aller Herren Länder zu lesen sind. Auch ich und mein Begleiter schrieben unsere Namen ein.

In diesem interessanten Gedenkbuche befindet sich auch ein Facsimile des letzten Briefes, den Andreas Hofer am 20. Februar 1810 um 5 Uhr früh unmittelbar vor seinem Tode mit fester Hand geschrieben hat. Da ich von diesem merkwürdigen Briefe eine Abschrift besitze, theile ich den Inhalt desselben in der Orthographie des Originals hier unverändert mit. Der Brief lautet:

Liebster Herr Prueder, der götliche willen ist es gewößn das ich habe mießen hier in mandua mein zeitliches mit den Ebigen verwörlen, aber gott seie dankh um seine gödliche gnad, mir ist eß so leicht forgekhomn das wan ich zu waß anderen ausgefiert wurde, gott wirth mir auch die gnad verleihen, wiß in lösten augen Plickh auf das ich khomen khon, alwo sich mein sehl, mit alle außer wölte, sich ebig Ehr freien mag, albo ich auch fir alle Bitten werde Bei gott ob sonderlich fir wölliche ich in mereſten zu bitten schuldig Bin, und fir sie und ihnen frau liebst wegen den Piechl, und andern guet Tatten, auch alle hier noch lebente guete freint sollen für mich Bittn, und mir auß die heißen flamen helfen, wan ich noch in fegfeir pießen muß,
die gottes dienst solle die liebste mein: oder Wirthin zu ſanct marthin halten lassen, Bein rossen farben Pluet, Pitten in pede Pfaren, den freintn Beim Unter Wirth ist ſuppe und fleisch zu göbe lassen nebst Einder halben Wein,

Und gelt waß ich da habe gehabt, habe ich in armen außgetheilt. Und waß drinen noch gelt ist nim was du brauchst wis du mit den mair hanssen khonst Röden. Er Wirth wohl ſPröchen mit den Lhrr (Leuten) und wögen den gelt fir die armen in yberigen Rait ab mit die Leite so rödl du khonst, damit ich nicht

zu Pieſſen habe lieber Herr Pikhler, gien ſie mir hinein, und bein Untter Wirth zu ßanct marthin, zeigen ſie die ßache an, Ehr Wirth, ſchon angeſtald machen, und machen ſie ſonſt niemand nicht khomper V. diſſer ſache, ſie machen Ihnen die 50 f göben, nebſt alle unkhöſten.

In der Welt lebet alle wohl, wiß wir in himel zamkhomen und dortten gott loben an ent, alle Paſſeirer und Bekhontte ſollen mir Einge denkht ſein in heiligen ge Beth und die Wirthin, ſolle ſich nicht ſo Bekhimern ich werde Piden Bei gott, fir ſie alle.

a de mein ſchnede Welt, ſo leicht khombt mir das ſterben vor, das mir nit die augen naſſ werdn

geſchrieben um 5 urr in der frue, und um 9 urr Reißſ ich mit der hilfe aller heilig zu gott.

mandua den 20. februari 1810

In moren bei (Morandel) laſſn es ſie Biſſen.

dein in leben geliiebter andere hofer in ſant in Paſſeyr in namen des hern Wille ich auch di Reiſſe fornemen mit gott.

So ſtarb denn der treue Hofer, der tapfere „Sandwirt vom Paſſeier“ wie ihn die Deutſchen, der „General Barbone“ (Großbart), wie ihn die Franzoſen nannten, unerſchrocken wie ein Mann und wie ein Held!

Sein Andenken wird fortbeſtehen in der Erinnerung des deutſchen Volkes.

Ein Fragebogen.

Jemandem wurde von einer Dame einer jener Fragebogen zugeſchickt, mit der Bitte, die vorgedruckten Fragen ſchriftlich zu beantworten. Man pflegt ſonſt die geſtellten Fragen ſcherzhaft zu behandeln, ſie geben Anlaſs geiſtreich und witzig zu ſein. Unſer Jemand aber nahm die Fragen ernſt und gab durch deren Beantwortung ein ſömliches Bekenntnis ſeiner Weltanſchauung, wie folgt:

Welche Eigenſchaft ſchätzen Sie an dem Manne?

Vor allem den Muth, in Wort und Werk ſeine Überzeugung zu bekennen.

Welche an der Frau?

Der Überzeugung ihres Mannes möglichſt gerecht zu werden.

Was iſt Ihre hervorragendſte Eigenſchaft?

Wohlwollen für das Redliche, Kampfluſt gegen das Schurkiſche.

Wie verſtehen Sie das Glück?

Das Glück beſteht im Frieden des Herzens.

Wie das Unglück?

Das Unglück beſteht in einem böſen Gewiſſen.

Wo möchten Sie leben?

Im Lande meiner Kindheit und Jugend.

Was wünſchen Sie am ſehnlichſten?

Meinem Volke etwas zu ſein.

Wer iſt in Ihren Augen der erſte Dichter, Schauſpieler, Muſiker, Maler?

Wage ich vor mir ſelbſt nicht zu entſcheiden.

Welche hiſtoriſche Einrichtung miſsfällt Ihnen am meiſten?

Das Inſtitut der Scheiterhaufen.

Welche Fehler finden Sie am verzeihlichſten?

Jeder iſt verzeihlich, ſobald er eingeſehen wird.

Lieben Sie das Ideale oder das Reale?

Das erſtere iſt größer, mächtiger, beſeeligender, als das letztere.

Was iſt am ſchwerſten zu erreichen?

Die vollkommene Harmonie des eigenen Weſens.

Welchen Rath würden Sie der Frau geben, die Sie lieben?

Treu zu ſein, nicht meinet-, ſondern ihretwillen.

Welches iſt Ihre Lieblingsbeſchäftigung?

Die Ausübung meines Lebensberufes.

Welche politiſche Richtung iſt Ihnen am ſympathiſcheſten?

Die dem chriſtlichen Geiſt huldigt und

die Zusammengehörigkeit aller Menschen auf Erden bekennt.

Was denken Sie über die Ehe?

Dass sie — richtig gelebt — das beste ist, was die menschliche Cultur aufgestellt hat.

Welches Vergnügen ist Ihnen das liebste?

Die Beschaulichkeit in ländlicher Natur.

Welche Blume, welches Getränk, welche Farbe ziehen Sie vor?

Die weiße Nelke, den rothen Wein, den blauen Himmel.

Definieren Sie die Liebe!

Die wahre Liebe besteht in dem leidenschaftlichen Mitempfinden aller Freuden und alles Leides an der bestimmten Person.

Definieren Sie die Frau!

? ? ?

Das Buch der Bücher

in einer neuartigen Ausgabe.

Ich habe es unternommen, für das Evangelium und dessen größere Verbreitung in unserer Schule und in unserem Volke einzutreten. Dabei machte ich die merkwürdige Erfahrung, dass diese Bestrebung, das Evangelium Jesu Christi zu verbreiten, eine heftige Gegnerschaft hat; aber nicht etwa an dem „glaubenslosen materialistischen Zeitgeiste", sondern an einem Theile — der katholisch-clericalen Presse. Ich hatte das nicht erwartet und bedauere es sehr. Umso entschiedener will ich nun für die große Sache eintreten und thue es mit freudigem Muthe.

Heute ist aufmerksam zu machen auf eine neue Bibelausgabe in Lieferungen, an welcher ich seinerzeit dem Neuen Testamente volle Aufmerksamkeit zuwenden werde.

Die neue illustrierte Ausgabe der Heiligen Schrift für Katholiken beginnt soeben im Verlage von Friedrich Pfeilstücker in Berlin zu erscheinen. Der Druck ist nach der vom päpstlichen Stuhl und von vielen Bischöfen approbierten Übersetzung von Allioli, ebenso die Erläuterungen des Textes; auch enthält das erste Heft nach den Vorschriften der katholischen Kirche eine Einleitung mit Anweisung, wie die Bibel gelesen werden soll. Was nun die Bilder anbelangt, so sind diese, abgesehen von der jedes Heft schmückenden, in Farben gedruckten Kunstbeilage, nach den Meisterwerken der christlichen Kunst, ganz neuer Art. Abweichend nämlich von den bisherigen Bilderbibeln, welche nur Scenen und Ereignisse der biblischen Geschichte mit mehr oder weniger Phantasie zur Darstellung bringen, wird bei dieser Ausgabe zum erstenmal unternommen, das Verständnis der Heiligen Schrift durch Darstellung von Gegenständen, Stätten und Plätzen durch Karten, sowie durch Abbildung von Pflanzen, Thieren, Alterthümern u. s. w. nach den Forschungen und Ausgrabungen zu unterstützen, welche in den letzten Jahrzehnten in Palästina, Assyrien und Egypten von so merkwürdigem Erfolge begleitet waren. In vielen Fällen wird durch die Denkmäler, deren Kenntnis wir diesen Forschungen verdanken, die Wahrheit alter biblischer Geschichten beglaubigt, und gerade dieser Umstand verleiht der neuen Bibelausgabe einen besonderen Wert. Besonders auch beim Religionsunterricht dürfte diese Bibel von großem Werte sein; denn das kleinste Bild erklärt durch bloße Anschauung besser, als alle mündlichen Erläuterungsversuche von Dingen, die unserem Verständnis doch meist so fern liegen. Das ganze Werk wird in nicht ganz zwei Jahren vollendet sein; die Ausgabe von 30 Kreuzern alle 14 Tage vertheilt sich also auf einen so langen Zeitraum, dass auch Minderbemittelte imstande sein werden, sich die Bibel anzuschaffen. Beim Schlusse des Werkes erhält jeder Abnehmer unentgeltlich das in Farben- und Lichtdruck ausgeführte Kunstblatt: Der Kreuzweg unseres Herrn Jesu Christi, eine Darstellung der 14 Stationen, wie sie in der Wirklichkeit aussehen. Nach in Jerusalem

gemachten photographiſchen, alſo naturgetreuen Aufnahmen nebſt illuſtriertem Textbuche.

Soviel heute des Sachlichen über die neue Bibelausgabe. Ein andermal mehr darüber. R.

Gloſſen

von Árpád Sor.

Willſt du der Freundſchaft Glück genießen,
So halt' dich ferne von den Frauen —
Doch ſoll dir Eheglück erſprießen,
Dann darfſt du keinem Freunde trauen.

Der Ehrenmann ſchenkt ſelbſt dem Gauch
Das blindeſte Vertrauen —
Der Gauch wird ſelbſt im Ehrenmann
Stets einen Lügner ſchauen.

Die Tugend wird vom Spott verzerrt,
Wenn ſie nur der Geringe liebt —
Doch ſcheint das Laſter lobenswert,
Wenn ſich der Große ihm ergibt.

Wem böſes Beiſpiel ſchaden kann,
Hat's beſſer nicht gewollt:
Der Roſt friſſt wohl das Eiſen an,
Doch nimmermehr das Gold.

Wenn man ſich Sünden ausborgt.

Eine luſtige Geſchichte von A. Rittel.*)

Das werde ich in meinem ganzen Leben nicht vergeſſen, wie ich habe vom hochwürdigen Herrn Biſchof mit den anderen Kindern gefirmt werden ſollen und den dabei üblichen Backenſtreich ſchon viel früher bekam! Nein, ſo etwas vergiſst man nicht; unter allen Eindrücken auf das kindliche Gemüth nimmt eine Ohrfeige bezüglich ihrer Nachhaltigkeit unſtreitig den erſten Rang ein, beſonders wenn ihr Empfang von ſo außerordentlichen Umſtänden begleitet iſt, wie dies bei der meinigen der Fall war.

In unſer abgelegenes Gebirgsdorf war ſchon ſeit Menſchengedenken kein Biſchof mehr gekommen, um zu firmen, und was von alten Leuten davon erzählt wurde, das klang alles ſo märchenhaft, ſo wunderbar, daſs uns Kinder ein heiliger Schauer nach dem anderen überlief, wenn wir hörten, welche Pracht mit ſeiner Anweſenheit verbunden werde. Da werden am Eingange des Ortes herrliche Triumphpforten gebaut, ſagten ſie, alles, was Beine hat im Dorfe, geht ihm entgegen, und die Schulkinder machen zu beiden Seiten des Weges Spalier. Dann kommt er in einer prächtigen Kutſche gefahren, Böller krachen, Glocken läuten, und wenn er bei der Triumphpforte angelangt iſt, ſteigt er aus, bleibt ſtehen und ein weißgekleidetes Mädchen hält eine Anrede. Und am anderen Tag erſt, bei der Firmung! Da ſtehen die Firmlinge, ſo lang die Kirche iſt, wieder in zwei Reihen aufgeſtellt; der Biſchof geht von einem zum anderen und gibt jedem einen kleinen Backenſtreich.

Das alles ſtand uns jetzt nahe bevor. Der neue Biſchof hatte beſchloſſen, das lang vernachläſſigte Gebirge einmal zu bereiſen und ſeine Ankunft in unſerem Dorfe auf einen beſtimmten Tag angeſagt. Von dem Pfarrhofe, wo man hievon ſelbſtverſtändlich die erſte Kunde erhalten hatte, verbreitete ſich die Aufregung hierüber, die faſt einem Schrecken glich, in alle Häuſer und bemächtigte ſich ganz insbeſondere unſerer Kinderherzen. Der kleine Backenſtreich ſpielte bei uns natürlich die Hauptrolle; ein kleiner Backenſtreich vom hochwürdigſten Herrn Biſchof, und in der Kirche noch dazu! Ich weiß heute noch nicht, ob ich mich über die neuen Stiefel, die mir mein guter Vater aus der Stadt holte, damals mehr gefreut hatte, als über die bevorſtehende Auszeichnung. Wohl hundertmal erzählte ich der Mutter und Großmutter und anderen Leuten: „Wir bekommen eben einen kleinen Backenſtreich", und ich Armer ahnte nicht, daſs ich damit, wie man zu ſagen pflegt, den Teufel an die Wand malte. Freilich habe ich

*) Aus „Nordböhmiſche Dorfgeſchichten" vom Verfaſſer der „Geſchichten des Hockewanzel". Warnsdorf. Ed. Strache. 1889.

einen Backenſtreich bekommen; aber klein war er nicht.

Der Pfarrer und ſein Kaplan hatten jetzt außerordentlich viel zu thun. Das iſt eben nichts Kleines, wenn ſo ein Biſchof einmal nach langer Zeit in eine Gemeinde kommt. Der ſieht dann ſeinen Untergebenen gar ſcharf auf die Finger und forſcht nach, ob auch alles hübſch in Ordnung war die lange Zeit daher, und wehe! wenn es nicht der Fall war. Unſer Pfarrer war vor Schrecken faſt vom Stuhl gefallen, als er die Nachricht erhielt, und der Herr Kaplan gieng von der Stunde an in kein Wirtshaus mehr. Nach vierzehn Tagen konnt' der Herr Pfarrer ſchon mit der geballten Fauſt unter ſeine Weſte fahren, ſo ſchlotterig hieng ſie ihm jetzt über den Bauch, und er ſagte, wenn das lange noch ſo fortgehe, würde man ihm bald können Haber durch die Wangen blaſen, ſo dünn würden ſie ſein. Am meiſten Arbeit machte ihnen die Schule. Dort war der Herr Pfarrer, ſo weit unſere Erinnerung zurückreichte, nicht oft geweſen, und wir riſſen die Augen gar gewaltig auf, als er das erſtemal zu uns kam und faſt täglich erſchien. „Kinder", ſprach er, „Kinder, lernt fleißig und macht mir keine Schande!" Der Kaplan half ihm treulich bei der Arbeit und trachtete, das Verſäumte einzuholen. Wir hatten ihn auch nur ſehr ſelten geſehen, und es war zu unſerer Zeit auch gar nicht nothwendig, daſs ſich die geiſtlichen Herren viel um die Schule kümmerten. Damals gieng der liberale Teufel noch nicht ſo herum im Lande, um unſchuldige Seelen zu fangen, wie das gegenwärtig der Fall. Ja freilich, heutzutage, da heißt es zeitig auf den Strümpfen ſtehen und wachſam ſein wie ein Schäferhund, daſs keine verloren gehe!

Pater Ignaz, ſo hieß er, war ganz ausgewechſelt ſeit der Ankündigung des Biſchofs. Seine beſten Freunde kannten ihn nicht mehr. Vorher im Verkehr mit den Dorfinſaſſen die ſorgloſe Heiterkeit ſelbſt, gieng er jetzt nachdenklich mit finſteren Blicken umher, mied jede Geſellſchaft und warf ſich mit wahrem Feuereifer auf den Schulunterricht.

Eines Tages kündigte er uns an, wir ſeien nunmehr hinlänglich vorbereitet und vor der Firmung müſsten wir erſt zur Beichte gehen. Er gab uns dann die nöthige Anleitung zur Gewiſſenserforſchung und ſprach, wir ſollten uns unſere Sünden auf einen Zettel ſchreiben, den könnte jeder, der ihn ſich nicht auswendig zu lernen getraue, mit in den Beichtſtuhl bringen. Nun giengen wir arme Sünder auch mit nachdenklichen Mienen umher, zogen uns öfters in die Einſamkeit zurück und verzeichneten gewiſſenhaft unſere ſchwere Sündenſchuld.

Da kam des Nachbars Franz, mein beſter Freund, zu mir und theilte mir mit trauriger Miene mit, der Bandel-Fritz habe dreißig Sünden. Der war ſtets der erſte in der Schule geweſen und übertraf uns nun abermals. Wir gehörten doch auch nicht zu den ſchlechteſten Schülern und hatten jeder doch nur zehn bis zwölf. Nach einigem Überlegen beſchloſſen wir, zu ihm zu gehen und ihm unſere traurige Lage zu offenbaren. Wir wären, ſagten wir zu ihm, in augenblicklicher Verlegenheit, und ob er nicht die Gefälligkeit habe, uns einige Sünden zu borgen. Bandel-Fritz lehnte anfangs rundweg ab und meinte, es habe ihm Mühe genug gekoſtet, es ſo weit zu bringen, und wir möchten uns nur ſelbſt kümmern; endlich gab er unſeren vereinten Bitten nach, zog ſein Verzeichnis aus der Taſche und erlaubte jedem von uns, ſich drei Sünden davon auszuſuchen, mehr aber nicht. Wir laſen ſein Regiſter aufmerkſam durch und hielten mehreremal vor Bewunderung inne, weil er ſo ſchöne Sünden hatte. Am beſten von allen aber gefiel uns die letzte, die lautete: „Ich habe eine bucklige Schweſter und habe ſie ausgelacht." Wir beſchloſſen, ſie mit ſeiner beſonderen Genehmigung unſerem Verzeichniſſe einzuverleiben.

Am Tage der Beicht ſtellte der Kaplan uns Knaben in eine lange Reihe, welche zum Beichtſtuhl des Pfarrers führte; wir drei, der Bandel-

Fritz, mein Freund und ich kamen nach einander zu ſtehen. Nur langſam rückten unſere Vordermänner vor, und je näher wir kamen, umſo hörbarer klopfte mir das Herz, und das nicht allein wegen der Wichtigkeit des Augenblickes, ſondern vorzugsweiſe des herben Benehmens halber, welches der Pfarrer auf ſeinem Sitze an den Tag legte. Zwei Stunden lang hatte er ruhig ausgehalten und nur von Zeit zu Zeit ſchwer geſeufzt und ſich mit ſeinem blauen Taſchentuch oft die Stirn getrocknet. Dann ließ er ab und zu ein dumpfes Stöhnen und Brummen hören, zuletzt ſtand er auf, gieng bis zur Kirchenpforte und wieder zurück, zählte, mit dem Finger deutend, den noch ſehr anſehnlichen Reſt ſeiner Beichtkinder und blickte zur Kirchendecke empor. Ohne Zweifel war er entſetzt über die Menge ſchwerer Sünden, die er hören, über den Abgrund der Verworfenheit, in welchen er in dieſen Stunden ſchauen muſste. „O mein Gott!“ ſeufzte ich im Stillen, „was wird er erſt zu den meinen ſagen!“

Mittlerweile war Bandel-Fritz vorgetreten und ward wieder entlaſſen, ohne dem Herrn Pfarrer beſondere Gemüthsbewegung verurſacht zu haben. Mein Freund Franz ſtand jetzt im Beichtſtuhl. „Sonderbar“, hörte ich den Pfarrer laut brummen, „der hat auch eine.“

Die Reihe kam nun an mich. Mit laut klopfendem Herzen trat ich näher, ſprach leiſe und mit zitternder Stimme die Einleitungsworte und fieng dann ſogleich mit meiner ſchönſten Sünde an: „Ich habe eine bucklige Schweſter und habe ſie ausgelacht.“ Da ſchnellte der Pfarrer abermals von ſeinem Sitze empor, fuhr aus dem Beichtſtuhl heraus und rief: „Was, du haſt auch eine bucklige Schweſter?“ und gab mir dabei eine ſo kräftige Ohrfeige, daſs ich mich einmal um mich ſelbſt herumdrehte. Auf den leiſen Backenſtreich des Biſchofs muſste ich verzichten, hatte übrigens an dem des Pfarrers genug.

Kaiſer Friedrich als Dorfſchullehrer.

Der damalige Kronprinz liebte es, ganz plötzlich in der Schule ſeines Gutes Bornſtedt zu erſcheinen, in welcher die Kinder des Dorfes ohne Unterſchied des Geſchlechtes in die Kunſt des Leſens und Schreibens eingeführt wurden. Eines Tages nun kam der hohe Herr wiederum ganz unerwartet und traf den Lehrer in großer Beſtürzung und Verlegenheit, die derſelbe vergebens vor dem Kronprinzen zu verbergen ſuchte. Der Ärmſte hatte wenige Minuten vorher die Nachricht erhalten, ſeine alte Mutter, eine Predigerwitwe in Schleſien, liege im Sterben, er möge eilends nachhauſe kommen, doch konnte er die Schulſtunden ohne Erlaubnis ſeiner Vorgeſetzten natürlich nicht ausſetzen. Als aber der Kronprinz darauf beſtand, zu erfahren, welcher Kummer den Lehrer drückte, und dieſer tiefbewegt den vorausſichtlichen großen Schmerz mittheilte, ſagte der hohe Herr in freundlichem, theilnahmvollen Tone: „Fahren Sie ſofort nach Hauſe, ich übernehme die Verantwortung und — die Schulſtunden, eilen Sie und gebe Gott, daſs Sie Ihre Mutter noch lebend antreffen, ich weiß, was einem Sohne die Mutter iſt.“ Und kaum hatte der Lehrer das Schulzimmer verlaſſen, als Kronprinz Friedrich den Säbel abſchnallte und an Stelle des Lehrers den begonnenen Leſeunterricht fortſetzte. — Nach der Leſeſtunde hieß es: „Jetzt wollen wir Geographie treiben, holt 'mal den Globus her!“ Die Kinder, an das leutſelige Weſen ihrer Gutsherrſchaft gewöhnt, waren keineswegs verſchüchtert durch ihren neuen Lehrer, und im Chor erhielt der Kronprinz die Antwort: „Einen Globus haben wir nicht, der Lehrer nimmt immer den großen Gummiball da.“ Und richtig, der „neue Herr Lehrer“ nahm denn auch den großen Ball und führte ſo die kleine Schar in die ſchwierigen Geheimniſſe der Erdkunde ein. Als aber der beurlaubte Lehrer nach wenigen Tagen zurückkehrte, ſtrahlte ihm beim Eintritt in die Claſſe ein —

funkelnagelneuer Globus entgegen, ein Geschenk dessen, der ihn ersetzt hatte, während er zum Sterbebette seiner Mutter eilte. — Seitdem brauchen die Bornstedter nicht mehr an einem Gummiball Geographie zu lernen.

Poetenwinkel.

Pflichtvergessen.

Hast mit deines Zaubers Kraft
Mich so ganz in deine Haft,
Fremde Maid, gezogen.
Kam, vom Vater ausgesandt,
Vor drei Wochen her ins Land
Über Berg und Wogen.

Sollte Rauchwerk zart und fein
Tauschen gegen Elfenbein
Hier im Kaufbegehren;
Und mit gutem Handelsglück
Zu den Meinen dann zurück
Ohne Säumen kehren.

Aber als ich pflichtgemuth
Ausgeschifft am Ziel das Gut
Schön und unvermessen;
Da ersah mein Auge dich,
Und zur Stunde hatte ich
Alle Pflicht vergessen.

Schutzlos nun an fremdem Ort
Liegt die edle Ware dort
Preis jedwedem Gaste;
Während ich, dem Bettler gleich,
Zagend und doch hoffnungsreich
Dir zu Füßen raste.

Neige dich mir endlich zu,
Lasse, Wunderholde du,
Mich dein Herz erringen;
Will dich dann mit frommem Sinn
Als den herrlichsten Gewinn
Meinen Eltern bringen!

O. Sibas.

Carneval der Liebenden.

Nicht auf der Insel, oceanumspielt,
Nicht auf dem Gletscher unter Eis und Schnee,
Hier unter lauten Menschen wird uns weh,
Von denen keiner unsre Sehnsucht fühlt!
Ach, wüßten sie, was tief im Herzen wühlt,
Und schäumt und brandet, wie die blaue See,
Dann stünd' es schlimmer noch um unser Weh,
Denn es verdammt die Welt, was sie nicht fühlt!
Komm, laß uns tanzen! da mit diesem Mädchen,
Das nach dir blickt, ich will mit jenem andern
Der lustig plaudert durch die Reihen wandern;
Doch in der warmen Luft schlingt sich als Fädchen,
Das unlösbar um unser Herz sich windet,
Ein hoffender Gedanke, der uns bindet!

Sophie von Khuenberg.

Der alte Dichter.

Frohe Lieder hör' ich klingen
In der alten, ernsten Brust,
Fühl' aufs neu' im Herzen ringen
Jugendkraft und Jugendlust,
Fühle, wie auf leichten Schwingen,
Schatten gleich, mir kaum bewußt,
Töne in mein Herze dringen,
Denen einst ich lauschen mußt'!

Kehrt ihr wieder, Träumereien,
Und mein Geist erkennt euch kaum?!
Ach, für euren sonn'gen Maien
Hat mein Busen keinen Raum:
Keine Blätter kann verleihen
Neuer Lenz dem dürren Baum,
Jahr sah ich an Jahr sich reihen,
Sah zerstieben manchen Traum.

Aus des Lebens wildem Streiten
Barg ich nur ein einzig Gut:
Blieb mir doch aus alten Zeiten
Treu der liederfrohe Muth,
Ob der Erde Herrlichkeiten
Mit sich riß der Jahre Flut:
Keinen Menschen kann beneiden,
Wem das Lied im Busen ruht!

O. Fischbach.

Wo wir uns fanden.

Wo wir uns fanden, kennst du noch den Ort?
Die Rose blüht, es blüht die Nelke dort,
Und Nachtigallen schlagen immerfort,
Wo wir uns fanden!

Als wir uns fanden — welch ein schöner Tag!
Der Thau in Perlen auf den Blättern lag,
Und Lenzesahnen bebte durch den Hag,
Als wir uns fanden!

Seit wir uns fanden, ist so schwer mein Sinn,
Ich weiß es kaum, gieng gleich ein Jahr dahin,
Ob ich unglücklich, ob ich glücklich bin,
Seit wir uns fanden!

O. Fischbach.

Nur ein Küsschen.

Ich hab dich gebeten
Ja nur um ein Küsschen,
Was machst du mir, Mädchen,
Den Sinn so verwirrt?
Ein neckendes Spielen,
Ein liebendes Kosen —
Was blickest du, Mädchen,
So ernst vor dich hin?
Was sprichst du von Liebe,
Von ewiger Treue?
Ich hab' nur ein Küsschen
Von dir ja verlangt.

O. Fischbach.

Im Frühlenz.

Unter der blühenden Rüster
Saß ich am Frühlingstag,
Im Herzen war's traurig und düster,
Der Schmerz wie ein Alp auf ihm lag.

Da hört' ich das Summen der Bienen ...
Es klang mir so traulich ins Ohr:
„Getrost nun, der Lenz ist erschienen!
Nun blicke vertrauend empor.“ —

Ich wandte den Blick nach oben ...
Dort glänzte das himmlische Zelt!
Und dankend musst' ich nun loben
Den gütigen Schöpfer der Welt.

Und zu lenzen begann's auch im Herzen,
Die Hoffnung auf bessere Zeit,
Sie fegte hinweg meine Schmerzen
Und bannte das tödtliche Leid;

Und gab mir die tröstliche Lehre:
Was Gott schickt, geduldig ertrag'!
Der wilden Verzweiflung wehre!
Auch dir kommt der lenzende Tag!

Joh. Peter.

Ode an Zacherl.

(Aus dem Fremdenbuch einer Gebirgsherberge.)

Hochzupreisender Mann, der du vom Kaukasus
Flöhegepeinigtem Volk ferne nach Westen her
Rosenrothes Pyrethrum
In die schmucken Gemächer schickst!

Wohl am siebenten Tag, während die Schöpfertraft
Froh der vollendeten Welt, freundlicher Wesen voll,
Harmonieumklungen
Sorglos sinnender Ruhe pflag —

Sä'te der lauernde Feind jenes Gezieser drein,
Das dem Menschen zur Last, höhnend sein Herrscherthum,
Grause Höllengestalten
Unter winziger Kleinheit birgt!

Süß erquickenden Schlaf raubt's dem Bedürftigen,
Weckt das Böse im Mann, brütend im Dunkel
Rachlust, schlechte Gedichte,
Und noch anderes Teufelszeug.

Dreifach weise darum treibet das Frauenvolk
Rasch umsichtigen Blick's eifrig die niedre Jagd;
Doch dies hastige Morden
Übt sie leider in Grausamkeit.

Du, o Trefflicher, stellst wieder den Frieden her,
Wahrest dem wandernden Manne sauer errung'ne Ruh:
Aus entsiegeltem Fläschchen
Streut er gelbliches Pulver hin —

Siehe, das Lager verkehrt wie ein Schlachtfeld sich,
Wo sich Russ' und Tscherkess' würgten im letzten Kampf;
Da zuckt sterbend ein Ross noch,
Dort wankt eines dem Rande zu. —

Aber der Schläfer erwacht munter im Morgenroth,
Schnürt sich hurtig die Schuh', schlingt einen Schnaps hinab;
Plaidumhüllt und bebergstockt
Stapft er wonnig den Wolken zu.

L. Z. aus Leoben.

Die Vorbedeutung.

Als Vorbedeutung gilt im Leb'n,
Bei manchem schwachen Geist,
Wenn ihm die Hand, das Aug' und sonst
Am Körper etwas beißt;
Doch zeigt sich die Bedeutung oft
Ganz anderes, ja contrair,
Mit Beispiel zu beweisen ist
Dies wahrlich nicht so schwer.

Es beißt einem die linke Hand,
Da hofft man fest auf Geld,
Da wird durch einen Boten ihm
Ein Brief schon zugestellt. —
Sein Doctor schreibt ihm vom Process
Mit aller Schonung zwar,
Dass er verloren und dass anbei
Auch liegt das Expensar.

„Das linke Aug' beißt mich heut stark“
Sagt einer freudenvoll,
Das soll bedeuten, dass ich heut
Was Lieb's noch sehen soll“ —
Und wie er ausgeht und von fern
Da eine Dame grüßt,
Da sieht er erst, dass sie ja nur
Die Schwiegermutter ist.

Ein and'rer sagt: „Heut gibt's Verdruſs,
Weil mir die Naſe beißt,
Beim G'vaterbitten fürcht' ich dies,
Vor allem wohl zumeiſt." —
Doch wie er heimkommt, hört er ſchon,
Was Neu's im Hauſe war, —
Die Gattin ja, beglückte ihn,
Mit einem Zwillingspaar.

Ein Stutzer klagt: „Die Hühneraug'n,
Sind wohl kein Gottesſeg'n,
Sie ſchmerzen mich, d'rum gibt es auch
Ganz ſicher heut' noch Reg'n." —
Und als bei einem Haus er geht,
Fliegt ihm gleich auf den Kopf,
Vernichtend den Cylinder ihm,
Ein großer Blumentopf.

Franz X. Freiheim.

Maßnung.

Hat mich allmol verdroſſ'n,
Hon ich g'hört oda gſeg'n,
Wia ſich zwa volla Feindſchaft
In Haarn ſan glegn.

Is leicht ſoviel ſüaß
Ewi Streit und Vaklogn?
Mich zimp, es war beſſa
A hülfreichs Vatrogn.

Oba mehr noh vodriaßt mich
Und bringt mich in Zorn,
Daſs d' Leut mit dr Welt ſan
So unz'friedn worn.

Und is doh die Welt
Volla Wunda onz'ſchaugn,
Man muaſs na vosteahn —
Zu was hobbs enkri Augn?

Für all fallt dr Regn und
Die Sunn leucht ſo ſchean —
Theits enk s'fornehma, Leutl —
'S is zwegn 'n Badean!*)

Hans Kraungruber.

Recrut und Bauer.

Recrut:

Heint ham ſ' mih ghaltn,
Hiaz bin ih Soldat,
Hiaz kriag ih a Roſs und
Loſchier in dr Stadt.

A Knecht bin ih gwen
Und werd's neamamehr,
Hiaz trag i an Sabl
Und bin endla wer.

Dös nothigi Lebn
Am Land hon ih ſatt
He, Baua, ruck's Hüatl —
Ih bin a Soldat!

Bauer:

A niads Radl rennt,
So renn zua in Gotsnom!
Bol ma z'grund gonga ſan,
Kem ma ah wieda zſom.

Hans Kraungruber.

*) Seht zu, daſs ihr's verdient!

Bekenntniſſe eines Seiltänzers.

Blondin, der berühmte Seiltänzer, gibt über ſeine Berufserfahrungen nähere Mittheilungen, denen wir Folgendes entnehmen: „Man ſtellt mir oft die Frage" — ſo äußert ſich der „Künſtler" — „wie es mir zumuthe ſei, wenn ich auf dem hohen Seil gehe. Falls man damit meint, ob ich etwa ein Gefühl von Bangen oder Unruhe verſpüre, ſo muſs ich entſchieden mit „nein" antworten. Ich blicke dabei etwa 18 bis 20 Fuß aufwärts und pfeife leiſe oder ſumme eine Melodie vor mich hin, wie ich gerade aufgelegt bin. Auch halte ich mich ſtets im Tact mit der unten ſpielenden Muſik, ich finde nämlich, daſs dies mir die Erhaltung des Gleichgewichtes außerordentlich erleichtert. Übungen mache ich gar nicht mehr, und einzelne Kunſtſtücke, z. B. den Sprung über einen Stuhl mitten auf dem Seil, führe ich gewöhnlich ohne alle Vorbereitung aus, wie mich die Laune gerade anwandelt. Ich nehme nie anregende Mittel, ehe ich das Seil beſteige. Nach Beendigung meiner Arbeit laſſe ich mich von meinem Gehilfen ſorgfältig abreiben und nehme ſodann eine leichte Erfriſchung zu mir. Im Übrigen lebe ich eben einfach und regelmäßig und vermeide es lediglich, kurz vor einer Vorſtellung mir den Magen ſtark zu füllen. Endlich darf ich noch ſagen, daſs ich liebe, ohne Sicherheitsnetz aufzutreten; ich glaube, ein ſolches würde mich ſo nervös machen, daſs es den Unglücksfall gerade herbeiführen könnte, den es verhüten ſoll. Werde ich ſelbſt niemals unruhig, ſo muſs ich dagegen annehmen, daſs die vielen Leute, die ich ſchon oft auf meinem Rücken über das Seil getragen habe, ſtets dabei einiges Herzklopfen gefühlt

haben, soweit es nicht Gehilfen vom Fach waren. In Wirklichkeit haben dieselben nicht die mindeste Ursache von der Welt, sich zu ängstigen. Alles was sie zu thun haben, ist, vollkommen ruhig zu sitzen, achtzugeben, dass sie mich nicht zu fest um den Hals fassen, und das Weitere mir anheimzustellen. Wenn ich jemand zum erstenmale hinübertrage, so plaudere ich mit ihm über die gleichgiltigsten Dinge und suche dadurch seine Ängstlichkeit zu mindern; stets schärfe ich ihm ein, ja nicht hinunter zu schauen, wenn er sich mitten zwischen Himmel und Erde befindet. Ganz wohl ist es jedoch, scheint es, dem Betreffenden nie dabei und immer vernehme ich einen Seufzer der Erleichterung, wenn das Ende des Seils und die Plattform erreicht ist. Mehr als einmal hat das Opfer in lautem Ausruf feierlich gelobt: „Nie wieder!“

Wie groß müsste der Mann sein,

der den Stephansthurm als Zahnstocher brauchen könnte?

In einem alten Blatte aus längstentschwundenen Tagen, finden wir folgende Frage aufgeworfen: „Wie groß müsste ein Riese sein, der sich des Stephansthurmes als Zahnstocher bedienen wollte?“ — Die unmittelbar darauffolgende Antwort, welche wohl gleich der Frage in dem Gehirn eines spleenigen Engländers mochte entstanden sein, stellte sich folgendermaßen heraus: „Nimmt man an, dass ein Mann von mittlerer Größe sich eines Zahnstochers von zwei Zoll Länge bedient, so müsste derjenige, der sich des Stephansthurmes zu gleichem Zwecke bedienen wollte, im Verhältnisse eine Höhe von 142.256 Schuh oder 2376 Wiener Klafter haben. Zu seiner Kleidung bedürfte er, und zwar zu einem Frack 6480, zu einem Beinkleide 3888, zu einem Mantel 15.552 Wiener Ellen Tuch; daran würden 300 Schneider vier Wochen arbeiten. Zu einem Hute benöthigte er 7776 Hasenbälge und zu einem Hemde 348 Stück Leinwand. Seine Stiefel wären 864 Klafter hoch, 216 Klafter weit, und mit einer Sohle derselben würde er einen Raum von 898 Quadratklafter bedecken. Würde er zum Frühstück Kaffee trinken, so brauchte er 16 Centner der arabischen Bohne. Als mittelmäßiger Esser würde er zu Mittag verzehren: 13 Eimer Suppe, 56 Centner Rindfleisch, nebst verhältnismäßiger Portion Sauce oder Gemüse, und 12.000 Paar Hühner oder 3000 Gänse. Sein gewöhnliches Trinkglas würde 160 Eimer fassen. Sein Wohnzimmer müsste 66¼ Quadratmeilen groß sein. Eine Reise von Wien nach Paris würde er in 5 Minuten zurücklegen. Es wäre ihm ein Leichtes, nach eingenommenem Frühstück über Deutschland eine kleine Lustpartie nach Teheran und Peking zu machen, und nachdem er dem Schah von Persien und dem Kaiser von China seinen Morgenbesuch abgestattet, nach einer Wasserpartie über den Stillen Ocean über die Sandwichsinseln nach Amerika zu gelangen, um nach eingenommenem Mittagsmahl in den Vereinigten Staaten einen Abstecher nach Brasilien zu machen und dann über Marocco und Italien — nachdem er vorher noch die Raubnester Tripolis und Tunis mit einem Fußtritt vernichtete — oder über Guinea, Egypten und die Türkei nach Europa zurückzukehren. Ebenso leicht könnte er über die so lange gesuchte Durchfahrt aus dem Atlantischen Ocean in das stille Weltmeer mit freiem Auge entscheiden, als er überhaupt über die Beschaffenheit des Nordpols Bericht erstatten könnte. — Wer dies alles nicht glaubt, soll sich's nachrechnen.

Bücher.

Robert Hamerling als Lyriker. Eine literarische Studie von Dr. Ernst Gnad. (Graz. Leuschner & Lubensky, Universitätsbuchhandlung. 1891.)

Vornehmer und geistvoller wird unser großer Dichter als Lyriker wohl kaum jemals gewürdigt worden sein, als es in dieser Schrift geschieht. Die Gedankenlyrik Hamer-

lings erfährt scharfe Charakterisierung und die dazu angeführten Beispiele erscheinen mir so treffend gewählt, dass diese Auswahl schon an und für sich ein kleines Meisterwerk ist. Die edle Sprache der Studie passt sich fein und fast künstlerisch dem Gegenstande an, und so haben wir hier ein Muster kritischer Abhandlung, wie es immer seltener wird, weil gewöhnlich Unverständnis, Gleichgiltigkeit, Oberflächlichkeit oder subjective Gereiztheit die Feder des Kritikers führen. Der Verfasser dieser Studie hat seinen Dichter nicht so sehr als Kritiker, sondern vielmehr als warmherziger Mensch gelesen, darum die liebevolle literarische Beleuchtung desselben. Ohne Liebe zum Künstler sollte keiner kritisieren, und zwar aus dem einen Grunde, weil er ihm ohne solche nicht gerecht werden kann. Absolute Objectivität! Geht mir weg damit, die kann es beim Kunstempfinden gar nicht geben. Kunst und Dichtung verstehen, heißt schon mit dem Herzen darüber urtheilen. Der Dichter schreibt vorwiegend für das Herz, darum kann der Kopf allein, und wäre er selbst ein eminenter, mit ihm nicht fertig werden. Aus vorgenannter Schrift spricht Kopf und Herz, und das wird dem Dichter gemäß und dem Leser angenehm. R.

Die Dorfhexe. Eine Bauern-Komödie mit Gesang in drei Acten von Philo vom Walde. (Großenhain. Baumert & Rongi.)

Das erste schlesische Volksstück, und zwar im schlesischen Dialect. Als Lesedrama bezeichnet es der Verfasser, und als solches erfüllt es seinen Zweck in vorzüglicher Weise; ich glaube sogar, dass es sich auch auf der Bühne wohl sehen lassen dürfte! Dem „Geigenfranzel" bin ich in Philo vom Waldes Dichtungen schon begegnet, hier tritt er wieder auf, und zwar als Urtypus des Schlesiers, möchte ich sagen. Das wäre ja so hübsch, wenn jeder deutsche Volksstamm, der Westfale wie der Schlesier, der Mecklenburger wie der Märker, der Schwabe wie der Steirer, der Bayer wie der Franke, der Sachse wie der Tiroler u. s. w. je als Typus künstlerisch geklärt auf die deutsche Bühne käme. Philo vom Walde hat in seiner „Dorfhexe" mit dem „Geigenfranzl" eine solche Grundgestalt dargestellt und schon diese Thatsache gibt dem Drama Bedeutung. Weitere Schönheiten, besonders der schlesische Humor, durchleuchten und durchwärmen das Stück, und die Liebe zum Volke gibt ihm besondere Weihe. R.W.

Nordböhmische Dorfgeschichten. Vom Verfasser der „Geschichten vom Hockewanzel" (Warnsdorf. Ed. Strache. 1889.)

Wer sich an die „Geschichten vom Hockewanzel" erinnert, für den brauche ich über dieses Buch kein Wort zu sagen, kein einziges, als dass es da ist. Er wird sofort dem Boten einen Groschen geben und gleich selber in die Buchhandlung laufen, um die „Nordböhmischen Dorfgeschichten" zu holen, wird sich nachher damit in seine Stube einsperren, sie lesen und sich den Bauch halten vor Lachen. Es ist kein Spass, wenn der Mensch so viel lachen muss, daher warne ich vor dem Buche! — Aber man kann sich allmählich daran gewöhnen, zu solchem Ende bringt der „Heimgarten" eine kleine Dosis davon. Wem sie behagt, der soll nachher mehr nehmen. R.

Ahasver. Ein Mahnruf in der Judenfrage. Vom Pfarrer W. Schirmer. Düsseldorf. (Danzig. A. W. Kafemann. 1891.)

Ein kurzes, kräftiges, zeitgemäßes Wort gegen den Antisemitismus. Die Besseren des deutschen Volkes erheben endlich häufiger ihre Stimmen gegen diese Geisteskrankheit. Wenn der Antisemitismus eine gesunde Bewegung wäre, so müsste den Anhängern desselben klar sein, was sie wollen. Dessen sind sie sich nicht klar. Wenn man zehn Antisemiten fragt, wieso sie sich den Erfolg ihrer Sache denken, so wird man zehn verschiedene, meist recht verschwommene Meinungen hören. Der Aufrichtigste wird jener sein, welcher gesteht: die Aufgabe des Antisemtismus ist, soviel als möglich und mit allen Mitteln den Hass gegen das Judenthum aufzustacheln; das übrige gibt sich dann von selber. — Solchen frommt freilich auch W. Schirmers Broschürchen nicht. Ruhiger Denkenden aber ist es zu empfehlen. R.

Maientraum und Winterschnee. Gedichte von Josef Schwab. (München. E. Nißler.)

Conservativen Poesiefreunden kann diese kleine Sammlung bestens empfohlen werden. Schwab geht schlicht den Weg der Alten und findet auf demselben manches frische und anmuthige Blümlein, das von Vorgängern übersehen worden ist. M.

Bibliothek der Gesammtliteratur. Otto Hendel. (Halle a. S.)

Eben ist die zweite diesjährige Serie der 25-Pfennig-Ausgabe erschienen. Dieselbe

enthält folgende Werke: Alfred Steuer, Galizische Ghettogeschichten und Bilder; Lessing, Hamburgische Dramaturgie; Bret Harte, Der Pflegling der goldenen Pforte, deutsch von Paul Heichen, eines der neuesten Werke des bekannten amerikanischen Humoristen, das bisher noch nicht in deutscher Übersetzung erschienen war; Claude Tillier, Mein Onkel Benjamin, deutsch von Theodor Bergfeldt; E. Th. A. Hoffmann, Das Majorat; Jules Verne, Eine Idee des Doktor Ox, deutsch von Karl Albrecht; Franz Freiherr von Gaudy, Aus dem Tagebuche eines wandernden Schneidergesellen.

Wiener Künstler-Dekamerone. Herausgegeben von Rudolf Wittmann und Moriz Brand. (Wien.)

Mit den erschienenen Lieferungen 6–8 ist dieses Werk seinem Programme gemäß mit hundert Beiträgen und Porträts hervorragender Wiener Künstler zum Abschlusse gebracht. Das Durchblättern des zu einem stattlichen Bande gewordenen Buches wird jedem Freunde der Wiener Kunstwelt eine ganz reizende Sammlung zumeist recht lustiger Geschichten aus der Feder unserer Künstlerinnen und Künstler zeigen. Die Erzählungen, sowie die eingestreuten Gedichte scheinen einander an Anmuth überbieten zu wollen. Einhundert Porträts erhöhen den Reiz des Buches. V.

Die Erziehung der Eltern. Meines Bruders Hüter. Zwei Laienpredigten vom Verfasser von John Halifax. Gentlemen. (Berlin. J. H. Schorer.)

Eine äußerst feine, pikante Lektüre! Aber den Damen rathe ich, das Büchlein bei verschlossenen Thüren zu lesen. . . .

R.

Dem „Heimgarten" ferner zugegangen:

Der Mönch von Berchtesgaden und andere Erzählungen, von Richard Voß. Stuttgart. J. Engelhorn. 1891.)

Persönliche Erinnerungen an Robert Hamerling. Von P. K. Rosegger. (Wien. A. Hartleben 1891.)

Bilder aus der Zeit der Gegenreformation in Österreich. (1564—1618.) Von Dr. Franz Scheichl. (Gotha. F. A. Perthes 1890.)

Dante Alighieris Stellung zur Kirche und Staat, Kaiserthum und Papstthum. Eine Studie von W. C. Schirmer. (Düsseldorf. Schrobsdorff'sche Buchhandlung. 1891.)

Im Kretscham zu Lichtenthal. Unterhaltungen über den Liechtenstein'schen Schulantrag. Vom Verfasser der „Geschichten vom Hockewanzel". (Warnsdorf. E. Strache. 1889.)

Das Wiener Burckhard-Theater. Von Karl Goldmann. (Wien. R. Löwit. 1891.)

Stille Gedanken eines der vierzehn Nothhelfer, oder „Friedensbischöfe" Deutschlands. Verrathen von Aleth Christian. (Halle a. d. S. Eugen Strien. 1890.)

La question de la femme c'est la question de la mère par Michel de Zmigrodzki. (Paris. L. Sanvaitre, éditeur, librairie générale.)

G. Freytag, Reichsrathswahlkarte von Österreich mit den Ergebnissen der Wahlen im März 1891. (Verlag von G. Freytag & Berndt, Wien, VII.)

Postkarten des „Heimgarten".

E. A. R., Wien: Auch über Ihre Gedichte kann nichts anderes gesagt werden, als über hundert andere Einsendungen. Eine gewisse Formgewandtheit, Nachempfindungen, aber keine Ursprünglichkeit, keine packende Eigenart.

* Im Gedichte „Wie der Vater Rhein Hochzeit machte" (Seite 468) muß es in der 6. Strophe „In ihrem bangen Sehnen", und in der 22. Strophe „Verjüngt sie auf zum Throne" heißen.

R. J., Bruck a. d. Leitha: „Irchen" gegerbtes Thierfell; irchene Hose: Lederhose.

B. J., Berlin: Bei Preisausschreibungen bitte ich mich gütigst umgehen zu wollen. Ich habe mich an literarischen Preis-Concurrenzen nie betheiligt und werde es auch nie thun. R.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Unser Hengst

Eine Erzählung aus der Steppe von Anna Wothe.

Unser Hof war im Jahr 1870 Pachtland. Eigentlich Krons-Domäne, aber wir hatten ihn schon seit Jahren gepachtet. Er lag in der Steppe, 30 Werst von der Stadt Nikolajew entfernt. Wir hatten 1000 Desjatinen Land, 500 Pferde, 1000 Stück Rindvieh, 2000 Schafe und 100 Schweine. Wir, das waren meine Eltern, meine Schwester Lisa und ich. Meine Mutter war eine Deutsche, mein Vater ein Russe. Er hatte in seiner Jugend in Deutschland studiert und sprach deutsch wie ein Deutscher. Meine Mutter war eine geborene Schmidt. Ihr Vater war Gutsbesitzer in Bessarabien gewesen und hatte sich dort ruiniert. Meine Mutter war Gouvernante in einer reichen Familie in Nikolajew, als sie meinen Vater kennen lernte. Sie heirateten und gingen auf den Hof. Meine Mutter hatte sich in die Steppe verliebt, mein Vater in meine Mutter. Lisa und ich waren Zwillinge. Wir waren 1858 geboren, also 12 Jahre alt. Wir hatten keine Spielgefährten außer einander. Wir waren unzertrennlich. Wir hatten einen Hauslehrer, einen Deutschen, der uns Unterricht gab. Wir hatten auch eine Gouvernante, eine Französin, die uns Französisch lehrte. Wir hatten einen Hund, einen Schäferhund, der Wolf hieß, und eine Katze, die Mieze hieß. Wir hatten auch Pferde, Kühe, Schafe und Schweine, aber die waren nicht unsere Spielgefährten. Wir hatten auch Knechte und Mägde, aber die waren nicht unsere Spielgefährten. Wir hatten auch Nachbarn, aber die waren nicht unsere Spielgefährten. Wir hatten auch Verwandte, aber die waren nicht unsere Spielgefährten. Wir hatten auch Freunde, aber die waren nicht unsere Spielgefährten. Wir hatten auch Feinde, aber die waren nicht unsere Spielgefährten. Wir hatten auch Bekannte, aber die waren nicht unsere Spielgefährten. Wir hatten auch Leute, aber die waren nicht unsere Spielgefährten. Wir hatten auch Menschen, aber die waren nicht unsere Spielgefährten. Wir hatten auch Tiere, aber die waren nicht unsere Spielgefährten. Wir hatten auch Pflanzen, aber die waren nicht unsere Spielgefährten. Wir hatten auch Steine, aber die waren nicht unsere Spielgefährten. Wir hatten auch Wasser, aber das war nicht unser Spielgefährte. Wir hatten auch Luft, aber die war nicht unser Spielgefährte. Wir hatten auch Licht, aber das war nicht unser Spielgefährte. Wir hatten auch Finsternis, aber die war nicht unser Spielgefährte. Wir hatten auch Leben, aber das war nicht unser Spielgefährte. Wir hatten auch Tod, aber der war nicht unser Spielgefährte. Wir hatten auch Gott, aber der war nicht unser Spielgefährte. Wir hatten auch Teufel, aber der war nicht unser Spielgefährte. Wir hatten auch Himmel, aber der war nicht unser Spielgefährte. Wir hatten auch Hölle, aber die war nicht unser Spielgefährte. Wir hatten auch Ewigkeit, aber die war nicht unser Spielgefährte. Wir hatten auch Zeit, aber die war nicht unser Spielgefährte. Wir hatten auch Raum, aber der war nicht unser Spielgefährte. Wir hatten auch Materie, aber die war nicht unser Spielgefährte. Wir hatten auch Geist, aber der war nicht unser Spielgefährte. Wir hatten auch Seele, aber die war nicht unser Spielgefährte. Wir hatten auch Körper, aber der war nicht unser Spielgefährte. Wir hatten auch Kopf, aber der war nicht unser Spielgefährte. Wir hatten auch Hände, aber die waren nicht unsere Spielgefährten. Wir hatten auch Füße, aber die waren nicht unsere Spielgefährten. Wir hatten auch Augen, aber die waren nicht unsere Spielgefährten. Wir hatten auch Ohren, aber die waren nicht unsere Spielgefährten. Wir hatten auch Nase, aber die war nicht unser Spielgefährte. Wir hatten auch Mund, aber der war nicht unser Spielgefährte. Wir hatten auch Zähne, aber die waren nicht unsere Spielgefährten. Wir hatten auch Zunge, aber die war nicht unser Spielgefährte. Wir hatten auch Haare, aber die waren nicht unsere Spielgefährten. Wir hatten auch Bart, aber der war nicht unser Spielgefährte. Wir hatten auch Brust, aber die war nicht unser Spielgefährte. Wir hatten auch Herz, aber das war nicht unser Spielgefährte. Wir hatten auch Lunge, aber die war nicht unser Spielgefährte. Wir hatten auch Leber, aber die war nicht unser Spielgefährte. Wir hatten auch Magen, aber der war nicht unser Spielgefährte. Wir hatten auch Darm, aber der war nicht unser Spielgefährte. Wir hatten auch Blase, aber die war nicht unser Spielgefährte. Wir hatten auch Nieren, aber die waren nicht unsere Spielgefährten. Wir hatten auch Rücken, aber der war nicht unser Spielgefährte. Wir hatten auch Arme, aber die waren nicht unsere Spielgefährten. Wir hatten auch Beine, aber die waren nicht unsere Spielgefährten. Wir hatten auch Knie, aber die waren nicht unsere Spielgefährten. Wir hatten auch Füße, aber die waren nicht unsere Spielgefährten. Wir hatten auch Zehen, aber die waren nicht unsere Spielgefährten. Wir hatten auch Nägel, aber die waren nicht unsere Spielgefährten. Wir hatten auch Haut, aber die war nicht unser Spielgefährte. Wir hatten auch Knochen, aber die waren nicht unsere Spielgefährten. Wir hatten auch Muskeln, aber die waren nicht unsere Spielgefährten. Wir hatten auch Sehnen, aber die waren nicht unsere Spielgefährten. Wir hatten auch Adern, aber die waren nicht unsere Spielgefährten. Wir hatten auch Blut, aber das war nicht unser Spielgefährte. Wir hatten auch Fleisch, aber das war nicht unser Spielgefährte. Wir hatten auch Fett, aber das war nicht unser Spielgefährte. Wir hatten auch Haut, aber die war nicht unser Spielgefährte. Wir hatten auch Knochen, aber die waren nicht unsere Spielgefährten. Wir hatten auch Muskeln, aber die waren nicht unsere Spielgefährten. Wir hatten auch Sehnen, aber die waren nicht unsere Spielgefährten. Wir hatten auch Adern, aber die waren nicht unsere Spielgefährten. Wir hatten auch Blut, aber das war nicht unser Spielgefährte. Wir hatten auch Fleisch, aber das war nicht unser Spielgefährte. Wir hatten auch Fett, aber das war nicht unser Spielgefährte.

teriger Mann mit vorgeneigtem Haupte. Eine große Glatze und rückwärts über den Nacken hinabhängendes kohlschwarzes Haar, dessen Strähnchen sich am Ende ein wenig ringelten. Graue, freundlichblickende Äuglein, ziemlich lange Nase, breite, sorgfältig rasierte Backen, buschigen Schnurrbart, der auch schwarz war, ja heute sogar einen Stich ins Bläuliche hatte, weil die Farbenmischung nicht mit der nöthigen Sorgfalt gemacht worden.

Der Doctor blieb natürlich sitzen, als der junge Mann eintrat. Aber nicht ohne Wohlgefallen blickte er auf die in musterhaft gehaltenem Salonanzug vor ihm stehende hübsche Gestalt.

„Wünschen!" fragte er.

„Herr Doctor, ich bitte sehr um Entschuldigung, wenn ich stören sollte", sagte der junge Mann mit einiger Beklommenheit. „Ich erlaube mir, mich vorzustellen als Ernst Früland."

„Ah, der neuengagierte Liebhaber!" rief Doctor Rumpf, „bitte, nehmen Sie Platz. Wir hören, dass Sie ein hübsches Talent sind. Sie kommen von Brünn?"

„War seit einem Jahre dort engagiert und glaube mir schmeicheln zu dürfen, dass das Brünner Publicum mit mir nicht unzufrieden gewesen. Bei meinem Abschiede ward ich mit einem großen Lorbeerkranze ausgezeichnet —"

„Brünn bedeutet nichts, lieber Früland", unterbrach ihn der Doctor, „erst hier wird sich's zeigen, ob der Ihnen vorausgegangene gute Ruf ein gerechtfertigter ist oder nicht."

„Um gütige Nachsicht werde ich unter allen Umständen bitten müssen", sagte Früland bescheiden.

„Wer sind Sie von Haus aus?"

„Mein Vater ist ein kleiner Staatsbeamter in Wien; er wollte auch mich für die Beamtenlaufbahn bestimmen, allein mich zog's zum Theater. Es hat einige Kämpfe gegeben."

„Mit wem? Mit Ihrem Vater?"

„Er war durchaus nicht einverstanden, dass ich Schauspieler werden wollte."

„Und warum sind Sie es denn geworden?"

„Herr Doctor!" sagte der junge Mann, und in seinem schönen Auge lag ein lebhafter Glanz. „Ich liebe meinen Vater sehr. Aber dieses Opfer konnte ich ihm nicht bringen, wenn ich nicht mich selbst ganz und gar hätte verneinen wollen. Das Theater ist mein Leben. Ich bin nichts, ich kann nichts, wenn nicht die Bühne unter meinen Füßen ist, auf diesem Boden bin ich Mensch und werde ein großer Künstler werden, ich fühle es."

„Na na", lächelte Doctor Rumpf und legte dem jungen Mann die Hand auf die Achsel. „Keine Suppe wird so heiß gegessen, als sie gekocht ist. Jeder junge Schauspieler fühlt einen Devrient oder mindestens einen Sonnenthal in sich. Der Kerl da drinnen wird allmählich schon mürbe werden. Nun, was an uns liegt —"

„Ich bitte, Herr Doctor, um Ihr Wohlwollen."

„Seien Sie nur hübsch fleißig. Wir sind gerecht. — Sehen Sie, was wir für nette Sachen haben." Der Doctor wies an die Wände seines Zimmers, wo wertvolle Ölgemälde hiengen, Künstler-Porträts in Photographie, seidene Schleifen, auf kleinen Tischen silberne Tintenfässchen, elegante Cigarrenständer, an den Winkeln elfenbeinerne Spazierstöcke und dergleichen mehr. „Lauter Präsente. Freuen uns, aber bestimmen uns nicht. Unser Charakter gestattet es uns, solche Dingelchen ruhig anzunehmen, ohne Gefahr zu laufen, unsere Objectivität zu verlieren. Wir sind immer gerecht. Wann treten Sie auf?"

„Morgen, Herr Doctor."

„Also recht viel Glück bei uns. Hoffen, dass wir gute Freunde bleiben werden." So der Doctor und schüttelte dem jungen Manne wärmstens die Hand.

Entzückt über die Liebenswürdig-

keit des Kritikers, über den er manches Schlimme gehört und den er so sehr gefürchtet hatte, verließ Früland dessen Wohnung und mit frohem Muthe sah er seinem Debut entgegen.

Dieses kam. „Cabale und Liebe“ wurde gegeben. Früland spielte den Ferdinand. Er spielte mit großer Frische und Herzglut, die sich allmählich bis zur gewaltigen Leidenschaft steigerte und die Zuschauer zu einem wahren Beifallssturm hinriss.

In der darauffolgenden Nacht schloss der junge Schauspieler kein Auge, er war allzuglücklich. Und wenn man so glücklich ist, kann man nicht schlafen — und soll auch nicht. Der Schlaf ist etwas für Unglückliche. Früland dachte an seinen Vater, wie er diesen durch den Erfolg versöhnen werde, dachte an seine Zukunft, die er nun sachte begründen wolle und nahm sich fest vor, auch im Glücke gleich strebsam und bescheiden zu bleiben. Als es ein wenig tagte, verließ er das Bett, gieng auf die Straße und dort spazieren, bis einer der Zeitungsläden geöffnet werden würde. All seiner Tage hatte Früland nichts mit solcher Sehnsucht erwartet, als an diesem Morgen das Frühblatt der „Hohen Warte“. Kaum die Bude geöffnet war, stürzte er hinein, erhaschte ein Exemplar des noch feuchten Blattes, legte einen Zwanziger hin, ohne die Herausgabe des Überschusses abzuwarten. Mitten auf der Gasse stand er im Nebelgrauen und durchflog die Zeitung. — Theater. Cabale und Liebe. Ein langer Aufsatz! Saperlot, da geht's anders zu als in Brünn! Da würdigt man die Classiker! — Eine gelehrte Abhandlung über Schillers Drama, einige Vergleiche desselben mit anderen Theaterstücken verschiedener Literaturen, ein paar nette Anekdoten, ein paar sehr beherzigenswerte Rathschläge auch, die der Dichter sich leider nicht mehr zunutze machen konnte, etliche Bemerkungen über die Inscenierung des Stückes und endlich die Kritik über die schauspielerischen Leistungen. Herr X. veranschaulichte uns den Präsidenten gut. Herr Y. war gestern minder, so schien uns auch Frau U. nicht disponiert zu sein, wohingegen Fräulein Z. als Louise zu dem Anmuthigsten und Reizendsten gehörte, was wir seit langem gesehen. Diese junge Dame — und hier ward auf das Eingehendste ihre körperliche Erscheinung gewürdigt. Endlich hieß es: Herr Früland gab den Ferdinand mit allen Eigenschaften eines Anfängers; wir wollen hoffen, dass der junge Mann in anderen Rollen das Engagement auf dem hiesigen Theater rechtfertigen wird. — Blau wurde dem armen Menschen vor den Augen, als er dies las. Er taumelte einige Schritte dahin, er las nochmals und es hieß nicht anders.

Er verkroch sich wieder in seine Wohnung und gieng den ganzen Tag nicht hervor. Selbst der alten Bedienerin getraute er sich nicht ins Gesicht zu schauen vor Scham. Es war ihm, als müsse jedermann die Kritik gelesen haben und so erfüllt von ihr sein, als er selbst, aber nicht erfüllt von Schmerz und Trauer, wie er, sondern von Missgunst und Schadenfreude. Und wahrlich, er täuschte sich nicht. Bald war die ganze Stadt davon überzeugt, dass der neue Liebhaber ein Stümper sei.

„Darum sage ich“, meinte einer zum anderen, „auf den Applaus darf man nicht gehen, der kann bezahlt sein.“

„Aber Freund, du hast ja selber mit applaudiert!“ rief der andere.

„Weil mich der Kerl überrumpelt hat. Ich hielt ihn gestern abends wirklich für einen guten Schauspieler und nun sehe ich, dass alles Verstellung war.“

Für Früland gieng nun ein rastloses Leben an, nein, nicht ein Leben, sondern ein hartes Arbeiten und Ringen. Er wurde viel beschäftigt und für verschiedene Rollen; er musste Liebhaber spielen, und classische Helden und

moderne Lebemänner. Er lernte ohne Unterlaſs, in den Nächten noch ſchritt er in ſeiner Kammer auf und ab und lernte. Er gieng in Büchereien und ſtudierte Dramaturgien, er gieng auf Gaſſen und Markt und ſtudierte Menſchen. Er gab auf der Bühne ſeine Kraft, ſein ganzes Weſen aus. Seine Mitſpielenden wurden oft durch rauſchenden Beifall geehrt, bei Früland regte ſich kaum eine Hand, denn die Kritik that ihn ſtets ſo nebenbei und kurz ab, daſs die Leute ſchon im vorhinein ihm das Intereſſe verweigerten. Nur hoch oben auf der Gallerie ward manchmal ein Zeichen laut, das für ihn ſprach. Denn das Galeriepublicum liest nicht regelmäßig die Zeitung.

Eines Abends nach der Vorſtellung des „Pfarrers von Kirchfeld“ ſaß Früland im Gaſthauſe und verzehrte ein paar Würſte und ein Glas Bier. Er ſaß allein an einem rückwärtigen Tiſche und hieng ſeinen ſehr gemiſchten Empfindungen nach. Innerlich war er mit ſeiner heutigen Leiſtung nicht unzufrieden, ein Theil des Publicums hatte auch ein paarmal Anlauf genommen, ihn zu rufen, war aber niedergeziſcht worden. Und wie heiß dürſtete er nach einem Erfolg, ſchon ſeines Vaters wegen, von dem immer nur Vorwürfe kamen über den „miſsrathenen Sohn“, der noch als Theaterſtatiſt verbummeln und verlottern werde. — Und dann war in letzterer Zeit noch etwas geworden. Ein Mädchen hatte er kennen gelernt . . .

In ſeinem bitterſüßen Sinnen wurde der junge Schauſpieler unterbrochen von einem Herrn, der an ſeinen Tiſch kam.

„Nun, Herr Pfarrer“, redete dieſer ihn an, „mir ſcheint, es ſteckt Ihnen immer noch die Anna Birkmeier im Kopf, daſs Sie ſo verſunken ſind in tiefe Träumereien. Darf man ſich ein biſschen zu Ihnen ſetzen?“

Doctor Rumpf war's. Früland ſchreckte empor, berührte zitternd und erröthend die hingehaltene Hand des gewaltigen Mannes. Etwas von „hoher Ehre“ ſtotterte er.

„Recht brav waren Sie heute!“ ſagte der Doctor. „Sie haben Wendungen gebracht, die unſere Anſicht, daſs Sie ein ganz hübſches Talent ſind, nur beſtätigen. Immer friſch fort ſo! Und gönnen Sie ſich auch etwas mehr Erholung, lieber Früland, Sie ſehen etwas angegriffen aus. Man muſs auch ſeine Geſundheit nicht vernachläſſigen. Guten Abend, Lieber!“

Und freundlich, wie er herangekommen, gieng er zufrieden noch ſeine langen Locken ſchüttelnd wieder von hinnen.

Früland war auf das tiefſte und freudigſte erregt. Endlich die Achtung dieſes Mannes errungen zu haben — das war eine günſtige Schickſalswendung.

Im nächſten Morgenblatt, von dem Früland ſich mehrere Stück kommen ließ, um ſolche an ſeinen Vater und an ſeine Bekannten zu ſchicken, ward fürs erſte das Volksſtück „Der Pfarrer von Kirchfeld“ in wenigen Zeilen abgethan: „Es gehört zu jenen Dramen, in welchen Rührſeligkeit mit aufdringlicher Moral ſich unangenehm vermiſchen. Der zweite und dritte Act enthält einige packende Scenen, im erſten bleibt uns das Bauerngejodel nicht erſpart, ein Realismus, der ſich auf der Bühne immer mehr breit zu machen beginnt. Der vierte Act iſt miſslungen, der Schluſs fehlt ganz. Unter den Darſtellern hatte nur Fräulein Z. Gelegenheit, ihre glänzende Begabung neuerdings zu bekunden. Der bezaubernde Liebreiz dieſer Schauſpielerin hat einen Hauch über das Stück gelegt, deswillen wir uns auch weitere Vorſtellungen dieſes an und für ſich unbedeutenden Bühnenwerkes gerne gefallen laſſen wollen. Der «Wurzelſepp», ja doch nur eine Epiſodenrolle, drängt ſich zu ſehr vor. Der «Pfarrer Hell» des Herrn Früland möge ſich das Agieren mit der rechten Hand abgewöhnen.“

Das war die Kritik. Und darum hatte Früland mehrere Exemplare der „Hohen Warte" gekauft, um sie zu verschicken an seinen Vater, an seine Bekannten, und an — sie.

An einem der späteren Abende saß Doctor Rumpf wieder im Gasthause, das Früland zu besuchen pflegte. Diesmal gieng dieser zu ihm und der Doctor lud ihn freundlich ein, sich an seinen Tisch zu setzen. Der Schauspieler war nun schon etwas muthiger geworden, wenn er auch noch immer nichts von jenem überlauten Wesen hatte, das sonst dem Mimen in der Gesellschaft eigen ist.

„Ich habe etwas auf dem Herzen", sagte er leise zum Kritiker, „seien Sie mir nicht böse, Herr Doctor! Ich bin schon fast lahm. Die verehrliche Kritik —"

„Sind Sie mit uns nicht zufrieden?"

„So strenge, Herr Doctor!"

„Wir mit Ihnen strenge? Aber lieber Freund, wir befassen uns ja gar nicht mit Ihnen. Sie geben ja nur selten Anlass, Sie zu rügen."

„Finden Sie denn gar keine gute Seite an mir, nicht einen einzigen Vorzug an meinem Spiele? Nicht ein einziges ermuthigendes Wort? Ich gebe mir so sehr Mühe."

Doctor Rumpf legte dem jungen Mann die Hand auf die Achsel und sagte lächelnd: „Nun ja, ich weiß, ihr wollt immer gelobt sein. Aber dazu ist doch die Kritik nicht da! Loben muss euere Leistung sich selber. Auch das Publicum soll euch loben, ich habe nichts dagegen. Die Kritik hat nur das Fehlerhafte aufzuzeigen, damit es verbessert werden kann."

„Herr Doctor", sprach nun Früland, „habe ich bei der zweiten und dritten Vorstellung des »Pfarrers« auch wieder zu viel agiert?"

„Nein, da waren Sie schon brav."

„Ich bin ein junger Mensch, ein Anfänger, der dankbar ist für jeden Wink, wie er sich vervollkommnen könne. Sie sind sachverständig, Sie haben die Güte, meinem künstlerischen Streben Beachtung zu schenken. Sie sind mir persönlich immer so wohlwollend entgegengekommen. Wenn ich Sie bitten dürfte, auf die hervortretendsten Fehler, die ich auf der Bühne wohl begehen mag, mich persönlich aufmerksam zu machen. Wenn Sie mir letztens dort an jenem Tische nur mit einem Worte angedeutet hätten, dass ich als Pfarrer Hell zu sehr agiere, so wäre die öffentliche Rüge nicht nöthig gewesen."

Der Doctor blickte fast verblüfft auf Früland. „Sie sind doch ein bisschen zu naiv, mein Lieber!" sagte er dann, bald darauf erhob er sich und gieng.

Am nächsten Tage theilte Früland solches Gespräch einem seiner älteren Collegen mit. Dieser lachte ihn aus. „Diesmal hat er wirklich recht, der Herr Doctor Rumpf, du bist gar zu naiv", sagte er. „Unsere Fehler, die sind ja der Stoff, von dem er leben muss. Und diesen Stoff soll er dir unter der Hand wie ein Almosen schenken, anstatt ihn zu verkaufen, die Zeile um sechs Kreuzer!"

Früland gieng fast betäubt von hinnen. Er dachte nach über diese sonderbare Einrichtung, über den Wert einer solchen Kritik — und er konnte sich die Dinge nicht reimen. Er gieng in das Haus des Kaufmannes Knopper, dort fand er immer Trost, wenn er betrübt war. Denn dort lebte sie. Antonia, das liebe, schlichte, gescheite Mädchen, welches in dem jungen Mann nicht bloß den menschlichen, sondern auch den künstlerischen Gehalt bereits erkannt hatte. Sie allein dachte nicht an die „Hohe Warte", sie allein war ganz Seele bei seinem Spiele, sie verstand ihn, sie litt mit ihm, sie sprach ihm Muth zu.

„Geliebtes Kind!" rief er heute, „mein Muth will alle werden. Wenn es so fortgeht, wirst endlich auch du dich von mir wenden. Ich spiele ja eine armselige Rolle in dieser Stadt."

„Spiele sie nur gut, Ernst!“ sagte das Mädchen und legte ihren Arm um seinen Nacken.

„Deinetwegen will ich Gewissheit haben, dann ertrage ich alles. Gestatte es endlich, Antonia, dass ich mit deinem Vater spreche.“

„Mein Vater ist dir gut, aber ich weiß nicht, ob es schon an der Zeit ist.“

„Ich ertrage es nicht mehr länger, ich will heute mit ihm sprechen.“

„So thue es.“

Was aber sagte der alte Knopper? „Lieber Früland“, sagte er, „wie können Sie an die Gründung eines Hausstandes denken, solange Sie Ihre Stellung nicht befestigt haben! Missverstehen Sie mich nicht, nach meiner Ansicht sind Sie ein guter Schauspieler, aber was nützt das, solange die öffentliche Meinung das Gegentheil annimmt. Es ist nun einmal bon ton zu sagen: Der Früland ist eine höchst mittelmäßige Kraft, heute steht ja schon wieder in der Zeitung, dass — und so weiter. — Übrigens, Sie sind ein anständiger Mensch, im Principe habe ich gegen eine Verbindung meiner Tochter mit Ihnen nichts einzuwenden. Ich bin auch nicht gegen eine vorläufige Verlobung. An die Hochzeit aber denken Sie erst, bis Sie Stellung gefasst haben.“

Nach diesem Gespräche vergiengen nicht viele Tage und Früland mit Antonia meldeten sich bei Doctor Rumpf und stellten sich vor als Verlobte. Überwindung kostete es ihnen freilich.

„Was Teibel!“ rief der Doctor lustig aus. „Na, es ist ja sehr hübsch. Unverheiratete Schauspieler versumpfen leicht. Haben sich auch ein frisches Röslein erwählt!“ Ein bisschen ans Kinn langte der Schäker dem Mädchen. „Werden Sie sich auch der Bühne widmen, mein Fräulein?“

„Nein, Herr Doctor. Ich bitte Sie aber, dass Sie meinem Ernst gut sind, auch in der Zeitung. Solange Sie gar so arg streng sind, dürfen wir nicht zusammenheiraten.“

Der Doctor blickte sie schmunzelnd an und rief: „Ein prächtiges Mädel! das sollte man in ein Lustspiel stellen. Apropos, Früland, wissen Sie schon das Neueste? Nicht? Ich will es Ihnen anvertrauen. Hier!“ Er schlug mit der flachen Hand auf ein Manuscript, das auf dem Schreibtische lag. „Eine Komödie! Von mir! Wird nächstens aufgeführt! Nehmt euch zusammen! Früland hat darin eine magnifique Rolle. Wir sprechen davon. — Ich gratuliere euch, Kinder! Über uns sollt ihr keine Klage haben, wir sind immer gerecht.“

Der besten Hoffnungen voll verließen sie den Doctor. Allein Frülands älterer College war nicht so vertrauensselig.

„Schlimmeres könnte uns nicht leicht passieren“, sagte dieser, „als dass wir die Komödie des Doctors Rumpf aufführen müssen.“

„Warum, Freund, da können wir ja mit Einsetzung aller Kraft ihn uns verpflichten.“

„Das Stück fällt durch!“ rief der andere. „Ich habe es gelesen. Es fällt, und dann denke dir die Folgen!“

Früland dachte sie und schauderte.

In die schauspielerischen Kreise von M. war eine merkwürdige Erregung gefahren. In Vorbereitung stand: „Der Engel.“ Lustspiel von Jonas Rumpf. Jeder der darin Beschäftigten wollte sein Bestes, sein Allerbestes leisten. Die Hauptrolle, Angelina, lag in den Händen des Fräuleins Z.; sie war dieser Schauspielerin auf den Leib geschrieben. Früland sollte den liebenswürdigen Verführer geben, der nach allen Regeln französischer Lustspiele schließlich den Sieg davonträgt. Er studierte ununterbrochen, er wollte eine Musterleistung

bieten, um den gestrengen Kritiker endlich von seinem Talente zu überzeugen und für sich zu gewinnen.

Es war aber kein glücklicher Abend. Außer einigen sehr lebhaft Applaudierenden, die in fast verhängnisvoller Symmetrie vertheilt waren im Parterre und auf der Gallerie, rührte sich keine Hand. Als der Galan der Angelina einen sehr frivolen Antrag stellte, wurden sogar Zischlaute gehört.

Die am nächsten Tage folgende Kritik über das Stück war natürlich nicht von Doctor Rumpf geschrieben, sondern von einem anderen Mitgliede der Redaction. In derselben war die Rede von einer höchst eleganten Leistung französischer Schule, von einer spannenden Schürzung und feinen Lösung des Knotens, von einem stellenweise geradezu brillanten Dialoge. Leider sei durch schlechte Auffassung und mangelhafte Wiedergabe der Handelnden seitens der Darsteller das treffliche Stück nicht zur vollen Geltung gekommen.

Weiter ließ dieser Kritiker sich nicht ein. Um so gründlicher gieng an einem nächsten Tage, als „Wilhelm Tell" gegeben wurde, wieder Doctor Rumpf daran, der zu seinem übrigen Ärger auch wieder stark an Podagra litt. — Es wäre endlich an der Zeit, so schrieb der Doctor, mit dieser sich überlebt habenden Richtung zu brechen. Er sei ja auch ein Freund der Classiker, er lese selbst noch manchmal einen, allein auf der Bühne hätten sie ausgespielt. Eine moderne Zeit habe ihre modernen Dichter, und diese sollte sie pflegen und hochhalten. Übrigens, wenn der Tell nicht schon todt wäre, Herr Früland hätte ihn nun umgebracht für alle Zeiten. Frülands Tell sei alles eher als ein Held. Dieser Mensch (Früland) scheint sich den Eintritt in den Musentempel nur erschlichen zu haben, um dramatische Meisterwerke zugrunde zu richten. Wenn er schon nicht so viel Feingefühl habe, die ihm letztlich gewidmeten unzweideutigen Zischlaute zu verstehen, so möge er wenigstens den Rath eines zwar strengen, aber stets gerechten und erfahrenen Mannes beherzigen, der darauf hinausgeht, dass Herr Ernst Früland von der Bühne sich stille entfernen und ein Handwerk lernen solle.

Fräulein Antonia, welches an demselben Morgen als die Erste solches Referat las, vertilgte das Blatt sofort. Aber es half ihr nichts. Am Mittag, als der Vater vom Gabelfrühstück nachhause kam, sagte er: „Ja meine liebe Tochter, den Herrn Früland wirst du dir wohl aus dem Kopfe schlagen müssen. Was soll's mit dem? Ein ganz talentloser Mensch. Du hast mir zwar die heutige Zeitung versteckt, aber ich habe von ungenannt bleiben wollenden Wohlthätern vier Exemplare davon zugeschickt bekommen, eine gewisse Stelle blau angestrichen. Antonia, ich wünsche, dass du ihm höflich aber entschieden den Abschied gibst."

Antonia antwortete nichts, sie weinte nur. Und sie sann darüber nach, wie das erlaubt sein könne, dass ein Mensch den anderen so geradehin zugrunde richten darf. Eine Lüge ist's, was Doctor Rumpf sagt. — Früland ist ein Künstler! Ich will ihn nicht verlassen. Wenn er den freundlichen Rath dieses Herrn befolgen und ein Handwerk lernen sollte, so will ich eine brave Handwerkersfrau werden. Und wenn er Schauspieler bleibt, was er ja muss, weil er nicht anders kann, und wenn er die hiesige Bühne verlassen muss und kein Engagement findet, so will ich doch sehen, ob uns ein Zeitungsschmierer auseinanderbringen kann. —

Am Nachmittage kam Früland. Er war sehr ruhig, aber blass.

„Die Zeitung hast du gelesen", sagte er zu seiner Braut, „nun lies auch diesen Brief."

„Ein Brief? Von Doctor Rumpf an dich?"

„Lies ihn."

Doctor Rumpf schrieb an Früland:

„Lieber Herr!

Wie ich erfahre, sollen Sie über unsere Bemerkungen in der «Hohen Warte» gekränkt sein. Daran thun Sie unrecht. Ein öffentlich Wirkender muss auch scharfen Tadel vertragen können, besonders wenn er überzeugt sein kann, dass der Tadelnde es wohlmeint. Wir haben vor Ihrem Können eine zu hohe Achtung, als dass wir Sie immer nur mit eitlem Lobe regalieren möchten. Das brauchen Sie nicht. Seien Sie überzeugt, dass stets Ihr Bestes will

Ihr wohlgewogener

Dr. Rumpf."

Das Mädchen hatte dieses Schreiben gelesen und blickte nun mit verblüffter Miene auf den Bräutigam.

„Was sagst du dazu?" Fragte dieser.

„Das ist schlecht oder dumm."

„Ich vermuthe das letztere. Wenn er glaubt, dass ein anerkennender Privatbrief den tausendfach in die Welt geschleuderten Schimpf aufwiegt, so ist es das letztere."

„Ernst, lasse diesen Brief abdrucken."

„Wo? Wir haben kein Blatt, als die «Hohe Warte». Und hier würde den Brief Doctor Rumpf lächelnd in Empfang nehmen und beiseite legen."

„Was willst du thun?"

„Lebewohl sagen. Ich bin unmöglich. Noch heute will ich fort."

„Wohin, Ernst?"

„Das weiß ich nicht."

„Du stehst ja heute auf dem Theaterzettel. Wer soll für dich den Pfarrer spielen? Sei ruhig, mein Bursche, du hast nicht das Recht, so davonzugehen."

„Es ist wahr. Meine Pflicht verlangt, dass ich heute noch spiele. Dann aber kündige ich der Direction, und M. soll mich nie, nie wiedersehen. — Antonia, ich danke dir. Lebewohl."

Ehe sie sich's versah, war er davon. Mit Beklommenheit blickte sie ihm nach, als er draußen rasch die Gasse dahingieng, die gegen die Donauauen führte. Sie wird ihm morgen ein Wort sagen, dass er nicht unbesonnen handeln solle.

Das Mädchen ahnte nicht, dass ihr Bräutigam in der Brusttasche einen Revolver bei sich trug. Er war heute in dieses Haus getreten mit der festen Absicht, von dem Mädchen kurzen Abschied zu nehmen, dann hinaus zu gehen in die Au und sich zu tödten. Nun war das Wort: Pflicht gefallen. Er musste heute noch spielen. Aber morgen soll die „Hohe Warte" anstatt der üblichen Perfidien die Notiz bringen von dem Selbstmorde des Schauspielers Ernst Früland.

Des Abends auf der Bühne vor den Rampen vergaß er des Leides. Er war wieder in seinem Elemente, er dachte nicht an seine Braut, nicht an Doctor Rumpf, nicht an das Publicum und nicht an den Revolver — er war ganz der Pfarrer Hell von Kirchfeld. Ein tiefer elegischer Ernst lag über der ganzen Gestalt. Im dritten Acte, als er den vor ihm zusammengebrochenen Wurzelsepp aufrichtete mit innig liebreichen Worten, gieng ein Hauch der Bewegung durch das Haus; und im vierten Acte, als er mit zitternder Stimme Abschied nahm von Anna Birkmeier, ward im Publicum vielfach geschluchzt. Doctor Rumpf saß ruhig auf seinem Platze und schrieb mit freundlicher Miene ein paar Worte in das Notizbuch des Sinnes, dass Früland ein andermal doch das Tremolieren lassen solle.

Als nach Schluss des Stückes der Schauspieler zwischen den Coulissen hinausgieng, rief der Theaterdirector auf ihn hin: „Nun, Herr Früland, es geht nicht recht, wie?" Diese Bemerkung beantwortete Früland mit einem Achselzucken. Als er hernach in der Garderobe seinen Rock anzog, schlug ihm etwas hartes an die Brust — gleichsam mahnend an das, was er

ſich vorgenommen. In demſelben Augenblick kam der Theaterdiener mit der Nachricht, daſs in der Vorhalle ein fremder Herr warte, der Früland zu ſprechen wünſche. Auf der überreichten Karte ſtand der Name: Hofrath v. Scholl.

Früland gieng hinaus, wurde von dem Fremden artig begrüßt und eingeladen, mit ihm in das Reſtaurant des Hotels zu kommen, in welchem letzterer wohnte. Es war dasſelbe, wo auch Früland zu ſpeiſen pflegte.

Eine Viertelſtunde nachher ſaßen ſie dort beiſammen und der Hofrath ſagte das Folgende: „Auf der Durchreiſe war ich heute durch ein kleines, aber Gott ſei Dank vorübergehendes Unwohlſein genöthigt, hier in M. einen Raſttag zu halten. Den Abend wuſste ich nicht beſſer auszunützen, als daſs ich mir das hieſige Theater anſah. Ich fand's, wie man es eben in einer kleineren Stadt finden kann, mit Ausnahme Ihrer Leiſtung. Dieſe hat mich überraſcht. Sie ſind noch in der Entwickelung, aber ich ſage Ihnen, Sie haben ganz beſondere Mittel. Auf wie lange ſind Sie hier engagiert?"

„Mein Contract geht heute aus", antwortete Früland düſter, ſeine Hand an die Bruſttaſche legend.

„Spielen Sie nur als Gaſt?"

„Sozuſagen als Gaſt."

„Wollen Sie ein Engagement in unſerem Hoftheater zu W. annehmen?"

„Habe dahin nie einen Antrag erhalten."

„Ich mache Ihnen eben einen ſolchen. Ich, der Hoftheater-Intendant zu W., bin gerade auf der Suche nach einem erſten Helden und nehme Sie wie Sie ſind. Siebenhundert Mark Gage."

„Siebenhundert", ſagte Früland ziemlich gleichgiltig nach, „iſt zwar nicht viel —"

„Per Monat, ſelbſtverſtändlich."

Früland horchte auf.

Wenige Minuten ſpäter waren ſie einig.

Als die beiden Herren noch gemüthlich — denn nun war auch Früland gemüthlich geworden — bei einem Glaſe Rheinwein beiſammen ſaßen, kam Doctor Rumpf herbei, welcher von ſeinem Tiſche aus die Männer ſchon ſeit einem Weilchen beobachtet hatte.

„Grüß Sie Gott, lieber Früland", ſagte er etwas nebenbei und gegen den Fremden: „Mein Name iſt Doctor Rumpf."

„Mein Name iſt von Scholl", ſo der andere.

„Scholl? von Scholl? doch nicht etwa ein Verwandter des Hofrathes Scholl, des Generalintendanten in W."

„Der bin ich ſelber."

Angenehme Überraſchung, ausgeſuchte Höflichkeiten, der Doctor ſetzte ſich zum Tiſche.

„Ich entführe Ihnen Ihren Liebhaber", ſagte der Hofrath, auf Früland weiſend. „Ich ſtelle Ihnen, Herr Doctor, Ihren alten Bekannten vor als den Heldenſchauſpieler Herrn Früland vom Hoftheater zu W."

„Ah, das! das iſt aber hübſch!" rief der Doctor, und dann dem jungen Manne die Hand auf den Arm legend: „Sehen Sie, ſehen Sie, lieber Freund! Was habe ich immer geſagt? Jetzt ſehen Sie es doch ein, wie wohl Ihnen meine Strenge bekommen hat. Ja, ja, nur unter einer tüchtigen Weiſung lernt ihr etwas. — Wahrlich, manchmal hat man ſeine liebe Noth mit den jungen Leuten, aber endlich bringt man ſie doch voran. Na, Früland, ich kann es Ihnen nicht ſagen, wie es mich freut, Sie ſo weit gebracht zu haben. Es iſt keiner, der Ihnen herzlicher gratulieren kann als ich, Ihr alter Doctor Rumpf. Geben Sie mir doch die Hand!"

Früland zog die Hand aus der Bruſttaſche und legte den Revolver auf den Tiſch.

„Kennen Sie das, Herr Doctor Rumpf?" fragte er mit finſterem Auge. „Geben Sie acht, das Ding iſt

geladen. Die Kugel, die drin steckt, sollte der Schlusspunkt sein in meinem verfehlten Komödienleben, verstehen Sie das? Der Schlusspunkt meiner jämmerlichen Existenz im Kunsttempel, in welchen ich mich geschlichen, um dramatische Meisterwerke zugrunde zu richten. Verstehen Sie das, Herr Doctor Rumpf?"

„Aber bester Früland, Sie werden ja ganz tragisch?" Der Doctor lachte überlaut; die Gäste des Locals wurden aufmerksam auf den Vorgang. Früland erhob sich und sagte: „Herr Doctor! Oft habe ich andere gespielt und es gefiel Ihnen nicht, nun werde ich mich einmal selber spielen. Ich bin ein Mensch, der auch sein eigenes Leben lebt und dessen Meinung gerade so viel Recht hat, ausgesprochen zu werden, als etwa die Ihrige. Und diese Meinung will ich Ihnen jetzt sagen, Herr Doctor! Die Kritik, wie sie in unseren Zeiten geübt wird, ist eine Ungerechtigkeit an der freien Kunst und den Künstlern, denn sie ist eine willkürliche Beeinflussung des Publicums. Entweder der Kritiker dociert nach der alten Schablone, dann versteht er die Zeit nicht, oder er will seine persönlichen Liebhabereien zur Geltung bringen, seine Launen springen lassen, dann wird er ebenso einseitig und inconsequent sein, wie jeder andere. Er ist geschult auf die Kunst, heißt es. Aber zumeist versteht er nur den Buchstaben und nicht den Geist. Im besten Falle ist die Kritik der Ausdruck der Meinung eines einzelnen; oft aber glaubt es der Recensent selber nicht, was er anderen glauben machen will. Und selbst der wohlwollendste Recensent ist Stimmungen unterworfen, sein verdorbener Magen oder sein Podagra wird das böse Schicksal der Künstler. Und erst der gewissenlose Recensent! Wir armen Teufel mögen uns plagen und zusammennehmen wie wir wollen, er nörgelt, er witzelt, er ist perfid und wenn er in den Zeilen auch scheinbar anerkennt, so steht doch zwischen den Zeilen allerlei Bosheit und Tücke. Unter allerhand feinen Winkelzügen versteht er dem Publicum den Künstler zu entfremden, ihn kaltzulegen, ihn nach und nach unmöglich zu machen. Das Publicum kennt den Schreiber oft gar nicht, weiß nichts von seinem Charakter, seinen Fähigkeiten, und glaubt ihm doch. Viele behaupten zwar, auf Zeitungskritik hielten sie nichts, und beten ihr doch nach. Wir sind ohnmächtig, schutzlos, der Willkür des erstbesten Scribenten, der weder Lehr' noch Ehr' hat, ausgesetzt. Aus dem Busche der Anonymität darf jeder Strauchritter auf uns giftige Pfeile abschießen, und wehe dem Schauspieler, der etwa einmal Gelegenheit nimmt, sich zu vertheidigen! Uns schützt kein Gesetz, wir sind vogelfrei und noch niemand hat die Opfer gezählt, die, von einer boshaften Kritik in Verzweiflung gehetzt, zugrunde gegangen sind. Da gibt es noch eine dritte Sorte von Kritikern, das sind die Hochmüthigen, die Dünkelhaften, die eitlen Tröpfe, die gar keine Absicht haben, jemandem wehe zu thun, die nur immer einen Witz machen wollen oder ihre ästhetische Gelehrsamkeit auskramen, immerfort durch beständiges Rügen und Meistern gerne zu verstehen geben, wie hoch sie über Künstler und Publicum stehen. Auch spielen sie gerne die Unbeeinflußbaren und Selbstständigen, welche manchmal etwas gerade darum nicht loben, weil es gefällt. Persönlich glatt und liebenswürdig, in der Zeitung rüpelhaft oder hämisch, so üben sie Gerechtigkeit. Um einen guten Witz, um eine hübsche Wendung in ihrem Feuilleton ist ihnen das Wohl der Künstler feil. Unter der dünkelhaften Form, den Schauspieler durch Strenge erziehen zu wollen, machen sie ihn durch Härte und Rücksichtslosigkeit kopfscheu und verzagt. — Zu dieser Sorte, mein schätzbarer Doctor Rumpf, gehören auch Sie. Zugegeben, dass Sie nicht böswillig sind, und doch ist Ihr Lächeln, mit

dem Sie mich so oft persönlich beglückt haben, ein Grinsen der Grausamkeit. Haben Sie eine Ahnung, was ich unter Ihren Kritiken gelitten? Wie ich mich in Wuth und Schmerz gewunden habe unter dem Hohne der Menge, wie ich den unterminierten Boden unter meinen Füßen wanken fühlte und ohnmächtig, ohnmächtig war gegenüber meinem Peiniger? Und Sie, in Ihren Dünkel verpelzt, waren naiv genug zu glauben, dass das Almosen eines persönlichen Händedruckes mich für alles trösten werde. Sie gebrauchen die Presse frivol und verlangen, dass man sie ernst nehme; und doch fiel es Ihnen nicht einmal ein, dass Ihr Wort, ernst genommen, Herzen brechen könnte! Ja, Herr, Sie glauben sehr mächtig zu sein, ich aber sage Ihnen, Sie sind noch mächtiger als Sie glauben. Sie können tödten, ohne dass der Arm der Gerechtigkeit Sie zu erreichen vermag. — Hier, meine Herren, sehen Sie ein kleines Instrument. Bei der heiligen Kunst, ich hätte mich seiner bedient in dieser Nacht! — In Ehrfurcht danke ich es einem gütigen Geschicke, dass statt des Revolvers ich mich selber entladen konnte. — Guten Abend, mein Herr!"

Also entließ heute der junge Schauspieler Ernst Früland des lohenden Zornes voll den gewaltigen Doctor Rumpf. Dieser war keines Wortes mächtig und nur immer den Kopf schütteln, das war alles, was er vermochte.

Dieser aber hatte die Notiz über die heutige Vorstellung schon in die Druckerei geschickt, so dass im nächsten Morgenblatte nichts über Früland zu lesen stand, als dass er abscheulich tremoliere. Unter solchen Umständen willigte der Theaterdirector zu M. gerne in die Lösung des Vertrages, welche Früland an diesem Morgen sich erbat. Als der Director aber hörte, dass er — einen Hofschauspieler so leichten Kaufes entlassen, that es ihm leid.

Von der Direction gieng Ernst geradewegs zu seiner Braut und hielt ihr den neuen Contract vom Generalintendanten unterschrieben so nahe vor die Nase, dass sie ihn erst recht nicht lesen konnte. Trotzdem war sie nach wenigen Wochen die „reizende Gattin des Hofschauspielers Früland", wie Doctor Rumpf in einer Notiz der „Hohen Warte" berichtete. Die Notiz schloss mit den Sätzen: „Und also wünschen wir Ernst Früland zu seinem großen Talente, welches unter unserer Leitung sich so glänzend entwickelt hat, das Beste auf seinen ferneren Wegen und wir gestehen, dass die dankbare Anhänglichkeit dieses Künstlers zu uns angenehm entschädigt für so manche Unbill, die wir in unserem schwierigen Berufe leider auch erfahren müssen."

Lenzgewitter.

Von G. v. Berlepsch.

Es war eine prächtige Hochzeit gewesen! Erstens im wunderschönen Monat Mai, an einem Tage, wo der Himmel selber die hellsten Hochzeitsfackeln angezündet hatte; dann sechs Kranzjungfern, eine hübscher als die andere, sämmtlich mit Rosen geschmückt, in weißem Tüll — ein Anblick, der gar manchem, nicht allein den beneideten Cavalieren der sechs Schönen, das Herz warm gemacht. Dann die rührende Trauungsrede des Geistlichen, der so poetisch-fromm, so innig von Liebe, Ehe, Familienglück gesprochen und hierauf unter leiser Begleitung der Orgel — es klang ganz melodramatisch — den Segen des Himmels auf „diese zwei jungen Herzen" herabflehte, dass alle Taschentücher in Bewegung kamen und der verstockteste Hagestolz dabei hätte weich werden müssen. Und hierauf das Festmahl voll Heiterkeit, Toasten, Vielliebchen und lichterloher Verliebungen — ja man redete noch lange von dieser schönen Hochzeit, und die sechs Kranzjungfern, deren jede ihre eigenen Erinnerungen an diesen Tag hatte, thaten es ganz besonders.

Indessen war das junge Paar nach einer kurzen Hochzeitsreise gleich in seine funkelneue Häuslichkeit eingezogen. Hier waltete nun die blonde, blutjunge Adelheid als Frau, als selbständige Regentin eines Haushaltes, d. h. sie repräsentierte diese Würde, denn in Wirklichkeit wusste sie vorderhand noch nicht viel damit anzufangen. Leider — das war nach Ansicht der Mama der einzige Schatten in dieser Verbindung — hatte Adelheid weggeheiratet, wenn auch nicht weit fort, aber doch an einen anderen Ort, als wo die Eltern wohnten. Da saß sie denn zum erstenmal allein, abgetrennt von all den lieben, altgewohnten Beziehungen zu Eltern, Brüdern, Freundinnen und — hatte nun also die Verpflichtung, glücklich zu sein.

Verpflichtung — als ob sie es nicht wäre! Oder ist das nicht eitel Glück, wenn die Thürglocke läutet, wenn *sein* Schritt hörbar wird und sie ihm entgegenstürmt wie ein Sausewind, strahlend vor Freude, dass er nach der unendlich langen Zeit von zwei, drei Stunden wieder da ist?

„Grüß Gott, Karl!"

„Grüß Gott, Heidel!"

Und ihre Augen leuchten, sie umschlingen und küssen sich, als ob er von einer großen, großen Reise heimkehrte, nicht von seinen zwei Stunden Colleg, die er in der nahen Universität soeben absolviert hat.

„Ja, wenn «ihr» Karl zuhause ist, dann geht alles gut, dann ist sie zufrieden, vergnügt, und unter Umständen auch folgsam wie ein Kind. Dann lacht ihr frisches Rosengesicht, und das ganze niedlich eingerichtete Nest ist voll Frohsinn und Übermuth. Aber auch hübsch still kann sie mit ihrer Stickerei am Fenster sitzen, wenn er schließlich sagt: „Jetzt Heidel, silentium — jetzt muss gearbeitet werden!"

Mit diesem Folgsamsein und Stillsitzen hat es seine eigene Bewandtnis. Das hat sie erst und schon in ihrer Ehe gelernt. Ein schlimmer Tag war's, als sie in dieser Kunst die erste Lection empfangen, der erste Gewittertag im Ehestand! Das war so gekommen: Er wollte bei aller Verliebtheit, oder

gerade deswegen, sein Weibchen nicht im Studierzimmer haben, wenn er arbeitete und sagte ihr das ganz unverhohlen. Da hatte es Thränen gegegeben, die ersten Thränen! Himmel, was das heißen will, bei so zwei Verliebten, die ersten Thränen! Er stand völlig betäubt diesem Phänomen gegenüber, er wusste gar nicht mehr, was er gesagt hatte und kam sich plötzlich wie ein ganz rücksichtsloser Mann, wie ein Bär vor. — „Aber Schatz — begreifst du denn nicht — Heidel, hör' mich an! Siehst du nicht ein, dass alles seine Zeit haben muss — Arbeit und — und Vergnügen?"

Keine Antwort.

„Sei kein Kind!" versuchte er möglichst männlich zu sagen und das Tuch von ihren Augen wegzubringen. „Weshalb weinst du eigentlich?" lachte er, — freilich einigermaßen unsicher — aber er lachte.

Da wich das Tuch freiwillig von ihren Augen. Sie blitzten durch Thränen zu ihm hinüber. „Zum Vergnügen also nur hast du mich geheiratet!"

Er sah sie an und ein schallendes wirkliches Lachen brach nun los; er hatte seine ganze Fassung wieder und zog das schmollende Weibchen in seine Arme.

„Lass mich", sagte sie erstickt, „du wolltest ja allein sein."

„Recht so! stolz will ich den Spanier! aber ohne Kuss gebe ich dich nicht frei!"

Sie jedoch, glühend, schwer beleidigt, suchte sich loszumachen. Er hielt ihre Hände wie mit eisernen Klammern fest und lächelte nun ganz gelassen.

„Ich muss gehen — lass mich!" sagte sie leise.

„Nicht bevor du zahm bist, Heidel! In der Ehe, sagte deine kluge Mama kurz vor unserer Hochzeit einmal — natürlich nur als Maxime für deine Praxis — kann man, wie bei Kindern, nicht frühe genug mit der Erziehung anfangen. Gleich am ersten Tage muss es geschehen, und zwar systematisch. Dieses weise Wort ist mir im Gedächtnis hängen geblieben, Schatz!"

„Und — was soll es heißen!" fragte sie, ohne ihn anzusehen, mit zwei tiefen zürnenden Furchen über dem Näschen.

„Es soll heißen, dass auch wir gleich damit anfangen wollen", gab er ganz lustig zur Antwort; „weißt du, es geht besser so nach und nach im kleinen, als eines Tages plötzlich im großen."

Sie biss mit ihren runden weißen Zähnchen die Lippen, wie verzogene Kinder thun, wenn sie eine Strafpredigt hören müssen. „Gut", sagte sie, nun auch ihrerseits lächelnd, „so wollen wir damit beginnen!" Und eh' er sich dessen versah, wusste sie sich mit einem gewandten Ruck zu befreien, um im gleichen Augenblick hinter der Thür zu verschwinden.

Der Gatte starrte ihr nach mit einem jener Blicke, die selbst bei bedeutenden Menschen nicht gerade bedeutend aussehen. — „Oho!" murmelte er und that einen Schritt, als wollte er ihr folgen, doch blieb er stehen. — „Pah — sie wird schon wieder kommen."

Sie kam aber nicht! Damit war es um seine Arbeitsruhe natürlich geschehen. Er horchte auf, wenn eine Thür gieng. „Jetzt!" dachte er jedesmal gespannt und strich schon seinen hübschen blonden Privatdocentenbart, aber sie war es nicht. Sie trotzte also wirklich. Er blätterte zerstreut in Büchern, Manuscripten, schrieb einiges, legte die Feder wieder hin.

„Zum Teufel!" rief er endlich, „soll man dazu verheiratet sein?" sprang auf und überlegte, wodurch seiner gespannten Stimmung ein Ausweg zu schaffen sei. Sollte er hinüber gehen, sie zur Rede stellen — oder sie ruhig sich austrotzen lassen?

Er hatte es sich so einfach gedacht,

sein junges Weibchen zu erziehen; bis jetzt war auch alles so glatt, so bequem gegangen: sie war nicht nervös, er konnte rauchen wo und so viel er wollte; sein Schreibtisch wurde mit dem nöthigen Respect behandelt; die Speisen, die er liebte, kamen auf den Tisch, wenn auch hie und da etwas angebrannt oder versalzen oder überhaupt ein bisschen anders schmeckend, als er's gewohnt war — aber das konnte ja alles besser werden, und dann war sie immer zum Küssen, wenn sie, ein weißes Schürzchen vorgebunden, mit hochgerötheten Wangen zu Tische kam und sagte: „Pass auf, Karl, heut gibt's was Gutes — ich habe gekocht!" Er verzog die Miene nicht dabei, obgleich er wusste, dass dies meistens nichts Gutes bedeutete. Aus dem Gesichtspunkte des „Entwickelnlassens" schluckte Karl gar manchen zähen Bissen. Er hatte eben noch die Rosenlaune des Jung-Ehemannes; ja er trieb den Humor oft so weit, je wunderlicher ein Gericht ihm geschmeckt, umso höher seine „liebe Hausehre" leben zu lassen, mit Gläserklang und Gaudeamus, so dass es nicht selten wie auf einem Commers hergieng, zumal wenn die junge Frau Doctorin, die schon von ihren Brüdern her alle akademischen Lieder prächtig im Kopfe hatte, auch noch einstimmte.

Ein paar wunderbare Wochen hindurch war das so gegangen: sollten nun schon die ersten Wolken aufsteigen? Und weshalb? Weil er bei der Arbeit allein sein musste, weil er es ganz einfach einmal so gewohnt war und sie das nicht einsehen konnte? Oho! Hier also hieß es im Ernste mit der Erziehung beginnen!

Nach längerem Überlegen entschied sich Karl für die Taktik des Trotzenlassens. Da er zur Arbeit absolut nicht mehr gestimmt war, nahm er vorerst den Hut und gieng — ohne Adieu! — zu einer ganz ungewohnten Stunde spazieren.

— „Ist der Herr Doctor noch ausgegangen?" fragte das Dienstmädchen verwundert, da es schon bald Essenszeit war.

„Ausgeg . . .? Ja richtig! Er wird bald wiederkommen", antwortete die junge Frau und schaute dabei zum Fenster hinaus, weil sie spürte, wie sie über und über roth wurde.

Der Tisch stand gedeckt — die Mahlzeit wartete — Adelheid wartete — Karl kam nicht. Mit jeder weiter vorrückenden Viertelstunde klopfte ihr Herz ängstlicher. Solch ein Wütherich kann er sein, sie so strafen, schon vier Wochen nach der Hochzeit!

Jetzt — horch! geht endlich die Thür — sie macht eine Bewegung, ihm entgegenzueilen — ja so — heute zum erstenmal nicht — es wäre ja charakterlos.

Er kommt herein; sie setzen sich zu Tisch.

„Ob sie mir nicht einen Vorwurf machen wird?" denkt er.

Sie verliert aber kein Wort ob der Verspätung. Sie sitzt mit tief gerötheten Wangen da und berührt kaum die Speisen, während er einen wahren Zornappetit entwickelt. „Keine Silbe der Entschuldigung hat er!" grollt es in ihr.

Das erste schweigend eingenommene Mahl im Ehestand — es schien beiden endlos!

Nach Tische standen sie unschlüssig an den Fenstern, das eine da, das andere dort. Sie schenkte ihm den schwarzen Kaffee ein und stellte die Cigarren dazu; er zündete sich jedoch keine an.

Das abtragende Mädchen warf verstohlene Blicke auf die beiden. „Aha", dachte sie, „zwischen denen hat's was abgesetzt!" und räumte das Feld, um einer allfälligen Versöhnung, für welche ihr die Zeit nach Tische gerade die günstigste dünkte, nicht im Wege zu sein.

In Dingen der Liebe empfinden Herr und Diener gleich, das bewies das zögernde Verhalten der zwei Eheleutchen, von denen jedes auch so

etwas erwartete. Aber die „Erziehung", dieses schlimm-weise Wort, das heute morgens gefallen, hielt sie auseinander.

Adelheid hatte ihre Stickerei genommen und saß so tief wie möglich über dieselbe gebeugt. Karl konnte sie ungestört von der Seite betrachten. „Ein herziges Geschöpf ist sie", sprach es in ihm, während sein Auge die kleinen goldigen Ringellöckchen streifte, welche über ihrem Halse glänzten. „Aber, wie also die Erfahrung zeigt, ein ganz veritabler Trotzkopf!" Ein verliebtes Lächeln stahl sich trotz allem und allem auf sein Gesicht. „Consequent sein!" gebot eine Stimme in ihm, als eine blinde Versöhnungsschwäche ihn anwandeln wollte.

Abscheulich unbequem ist's, so ein Hadern zu zweien! Ja, wenn noch dritte da sind, welche die schwüle Stille einigermaßen unterbrechen, dritte, an die man gelegentlich ein Wort richten kann, das für den zweiten gesprochen ist, dann geht es noch. Aber so ein ungestörtes Trotz-tête-à-tête — unerträglich für temperamentvolle Leute!

Der Doctor schien das plötzlich zu empfinden, oder wollte er sich den Gefahren dennoch möglicher Inconsequenzen entziehen? Kurz, er trank hastig den Rest seines Kaffees aus und sagte im nüchternsten Ton: „Ich werde heute später nachhause kommen."

Ein Laut, der kaum für ein Wort genommen werden konnte, klang undeutlich von der Stickerei her.

Als die Thüre sich hinter ihm geschlossen, entsank Adelheids Händen die Arbeit. Wieder ohne Gruß fort! Ein tiefer Seufzer entrang sich ihrer Brust — sie starrte hinaus auf die sonnenbeschienene Straße und dachte nach, wie denn eigentlich alles gekommen, Wort für Wort, was er gesagt, was sie geantwortet, dann das stumme Spiel des Festhaltens und Entfliehens. Anfangs war sie die Herrin der Situation gewesen; ein Wort von ihr hätte genügt, um alles gut zu machen! Hernach aber kam das mit der Erziehung. Das durfte sie nicht so hinnehmen; was sollte sonst mit der Zeit daraus werden? Noch einmal sich erziehen lassen, nachdem sie mit dem einemmal gerade genug gehabt und sich gefreut hatte, als Frau nun selbständig zu werden? Nein, sie hatte ganz recht und charaktervoll gehandelt — wenn auch — vielleicht — nicht ganz klug. Sie sollte den Unfrieden um Kleinigkeiten so viel wie möglich vermeiden, hatte Mama gesagt!

Die Arbeit wurde wieder aufgenommen und gestickt, gestickt mit wahrer Fieberhast.

Stunden lang gieng das so fort. Es war mäuschenstill in der Wohnung; nicht einmal der Kanarienvogel in dem zierlichen Bauer gab einen Ton von sich. So anhaltend ruhig war es noch nie gewesen, seit der junge Haushalt überhaupt bestand. Der dienstbare Geist in der Küche, ein rothbackiges Ding, halb neugierig, halb theilnehmend, sagte sich endlich: „Jetzt muss ich doch einmal hinein und schauen, was meine gnädige Frau treibt."

Da saß sie noch auf demselben Platze, wie nach dem Essen, mit glührothem Kopfe und sah ganz verstört auf, als das Mädchen zu ihr trat.

„Gnädige Frau, wann werden wir denn einmal eine Wäsche machen?" fragte die Magd in der löblichen Absicht, ihre Herrin auf andere Gedanken zu bringen.

„Wäsche?" fragte Adelheid mit großen Augen. An diesen hochwichtigen Act im häuslichen Leben hatte sie noch gar nicht gedacht. Ihre Schränke waren so reich gefüllt, alles so neu, noch mit rosafarbenem Bande umschlungen — es war ihr wirklich noch nie die Idee gekommen, dass in einem neuen Hausstand auch einmal die erste Wäsche stattfinden müsste!

Ganz heiß stieg es ihr plötzlich auf und sie beeilte sich zu sagen: „Morgen — oder fangen Sie gleich heute an — jetzt."

„Ja, das geht aber nicht gleich so ohne alle Vorbereitung", war die breitspurige Antwort.

Nun entspann sich über dieses Thema ein Meinungsaustausch, bei welchem die junge Hausfrau in arge Verlegenheiten gerieth. Bei den Eltern daheim war das alles so schön unsichtbar vorbeigegangen, ohne dass sie viel davon merkte. Jetzt hieß es auf einmal alles kennen, alles wissen, wo sie selbst das Scepter führte. Auch das noch heute!

Könnte sie sich bei Mama jetzt Raths erholen, ach! könnte sie überhaupt an einem so schrecklichen Tag heimeilen, nur eine Stunde, ein Viertelstündchen, ein paar Minuten! Heim, wo alles so ruhig, so selbstverständlich seinen Gang geht, wo die Eltern so friedlich miteinander leben und sorgen und dies alles ohne Aufhebens, ohne viel Kopfzerbrechens. Wenn sie dort wüssten, wie ihre Adelheid jetzt dasitzt, rathlos, unglücklich, allein in der fremden Stadt, ohne eine nahe Seele, als den Einen, mit dem sie — schon in Unfrieden gerathen! „O ihr Eltern, ihr Freundinnen, ihr sechs Kranzjungfern, die mich damals alle beneideten, wie glücklich seid ihr in diesem Augenblicke gegen mich!" —

Karl blieb wirklich sehr lange aus. Der Tisch stand abermals gedeckt und wartete auf ihn.

Endlich erschien er.

Wiederum ein schweigsames Mahl, wobei selbst Karl seinen sonst gesunden Appetit nicht mehr entwickelte. Er sah erhitzt und ernst, fast grimmig aus. Gleich nach Tische stand er auf und begab sich in seine Studierstube.

Verwirrt, gequält, ja gefoltert von dieser unerwarteten Consequenz des Zürnens blickte Adelheid in den dämmernden Sommerabend hinaus, der in eine wunderschöne Nacht übergieng.

Drüben in seinem Zimmer hatte er die Lampe angezündet; das sah sie am Scheine, der aus dem Fenster fiel. Er arbeitete also — oder las er — oder — war ihm zumuthe wie ihr, dass er gar nichts thun konnte? Sie bog sich vor und sog die Luft von draußen ein, um zu wissen, ob er rauche. — Nein, er rauchte nicht. Das berührte sie mit innerlicher Freude. Das Zerwürfnis gieng ihm also doch zu Herzen — vielleicht mehr, als sie glaubte.

Nur einen Blick jetzt in seine Seele oder auch nur auf sein Gesicht thun können! Wenn sie wüsste, dass er die Scene vom Morgen so bereute wie sie — dass er nicht triumphieren würde, wenn sie nun käme und ihn fragte — ja was gleich fragte? irgend etwas, ob er Durst hätte oder dergleichen — wenn sie das wüsste, sie gienge hinüber und wollte ja das erste Wort — natürlich ein möglichst gleichgiltig klingendes — zu ihm sprechen. Sie überlegte — that einen Schritt, blieb wieder stehen — wie schwer so etwas ist!

Endlich schlich sie leise, ganz leise zur Thür, um wenigstens einmal durchs Schlüsselloch zu spähen. Es war dunkel in ihrem Zimmer; sie musste sich der Wand entlang tasten, vorsichtig, langsam, damit er sie ja nicht höre. Jetzt war sie an der Thür und lauschte, dann kauerte sie geräuschlos nieder, um durch die kleine Öffnung zu schauen. Der Schlüssel steckte drinnen — nur ein schmales Ritzchen Licht war zu sehen — doch halt! auch seine Hand, die eben eine Bewegung machte — dann nichts — jetzt wieder die Hand und siehe! eine Partie seines Gesichtes, doch nicht genug, um den Ausdruck wahrnehmen zu können. Mit angehaltenem Athem spähte und starrte sie.

Plötzlich gab es ein Geräusch drüben — er stand auf.

In jähem Schreck fuhr sie zusammen und stieß gegen das Schloss — o Himmel! Sie wollte aufstehen, fliehen, doch ihr Fuß verwickelte sich in die Falten des Kleides.

Da wurde von drüben die Thür geöffnet — der volle Schein des Lichtes fiel heraus.

Ein Moment sprachlosen Staunens einerseits — peinvollsten Versinkenmögens, hundert Klafter tief, auf der anderen Seite.

„Wer wollte denn da zu mir herein?“ fragte mit verstecktem Humor der Belauschte.

„Ich — nicht!“ murmelte sie, noch am Boden, da den Füßen die Kraft zum Aufstehen versagte.

Er hob sie auf und sah sie ganz nahe lächelnd an. „Nicht lügen!“

Wie mit Glut übergossen stand sie da.

„Du willst vernünftig sein, nicht wahr?“ sagte er väterlich, den Arm um sie legend.

Sie warf einen schnellen, vielsagenden Blick auf ihn und zog die Stirn zusammen — doch über ihre Lippen blitzte ein heiterer Schein. „Verzeihen will ich dir“, sagte sie, in ein eigenthümliches Lachen ausbrechend, wobei ihr aber die Thränen aus den Augen stürzten.

„Wie großmüthig!“ rief er und stimmte in das eigenthümliche Lachen ein, aus dem, obwohl möglichst versteckt, der Jubel über den wiedergefundenen Zweiklang tönte.

— — — — — — —

Seit diesem Tage war Heidel „vernünftig“, ob nur aus Stolz oder aus wirklicher Vernunft, bleibt dahingestellt. Ganz still und folgsam saß sie nebenan, wenn ihr Mann drüben in seinem Zimmer arbeitete, und betrat nicht eher seine Schwelle, als bis es von drinnen Heidel! rief oder er herauskam, um nach „langer“ Trennung wieder einmal seines Trotzkopfs Mund zu küssen.

Nussenspielen.

Ein Bild aus dem oberländischen Volksleben von **P. K. Rosegger.**

Mit dem Obst schaut's bei uns halt schlecht aus; ein bissel Waldkirschen, ein bissel Schlehen, ein bissel Holzäpfel und ein bissel Lethfeigen“, so sagte der Staggelhofer, meinte mit den Lethfeigen aber schon die Burschen, die zu bequem und zu feige sind, um am Kirchtag mit ein paar Stuhlfüßen ein paar Kameraden blau zu machen. Die „blauen Montage“ waren fast abgekommen zu Scherersbach. „Das beste Obst“, so fährt der Staggelhofer fort, „ist bei uns noch das, welches unter der Erde wachst. Was bei uns im Sommer nicht unter der Decken ist, das wachst nicht — so frisch ist's bei uns zu Scherersbach.“ Unter der Decke wächst es umso besser, die Erdäpfel meint er.

Deswegen geschieht es, dass der Staggelhofer im Spätherbste eines Tages ein paar Ochsen einspannt und auf einem Leiterwagen etliche Säcke mit Erdäpfel ins Untergai schleppt. Dort werden die gelben Erd-

äpfel mit rothwangigen Baumäpfeln aufgemessen und als Draufgabe bekommt der Alpenbauer noch ein volles Säcklein dazu, welches schauderhaft raschelt, als es auf den Karren geworfen wird. Dann fährt er heim. Die Äpfel werden zum Jausenbrot genossen, die Kinder bekommen deren extra, wenn sie folgsam sind; der Halterbub schleicht manchmal heimlich zum Sacke. „Hat der Adam auch Äpfel gestohlen", meint er in Erinnerung an den genossenen Katechetenunterricht, und setzt aus Eigenem bei: „Der Adam hat's der Eva wissen lassen und so ist's aufkommen. Ich will gescheiter sein und das Apferl allein essen." Nach Jahren, wenn er ganz groß geworden, will er's bei einem lustigen Plausch im Wirtshause dem Staggelhofer einmal sagen: „Du Bauer, deine Äpfel, die ich dir gestohlen, haben sehr gut geschmeckt!" Wenn man's eingesteht, nachher ist's nicht mehr Sünd, denkt er und will ein ordentlicher Mensch sein. Zur Zeit isst der Halterbub keinen Apfel mehr allein, sondern lässt schon allemal auch eine Eva mithalten, hat also nicht mehr nöthig, seine Sünden selber auszusagen.

Herr Jesses, ich verweile mich da bei den Äpfeln und sollt' schon lang bei den Nüssen sein.

Am Tage des heiligen Nicolaus, am langen Abende, da die Leute nach verrichtetem kurzem Tagewerk in der Stube beisammen sitzen — späneklieben, besenbinden, rauchen, schuhnageln, flicken, spinnen, stricken, tratschen, duseln und was so der häuslichen Arbeiten mehr sind, raschelt auf einmal etwas. Der Bauer kommt langsam zur Thür hereingestiegen und bringt eine hölzerne Schüssel voll Nüsse.

Etliche schreien vor Freuden auf, besonders die Weibsbilder, und der Großknecht langt schon nach dem Spielkartenbüschel.

„Nussenspielen!"

Alles verlässt seine Arbeit und drängt an den Tisch, was nicht schon dabei sitzt. Eine Kerze wird angezündet, denn das Kienspanlicht ist nicht heilig genug fürs Kartenspielen und die Öllampe ist nicht sicher genug, wenn sie raufend werden — das größte Unglück könnte geschehen.

„Ja, ja, Nussenspielen!" sagt der Staggelbauer und stellt seine Holzschüssel neben sich auf die Bank, „nix Nussenspielen! Vorher Nussen kaufen! 's Paar um ein' Kreuzer!"

„Da mögen die Weiberleut' einkaufen, mir sind sie zu theuer!" entgegnet der Weidknecht.

„Narr!" versetzt diesem der Oberknecht, „die Weiberleut sind immer theuer!"

„Die Nussen sind mir zu theuer, du Pölli!" schreit der Weidknecht und fährt auf.

„Hi, hi, hi!" kichert der kleine Bub, der alleweil die Hände im Sack hat, weil ohnehin die Läufeln barfuß sind.

„Was lachst denn, Lecker?" fragt ihn der Stallbub.

„Weil sie schon raufen wollen und spielen noch gar nit!"

„Wem's Paar um ein' Kreuzer zu theuer ist, der soll zehn um ein' Batzen haben", sagt der Bauer.

„So wegen meiner!" antwortet der Großknecht und kauft sich um drei „Batzen" Nüsse. Der Weidknecht auch so viel, der Stallknecht nicht weniger. Die Kuhdirn will auch um einen Kreuzer.

„Du kriegst nur achte", sagt der Bauer, „weil du sie eh sammt der Schalen isst."

Gelächter. Aber die Kuhdirn sagt: „Kannst du selber thun, Bauer, mir thäten sie zu viel reixeln im Magen."

„Der Bauer isst ja auch die Erdäpfel in der Haut", spöttelt der Weidknecht.

„Nau, abziehen werd' ich sie mir nit lassen vor dem Nachtmahl", entgegnet der Bauer und zählt jedem die gewünschte Anzahl Nüsse vor.

So sitzen sie nun beim Tisch und jedes hat vor sich einen Haufen Nüsse. Die sind anstatt Münzen, und für „Nussen“ wird jetzt gespielt. Sie spielen „um den letzten Stich“, wer den hat, der bekommt von jedem eine Nuss. Das ist leicht fasslich, da kann sogar das Abwaschdirndl mithelfen; wenn sie auch die Karten noch nicht kennt, allemal eine Nuss hergeben, das kann sie doch — heißt das, solange sie ihrer hat. Auffallend ist es, wie bei solchem Spiel zwischen beiderlei Geschlechtern fast allemal die Männer gewinnen und die Weibsbilder büßen. Man muss aber wissen — das heißt, man darf es nicht wissen — wie sich erstere beim Spiel unter dem Tische einander auf die Zehen treten, ohne dass auch nur ein einziger „Au weh!“ schreit.

An der männlichen Seite häufen die Nüsse sich zum Verwundern, „und wo Tauben sind, da fliegen Tauben zu!“ sagt die Küchenmagd und schupft mit der Hand die neuerdings verspielten hinüber.

„Die redet jetzt von Tauben!“ bemerkt der Weidknecht.

„Ja, von tauben Nüssen“, sagt der Großknecht. „Die muss lauter solche haben, von der mag ich keine.“

„Hat der Fuchs gesagt wegen der Trauben!“ schreit die Küchenmagd und hebt die auszuspielende Karte wie einen Dolch: „Gestochen!“

Diesmal hat sie den letzten Stich und nun rascheln ihr von allen Seiten Nüsse zu, dass sie vor Freuden kichert.

Umso kleinlauter ist die Kuhdirn, ihr Vorrath ist alle, zwei einzige Nüsslein und noch dazu kleinwinzige (denn die großen hat sie in ihrer Gutmüthigkeit zuerst hergegeben), liegen an ihrer Seite; — zwei feindliche Stiche noch, und sie ist fertig.

Und auf diese paar Nüsse lugt ein mitleidiges Auge — das Auge des Stallknechtes. „Nit verzagen, Grethel“, sagt er schmunzelnd, „solang noch das Paar ist, geht die Welt nit zugrund.“ Dabei schielt er ein bisschen auf ihre Karten, die sie wie einen Fächer in der Hand hält, prüft dann seine Karten in der Hand und tritt dem Nachbar ein wenig auf die Zehe. Dieser wirft keck das Blatt aus und wird „gezwickt“, denn der Fußtritt war ein falscher gewesen, hatte den Spieler missleitet. Die Stalldirn macht den letzten Stich und ist überrascht von solchem Glück, dass sie vor Schreck aufschreit, als hätte sie mit ihrem Stiche wirklich jemanden erstochen. Jetzt rollen ihr die Nüsse zu und bald darnach erklärt der Bauer, es wäre morgen auch noch ein Tag.

„Zum Spielen!“ sagt der Weidknecht.

„Zum Korndreschen!“ ruft der Hausvater, „früh auf heißt's. Und jetzt schlafen gehen!“

„Ich thu' früher meine Nussen essen“, meint der Halterbub und zerdrückt die erste mit dem Handballen auf dem Tisch. Der Großknecht öffnet seine Gewinnste mit einem Faustschlag. „Hau!“ schreit er, als der rostige Kern zum Vorschein kommt, „ist so ein kohlschwarzer Teufel drin!“

„Ein schneeweißer Engel wird nit drin sein in Nussen, die einer erfalschelt“, bemerkt der Weidknecht.

„Wer hat erfalschelt?“ schreit der Großknecht und haut auf den Tisch, dass die Nüsse zum Tanzen anheben.

„Oho“, sagt die Küchendirn zu den Nüssen, die sie fängt, „im Advent ist das Tanzen verboten!“

„Wer hat gefalschelt?“ schreit der Großknecht, „du!“ und schleudert dem Weidknecht eine handvoll Nussschalen ins Gesicht. Jetzt fährt der Weidknecht los, packt den Gegner am Hemdkragen; die anderen wollen abwehren, aber da die Arme schon einmal zugreifen sollen, so schlagen sie auch munter drein, die Karten flattern wie Unzücht, die Nüsse fliegen raschelnd in den Lüften und springen wie gehexter Hagel an alle Wände, Kästen und Bänke, bis sie zu Boden kollern.

Der kleine Bub reibt sich vergnügt die kleinen Fäuste ineinander, denn der Gewinn ist sein. Alle Nüsse, die sich in den Winkeln verkollern, fallen ihm zu, morgen, wenn er Jagd darnach hält. Heute ist's schon zu finster dafür, denn auch die Kerze hat ihre Tackel bekommen, und der Bauer ruft heftig: „Die Saggra sollen aufhören zu balgen, ihre Arme und Beine zusammensuchen und sich ins Nest trollen!"

„Kein Wunder wär's nit, wenn ich statt meinem einen fremden Fuß derwisch, bei der Finstern!" scherzt der Weidknecht.

„Und ich muss meinen Kopf verloren haben", knurrt der Großknecht, „der, den ich jetzt aufhab', der passt mir nit. Brummen thut er."

Unter solchem Warteln zerstreuen sie sich und bald wird's still im Staggelhof.

Das „Nussenspielen" wiederholt sich nun jeden Abend, gerade so oder ein bissel anders, durch den ganzen Advent, über die Weihnachtsfeiertage bis Neujahr.

Und in der Neujahrsnacht ist's, dass die Stalldirn, die Grethel, bei stets verschlossener Thür, auf ihrem Bette sitzt und die Nussen zählt, die sie in einer Schürze eingesackelt hat. Sie weiß selber nicht, wie sie dazukommt, kennt nicht einmal alle Karten und hat einen Gewinn von etlichen Dutzend aufzuweisen. Hat aber noch keine gegessen. Sie ist ihnen just nicht Feind, den Nusskernen, die Leute sagen, man würde fett davon, besonders wenn man auch fleißig Schweinsbraten dazu esse — doch so ganz allein mag sie nicht naschen, da schenkt sie das ganze Schürzel voll lieber weg.

Natürlich fragt jetzt einmal wer zum Fensterl herein, ob sie keinen Nussknacker brauchen könne? Und natürlich ist's der Stallbub. Wie er heißt? Wenn sie Grethel heißt, so wird er Hansel heißen, natürlich.

„Ich hab' mir's eh gedacht", sagt die Grethel.

„Was hast dir eh gedacht?" fragt der Hansel.

„Dass du mir die Nussen hast zugeschanzt, weil du ein falscher Ding bist! Und dass du sie jetzt wieder haben willst, das weiß ich auch."

„Das alte Jahr dauert nur mehr eine Viertelstund", sagt draußen der Bursche, „aber ich erfrier noch im alten Jahr, wenn du nit aufmachst."

„Lapp, so geh in dein Bett, dort wird's offen sein."

„Mein Bett ist mir nix seltsam. — Grethel, was zu reden hätt' ich mit dir."

„Hast dir auch die richtige Gelegenheit dazu ausgesucht."

„Weil ich mir vorgenommen hab': noch im alten Jahr red ich. Jetzt ist nimmer lang Zeit. Geh her, greif meine Hand an. Wie ein Eiszapfen so kalt."

Das Handangreifen ist ja nichts Schlechtes, denkt sich die Grethel und geht zum Fenster; aber die Hand ist wärmer, als sie geglaubt hat.

„Gernhaben sollst mich!" flüstert ihr der Hansel an die Wange.

Diese wird — soviel man beim matten Äuglein sieht — roth und das Dirndl haucht: „Gernhaben ist Sünd."

„Wer hat denn das gesagt?"

„Der Pfarrer hat's gesagt. Das Gernhaben ohne Heiraten ist grob Sünd! Geh, lass mich aus, du brichst mir ja die Finger ab."

„Das Patscherl gehört mein", flüstert er, und ich möcht gern, dass wir zwei zusammenheiraten."

„Ja", meint sie, „auf was denn?"

„Auf dich und mich."

„Hast ja kein Örtel, keinen Heimgang, und ich hab' auch nit viel mehr."

„Dass du aber jetzt an solche Sachen denken magst! Wo mir so kalt ist!"

„Der Pfarrer", so drauf sie, „der will das Heiraten nit erlauben, wenn zwei Leut nix haben."

Jetzt wird dem Hansel warm.

„So!“ sagt er, „der Pfarrer will das Gernhaben nit erlauben, ohne Heiraten! und das Heiraten will er auch nit erlauben? — Was sollen wir denn nachher machen?“

„Halt schön brav bleiben!“ meint das Dirndl.

„Brav bleiben! Brav bleiben! Sollen's andere probieren!“ So der Hansel. Zornig, zornig ist er und also lauft er in die finstere Nacht hinaus, ins neue Jahr hinein.

Die Grethel geht traurig zu ihren Bettstufen zurück und sagt: „In Gottesnamen, muss ich halt meine Nussen allein essen.“ Isst aber keine einzige. Und vor dem Einschlafen kommt es ihr noch zu Sinn: Wer weiß, wie kalt ihm gewesen ist!

Am Neujahrstag in der Kirche nimmt sie sich fest vor, brav zu bleiben, auch im neuen Jahre wie im alten. Freilich, so denkt sie, zwei, wenn sie nichts haben, wie sollen sie denn zusammenheiraten? Bettelleut' machen. — Bleiben sie aber allein, so ist's auch nicht viel besser. Sie hat niemanden als ein paar arme Verwandte, davon sind ihr jene die liebsten, die schon gestorben sind. Die Lebendigen möchten sie nur ausnutzen, solang sie arbeiten kann, nachher mit dem Sammelkorb gehen lassen von Haus zu Haus: „Ich bitt', ein armes Dienstbot, das nit mehr arbeiten kann!“ — Ja, da heißt's wohl auch: Verlassen, verlassen, wie ein Stein auf der Straßen! — In der Kirche betet die Grethel schon lange nicht mehr um Glück und Segen, das hilft bei ihr nicht viel, sondern um Geduld, und die erbittet sie. — Nach dem Gottesdienste muss sie an der Kugelbahn vorüber, wo mehrere Burschе kugelschieben. Auch der Hansel ist dabei; der hat's eilig, dass er von der Kirche auf die Kugelbahn kommt! Weiß er's nicht mehr, was der Pfarrer einmal gepredigt hat: der Mensch ist selber ein Kegel, ob ein Eckſteher oder der König in der Mitten; und das Schicksal ist die Kugel, rollt vielleicht im Augenblick schon den Laden heran und schlägt! — Weiß er's nicht mehr? — So denkt das Dirndl, an dem sogar noch von einer Predigt was hängen bleibt. — Aber schieben thut er nicht uneben, der Hansel! Die Grethel bleibt ein wenig stehen, als ob sie das wollene Umhängtuch besser knüpfen wollt, dieweilen ist sie nur neugierig, ob er was trifft. Jetzt schiebt der Schachen-Knecht; Jesses, der wirft weich. Wenn einer nicht einmal den Laden trifft, wie erst den Kegel! So ein Mann, das wär' eine Freud! — Jetzt schiebt der Domer-Franzl. Hau, der zielt lang! Mit einem schreckbar großen Schwung schleudert er die Kugel so heftig hinaus, dass sie draußen anstatt in die Kegel an die Wand schlägt, hochauf bis zur Decke springt, zurückprallt und wieder eine Strecke nach rückwärts rollt. Alle Kegel stehen. Wenn des Menschen Schicksal nicht schlimmer wär'! Denkt sich die Grethel. — Jetzt schiebt der Hansel. Der zielt ruhig, und ohne viel Anstrengung schupft er die Kugel aus der Hand. Ganz ebenmäßig rollt sie den Laden hinaus, schlägt zwei Eckſteher, drei Seitensteher und den König. —

Gerade einen Stoß ans Herz gibt's dem Dirndl, dass der Hansel gar so gut trifft. Auf so einen kunnt man sich schon was einbilden, denkt sie und geht weiter.

Am darauffolgenden Abend klopft er wieder ans Fenster. Sie verriegelt eilends die Thür, löscht das Laternlicht aus und gibt keine Antwort. So wird's bald wieder still. — In derselben Nacht träumt ihr, es wäre Sommer. Auf dem Baum stünde ein Mann und schüttle Nüsse herab und sie halte die Schürze auf. Der Mann habe ein Gesicht, so schön wie ein Engel, aber ein falbes Schnurrbärtchen drin. Schneeweiße Zähne und kohl-

schwarze Augen und die Nüsse so groß wie eine Kugel auf der Kegelbahn. Jetzt schaukelt er sich auf einem Ast, himmlischer Vater, wie schön er sich schaukeln kann! — Sie wendet kein Aug' von diesem lieben Menschen. Auf einmal bricht der Ast, und in ihrer Schürze liegt der Hansel.

So ein dummes Träumen, wo man patschnass wird vor lauter Schwitzen!

Am nächsten Tag ist Arbeit. Arbeit ist doch ein rechtes Glück, denkt sich die Grethel, auf was der Mensch für närrische Gedanken käm', wenn er alleweil müßig umgienge! Der erste Feiertag gehört dem Herrgott, der zweite daneben schon ein bissel dem Teufl. — Arbeit macht müd und wenn man müd ist, will man schlafen, und wenn man schlafen will, muss man das Fenster vernageln mit einem Brett, dass die fürwitzigen Leut nicht hereinschauen können, sonst ist kein Fried. —

Mit großem Fleiße verrammelt sie das Fenster und rückt noch vorsichtshalber einen alten schweren Trog hin, dass die Bretter nicht weggetaucht werden können. Jetzt ist sie allein beim lieben Vieh und kein Mensch kann ihr an. Noch ein wenig an ihrer Truhe sitzt sie und flickt ein geflicktes Jöppel. Je mehr Flicken drauf, desto wärmer hält es. Der Arbeitsmensch muss geflicktes Gewand zweimal so lang tragen, als ungeflicktes.

„Noch fleißig bist, Grethel!" sagt er, denn auf einmal steht er vor ihr. Hat sie das Fenster bummfest vernagelt und vergessen, die Thür zu verriegeln!

„Was thust denn du da?" fährt sie ihn an.

„Ein bissel Nussen essen helfen", flüstert der Hansel.

Ach Gott, Herr Pfarrer, freilich, freilich *sollten* sie brav bleiben!

O mein Gott, gebt einen Gott mir!

Gedicht von Robert Hamerling.

O mein Gott! gebt einen Gott mir!
Steckt denn keiner in den leeren Winkeln allen
Des weiten Weltbau's? Kein Gott mit *Ohren*,
Mit weiten off'nen Ohren, mich zu hören?
Mit großen starken Händen, mir zu helfen?
Kein Gott, der *Augen* hat, die übergeh'n
Vor Mitleid, und mit — einer Gallenblase
Die überläuft im Zorn, wenn er bemerkt,
Was ich erdulde? Keiner, der da sagt:
„Ja, ja, mein Sohn, du bist unsäglich elend,
Dir muss geholfen werden!" Keiner, der
Nach einem Blitzstrahl greift und endlich züchtigt
Das gottvergessenste von allen Weibern,
Das also schnöd' mich quält.

O! wie die Leute
Der Südseeinseln, schnöde Fetischdiener,
Ohrfeigen ihren Gott, wenn sie zufrieden
Mit ihm nicht sind, so zürn' ich meinem Gott,
Dass er kein Gott mit Ohren ist, kein Gott
Mit großen starken Fäusten, mir zu helfen,
Dass er nicht außer, neben, vor mir ist.
Nur in mir, und in alle Ewigkeit
Nicht stärker als ich selbst . . .

Der literariſche Geiſt Berlins.

Eine geſellſchaftliche Studie von Otto von Leixner.*)

Jede Großſtadt hat ihr geiſtiges Klima, das für einige Anſchauungen günſtig iſt, für andere nicht. Mit dem Übergange zur Weltſtadt ſcheint die Eigenart dieſer Luft etwas abzunehmen, nach manchen Richtungen vollzieht ſich ein Umſchwung vom ſelbſtändigen Weſen zur Einförmigkeit. Wie Tracht und äußeres Benehmen ſich einer Durchſchnittsform nähern, ſo auch Empfindung und Denken. Es kommt ein „juste milieu“ heraus, das die große Mehrheit allmählich ſich ganz unterwirft, die Anſichten über Staat und Kirche, Sittlichkeit und Geſchmack modelt und ein weltſtädtiſches Philiſterthum entwickelt. Wohl wird ſehr viel über Fortſchritt geſprochen, und in Äußerlichkeiten des Leben gewiſs mit Recht. Aber dabei erhalten ſich Anſchauungen über gewiſſe Dinge mit einer Zähigkeit, die mit der nervöſen Haſt des äußeren Lebens in auffallendem Widerſpruche ſteht. Der Zopf iſt nicht ſo leicht abgeſchnitten, weil er — man verzeihe das Bild — in die Köpfe hineinwächst. So hat der Wiener ſeinen Zopf, der Londoner den ſeinigen und wir Berliner den unſerigen.

Dieſes zähe Feſthalten läſst ſich nun vielleicht geſchichtlich erklären. Wer ſich jemals mit der Geſchichte der Berliner Geſellſchaft von Friedrich des Großen Zeit an befaſst hat, wer die Zeit- und Wochenſchriften, die kritiſchen Blätter, aus ſpäteren Jahren die politiſchen kennt und wem die Memoirenwerke u. ſ. w. nicht unbekannt geblieben ſind, der wird eine merkwürdige Beobachtung machen können. Der gebildete Durchſchnitts-Berliner war, ſo oft ſeit 1750 die Moden des Empfindens auch gewechſelt haben mögen, ſtets vorwiegend Verſtandesmenſch. Er faſste die Dinge raſch und klug auf; er urtheilte ſchnell, ſehr gern mit ironiſchen Wendungen ſein Miſsfallen umkleidend. Bei ſeinem ſtarken Wirklichkeitsſinne ſtand er ſtets dem Nüchternen, Klarverſtändlichen, dem Logiſchen näher, als dem Starkempfundenen, dem freien Spiel der Phantaſie. Er liebte Geiſt, Witz, beſonders den Verſtandeswitz, das Wortſpiel, die Satire, dagegen fehlte ihm der unmittelbare Sinn für ſtillen, gemüthvollen Humor; er muſste ſich zu deſſen Verſtändnis erſt erziehen. Nicht mit ſehr großem Erfolg. Der Berliner Verſtand haſste das Rührſame, aber in dem Berliner Gemüth lag doch Hang zur Sentimentalität, der ſehr oft das Übergewicht erhielt, worauf die Selbſtironie das geſtörte Gleichmaß wieder herzuſtellen ſuchte. Über die Töne derſelben verfügte er ſchon im vorigen Jahrhundert; die Neigung dazu iſt gewachſen mit dem ſich mehrenden Geiſt der Kritik. Es ſind in dieſer Aufführung vortreffliche Eigenſchaften betont neben Mängeln. Dieſe letzteren ließen ſich vielleicht kurz als „fehlende Naivetät“ bezeichnen. Es ſcheint zwar etwas dagegen zu ſprechen. Selbſt die Kreiſe der Gebildeten ſind ſehr leicht durch irgend eine Strömung

*) Aus deſſen ſehr empfehlenswertem Werke: „Sociale Briefe aus Berlin“, mit beſonderer Berückſichtigung der ſocialdemokratiſchen Strömungen. (Berlin. Friedrich Pfeilſtücker. 1891.) Siehe „Heimgarten“ Seite 558.

beeinflusst und unterwerfen sich in Fragen der Politik wie der Kunst oder Literatur sehr schnell dem Urtheile eines einzelnen. Aber das ist eine Erscheinung, die man anderswo ebenso beobachten kann. Die Vielseitigkeit des Weltstadtlebens macht es unmöglich, sich außerhalb eines bestimmten Kreises eigene Urtheile zu bilden; die Gesellschaft fordert aber, dass man auch über Nichtverstandenes urtheile, und so ist's am bequemsten, sich fremde Ansichten eigen zu machen. Es gehört das zur neuzeitlichen Bildungsheuchelei, die leider überall wuchert und kaum jemals auszurotten sein wird.

Dieser Mangel an Unmittelbarkeit und naiver Frische des Gefühlslebens hat sich von je in der eigentlichen Berliner Literatur gezeigt. Gewiss sind Ausnahmen vorhanden, aber die Mehrzahl derjenigen Schriftsteller und Dichter, die geborene Kinder Berlins waren oder sich ganz in dessen Eigenart eingelebt hatten, bestätigt die obige Behauptung. Niemals hätte die nüchterne Aufklärung eine solche Stellung gewinnen können, wie zu Nicolais Zeiten, wäre das geistige Klima ihr nicht so günstig gewesen. Wohl wandte sich dann die Romantik gegen diesen Geist, aber auch diese zeigt, insofern sie auf unserem Boden entstand, den Mangel an Naivetät des Gefühlslebens. Tieck ist dafür eine kennzeichnende Erscheinung. Die Neigung, mit dem Verstande über der Empfindung und der Phantasie zu schweben, die Ironie ist viel weniger als Ergebnis der Romantik im allgemeinen, denn als solches des Berliner Geistes anzusehen.

Die weitere Entwickelung hat trotz des Wechsels der Stimmungen das Wesen des Berliner Geistes nicht geändert. Die hier geborenen Vertreter der jungdeutschen Strömung spielten zwar nicht mit Selbstspott, aber so bedeutende Persönlichkeiten sie sein mochten, wie z. B. Gutzkow, das Herrschende ihres Wesens bildeten stets mehr oder minder die Kräfte des Geistes und nicht die des Gemüthes. Ihre Werke vermochten den kritischen Verstand, die Einsicht aufs stärkste anzuregen, sie entfalteten blendenden und oft auch echten Geist, Witz und Satire in reichem Maße. Dagegen wird man selten wahrnehmen Unmittelbarkeit des Gefühles, Leidenschaft des Herzens — es gibt auch eine solche des Kopfes, wie sie z. B. Gutzkow besaß —, tiefgründenden Humor.

Der folgende Zeitabschnitt seit etwa 1848 hat diese geistigen Grundzüge auch nicht umgestaltet. Die führenden Männer waren zum Theil bedeutend beanlagt, reich an Wissen und Verstand, als Schriftsteller geistvoll, nicht ohne Geschmack, weniger phantasiereich, als Dichter ausgezeichnet durch einen Zug von realistischem Gefühl, das z. B. bei Fontane eigenartig hervortrat. Die reine Lyrik brachte dagegen auch in diesem Zeitabschnitte bis zur Gründung des Reiches wenig Bedeutendes hervor.

Die jüngsten Jahrzehnte zeigten vor allem die Erscheinung, dass die neuen Stimmgeber der Kritik und die Schaffenden in gediegener Bildung an die Berufsgenossen der früheren Zeiten nicht heranreichten, und dass der Einfluss des Auslandes, vornehmlich Frankreichs, stärker denn je sich geltend machte. Untersucht man die Werke, die der Mehrzahl gefielen, auf ihren Gehalt, so wird man sehr leicht die alten Bestandtheile erkennen: Verstand, Witz, Satire, daneben Empfindsamkeit. Aber diese Eigenschaften sind gegen früher abgeschwächt; dem Verstande fehlt meist der philosophische Anhauch, den der Berliner durch das Hegelthum erhalten hatte, der Witz ist überwiegend Wortwitz geworden, die Satire entbehrt ethischen Schwunges und die Empfindsamkeit wurde, wie besonders in der „Butzenscheiben-Epik", süßlich und versteckt-sinnlich.

Nun aber begann sich die Anziehungskraft Berlins zu steigern und lockte Talente aus allen Theilen Deutschlands herbei. Ein Theil derselben ist von der stärkeren Strömung ganz mitgerissen worden; einige bewahrten sich die Unabhängigkeit, konnten aber eben deshalb tiefer reichende Wirkungen nur in engeren Kreisen erzielen.

Daneben dauerten und vermehrten sich fremde Einflüsse, besonders die des französischen Naturalismus und des nordischen und russischen Schrifttums und wirkten auf das jüngste Geschlecht auch dort ein, wo dasselbe selbständig zu sein glaubte.

Betrachtet man die Schöpfungen dieser Schule, so tritt uns die gleiche Erscheinung entgegen: je mehr berlinisch die Erzeugnisse sind, desto mehr überwiegen die Eigenschaften unserer Eigenart. Gemüthshumor mangelt ganz, Verstand herrscht vor, die Leidenschaft ist mehr im Kopf als im Herzen; die Wendung zur satirischen Anklage-Literatur hat sich vielfach vollzogen; die Phantasie ist zurückgedrängt zugunsten einer Beobachtung eines Wirklichen, das bei den meisten ein Phantastisches ist. Künstliche Schrei- und Springpuppen sind die geschilderten Menschen, Mechanismen mit einzelnen sehr wirklich scheinenden Bewegungen, aber innerlich leblos. Die aufgesammelte Lebenserfahrung und Menschenkenntnis fehlt und ebenso die intuitive des Dichtergemüths, denn nur wenige sind Dichter; und manche, die es im Kerne sind, schämen sich dessen und werden Nachbeter fremder Vorbilder und eines im tiefsten Wesen undeutschen Naturalismus. Wieder andere haben sich einer erotischen Richtung zugewendet, die ganz nach Frankreich hinweist und nur sittlich angefaulten Menschen wohlgefällt. Und zu den Gruppen der schaffenden Schriftsteller gesellen sich die entsprechenden Kunstrichter, die mit hohlen Phrasen, besonders unverstandenen naturwissenschaftlichen, um sich werfen. Untersucht man ihr Wissen auf diesem Gebiete, so sieht man, dass sie bloße Bruchstücke aufgelesen haben und nicht auf einem einzigen Naturwissensgebiet, weder in Philosophie, noch sonstwo etwas Gründliches verstehen. Gründlich sind sie nur in der Flachheit. Die aber Wissen, wenigstens literargeschichtliches besitzen, entbehren des Gemüthes fast vollständig.

Trotz aller echten Begabung, die mancher der jüngsten Schriftsteller besitzt, trotz einzelner wertvollen Schöpfungen, besonders in Roman, Lyrik und Gedankendichtung, ist die Bewegung nur insofern von Nutzen, als sie einerseits den Blick für das Schablonenhafte mancher Berühmtheiten geschärft, andererseits gezeigt hat, wohin der Naturalismus in Deutschland führt. Sie hat Ekel und Langeweile erregt. Auch das ist verdienstlich, wenn es auch gegen die Absicht erreicht wurde.

Als Berlin der staatliche Mittelpunkt des Reiches geworden war, machten sich vielfach Stimmen geltend, die auch für das geistige und literarische Leben eine größere Einheitlichkeit verlangten. Sie sind niemals mehr ganz verstummt. Das Vorbild von Paris spukt in den Köpfen. Wie dieses, sollte auch die Reichshauptstadt die Besten des Reiches an sich ziehen, um so allmählich die unbedingte Herrschaft in Angelegenheiten der Kunst, des schönen Schrifttums, des Geschmacks zu erringen. Der örtlichen Heimatsliebe mag die Vorstellung schmeicheln, dass alle anderen deutschen Städte als aufmerksame und gehorsame Diener einfach die Vorschriften der Reichshauptstadt zu vollziehen hätten, dass nichts auf Erfolg und Anerkennung zu rechnen hätte, was nicht zuerst hier bei uns als würdig verbrieft und versiegelt worden sei. Jeder Berliner aber, der wahrhaft deutsch denkt, wird diese Vorstellung von sich abweisen, deren Verwirklichung ein Unheil wäre.

Ich weiß, was uns die Kleinstaaterei, die Eifersucht der Stämme gekostet hat seit Väter Zeiten. Es bedeutet den staatlichen Untergang des Reiches, wenn jemals der Sondergeist, der noch immer nicht ganz erloschen ist, die Übermacht gewinnen sollte. Nur in der Einheit liegt unsere politische Kraft, in ihr unser Einfluss auf Europa, unsere Bedeutung für die Welt. Alle die großen Änderungen, die in gewissen Grenzen eine Neuordnung der Gesellschaft und Versöhnung der Gegensätze anstreben, alle Bestrebungen, uns einen Antheil an dem noch freien Rest der Erde zu gewinnen, und so vieles andere: mit dem Reiche gienge alles in Trümmer.

Aber so sehr das zu beklagen wäre, ebenso gefahrvoll müsste es für unser Geistesleben wirken, wenn Berlin ein Paris werden sollte. Die Reichshauptstadt kann nur einem Theile des deutschen Wesens gesunde Luft bieten, nur einen Theil dessen liefern, was wir Deutsche an geistiger Nahrung bedürfen. Der Reichthum und die Vielgestaltigkeit unseres Volkswesens ist aus der Eigenart der Stämme hervorgewachsen. Schwaben und Hessen, Franken und Bayern, Rheinländer und Preußen sind die einzelnen Saiten der Riesenharfe, die der deutsche Genius handhabt. Jede hat ihren bestimmten Klang, und nur aus aller Zusammenwirken ist das hohe Lied hervorgegangen, dessen Melodie in den Schätzen deutscher Dichtung niedergelegt ist. Natur und Geschichte haben jeden Stamm besonders erzogen zu einem Eigenwesen, das sich nicht aufgeben könnte, ohne sein Bestes zu opfern. Und dazu gesellen sich noch Deutsch-Österreich und die deutsche Schweiz.

Die Vielfältigkeit der Stammeseigenart ist nicht nur zu schonen wie eine wunde Stelle, sondern als ein Vorzug zu pflegen. Ein Hebbel hätte nicht in Hamburg, ein Schiller nicht in Berlin, ein Gutzkow nicht in Stuttgart, ein Goethe nicht in Wien das werden können, was sie geworden sind; Uhland, Justinus Kerner, Fritz Reuter wären niemals in Berlin zu ihrer Eigenart gekommen, ebensowenig wie etwa Alexis, Gutzkow oder Spielhagen in Stuttgart oder Weinsberg. Gewiss lag in all diesen Männern ersten und zweiten Ranges ein Kern, der unabhängig war von der Umgebung und Stammesart. Aber durch diese erhielt das Gewächs seine bestimmte Farbe und Richtung.

Der Schwung des Südens, der gemüthliche Humor des Bayern, die stachliche Herbigkeit des Schwaben, die naive Lebensfreude des Rheinländers, sie alle haben ihren Wert und ebenso hat ihn die Eigenart des Berliners. Aber nur ebenso und nicht mehr. Die vielen kleineren Mittelpunkte und Bildungsstätten sind ein kostbares Besitzthum und ihre Zerstörung bedeutete Verarmung des deutschen Geistes- und Gemüthslebens. Gerade die kleineren Hauptstädte haben auch den Vorzug, dass sich in ihnen Begabungen freier entwickeln können, während in Weltstädten die Mode zu einer gefährlichen Macht heranwächst und mit ihr eine Abtrennung vom Naturleben sich vollzieht. Es werden stetig mehr künstliche Lebensbedingungen entwickelt, aus denen künstliche Gefühls- und Denkweisen hervorgehen. Das Ursprüngliche kann sich nur schwer halten, das Ungesunde, Erregte, Überreizte findet eher den Boden zum Gedeihen. Das rasche Alltagsleben bringt stets Neues und vergisst es ebenso rasch. Die stille Einkehr in sich wird dem Schaffenden erschwert, Gedanken, Gefühle und Gestalten haben selten Zeit, ruhig der Reife entgegenzuwachsen, und die Kunstgenießenden sind selten geneigt, sich in das Ernste, Eigenartige still hineinzuleben. Alles was prickelt und vielleicht sogar ungesunden Trieben schmeichelt, was rasch vom Verstande begriffen werden

kann, was mit Witz zu spotten versteht und die Fragen des Tages geschickt zu verwerten weiß, all das findet sofort seine Verehrer. Blitzenden Geist versteht man, Tiefsinn nicht; Eleganz wird begriffen, nicht ruhige, echte Schönheit; bewegliche Frivolität findet tausend Gönner, stille Anmuth bleibt fast unbeachtet; spielender Witz und oberflächliche Satire zünden, gemüthvoller Humor lebt ein Stilleben. Ich spreche hier nur von der herrschenden Mehrheit, welche die Stimmungen und Geschmacksrichtungen macht.

So ergibt sich in den heutigen Weltstädten ein geistiges Klima, das der Entfaltung der echten Poesie im allgemeinen wenig günstig ist. Man hört wohl oft die Behauptung: „Die moderne Poesie muss mit dem voll entfalteten modernen Leben in innigste Verbindung treten. Darum kann sie nur in den großen Mittelpunkten gedeihen.“ Beweisen läßt sich natürlich auch das. Aber vorher müßte dargethan werden, ob das, was streng modern ist, sich dichterisch gestalten läßt, zu bleibenden Gebilden verwendet werden kann, oder ob es nicht vielmehr durch sein ganzes Wesen auf Verkörperung durch Mittel angewiesen ist, die vom Gebiete der Kunst überhaupt weit abliegen. Aus dem gährenden Stoffe der Gegenwart kann meiner Überzeugung nach nur der Verstand und die That, die unmittelbar auf Lebensformen gerichtete That ein festes Gebilde schaffen. In diesem Sinne aber ist der echte Dichter niemals Thäter. Läßt er sich von diesem Zeitgeiste dennoch überwinden, dann bleibt ihm nur eins: Tendenzdichter im üblen Sinne des Wortes zu werden und seine Kraft zu verschwenden. Damit ist nicht verlangt, dass er sich ins Schneckenhaus des sogenannten „Rein Menschlichen“ zurückziehen solle. Er kann und soll die Zeit zu begreifen suchen, soll ihr, wenn seine Kraft ausreicht, den Spiegel vorhalten. Das aber wird er nur können, wenn in seinem Gemüthe die Leitbilder leben des Höchsten und Edelsten, dessen der menschliche Geist fähig ist. Dieses Edelste und Höchste ist aber in dem nur Modernen in geringem Maße enthalten und verkörpert sich jedenfalls nicht in dem, was man Weltstadtleben zu nennen pflegt. Der Lärm und das wilde Treiben desselben wird im Gegentheil zumeist das Ohr des Geistes taub machen für die stille Stimme der eigenen Brust. Ohne diese zu vernehmen, vermag jedoch keiner Werke echter Kunst hervorzubringen.

Gefährlich ist auch, dass ein Theil der jungen Kräfte meint, die Poesie sei nur durch einen Bund mit der Wissenschaft, natürlich der „modernen“ zu erneuern. Diese Ansicht kann noch manche Begabung zugrunde richten. Kunst und Wissenschaft sind aber nicht dasselbe, wurzeln in anderen Kräften, arbeiten mit anderen Mitteln. Hier Logik des Verstandes, sinnliche Erfahrung, unbedingte Gebundenheit — dort Gemüth, Einbildungskraft, Freiheit dem Stoffe gegenüber. Der echte Dichter ergreift die Vorstellung der Außenwelt und belebt sie durch sein eigenes Wesen, aus der Fülle eigenen Lebensgefühles stellt er sie als Ganzes, als Einheit hin; die Erfahrungswissenschaft aber muss stets ein Stückchen äußerer Wahrnehmung an das andere knüpfen, aber kann *niemals* Leben schaffen, denn das Leben selbst ist für sie eine unlösliche Erscheinung. Kunst und Wissenschaft können darum *nie* dieselbe „Methode“ haben. *Nie*, trotz Zola, denn das Gute, was er geschaffen, ist nicht auf dem Wege des „Experimentes, der Erfahrung“ gewonnen, sondern aus der Einbildungskraft, aus dem Gemüthe geboren. Also mit den gleichen Mitteln, mit denen die geschmähten Alten und Überwundenen gearbeitet haben. Da aber der Hauptstoff der Dichtung — der Mensch — im Wesen

sich nicht viel ändert; da die Mittel der Dichtkunst: Einbildungskraft und Gemüth die gleichen bleiben, so ist auch die Ästhetik, wie sie sich als Wissenschaft entwickelt hat, nicht der sterbende Mann, als den sie von einzelnen Hitzköpfen hingestellt wird. Am wenigsten ein schon gestorbener, dessen Leiche zum Himmel stinkt. Einige junge Herren arbeiten an einem Homunkulus der neueren Ästhetik — er wird das Schicksal des Bathybius Haeckelii theilen.

Komisch aber wirkt die stete Berufung auf die Naturwissenschaften, weil sie die Unkenntnis derselben bekundet. Die Gründer der neuen Ästhetik kennen meist kaum einige „populäre" Darstellungen und haben keine Ahnung davon, wie die strengste, ehrliche Wissenschaft heute sich gegen so viele Glaubenssätze der materialistischen Dogmatik kühl, ja einfach ablehnend verhält. Hüte, die in den Städten nicht mehr Mode sind, trägt man stolz Sonntags auf dem Lande. Mit demselben Selbstgefühl tragen diese Erneuerer der Dichtung und Ästhetik abgetragene Gedanken umher und dünken sich „modern".

Soll sich vielleicht das übrige Deutschland auch diese Seichtheit zum Vorbilde nehmen? Das alles sind Gährungsvorgänge, die sich als solche umso leichter verstehen lassen, da ähnliche Erscheinungen auf allen Gebieten zu beobachten sind.

Übrigens sei bemerkt, dass sich gegen die „Jüngsten" unter den noch Jüngeren eine entschiedene Gegenströmung erhebt, und dass in dieser, trotz der Anerkennung gesunden Wirklichkeitssinnes, sich der lebendige Pulsschlag eines warmen Idealismus bemerkbar macht.

Da Dichterling.

(In Volksmundart.)

Heind war ih dichteri, heind mecht ih dichtn,
Wir mar afn Tisch gleih a Schreibzeug herrichtn,
A Bladl Papier, a Federn, a Tintn,
An Streusond, an fein, wern mar nachher wul findn.
Hiaz, wan ma gor einfolln ah noh wos mecht!
Ah däs wa nit schlecht! Ah däs wa nit schlecht!

Poesien.

Von Otto Ludwig.*)

Reines Herz.

Selig, dem
Die Götter geben
Ein reines, edles Herz.
Er trägt den Zauber in der reichen Hand,
Was er berührt, mit Wonne zu durch-
schwellen.
Die enge Hütte dehnt sich zum Olymp,
Wohin er seine Brust voll Götter bringt.
Nur dem ist arm das Leben,
Der es mit armen Augen sieht.
Ihm schmilzt der Dinge Frühling
Unter der gierigen Hand.
Drum, gütige Götter, erhaltet
Ihm, dem Glücklichen, dem ihr sie gabt,
Die selige Gabe, erhaltet ihm
Im Busen das reine, edle Herz.

Zu stille Liebe.

Zwei liebten sich und wollten sich's nicht
sagen,
Und küssten sich auf eines Kindes Munde,
Und sahen sich nur in des Kindes Augen,
Und sprachen sich nur durch den Mund
des Kindes.
Da starb das Kind. Nun konnten sie nicht
küssen,
Nicht mehr sich sehn und auch nicht mehr
sich sprechen;
Da haben sie sich ganz in sich gezogen,
Und immer fremder sind sie sich geworden
Und haben immer heißer sich geliebet,
Nach Kuss und Blick gesehnt und süßer
Rede,
Und sind am End' vor Sehnsucht gar
gestorben.

Das Volkslied

aus dem „Engel von Augsburg".

Es hat ein Knab' zwei Mädchen schön,
Kathrinchen, die war blond,
Und Elsbeth braun, die muss es sehn —
Er küsst den rothen, rothen Mund
Ohne Schmerzen.

Was stiehlst du mir den Liebsten mein;
Und 's fehlt an Knaben nicht?
Du nennst ihn dein, er ist nicht dein,
Zu schön für dein Gesicht
Ohne Schmerzen.

Und hab' ich nun zwei Augen klar,
Dazu den schlanken Leib;
Der feinste Knab', so passt's fürwahr,
Freit um das feinste, feinste Weib
Ohne Schmerzen.

Mich hat der Knab' zum Lieben fein
Und dich zur Narretei!
Braun Elsbeth zog ein Messerlein,
Stach ihr das Herz, das Herz entzwei
Ohne Schmerzen.

Da sprang wohl längs der weißen Brüst'
Ihr rosenfarben Blut.
So geht es, wer zwei Liebchen küsst;
's thut wunder — wunderselten gut
Ohne Schmerzen.

Blauer Himmel, kühne Felsenhänge.

Blauer Himmel, kühne Felsenhänge,
Durch das milde Grün Poetengänge,
Und ein kühles Flüsschen drum gewunden.
Ja, ein traulich Bild hab' ich's gefunden,
Mit dem Maß der Schönheit vollgemessen.
Nur ein Mädchen, das mich just verstände,
Das in mir, in dem ich alles fände —
Nur das Beste ist dabei vergessen!

*) Aus dessen „Gesammelten Schriften". (Leipzig. Fr. Wilh. Grunow. 1891.)

Die Abrede.

Drei Stufen hinauf und drei Schritt zu der Thür,
Mein Mädchen, mein Schätzchen, schnell öffne mir!
„Meine Hand sollst du fassen, sollst sehn mein Gesicht;
Doch die Thüre, die Thüre, die öffn' ich dir nicht;
Mein Schatz, das ist wider die Abred'."

So bin ich zur Liebe, zur Lieb' dir zu schlecht?
Und liebtest mich wirklich, du liebtest mich recht!
„Sollst frieren nicht auf dem kalten Stein,
So komm denn, mein Liebchen, mein Liebchen, herein.
Doch außerdem bleibt's bei der Abred'."

Wie heimlich, wie traulich dies Kämmerlein,
O sollt ich hier ewiglich heimisch sein!
Nun nimm mich, mein Mädchen, mein Schätzchen, in Arm,
Lass schlagen die Herzen am Herzen so warm!
„Mein Schatz, das ist wider die Abred'."

Ist die Lieb wohl über Nacht geworden so alt?
Und das junge Blut so bleich und so kalt?
„Den Mund noch, da hast ihn, mein Liebchen, zur Lust;
Und wiegen und klopfen mag Brust an der Brust,
Doch außerdem bleibt's bei der Abred'."

Nun lass die Gewänder, mein Schätzchen, mein Weib,
Dass die Lieb sich erfreue, am Herzchen, am Leib.
Wie bist du so lieb und so hart doch zugleich;
Wie bist du so geizig und bist doch so reich,
Mein Schätzchen, o lass doch die Abred'.

„Und bin ich so lieb und bin ich so reich,
Mein Liebchen, so bin ich doch klug zugleich.
Ist alles gegeben, ist leer das Haus,
Dann bleiben die losen, die Bettler aus.
Nein, Schätzchen, es bleibt bei der Abred'."

Und kannst du mich sehen so weh und betrübt,
So hast du mich nimmer und nimmer geliebt,
Und bist du so kalt und bist du so stolz,
So drechsle dir einen Liebsten von Holz,
Der hört dir gewisslich die Abred'!

„Nein, gehen im Zürnen, das sollst du mir nicht,
Nun zeig' mir nur freundlich dein liebes Gesicht.
Und können die jungen Glieder dich freun,
Da nimm mich, nimm alles, es ist ja dein;
Ach, Liebchen, ach, denke der Abred'!"

„Was thust du, du Lieber, du Böser, du Dieb?
Darauf gieng dein Schmeicheln, darauf deine Lieb'?
O ließ ich dich harren, o ließ ich dich gehn!
Nun ist's um die Ruh und die Freude geschehn!
O hätt'st du gehalten die Abred'!"

So geht's, ist das Liebchen dem Liebchen so gut,
Kommt zu schanden das junge, das arme Blut.
Wenn die Wange glüht, und die Jugend lacht,
Wie bald im bergenden Arme der Nacht,
Wie bald ist vergessen die Abred'!

Ein Liebling der Steiermark.

Erinnerung an den Grafen von Meran.

Von P. K. Rosegger.

Das erste Studienjahr war vorüber. Ich hatte während desselben weder Hunger gelitten, noch mir je einmal den Magen durch Überladung verdorben. Nun waren die Ferien im Anzuge, die Zeit, welche den Studenten gemeiniglich als zur Erholung und Belustigung besonders geeignet erscheint. Mein Vater hatte mir bereits schreiben lassen, dass man mich in den paar Herbstmonaten zuhause recht gut brauchen könne, es sei das Korn zu schneiden, der Hafer zu heimsen, das Grummet zu mähen, das Vieh zu hüten, das Brennholz für den Winter zu bereiten. Meine Herren Professoren hingegen legten mir nahe, über die Ferienmonate jene Unterrichtsgegenstände nachzuholen, die von meinem sechsten bis zu meinem dreiundzwanzigsten Jahre versäumt worden waren. Damit war die Art meiner Erholung gegeben. Aber die Grundlage! In der Stadt konnte ich nicht bleiben, denn ich hatte mir im Laufe des Schuljahres zu oft das Wort gegeben: Wenn du brav lernst, dir die Spaziergänge und andere Lustbarkeiten versagst, auch hübsch die Nacht zuhilfe nimmst, um den Geheimnissen der Arithmetik, der Sprachlehre u. s. w. dahinterzukommen, so darfst du über die Ferien in die obersteirischen Berge! — Jetzt war die Zeit da. Wohin aber, um auch Muße zuhaben fürs Lernen?

Die Hütten sind alle überfüllt, aber schöne Jagdhäuser und große Schlösser stehen leer im Oberlande. Sollte nicht eines davon Dach und Fach bieten für einen fleißigen Studenten? Ach, wenn der Prinz Johann noch lebte! so war mein Denken. Und da fiel mir ein: Er lebt ja, und zwar in seinem Sohne, dem Grafen von Meran, noch dazu in meiner nächsten Nähe, zu Graz im Palais Meran. — Was that ich?

Ich that etwas sehr Dreistes. Ich setzte mich hin und schrieb einen Brief an den Grafen von Meran mit der Bitte, er möge über die Monate August und September in seinem Jagdschlosse Brandhof am Fuße des Hochschwab mir eine Wohnung anweisen. Ich hätte viel zu lernen, daher bedürfte ich der Ruhe, auch beabsichtigte ich Natur- und Volksstudien zu machen, wozu der Brandhof ein besonders günstiger Punkt sei. Meine Bitte gründete ich auf den Umstand, dass, wie ich gehört, das Jagdschloss ohnehin die längste Zeit leer stehe, ich zudem nur ein kleines Zimmer benöthige mit der Aussicht auf Berg und Wald, die ich in der Stadt so lange entbehren gemusst.

Diesen Brief schickte ich ab an seine Adresse. Dann gieng ich zu meinem Freunde Robert Wagner, einem jungen Schriftsetzer, und gestand ihm meine gute Hoffnung, die bevorstehenden Ferien an einem sehr angenehmen Orte verleben zu können — auf dem Schlosse Brandhof in Obersteiermark.

„Bist du dort eingeladen?“ fragte Robert.

„Einstweilen habe ich mich nur

selbst eingeladen und in diesem Sinne an den Eigenthümer, Herrn Franz Grafen von Meran, geschrieben."

„Bist du mit dem Grafen bekannt?"

„Das nicht, ich habe ihn noch nie gesehen."

„Kennt er dich?"

„Ich glaube nicht."

„Ja, mit welchem Rechte kannst du dem Herrn ein solches Begehren vortragen?"

Etwas befremdet mag ich dreingesehen haben. „Mit welchem Rechte? Nun, ich *brauch's* eben und er hat es überflüssig."

Wagner starrte mich an und fragte: „Bist du heute schon geküsst worden? Nicht? dann muss ich dich küssen, du heilige Einfalt!"

„Warum Einfalt? Du wirst ja sehen. Morgen habe ich die Antwort."

„Und du erwartest wirklich eine Antwort? Junge, du dauerst mich. Ich sage dir, es wird keine Antwort kommen auf deinen kecken Brief, und *wenn* eine kommt, so ist es eine, die du wahrscheinlich nicht viel umherzeigen wirst. — Ein Schloss wünscht er sich zum Ferienaufenthalt, der Herr Bettelstudent, das Lieblingsschloss des Erzherzogs Johann — weiter nichts. Ich kenne dich schon seit einem Jahre, du machst wirklich keine großen Ansprüche an das Leben, aber für *so* bescheiden hätte ich dich nicht gehalten."

„Dein Spotten kannst sein lassen, Robert."

„Und wie die hohen Herrschaften lachen werden", fuhr er unbarmherzig fort, „wenn dein Brief die Runde macht um die Tafel, und wie der Graf ausrufen wird: Nein, eine solche Frechheit ist mir noch nicht vorgekommen!"

„Meinst du im Ernste, dass es unschicklich war?" fragte ich völlig verzagt. „Dann möchte ich meinen Brief doch lieber zurücknehmen, vielleicht liegt er noch auf der Post."

„Wann hast du ihn in den Briefkasten geworfen?"

„Heute morgens."

„Dann ist er bereits an Ort und Stelle. Du, vielleicht steht morgen die Grafenkalesch vor deiner Thür, mit Lakaien, einer hinten und einer vorn, und der Graf lässt dich vierspännig auf den Brandhof fahren. Hast du das nicht mit dazu befohlen?"

„Ich bitte dich, mach' mich nicht rasend!"

„Es ist dir gesund. Du sollst *nur* einmal die reichen Leute, die hohen Herren kennen lernen!"

Mein Freund war nämlich Socialdemokrat und wir hatten manche schöne Jugendstunde darüber verstritten, dass ich dem Aristokratismus der Grafen und Bauern das Wort redete, er aber tapfer die Rechte des Plebs vertheidigte, nur die Arbeiter als Edelleute bezeichnete, dabei aber fast allemal zum Angriff übergieng und den Besitzern Hof und Burg niederbrannte. Zum Glücke nur mit glühenden Worten, wobei keine Feuerwehr auszurücken brauchte.

Recht verstimmt giengen wir an demselben Abende auseinander, verstimmt legte ich mich auf den Strohsack und mit dem Bewusstsein, tagsüber eine große Dummheit begangen zu haben, schläft sich's nicht gut.

Am nächsten Tage war Schulschluss. Meine Kameraden reisten einer nach dem anderen mit den Eisenbahnzügen in das Land hinaus, nach allen Richtungen hin, ich schaute ihnen betrübt nach und wartete erst noch auf das Antwortschreiben des Grafen Meran. Ganz muthig sah ich ihm entgegen, war auf alles Beste und auf alles Schlimmste gefasst — aber es kam nicht.

Am übernächsten Tage packte ich denn mein Ränzel, um nach Alpel zu wandern und dort meinem Vater hausen und bauen zu helfen. Die Grundsätze der Mathematik und der Grammatik werden in Gottesnamen

auch ohne mich nicht in Vergessenheit gerathen — also heimwärts.

Kam die Magd meiner Quartierfrau ins Zimmer: Ein Herr wäre draußen, der habe gefragt, ob der Studiosus R. zuhause sei.

Stand er auch schon in der Thür. Ein schlanker, stattlicher, noch jugendlicher Mann mit hoher Stirne, länglichem, wohlgefärbtem Gesichte, darin ein dunkelblonder Schnurrbart und frischblickende blaue Augen. Um den Arm hängend einen braunen Überrock, in der Hand einen schwarzen runden Hut, so stand er da und sagte: „Ich finde Sie doch, lieber R. Sie wohnen aber ganz hübsch, mit der Aussicht auf den Schlossberg. — Ja, ich kam, um Ihren Brief an mich persönlich zu beantworten."

Begann ich schon zu zittern; ihm einen Platz anbieten! fiel mir ein. Vielleicht schickt es sich aber nicht. Wenn er's wirklich ist! Ich deutete stumm auf den Stuhl, er blieb stehen und sich mit der Hand ein wenig den Schnurrbart über die Oberlippe streichend fuhr er fort: „Ja, recht gerne würde ich Ihnen auf dem Brandhofe eine Wohnung für Ihre Ferienzeit einräumen; wie ich höre, sind Sie fleißig, allein Sie würden dort verhungern und erfrieren. Das Schloss ist jetzt ganz unbewohnt und die Bedienung vom Meierhofe aus ließe manches zu wünschen übrig; selbst für einen anspruchslosen Studenten. Das Wetter ist im Spätsommer oft schon recht kalt im Gebirge, Sie würden sich nicht behaglich fühlen und die Einsiedelei thut einem jungen Manne für die Länge auch nicht wohl. Wo keine Menschen sind, kann man auch keine Volksstudien machen. Ich habe es wohl überlegt und muss Ihnen von Ihrem Plane entschieden abrathen. Aber missverstehen dürfen Sie mich nicht, mich freut es ja, dass Sie sich so offenherzig an mich gewendet haben, ich möchte gerne etwas für Sie thun und hoffe, dass sich auch noch Gelegenheit dazu finden wird. — Was haben Sie denn da auf dem Schreibtische für ein hübsches Bild?"

„Es ist mein Vaterhaus."

Hierauf fragte er, ob ich das Bild selber gezeichnet hätte, ob meine Eltern noch lebten, welchem Berufe ich zustrebte, ob ich glaubte, dass die Naturdichtung einmal ihren Mann ernähre? Denn man hieß mich zu jener Zeit etlicher Dialectgedichtchen wegen, die von mir veröffentlicht worden, den steirischen Naturdichter, ein Titel, den ich immer sehr hoch gehalten habe, obgleich ich weiß, dass mancher darunter etwas recht Geringes verstand. Nicht ein Unnaturdichter, sondern ein Naturdichter, einer, der von Natur aus als Dichter geboren und dazu bestimmt ist! Shakespeare, Goethe, Schiller haben diesen Titel verdient; ich wollte, ich hätte immer die Zuversicht, ein Naturdichter, wenn auch nur ein kleiner, zu sein. Wohl auch der Kunstdichter muss es endlich so weit bringen, bis er dem Naturdichter aufs Haar ähnlich sieht. — Nicht etwa, als ob ich meinem Gaste das so vordociert hätte! Im Gegentheil, ich brachte nicht einmal die nothwendigsten Worte heraus.

„Fahren Sie nur fort", sprach dann mein seltener Besuch, „unser Steirerland zu besingen und die Steirer so hübsch zu beschreiben, wie sie es verdienen. Sammeln Sie auf den Ferien für Ihre späteren Studien und Arbeiten recht viele Kraft und rücken Sie zu Anfang des nächsten Schuljahres wieder gesund ein. Leben Sie wohl!"

Lebhaft schüttelte er mir die Hand und dann verließ er mich. Ich starrte noch lange auf die Thür, die sich hinter ihm geschlossen hatte. — Das war der Sohn des Prinzen Johann gewesen.

Hochbeglückt über die Herablassung und Güte des Grafen und besorgt

dabei, ob mein ungeschicktes Benehmen, meine fast absolute Sprachlosigkeit ihm etwa missfallen habe, packte ich nun den Rest meiner sieben Sachen zusammen. Und als ich in Ordnung war, setzte ich mich in der Küche zu dem Teller mit aufgewärmten Rüben, den mir die alte Haushälterin als Wanderjause aufgetischt hatte. Aufgewärmte Rüben sind nämlich außerordentlich gut und noch am allerbesten ohne Zuspeise, das heißt, wenn man sonst nichts hat. Während ich schwelgte, räumte die Alte drinnen mein Zimmer in Ordnung. Plötzlich kam sie aber zu mir in die Küche gefahren und gab ihr offenes Missfallen kund über diese Schlamperei. Sie sei die Studentenwirtschaft seit Jahren einigermaßen gewohnt worden. In allen Ecken herumliegende Papierfetzen, alte Stiefel, schmutzige Hemdkrägen, stinkende Tabakspfeifen, das kenne und verstehe sie, aber eine solche „Prasserei" mit Geld sei ihr noch nicht vorgekommen. Auf dem Schreibtisch liege ein Haufen Ducaten!

Ich stürzte in das Zimmer, um die wunderbare Erscheinung zu sehen. Und richtig! Dort auf dem Schreibtisch, wo der Graf sich zu schaffen gemacht hatte, um das Bild meines Geburtshauses zu betrachten, lag in Papier locker eingeschlagen ein Häuflein Goldfüchse! Gerade so viel, dass ich mir jede Woche in den Ferien mit einem Ducaten vergolden konnte.

„Aber", kam mir das Bedenken, „sie werden halt nicht mein sein. Ein Graf war da, der wird sie nur vergessen haben."

Die alte Haushälterin rang die Hände. „O Gott!" rief sie, „dieser Mensch will was lernen! Und so vernagelt!"

Ich lief mit dem Gelde zu meinem Freunde, dem Socialdemokraten, und er ließ sich sehr gerne zwingen, mit mir eins auf das Wohl des Grafen zu trinken. „Ja, wenn sie alle so wären!" sagte er. „Ich muss es nun wohl zugeben, dass es auch unter den Aristokraten Edelleute gibt."

Am nächsten Morgen reiste ich ab in meine Heimat, wo ich jeden Morgen den Studien oblag und jeden Nachmittag meinen Eltern bei ihrer Arbeit half. Die Goldfüchse aber gab ich in das Gestüt der Steiermärkischen Sparcasse, wo sie sich seither vermehrt haben.

Also ist es zugegangen, dass ich den Grafen von Meran, den Sohn des Prinzen Johann, kennen gelernt hatte. Seit jenen Zeiten ist er mir oft genaht, um mir Beweise seines Wohlwollens zu geben. Manchmal war es, dass wir gemeinsam arbeiteten, er war überall dabei, wo es das Wohl und die Ehre unseres Heimatlandes galt. Voran drängte er sich nirgends, seine rührende persönliche Bescheidenheit liebte es, ungenannt zu sein. Als Steirer fühlte er sich, daraus machte er kein Hehl, und am wohlsten war ihm in steirischer Tracht. Er, dessen Vater dem Kaiserhause, dessen Mutter dem Volke entstammte, hatte für seine Heimatsgenossen ein wahrhaft brüderliches Herz. Bei wichtigen volkswirtschaftlichen und Hilfsvereinen stand Graf Meran obenan, seine Persönlichkeit war nach allen Seiten hin eine Bürgschaft; sein klarer Verstand, stets das Richtige erkennend, sein gutes Herz, alle Menschen, auch den ärmsten, achtend, ist wohl bekannt. Die Verehrung und Liebe, welche Franz Graf Meran im Bürger- und Bauernthum der Steiermark genoss, ist noch nicht genug betont worden. In den Gegenden, wo der Graf Besitzungen hatte, weiß jedermann zu erzählen von seiner Leutseligkeit, Theilnahme und Mitsorge, die er für alle Anliegen der Leute bezeugt hat. Dieses Blatt dürfte noch einmal Gelegenheit haben, eine Reihe Charakterzüge des vortrefflichen Menschen, der so hoch in der Gesellschaft stand und doch treu zum Volke hielt, mitzutheilen. Der Charfreitag, an

welchem aus Abbazia so unerwartet die Nachricht kam: Graf Meran ist gestorben! wurde zu einem wahren Trauertage für das ganze Land. — Nur zweiundfünfzig Jahre war er alt geworden. Seine segensreiche Wirksamkeit, mit der er manches große Werk seines erlauchten Vaters krönte und manches Neue schuf, wird unvergessen bleiben.

Ich kam wiederholt in die Lage, ihm verschiedene Anliegen Dritter vorzutragen. Mit welcher Zuvorkommenheit trat er allem entgegen! Mehrmals stieg er in den dritten Stock hinauf zur Poetenstube, berathschlagte und fand stets ein Mittel, den Wünschen anderer gerecht zu werden oder ihnen wenigstens seine Bereitwilligkeit zu bezeugen. Die äußere Liebenswürdigkeit der Aristokraten ist ja nichts Neues, doch hat ihre Höflichkeit manchmal etwas Ostentatives, als wollten sie damit sagen: Sehet, Bourgeois, wie gentlemanlike unser Betragen ist, wir sind eben Aristokraten! — Bei Graf Meran hatte ich das Gefühl, als wäre er mein Bruder, der von Jugend auf mit mir gemeinsame Sache gehalten. Diese gemeinsame Sache war unsere Steiermark, unser heimisches Volksthum, mit dem er innig vertraut war. Manchen Charakterzug aus der oberländischen Bewohnerschaft hat er mir mitgetheilt, manchen Stoff für volksthümliche Erzählungen geliefert. Graf Meran war mir in seiner ganzen Wesenheit ein wahrer Typus des Steirerthums, in ihm war es verkörpert. Die Vertrauensseligkeit, mit der ich dazumal als Bauernstudent ganz gegen meine Art, instinctiv möchte ich sagen, ihm den Brief geschrieben, mag von anderen vielleicht anders genannt werden, diesem Manne gegenüber war sie gerechtfertigt, denn er rechtfertigte sie selbst. —

Am Osterdienstag dieses Jahres haben sie seinen Leib beigesetzt im Mausoleum zu Schönna bei Meran in Tirol, wo auch die Reste seiner Eltern ruhen. Der Abordnung der Steiermark, die an seiner Ruhestätte den Kranz der Dankbarkeit niederlegte, habe ich mich nicht anschließen können.

Als alles vorüber war und die Trauergäste sich zerstreut hatten, fiel es mir ein, nun wäre der Besuch zu erwidern, den der Graf Meran einst dem armen Studenten gemacht. Ich that mich auf zur Reise nach Tirol. Die herrlichen Berggipfel Steiermarks, Kärntens, des Pusterthales, des Eisackthales und der Etsch, sie hatten zwei Tage früher niedergeblickt auf den Trauerwagen, der fern vom Quarnero her den Liebling der Steiermark gebracht bis zu dem Gestade an der rauschenden Passer. Das schöne stolze Meran stand noch unter dem Eindrucke des Ereignisses. Ich stieg hinan das Rebengelände gegen Schönna mit dem ragenden Schlosse und dem feierlich-ernsten Mausoleum. Vor der stillen Pforte des Todes, über deren Zinnen die Etschthaler Ferner leuchten, zu Füßen die heilige Heimatserde Andreas Hofers, getränkt von dem Heldenblute der Tiroler Landesvertheidiger — so stand ich da und die Betrübnis meines Herzens gieng in eine Hochstimmung über, wie ich sie selten noch so rein und trostreich empfunden. — Habet Dank für alles! Welcher Steirer schiede nicht mit diesem Gruße von dem Mausoleum zu Schönna! —

Dieses Thal gehört zu den schönsten Gegenden auf Gottes Erde; die wackeren Tiroler haben auch ein Recht auf das dreifache Grab und doch thut es mir wehe, dass ihr, unser Erzherzog Johann, unsere Anna von Aussee und unser Franz Graf von Meran nicht bei uns ruhet in der grünen Steiermark.

Ein Gespräch über Religion.

I.

Doctor. Ich muss es offen sagen, Heimgärtner, Sie gefallen mir nicht. Sie passen nicht mehr in unsere Zeit.

Peter. Ob ich in die Zeit passe oder nicht, ist mir gleichgiltig, aber zu den Menschen will ich passen.

Doctor. Sie passen auch zu den modernen Menschen nicht. Sie predigen z. B. der neuen Zeit, die nur den Kampf ums Dasein kennt, das Christenthum mit einer Einfältigkeit, als stünden Sie in den ersten Jahrhunderten.

Peter. Die Menschen haben wieder Heimweh bekommen nach dem Christenthume, und um so tieferes Heimweh, je weiter sie sich von demselben entfernt hatten.

Doctor. Ja, lieber Freund, glauben denn Sie, es ist den Leuten ernst, wenn sie heute von Religion sprechen, sich religiös stellen, wenn sie etliche confessionelle Gebräuche, die ihnen gerade am Wege aufstoßen, mitmachen, oder wenn sie sich zusammenthun zu einer Partei der vereinigten Christen! All diese Bestrebungen sind vom wirklichen Christenthum mindestens so weit entfernt, als ich mit meinem Atheismus es bin. Versuchen Sie doch einmal einen von solchen, die immer nur das wahre Christenthum im Munde führen, die aus lauter wahrem Christenthum den Juden hassen, aber auch die Kirche und den Cultus verachten, die da immer wieder behaupten, Religion sei eine rein persönliche Angelegenheit und da habe sich kein zweiter dreinzumischen und was derlei landläufiger Phrasen mehr sind, — versuchen Sie nur einmal einen solchen, wie es mit seinem inneren Christenthume steht: es ist nichts da. Oder wird so ein gewöhnlicher Philister, der sich im Gegensatze zum Juden oder Katholiken oder Türken „Christ" nennt, sich bemühen, seinen Feinden zu verzeihen, ihnen Gutes zu thun, für den Nächsten beständig große und freiwillige Opfer zu bringen, seine eigenen sinnlichen Neigungen abzutödten, den Gütern und Freuden der Welt zu entsagen, sich ganz zu vergeistigen in der Liebe zum Vater im Himmel? — Im Gegentheile, unsere modernen Christen stellen sich diesen Ideen principiell feindlich entgegen; sie haben sich selber ein Christenthum an den Leib geschnitten, das für ihre weltlichen Begierden, eigennützigen Bestrebungen und gelegentlichen Gefühlsschwärmereien ganz gut passt, mit der Strenge und Heldenhaftigkeit der Lehre des Nazareners aber nichts gemein hat. Aus verschiedenen Gründen der Klugheit nennen sie sich Christen, und der Name genügt.

Peter. Sie sind schrecklich, Doctor, denn Sie haben recht.

Doctor. Freut mich, dass Sie es zugeben.

Peter. Bedauere, dass ich es zugeben muss. Denn dass es so ist, davon gewinnen weder Sie noch ich.

Doctor. Oh, diese modernen Christen! Manchmal glauben sie, dass sie etwas glaubten; wenn sie sich aber gründlich prüfen oder in bestimmte Lebenslagen kommen, so stellt sich heraus, dass sie eigentlich gar nichts glauben.

Peter. Das lässt sich umkehren. Es gibt Leute, die bei Gott schwören, dass es keinen Gott gibt! Leute, welche im gewöhnlichen Leben glauben, dass

sie nichts glauben und in den Stunden der Noth den Allmächtigen anrufen. Auch im Weltkinde lebt tief verborgen ein Verlangen und Sehnen nach Gott. Und dieses Verlangen und Sehnen selbst schon ist eine Art von Glaubensbekenntnis. Der Flachling, der in Geist und Gemüth verkommene Glücksjäger und sinnliche Genussmensch mag sich zeitweilig begnügen mit dem, was diese Erde ihm bietet; der ganze herztiefe Mensch begnügt sich nicht mit diesem irdischen Jahrmarkte, nicht mit den zweifelhaften Errungenschaften des weltlichen Geistes, nicht mit jenen Vorstellungen und Redensarten, dass alles unsterblich sei im Kosmos, dass kein Atom verloren gehe, dass alles in irgend einer Form, wenn auch sich seiner selbst nicht bewusst, immer vorhanden sei, u. s. w. — Nein, diese Kaleidoskopen-Philosophie ist dem ganzen Menschen nicht genug, ja ihm gerade zuwider, zu erbärmlich. Er will als ein bestimmtes, sich selbst denkendes Wesen bestehen, sich als solches immer reiner entwickeln, allmählich alle Unlauterkeiten von sich abstreifen, und endlich frei von allen peinigenden Leidenschaften im heiteren Frieden fortleben, vereint mit dem Ideale aller Vollkommenheit, das er Gott nennt. Der Mensch ist etwas Großes, alles erdenkliche Erdenglück ist ihm nichtig und alles Erdenunglück, das er ertragen muss, erträgt er nur, weil er weiß, es reinigt, stärkt, adelt ihn auf seinem Wege zur Vollkommenheit. Er will höher hinaus, als alle Weltmacht und aller Menschenwitz ihn heben können, er will eine Größe und Unendlichkeit erlangen, die er sich mit seinem endlichen Verstandsorgan noch gar nicht vorstellen kann.

Doctor. Das stimmt ja mit der Philosophie der Darwinisten. Keine Wissenschaft hat das Fortbestehen und Sichveredeln des Menschengeschlechtes so klar und begreiflich dargestellt, als der Darwinismus; keine Einsicht ist so trostreich für uns und so erhebend, als die, wie weit wir es seit dem Urschleime her schon gebracht haben, denn eben darin liegt für uns, die wir immer in der Fortentwickelung begriffen sind, die Gewissheit, dass wir es noch weit bringen werden.

Peter. Lieber Doctor, das ist, von meinem Standpunkte aus betrachtet, eine traurige Geschichte mit der Naturwissenschaft. Einerseits stellt sie uns in Aussicht, dass die Menschheit es auf Erden zur größtmöglichen Vollkommenheit bringen kann, andererseits stellt sie fest, dass nach dem Verlaufe einer gewissen Zeit der Erdball erstarren und kein Lebewesen ähnlich dem Menschen mehr beherbergen wird. Ist letzteres richtig, so wird der Mensch nach dem Darwin'schen Grundsatze sich nicht immer vervollkommnen können, denn die allmählich kümmerlicher werdenden Existenzbedingungen müssen ihn vielmehr degenerieren und zum Raubthiere erniedrigen, das die nothwendigsten momentanen Bedürfnisse decken muss, so lange es irgend noch möglich ist. Oder soll der Mensch gerade durch die wachsende Ungunst seiner Existenzbedingungen sich vergeistigen und vergöttlichen, dann könnte es vielleicht gerade zusammtreffen, dass an dem Tage, da der vollkommene Mensch fertig ist, die Welt zugrunde geht. Und dann ist alles miteinander umsonst gewesen.

Doctor. Kann ich dafür, dass es so sein wird?

Peter. Vielleicht haben Sie einen Theil der Schuld daran. Sie haben durch die Verbreitung Ihrer Philosophie mit dazu beigetragen, dass viele Menschen in dieses Gedankensystem hineingedrillt worden sind, bis sie sich hineingelebt haben, so dass sie meinen, es müsse so sein, wie sie sich's vorstellen. Das ist aber nicht ausgemacht. Für den Menschen ist alles freilich genau so, wie er sich's vorstellt, aber an und für sich kann es ganz anders sein. Die Geschichte der Philosophie hat uns bewiesen, dass die

menschliche Art zu denken und die Dogmen der Systeme überaus unverlässlich sind. O ja, es kann recht gut anders sein, als der Mensch es durch seine Sinne zu erfassen glaubt, das Menschengehirn es sich einbildet. Und gerade dadurch, dass ihr Materialisten den menschlichen Geist nur zu einem Ausfluss der Materie erniedrigt habt, habt ihr ihn gleichsam unmündig erklärt und unfähig, der absoluten Wahrheit nachzugehen und sie zu erkennen. Und doch wollt ihr mit diesem von euch so armselig gemachten Geist die absolute Wahrheit ergründen. Welch ein Widerspruch! Jedenfalls stellt es sich schon heraus, dass die Art der Naturalisten zu philosophieren eine unglückliche ist, denn sie führt uns schließlich in eine Wüste, wo kein Trost und keine Rettung sein kann.

Doctor. Aber lässt sich logischerweise denn anders denken, als die Erfahrungen es erlauben?

Peter. Viele Millionen Menschen, die auch dieselben Erfahrungen machen und auch geistig gesund sind, denken doch anders, als etwa Sie. Und denselben kommt ihr Denken und Wissen nicht minder richtig und der Wahrheit entsprechend vor, als Ihnen das Ihrige. Viele von solchen haben noch dazu den Vortheil, dass ihr Denken und ihre Vorstellungen sie beseligen, stark, treu und edler machen und auf eine Höhe erheben, auf der sie dem unermesslichen Elende dieses Lebens fast entrückt sind.

Doctor. Welch eine Höhe ist denn das? Nennen Sie mir sie.

Peter. Die Religion.

Doctor. Die Religion. Aber sagen Sie mir doch, sind Leute, die eine sogenannte Religion haben, denn auch um so viel besser, als die sogenannten Atheisten?

Peter. Besser? Schon aus Religion dürfte man das nicht so hochmüthig bejahen. Jedenfalls aber glücklicher.

Doctor. Ist Ihnen das Glücklichsein denn gar so wichtig? Ist es nicht edler, der Wahrheit willen auf alles Glück zu verzichten?

Peter. Das Wahre ist für uns das, was uns glücklich macht. Gehen denn doch alle menschlichen Bestrebungen, ja auch die der Naturforscher, darauf aus, den Menschen erst viele Vortheile zu verschaffen, dass sie sich möglichst behaglich und glücklich fühlen. Warum soll gerade jene Gedanken- und Vorstellungswelt nicht Geltung haben, durch welche wir uns am besten mit diesem Leben und seinen Widerwärtigkeiten abfinden können? Es handelt sich nur um das.

Doctor. Der Mensch ist auf Erden, um die Wahrheit als solche zu suchen.

Peter. Wer hat ihm das aufgetragen? Sein Schöpfer? Er hat ja keinen, wie Sie sagen. Also er sich selbst? Und wann? Als Urzelle? Als Affe?

Doctor. Als Mensch.

Peter. Nur als Gelehrter kann er sich diesen Luxus erlauben. Der Mensch als solcher hat andere Strömungen, und die längsten derselben münden allemal und überall nur ins Meer der Ewigkeit und des Gottgedankens.

Doctor. Freund, also glauben Sie wirklich an einen Gott und an die Unsterblichkeit Ihrer Seele?

Peter. Ich glaube das nicht, denn ich weiß es.

Doctor. Hätten Sie Ihre Unsterblichkeit geglaubt, so würde ich geschwiegen haben. Weil Sie die Sache aber wissen, so wollen Sie die Güte haben, sie mir zu beweisen.

Peter. Ich bin, ich war, ich werde sein. Denn dass ich bin, empfinde ich. Dass ich war und sein werde, gründe ich auf Erfahrung, denn in aller Zeit, die ich weiß, war ich und ich habe keine Zeit erfahren, in der ich nicht war und nicht sein werde.

Doctor. Sie sind witzig vielleicht zu unrechter Zeit.

Peter. Menschenwitz. Ähnlich beweisen ja auch Ihre Philosophen. Doch es soll nicht gelten, auch bei mir nicht. Unendliches läßt sich mit endlichen Mitteln ja nicht beweisen. Man muss es fühlen, wie man sein eigenes Wesen fühlt. Ich weiß den Herrn an meiner Seite und das macht mich muthig und fröhlich. Wie hätte ich armer irrender Mensch durch die unzähligen Fährlichkeiten der Welt, durch all die Versuchung, das Leid, das Unglück, durch all die heuchlerischen Widersacher und grimmen Feinde den Weg finden können bis hieher? Er war mit mir. Im Taumel der Lust, des Erfolges, des Beifalls, ja selbst in den süßen Wonnen des häuslichen Glückes hätte ich müssen übermüthig werden; von Feinden gehetzt, trauernd an Gräbern zerstörten Glückes, im Banne der Laster, im Bewusstsein persönlicher Schuld und Armseligkeit hätte ich verzweifeln müssen. Doch er war mit mir. Immer überlegener fühle ich mich den Dingen, die mich einst unterjocht hatten; immer kräftiger in Bekämpfung des thierischen Theiles an mir; unbedenklich wage ich heute Unternehmungen, zu denen mich meine gebrechliche Natur, meine geringen Fähigkeiten nicht berechtigen — denn an meiner Seite steht der Herr. — Ihr bestreitet die Wunder, die er einst gewirkt hat, ich sehe die Wunder, die er heute noch wirkt. Er läßt den guten Willen siegen und den bösen zu schanden werden, wenn schon nicht immer heute, so doch morgen. Er hat seine Schöpfung so eingerichtet, dass alles Unzweckmäßige sachte ausgerottet, das Zweckmäßige endlich herrschend werden kann. In ewiger Planmäßigkeit geht dieser Process vor sich —

Doctor. Und das viele Unrecht, welches geschieht?

Peter. Empfinden wir als solches und sind sofort bestrebt, es zu corrigieren, weil wir wissen, dass durch die Überhandnahme desselben der Einzelne und das ganze Geschlecht gefährdet wären. Sind das nicht Spuren Gottes? Sind das nicht Wunder, die täglich gewirkt werden? Dass in dem Wirrsale der Stoffe und der geistlosen Kräfte, wie Ihr sagt, ein Mensch leben und Ideale hegen kann, die mit den Stoffen und Kräften gar nichts zu thun haben, dass er trotz dieser Opposition gegen die herrschenden Mächte doch nicht zugrunde geht, sondern gerade in den Idealen Friede und Stärke findet, ist das nicht ein Wunder?

Doctor. Und warum diese Umständlichkeiten einer kümmerlichen Entwickelung unter Elend und Unrecht? Warum hat Ihr weiser Gott die Welt nicht gleich anfangs vollkommen erschaffen?

Peter. Das weiß ich nicht. Wenn ich das wüsste, brauchte ich keinen allweisen Gott, dann wäre ich's selber.

Doctor. Sagen Sie mir doch, wie stellen Sie sich die Wesenheit Gottes vor?

Peter. Wie ich kann. Als eine Persönlichkeit. — Sie erschrecken über meine Einfalt. Schuld daran ist die Unzulänglichkeit des menschlichen Geistes. Mögen wir uns etwas noch so abstract denken, brauchbar wird es erst, wenn es sich concentriert zu einer sinnlichen Vorstellung. Der Mathematiker z. B. versinnlicht den mathematischen Punkt durch einen Tintentupfer auf dem Papier. Er weiß recht gut, dass das mathematisch unrichtig ist, kann sich aber nicht anders helfen. Mit der Gottvorstellung geht es uns ebenso. Er ist der Unendliche, Unfassbare, aber wir müssen ihn so nehmen, wie wir ihn tragen können. Glücklich der, welcher in naiver Unmittelbarkeit den unendlichen Gott in Menschengestalt sehen kann.

II.

Doctor. Nach dem früher Gesagten zu schließen, ist Ihnen die Verehrung Gottes eine Pflicht.

Peter. Nein, ein Bedürfnis. Gott sieht auf meine Dankbarkeit und Verehrung nicht an. Und eine pflichtschuldige Verehrung, ein halb erzwungenes Lob ist überhaupt etwas Zweifelhaftes. Das Bedürfnis, dem Wohlthäter zu danken, ihn zu ehren, entsteht in uns selbst, und die Bethätigung desselben empfinden wir wie einen Genuss. Darum gereicht frommen Menschen der Gottesdienst zur wahren Beseligung.

Doctor. Wenn aber der Gottesdienst reine Formsache wird? Wenn man in die Kirche geht, bloß weil es Sitte ist und weil es vom Cultus verlangt wird?

Peter. Dann ist die Wirkung auf unser Gemüth oft gleich Null. Der Mensch muss zuerst zu sich selber kommen, dann erst zu Gott. Wer in sein Herz nicht einkehrt, der kehrt in die Kirche vergebens ein.

Doctor. Sie meinen wohl, dass man Gott auch im grünen Walde verehren kann?

Peter. Das meine ich freilich, bin aber kein Freund dieser Phrase. Mit einem Gottesdienste in Einsamkeit ist den allerwenigsten gedient. Die Religion führt uns nicht allein zu Gott, sie will uns auch zu den Menschen führen. Die Gemeinsamkeit der Gottesverehrung in der Kirche erweckt in uns immer wieder das Gefühl der Zusammengehörigkeit. Brüder und Schwestern sind es, die vor den Füßen des himmlischen Vaters knien. Nichts Rührenderes weiß ich, als eine andächtige Gemeinde, wie sie sich bei großen erschütternden Ereignissen, im Elementarunglücke zu zeigen pflegt. In solchen Zeiten fällt es auch selten einem ein, seinen Gott separat im grünen Walde oder im einsamen Kämmerlein zu verehren, den Menschen zieht's in schweren Tagen zu Menschen und alle zusammen zu Gott. Doch gibt es Gemüther, und ich verstehe sie gar wohl, denen die Andacht, die fromme Vertraulichkeit mit Gott, die Erhebung des Herzens zum Urquell alles Guten und Schönen in der Einsamkeit besser gedeiht, als inmitten der Leute und des Gepränges.

Doctor. Sie sind also wohl kein Freund des prunkhaften katholischen Cultus, der Ceremonien, welche mit dem kirchlichen Gottesdienste verbunden sind?

Peter. In Hinblick auf die Millionen, die ohne unseren kirchlichen Cultus leben und doch auch Kinder des himmlischen Vaters sind, steht es mir nicht an, zu sagen, dass Ceremonien zur Seligkeit unerlässlich sind, man kann auch ohne sie tief religiös und fromm sein. Die ersten Christen haben weniger Ceremonien geübt, als die katholische Kirche in späterer Zeit, aber in der christlichen Religiosität werden sie es wohl mit den Christen aller Zeiten und Kirchen aufnehmen können. — Und dennoch bin ich ein Verehrer des katholischen Cultus. In demselben vereinigen sich alle Künste, um den Herrn zu preisen. Wenn die Künste schon als solche, weltlich geübt, veredelnd wirken, um in wie höherem Grade erst bei dem Zwecke der Verherrlichung Gottes? Wie arm an Kunst wäre das Volk der Dörfer und Wälder, wenn die Kirche ihm nicht Bildnerei und Schaustellung, Lied und Musik gebracht hätte!

Doctor. Als wahrer Christ verhalten Sie sich vielleicht ablehnend gegen die fünf Gebote der katholischen Kirche?

Peter. Wieso? Dieselben, tiefer erfasst, sind für die Gläubigen ein außerordentlicher Behelf. Ich habe Ihnen schon angedeutet, dass auf den sinnlichen Menschen die Religion in sinnlicher Gestalt am besten wirkt; alles Geistige, Unfassbare muss versinnbildlicht werden, wenn es in uns praktisch fruchten soll. Dinge, die uns verborgen sind, nennen wir Geheimnisse, und solche dem Menschengemüthe, wenn schon nicht der Wesenheit, so

doch der Auffassung gemäß zu versinnbildlichen, wäre Aufgabe der kirchlichen Formen und Handlungen.

Doctor. Sie neigen bedenklich der Mystik zu!

Peter. Ich gestehe es, ich liebe die Mystik. Warum man vor diesem Worte eine solche Abscheu hat, weiß ich nicht. Sind wir doch alle in lauter Geheimnisse eingesponnen. Die ganze Welt ist uns ein Geheimnis, die Vergangenheit, die Zukunft, die Ursachen unserer Neigungen und Thaten sind uns ein Geheimnis, und ihre letzten Wirkungen sind es auch. Wir selbst sind uns ein Geheimnis, das wir so wenig durchdringen und lösen können, als jenes hinter den Pforten der Ewigkeit. Alles um uns, vor uns, hinter uns, über uns, unter uns, in uns ist dunkel. Grelle Lichter, die zeitweilig aufflackern, blenden uns mehr, als sie uns erleuchten. Wenn wir nun das Geheimnis zum Symbol machen, sinnbildlich es unserem Herzen näher bringen, es mit unserer Phantasie vermenschlichen, verklären, so ist das ja noch das Beste, was wir thun können. Wir beten im Sacramente nicht Brot und Wein an, sondern das heilige Geheimnis, in dessen Schoß unsere ewigen Geschicke ruhen. — — — Übrigens sind die Gebote der Kirche nicht so sehr mystisch, als vielmehr praktisch und unserem Leben angemessen. Das Gebot des Fastens entspricht unserer Gesundheitspflege; zeitweilige Einschränkung im Genusse, in den Lustbarkeiten, zeitweilige Unterbrechung der Fleischspeisen: man brauchte durchaus kein Katholik zu sein, um die Bedeutung dieses Gebotes zu würdigen. Die heutigen Naturärzte, und es gibt Heiden darunter! legen ihren Jüngern ein weitaus strengeres Fasten auf, als die Kirche mit ihrem einmaligen mehr auf Abwechslung zielenden Fasttage in der Woche. Das Gebot der Ohrenbeichte hat ein Menschenkenner und Menschenfreund aufgestellt. Der Arme, Verlassene, Verfolgte, der keinen Freund hat, dem er seine Seelenlast, seinen Kummer mittheilen könnte, er findet Trost am Busen dessen, in dem er den Stellvertreter Gottes sieht und durch welchen Gott ihm Rath und Muth ertheilt. Dass diese kirchlichen Angelegenheiten so seelenlos und nur wie eine Formsache ausgeübt zu werden pflegen, ist schuld der Leute; wer die Bedeutung erfasst, mit ganzem Herzen ihnen anhängt, dem werden sie eine Quelle des Segens. Das Gebot der Sonntagsruhe. Dieses hat sogar der Staat durch ein Gesetz unterstützt, die Kirche verlangt noch obendrein, dass am Feiertage der Mensch den Staub der Erde von sich schüttle und einen Blick nach dem Ewigen und Göttlichen richte. Wie das gesund ist! Beständig auf der feuchten Erde kriechend wird man ganz schimmelig. Jedes Erdenwesen braucht von unten und von oben etwas, um leben zu können. Was ist schon ein Sonntag mit seiner friedlichen Rast! Und was sind erst der Christenheit besondere Feste! Weihnacht, das Fest der ewigen Liebe. „So sehr hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen eigenen Sohn hingab!“ Ostern, das Fest des ewigen Lebens. „Ich bin die Auferstehung und das Leben!“ Pfingsten, das Fest der ewigen Weisheit. „Ich sende euch den Tröster, den heiligen Geist!“ — Welche Offenbarungen! Keine Religion sonst hat solche Botschaft je verkündet, keiner der Propheten, Poeten und Philosophen der Erde hat solche Verheißung gelehrt. Ewige Liebe und Weisheit! Ewiges Leben! — Jeder, der das erfasst, muss jubeln und jauchzen, und bei solchem Ausblicke in eine göttliche Ewigkeit kann es ihm leicht werden, über alle Blasen dieser vergänglichen Welt gelassen hinwegzuschreiten.

Doctor. Mensch, ich beneide Sie! Warum haben Sie es vor vielen voraus, so denken und empfinden zu

können! Das ist nicht allein eine zu erwartende Seligkeit im anderen Leben, das ist ja schon Seligkeit auf dieser Welt. Aber ich verstehe Sie nicht, ich muss meinen ganzen Aufwand von Einbildungskraft zuhilfe nehmen, um auch nur annähernd zuzugeben, dass Sie wirklich so glauben, wie Sie sagen.

Peter. O Freund, wie möchte ich Ihnen jetzt um den Hals fallen und bekennen, wie oft und wie bange ich um diesen Glauben beten muss! Denn man kann ihn nicht erwerben, nicht anlernen, nicht anempfinden. Man muss ihn geschenkt erhalten als eine Gnade des Himmels. Manchmal, wenn man schier stolz auf diesen Glauben pochen will, ist er plötzlich nicht da, ist es öde im Herzen, und statt den lieben heiligen Gestalten, erfüllen es die Dämonen des Zweifels und der Trostlosigkeit. Und ein anderesmal, wenn ein irdisches Verhängnis uns zu Boden wirft, dass man meint, jetzt gibt es kein Erheben mehr, jetzt ist alles aus — siehe, da ist auf einmal der Glaube vorhanden, der Glaube, die Hoffnung, die Liebe, und das Unheil löst sich wie Nebel in der Frühlingssonne.

Doctor. Nach Ihren Auseinandersetzungen erscheint die Religion als eine Art von Genussmittel zur Labung, zum Troste und zur inneren Beseligung.

Peter. Ich weiß, wo Sie hinaus wollen. Sie verlangen von der Religion vor allem eine erziehliche Wirkung. Sie verlangen, dass der Religiöse nicht bloß für sich glücklich, sondern auch, dass er für andere gut sei. Ich verlange von ihr dasselbe und sie leistet es. Letzteres durch das erstere. Gut ist nur der Glückliche, daher will sie den Menschen vor allem mit sich selbst ins Reine bringen, ihm den Frieden geben, den die Welt nicht geben kann. Dass der Mensch rechtschaffen sei, muss wohl unter allen Umständen und bei allen Glaubensbekenntnissen vorausgesetzt werden; aber standhaft zu bleiben und immer vollkommener zu werden, das kann er am besten durch den Geist des Christenthums.

Doctor. Nun müssen Sie mir aber eine persönliche Bemerkung erlauben. Ich fand allerdings in Ihren Schriften mit einer gewissen Vorliebe religiöse Gegenstände behandelt, Menschen geschildert, die der christlichen Ergebung und Liebe sich befleißen; andererseits aber haben Sie wiederholt eine scharfe Satire spielen lassen gegen kirchliche Gepflogenheiten. Wie erklärt sich das?

Peter. Das erklärt sich einfach. Die Religion ist mir niemals gleichgiltig gewesen. Wäre sie das, dann würde ich stets an ihr vorübergegangen sein, wie Tausende an ihr vorübergehen, ohne ein Wort der Begeisterung für ihre Erhabenheit, ohne ein Wort des Tadels für Entartungen ihres Cultus. Nichts sehnlicher wünschte ich, als die Kirchen möchten ihre Forderungen stets so einrichten, dass auch der gebildete, der vergeistigte Mensch an ihrem Leben und Walten sich erbauen könnte, dass sie weniger unduldsam seien in kirchlichen Vorschriften, hingegen umso strenger und eifriger in der Verkündung des Evangeliums Jesu Christi. Nur so können die Völker und ihre weltlichen Führer wieder ganz für das Christenthum und die Kirche gewonnen werden. — Manchmal aber vermisst man die geistliche Klugheit, und das gottsuchende Gemüth muss sich nach anderen Quellen umsehen. Lange Zeit habe ich alle Zustände, die mit unserer Kirche zusammenhängen oder mittelbar von ihr herstammen, vertheidigt; als ich aber genauer zusah, hat mir einiges nicht gefallen können, weil ich in manchem eine Schädigung des christlichen Gefühles erblickte. Ich habe gesehen, wie die Formen (die bei richtigem Verhältnisse zum Inhalt ja auch

löblich sind) das Übergewicht bekamen und den Geist zu erdrücken drohten. Ich habe erfahren, dass mit der Religion mancherlei Missbräuche getrieben wurden und der Glauben zum Aberglauben gemacht. Solche Erscheinungen geißelte ich mit Spott und Zorn und werde das thun, so lange ich lebe und mir die christliche Religion als das Heiligste gilt, was der Mensch auf Erden hat.

Doctor. Das ist aber unklug von Ihnen. Abgesehen davon, dass die einflussreichen Gegner, die Sie sich damit schaffen, Ihre persönliche Existenz verbittern, wird man Sie vor dem Volke auch als einen Irrlehrer erklären und die Wirkung Ihrer Schriften untergraben, mit denen Sie doch den christlichen Geist fördern wollen.

Peter (zuckt die Achseln und schweigt).

Doctor. Ihre Ausführungen waren mir ganz interessant, bekehrt haben sie mich aber nicht.

Peter. Wollte ich denn das? Ich will nur, dass Sie meinen Standpunkt verstehen und achten sollen.

Doctor. Das haben Sie erreicht.

Peter. Und ich wünsche, dass der moderne Geist nicht mehr zu Felde ziehe gegen Gottesglauben und Herzenseinfalt, wie er es bisher oft gethan hat. Die menschliche Gesellschaft ist in eine verhängnisvolle Unruhe gekommen; was ihr vor allem noththut, was das Zeitgemäßeste sein wird nach den Epochen dünkelhafter Aufklärung und zersetzender Skepsis, das einzig Rettende und Aufrichtende — es ist Religion.

Ein Idealist.

Von **Sophie von Khuenberg.**

Im Käfig halt' ich ihn, ein Gimpel ist's,
Mit rothem Brustlatz, glänzend schwarzem Köpfchen
Und klugen, runden Augen. Wie zufrieden
Er hüpft und singt vom Morgen bis zum Abend.
Uns alle kennt er und verneigt sich zwitschernd,
Wenn wir uns nähern seinem blanken Häuschen,
Nimmt Futter aus der Hand, so lieb gefällig,
Auch wenn er eben appetitlos wäre,
Um undankbar und scheu nicht zu erscheinen.
Ein Junggeselle ist der kleine Vogel,
Und traurig einst, an warmen Frühlingstagen,
Senkt' er das Köpfchen, grad' als dächt' er schmerzlich:
Wie's draußen jubelt! Alles paart sich fröhlich
Und ich nur bin allein!! Da fühlt' ich Mitleid
Und eilig kauft' ich ihm ein kleines Weibchen,
Ein goldig liebliches Kanarienweibchen,
Das mir so recht geeignet schien, sein Herz,
Das unbefriedigte, behaglich auszufüllen!
Doch welche Täuschung! Statt erfreut zu sein,
Schlug er beängstigt mit den grauen Flügeln
Und wehrte sich der schüchternen Versuche
Des Weibchens, seinen Sprossensitz zu theilen.
Mit aufgesperrtem Schnabel saß er drohend,
Erzürnt, empört, dass dieses gelbe Ding
Sich's heimisch machte und mit leisem Piepen
Kokett sich wiegte, von dem Futter naschend,
Das ihm gehörte! Und die erste Nacht!
Wie feindlich ferne wählt' er sich den Schlafplatz!
Er fühlte sich verdrängt, unglücklich, krank!
Da nahm ich ihm das Weibchen — und allein
Blieb er von neuem, wie er's einst gewesen.
Erst staunte er, nun ist er froh; so fröhlich,
Dass er den ganzen Tag vergnüglich pfeift.
Und wenn ein Federchen im Sprung sich löset,
Fasst er's im Schnabel und mit luft'gem Eifer,
Die bunten Härchen flaumig aufgeblasen,
Sich brüstend, wiegend, mit dem Schwänzchen schlagend,
Fliegt er im Käfig zwitschernd auf und nieder,
Als wähnt' er sich in luft'ger Waldesfreiheit
Und eilte, sich ein heimlich Nest zu bauen
Im dämmernden Gezweig, wo sein das Weibchen,
Das ungeduldige harrt . . . . .
Bethörter Vogel!
Das *nahe* Glück, das traulich dich umflattert,
Hat unbefriedigt dein Gemüth gelassen!
Nur nach dem *Fernen* pilgert deine Sehnsucht,
Und nicht den sicheren Besitz begehrst du,
Den *Wahn der Freude* nur willst du genießen —
Ein großer Idealist im kleinen Käfig!

Die Steuerexecution.

Eins aus dem Volksleben von Karl Reiterer. *)

Steuerexecutor — Gerichtsdiener, Gendarm. Keiner von diesen, sagt der Landmann, bringt Gutes ins Haus; meistens gibt es in der Folge Unannehmlichkeiten, — „Keiereien" — wenn der eine oder andere den Bauern aufsucht. Natürlich. Eben weil sie sogar in die friedsame Bauernstube dringen, selbst die Bewohner des hintersten Weltwinkels nicht ungeschoren lassen, sind sie beinahe zu fürchten.

Der Herr Bezirksrichter bleibt schön in seiner Kanzlei. Dort wühlt er unter bestäubten Acten herum — oder wischt mit dem unvermeidlichen „Hasenhaxl" den im Drange der Amtsgeschäfte reichlich verstreuten Streusand vom Schreibtische. Der „Herr Bezirksvorstand", wie auf dem Lande der Richter eines Bezirkes genannt wird, bleibt also sauber daheim. Und er hat recht. Braucht er den Hinterhuber oder Oberreiter, schickt er diesem seinen Diener nach. Der Steuereinnehmer, dieser gefürchtete, aber unschuldige Beamte, läßt sich ebenfalls selten in einem Gebirgsdorfe blicken. Wozu auch? Will der Schergerlebauer nicht Steuer zahlen, oder besser gesagt, kann er nicht zahlen, weil er seinen Hafer oder seine Mastochsen nicht an den Mann bringt, sendet ihm der Steuereinnehmer den „Executor" nach. Es ist ein Kreuz auf der lieben Welt! Zahlen, ja zahlen wär's leicht, aber wo oft hernehmen — und nicht stehlen: wo nichts ist, hat der Kaiser 's Recht verloren! sempert der zahlungsunfähige Landwirt. Aber diese gemüthliche Rede will bei den „Herren" nicht wirken. „E, was, Bauer!" schnauzt der graubärtige Executor den armen Hinterwäldler — und wäre er in der verzweifeltsten Lage — unbarmherzig an, „hast ja noch Kühe im Stalle. Heraus damit, sie werden schon noch ein Sümmchen abwerfen, groß genug, daſs die rückständigen Steuern und Executionskosten beglichen werden können . . . ."

Es ist ein heißer Sommertag. Die Vögelein ziesen fröhlich im Walde, durch den sich ein Saumweg schlängelt. Um die Nachmittagsstunde ächzt ein Wanderer durch den Waldweg: es ist der dicke Steuerexecutor aus Eringshofen. Blumen und Blüten prangen lieblich am Wege, süßer Duft und stärkender Harzgeruch schwängert die Lüfte, in denen die Ammern, Buchfinken und Kohlmeisen in ungestörter Harmonie sich ihres Lebens freuen. Doch was kümmert dies alles den Dicken? Er hat weder Aug' noch Ohr für seine Umgebung, sondern zischt, da ihm die Tageshitze unerträglich zu sein scheint, einen wilden Fluch zwischen den Zähnen hervor. „Hundebrot . . . Bauernpack; saumseliges im Zahlen . . . Weiter Weg, verteufelt weit zu diesem Schergerlebauer . . ."

*) Der Verfasser dieser etwas übermütigen Schilderung ist Schullehrer in einem Hochgebirgsdörfchen Obersteiermarks (Tonnersbachwald bei Irdning im Ennsthale). Er hat schon eine Reihe von Bildern aus dem Volksleben in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht. Der Mann hat manchmal etwas zu sagen, seine reiche volksthümliche Erfahrung eignet ihn zu einem Schilderer des Volkslebens. Möchte sich nur auch der Verleger finden, welcher eine Sammlung dieser Volksbilder in die Welt gäbe.
Die Red.

knurrt der einsame Wanderer. Er verwünscht seine Existenz. Sechs volle Stunden muss er ins Gebirge, hinauf zum Schergerle: um ihn zu „exequieren", wie der landesübliche Ausdruck heißt. Nur zu, mein Bester, lauf dir nur die Beine ab! Muss sich der Bauer auch sein Brot im Schweiße des Angesichtes verdienen, warum nicht auch der, der seine „gewisse" Besoldung hat?

„Alle heiligen vierzehn Nothhelfer, steht mir bei!" ruft die Bäuerin erschrocken, da sie den Executor dem Hause nahen sieht. Nicht so erschrecken, meine liebe Schergerlebäuerin, es ist nur der Steuerexecutor, der dich heute mit einem Besuche beehrt. Was? Wie? Der Steuerexecutor ist's? „Hab mir's gleich denkt, dass der Rothkappelte nix Gutes bringt!" bedeutet die Bäuerin ihrem Manne, der auch zum Fenster hinauslugt und sein Weib aufklärt, wer der sei, welcher sich dem Hause, das auf einem Abhange isoliert steht, nähert. Der Bauer, der gleich weiß, was der Besuch bedeuten soll, macht sich auf und davon: er geht sich verstecken! Nur geschwind hinauf auf den Heuboden, oben gräbt man sich ins duftende Almhen, das riecht nichts weniger — als nach rückständigen Steuern.

„Jerum, jessti jerum!" ruft die Bäuerin. Ja, 's ist ein Elend, man weiß es, die Steuer-„Schraube" functioniert vortrefflich. Ob sie nicht einmal ihren Dienst aufsagt? Wer thät nicht gerne zahlen? Aber wo immer 's Geld hernehmen? „Von der Haut kann ich mir's nicht herausschneiden!" sinnt der Schergerlebauer und verbohrt sich noch tiefer ins Heu, als gelte es, einen Breiberg durchzumagen. „D' Schuh auf die Seite treten, den armen Leuten in den Sack greifen, dem Bettler 's Brot wegnehmen, das kann bald wer!" witzelt der gute Schergerle. Und es ist gut, dass er zu schätzern vermag, obgleich ihm vor lauter Zahlen schon das Wasser in den Mund läuft. Ähnlich, wie der Vogel Strauß — vergräbt der Bauer seinen Kopf, es sind nur mehr die unteren Extremitäten sichtbar. Brav! „Soll's meine Alte mit dem Rothkappelten ausmachen! Was sie machen werden in der Stube?" sinnt der Flüchtling auf dem Heuboden. Was der Herr Executor macht? Soeben betritt er die Stube. „Grüß Ihnen Gott tausendmal!" ruft die Schergerlin mit süßsäuerlicher Miene dem Eintretenden entgegen. „Guten Morgen, Sakerment, die Hitz!" ist die Gegenbegrüßung. Nun entspinnt sich zwischen der Hausfrau und dem ungebetenen Gast eine lakonische Conversation.

„Was will der Herr?"

„Dumme Frage!"

„Kenn' den Herrn nicht, gar nicht!"

„So? — Ist sie die Schergerlebäuerin?"

„Wird wohl sein!"

„Ich bin der Steuerexec . . ."

„Jessus Maria und ein klein' bissel Josef, mich trifft der Schlag!"

„Verdammte Hitz'!"

„Mir wird ah warm."

„Wo ist der Bauer?"

„Wird gleich kommen, gleich, ist im Schachen droben Randling schneiden."

„23 Gulden 86 Kreuzer — sammt die Unkosten."

„Ein Randl niedersitzen."

Der Mann mit der strengen Amtsmiene setzt sich. Er rückt dicht an die Bäuerin heran. Wie herablassend! He, Herr Executor, nicht wahr, die Schergerlebäuerin ist ein rundes Leutel? Das lichtblaue kattunene Röcklein schmiegt sich innig an zarte Körperformen. Über dem hochgewölbten Busen lagert ein „brennrothes" Busentuch mit langen Fransen. Zwei rosige, keck aufgeworfene Lefzen winken einladend. Fast träumerisch blicken die hellen klugen Augen den Executor an.

„Ein Eichterl soll das Amt noch

warten, ich lass' den Herrn Einnehmer gar schön bitten!" fleht die Bäuerin.

„Dass diese verscharnagelten Bauern so hoch ihre Anwesen hinaufbauten! was das Bergsteigen nicht Schweißtropfen kostet!" ist die Antwort.

„Glaub's wohl, glaub's wohl!" darauf demüthig das Weib, im Stillen jedoch denkt sie sich: Steigt nur zu — ums Geld, steigt nur . . .

Die hellen Schweißtropfen perlen dem Dicken von der Stirne. Wo ist denn geschwinde das Schnupftuch zum Abtrocknen? „Mein Gott, kann man nichts machen!" hebt die Bäuerin an. „Alles kann nicht auf der Ebene bleiben, es muss auch Leute auf den Höhen geben! Soll man die Sonnseiten brach liegen lassen? Man müsst ein Narr sein! Unsere Vorfahren führten ein schönes Leben, aber mein Gott, die Verhältniss' ändern sich, die Zeiten werden so rar, das Geld wird klug, der Kaiser lasst viel zu wenig Geld schlagen. Oder soll zu uns kein's heraufkommen? Haben halt gar kein Geld . . ."

Was kümmert's den Steuerexecutor? Er schert sich auch nicht darum, warum es beim Schergerle abwärts gieng, auf einem Gute, wo sich die Ahnen des gegenwärtigen Besitzers Jahrzehnte, ja Jahrhunderte hindurch hielten. Er will nur Geld! Herrgott im Himmel, hätte es ein Urstammhalter einstens ahnen können, dass nun Steuerexecutoren den langvererbten Hof belagern? In Ehren ist auch der Schergerlebauer, der nun auf dem Heuboden steckt, grau geworden. Nun muss er die Schand erleben, dass ein Executor zwangsweise die Rückstände hereinbringt. Es ist aus aller Weis'!

Stumm sitzt der Diener des Gesetzes in der Stube. Wiederholt zieht er sein Sacktuch heraus und trocknet sich den Schweiß auf der Stirne, wiederholt flucht er. „Wenn er nur nit so arg schelten möcht', ich nehm' die Sünd' nicht auf mich!" calculiert die Bäuerin, ihr wird angst und bang neben dem Dicken. „Muss man aber heut'z'tags rennen, eine Execution drängt die andere!" murrt der Mann mit der rothen Mütze.

Alle Wetter, sauer ist das Brot eines Executors, der hügelauf, hügelab, über Berg und Thal laufen muss! Mei, mei, man glaubt es gar nicht, viele werden sich keinen Begriff davon machen können, wie viel so ein Executor von heute zu thun hat! Es gäbe für Statistiker ein schönes Stück Arbeit, in einem Landel alle vorkommenden Steuerexecutionen zusammenzustellen, zu gruppieren, zu zählen, einzutheilen ꝛc. Ah, was braucht man es zu wissen, wie viel Elend es unter dem Volke gibt? Natürlich. Wer wird nachgrübeln?

Ob er nicht weich wird? erwägt die Schergerlebäuerin. Er scheint ein grantiger Herr zu sein, der Executor! Nu, Mutterl, bleib' nicht sitzen, geh' um einen Haustrunk, das Weitere wird sich zeigen! Hm, womit soll man denn so einem feinen Herrn aufwarten? grübelt das Weib. Wein oder Bier hat der Schergerle nur zu den heiligen Zeiten im Hause. „Mag der Herr einen Holzapfelwein, einen vorjährigen? Oder ein «Glinggerle» Vogelbeerbranntwein?" wendet sich die Hausfrau an ihren Nebensitzenden. Der Executor sitzt stumm da, dehnt seine Glieder, zieht seine große Schnupftabakdose heraus und nimmt eine gewaltige Prise. Es erfolgt keine Antwort? Nur nicht lange fragen, Schergerlebäuerin, wer lange fragt. — sagt man — gibt nicht gerne Der Herr wird als Amtsperson doch nicht etwas begehren, so g'scheit!

„Freilich, freilich", murmelt die Bäuerin, ihre Frage gleichsam selbst beantwortend, „es ist mir halt aller Verstand fast stehen 'blieben." Kein Wunder. Der Executor nimmt seine Mütze ab und legt sie auf die Bank nebenan. Das Weib eilt in die Speisekammer um Butter, süße Milch — die

kühlt — und einen „Vogelbeerenen“. — Mittlerweile verirrt sich der Großknecht Jok ins Haus. In der Stube bemerkt er gleich den fremden Mann. Wer ist denn d e r da? fragt sich Jok und glotzt den Fremdling forschend an.

„Ist er der Bauer?“ fragt der Dicke den Knecht.

„Ich der Bauer, ich?“ gibt Jok zurück und lacht grell auf. „Ha, wär' schon recht, wenn ich der Bauer wär'!“ Der Bursche weiß nicht recht, wie es der Fremde meinte, wollte er ihn spötteln? Ein tüchtiger Großknecht — und Jok ist einer! — hat Bauernstolz. Wart, Fremder, du sollst es sehen, dass mit dem Schergerlebauer Großknecht nicht gut anbinden ist.

„A schön's Wetter!“ beginnt Jok, damit das weitere Gespräch einleitend.

„Eine Schandhitz' — und nicht ein schön's Wetter, der Kuckuck mag so eine Witterung holen!“ entgegnet kühl und einigermaßen ärgerlich der Gast.

„G'rad' recht das Wetter zum Heurechen!“ ist die gegentheilige Meinung des Knechtes, der beim offenen Herd steht und eine glühende Kohle in sein Pfeiferl steckt.

Beim „Ankenten“ lugt Jok alsfort verstohlen auf den Mann, der beim Tische sitzt, hinüber. Ist's ein Herrischer? Ah, versteht sich. Jok ahnt es. Aber er verstellt sich und meint: „G'wiss auf'n Viehhandel aus? Oder ist er ein Sauschneider?“ — Pst, Jok, wirst still sein! Ein Executor gleicht doch keinem „Österreicher“, noch weniger einem „Lungauer“! — Der B'stellte (Verzehrungssteuerbeamte) wird's halt sein! denkt sich der Knecht. Einen „Bestellten“ sieht man im Bauernhofe nicht gerne. Wohl wahr, wer ließe sich gerne beim Branntweinbrennen zur unrechten Zeit erwischen? Jok sieht die Mütze des Executors auf der Bank nicht. Wenigstens thut er, als bemerke er dieselbe gar nicht. Bürschchen, vielleicht w i l l s t du sie nicht sehen, he? Weiß man's?

Allgemach nähert sich der Großknecht dem Tisch, an dem der Fremde sitzt. Lass es, Jok, der Mann gibt dir ja doch keine Audienz, lass das Plaudern und zudringliche Nahen — zur Bank, auf der die Mütze liegt!

Knapp neben dem Fremden setzt sich Jok auf die Bank. Krach! . . . Nu, was hat's denn? Ungeschickter Schlingel, hast dich ja auf dem Unbekannten seine Kopfbedeckung gesetzt, mit aller Wucht auch noch!

„Oha!“ lautet die Entschuldigung des Knechtes. Er erhebt sich bedächtig vom Sitze. „Herrjessus, meine Mütze, Sak . . . Das auch noch?“ tobt der vermeintliche Viehhändler. Eine Mütze, eine Mütze, hat der Herr eine Mütze? Keinen Hut? Dann kann's kein Viehhändler oder Lungauer sein! klügelt Jok.

Indessen ist die Hauswirtin aus der Speisekammer zurückgekehrt. Sie bringt dem Gaste eine klein Erquickung. Nun, was schneidet derselbe denn für ein saures Gesicht? Und der Großknecht steht blöde d'reingaffend neben ihm?

„Es ist zum Haarausreißen!“ ruft der Mann auf der Bank der Bäuerin entgegen. Was ist geschehen? „Der da, der . . .“ wird Jok angeklagt, „der hat mir meine Mütze total zusammengequetscht, auf meine stichneue Amtsmütze ist er mir d'raufgesessen . . .“

„Joa!“ fällt Jok d'rein. Was, ja? „Ein Trottel bist!“ ruft grimmig die Bäuerin. „Himmel, thu dich auf! Bist ja auf'n Herrn Executor sein' Kappel d'raufg'hockt! Tollpa . . .!“ — „Executor? Kappel d'raufg'hockt?“ gurgelt verlegen der Knecht. Umsinken möcht' die Schergerlin, den Teller, den sie in der Hand trägt und auf dem sich eine Butter befindet, möcht' sie fallen lassen. Solch eine Ung'legenheit!

„Herrn Executor sein Kappel war's? Hätt's nit g'glaubt, dass 's 'n Herrn Executor sein Kappel war!“

murmelt halb verlegen, halb erfreut Jok.

„Schau, dass d' mir außikommst!" herrscht die Bäuerin den Knecht an. 's kommt eine furchtbare Strafpredigt? Der Unheilstifter zieht es vor, die Stube zu verlassen. Er kennt die Bäuerin, sie ist keine Gute, wenn sie einmal fuchtig ist. Und „fuchtig" ist sie jetzt schon verteufelt geworden.

„G'rad' dem Herrn Executor muss so was in meinem Hause passieren!" stammelt entschuldigend das Weib und setzt dem Gaste die Erfrischungen auf den Tisch. Jetzt wird der Herr wohl gar keine Nachsicht haben!" raitet die Bäuerein. Sie sucht den Executor zu beruhigen. „Ein bisserl zugreifen, mein bester Herr. Nur Bescheid thun!" Die Hausmutter wischt mit ihrem Fürtuch hernach säuberlich die Tischplatte ab. „Sist grauset's dem Herrn epper." — O meine Schergerlebäuerin, deinem Gaste ekelt es beim primitiven Eichenholztische vor nichts, weder vor den Speisen, noch vor der einfachen Tafel. „Ist ja alles fein gescheuert!" belobt der Executor seine Bewirterin. Er langt eifrig zu. Der Vogelbeerbranntwein scheint ihm zu munden. Schon zweimal wurde das Schnapsgläschen prüfend zum Munde geführt. Es ist ein gutes Tröpferl. Hat ihn die Bäuerin selbst gebrannt? Halt ja!

Die Stubenthür ist angelweit offen. Die Schwalben zwitschern eifrig im Vorhause. Sie ätzen sorgsam ihre Jungen. Die lieben Viecherln! „Sie säen nicht und sammeln nicht in die Scheuern . . ."

„Hat die Frau Mutter kein Kleines?" unterbricht der Dicke das Weib.

„Eines wohl, ist mir aber gestorben." Thränen treten der armen Bäuerin in die Augen. Unglückliche Mutter!

Dem sonst so strenge d'reinblickenden Mann wird warm ums Herz. Er tätschelt der Hausfrau auf die Wange. „Ist eine saubere Gredl, die Schergerlebäuerin, der Himmel wird schon noch eine Kleinigkeit schicken." Damit ergreift der Executor das Gläschen und leert es. Ist rechtschaffen gut, das Tröpferl. Gleich geht die Bäuerin um ein zweites Gläschen.

„Was macht die Frau Einnehmerin?" sagt heiter das Weib nach der Rückkunft. „Geht's ihr gewiss alleweil gut? Wär' zu wünschen! Herrjeh, so eine Frau muss aber ein schönes Leben haben? Geld wird's haben, schrecklich viel Geld." — So die Bäuerin. Vielleicht nicht? Die Bauern tragen das Geld ja jahraus jahrein in die Steuerkanzlei, soll die Frau Einnehmerin nicht auch von den schönen Einkünften ihres Mannes einen Nutzen nießen? Auch wenn's ein Schauerjahr absetzt, bekommt das Steueramt noch Geld. „Aber mein Gott, unsereins, was ist unsereins nicht für ein armes Leut' auf der Welt. — Austrinken, Herr Executor!" Dringt die Schergerlin in ihren Gast. Austrinken? Das lässt man sich nicht zweimal sagen!

Ein drittes, viertes, fünftes Gläschen wird getrunken. Recht so. Der Herr Executor ist halt doch ein commodes Leut! Ganz gut. Beim fünften Gläschen naht der nun ungezwungen sich zeigende Gast seiner Wirtin. Sein heißer Athem streift die Wangen derselben. So kommt es?

„Hoho!" ruft der Bauer plötzlich bei der Thür, „wird heut' meine Bäuerin exequiert?" — „Jessus, der Bauer!" haucht das Weib, dann steht sie auf und lispelt dem Bauern etwas ins Ohr.

„Muss schon gehen!" lallt der Gast und setzt seine Mütze auf. „Noch ein wenig bleiben!" — „Geht nicht." Wieso? Zum Grabler, einer Kleinhäuslerin auf der untern Schattseiten, muss der Executor noch. Was, zu der noch? Es ist ja schon zu spät heute!

Die Bäuerin blickt ihre Ehehälfte vielsagend an.

„Übernachten da, nicht g'fällig?“ meint der Bauer zuvorkommend. „Ist schon zu spät zum Weitergehen, geht schon die Sonn' hinunter!“ weiß die Hausfrau zu sagen. Saperlot. Richtig, es ist — der Executor beguckt seine Uhr — schon halb sieben Uhr. Zu spät! — Also bleibt der Executor.

Dieser für die Schergerlebäu'rischen unliebsame Executionstag endet damit, dass die Bäuerin abends ihren Mann, da er ins Bett steigt, fragt: „Jetzt sag' mir nur 'mal, Alter, wo bist denn du nachmittags so lange g'steckt?“ — Der Bauer antwortet: „Im Heu, aber mir ist's halt vorkommen, als dauere die Execution z'lange!“ und blinzelt mit den Augen. —

Der gefoppte Geizhals.

Ein dramatischer Schwank aus dem Volke. Mitgetheilt von Anton Schlossar.*)

Dieser volksthümliche dramatische Schwank gehört zur Gattung der sogenannten „Nachspiele“. Es sind dies kurze Spiele, welche auf dem Dorfe gewöhnlich der Darstellung eines ernsteren Stückes, z. B. der Hirlanda, Susanna oder dergleichen folgen und in denen derber Humor besonders zutage tritt. In solchen Nachspielen dient meistentheils die Figur des „Kasperl“, des Hanswurstes besonders zur Belustigung der Zuhörer. Die Handlung des „Nachspieles“ ist gewöhnlich eine dürftige, auf die derben Scherze und Späße wird das Hauptgewicht gelegt, und ist den betreffenden Darstellern hierfür ein weiter Spielraum gelassen. Auch kleine komische Scenen aus dem Bauernleben u. dgl. bilden wohl den Vorwurf zu solchen kurzen Spielen. Bisher wurden meines Wissens keine derselben veröffentlicht. Sie kommen in den Gebieten der deutschen Alpenländer schon seit dem vorigen Jahrhundert vor, wie ja auch auf der Kunstbühne derartige burleske Nachkomödien schon im achtzehnten Jahrhundert und früher üblich waren.

Personen.

Ein geiziger Alter.
Leobinus, dessen Sohn.
Hanswurst, sein Diener.
Melanie } zwei Schäferinnen.
Oliva }
Ein türkischer Räuber.

Erster Auftritt.

Leobinus und Hanswurst.

Leobinus. Komm her, Hanswurst, ich hab dir was zu vertrauen und bin deiner Hilfe sehr bedürftig; wann du mir also in meinem Anliegen Hilfe leistest, auch in allem verschwiegen und geheim dich haltest, so versprich ich dir kräftig, dass ich dich hinfüro nicht mehr als meinen Bedienten, sondern als meinen leiblichen Bruder ansehen werde.

*) Deutsche Volksschauspiele, in Steiermark gesammelt von Dr. Anton Schlossar. Zwei Bände. (Halle. Max Niemeyer. 1891.) Siehe Seite 477.

Hanswurst. Das könnt's leicht versprechen, denn das wissen die Leut eh, dass mir a gleichs Paar Narren z'samm sein: also sein ma glei samma Brüder, mir is schon recht, so kann i di duezen. Ich wir hernach mein Fleiß nit sparen, wann ich dir was helfa kann, und weg'ns Schuehputzen weiß i a schon, wia ma thain: ein Tag putzt du mir meine, den andern Tag ich dir deine, da wern ma abwechseln.

Leobinus. Nein, nicht also, ich mein' es anders: sage mir nur anjetzo aufrichtig, ob du mir zu etwas helfen willst oder nicht, welches auch dein Nutzen und Vergnügen sein kann: wegen der Bruderschaft werden wir ein anderesmal reden.

Hanswurst. Ja, ja, ich versprich dieses aufrichtig, wann's nur was eintragt: aber sag ma na bald, was mir vor ein Nutzen und Vergnügen sein wird.

Leobinus. Ich werde es dir gleich melden und vertrauen; aber eines bitte ich mir aus, du musst mir doch gleichwohl mein' Respect geben, als deinem Herrn, ob mir schon im Herzen Brüder sein: dann erachte selbst, was wurden die Leute denken, wann du mich auch per du nennest.

Hanswurst. Ha, ha, ich versteh schon: mit dem Maul bin i nix Brueder, wanns aufs Duezen und guet fressen und saufen ankäm; ich bin nur Herzensbrueder, wanns in der Noth seids; aber es thuet nix, wann ich nur selm Brueder mit bin, wann einmal Enker reicher Vater stirbt.

Leobinus. Ja, Hanswurst, du hast dich drauf zu verlassen: wann du mir anjetzo helfen kannst, so solltest du ein guten Theil von meines reichen Vaters Vermögen überkommen.

Hanswurst. Nu, wanns selb ist, so wag i mein Leben, mein Hab und Guet; das wissts ja, dass mir nix unmöglich ist, wann ich was anstellen will: so sagts ös nur, mit was ich Enk helfen kann.

Leobinus. Das ist mir alles bewusst. Nun höre mich nur: du weißt, dass vor etlichen Tagen ein türkisches Schiff hier ankommen, auf welchem die zwei schönen Schäfersmädl, die mir schon öfters besucht haben, gefangen sitzen.

Hanswurst. Ja, das weiß ich, weil's alle Tag 24mal hingehts.

Leobinus. Du weißt aber nicht, dass sie mich so inständig gebeten, sie von ihrer Gefangenschaft loszukaufen, und mit was Vergnügen wollte ich meines geizigen Vaters schimmlige alte Thaler und Ducaten darauf anwenden! Wäre es nicht ein recht christliches und dem Himmel wohlgefälliges Werk, diesen zwei armen, holdseligen Gschlaven die Freiheit zu verschaffen? Erwäge es selbst, Hanswurst.

Hanswurst. Ja, freila war's a himmlisches Werk, wanns Enk a paar eigne Menscha kafet's: aber, he, i verstehs schon, i soll Enkern Vata halt 's Geld stehlen dazu! Gelts?

Leobinus. Du muesst dir keine so üblen Gedanken machen von mir, dann wisse, ich bin gesinnt, sobald ich's erhalte, eine davon, nämlich die Melonia, zu meiner Gemahlin zu nehmen. Die zweite behalte ich zu unserer Bedienung. Erdenk also nur eine List, wie mir von meinem Vater Geld bekommen. Der nächste Preis oder Auslosgeld ist 500 Ducaten, und der Termin ist kurz. Heunt bis zehn Uhr nachts sein sie noch in ihrem Gasthof, nachdem aber werden sie wiederum auf die Galere geführt, auf welcher sie um Mitternachtszeit absegeln: alsdann sehen wir sie in unserem Leben nimmer.

Hanswurst. 500 Ducaten kostens, das ist weita kein Bagatell: der Teufel, das ist a theure War, da kauffet i mir schon lieber a hundert Startin Wein, da hätt ana länger zu lecken, als an die zwei Menscherln. Aber was frag i darnach, ös därfts Enk schon verlassen, weil ich Enk's amal

verſprochen han. Hiatzt wir ich halt gehn ſchaun, daſs ich Geld krieg. (Beide ab.)

Zweiter Auftritt.

Der Alte, dann Hanswurſt.

Alter. Ja, ja, es iſt eine ausgemachte Sach, wenn einer einmal alt iſt, da kommen einem erſt die guten Gedanken: aber da iſt es ſchon zu ſpät. Ach, was hätte ich mir in meiner Jugend erſparen können! Wie vieles habe ich muthwillig verſchwendet! Könnte mein Vermögen nicht in einem weit beſſeren Stande ſein, wenn ich wirtſchaftlich gelebt hätte? Ach, du trauriges Zurückdenken!

Hanswurſt kommt. He, Hausknecht, Kuchelmenſch, B'ſchließerin! Wo ſeids denn alle? Zum Teufel, wiſsts ma nit dem alten Geizhalsmeiſter anzurathen? Ich ſoll ihm in' Augenblick haben.

Alter. Was fehlt dir, Hanswurſt, daſs du ſo grauſam ſchreieſt? Iſt etwan ein Unglück vorbeigangen? Sage mir's eilends.

Hanswurſt. A was wir i Enk da ſagen, mein alten Herrn Vater mueſs ich haben, ſonſt is s aus. Hin iſt er, hin iſt er, auf ewig iſt er hin!

Alter. Um des Himmelswillen, was iſt denn, Hanswurſt, ſage an? Hier ſiehſt du mich ja zugegen: ſo erhole dich doch.

Hanswurſt. A, Herr, i hätt Enk vor lauter Verwirrung bald nit dakennt. Hiazt loſts nur glei, was z'loſen iſt und denkts, was mir vor a Unglück ghabt ham: das iſt ein Unglück weit größa als a Fueder Heu; ſchauts nur glei, ich und Enker Sohn, der Herr Leobinus, ſein ſpazieren ausganga aufn Meerhafn auſſa, und da haben mir a türkiſches Schiff g'ſehn, dös ham mir a weil betracht, weil's ſo viel ſchön is geweſen; aſt is glei a türkiſcher Glatzkopf auſſakemma und hat uns auf an Käuer eing'laden, das ham mir ihm aus Höflichkeit nit abſchlagen wollen und ſein halt aufs Schiff ganga und ham Käuer trunka; daweil ſein dö türkiſchen Spitzbueben davong'fahren und haben uns als Gſchlaven wollen mitnehma; ſobald ich aber das Ding hab wahrg'nomma, ſo hab ich g'ſchwindt zum Bitten g'ſchaut und hab g'ſagt, daſs mein Herr an' reichen Vater hat, der ſein' Sohn gewiſs nit wird ſitzen laſſen.

Alter. Aber warum denn ſo einfältig? Was habt ihr im Schiff zu machen? Ach, ach, das wird gut herauskommen, mir ſtehen ſchon alle Haare geg'n Berg. Wo iſt denn mein Sohn Leobinus anjetzo?

Hanswurſt. Ja, Herr, wo wird a ſein? Er iſt halt noch in der Galern beim Türken. Mi aber habens zuruckg'ſchickt, ich ſoll Enk ſagen, ob's ihm wöllts auslöſen oder nicht.

Alter. O türkiſcher Galgendieb, du raubeſt mir mein Leben. Eilends lauf, Hanswurſt, hole die Wacht, daſs ſie das türkiſche Raubſchiff einholen und mir mein' Sohn wieder erlöſen.

Hanswurſt. Ach, wie einfältig denkt Ihr, Herr. Eine ganze Armee Soldaten ſind nicht imſtand, das einzige Türkenſchiff zu erobern, dann es iſt größer und ſtärker als das ganze Land Steyer. Da iſt kein anderes Mittel, als mit Geld kann man ihn wieder erlöſen, und das in möglichſter Kürze; in zwei Stunden ſein ſie ſonſt weg.

Alter. Wo aber hernehmen, du Ochs? Warum ſeid ihr ſo dumm und ſeid hineingegangen! O du mörderiſcher Türk, o du leichtfertiger Sohn! Iſt das erlaubt, mich um das Meinige zu bringen? Es müſst kein Recht mehr auf der Welt ſein, wann dieſes geht. Aber ſage mir, Hanswurſt, ſoll denn gar kein anderes Mittel mehr zu erdenken ſein, meinen Sohn zu entledigen?

Hanswurſt. Nein, in dieſem Stück iſt nicht leicht zu helfen, und kann auch keine Obrigkeit, kein König,

kein Kaiser helfen, als das einzige Geld, und das leidet gar kein Aufschub mehr. Ich sag Euk zum letztenmal, wollts ausrucken oder nicht?

Alter. Ach, gerechter Himmel, du weißt, wie hart es mir ankommt, nur zu fragen, wie viel es dann kosten möchte, aber doch mueſs ich mich überwinden, weil es nicht anders sein kann. Sage mir, Hanswurſt, wie viel Groschen er dann Trinkgeld verlangt, wann er mir dann meinen Sohn wieder zurückschickt.

Hanswurſt. Ei ja, Groschen, da wär gar kein Reden davon. 500 Ducaten müſſen sein, und wenn einer abgeht, so lasst er'n nit aus.

Alter. Au weh, Hanswurſt, halte mich, labe mich und erquicke mich. Diese 500 Ducaten werden mich mein Leben kosten, sie werden mir den Schlagfluſs zuziehen, und das wird mir das Herz abstoßen. (Fällt um.)

Hanswurſt. Nu, das ist brav. Hiazt, wann der Alte marixelt, so krieg'n ma's Geld alls mitanander, wanns nur sein Ernst war! Mueſs schon gehn visitieren. (Schaut den Alten an.) Es ist, mein Aid, kein G'spaſs net, der Alte ist völlig in da Tattna. Aber was frag ich darnach? Desto leichter will ich's Geld kriegen. Stirbt a, so kriegts ohnedem mein Herr und kimmt a wieda davon, so soll a ma's nit amal wahrnehmen, dass ich ihm 500 Ducaten g'holt han. Hiazt wir i ihm gehn in sein Zimmer bringa und wir'n schön gemachla ausziehen und ins Bett legen; aſt wir i wohl in Schlüſſel finden, wann i amal d'Hosen in Händen han, zu seiner Geldtruhen. Nur schön stat hiazt. (Nimmt den Alten, zieht ihn hinein.) Ha, ha, ha, ha, ha, ha! (Beide ab.)

Dritter Auftritt.

Oliva und Melonia sitzen geschlossen und von einem Türken bewacht.

Oliva. O, meine allerliebste Schwester, wie hart erwarte ich die erwünschte Zeit, da unser Erretter uns zu kommen versprochen hat. Ich zweifle sehr, ob er mehr kommt.

Melonia. Ei, habe doch keine so schlimmen Gedanken. Ich kann dich gewiss versichern, dass er sein Wort treulich halten werde, du bist immer ungeduldig und kannst nichts erwarten.

Oliva. Ja, es ist die Wahrheit: aber wäre es denn ein Wunder, in unserm Unglück verdrießlich zu werden, da wir unschuldig so vieles leiden müſsen? Und wer weiß, was noch vor Elend uns bevorstehet, wann wir anjetzo nicht auskauft und erlöset werden: kommen wir einmal unter die türkischen Völker hinein, so können mir an Seel und Leib unglücklich sein.

Melonia. Meine Schwester, denke immer an dieses: Wir sein so viel schon als in der Freiheit, denn ich kenne mein' Geliebten sein treues Herz und weiß gewiss, dass er uns nicht verlasset. Sei nicht so melancholisch, sing viel lieber ein Schäferlied von unserem vorigen Vergnügen.

Vierter Auftritt.

Oliva und Melonia singen ein Lied, darauf tritt Leobinus auf.

Leobinus. Ach, wie angenehm, meine Schönen, waren eure Stimmen zu vernehmen. Ihr beklaget zwar billig Eure harte Gefangenschaft, aber ich erfreue mich vielmehr euer Erretter zu sein, weil ich vergewissert bin, dass ihr mehr meine Person als meine Gutthat liebet. Seiet getröst, eure eisernen harten Fesseln sollen in Kürze in Liebesfesseln verwandelt werden, mein getreuer Bedienter wird das Lösegeld wohl bringen.

Melonia. Danke Ihnen der Himmel, mein englischer Leobinus, vor Ihr gutes treues Herz, das Sie mir geschenket und welches verursacht hat, dass Sie uns arme Gschlavinnen aus denen wüthenden türkischen Händen gerissen. Ich verspreche Ihnen, Sie zu lieben und zu ehren meine

ganze Lebenszeit, wie die allerverliebteste Braut ihren Bräutigam immer lieben kann. Meine Schwester kann Ihnen ebenfalls tausend Dank erstatten.

Oliva. Ich sage Ihnen gleichen Dank, mein großmüthiger Erretter und allerliebster zukünftiger Herr Schwager. Ich versprich ein Gleiches, Sie in Ihrem Dienst so zu ehren und zu dienen, dass alle Ihre Befehle nach Ihrem Augenwunsch vollzogen werden; der Himmel zahle das Mehrere.

Leobinus. Unterlasset dieses, es ist genug, ihr schönen Seelen; euer gutes und dankbares Gemüth ersetzet mir diese Kleinigkeit genugsam.

Fünfter Auftritt.

Hanswurst und Türke treten auf.

Hanswurst. Ha, ha, ich mein', ös habts enk schon versprochen g'habt mitanander. He, Herr, warts a bissel, ös müsst ma ane zuekomma lassen.

Leobinus. Bist du hier, Hanswurst? Das ist gut. Gib dem Türken das Geld. Erhandelst du was, so gehört es dein. Ich habe indessen mit ihnen zu sprechen.

Hanswurst. Schon recht, das wir ich probieren. Allo Meister Ratzbart, los auf: wann du handeln lasst, kriegst Geld. Wie theuer sind die Kalmerln da?

Türke. Kurasco scheppertolly na ticoth.

Hanswurst. Was? Sternvoll ist der Dickkopf.

Türke. Nergo Nollorumb 500 Tugatt.

Hanswurst. Ja; ja, 500 aufn Hintern. (Zählt Geld auf.) No schau, Bruder, lass g'scheha, da hast Geld.

Türke. Scherbo, scherbo duth bologarschi. (Nimmt das Geld und geht ab.)

Hanswurst. Scherfy, scherfy — und hol di der —, du verzweifelter Grindschipl, du glatzschädlater du, weils d' nur amal fort bist. Das hat g'rathen. Den Kerl hab i ang'schmiert, er mueſs 's deutsche Geld nit recht kenna, ich hab ihm anstatt Ducaten lauter Kupferpfennig geben. Hiazt sein die Ducati mir blieben.

Leobinus. Bist du schon richtig, Hanswurst mit dem Handel? Weil der Türk schon fort ist, so gehen wir auch.

Hanswurst. Ja Herr, d' Menscha sein schon unsa; aber no aus, eine müssts mir lassen, dann schauts, das war g'feilt. Meints weils so hübsch klein sein, wöllts ös alle zwei g'halten? Aber das geht nit; schauts, sö ham mi a viel Müh kost.

Leobinus. Es ist wahr, du hast in diesem Stuck dich sehr wohl gehalten; wann die schöne Oliva mit dir zufrieden ist, so wünsche ich euch viel Tausend Glück zu eurer Verlobung.

Oliva. Ich bin mit ihm vollständig zufrieden, er scheinet mir ein lustiger Mensch zu sein, und einen solchen hätt ich mir schon längst gewunschen.

Hanswurst. Schon recht, Schatzerl, mir is af a Haar a so; sie scheint mir a hübsches Menscherl zu sein, und a sölteri hätt ich mir längst gern zueg'legt. Aber stat, es kommt der Alte herein, ich hab ihn schon rochen g'hört, wir müssen uns a weng auf die Seiten machen und zuhörn, was er sagt.

Leobinus. Ja, gehen wir etwas abseits: du aber, Hanswurst, hör ihm zu und wann du Gelegenheit hast, so rede mit ihm wegen unserer Hochzeit-Veranstaltung so gut du kannst. (Geht mit den Mädchen ab.)

Sechster Auftritt.

Alter tritt auf.

Alter. Dem Himmel sei Dank, dass ich mich von meiner Ohnmacht wiederum erholt habe! Aber was nutzt es mich? Wie lang wird es dauern? Sobald ich von meinem Sohn wiederum Nachricht erhalte. Ein Weiteres: ist er verloren, oder ich muss 500 Ducaten

geben, und dieſes iſt mir ein gleicher Donnerſchlag in mein Herz. Wann ich nur dieſesmal noch gute Nachricht von ihm erhielte!

Hanswurſt. A, das is brav, daſs ich Enk wieder g'ſunder antriff. Wiſsts was Neues? Enker Sohn is wieda zuruckkemma; wiſsts aber, wer'n ausg'löst hat? Schauts, ſein' Liebſte is ſo guet g'weſen und hat 500 Ducaten hergeben vor ihm; aber halt 's Heiraten hat er ihr verſprechen müſſen.

Alter. Was ſagſt du, Hanswurſt? Ach, du gibſt mir das Leben wieder! Das is ein ehrlichs Madl, dieſe möcht ich bald ſehen und als meine Schwiegertochter begrüßen. Geh', laſs ſie zu mir kommen.

Hanswurſt. Ja, Herr, ſie ſein juſt Enk hamſuechen ganga: wann's ös feha wöllts, müeſsts g'ſchwind ham gehn, ſonſt möchts ſö verdrießen.

Alter. Das iſt auch wahr, werde keine Zeit verſäumen. Komm nach, Hanswurſt. (Ab.)

Hanswurſt.

Geh nur, Alter, biſt g'nung b.
Ich werd ſchon nachkommen,
Du ſollſt deine Ducaten büßen,
Die ich dir hab genommen.

Nun ſieh ein jeder und betracht,
Wie's Geizigen thuet gehen:
Indeſſen wünſch ein' gute Nacht
Bis aufs Wiederſehen.

Lehrling-Leben

vor ſechzig Jahren.

Erzählt von Sebaſtian Geiſt.

Nachdem ich weit in der Welt herumgekommen, alt geworden bin und allerhand erfahren habe, erſucht mich der Heimgärtner, zu beſchreiben, wie es mir einſt in guter alter Zeit als Lehrling ergangen iſt. Man will eben wieder einmal erinnern an — dazumal. Gut, ich bin von dazumal und will die höchſt gewöhnliche Hiſtorie, die ſo vielen paſſiert iſt, gerne erzählen.

Hier eine kurze Beſchreibung meiner Lehrzeit in Wien bis zum ſelbſtändigen Geſchäftsanfang.

Lehrvertrag

zwiſchen

Herrn Seiberl Johann, bürgerlichen Uhrmachermeiſter, Schottenfeld, Kaiſerſtraße Nr. 309 in der kaiſerlich königlichen Haupt- und Reſidenzſtadt Wien, und dem Geiſt Sebaſtian, 12 Jahre alt, aus Stadt-Volkach im Untermainkreis des Königreichs Bayern.

Dieſelben ſchließen folgenden Lehrvertrag ab:

I. Seiberl Johann nimmt benannten Lehrling auf ſechs Jahre von heute ab in die Lehre und verſpricht, denſelben in ſeinem Handwerke gut zu unterrichten, zu verköſtigen, zu logieren und zu kleiden.

Der Lehrherr hat bei guter Aufführung des Lehrlings, und wenn derſelbe imſtande iſt, ſein Geſellenſtück gut zu machen, nach abgelaufener Lehrzeit — zur Freiſprechung — demſelben ein neues Gewand machen zu laſſen.

II. Der Lehrling Geist Seb. hat seinem Lehrherrn in allen Dingen unbedingt Folge zu leisten, ihm zu gehorsamen, sich in jeder Weise der Hausordnung zu fügen, durch Fleiß und Aufmerksamkeit im Handwerk, sowie durch sittliches Betragen sich der Zunft würdig zu erweisen, ansonst derselbe nicht freigesprochen würde.

Aufgedungen durch die Beisitzer der Großuhrmacher in der kais. königl. Haupt- und Residenzstadt Wien, am 25. August 1831.

Schießl, I. Beisitzer.
Pleitinger, II. Beisitzer.
Winter, III. Beisitzer.

So etwa lautete die Unterwerfungserklärung eines Kindes unter sechsjährige Sclaverei.

Mein guter Vater, selbst in permanentem Nothstande, schätzte sich und mich glücklich ob des gelungenen Unterstandes, denn der Uhrmacher Seiberl war, trotz seiner Klumpfüße, ein, wie man so sagt, ordentlicher Uhrmacher. Hatte doch mein Vater das Geschick, dass ich zum viertenmale in die Lehre kam. Erst zu einem Wagenlackierer, dort war ich 6 Wochen lang. Man schickte mich nach dieser Zeit, als zu schwach für dieses Handwerk, nachhause. Ich konnte nicht kräftig genug Farben reiben und zum Wagenschieben war ich gleich gar nicht zu gebrauchen. Nachher kam ich zu dem Gürtlermeister Tettenborn, da lief ich selbst davon, denn als Kindsmagd und Laufjunge auch noch schmale Kost und Prügel zu bekommen, das behagte mir gar nicht. Dann kam ich in den Wiener Vorort, nach dem lustigen Neulerchenfeld, wo in manchen Straßen jedes einzelne Haus ein Wirtshaus war, zu einem Uhrmacher in die Lehre. Das war doch etwas Nobles! Denn Schuster oder Schneider wollte ich auch gerade nicht werden, obwohl mir die Wahl frei stand. Auch war mein Vater zu stolz, als Maler so tief herabzusteigen. Sein Elend war immer noch nicht groß genug, um seine werten Nachkommen in so niederer Sphäre zu sehen. (?) Leider hörte mein Vater, dass bei meinem Meister keine ganzen Uhren, sondern bloß Theile davon gemacht würden, und dass derselbe bloß ein „befugter", kein „bürgerlicher" Meister wäre, und so holte er zu meiner Freude mich nach Umfluss von 14 Tagen wieder ab. Ach wie viele Schuster und Schneider waren Fürsten gegenüber diesem Uhrmacher! Ich war zufrieden, aus dieser Spelunke wegzukommen. Also trat ich nach einiger Zeit bei dem Herrn Joh. Seiberl, „bürgerlichem Großuhrmacher", in die Lehre. Wir machten neue Pendeluhren aus Messing von A bis Z. Meinem Meister gebe ich heute noch das Zeugnis, welches er mir bei meinem Abschied in die Heimat gab: er war ein rechtschaffener, fleißiger Mann. Er bedauerte nur, dass ich weggieng, und meinte, dass ich schwerlich wo anders, als bei ihm, was Rechtes lernen könne. Er gehörte allerdings schon zu den besseren Uhrmachern, hatte er doch sogar eine „Rädereinschneidmaschine", was die Wenigsten hatten, denn eine solche kostete beinahe hundert Gulden. Wie — freundlich diese sechs Jahre verflossen, das zu erzählen, erlasse man mir. Obschon mein Meister ein gerecht denkender Mann war, aber in immerwährendem Kampfe mit der Noth, was läßt sich da thun? Es waren sechs Gesellen da und auch meistens drei Lehrjungen. Wir arbeiteten jeden Tag im Sommer von früh 5 Uhr bis abends 8½ Uhr, im Winter von früh 6 Uhr bis abends 10 Uhr. Sonntags wurde nur vormittags gearbeitet. Pausen unter dieser Arbeitszeit gab es nicht, nur so lange Zeit, als wir zum Essen brauchten. Das Frühstück, welches immer nur in einem Stück trockenen Brotes bestand, konnten wir beim Arbeiten essen. Mit fünf bis sechs Bissen war das abgemacht. An den Mittagstisch,

der in der Werkstätte stattfand, gieng jeder, sein dreibeiniges Sitzgestell an den Hintern haltend, zur „Tafel“; der älteste Geselle saß dem Meister zur Linken, dann kamen die anderen je nach der Zeit ihres Arbeitsantrittes, nachher der älteste Lehrling in derselben Reihenfolge. Zur Rechten des Meisters saß die theuere Gattin mit der spitzen Nase und den scharfen Augen. Ihr schloss sich das jüngste der vier Kinder an und so weiter, bis der älteste Sohn sich dem jüngsten Lehrling anschloss. Consequenz und strikte Ordnung herrschte nach dieser Seite im „Hause Seiberl“. Mit dem Essen gieng's etwas anders. Die Frau bekleidete die erste Stelle am Tische. Sie legte vor: zuerst dem Herrn, dann den Kindern, nachher kommt der Altgeselle zum Herausnehmen der Speisen, dann der zweite u. s. w. Der jüngste Lehrling ist bei diesem Geschäfte immer der letzte. Für ihn besteht nun die fatale Gebräuchlichkeit, dass Gehilfen und Lehrlinge sich gleichzeitig vom Tische erheben und an die sofortige Wiederaufnahme der Arbeit gehen. Da der Altgeselle zuerst anfängt mit dem Essen, so ist er natürlich auch am schnellsten fertig, aber der jüngste Lehrling hält da noch bei der Suppe, und bei aller Hast gelingt es ihm nur selten, zur rechten Zeit fertig zu sein, und im Schweiße seines Angesichts wendet er die Blicke zagend zum Altgesellen, der schon räuspert als Mahnruf an den eifrigen Schüler, sich zu sputen. Endlich steht er aber doch auf, ewig kann er ja nicht hocken bleiben, die anderen mit ihm, so ist's einmal Brauch, hämische Blicke von allen Seiten, hungrig noch, mit verbrannter Zunge entschließt er sich endlich, unter dem höhnischen Lächeln seiner Freunde, sich vom Schauplatz zurückzuziehen, unter heftigem Würgen der letzten Bissen. Als besondere Gnade rechnet er es, wenn nicht die Bemerkung fällt: „Schau den Wastel, wie fleißig der ist, beim Arbeiten da schwitzt er nie!“ Mitunter, wenn des Morgens, nachdem die Herrschaft ihren Kaffee getrunken hat und wenn der jüngste Lehrling den Gesellen ihr Frühstück, Brot, Bier oder Schnaps, Käse, Wurst oder Speck, gebracht hat, nimmt derselbe den Laib Brot und geht damit zum „Herrn“, der dann für die Lehrlinge die Stücke abschneidet, wenn aber der Herr gerade keine Zeit hat, zur Frau. Diese hat nicht selten mir gegenüber die freundliche Ansprache gethan: „Na, darauf vergesst ihr nicht, nicht wahr?“

Das Abendessen bestand aus einer dünnen Suppe und einem vorgelegten Stück Brot's. Selten kam eine Schüssel Kartoffeln oder etwas übriggebliebenes Gemüse. Die Gesellen hatten bloß Mittagstisch und Bett. Jeder arbeitete nebstdem stets nach Stückzahl. Was lag auch daran, wenn so ein angestrengter ausgehungerter Junge krank wurde und starb; er kam ins Hospital, wo täglich 30 bis 40 Leichen zur Beerdigung kommen, ganz abgesehen von jener größeren Zahl, die nachts, in einen geschlossenen Wagen gebracht, wie Dünger in die Grube geworfen wurden. Denn Gräber gibt es da nicht. Lange Gräben werden aufgeworfen und dort werden jene, die Särge bekommen, kreuz und quer eingeschichtet, die anderen aber nachts *nachgefüllt*, dann zugeworfen mit Erde. Das ist das Schicksal von Hunderten täglich in den „*bedeutenden Centren*“, den großen Hauptstädten. Was ist da der Einzelne wert, wo Hundert schon auf seinen Tod warten? — So war es schon vor 60 Jahren in der „*Metropole*“ Wien, so ist es wohl überall in den großen Städten. Ich finde kaum Worte, die Verwunderung oder die Entrüstung auszudrücken über den Blödsinn oder die Niedertracht, welche *darüber* zu schweigen versteht! — Weil es im Dunkel der Nacht geschieht, weil die Schandthaten der Bösen sich in abgeschlossenen Räumen

zutragen, weil die Bedrängten, unfähig des Wortes, in tiefer socialer Lage sind, verhallen die Schreckensrufe lautlos, denn die sogenannte „gute Gesellschaft“ fühlt sich sonst in ihrem Lebensgenusse gestört, und ein Drittel der Pressknechten verkündigen Größe und Wohlstand, weil sie Mitgenießende sind, und wer es wagt, öffentlich davon nur zu sprechen, ist Socialist oder gar Anarchist, d. h. ärger als Räuber und Mörder. Nach dieser Abschweifung kehre ich wieder zur Sache zurück.

Wenn ich in jenen Tagen manchmal in die eigentliche Stadt kam, wo die Hauptpolizeidirection war, so fand ich des Morgens von 9 Uhr an jeden Tag 200—300 zugewanderte Handwerksburschen, die dort, in Reih' und Glied aufgestellt, der Dinge harrten, denn an den Durchbrüchen der Linienumwallung standen Polizeiposten, wo jeder fremde Arbeiter seinen Pass oder sein Wanderbuch abgeben musste, das er dann des anderen Tage dort, nachdem es geprüft worden, wieder abholte, um entweder sofort wieder ausgewiesen zu werden, d. h. per Schub oder mit bloß freundnachbarlicher Weisung die Stadt zu verlassen. Oder es wurde ihm die Herberge angewiesen unter dem Bedeuten, sich drei Tage lang um Arbeit zu erkundigen, nach Verlauf dieser Zeit aber sofort sich wieder zur Polizei zu begeben, wo ihm sein Wanderbuch mit der Visierung nach dem nächsten Gerichtssitze wieder zugestellt. Bevor dies aber geschah, musste der Geselle sich in das Zimmer des Physikus (nämlich eines verdorbenen Barbiers) verfügen, wo er untersucht wurde, ob er nicht mit einer ansteckenden Krankheit, der Krätze oder dergleichen, behaftet wäre, in welchem Falle derselbe in ein Spital dirigiert wurde, um dort curiert und dann erst entlassen zu werden. Am nächsten Amtsbezirk hatte sich der Arbeiter, gleichviel, ob es ein gebildeter junger Mann oder ein rüder Bursche war, wieder der betreffenden Polizei vorzustellen, wo die gleiche Procedur von vorne anging, oder wenn er nur den Amtsbezirk durchreiste, wurde sein Wanderbuch untersucht und mit Datum und Stempel versehen. Wie ein Verbrecher stand er unter fortwährender Polizeicontrole und jeder Gendarm hatte das Recht und die Pflicht, wo er irgend den Gesellen antraf, ihn um seine Reisepapiere zu visitieren, und, wenn derselbe nicht alles in strenger Ordnung fand, zum letzten Gerichtssitze zwangsweise zurückzuführen. Mitunter kam dieses des Tages zwei- bis dreimal vor, dass er „visieren lassen“ musste. Sein Weg, den er zu nehmen hatte, wurde ihm vorgeschrieben, und jede Abweichung geahndet. Der junge Mann konnte deshalb des Tages nur kurze Strecken zurücklegen, blieb er aber länger als vier Wochen, ohne Arbeit zu finden, auf der Fußreise, wurde er per Gendarm in die Heimatgemeinde abgeschoben, wo natürlich wieder nichts zu holen war. Die Heimatpolizei visierte ihn also wieder weiter, und der Rundgang begann von vorne. Jeder junge Handwerker war zugleich gezwungen, drei Jahre in der Fremde zuzubringen, sonst durfte er weder heiraten noch ein Geschäft beginnen. Außerdem musste zu jener Zeit jeder taugliche junge Mann in Österreich 14 Jahre Militärdienste für das Vaterland leisten, in Bayern aber bloß 6 Jahre. So waren die Dinge beschaffen. Wenn nun ein junger Mann Wanderjahre und Militärdienstzeit überstanden hatte und selbst ein Geschäft anfangen wollte, so musste er erst ein Meisterstück machen, das meinem ehemaligen Collegen Völk in Würzburg sieben Monate Zeit und mindestens 200 Gulden Geld kostete. Nachdem er fertig war, wurde es von den alten Geschäftsmeistern des Ortes, deren College er werden wollte, verworfen. Er musste nun ein Jahr lang weiter warten,

dann begann die Meisterstückmacherei aufs neue. Jetzt musste er um die Erlaubnis, sein Geschäft beginnen zu dürfen, sich bewerben, welches Gesuch nicht selten einige Jahre unbeschieden blieb, denn — „das Gewerbe ist übersetzt!“ hieß es. Da hatten die alten Zunftmeister gute Tage, nämlich keine Concurrenz. Ähnlich gieng es auch mir. Doch gelang mir dies eher. Mit der Erlaubnis, arbeiten zu dürfen, in der Hand, begann ein neuer Trubel. Da musste man erst noch das Bürgerrecht erwerben und sich militärisch als Landwehrmann auf eigene Kosten ausrüsten. Jeder neue Bürger hatte gleichzeitig einen neuen ledernen Feuereimer anzuschaffen. Wollte er nun heiraten, so musste erst Vermögen nachgewiesen werden und es gieng die Hatz von neuem an. Bei nur wenigen gieng dies alles glatt ab, nur die „rechtschaffenen Leute“, d. h. solche, die ziemlich Geld hatten, siegten leicht.

Warum ich diese alten Geschichten auftische, die doch längst überwundene Standpunkte sind? Keineswegs überwunden, sondern nur — verändert. Es ist der permanente Ringkampf ums Wohlsein der Menschen untereinander. In diesem Trubel hält es schwer, ehrlich aufrecht zu stehen. Aber die geweckten Geister, die nicht im Dusel leben, jene, welche die Ohren spitzen und die Taschen zuhalten, diese werden am wenigsten geschoren!

Die umworbene Schöne.

Ein ländliches Bildchen von R.

Sitzen sie da, ihrer drei, jedes mit seinem Instrumente. Saiten und Pfeifen! Aber die letzteren werden geblasen, ohne dass sie tönen, anstatt Klang — Rauch! Da hast du etwas Armseliges gelernt, du derber, zuhabiger Bursch! Wird dir nicht unbehaglich, wenn du siehst und hörst, wie die Töne der anderen Instrumente so lieblich schmiegsam, so verständnisinnig und traut zusammenklingen?

Was mögen sie spielen auf ihren bäuerlichen Lyren? Was mögen sie singen dazu? Von Hass? Von Heldenthaten hoch zu Ross? Von Schlachten und vom Sterben? Ich glaube nicht. Da klingt durch der Menschheit Kette von Glied zu Glied ein süßes, glutheißes Lied, verstanden von allen Geschlechtern, verstanden zu allen Zeiten. Die gewaltigsten Thaten, die gräßlichsten Leiden, die unergründlichsten Sünden, die herrlichsten Tugenden werden wie bunte Perlen aneinander gefügt, zusammengehalten von dem goldenen Faden des Liedes, dessen erster und letzter, dessen einziger Laut das jauchzende, zagende, weinende Stammeln ist: Ich liebe dich!

Ob nun einer seinem Schatze dieses Lied singt oder spielt, oder schweigt oder raucht, das ist eigentlich einerlei, die Hauptsache dabei sind funkelnde Augen und frischrothe Lippen. — Na also, da sitzen sie beisammen.

Die beiden alten Knaben strengen sich tapfer an um die dralle Agathel.

Am Sonntag nachmittag ist's, dachte sich die Agathel, sie nehme ein wenig die Zither auf den Schoß, um

Gott zu Ehr einen Steirischen aufzuspielen. Und wenn's die Mannsleute hören, die draußen vorbeigehen und stehen bleiben, so ist das auch kein Unglück. Na freilich ist's kein's, du feines Dirndel, du!

Und der Sägemeister Luidel hört's, stellt sich bald ein mit seiner „Zupfgeigen", die er gerade vom Wirtshaus mit heimtragen will.

„Bist leicht allein daheim, Dirndel?" fragt er. „Nachher will ich dich ein bissel begleiten."

„Wenn du gut begleitest", antwortet sie, „so thun wir halt eins miteinand."

Er zwinkert sie an. Er ist in den Jahren, wo die Liebe das zweitemal blüht — eine ganz verhexte Zeit, wenn der Apfelbaum zarte Röslein trägt im Herbst, da auf anderen Bäumen schon die reife Frucht prangt. Aber es macht nichts, die Leute eilen zusammen und rufen: Seht, da blüht noch ein Apfelbaum! Und schier so guckig werden die jungen Dirndeln, wenn ein Mannsbild den Johannestrieb ansetzt.

Der Luidel weiß so alte Volkslieder und erwischt alsbald das richtige.

Klimp — klimp — klimp, auf den Saiten, und er hebt an:

„Ich hab' dich lieber als Haus und Ham (Heim)
Und als mein Bett, wo ich schlaf und tram (träume)."

Hier wird er schon unterbrochen. Der Halter-Michel hat im Vorbeigehen das Klingen gehört, und hätte er es auch nicht gehört, er wäre doch in die Hütte geschlichen, denn draußen unter freiem Himmel könnte es regnen. Es war zwar ganz heiter und kein Wölkchen stand am Himmel; umso besser, braucht sich einer nicht zu eilen auf dem Heimweg, kann sich ein wenig aufhalten bei der Agathel.

Eintretend sieht er, der Michel, es ist schon einer da. Das macht nichts, ihm — das weiß er aus Erfahrung, — ihm wird nicht leicht einer gefährlich. Er braucht sein Liebeslied gar nicht zu singen, er schweigt es den Weibern vor, und jede hört ihm zu, so schön kann er schweigen. Der Michel setzt sich neben das Dirndel auf die Bank und sagt bedächtig: „Na, spielt's eins, allzwei, ich hör' euch zu." Sonst sagt er nichts, zündet die Pfeife an und hört auch schön zu.

Der Luidel läßt die seine gar nicht ausgehen, auch beim Singen nicht. Also — klimp — klimp — und fährt fort, zwischen Zähnen und Schnurrbart hervor also zu singen:

„Ich hab' dich lieber als Haus und Ham,
Und als mein Bett, wo ich schlaf' und tram,
Ich hab' dich lieber als Roß und Wag'n.
So lieb — ich kann dir's gar nit sag'n."

Jetzt klimpert auch sie auf ihrer Zither, schlägt die Augen nieder und singt mit feiner, weicher Stimme:

„Ich hab' dich lieber als Kuh und Gas (Geiß),
Als Milch und Butter, als Rahm und Kas (Käse),
Ich hab' dich lieber als Zucker und Meth,
Mein feiner Bursch, du glaubst mir's net."

Hierauf wieder der alte Luidel:

„Ich hab' dich lieber als die Kugelstatt,
Wann's auch neun neue Kegel hat,
Ich hab' dich lieber als Bier und Wein,
O wann ich nur oft bei dir kunnt sein."

Dann das Dirndel:

„Ich hab' dich lieber als mein' Mutter gar,
Ich hab' dich lieber als das Kranzel im Haar,
Lieber als Vetter und Muhm, als Godel und Göd,
Mein Knab' nur weiter sag'n thu's net."

Und jetzt klingen Zither und Guitarre, ihre Kehle und seine Kehle zusammen:

„Wir haben uns gern, so gern, so gern,
Kunnt eins dem andern nit lieber wern.
Das Gernhab'n, ach, das ist ein' Freud,
So groß, wie die himmlisch' Seligkeit!"

Das Lied ist aus. Der Luidel klimpert eine Weile nach, der Michel bläst ein paar Rauchwölklein von sich und schmunzelt. Die kann sich verstellen! Das ist sein Gedanke.

Die Agathel thut, als wäre er gar nicht da, der Halter-Michel. Sie spricht nur mit dem Luidel und sagt: „Willst du heut' noch hinüber in den Kargraben?"

„Na freilich", sagt der Luidel.

„Nachher hast bald Zeit, dass du gehst. Der Weg ist weit hinüber in den Kargraben."

„Wenn ich auch in die Nacht komm', das macht mir nichts", sagt der Luidel.

„Es wird aber stockfinster werden unterwegs in den Kargraben", gibt das Dirndel zu bedenken, „und morgen wirst zeitig bei deiner Holzsäg' sein müssen. In deinem Alter braucht der Mensch schon nachtschlafend' Stund."

Jetzt schaut der Luidel einmal auf. Er schaut das Dirndel an, er schaut den Burschen an, der neben ihr sitzt und jetzt sachte seinen Arm um ihren Nacken legt.

„Ihr Saggera!" murmelt er endlich, „mir scheint, ihr wollt mich draußen haben! Ist ja rechtschaffen lieb von dir, Agathel, dass du dich so bekümmerst um meine nachtschlafend Stund; solltest es aber schon wieder vergessen haben, was du mir just voreh zugesungen hast?"

„Was hab' ich dir denn zugesungen?" lacht sie. „Ich hab' halt ein altes Lied gesungen, du hast mich begleitet, und wen ich gemeint hab' im Lied, das geht niemand nichts an."

„So!" murmelt er. „So! Seine hageren Finger zupfen noch ein paarmal an den Saiten, dann sagt er: „Ist mir schon um jeden Ton leid, den ich da hab' losgelassen, meiner Seel'!" Packt die Guitarre zusammen, wirft den Rock über die Achsel und stolpert schiefeckig zur Thür hinaus.

„Und jetzt, Michel, jetzt singen wir zwei!" sagt die Agathel schneidig zum Burschen.

„Singen?" antwortet dieser langsam, „singen ist mir zu ödweilig."

„So spielst halt eins auf der Zither."

„Zitherspielen? Ah na, das kann ich nit."

„Ja, was willst denn nachher da?"

„Ich? — Was ich will? — Dirndel!" Er legt den Arm noch enger um ihren Nacken und will es so einrichten, dass seine Wangen den ihren nahe kämen.

Die Agathel steht rasch auf und sagt: „Bübel, du irrst dich! Geh du nur hinab ins Kroißdorf, dort ist eine, die verlangt sich nach dir. Im Tannerhof wartet auch eine auf dich. Willst du eine dritte foppen in diesem Monat?"

„Warum", so meint nun der gedästete Michel mit träger Geberde, „warum hast denn nachher den Sägemeister fortgeschickt?"

„Damit ich dich nachschicken kann."

„Wenn ich aber nit geh?"

„Nachher wirst halt fliegen."

In dem Augenblicke weiß der Halter-Michel nicht recht, wie das gemeint ist. Wie kann er denn fliegen, wenn er kein Vogel ist? — Nicht lange Zeit vergeht und er begreift. Ein strammer, bildhübscher Jäger tritt in die Stube. Die Agathel geht ihm entgegen, gibt ihm die Hand und sagt: „Grüß dich Gott, Anton!"

Der Jäger hat ein glühendes Auge, mit diesem schaut er zuerst das Dirndel an und dann den Halter, der missmuthig in der Ecke kauert.

„Was will denn der da!" sagt der Jäger, zwar fast leise sagt er's, aber der Michel ist nicht schwerhörig. Ziemlich flink steht er auf und eilt zur Thür hinaus.

Auch wir glauben, dass wir überflüssig sind in der Hütte, daher treten wir ins Freie — wegen der gesunden Luft. Doch mögen wir es nicht lassen, an der Wand ein bisschen zu horchen. Drinnen wiegen und schmiegen zwei schöne Stimmen sich aneinander und singen trautsam leise:

„Wir haben uns gern, so gern, so gern,
Kunnt eins dem andern nit lieber wern.
Das Gernhab'n, ach, das ist ein' Freud,
So groß, wie die himmlisch' Seligkeit."

Der Geschichtenerzähler.

Eins aus dem Alpendorfe.

Der Himmel dämmerig, die Luft frostig, die Wege verschneit, die Füße steif, der Magen leer — also sah und empfand der alte Gigeri-Gogg die Welt Gottes. Aber Gott läßt sich seiner Welt nicht spotten, selbst einem alten Manne gegenüber nicht, der mit allerlei Fabeln und frommen Sprüchen von Hof zu Hof hausieren geht und für die schönen, wohlgesetzten und gereimten Segenssprüche milde Gaben einheimst.

Also steht auf der hohen Eigen der Stöckelhof da, mit Wohlstand gesegnet und munteren Kindern in allen Größen und Farben. Was soll der Gigeri-Gogg dem Stöckelhof wünschen? Der Stöckelhofer hat ja alles, was er braucht, und gar noch etwas dazu. Der hat Scheunen voll von Getreide, Ställe voll von Vieh, Truhen voll von Leinwand, Loden, Häuten, Speck und Silbergeld, hat kräftige Knechte und emsige Mägde, ein häusliches Weib und eine Nachkommenschaft, an welcher Gott im Himmel und der Kaiser auf Erden ihre helle Freude haben können. Richtig, der Gigeri-Gogg hat's, er stellt sich vor die Hausthür, hebt seinen gewohnten eintönigen Spruch an und beschließt ihn mit folgenden Worten:

„Kindeln, so lustig wie Schwalben um den Giebel,
Eine saubere Mutter dazu, macht sich gar nit übel.
Der Tisch voller Speisen und Geld wie Mist,
Gott segne das Haus, dass es bleib' wie es ist."

Solches hatte er ausgerufen, der Gigeri-Gogg, vor der Thür des Stöckelhofes, und nun kamen sie hervorgetrippelt, die Kleinen aus den Stuben, um den wunderlichen Mann zu sehen und seinen Ruf zu hören. Die Bäuerin trat herbei und wollte dem Alten eine kleine Gabe überreichen, dieser lächelte dankend, nicht „wegen so was" wäre er gekommen, er könne halt nicht vorübergehen, ohne die guten Stöckelhofleut' zu grüßen, sein Glückwunsch wäre ein echter, und echte Glückwünsche thäten nichts kosten. Wenn er sich aber ein Tabakfeuer ausbitten dürfte!

Als er am Feuerherde stand, that er mit der Zange, mit der glühenden Kohle und mit dem Rauchzeug so lange um, bis es draußen ganz finster war. Und als die dunkle Nacht zur offenen Thür hereinschaute, sprach er wie für sich, aber so laut, dass es die Bäuerin hören konnte: „Jetzt muß ich aber weitertrachten, dass ich über die Alm hinüber komm', ehe es dunkel wird. Der Weg ist wolter schlecht."

„Leicht ja, dass der Weg schlecht ist", rief die Bäuerin, „weil gar keiner ist, weil ihn der Winter verschneit hat und weil's kreuzunmöglich ist, um solche Jahreszeit über die Alm zu gehen."

Der Gigeri-Gogg zog sein Gesicht in die Länge und machte sehr erschrockene Augen.

„Stöckelhoferin, du sprichst mir die Seel' ab!" röchelte er nachher, denn der Schreck schien ihm in die Brust gefahren zu sein. „Hätt' ich den weiten Weg bis da herauf umsonst gemacht? Und soll ihn jetzt wieder zurückgehen?"

„Das kann sich der Gogg morgen ausdenken, wie er's machen will. Heut' wird ihm nichts anderes übrig bleiben, als seinen Sack dort auf die Ofen-

bank zu legen und bei uns über Nacht zu bleiben."

Der Alte war sprachlos vor Rührung, er verstand das sehr gut zu machen, dann tastete er so ein wenig gegen die Hand der Bäuerin: „Man hört viel davon, wie gut sie sind, die Stöckelhofleut', viel hört man! Aber so herzensgut! so christlich! — Vergelt's Gott für dich und alle deine Kinder! Hast ihrer so viel saubere! so viel saubere! Ei ja, die guten Stöckelhofleut' kommen nit ab! Thät gar nimmer lustig sein auf der Welt, wenn die Stöckelhofleut' abkommen wollten! — Ja, mit Verlaub, da leg' ich ab! — Ah, wie commod, so eine warme Ofenbank! Gott vergelt's, dass es so gute Leut' gibt auf der Welt!"

Später, als es zum Nachtmahlessen kam, duckte sich der alte Gigeri-Gogg bescheidentlich hinter den Ofen in den sogenannten Bettlerwinkel und that schier, als wolle er vor der Schüssel flüchten. Aber die Bäuerin lud ihn ein, sich nur zu den Leuten an den großen Tisch zu setzen.

„Oh!" wehrte der Alte ab, „für mich ist's nicht heikel, hab' eh gestern etwas gegessen. — Ja, wenn ich schon Verlaub hab', zum Essen lass ich mich nit lang bitten, ich." Und saß auch schon auf der Tischbank. Er thät sich ganz klein zusammen, dass er ja nicht viel Platz versitze. „Da", sagte er hernach, „neben meiner hätt' noch wer Platz. Wollt' sich nicht das brav' Bübel zu mir setzen? Oder ein sauberes Menschel? Weil ich so viel gern einen Beisitzer hätt'. Geh', Knaberl, komm' her, ich thu' dir nix, wollen schon noch bekannt werden miteinand."

Der größere Junge wagte sich zu ihm und sie aßen. O wie bedächtig und ausgiebig betrieb der Gogg diese Beschäftigung! Vielleicht galt es wieder, sich auf mehrere Tage satt zu essen, denn der Mensch und besonders der Bettelmann, weiß heute nicht, was ihm der morgige Tag bringen wird! — Während des Essens fragte ihn plötzlich der Knabe, ob er Geschichten erzählen könne?

„Nau, versteht sich!" antwortete der Gogg, „freilich weiß ich ihrer. Im Sommer, wenn wir einmal miteinand auf der Weid' sitzen, erzähl' ich dir Geschichten! Ei ja freilich weiß ich ihrer."

Nun war etwas angerichtet! — Im Sommer! Gott, wer weiß, wann Sommer kommt! Oder ob überhaupt wieder einmal einer kommt! Nein, so lange kann ein munterer Junge nicht warten. — Als das Nachtmahl vorbei war, umringten die Kinder den Alten: „Gigeri-Gogg! Geschichten erzählen! Geschichten erzählen!"

Die Abende sind lang um Weihnachten, für's Bett ist's noch zu früh. Die Knechte sitzen ohnehin so nichtsthuerisch herum, und so sagt nun auch der Hausvater: „Wenn der Gogg was weiß, nur heraus damit!"

„Etwas Lustiges, vom verwunschenen Prinzen!" erbitten sich die Weibsleute.

„Mir wäre eine recht schauderhafte Räubergeschichte lieber, und wo Gespenster vorkommen und allerhand so Dinger!" sagt ein Knecht.

„Vom Wünschhütel oder vom Tischel deck' dich."

„Oder vom schönen Grafensohn, der eine Köhlerstochter nimmt!"

So gaben sie verschiedentlich ihre Neigungen kund.

Der alte Gigeri-Gogg machte sich auf der Ofenbank zurecht, zündete sich eine Pfeife an und, umgeben von einer sehr begierigen Zuhörerschaft, hub er an, also zu erzählen:

„Ja, meine Leut', jetzt passt's auf! Das ist aus der Weis. — Ist einmal ein Graf gewest. Ein fürnehmer, tapferer Graf. Der hat Siegfried geheißen. Und hat eine junge schöne Gemahlin gehabt, mit Namen Genovefa. Die zwei Leut' haben sich gar lieb gehabt und glücklich mitein-

ander gelebt. Und jetzt, da heißt's auf einmal, der Graf Siegfried muſs fort ins fremde Land, in den Krieg. Die ſchöne Genovefa iſt ihm gleich um den Hals gefallen und hat bitterlich geweint vor Jammer und Ängſten. Aber der Graf Siegfried hat geſagt: Muſst nit ſo betrübt ſein, mein liebes Weib. Ich bin in Gottes Schutz, mir geſchieht nichts, ich komm' dir wieder glücklich heim. Die Aufſicht über das G'ſchloſs und alles übergebe ich derweil meinem braven Hofmeiſter Golo."

Alſo begann der Gigeri-Gogg die merkwürdige und rührende Geſchichte von der Pfalzgräfin Genovefa. Er ließ das hohe Paar herzbewegenden Abſchied von einander nehmen, ließ den Grafen unter Fackelſchein und Hörnerſchall hinausreiten zum Burgthor, ließ die Gräfin vor Schmerz in Ohnmacht fallen, ließ den Golo ſie auffangen mit beiden Armen und ließ ihr nach einiger Zeit von Golo einen heftigen Liebesantrag machen. — Darüber vergieng eine gute halbe Stunde. Der Erzähler aber ließ die ſchöne Gräfin mit großer Entrüſtung den Hofmeiſter abweiſen; der Golo entbrennt vor Wuth und ſchafft an, die Gräfin in das Gefängnis zu werfen. Dem Grafen ſchreibt er ſofort, er hätte die Gräfin Genovefa bei einer groben Untreue ertappt, und was er mit ihr anſtellen ſolle? Kommt vom Grafen der Befehl zurück: Der Untreue das Ihre!... Neun Uhr iſt ſchon vorüber im Stöckelhof, als der Gogg die Genovefa von zwei Knechten hinausführen läſst in die Wildnis, um ſie dort zu enthaupten; und ihre Augen muſsten ſie dem Golo zurückbringen zum Zeichen, daſs der Befehl ordentlich ausgeführt worden. — Jetzt aber, während dem Erzähler alles zuhört mit „Mund und Augen", ſtockt der Gogg und ſagte: „Ich merke, daſs es ſchon ſpät in der Nacht iſt und Zeit zum Schlafengehen. Die Geſchicht' iſt aber noch lang' nit aus, und kommt's alleweil noch ſchöner. Ich denk', ich erzähl's ein andermal."

Heben die Kinder an zu lärmen: er ſoll die Geſchichte auserzählen! Und eines der Mädchen ſchluzt vor der ſchreckbaren Möglichkeit, daſs hier abgebrochen werde.

Da legte ſich die Mutter ins Zeug und ſagte: „Kinder, wenn ihr den Gogg ſchön bittet, vielleicht bleibt er einen Tag da und erzählt morgen abends die Geſchichte zu Ende. Denn jetzt iſt's Zeit zum Schlafengehen, und dabei bleibt's!"

Jetzt toste ein heftiger Sturm an den alten Mann, da doch ein leiſes Lüftchen genügend geweſen wäre: „Vetter Gogg, bleib' da! Vetter Gogg, erzähl' uns morgen die Geſchichte aus!"

Der Gigeri-Gogg war ein grundfalſcher Menſch, er that noch eine Weile unentſchloſſen. „Ich weiß nit, ob ſich's thut, daſs ich dableiben kann. Wird's halt nit recht thun. Zwar — verſäumen thu' ich nit viel, jetzt im Winter. Haben eh überall genug Leut'. Kunnt ja dableiben einen Tag. Wird der Himmel nit herabfallen deswegen. Gehen wir halt jetzt in Gottesnamen ſchlafen. Morgen werden wir's ſchon hören, wie es der armen Genovefa weiter ergangen iſt!"

Im Stöckelhof blieb er, der Gigeri-Gogg, und gut ließ er ſich's geſchehen im warmen Neſt und bei voller Schüſſel, und die Kinder machten ſich gar trautſam an ihn und konnten den nächſten Abend kaum erwarten.

Am zweiten Abende nach dem Mahle und als ſie wieder ſo recht gemüthlich beiſammen ſaßen, fuhr der Alte alſo fort zu erzählen, wie die Knechte aus Erbarmen die liebe Gräfin nicht umgebracht hätten, aber ihr das Verſprechen abgenommen, daſs ſie in der Wildnis verbleiben müſste. Dem Golo haben ſie ein paar Rehaugen heimgebracht und geſagt: Die ſind der Pfalzgräfin ihre! Die Genovefa fand eine Höhle, wo ſie wohnte, eine Hirſch-

kuh, von der sie Nahrung erhielt, und dann wurde der kleine Schmerzenreich geboren. So vergiengen sieben Jahre, und während in der Wildnis die sieben Jahre vergiengen, verstrich im Stöckelhof eine Stunde, und als endlich der Graf Siegfried vom Felde heimkam und sehr betrübt war über das Unglück mit seiner Gemahlin und eine Jagd in der Wildnis anstellte, um sich aufzuheitern, und gerade, als er dort eine fliehende Hirschkuh verfolgte, schlug es neun Uhr, und der Hausvater rief: „Kinder, jetzt ins Bett!“

Alles war trostlos, und selbst der Gogg sagt: „Das Schönste kommt erst, ich erzähl' euch's ein andermal, vielleicht im nächsten Sommer auf der Alm.“

„Nein, er muss noch dableiben und morgen weiter erzählen!“ schrie der älteste Knabe, und die Mutter sagte darauf: „Nau, thut ihn halt schön bitten, vielleicht bleibt er morgen noch da!“

Ei freilich blieb er morgen noch da im warmen Nest und bei der vollen Schüssel. Und am Abende erzählte er unter der gespanntesten Aufmerksamkeit von Groß und Klein weiter, wie der Graf Siegfried in der Felsenhöhle, wohin die verfolgte Hirschkuh geflohen, seine Gemahlin Genovefa und seinen Sohn Schmerzenreich gefunden, wie ihre Unschuld an den Tag gekommen, wie sie in Ehren und Freuden wieder in die Burg eingeritten und wie der falsche Golo mit vier Pferden in vier Stücke zerrissen worden.

Der Verwunderung unter den Zuhörern war kein Ende, aber als die Geschichte aus war, stand der Uhrzeiger erst auf halb neun, so dass etliche meinten, es wäre noch Zeit für eine zweite Geschichte. Der Gigeri-Gogg ließ sich bereden und begann die Geschichte vom Räuberhauptmann und dem frommen Einsiedler. Die Kinder waren überglücklich, jedoch in dem Augenblicke, als die dem Teufel verschriebene Seele des Räuberhauptmannes von einem unschuldigen Knaben zurückgefordert wird, war die Stunde aus. Der Alte brach plötzlich ab, und der Zustand war unerträglich.

Auf allseitiges Bitten ließ sich der Gogg erweichen, auch noch am nächsten Tage zu bleiben, er erzählte des Abends die Geschichte zu Ende und begann eine neue, noch weit spannendere, als die bisherigen gewesen. Er erzählte die Geschichte vom Robinson, vom daumenlangen Hansel, von den vier Haimonskindern, von der schönen Melusina, vom bayerischen Hiesel, vom Till Eulenspiegel, von den sieben Schwaben, vom verzauberten Prinzen u. s. w. eine lange Reihe der Märchen und Sagen, die der Alte im Kopfe hatte und die anderen in den Kopf kriegen wollten. Und so war es, dass dieser alte Bettelmann, ohne auch nur einmal von „Tausend und eine Nacht“ etwas gehört zu haben, es haargenau der Scheherasade nachmachte; nur dass diese durch spannende Erzählungen ihr Leben verlängern wollte, dem Gigeri-Gogg es aber darum zu thun war, die Weihnachtsfeiertage über und bis Neujahr im gastlichen und gemüthlichen Bauernhofe zubringen zu können. Der Einfall war ihm erst am zweiten Abende gekommen und die List zu allseitiger Zufriedenheit bestens gelungen.

Nach Neujahr zog er schmunzelnd fürbass mit der stillen Absicht, es anderorts ebenso zu machen. Sollte der Gigeri-Gogg auch einmal bei uns zusprechen mit seinem Segenswunsche, so laden wir ihn vielleicht ebenfalls ein zum Geschichtenerzählen — heißt das, wenn er neue kann, die wir nicht schon wissen.

Kleine Laube.

Heimweh.

Es weht ein rauher Wind,
Es herrscht ein roher Sinn,
Gottlob, dass ich kein Kind,
Kein junger Mensch mehr bin.
Dass ich gelebt die Zeit,
Bevor sie nachtwärts gleist,
Die Goethe hat geweiht
Mit seinem milden Geist.
Das Ideale flieht,
Es tobt die wilde Kraft,
Im Sinn der Menschen glüht
Wahnwitzige Leidenschaft.
Was oft harmonisch klang
Wird jetzt zum Sturmgewühl,
Die Stimme, sonst Gesang,
Ist, traun, ein Kampfgebrüll.
Die Hand, die oft so froh
Zur schönen That bereit,
Als Klaue streckt sie roh
Sich aus zu Raub und Streit.
Das Herz, wo Lieb' gelebt
In warmer Menschenbrust,
Und Freudedrang, es bebt
In Hass und Racheluſt. —
Und ist denn etwa Krieg,
Wo harte Wehr erlaubt,
Auf dass ein edler Sieg
Den Lorbeer schmiegt ums Haupt?
O tiefer Frieden lebt!
Nicht Misswachs und nicht Pest,
Nur Friedenssehnsucht webt
Und bangt in Ost und West. —
Und doch die rohe Zeit,
Und doch die heiße Gier
Nach Missethat und Streit.
Und doch das wilde Thier!
Am dunklen Himmelssaal
Ein einziger Stern noch stand
Als letztes Ideal:
Die Lieb' zum Vaterland.
Sie strebten auf zu ihm,
Als zu der Liebe Bahn,
Und zündeten an ihm
Des Hasses Fackel an. —
Wie kalt, wie fremd ist's da!
Wie roh der Menschen Sinn!
Gottlob, dass ich schon nah'
Dem ewigen Frieden bin.

P. K. Rosegger.

Zwei Briefe von Robert Hamerling.

Mitgetheilt von Ada Falke.

Zu jener Zeit beschäftigte mich die Frauenfrage und ihre Lösung. Die Bekanntschaft mit Robert Hamerling, die ich zufällig gemacht, benützte ich, um mit dem Dichter einmal über die mich ganz beseelende Frage zu sprechen. Er billigte manches, was ich vorbrachte, bei anderem verhehlte er sein Bedenken nicht. Später fixierte ich meine Gedanken über die Frau und ihren Beruf, sowie über das moderne Erziehungswesen und sandte das Manuscript: „Unsere Frauen in ihrer Stellung zu Welt und Haus" dem Dichter zur Einsicht. Er theilte mir seine Meinung hierüber in einem Briefe mit, den ich, mit Hinweglassung einiger rein persönlicher Stellen, wörtlich hier wiedergebe.

„Hochgeehrte Frau!

Ich habe von Ihrem Manuscript über: Erziehung und Bestimmung der Frauen

mich ebenso sympathisch berührt gefühlt, wie seinerzeit von Ihren Feuilletons über die Frauenfrage. Ihre Ansichten stimmen nun einmal mit den meinigen fast durchgehends merkwürdig zusammen. Das ist eine Freude für mich; ob aber auch ein Lob für Sie und eine Anwartschaft auf günstigen Erfolg Ihrer Darlegungen im Publicum — darüber maße ich mir kein Urtheil an. Nun, allein werden wir mit unseren Ansichten denn doch nicht stehen, und wenn Sie, wie ich voraussetze, mit dieser Arbeit sich in die Öffentlichkeit wagen wollen, so wird man Ihnen die Berechtigung dazu schwerlich absprechen können. Ihre Schreibweise hat des Gebildeten, des Männlichen, des specifisch Schriftstellerischen, fast möchte ich sagen eher zu viel als zu wenig an sich, und unsereiner vom literarischen Handwerk könnte, wenn er Purist ist, wie ich, höchstens in ein paar sprachlichen Kleinigkeiten mit Ihnen rechten.

Der Hauptgrund des Gefallens, das ich an Ihrem Werke finde, liegt in Ihrem Festhalten am echt Weiblichen, mit welchem unter allen Umständen auch das echt Schöne innig verwoben und das ästhetische Princip neben dem moralischen gerettet bleibt.

Ich würde mich gerne noch des weiteren über das Werk auslassen, aber ich bin sehr leidend, und mit den täglichen Anforderungen, die sich an eine Schriftsteller-Existenz knüpfen, und die auch in diesen heißen Tagen nicht pausieren, bis zur Erschöpfung überhäuft.

Nehmen Sie deshalb das Wesentliche und Wenige freundlich auf und bleiben Sie wohlwollend auch ferner eingedenk

Ihres

in wahrer Hochschätzung ergebenen

Robert Hamerling.

Graz, 9. Juli 1884."

Darf man mich der Kühnheit beschuldigen, wenn diese mich mit berechtigter Freude erfüllenden Worte mir den Muth gaben, den Weg zur Öffentlichkeit zu versuchen? Ich hatte bereits erkennen gelernt, dass dem der Welt unbekannten Namen ein Wall fast unbesiegbarer Schwierigkeiten gegenübersteht; so wagte ich noch einen letzten Appell an Hamerlings Güte und bat ihn, mir bei dem Versuche, dem Buche einen Pfad in die literarische Welt zu bahnen, hilfreiche Hand zu leisten. Hamerling schrieb mir hierauf den folgenden, besonders für seine Ansichten und Erfahrungen in betreff der Handwerksseite des Literatenthums höchst charakteristischen Brief:

„Hochgeehrte Frau!

Eben wieder schwer leidend und durch meine Correspondenzpflichten als Schriftsteller in geradezu aufreibender Weise in Anspruch genommen, hoffte ich von Tag zu Tag vergebens, Ihnen ausführlicher antworten zu können. Ich thue es, um Sie nicht länger warten zu lassen, so gut ich eben kann. Sie wünschen Ihr Buch von mir in die Öffentlichkeit eingeführt zu sehen und versprechen sich davon das Beste. Ich habe mit solchen Einführungen unvergesslich traurige Erfahrungen gemacht, habe gehässige Angriffe deshalb erdulden müssen, und meinen Schützlingen nicht nützen können, ihnen vielmehr meine Feinde auf den Hals gehetzt, so dass ich fest entschlossen bin, dergleichen sobald nicht wieder zu wagen. Auch einfache Empfehlungen an Verleger sind eine Sache, zu welcher ich mich aus guten Gründen sehr schwer entschließe. Ihnen gegenüber aber wäre es mir allzu peinlich, schlechterdings ablehnend aufzutreten, und ich thue das Äußerste, was ich unter den gegenwärtigen Umständen thun kann, indem ich einige empfehlende Karten hier beilege, von welchen Sie nach Belieben bei den Verlegern, an die Sie sich wenden wollen, Gebrauch machen mögen. Über die Annahme eines Verlagsartikels entscheidet schließlich doch die Meinung, welche der Verleger von dem dabei zu hoffenden Gewinne hat. Und Erstlingswerke finden in der Regel den Weg in die Öffentlichkeit nur dadurch, dass der Autor die Druckkosten entweder von vornherein be-

streitet und den Ertrag mit dem Verleger theilt, oder wenigstens für den Ausfall der nach einem Jahre nicht hereingebrachten Unkosten Bürgschaft leistet. Ob Sie so glücklich sein werden, eine Ausnahme von dieser Regel zu bilden, ist nicht vorauszubestimmen, aber vom Herzen wünscht es

Ihr
hochachtungsvoll ergebener
Rob. Hamerling.

Graz, 2. September 1884."

Diesem Briefe waren mehrere Karten beigelegt, zur Empfehlung an Verleger, die aber freilich keinen Erfolg hatten. Ich verschloß mein Manuscript in die Lade, seinen besonderen Wert darin erkennend, dass es Ursache ward des kleinen brieflichen Verkehrs mit dem großen Dichter.

An Graz.

Wie ein Edelstein von Gold umflossen,
Liegst du, lieber Schlossberg, hingegossen
In der herrlich blühenden Natur.
Blaue Berge thürmend dich umschließen,
Rauschend sendet dir ein frohes Grüßen
Rauher Berge Kind, die wilde Mur.

Paradieseslüfte dich umfächeln,
Die herab mit väterlichem Lächeln
Uns der gute Gott aus Wolken schickt.
Plagt dich Krankheit, hast du Seelenwunden,
Komm nach Graz, hier wirst du schnell gesunden,
Von den Reizen der Natur umstrickt.

So war ich genaht mit tiefen Schmerzen
In dem jugendlichen Künstlerherzen,
Manche Blüte war vom Sturm geknickt.
Doch durch deine Reize, „zauberisch' Städtchen",
Durch den Feuerblick der holden Mädchen,
Ward ich bald mit Linderung beglückt.

Gute Menschen pflegten dann den Armen,
Hatten mit dem Fehlenden Erbarmen,
Hüteten mir Engel gleich die Spur;
Treue Freundschaft, die ich hier gefunden,
Sie ließ Leib und Seele bald gesunden
Und den wärmsten Kuss gab mir Natur.

Habet Dank aus meiner tiefsten Seele.
Wenn ich einstens mir das Plätzchen wähle,
Wo nach manchem ausgefocht'nem Strauß
Ich, der arme Komödiant, muss sterben,
Lasst, ich bitte, mich das Recht erwerben,
Auszuruh'n in Grazias grünem Haus.

Gustav Starke.

Eine Bitte an den Cultusminister.

Zur vermeintlichen Widerlegung meiner bekannten „Bitte an den Clerus" wurde mir der Lehrplan („Lehrstoffvertheilung für den Religionsunterricht an Volksschulen." Graz. Styria) zugeschickt.

Nach diesem Lehrplane nimmt durch alle Classen der Katechismus die Hauptstelle ein. Der Katechismus zerfällt in drei Lehrbücher: „Der kleine Katechismus", „Auszug aus dem großen Katechismus" und der „Große Katechismus in Fragen und Antworten". Diesen drei Büchern des Katechismus beigegeben ist ein Ceremonienbuch der katholischen Kirche und ein Auszug aus der biblischen Geschichte, „soweit sie zur Erklärung des Katechismus dient". Nach dem Lehrplane soll zum Lesen des alten wie des neuen Testaments beiläufig gleich viel Zeit verwendet werden. Thatsächlich aber wird in den meisten Schulen das alte Testament eingehender vorgenommen und wegen Mangels an Zeit über das neue flüchtiger hinweggegangen. Im Lehrplane ist auch die Rede vom „Evangeliumlesen"; doch gibt es in den ersten vier Volksschulclassen gar kein Evangeliumbuch; was man dort etwa Evangelium nennt, ist wohl nur eine auszugsweise Bearbeitung des neuen Bundes für die Kirche. Das Evangeliumbuch ist erst von der fünften Classe an vorgeschrieben, kommt aber sehr selten dran, weil das streng verlangte Auswendiglernen des großen Katechismus und das Studium des Ceremonienbuches dafür kaum eine Zeit übrig lässt.

Eine clerikale Stimme hat neuerdings darauf aufmerksam gemacht, dass der

Religionsunterricht in unseren Volksschulen nicht ganz in den Händen der Kirche sei, sondern dass nach dem bestehenden Gesetze darüber der Staat das oberste und entscheidende Wort zu sprechen habe; daher ergeht, gewiss im Sinne des ganzen christlichen Volkes auch an den Staat, an den Cultusminister, die Bitte, es möge dahin gewirkt werden, dass das Evangelium als völker-einigende Grundlage des Christenthums unter den religiösen Lehrmitteln nicht bloß als Hilfsbuch gelte, wie es gegenwärtig der Fall ist, sondern dass es im Texte der Evangelisten als Hauptbuch erklärt und benützt werde. P. K. Rosegger.

Wie Musik auf die Leute wirkt.

Der Ästhetiker Hirt machte eines Tages ein merkwürdiges Experiment. Er hatte eine Anzahl Leute zu sich geladen, von jener Durchschnittsgattung in Anlage und Bildung, wie sie überall umhergehen, die Gesellschaft ausmachen, die Mode mitleben, recht klug zu plaudern wissen, im Grunde aber hübsch naive Menschen sind.

Als diese Leute bei Doctor Hirt versammelt waren, hielt er an sie folgende Ansprache: „Meine Herrschaften! Ich plane heute an Ihnen ein Attentat. Ich habe Sie zu mir gebeten, um Ihnen zuzumuthen, dass Sie einmal ganz aufrichtig sein sollen. Aufrichtig gegen sich selbst und aufrichtig gegen mich. Es handelt sich um eine ästhetisch-wissenschaftliche Probe, deren Bedeutung und Wert ich Ihnen später darlegen werde. Vorläufig werde ich Ihnen ein Musikstück aufführen lassen; Sie haben nichts zu thun, als zuzuhören. Dabei hat jeder von Ihnen genau achtzugeben auf die Wirkung, welche das Musikstück in ihm erzeugt, welche Empfindungen und Gedanken durch die Musik in ihm entstehen, und mir nach Beendigung des Musikstückes darüber Bericht zu erstatten. Aber um eines bitte ich Sie wohl dringend, meine Herrschaften, seien Sie bei dieser Selbstbeobachtung recht unmittelbar, denken Sie nicht an die Vorzüge oder Mängel der Production, sondern nur an die Empfindung, die Sie bei Anhörung der Musik als solcher haben. Dass das Stück möglichst vollendet zum Vortrage kommt, dafür habe ich gesorgt."

Darauf wurden die Gäste in den Saal geführt, und als sie platzgenommen und sich gesammelt hatten, begann ein wohlbesetztes Orchester die Musik. Die Anwesenden hörten mit größerer oder geringerer Spannung zu; in einiger Augen leuchtete Entzückung, andere schauten ruhig vor sich hin, ein paar gähnten verstohlen, obzwar das Stück kurz war.

Nach Beendung desselben begann der Hausherr seine Gäste abzuhören, nachdem er sie nochmals um strenge Gewissenhaftigkeit in ihren Aussagen gebeten hatte. Und in der That, es ist schwer glaubhaft zu machen, dass die Leute allen Ernstes auf die Absicht des Gastgebers eingiengen und sich wahrhafter Aufrichtigkeit beflissen.

Das Musikstück war fast keinem ganz fremd gewesen, man hatte es schon irgend einmal gehört, wusste es aber doch nicht eigentlich zu bezeichnen.

„Es war", sagte der A, einer von denen, die gegähnt hatten, „es war so eine Kirchenmusik." Weiter wusste dieser gar nichts vorzubringen.

Der B erklärte: „Mir hat's sehr gut gefallen; ein lustiger Ländler und gleich zum Tanzen."

Der C sagte: „Ich bin ganz ernsthaft dabei geworden, habe gedacht, wie es doch traurig ist auf der Welt, dass die Leute mit Musik sich aufheitern müssen."

Der D berichtete: „Mir hat's warm gemacht. Es ist so ein Jubel in dieser Musik gewesen, als wollte jemand hinausjauchzen: Sieg, Sieg! Deutlich habe ich's gesehen, wie die Bösen flüchteten und die anderen — die Gottes-

kinder, möchte ich sagen — gegen Himmel schwebten."

„So ist's mir auch gewesen", gestand der E, „und ich selber schwebte mit. Es war mir so wohl, so glücklich ums Herz, weiß gar nicht warum, und hätte alle Menschen umarmen mögen."

Der F berichtete: „Ich kann nur das sagen, ich habe während dieser Musik Osterbraten gerochen."

„Wenn auch gerade nicht Braten", fügte der G bei, „so doch etwas wie Weihrauch und darunter Dunst von feuchten Kleidern, wie in der Kirche."

„Ich habe während der Musik eine Procession in Abenddämmerung gesehen, mit Priestern im Ornat und vielen Lichtern, auch Böllerschüsse waren." Also berichtete der H.

Der J sagte: „Mir ist bei dieser Musik eingefallen: Ach, was das für ein Glück wäre, wenn man viel Geld hätte!"

„An Geld habe ich nicht gedacht", meinte der K, „eher sind mir schöne Weiber in den Sinn gestiegen. Der türkische Sultan wird sich eine solche Musik machen lassen, wenn er durch den Harem geht und die schönste Sklavin wählt."

Der L erzählte, er hätte grünende Felder und blühende Bäume gesehen und sich gedacht, wir bekommen heuer ein fruchtbares Jahr.

„Und mir", gestand der M, „mir ist es gerade gewesen, als ob ich einen goldenen Becher mit Wein an die Lippen hielte und das ströme so mild und feurig in die Gurgel."

„Mich hat das Waldhorn, das dabei war, erinnert an die große Hirschjagd im vorigen Herbst", sagte der N.

„War denn ein Waldhorn dabei?" fragte der O. „Der Teufel auch, es muss so ein Marterinstrument gewesen sein. Noch jetzt gellen mir die Ohren vor dem Höllenlärm. Und das nennt ihr Kunstgenuss! Mir ist die Musik am liebsten, welche man nicht hört."

„Ach, es war wunderschön, es war herrlich!" rief der P aus. „Gerade als ob der Papst seinen Einzug hielte in Rom."

„Mich hat diese Musik ganz traurig gemacht", gestand der Q, „da möchte man sich gleich hinlegen und sterben."

„Im Gegentheile!" rief der R, „ein wahrer Löwenmuth kam in mich, wie das Blut von den Klängen erhitzt durch die Adern stürmte."

„Und Sie, lieber S?" fragte der Hausherr, dem Genannten die Hand auf die Achsel werfend. „Sie haben ja nasse Augen bekommen!"

„Ich dachte bei der Musik an meinen Sohn, der im fernen Lande ist", entgegnete der S. „Wie wird er leben? Wann werde ich ihn wiedersehen?"

Der T versicherte: „Ich würde mich bei dem Stücke köstlich unterhalten haben, wenn ich hätte mitsingen dürfen. Eine hübsche Musik und nicht mitthun dürfen, das verdirbt einem den ganzen Genuss."

„Mir war", sagte der U, „als hörte ich Wässer rauschen und Donner rollen und dazwischen Lüfte säuseln und Vögel singen."

„Ich hätte nur gewünscht", gestand der V, „dass ich schon Mittag gespeist und auf dem Sopha mein Verdauungsschläfchen machen könnte. Bei so prächtigen Klängen ließe sich's wunderbar schlafen."

„Ich habe bei dem Musikstücke gar nichts anderes denken können", sagte der W, „als immer nur: Gott sei Dank, dass ich ein Mensch bin!"

„Ja", fügte der X bei, „man vergisst alles Leid, man fühlt sich wie ein von aller Materie befreites Wesen, das selig im Äther schwebt."

„Hört mir auf!" schrie der Y. „Das ist alles Schund. Da müsstet ihr Richard Wagner hören!"

Der Z war schweigend zur Seite getreten und als der Hausherr ihn um den Eindruck befragte, schüttelte er diesem die Hand — stumm — stumm und tief bewegt.

— — — — — — —

Also hatte sich jeder der Herren über das Stück geäußert und der Ästhetiker

Hirt ſchüttelte über den Erfolg ſeines Experimentes den Kopf.

Händels „Halleluja“ war's, das er hatte ſpielen laſſen und von dem er nun ſah, welch verſchiedene Eindrücke es auf die verſchiedenen Perſonen gemacht hatte. — Alſo iſt es doch wahr, dachte er, daſs auch die Muſik nichts Neues in den Zuhörer legen kann, daſs ſie nur das weckt, was in ihm ſchon vorhanden iſt. Die Muſik potenziert wohl den Menſchen, aber jeden nur in dem, was er iſt; den Sanguiniker macht ſie noch luſtiger, den Melancholiker noch melancholiſcher, den Schwärmer hebt ſie in Verzückung, den rohen Sinnesmenſchen macht ſie noch genuſsgieriger. Die Muſik macht den Menſchen erſt ganz zu dem, was er iſt. Und einen, der hohl und ſchal iſt, den läſst ſie eben hohl und ſchal, und einen, der verbohrt iſt, den verbohrt ſie noch tiefer. — Und ſo kann man aus den Äußerungen mancher Leute über Muſik recht wohl entnehmen, wer ſie ſind. Bemerkenswert iſt aber auch, daſs beſonders hoch entwickelte Naturen für Muſik oft gar keinen Sinn haben; ſolche leben nämlich auch ohne Potenziermittel ein Seelenleben, das kaum einer Steigerung mehr fähig iſt.

Befriedigt im einzelnen, aber ein wenig verſtimmt im ganzen, rief der Hausherr ſeine Gäſte nun zum Souper und ſiehe, hier war es weſentlich leichter, den Geſchmack aller zu treffen. Die Empfindungen und Äußerungen über das Eſſen waren harmoniſcher, als jene über die Muſik. R.

Die Frau als nichts.

Über die Lage der Frauen in Korea gibt der „Oſtaſ. Lloyd“ feſſelnde Mittheilungen. Dort zu Lande hat die Frau nicht einmal einen Namen; ſie iſt lediglich als die „Schweſter“ oder die „Tochter“ des Soundſo bekannt. Iſt ihre Ehe von Kindern geſegnet, ſo iſt ſie „die Mutter“ von dem und dem. Ereignet es ſich, daſs eine Frau vor Gericht, in einem Proceſſe erſcheinen muſs, ſo gibt ihr der Richter einen beſonderen Namen für die Zeit der Unterſuchung, um die Verhandlung zu vereinfachen. — Sobald ein Mädchen heiratsfähig wird, darf niemand, ausgenommen ihre nächſten Verwandten, ſie ſehen oder mit ihr ſprechen, und nach der Heirat iſt es unmöglich, ſich den Frauen zu nähern; ſie leben in ihren Gemächern förmlich eingeſchloſſen. Dieſe Gemächer ſind Heiligthümer, in welche ſelbſt die Vollſtrecker des Geſetzes nicht eindringen dürfen; nur in Fällen von Empörung oder Hochverrath darf man einen Mann aus ihnen herausführen. Schickt ſich ein Mann an, das Dach ſeines Hauſes auszubeſſern, ſo macht er ſeinen Nachbarn davon Anzeige, damit ſie ihre Thüren und Fenſter ſchließen und nicht einen Blick in die Frauenkammern werfen. Wie in China, iſt auch in Korea die Heirat eine Angelegenheit, mit der die Frauen nur wenig oder gar nichts zu thun haben. Der Vater des jungen Mannes ſetzt ſich entweder brieflich oder perſönlich mit dem Vater des Mädchens, welches er für ſeinen Sohn wünſcht, in Verbindung. Häufig geſchieht dies auch durch einen Mittelsmann. Der Vater beſtimmt den Hochzeitstag, nachdem der Heiratsvertrag geſchloſſen worden iſt; die Aſtrologen werden ſtets zu Rathe gezogen, um einen günſtigen Tag feſtzuſtellen. Am Hochzeitstage wird in dem Hauſe des Bräutigams eine Erhöhung errichtet und dieſe mit gewebten Stoffen reichlich geſchmückt; Eltern, Freunde und ſonſtige Bekannte verſammeln ſich zu dieſer Gelegenheit. Die Brautleute, welche ſich nie geſehen, noch miteinander geſprochen haben, werden ins Zimmer geführt und betreten die Erhöhung; dort bleiben ſie Angeſicht zu Angeſicht einige Minuten lang ſtehen, worauf ſie ſich gegenſeitig begrüßen, doch wird nicht ein einziges Wort gewechſelt. Abgeſehen von der Übergabe eines geſchriebenen Vertrages, beſteht hierin

die ganze Ceremonie. Das Paar zieht sich dann in seine Gemächer zurück. Wenn dann der jungen Frau die Glückwünsche dargebracht werden, muss sie das strengste Stillschweigen beobachten. Sie setzt sich in eine Ecke des Zimmers, schwer beladen mit verschiedenen Kleidungsstücken; sollte sie sprechen oder nur eine Bewegung machen, so wird sie von dem Haushalte ihres Mannes ausgelacht. Aber die Frauen Koreas haben auch ein Vorrecht, das in Anbetracht ihrer ganzen Stellung besonders auffällig erscheint. Die Sitte verbietet es nämlich den Männern, sich nach acht Uhr abends auf der Straße sehen zu lassen. Sobald die koreanische Abendglocke ertönt, müssen sich alle Herren der Schöpfung in ihre Häuser zurückziehen, während es den Frauen freisteht, bis ein Uhr morgens auf den Straßen zu wandeln. Der Witwe geziemt es nicht, sich wieder zu verheiraten; man erwartet von ihr, dass sie ihren verstorbenen Mann beweint und zeitlebens Trauerkleider trägt.

Der Nachtwächter.

Vom Nachtwächter alter und neuer Zeit und verschiedener Länder weiß Fr. Regensberg in den „Münchner Neuesten Nachrichten" Ansprechendes mitzutheilen. Dem alten frommen, väterlich ermahnenden Ruf der nächtlichen Wächter wurde bald ein Ende gesetzt: entweder wurde er zur bloßen Angabe der Stundenzeit oder er hörte ganz auf oder aber die neue, praktische Zeit machte seine Poesie sich dienstbar. So sind von einem Wächter zu Wohlen im Aargau in der Schweiz folgende Rufe überliefert:

„Wer jetzt prächtiges Fleisch will kaufe,
Soll zum Chappeli-Moses laufe.
Der gibt's Pfund ohne Strapaze
Gut gewoge um fünf neue Batze."

Am nächsten Abend aber lautete der Spruch des nächtlichen Barden, jedenfalls auf Veranlassung eines Concurrenten des „Chappeli-Moses":

„Laufet hin zum Metzger Seiler,
Der gibt alles viel wohlfeiler.
Fleisch vom Ochse, dicke Rieme,
Gibt er um fünfzig Centime."

Die Angabe der Stunden lag dem Nachtwächter noch bis in unsere Zeit hinein fast überall ob und ist vielfach noch heute seine Pflicht. Schon zu seiner besseren Controle seitens des bewachten Bürgers. Aus Salonichi berichtet ein Orientreisender von einem türkischen „Nachtrath": „Von Zeit zu Zeit hörte ich ein merkwürdiges Geräusch: ein Aufklopfen auf das Pflaster mit einer metallenen Keule. Ich hörte es in regelmäßigen Zwischenräumen wieder und wieder und merkte nun, dass es der orientalische Nachtwächter war, der durch das Aufschlagen mit seinem metallbeschlagenen Stocke schallend verkündete, wie gewissenhaft er seines Amtes walte." — Erwähnt sei hier, dass in der deutschen Reichshauptstadt noch bis vor kurzem die vollen Stunden der Nacht durch Pfeifen angegeben wurden, was erst am 3. Januar 1878 aufgegeben ward. In der „guten alten Zeit" gieng dort der Sommer officiell mit dem Tage des einstmals berühmten „Stralauer Fischzuges" am 24. August zu Ende und vom 25. August ab schlossen die Wächter nicht mehr um elf, sondern um zehn Uhr die Hausthüren. Der Nachtwächter des Schlossrevieres aber erschien noch unter Friedrich Wilhelm IV. in der Sylvesternacht regelmäßig im Schlosse und kündete der dort versammelten Hofgesellschaft um Mitternacht den Anbruch des neuen Jahres durch zwölf Hornstöße und Absingung eines Chorals an, wofür er vom Könige jedesmal einen blinkenden Friedrichsd'or erhielt. — Die Nachtwächter von London hatten noch im vergangenen Jahrhundert die Aufgabe, nach Mitternacht den Bewohnern der englischen Hauptstadt die Beschaffenheit des Wetters zu verkünden. Indem sie durch die Straßen giengen, riefen sie mit lauter Stimme ihr: „Rainy" oder „frosty morning", und wer die

Ankündigungen dieſer eigenartigen Wetterpropheten hörte und beachtete, muſste beim Aufſtehen, ob er waſſerdichte Stiefeln anziehen oder ſich wärmer kleiden muſste. Ebenſo rief der Wächter in italieniſchen Städten neben der Stunde auch das Wetter aus: „Piovento, fa sereno, tempo nuvolo“, je nachdem es regnete, ſchönes Wetter oder bedeckter Himmel war. In Spanien beſteht dieſer Brauch noch heutigentages. Die Wächter rufen dort die Stunden von elf Uhr nachts bis morgens früh um vier Uhr in hohem, halbſingendem Tone aus und fügen jedesmal eine Angabe über das Wetter bei. So z. B.: „Sei gegrüßet, heilige Jungfrau! Elf hat's geſchlagen! Heiterer Himmel!“ Da nun in dem „ſchönen Land des Weines und der Geſänge“ der Himmel die weitaus meiſte Zeit heiter iſt, ſo daſs die Nachtwächter ſelten etwas Anderes als „Cielo sereno!“ (heiterer Himmel) zu rufen haben, ſo hat ihnen das Volk ſchon in alter Zeit den Spottnamen „Serenos“ gegeben, deſſen Entſtehung und eigentliche Bedeutung aber längſt in Vergeſſenheit gerathen iſt. Kein Nachtwächter in Spanien erwartet heute, wenn ſeine Dienſtleiſtung irgendwo begehrt wird, eine andere Anrede als: „Senor Sereno!“

Es wär' zu ſchön geweſen

in verſchiedenen Mundarten.

Dem deutſchen Verein „Arion“ in New-York gehört ein Mitglied an, das verſchiedener „Töne Meiſter“ iſt. Das zeigen die folgenden ſcherzhaften dialectiſchen Umſchreibungen der erſten Strophe des bekannten Scheffel'ſchen Liedes.

1. Urtext.

Das iſt im Leben häſslich eingerichtet,
Daſs bei den Roſen gleich die Dornen ſteh'n.
Und was das arme Herz auch plant und dichtet,
Zum Schluſſe kommt das Voneinandergeh'n.
In deinen Augen hab' ich einſt geleſen,
Es blitzte drin von Glück und Lieb' ein Schein;
Behüt' dich Gott, es wär' zu ſchön geweſen!
Behüt' dich Gott, es hat nicht ſollen ſein!

2. Berlineriſch.

Det is in't Leben eene dolle Nummer,
Det mang die Roſen lauter Dornen ſchteh'n.
Un janz beſonders macht's mich ville Kummer,
Det Allens ſchließlich aus'n Leim muſs jeh'n.
In deine Ojen ha'k mal wat geleſen,
Du liekteſt mir ſo freundlich an, mein Kind!
Na Sache! det wär' wirklich nett jeweſen,
Indeſſen doch, det hat nich ſollen ſind!

3. Schwäbiſch.

Dees iſcht im Lebe wüſcht und gar net lieble,
Daſs bei den Rösle glei die Dörnle ſchtehe;
Und, ſitzt das Maidle wirkli mal beim Büble,
Sie müſſet denn erſcht auseinander gehe.
In deine Äugle ha'n i au mal g'leſe,
Zur Kirmes war'ſch, wir tranke neue Wei;
Dees Ding wär' ſo weit au net übel g'weſe,
Doch gab's zum Abſchied arge Rauferei!

4. Plattdeutſch.

Dat is in't Lewen ſnaak'ſch man inricht' worden,
Dat bi de Roſen ſo veel Stacheln ſtahn,
Un, dröppt man ſick in't Süden oder Norden,
Tauletzt möt'n wedder untenannergahn.
Du wierſt mi mal veel leiwer as mien Lewen,
Ick dacht', du haaſt mi ok tau'n Ehrman nahm'n;
Min ſäute Diern, dat hadd en Spaſs afgewen!
Min Zuckerſnut, de Sack is anners kam'n.

5. Sächſiſch.

Nee, heern Se mal, des is Sie kar nich ſcheene,
Deſs bei die Roſen ſo viel Dornen ſteh'n!
Ich find's, Kottſtrambach kradezu kemeene,
Wie's eenen armen Luder oft kann geh'n.
Ich hatt Sie nemlich mal 'ne Braut in Dräſen,
Da fiel 'ch Sie awer eklich mit'n 'nein!
Der Spaſs is nemlich kar nicht billig k'weſen!
's hätt' freilich können noch viel dheirer ſein.

Zwoa luſtigi Gſchichtln

in ſteiriſcher Mundart von Hans Frauengruber.

Almrauſch.*)

Morgen is der Binderjagglin ihr Namenstag, und weil die Binderjagglin ſoviel gern 'n Almrauſch ſiacht und ihr ſel das allerliebſt Bleaml is af dr Welt, denkt eahm dr Bindajaggl, ihr Man: „Machſt ihr a Freud und bringſt an Buſchn Almrauſch hoam, der koſt nix.“ Steckt aft a groß Meſſar ein zan Abſchneidn und ſteigg auffi af d' Sandlingalm, wo die ganze Leitn voll Almröſl ſteaht, als wann d' Abndröthn von Himmi gfalln war aba auf d' Stoanleitn. Intawegn, wiar er ſchon bol**) obn is af dr Alm, kimp 'r bei'n Salzberg vorbei; ſteht der Zeugſchaffer heraußt, der zwoa Kröpf hat und an guatn Wein und ſagg: „Wo gehſt dan hin, Bindajaggl? Ih hätt a neuchs Weinl, magſt's koſtn?“ Denkt eahm dr Binderjaggl: „Da Almrauſch voblüaht noh nit; dr Zeugſchäffer hätt a guats Weinl, däs koſt nix“ — und geht eini. — Ba'n erſtn Glasl ſagg'r: „Du, däs Weinl is guat!“ Ba'n zweitn ſchnalzt 'r mit dr Zung' und ſagg: „Du, däs Weinl is ſikriſch guat!“ Ba'n drittn Glasl haut 'r afn Tiſch und ſagg: „Du, däs Weinl is ſchoa ganz vahöllt ſikriſch guat ah!“ Ba'n viertn ſagg 'r nix meh und ba'n fünftn ligg 'r intern Tiſch und hat an Rauſch. Dr Zeugſchaffer lacht, und af d' Nacht gengan an etla Berglent, dö mit da Schicht ſirti ſan, abi ins Dorf. Dö zarrn 'n' Binderjaggl mit und loahn ihn za ſein Häusl an d' Wand.

Die Binderjagglin ſchlaft noh nit und hört allweil ba dr Thür daußt wen gronen und kreißtn. Sie nimmb d' Latern, und wia ſ' außileucht, findt ſ' ihr'n Mann. „Iſſas Maria!“ ſchreit ſ' „der hat ja an Rauſch!“ — „I ja“, ſagg dr Man, „Binderjagglin, an Almrauſch han i dr bracht.“ —

*) Almrauſch = Almroſen.
**) bald.

Wie der Brucknwirt ſeine Kinder zählt.

„Wiavül Kinna habt's Ös hiazd, Brucknwirt?“ fragg der Gollacher Seppl, wia eahm dr Wirt 's volli Weinglasl bringg und afn Tiſch ſtellt.

„Vieradreißg!“ ſchreit der Brucknwirt. „Sel wird doh nit ſein“, moant der Gollacher Seppl, „däs wa deant a wenk z'viel zar an Gſpoaß.“ Der Brucknwirt klopft ſein Pfeifn aus und — „Du Saumagn!“ kirrt d' Wirtin hinta dr Schank füra, „muaſst dein ſtinkati Pfeifn allmal af dr Tiſchplattn auslaarn? Zwegn was is dan dr Stubnbodn da? Soll mr all bot nachwiſchn, wan mer eh d' Händ volla Arbat hat!“ — „Sei ſtad, Alti“, brummt dr Brucknwirt, „wann mr vieradreißg Kinna hat, kimps af dö Plag ah neama an.“ Dr Gollacher Seppl gibb eahm an Taucher mit'n Ellbogn und lacht: „Geh, Narr, red' nit ſöchti Dummheiten, ſiſt kriagſt es noh z'ſamm ah.“ — „Was 'r dan allmol mit dö vieradreißg Kinna hat?“ kirrt d' Wirtin wiada, „der narriſchi Tonl der! Af d' leßt glauben's d' Leut noh, ſchamen müaßt er ſih frei ah.“ — „Na, na, eppa nit?“ ſchreit dr Brucknwirt, „ich han ſiebazehn Kinna und mein Weib hat a ſiebazehn, ſan aft däs nit vieradreißg?“

Das Grab gefallener Steierer bei Königgrätz.

Dem Herausgeber dieſes Blattes gieng vor Kurzem das folgende Schreiben zu, welches von vielen Steirern mit Rührung und Dankbarkeit geleſen werden wird.

Königgrätz, am 29. April 1891.

Hochgeehrter Herr!

Vor einigen Jahren hatte ich in Wien Gelegenheit, Ihre Schriften kennen

zu lernen und aus diesen auch die Sitten und Gebräuche des Volkes der österreichischen Alpenländer, insbesondere jenes der Steiermark, welches Sie mit so viel Liebe in seinen Freuden und Leiden schildern, dass ich als Nichtdeutscher eine innige Sympathie zu diesen Älplern gewonnen habe, und das umsomehr, da auch Sie in Ihren Büchern wiederholt unseres Böhmerwaldes so freundlich erwähnen.

Es gereicht mir zum besonderen Vergnügen, Ihnen mitzutheilen, dass durch Veranlassung des hier bestehenden Comités zur Errichtung und Erhaltung von Denkmälern der im Feldzuge des Jahres 1866 in Böhmen gefallenen Krieger — zehn Ihrer in der Schlacht bei Königgrätz am 3. Juli 1866 gebliebenen Landsleute vom steirischen 27. Infanterie-Regimente (König der Belgier) eine würdige letzte Ruhestätte und ein schönes Denkmal errichtet wurde.

Zu solchem Zwecke mussten die Gebeine dieser Todten, welche bisher an einem Orte mitten in Feldern ruhten und der zur Aufstellung eines Denkmals ganz ungeeignet war, ausgegraben und an einen geeigneten, ungefähr 50 Schritte vom alten entfernten, hart an der Landstraße gelegenen Ort übertragen werden.

Diese Ausgrabung fand am 21. April l. J. vormittags am nördlichen Saume des beiläufig 8 Kilometer nördlich von unserer Stadt an der Elbe gelegenen Dorfes Lochenitz statt im Beisein des k. u. k. Landwehrhauptmannes Steinsky als Obmann, des k. u. k. Lieutenants in der Reserve Franz Waldek als Schriftführer des Comités, des Med.-U.-Dr. Emil Waldek, des Ortsvorstandes und einiger wenigen Dorfinsassen, schließlich war auch ich dabei. Nach 9 Uhr Vormittags begaben wir uns zum alten Grabe, welches nahe an jener Ziegelei, bei deren Vertheidigung die Soldaten gefallen sind, lag, und nachdem alle Vorbereitungen zur traurigen Arbeit getroffen waren, begann dieselbe um ½10 Uhr. In einer Tiefe von einem halben Meter fanden wir die Leichenreste, bestehend aus Knochen, vermischt mit Überresten von Monturen, Riemenzeug und Schuhwerk, von Bajonnettscheiden und Waffenbestandtheilen. Weiters wurde in einer Patronentasche, welche fast durchwegs mit Munition gefüllt war, ein Gebetbüchel gefunden, dessen Text nicht mehr gelesen werden konnte; weiters fand man einen Rosenkranz, zwei Gedenkmünzen mit Muttergottesbild aus Mariazell, welche die nun Todten vielleicht um den Hals getragen hatten, ein Notizbuch, eine Feldflasche mit dem Reste einer stärkenden Flüssigkeit, einige Essbestecke, eine Schere, eine Erinnerungsmedaille aus dem Feldzuge in Schleswig-Holstein im Jahre 1864 mit sehr gut erhaltenem Bande, eine Tabakspfeife und eine Menge anderer Kleinigkeiten. Von den Schädeln wurden bloß fünf ohne sichtbare Verletzungen gefunden, bei den übrigen waren größere und kleinere Schussfracturen zu sehen, bei einem waren die oberen Partien von einer Kanonenkugel vollständig zerschmettert, aus einem anderen konnte die tödtende Gewehrkugel herausgenommen werden, die Beckenknochen einer Leiche waren ebenfalls ganz zertrümmert.

Alle diese Leichenreste wurden sorgfältigst gesammelt und in zwei bereitstehenden Kisten verschlossen, in einer dritten Kiste wurden die übrigen gefundenen Gegenstände verwahrt. Als die drei Kisten in eine am Fuße des mit einem Kranze geschmückten Kreuzdenkmales bereiteten Grube gesenkt waren, nahm der hochwürdige Herr Ortspfarrer P. Alois Soukup die Einweihung des Kreuzes und hierauf die Einsegnung des gemeinsamen Grabes vor. Nach der kirchlichen Ceremonie sprach er zu den wenigen Versammelten eine kurze aber ergreifende Rede, bei welcher alle Zuhörer zu Thränen gerührt waren. Er sagte unter Anderem: „Diese Armen haben ein volles Recht auf unser Mitleid, denn vielmals trauriger ist ihr Los, indem sie hier im fremden Lande ein vorzeitiges Grab gefunden haben; in ihrer fernen Gebirgs-

Heimat weint vielleicht manche Mutter um ihren Liebling, trauert mancher Vater um seinen einzigen Sohn, um seine Stütze im Alter. — Wie groß und verdienstvoll ist die Aufgabe, welche sich einige christlich und patriotisch gesinnte Männer gestellt haben, an ihrer Spitze der Herr k. u. k. Hauptmann Steinsky, die irdischen Überreste jener Tapferen, welche unter den Fahnen Sr. Majestät für die Einheit des Reiches den Heldentod starben, unter das Banner der katholischen Kirche — das heilige Kreuz — zu sammeln, ihnen Denksteine zu errichten, damit sich an ihrem glänzenden Beispiele die Nachkommen erheben und erbauen können. Und diese, welche wir nach fast fünfundzwanzig Jahren zum zweitenmal in die Erde betten, sind des Kreuzes gewiss wert, denn sie waren nicht nur treue Söhne der heiligen Kirche, wie es das bei ihnen gefundene Gebetbuch, der Rosenkranz und die Gedenkmünzen mit dem Muttergottesbilde beweisen, sie waren auch pflichttreue und gewissenhafte Diener ihres Kaisers, was sie durch ihren in seinen Diensten gefundenen Tod bekräftigten."

Hierauf wurde das Grab geschlossen und die Feier, welche ohne alle Vorbereitung und Prunk durch ihre herzlich rührende Einfachheit allen Theilnehmern gewiss unvergesslich bleiben wird, war zu Ende.

Theilen Sie im „Heimgarten" Ihren Landsleuten mit, dass es hier noch Leute gibt, welche das Grab Ihrer unglücklichen Stammesgenossen pflegen und darüber wachen werden, dass diese letzte Ruhestätte in Ehren gehalten und jährlich mit frischen Blumen geschmückt werde. Nehmen Sie die Versicherung meiner vorzüglichsten Hochachtung entgegen, womit ich mich zeichne als

Ihr ergebener

Josef Udalrik,
Beamter.

Gstattn Dichtn.

Mei Muada dö sagt oft:
„Mei' Kind schau, i moan,
Du kunnt'st statt dein Dichten
Öbb's G'scheitas wohl thoan."
Draf sag i: „Schau Muada,
Mir is häufti gnua,
Dass i statt mein Dicht'n,
Nix Dummas nu thua!"

G. Todisch.

Liedln aus dem obern Kainach-Thale.

Mitgetheilt von J. S.

Sollt' schon a Moarknecht sein,
Kann noh koan Zaun z'sammzäunn,
Tangeln kann ih ah nit recht,
Dass's a Schneid hätt.

D'r Summer geht umer, die Heumahd,
d'r Schnitt;
I d'r schönsten Zeit
Sieh ih mei' Dirnerl nit! —

Ih bin a Spielmann
Und du bist a Tanzer!
Ih bin a halber Narr
Und du a ganzer.

„Hast du nit a schöne Dir—n?" —
Ja wol! an Knecht ah. —
„Thant sie nit a weni schmier—n?" —
Ja wohl! is recht ah.

Ban Moser i d'r Lölling
Bin ih Vorfahrer, ih;
Groaße Rudel ijs ih gern,
Kloane mag ih nit, ih.

Ban Kropfbauer i d'r Lölling
Bin ih döjswegn entrunn',
Js an ungroaßer Koalhläfer
I d'r Mehlsuppen umg'schwumm.

Bücher.

Gemischte Gesellschaft. Ein berühmter Dichter, berühmt durch seine Erfolge im Lustspiel und in der Novelle — eine junge, schwärmerische Amerikanerin mit unbestrittenem Talent zur Anatomie des weiblichen

Herzens — ein gemüthvoller Schilderer der bayrischen Gebirgswelt — eine Dichterin, die der Liebe, nicht der geschlechtlichen, nein, der verwandtschaftlichen Liebe, eine Idealwelt an Entsagungs- und Opferfreudigkeit aufbaut — zwei Verfasser kerniger Geschichten aus den steirischen Bergen und dem Böhmerwalde — der Maler von Cabinetsstücken kleinbürgerlicher Verhältnisse — und noch einige andere — ist das keine gemischte Gesellschaft — allerdings nicht im landläufigen Sinne.

Der vornehmste in dieser Gesellschaft ist wohl Adolf Wilbrandt, der in seinem Romane „Adams Söhne" (Berlin, Wilhelm Hertz) auf 456 Druckseiten zu beweisen versucht, dass man ein großer Dichter sein und doch — einen mittelmäßigen Roman schreiben kann. Er benützt die alten ausgefahrenen Geleise des idealistischen Romanes mit seinen Gestalten ohne Fleisch und Bein, ohne Blut und Leben, zu einem Eintagsscheinleben erweckten Schemen, die Ideen verkörpern sollen. Allerdings leuchtet hie und da ein origineller Zug der Charakteristik, eine geistreiche Wendung durch, würdig eines Wilbrandt, aber das Ganze dient doch nur dazu, dem Leser eine arge Enttäuschung zu bereiten. Was im „letzten Hause" vorgeht, ist gewiss spannend, ja dramatisch belebt, derart, dass man sagen möchte, Wilbrandt sei zu sehr Dramatiker, um guter Romanschreiber zu sein, wenn man nicht wüsste, dass er schon bessere Erzählungen, ja mustergiltige, geschrieben hat. Es fehlen an diesen Scenen im „letzten Hause" nicht einmal die Aristotelischen Einheiten des Dramas. Der Stil ist nicht immer klar, nicht immer ganz correct, ein Beweis, dass der Roman trotz einiger tiefsinnigen Sentenzen flüchtig gearbeitet wurde.

Auch Maximilian Schmidt liefert uns mit dem Cultur- und Lebensbilde: Der Schutzgeist von Oberammergau (Leipzig, A. G. Liebeskind) keines seiner besseren Bücher. Die Naturschilderungen sind wie immer bei Maximilian Schmidt anschaulich, auch die Oberammergauer Passionsspiele haben in seiner Wiedergabe einen culturhistorischen Wert — das ist aber auch das beste an dem Buche. Der sonstige Inhalt, die eigentliche Erzählung, die wie ein rother Faden die Schilderungen durchzieht, ist ohne großen Wert. Der Städter soll gehen und sich diese großartige Gebirgswelt ansehen, aber, man verzeihe mir, er nimmt sich doch nur wie ein „Alpengigerl" darin aus. Daran mögen die Dichter schuld sein, sie bringen es nicht zustande, den Städter so in die Welt hineinzustellen, dass er zu ihr passt. Ich muss mich unwillkürlich an jenes jüdische Ehepaar im Bade erinnern. „Ein herrlicher Anblick", ruft sie enthusiastisch, „das Steigen und Fallen der Wogen!" — „Thu' mer den G'fall'n," sagt er, „und sprech mer im Bade nicht von's Geschäft!"

Ein ganz eigenes Buch das: „Der Lebende oder der Todte?" von Amélie Rives. Übersetzt von Henny Koch. (Frankfurt a. M. C. Kvenitzer.) Barbara ist so untröstlich über den Tod ihres heißgeliebten Gemahls und lebt derart nur in der Erinnerung an ihn, dass sie den Vetter des „Seligen" wegen seiner frappanten Ähnlichkeit zu lieben beginnt — sie sieht ja in ihm nur den „Seligen." Die Frage: „Der Lebende oder der Todte?" ist mit so feiner psychologischer Spitzfindigkeit gestellt, dass der Leser nicht immer die Antwort weiß. Wie sensitiv die Verfasserin in ihrem Buche wird, sollen einige Stellen darthun. „— aber — selbst die Haare, die sich in seinem Nacken kräuselten, schienen durchdrungen von dem Bewusstsein —". Das geht doch über die Seelenriecherei! Reizend ist auch der gefühlvolle Rücken eines Kutschers. „Es gibt nichts ausdrucksvolleres als der Rücken eines schwarzen Kutschers, nicht einmal die Augen eines hungerigen Hundes sind imstande, das zu übertreffen" u. dgl. Wie hoch entwickelt das Sensorium einer jungen amerikanischen Schriftstellerin ist! Am Ende erhält der Tode sein Recht und der Lebende bekommt den Laufpass. Das ist doch echt europäisch und gar nicht amerikanisch.

Der achte Band der Gesammelten Schriften von Heinrich Seidel enthält die Fortsetzung von Leberecht Hühnchens Lebenslauf: Leberecht Hühnchen als Großvater. (Leipzig. A. G. Liebeskind.) Wir haben Heinrich Seidels Schriften schon an anderer Stelle besprochen, insbesondere den gutmüthigen, harmlosen Humor und die feine, zarte Charakterzeichnung hervorgehoben. Erwähnung verdient noch der sorgfältig geglättete Stil.

Arthur Achleitner, von dem uns als 2696. Bändchen der Reclam'schen Universal-Bibliothek Geschichten aus den Bergen vorliegen, ist nicht nur ein tüchtiger Kenner des bayrischen Hochlandes und seiner Bewohner, sondern auch ein wahrhaftiger Dichter, der die Personen mit ihrer Umgebung, das wetterfeste Alpenvolk mit der grandiosen Natur seiner Heimat in Beziehung zu bringen versteht. Diese Farbe tragen auch seine Erzählungen. Nicht ganz so heimisch ist der Dichter auf steirischem Boden, wenn er einmal dahin eine literarische Excursion macht.

Wie Achleitner in den bayrischen Bergen, ebenso daheim ist Johann Peter im Böhmerwalde. Seine Dorfgeschichten aus dem Böhmerwalde (Leipzig, Gustav Körner) muthen uns thaufrisch und

ursprünglich an, wie frischgebrockte Waldbeeren. Die „Todtenschau" ist ein prächtiges Stück derber Volksthümlichkeit, dem wirklichen Leben abgelauscht.

Anna Hartenstein erzählt in zwei Novellen: Aus dem Bürgerhause (Dresden u. Wien, Verlag des Universum) von der Aufopferungsfähigkeit der Schwester und von dem Opfermuthe der Tochter. Vielleicht wäre es dankbarer gewesen, die Gattenliebe oder die Mutterliebe zum Vorwurfe einer Erzählung zu nehmen. Lobenswert ist die reine, geschmackvolle Darstellung.

Nicht sehr geschmackvoll hingegen ist der Inhalt der Novelle: Frau und Braut von Emil Taubert (Leipzig, Georg Meyer). Johann besitzt eine Frau und eine Braut. Damit er mit seiner Braut glücklich werden kann, tödtet sich die Frau — und siehe da, er nimmt dieses Glück aus der Hand seiner todten Frau an. Das ist doch nicht sehr geschmackvoll und vom ästhetischen Standpunkte aus tadelnswert.

Zum Schlusse wollen wir der Briefe einer alten Bäuerin an ihre städtische Freundin von Agnes von der Decken (Hirschberg, Volksarzt-Verlag) gedenken, die in schlesischer Mundart die jüngsten Erlebnisse und Erfahrungen der alten Bäuerin drastisch und lehrreich zugleich wiederspiegeln. —tt—

Aus den Lebenserinnerungen eines Siebzigers. (Gotha. Friedrich Andreas Perthes 1891.)

Wenn die Jungen schreien, pflegen die Alten zu schweigen. Oder ihre ernstruhige Stimme wird überhört. Und das ist ein Unglück. Wenn die Wortführer früher Erfahrungen sammeln, als Belehrungen austheilen wollten, wie anders stünde es um die gesammte Lebensweisheit eines Volkes. Neues, Überraschendes, Revolutionäres wollen sie verkünden, unsere jungen Schreihälse, und binnen kurzem müssen sie sich sachte selbst corrigieren, wenn sie sehen, dass das Leben es anders will, als phantastische Hitzköpfe es sich eingebildet. — Wie wertvoll ist die Stimme eines vielerfahrenen Mannes, und jene Lebensphilosophie wird wohl die richtigste sein, die nach allerlei geistigen Irrfahrten der Greis prüfend endlich zur seinen gemacht hat. — Die Lebenserinnerungen des Siebzigers, die oben angeführt sind, sagen uns nicht viel Neues, aber sehr Richtiges, Alterprobtes, immer Beherzigenswertes. Das Büchlein, welches die wichtigsten Fragen des Lebens berührt, liest sich wie Lehr und Rathschlag eines älteren wohlwollenden Freundes. Möge in dem Geschrei junger, naseweiser Prediger das goldene Wort des Greises nicht überhört werden. M.

Des Herrn Friedrich Ost Erlebnisse in der Welt Bellamys. Mittheilungen aus den Jahren 2001 und 2002. Herausgegeben von C. Wilbrandt.

Dieses Buch ist keine trockene Polemik gegen das allbekannte, in hunderttausenden von Exemplaren verbreitete Buch Bellamy's „Im Jahre 2000", sondern ein Roman, wie der Bellamy'sche. Für trockene nationalökonomische Belehrungen würde das große Publicum keine Empfänglichkeit haben, wohl aber für eine Erzählung, welche sich auf dem Boden jenes erträumten Zukunftsstaates abspielt und in ihrem Verlauf, an der Hand von ganz unausbleiblichen Begebenheiten, die Haltlosigkeit und Unausführbarkeit der Idee der Verstaatlichung der Gesellschaft in so schlagender Weise documentiert, dass es selbst dem Leser, den die menschenbeglückenden Zukunftsträume Bellamys gänzlich gefangen genommen hatten, wie Schuppen von den Augen fällt. Unbefangenere Leser des Bellamy'schen Buches aber werden sich ungemein erheitert fühlen, wenn sie hier den Herrn Friedrich Ost genau die Spuren des Herrn Julian West verfolgen, aber ihn dabei zu Ergebnissen kommen sehen, welche die beseeligenden Erfahrungen des ersteren und die Berichte des Dr. Leete in wahrhaft drastischer Weise beleuchten.

Das Buch ist keineswegs eine Parodie; weit entfernt davon. Der Herausgeber ist ein erfahrener Mann, dessen Anschauungen auf sehr reellen nationalökonomischen Studien beruhen, der mit ruhigem Humor und unerbittlicher Consequenz den amerikanischen Phantasten auf seinen verzweigtesten Pfaden verfolgt, und der dabei durch seine flotte, überzeugende Schreibweise und glückliche Erfindung die Leser zu fesseln und zu unterhalten versteht. V.

Von Karl Pröls **„Modernem Todtentanz"** (Berlin. Hans Lüstenöder.), der bei seinem Erscheinen berechtigtes Aufsehen machte, ist bereits eine neue Folge erschienen. Nicht leicht wäre es, diesem eigenartigen Schriftsteller unter den Romanciers und Dichtern seinen Platz anzuweisen. Weitab von den ausgetretenen Pfaden der Belletristik und neuzeitlichen Lyrik bewegt sich dieser originale Geist, der uns anzieht und fesselt, auch dann, wenn er sich in Regionen versteigt, wo die Phantasie Herricherin ist. Karl Pröll ist durch

und durch Idealist, und der ideale Grundzug seines Wesens verleugnet sich in keiner seiner Skizzen, in keiner seiner Erzählungen. Ein hoher Sinn, eine tiefe und wahre Begeisterung für das Edle und Schöne spricht aus allen seinen Schöpfungen. Wer Unterhaltung im vulgären Sinne des Wortes sucht, möge sein Buch nicht erst in die Hand nehmen, dem ernster denkenden Leser, der auch vor Abhandlungen über die sociale Frage und anderen Problemen in Staat und Leben nicht zurückschreckt, wird Pröll's Todtentanz" eine reiche Fülle geistiger Anregung und Genuss bieten.

Die österreichische Gebirgswelt in Chromolithographien nach Natur-Aufnahmen von A. Gerasch.

Die Verlagshandlung „Leykam" in Graz hat es unternommen, die schönsten Punkte der österreichischen Gebirgswelt, durch Künstlerhand aufgenommen, in einem farbenprächtigen Chromo-Lithographien-Cyclus bildlich darstellen zu lassen. Bis jetzt liegen vierzehn Hefte zu je sechs Bildern von dieser prächtigen Sammlung vor. Dieselben enthalten Darstellungen aus Steiermark, Kärnten, Salzburg, Oberösterreich und werden weiterhin ihre Fortsetzung für die übrigen Alpenländer finden. Die Bilder sind nach meisterhaften Naturaufnahmen des Malers A. Gerasch hergestellt, gediegene Zeichnung, ungemein lebhaftes und natürliches Colorit, glückliche Auswahl des Stoffes, vornehmer Ton und zierliche Ausstattung sind die schätzenswerten Vorzüge dieses Albums, welches als ein ausgezeichnetes Denkstück allen Freunden der Alpenwelt bestens empfohlen werden kann. Wollte man eines oder das andere der Bilder namentlich erwähnen, so wäre dies ein Unrecht gegen die übrigen, denn jedes einzelne Blatt der Sammlung hat Anspruch auf unsere ungetheilte Bewunderung.

Diesen Bemerkungen des Bozener „Sonntagsboten" schließen wir uns an und werden seinerzeit auf die schöne Ausgabe noch zurückkommen. M.

Spamer's Illustriertes Conversations-Lexikon. Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage, in größtem Lexikon-Octavformat. Mit 8000 Textabbildungen, zahlreichen Tonbildern, Karten ꝛc. Beziehbar in 200 Lieferungen oder in 8 Bänden. Von diesem Werke liegt nunmehr Band VII, Lieferung 151—174, vollendet vor; er umfasst die Buchstaben O, R und S und steht in jeder Hinsicht auf derselben wissenschaftlichen und künstlerischen Höhe, wie seine Vorgänger.

Neue Musikzeitung. Redacteur D. A. Svoboda. (Stuttgart. Carl Grüninger.) Diese Zeitschrift, welche heute in ihrem zwölften Jahrgange steht, ist ein Blatt für Musiker und Musikfreunde und erfreut sich großer Verbreitung. Es ist keine trockene Fachzeitung, sondern ein Unterhaltungsblatt vornehmster Art für Gebildete. Außer den gewissenhaften Berichterstattungen über Neuigkeiten und Vorgänge in der musikalischen Welt bringt es Novellen, Essays und Plaudereien voll Warmherzigkeit und geistiger Frische, trefflich ausgeführte Illustrationen aus der Künstlerschaft und Notenbeilagen beliebter Componisten. Eine der feinsinnigsten und beliebtesten Rubriken des Blattes sind die launigen Geschichtchen aus dem Leben bekannter Musiker. Mit einem Worte, das sehr hübsch ausgestattete Blatt bringt vielseitige Anregung im reichen Maße; man wird mir Dank wissen, dass ich darauf aufmerksam mache. R.

Der gute Kamerad. Wenn man schon im Principe den Nutzen von Jugendschriften zur Erholung und zur Herzens- wie Geistesbildung unserer Kinder anerkennt (was übrigens noch eine offene Frage bleibt), so wüssten wir wohl kaum eine Zeitschrift zu nennen, welche für die Jugend empfehlenswerter wäre, als die bei Spemann in Stuttgart erscheinende, sehr hübsch illustrierte Wochenschrift „Der gute Kamerad". Vorwiegend ist das eine Lectüre für Knaben und ihr Inhalt auf muthige Bethätigung des Lebens gerichtet. Spiel und Ernst durcheinander, Erzählungen, Länder- und Völkerbeschreibungen, Geschichte, Erfindungen und hunderterlei interessante Sachen bringt dieses Blatt. Wer überhaupt will, dass seine Knaben durch Lesen für das Leben angeregt werden, der möge daraufhin den beliebten „Guten Kameraden" prüfen. M.

Das neue Buch der Natur. Von A. v. Schweiger-Lerchenfeld. (Mit circa 400 Illustrationen, darunter zahlreichen Vollbildern.) Wien. A. Hartleben. 1891. Später complet in 2 Bänden Großoctav mit zusammen 70 Bogen.

Ein Ausspruch eines unserer hervorragendsten Denker (Feuchtersleben) sagt: „Wie das echte, innige Studium der Natur, wenn es tiefe Offenbarungen gewähren soll,

kindliche Gemüther verlangt, so erzeugt es auch wieder in denen, die sich ihm weihen, eine eigene Kindlichkeit, und gibt ihnen ihre Jugend wieder.“ Diesen Eindruck gewinnt man bei der Lesung der ersten vorliegenden Lieferung des neuen, auf 2 Bände berechneten Werkes Schweiger-Lerchenfelds. Ausgerüstet mit einer reichen Fülle einschlägiger Kenntnisse, stellt sich der Verfasser auf den Standpunkt eines Mentors, der seinen Zuhörer in Wald und Flur hinausführt, um ihn auf die vornehmsten Erscheinungen des Naturlebens aufmerksam zu machen. Besonders bemerkenswert ist das liebevolle Eingehen in scheinbar unwesentliche Einzelheiten. Der Stil ist klar und plastisch, häufig von stimmungsvoller Getragenheit. Vorzüglich sind die Illustrationen. V.

Erinnerungen einer österreichischen Offiziersfrau aus dem Kriegsjahre 1866. Von A. v. Holzhausen-Gablenz. (Gotha. Friedr. Andr. Perthes. 1891.) An mancherlei Kriegserinnerungen aus dem Jahre 1866 fehlt es wahrlich nicht, hier aber tritt ein Gedenkbüchlein von eigenthümlichem Reiz hinzu, schon dadurch interessant, dass es eine Officiersfrau ist, noch dazu eine österreichische, welche auf nur vier Druckbogen ein lebendiges Bild jener bewegten Zeit vor uns entfaltet. Sie schaut überall mit dem Auge der Frau und enthüllt daher so manchen feinen Zug, der dem Blicke des Mannes entgeht, wie auch durch das Empfinden der Frau sich manche Dinge in den Ereignissen jener Zeit in ein besonderes Licht stellen. V.

Bibliothek des Humors, Band IV. Lehrer und Schüler. (Berlin. Friedrich Pfeilstücker.) Der Band dieses Anekdotenschatzes bildet ein Charakterbild von Lehrern und Schülern, Professoren und Studenten, für sich, sowie auch im Verhältnis zu einander, wie es heiterer nicht gedacht werden kann. Wer jemals auf der Schulbank gesessen hat oder vor dem Katheder des Hochschullehrers, an dessen Auge ziehen beim Lesen des Buches die heiteren Bilder verflossener Zeiten aufs neue vorbei.

Los vom Antisemitismus. Offener Brief an einen Unverfälschten. (Leipzig 1891. J. Wimmer.) Ein ehemaliger leidenschaftlicher Antisemit kommt zur Vernunft, macht seine Bekenntnisse und stellt die Hohlheit des gegenwärtig so heftig wüthenden Antisemitismus dar. Er hegt die Hoffnung, dass diese Geisteskrankheit, von der er sich so glücklich erholt, sachte vorübergehen, ja dass selbst Georg Schönerer noch einmal gesund werden wird. — Nun, unmöglich ist nichts. M.

Soeben giengen uns die Hefte des **„Wiener Humor“** (Wien. C. Daberkow), dritte Serie, zu und können wir nicht umhin, auf den reichen Inhalt dieses Unterhaltungs- und Vortragswerkes hinzuweisen, an dem, wie die vorliegenden Hefte aufs neue beweisen, ein guter Theil der deutschen Schriftstellerwelt mit vorzüglichen Beiträgen betheiligt ist. V.

Dem „Heimgarten“ ferner zugegangen:

Bauern-Gold. Eine Geschichte aus dem Knappenleben in den Hochalpen von Amand Freiherrn von Schweiger-Lerchenfels. (Wien. A. Hartleben. 1891.)

Das deutsche Lied. Erzählung aus den nationalen Verhältnissen Böhmens, von Anton Ohorn. (Berlin. Hans Lüstenöder. 1891.)

Gesammelte Schriften von Heinrich Seidel, IX. Band: Sonderbare Geschichten. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1891.)

Wundercuren. Ein Arbeiterroman von Wolfgang Schild. (Berlin. Max Breitkreuz. 1891.)

Lonny, die Heimatlose. Erzählung aus dem schweizerischen Cultur- und Volksleben in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts. Von Joseph Joachim. (Basel. Benno Schwabe. 1889.)

Zehn Geschichten von Fritz Mauthner. (Berlin. J. G. Schorer. 1891.)

Theoderich. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Franz Wolf. (Leipzig. Oswald Mutze. 1891.)

Helene. Den Tod erkämpft. Zwei Erzählungen von M. Kolloden. (Dresden. E. Pierson.)

Aus den La Plata-Staaten. Eine Reise nach Südamerika von Wilhelm Kreuth. Illustriert. (Wien. A. Hartleben. 1891.)

Flora von Deutschland. Illustriertes Pflanzenbuch. Anleitung zur Kenntnis der Pflanzen nebst Anweisung zur praktischen Anlage von Herbarien, von Dr. Wilh. Medicus. Mit über 300 feincolorierten nach der Natur gezeichneten Abbildungen auf 78 Farbendrucktafeln. Erscheint in 10 Lieferungen. (Kaiserslautern. A. Gotthold.)

Die Entwickelung der Menschen. Studien von D. Andersen. (Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. 1891.)

Die heilige Schrift des alten und neuen Testamentes. Illustrierte Volksausgabe. (Berlin. Friedrich Pfeilstücker.) Bis zur 10. Lieferung erschienen.

Otto Ludwigs gesammelte Schriften. Bis zur 9. Lieferung erschienen. (Leipzig. Fr. W. Grunow. 1891.)

Hoch vom Säntis an. Neue Gedichte von Alfred Beetschen. Illustriert von J. Stauffacher. (St. Gallen. F. Hasselbruck.)

Dichtungen und Gedichte von Franz Wichmann. (Dresden. E. Pierson.)

Nicht rasten und nicht rosten. Jahrbuch des Scheffel-Bundes in Österreich für 1891. Geleitet von Franz Pomezny. (Wien. A. Hartleben.)

Deutsche Volkslieder. In Niederhessen aus dem Munde des Volkes gesammelt, mit einfacher Clavierbegleitung, geschichtlichen und vergleichenden Anmerkungen herausgegeben von Johann Lewalter. (Hamburg. Gustav Fritzsche. 1891.)

An den Kaiser. Eine deutsche Bitte von Adolf Graf von Westarp. (Berlin.)

Das Lesebuch in der Volksschule. Naturgemäße Forderungen von Georg Heydner. (Nürnberg. Fr. Kori'sche Buchhandlung. 1891.)

Blaue Blätter für Humor, Laune, Witz und Satire. Von M. G. Saphir, aus seinen Schriften gepflückt. Fünfte Volksausgabe. (Wien. A. Hartleben.)

Berliner Autoren. Von Ernst Wechsler. (Leipzig. W. Friedrich. 1891.)

Schweizerische Rundschau. 2.–3. Heft. (Zürich und Bern. Orell Füßli.)

Auf Schneeschuhen durch Grönland. Von Dr. Fridtjef Hansen. 20. Lieferung. (Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. 1891.)

Von den uns zugehenden Monatsschriften sind die empfehlenswertesten: **Westermanns Illustrierte Monatshefte** (Braunschweig), **Deutsche Rundschau** (Berlin), **Deutsche Revue** (Breslau), **Vom Fels zum Meere** (Stuttgart), **Velhagen & Klasings Neue Monatshefte** (Leipzig), **Schweizerische Rundschau** (Zürich).

Moderne Rundschau. Halbmonatsschrift herausgegeben von Dr. J. Joachim und E. M. Kafka. (Wien. L. Weiß.)

Postkarten des „Heimgarten".

* Auf die einlaufenden Briefe zu antworten sind wir nicht imstande, bitten also auch keine Marken für Antwortschreiben beilegen zu wollen.

G. L., Hamburg: Der „Heimgarten" will kein modernes Blatt um jeden Preis sein. Hat er die Wahl zwischen schlechten neuen und guten älteren Sachen, so entscheidet er sich ohne Gewissensbisse für letztere.

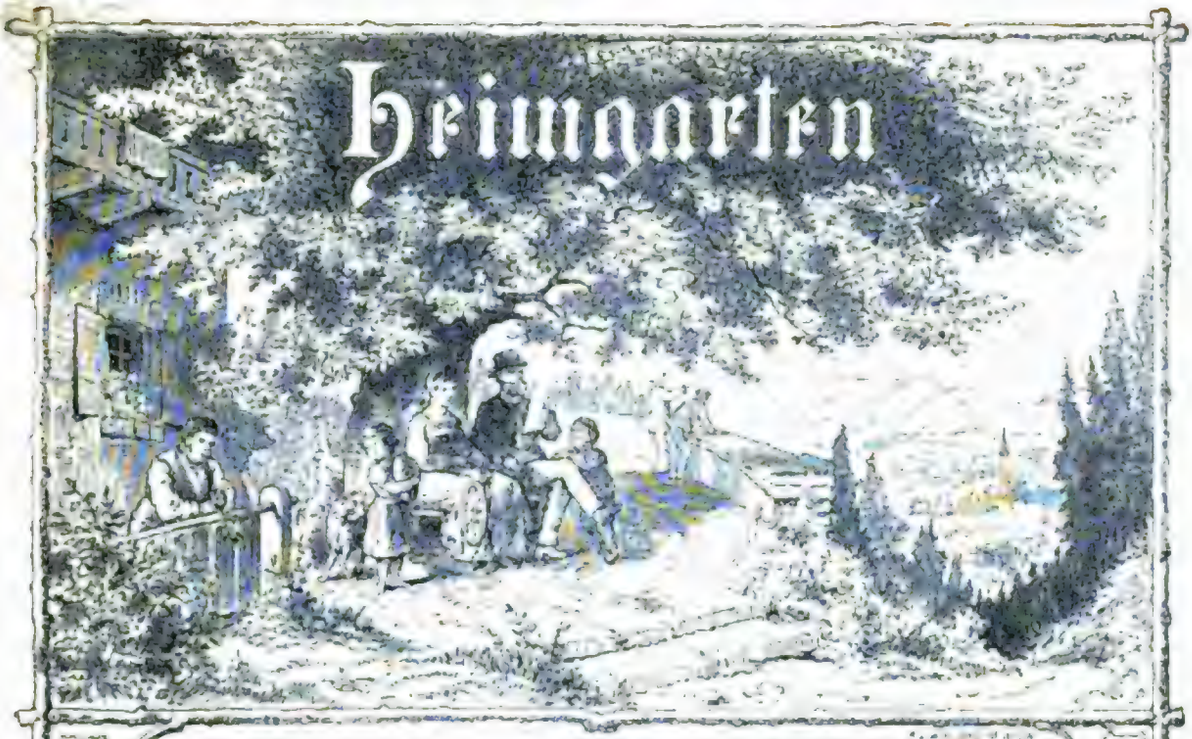
Dr. A. M.: Wer den Ibsen nicht mag, sagen Sie, der verstehe ihn nicht. Wir aber glauben, dass es sich hier weniger ums Verstehen, als um den Geschmack handelt. Und es ist nicht nach jedermanns Geschmack, im Kunsttempel für gutes Geld sich seelisches Unbehangen zu holen. Das hat man im Leben umsonst.

Hamerling-Verehrer, Wien: Leider rührt sich Hamerlings Verlag in Hamburg bisher noch immer nicht, dem lebhaftesten Wunsche des Dichters zu entsprechen und eine billigere Gesammtausgabe zu veranstalten. Es wäre wohl an der Zeit.

O. O. K., Villach: Wollen Sie ein kräftiges Wort über unsere missliche Waldcultur, so lesen Sie Rudolf Armings Aufsatz: „Die Geheimnisse des Toblacherseees und der ihn umgebenden Wälder" im Elsass-Lothringischen Samstags-Blatt, Straßburg. Aprilnummern 1891.

J. L., Wien. G. K. P., Olmütz. H. G., Berlin. St., Berlin. M. P., Graz u. s. w.: Dankend abgelehnt. Bitten nichts mehr zu schicken, sind mit allem versehen. Unverlangt eingeschickte Manuscripte werden nicht zurückgesandt. Wir erwähnen das in fast jedem Hefte und die Einsender haben den Verlust des Manuscriptes sich selbst zuzuschreiben.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.



10. Heft. Juli 1891. XV. Jahrg.

Ein kräftiger Junge.

Schwank in einem Aufzug von **Sophie von Khuenberg.**

(Aufgeführt im Theater am Franzensplatze zu Graz, 1891.)

Personen:

Dr. Fritz Walter, Arzt (übermüthig, etwas leicht).
Matthias Walter, sein Onkel (älterer Bonvivant, knurrig, gutmüthig, drollig).
Hermann Koller, Journalist.
Lucy (junges Mädchen, sehr hübsch, naiv, ohne ein Gänschen zu sein).
Franz, Diener des Arztes (normale Bedientenerscheinung, nicht sehr jung, etwas plapperhaft).

Spielt in einer deutschen Provinzstadt.

Zimmer des Doctors: Schreibtisch, Bücherschrank, gelehrter Anstrich. Fritz Walter (an seinem Schreibtische sitzend, mit verzweifelter Miene über eine Depesche gebeugt; hinter ihm Franz in erwartungsvoller Stellung).

Fritz (aufspringend). Na, da haben wir's, er kommt selbst! Es ist zum Verrücktwerden — (nach einer kleinen Pause des Nachdenkens). Franz! nimm dich zusammen! Du musst jetzt klug sein wie ein Diplomat, und verschwiegen wie ein Maulwurf.

Franz (geschmeichelt). Das kann ich.

Fritz (während Hermann unbemerkt eintritt). Du kaufst jetzt schnell ein paar Saugflaschen mit Stoppeln, etwas Milch, dann ein wenig Kinderwäsche, verstehst du, — so eine Art von Leibchen, Häubchen, — das legst du alles, wie zufällig, hier und dort hin, dann stellst du dich unten im Flur auf, und wenn ein behäbiger Alter mit Reisegepäck angefahren kommt, so stellst du dich ihm als meinen Diener vor, führst ihn hieher, trachtest auch, dass er nicht laut spricht, — du sagst ihm einfach — der Kleine schläft, verstehst du, der Kleine schläft! — —

Franz (erstaunt). Der Kleine?

Hermann (vortretend, lachend). Ja, zum Teufel, Freund, was treibst du denn! Das ist ja der reine Fastnachtsulk!

Fritz. Ah, Hermann, gut, dass du kommst, du findest mich in der ärgsten Klemme meines Lebens — (zu Franz) rasch — rasch, in einer Viertelstunde kann er hier sein.

Franz (kopfschüttelnd ab).

Hermann. Ja, wen erwartest du denn?

Fritz. Wen? meinen Onkel, den alten Brausekopf.

Hermann. Und für den brauchst du Kinderwäsche und Saugflaschen?

Fritz (ärgerlich). Für ihn — und nicht für ihn. Hermann, ich sage dir, es ist eine verteufelt dumme Geschichte.

Hermann. Aber so erkläre dich doch!

Fritz (sich zur Ruhe zwingend). Also, in aller Kürze. Du weißt, ich war, was man so einen leichten Vogel nennt. Ich hatte Schulden, und Onkel Mathias, mein einziger naher Verwandter, bezahlte sie. Er bezahlte sie ein-, zweimal, das drittemal riss ihm die Geduld. Er erklärte mir allen Ernstes, ich bekäme von ihm weder Brief noch Geld mehr, es sei denn — dass ich ein ordentlicher Mensch würde, einen Hausstand gründete und er Großonkelfreuden erlebte . . . ahnst du also?

Hermann. Nicht das Leiseste. Du hast doch nicht plötzlich geheiratet?

Fritz. Nicht im Traum, das ist's ja eben. Aber ich bin wieder in Geldverlegenheit, diesmal ohne meine Schuld. Eine junge Praxis kostet mehr, als sie trägt. Die größere Wohnung, die Inserate, der Wagen, mit dem ich zweimal täglich durch die Stadt fahre.

Hermann (lachend). Jawohl, zu deinen guten Bekannten, die allesammt ganz gesund sind. Hier rauchst du eine Cigarrette, dort schneidest du einer hübschen Frau die Cour, und wenn man dich danach mit ernsthafter Miene in den Wagen steigen sieht, so sagt man sich unwillkürlich: Der Dr. Walter muss ein sehr geschickter Mensch sein — er hat so viel zu thun. Und man erfindet die absonderlichsten Operationen, die dir sämmtlich geglückt sein sollen . . . o ich kenne das!

Fritz. Du übertreibst ein bisschen, aber wie dem sei — ich brauche meines Onkels Freundschaft! Er war durch eineinhalb Jahre auf Reisen und wir hörten nichts von einander. Endlich erfahre ich durch einen Freund, dass er auf kurze Zeit heimgekehrt sei in sein stilles Landstädtchen. Brieflich mochte ich weder lügen, noch ihm die Wahrheit gestehen. Ich fasse also einen verzweifelten Entschluss. Ich setze mich hin und sende folgende Depesche ab: „Onkelchen, ich habe eine frohe Botschaft für Sie. Bin seit einem Jahre verheiratet und heute sind Sie Großonkel geworden! Ein kräftiger Junge ist angekommen! Seien Sie versöhnt und wieder gütig gesinnt Ihrem dankbaren Neffen Fritz."

Hermann (aufspringend). Mensch, du hast einen Muth, um den dich der tapferste Reitergeneral beneiden könnte!

Fritz. Sag' lieber, es war ein dummer Streich! Ich hatte gehofft, er werde mir einen gnädigen Brief schreiben und ein paar Hundert-Markscheine für den Jungen beilegen — und nun kommt er! Da, lies selbst! (Gibt ihm die Depesche.)

Hermann (liest laut). „Prosit, Herzensjunge! Ich treffe heute noch bei dir ein. Onkel Mathias." (Lachend): Nun begreif' ich alles. Die Kinderwäsche, die Saugflaschen, — er soll also wirklich daran glauben?

Fritz. Er muss, sonst bin ich verloren!

Hermann. Famos! Und wenn er nun den Jungen sehen will und deine Frau?

Fritz. Sehen?! Teufel, daran hatt' ich noch gar nicht gedacht!

Hermann. So, an die Hauptsache denkst du nie! Das ist doch ganz natürlich. Wie ich ihn kenne, hält er's nicht eine Viertelstunde lang aus.

Fritz. Du folterst mich! (Nachdenkend) Übrigens, ich werde meine Rolle zu Ende spielen, ich werde den Arzt herauskehren und ihm klar machen, dass sein lautes Wesen hier von schädlichstem Einfluss sein könnte.

Hermann. Das kannst du versuchen, aber ich zweifle an dem Erfolg. Und dann — er bleibt vielleicht ein paar Wochen hier, — (lachend) wartet ab, bis deine Frau gänzlich erholt ist . . .

Fritz. Wir müssen ihn fernhalten, du musst mir helfen! Oder — (lebhaft) weißt du was? Im Nothfalle musst du mir deine Frau borgen, (Hermann macht eine Bewegung des komischen Entsetzens) o — nur auf Stunden, versteh' mich recht, sie spielt mir die kleine Komödie sicherlich zuliebe!

Hermann. Meinst du? Und mein kleines Mädel dazu, dass du es für deinen „Jungen" ausgeben kannst! Na, das gäbe schöne Geschichten!

Fritz. Ich bitte dich, Hermann, bring' mich nicht in Verzweiflung! Ich will in Zukunft alle deine Zeitungsenten für paradiesische Schwäne erklären, will über jeden deiner schlechten Witze lachen und deine Nekrologe auswendig lernen, — nur schütze mich vor meinem Onkel, errette mich vor dieser tödlichen Blamage . . .

Hermann (mit lustigem Pathos). Was ich thun kann, soll geschehen! Ich werde seine Wege kreuzen, ihn abhalten von aller lästigen Neugier — aber er wird bei dir wohnen wollen!

Fritz. Ich werde ihm sagen, dass ich nicht Raum habe, ich müsse mich ohnedies einschränken.

Hermann. Und wenn deine Bekannten davon Wind bekommen, z. B. die kleine Lucy?

Fritz. Lucy?! Um Gottes Willen, nein, sie darf nichts von alledem erfahren!

Franz (kommt athemlos mit Paketen). So, Herr Doctor, da bin ich wieder. War ich nicht schnell? Alle Straßen bin ich abgelaufen wegen der dummen Flasche. Überall waren die langen Schläuche daran, vor denen der Herr Doctor immer warnt und endlich —

Fritz (ungeduldig). Ich bitte dich, Franz, für dieses Kind wäre doch jede Flasche recht gewesen!

Franz (unbekümmert um diesen Einwurf). Na, also endlich hab' ich doch das Richtige gefunden. Und im Wäschegeschäft, als ich eben dabei bin, so ein Häubchen auszusuchen — tippt mich was auf die Schulter. Ich drehe mich um, steht Fräulein Lucy vor mir.

Fritz (für sich). Verdammt.

Franz (fortfahrend, indem er die Pakete öffnet). Ja, was machen denn Sie da? fragt sie lachend, und ich werde so roth, wie ein ertappter Schuljunge und mache ein ganz dummes Gesicht. —

Fritz (halb für sich). Ist ihm wohl nicht schwer angekommen.

Franz. Ja, sind Sie denn Kinderfrau geworden, sagte sie, mit einem Blick auf das Häubchen, das ich noch immer in der Hand hatte, und will sich halb todt lachen. — Ach nein, gnädiges Fräulein, sage ich kleinlaut, ich habe nur ein Pathchen, das hat morgen seinen ersten Geburtstag! — Aber für ein einjähriges Kind ist ja das alles zu klein, lieber Franz! „Lieber" das sagte sie so mit eigener Betonung.

Fritz (ärgerlich). Dummkopf, was weiter!

Franz. „Wissen Sie was, — ich werde Ihnen auch etwas für das Kleine schicken", sagte sie dann und — fort war sie!

Fritz (zu Hermann). Schöne Geschichte! Wenn ich nun hinkomme, wird sie mich ausfragen.

Hermann. Weißt du was, ich

werde sie zu begegnen suchen, ich werde ihr sagen, du seiest verreist auf ein paar Tage, — bis dahin trachtest du, den Onkel abzuschütteln, kurz, die Hauptgefahr ist vorüber!

Fritz. Thu das, mein Alter, geh gleich, sag' ihr auch (zerstreut) nein sag' ihr lieber nichts . . .

Hermann. Auf Wiedersehen also! (Ab.)

Fritz (sinkt seufzend in ein Fauteuil und zündet sich eine Cigarrette an). Ich möchte lieber in der Haut meines schwindsüchtigen Kanzleirathes stecken, als in meiner eigenen! Da preisen sie das Junggesellenleben und schmähen die Ehe — was gäb' ich in diesem Augenblick darum, in Wahrheit so ein armer Verheirateter zu sein! O — ich würde meine Frau auf Händen tragen, ich würde so einen kleinen, herzigen Bengel die ganze Nacht auf diesen Armen wiegen, wenn es sein müsste — aber haben, haben wollt' ich sie! (Springt auf, wirft die Cigarrette in die Aschenschale und tritt ans Fenster.)

Franz (der indessen auspackt, in Betrachtung eines kleinen Hemdes). Es ist kaum glaublich, dass man auch einmal so klein und herzig war.

Fritz. Was säuselst du da?

Franz. Es ist doch eigentlich jammerschade, Herr Doctor, dass wir nicht im Ernste so ein Kindchen da haben, — da wäre auch eine liebe, gnädige Frau da und eine nette Köchin, und ich brauchte mich nicht um das leidige Kaffeekochen zu kümmern und Sie würden hübsch fein zuhause bleiben des Abends.

Fritz (lächelnd). Meinst du?

Franz (sich allmählich in die Hitze redend). Das ist überhaupt gar kein Leben, wie wir es führen — dieses verdammte Gasthausgehen bei jedem Wetter und sich von den schmutzigen Kellnerbuben weismachen lassen, dass die zäheste Hammelkeule delicat sei, — oder glauben Sie etwa, dass Ihnen dies ungesunde Kneipen bis in die Nacht hinein gut thun kann, na, Sie werden schon sehen, Doctor, wohin das führt, und vollends — — diese Briefchenschickerei mit den niedlichen kleinen Bouquets in Seidenpapier gewickelt — verzeih' mir's der Himmel, aber es ist hohe Zeit, Herr Doctor, dass Sie unter den Pantoffel kommen!

Fritz (halb belustigt, halb ärgerlich). Alle Teufel! Du wirst mir doch nicht Moral predigen wollen, alte Daumenschraube; das fehlte noch, dass man sich von seinem eigenen Bedienten für künftige Gardinenpredigten vorbereiten ließe! Sieh zu, dass du fertig wirst — der Onkel kann jeden Augenblick hier sein.

Onkel Mathias (in die Thür tretend). Ja, da ist er, der Onkel! Du Capitalsjunge, du Schwerenöther (öffnet die Arme gegen Fritz).

Fritz (ihn umarmend). Onkelchen — ich finde keine Worte.

Onkel (gemüthlich). Glaub' dir's, ist auch nicht vonnöthen. Ich weiß alles, was du mir sagen willst; und was ich noch nicht weiß, das hast du vollauf Zeit, mir zu sagen, denn ich bleibe jetzt hier, solange es mich freut — man ist nicht umsonst so ein glücklicher alter Müssiggänger.

Fritz (hinter ihm eine verzweifelte Geberde machend; laut): Sie ahnen nicht, was ich alles auf dem Herzen habe.

Onkel (sich's bequem machend). Na, ich will dir helfen! Du hast dich in ein braves Mädel verliebt, das vielleicht keine große Mitgift bekommen hat. Du hast deshalb deinem alten Onkel früher nichts mitgetheilt, weil du dachtest, das ist ein gefühlloser Philister, ein verknöcherter Junggeselle, der mir vielleicht abräth und mir irgend eine „gute Partie" auf den Leib hetz — kurz, du hast selbständig handeln wollen, du hast mich überraschen wollen mit deinem doppelten Glück! Nicht wahr, mein Junge? (Fritz nickt mit dem Kopfe.) Und nun bin ich da und will mich so recht von Herzen freuen — na,

und wo ist er denn, der kleine, süße Kerl, und deine Frau? Gewiss ein allerliebstes appetitliches Weibchen, was?!

Fritz (auf die Thür weisend). Still, Onkelchen, still! es schläft alles da drinnen — du musst dich vorläufig gedulden, (wichtig) die größte Ruhe ist nothwendig.

Onkel (zweifelnd). Oho, es geht doch nicht etwa schlimm?

Fritz. Nicht im geringsten; aber du wirst einsehen, Onkel, als Arzt muss ich doppelt streng sein!

Onkel. Na, hör' mal, zu meiner Zeit war man nicht so ängstlich in solchen Dingen. Ich erinnere mich, dass ich mit acht Tagen mit den Eltern meine erste Schlittenfahrt machte und mit vierzehn Tagen mein erstes Butterbrot verzehrte, während meine Geschwister mit Trommeln, Trompeten und Tschinellen an meinem Korb standen und ein Concert executierten — (sich in die Brust werfend) — das stärkt die Nerven, da wird man so ein Kerl!

Fritz (lachend). Sie Nibelung!

(Franz, der dem Onkel schon früher das Reisegepäck abgenommen, macht sich damit zu schaffen.)

Fritz. Apropos, Onkel, wo sind Sie abgestiegen?

Onkel (verdutzt). Abgestiegen? Na, du wirst mich wohl dabehalten, Junge?

Fritz (verlegen). Verzeihung, Onkel, Sie sind wohl nicht böse, aber wir sind sehr beschränkt im Raum. Hier ordiniere ich, dort ist das Wohnzimmer, — drüben hat Franz ein Stübchen.

Onkel. So so, na ich verstehe . . . (zu Franz) also marsch, das kleine Kofferchen zum „Deutschen Kaiser".

Franz. Und der große?

Onkel. Bleibt hier, — da sind lauter Spielsachen drin für den Jungen. Soldaten, Peitschen, ein Schaukelpferd.

Fritz (ringt verzweifelt die Hände).

Franz ab.

Fritz. Onkel, Sie sind von einer drückenden Fürsorge . . .

Onkel. Lächerlich! Aber dass ich nicht vergesse, Fritz — (discret) — du wirst vielleicht so verschiedene Auslagen haben, auf die du nicht gleich gefasst bist — (zieht die Brieftasche).

Fritz (ablehnend). Nein, mein Onkel.

Onkel. Keine Umstände! Man hilft sich gegenseitig (gibt ihm ein paar Tausend-Markscheine).

Fritz (etwas gepresst). Sie sind zu gütig . . . (nimmt die Papiere an sich).

Onkel (sich in einen Stuhl werfend). Ich kann dir gar nicht sagen, wie mich diese Nachricht gefreut hat! Meine alte Katharine hat gemeint, ich sei plötzlich irrsinnig geworden, so ein lustiges Donnerwetter hab' ich geschlagen. Ich habe selbst einen zweiten Römer vom Gläserschrank geholt und sie hat mit anstoßen müssen auf deinen Jungen, dass ihr die Thränen über die Nase liefen. — (Etwas gerührt.) Na, du weißt ja, ich habe niemand als dich, und wenn man auch noch seine strammen Glieder beisammen hat, so will man doch wissen, wie sich das bisschen Familie weiter entwickelt und in welche Hände man einstmals die Frucht seiner Mühen legen kann.

Fritz. Onkel, ich bitte Sie, Sie ahnen nicht, wie Sie mir das Herz schwer machen.

Onkel (heiter). Aber nun musst du mir wenigstens das Bild deiner Frau zeigen.

Fritz (für sich). Das hat noch gefehlt! (Laut.) Ihr Bild — ja gewiss, warten Sie nur.

Onkel (zündet sich behaglich eine Cigarre an). Man darf doch hier rauchen?

Fritz. O, natürlich. (Öffnet ein paar Laden des Schreibtisches, suchend.) Wo hab' ich's nur gleich?

Onkel. Du kannst dir denken, dass ich sehr neugierig bin!

Fritz (für sich, eine Photographie findend). Ah, — Lucys Bild! Soll ich? — — Bah, er kennt sie nicht (wendet das Bild um), es steht nichts oben, — hilf, was helfen kann! — (Laut.) Hier, lieber Onkel! (Gibt ihm das Bild.)

Onkel. Alle Wetter, die hat Race! Ein pikantes, schneidiges Frauenzimmer. Prosit, Junge, das nenn' ich Geschmack! (Schelmisch.) Weißt du, beinahe etwas zu hübsch für einen Provinzdoctor! Na, sag' einmal, sie ist jedenfalls auch sonst ein Engel, gut erzogen, von feinen Manieren.

Fritz (enthusiastisch). Eine kleine Vollkommenheit!

Onkel (freudig). So? Na — das hab' ich mir auch erhofft, wenn so ein Junker Leichtsinn einmal Hochzeit macht, dann muss es auch etwas Ordentliches sein. — Und der Kleine, du kannst dir gar nicht vorstellen, wie ich mich auf ihn freue, — trinkt er fleißig, ja? (Fritz nickt. Die Flaschen bemerkend.) Ach du lieber Gott, da steht ja sein Humpen, — (ihn zärtlich betrachtend). Wohl bekomm's dem Jungen, — sag' einmal, was hat er denn für Augen?

Fritz (ungewiss). Blaue, — ja, blaue, — das heißt, sie wechseln noch die Farbe bei den Kindern.

Onkel (fröhlich). Ja, ja, versteht sich! Du, hör' einmal, bis deine Frau wieder wohl ist, dann lassen wir uns alle photographieren, weißt du, so ein ungezwungenes Gruppenbild, — der Kleine auf meinen Knien im Hemdchen.

Fritz (für sich). Barmherziger Himmel! (Laut.) Das lassen wir für später, Onkel, vorläufig ist an das alles nicht zu denken.

Onkel. Und was ich dir sagen will, — du musst den Jungen abhärten, weißt du, recht abhärten. Kalt waschen, das ist die Hauptsache, und schwimmen muss er lernen, turnen, fechten, reiten, ein richtiger flotter Mensch muss aus ihm werden. Und wenn er einmal studiert, dann schickt man ihn nach Heidelberg, das ist ganz nah' von mir, und da will ich wacker mit ihm —

Fritz (lachend). Büffeln?

Onkel (jovial). Ne, — trinken, — das wird eine Lust werden! (Reibt sich die Hände, dann etwas nachdenklich:) Das heißt, wenn ich noch lebe, — aber wir Walters sind ja alle zäh und fest.

Fritz. Wir wollen's hoffen!

Franz (an der Thür). Der Herr Geheimrath lassen schleunigst bitten.

Fritz. Ja, ja, ich komme gleich. Ist mein Wagen unten?

Franz. Zu dienen, Herr Doctor!

Fritz (zum Onkel). Sehen Sie, Onkel, das ist so ein leidiger Beruf! Kaum dass ich Sie begrüßen konnte, werde ich schon wieder weggerufen.

Onkel (lachend ergänzend). Um jemand ins bessere Jenseits zu befördern — ja, ja, das mag oft keine leichte Aufgabe sein, wenn der Betreffende eine gute Constitution hat.

Fritz (launig). Sie haben aber eine recht nette Meinung von meiner ärztlichen Kunst, — das muss ich sagen, vertrauen Sie dieselbe ja niemand an, sie könnten mir alle Patienten vertreiben.

Onkel (gleichfalls launig). Nee, fällt mir gar nicht ein, die Leute sollen nur selber durch Schaden klug werden — aber was ich sagen wollte, wenn du jetzt da hinein gehst, um Adieu zu sagen, — da — da lass ein bisschen die Thür offen, ein ganz klein wenig, — nur durch den Spalt möcht' ich gucken.

Fritz. Unmöglich, Onkel, ganz unmöglich, — ich bin gleich wieder da.

Onkel. Also in Gottesnamen, ich warte hier.

(Fritz ins Wohnzimmer ab.)

Franz (zurückkommend). Habe alles besorgt, befehlen Sie noch etwas, Herr Walter?

Onkel (drückt ihm einen Thaler in die Hand). Da — trinken Sie sich 'mal ein ganz winziges Räuschchen an, zu Ehren unseres Jungen.

Franz (mit froher Verbeugung). O, der gnädige Herr sollen sich nicht beklagen dürfen.

Fritz (zurückkehrend). So, da bin ich wieder.

Onkel (mit einer fragenden zärtlichen Geberde nach der Thür).

Fritz (leise). Alles ſchläft. — (Zu Franz.) — Gib gut acht auf alles — es darf niemand eingelaſſen werden, hören Sie, niemand!

Franz. Sehr wohl, Herr Doctor!

Fritz (zum Onkel, Hut und Stock nehmend). Sie begleiten mich doch, liebſter Onkel?!

Onkel (der auch ſchon Hut und Plaid genommen). Alſo vorwärts, ich gehe ein Stück mit dir, dann in mein Hotel. (Zu Franz.) Grüßen Sie meinen Großneffen, wenn er aufwacht — (mit einem Blick auf den Koffer). — Der wird Augen machen! (Beide ab.)

Franz. Das möcht' ich ſelber ſehen, was der für Augen macht! Nein, ſo eine Verrücktheit von meinem Herrn; da ſieht man's wieder deutlich, daſs die ſtudierten Leute leicht überſchnappen (ſetzt ſich in ein Fauteuil im Hintergrunde des Zimmers). Was nur der Alte ſagen wird, wenn er erfährt, daſs das alles nicht wahr iſt. Ich kann auch gar nicht begreifen, was meinen Doctor ſo plötzlich irrſinnig gemacht hat, vielleicht wär's am klügſten, wenn ich den Onkel darauf aufmerkſam machte, daſs es da nicht ganz richtig iſt — (zeigt auf die Stirn. — Schläfrig:) Ah, wir wollen's abwarten, — ich hab' mir ſagen laſſen, man müſſe auf ſo fixe Ideen ganz einfach eingehen. — Nein dieſes Herumlaufen heute, hat mich ganz müd' gemacht, (gähnt) — des Abends will ich mir meinen Thaler zu Gemüthe führen — wenn ich nur wüſst'! . . . (Schlummert ein. Kleine Pauſe, dann)

Lucy. (Sie tritt leiſe, vorſichtig ſpähend ein, im hellen Sommerkleid, mit Hut und Schirm, ein Päckchen im Arm.) Auch hier niemand — ſollte Franz mitgereist ſein? — Aber dann wäre ja die Wohnung verſperrt. (Sich umblickend.) Ah — dort liegt er ja. Er ſchläft — ſoll ich ihn wecken? Nein — ich lege ihm meine kleinen Geſchenke dort auf das Tiſchchen (thut dies) und ſehe mich ganz heimlich hier ein wenig um. Wie mir Koller heute erzählt, daſs „er" verreist ſei, da kommt es wie eine Offenbarung über mich. Lucy, ſage ich zu mir, du ſchickſt das Paketchen nicht durch das Dienſtmädchen, nein, du trägſt es ſelbſt hin und beguckſt dir dabei die Räume, in denen der „Herr Doctor" haust. Und da bin ich wirklich! Na, wenn Mama das wüſste! . . . (Schlägt die Hände zuſammen, wendet ſich um und um.) Alſo hier!? Brrr — die dicken Bücher da oben, das ſind gewiſs lauter gedruckte Krankheiten, mit lateiniſchen Schmerzen. Was ſoll denn der große Koffer da? Er wird ihm wohl nicht nachgeſchickt, ſo lange bleibt er wohl nicht fort! Was hat er denn hier? (Die Bücher auf dem Schreibtiſch muſternd, lieſt.) Schopenhauer! Natürlich, der darf nicht fehlen bei dieſen abſcheulichen Männern. Übrigens (befriedigt), er ſieht ſehr verſtaubt aus, der alte Weiberfeind wurde alſo lange nicht geleſen. Und hier? Zolas „Germinal" und „La terre", ganz friſch aus der Buchhandlung! Na, warte nur, du Ungeheuer! (Das Buch etwas durchblätternd.) Wenn ich einmal ſeine Frau bin, dann, — dann leſ' ich das alles auch — (ſich beſinnend, etwas ſentimental). Seine Frau? Ja, wer ſagt mir denn, daſs ich es werde?! — (Einen kleinen Strauß erblickend.) Ach, meine Veilchen von der letzten Maifahrt, er hat ſie alſo aufgehoben? Ob er mich wohl ſo lieb hat, als er's merken läſst? (Luſtig.) War das hübſch, damals, als Herr Koller Mama ſo angelegentlich von dem großen Eiſenbahnunfall unterhielt und wir uns plötzlich allein ſahen auf der friſchen, grünen Wieſe. Der Himmel war ſo blau, daſs es mich blendete und ich meinen großen Sonnenſchirm über uns beide wölbte; und da faſste er nach meiner Hand und ließ ſie nicht eher los, bis ich ihm einen Kuſs zuſagte. Und dann bei der Heimfahrt, als der Mond über den Wald heraufſtieg — ach, wie das ſchön war! (Kleine Pauſe, dann wieder ſchneller.) Warum er ſich nicht empfohlen hat,

vor seiner Abreise, der schlechte Mensch? (Geht an ein nächstes Tischchen und findet ein Album.) Lass einmal sehen, am Ende eine Schönheitsgallerie, (blättert darin). Ein paar Burschenschafter mit geflickten Wangen, ein alter Herr, — Herr Koller im Frack und Claque, — ein paar hübsche Mädchen im Empire-Costüme, — zwei Ballettänzerinnen — na warte (sie eilt zum Schreibtisch und taucht die Feder ein; schreibt ins Album). Als Gesammttitel: Doctor Walters Patienten. Und zu jedem einzelnen Bild (lachend) ein Kreuz (zeichnet überall hastig ein Kreuz hin). So, wenn sich nun ein Wartender hier die Zeit vertreibt, wird er sich höchlich beruhigt fühlen! (Klappt lachend das Buch zu; bemerkt die Saugflaschen und nimmt eine zur Hand.) Was ist denn das — ach, auch für kleine Kinder, für das „Pathchen" wahrscheinlich. Das muss doch die größte Freude sein, so ein kleines, zappelndes Geschöpf im Arm zu haben! Mama sagt immer, es sei eine große Plage, ein Kind aufzuziehen. Mag sein. Ich denke mir's aber doch gar zu hübsch. Das An- und Ausziehen und Waschen, und wenn es zu plappern anfängt, — ich glaube, ich würde den ganzen Tag damit zubringen. — — Mama hat wirklich recht, — ich habe kein Talent zur alten Jungfer. (Schalkhaft sinnend.) Aber wenn mich nun der nicht nimmt, den ich möchte und der, den ich möchte, mich nicht nimmt, — — dann, — Ah, bah, wie sagt doch Klärchen (mit etwas Pathos:) „Lass die Zeit kommen, wie den Tod, — dran vorzudenken ist schreckhaft!" — Aber nun muss ich wirklich fort, eh mich jemand hier findet. (Macht unversehens etwas Lärm mit dem Schirm oder dergleichen.)

Franz (erwachend, etwas verblüfft). Das gnädige Fräulein?

Lucy. Jawohl, das gnädige Fräulein. Das heißt, ich bin gleich nicht mehr da, die Thüren standen alle weit offen, da kam ich herein, um Ihnen das Versprochene für Ihr Pathenkind zu bringen, — — so, nun sperren Sie aber rasch hinter mir zu und verrathen Sie niemand, dass ich hier war, hören Sie, niemand.

Franz (noch verschlafen). Aber Fräulein, ich werde doch nicht, tausend Dank!

Onkel (kommt eilig in Gedanken). Ich will nur den Koffer öffnen, um zu sehen (bemerkt Lucy und fährt erstaunt zurück). Seh' ich recht? oder träume ich?! Und meinethalben wären Sie also so plötzlich aufgestanden? Nein, nein, das ist ja gar nicht möglich!

Lucy (verlegen). Ich verstehe nicht.

Onkel. Na, mach doch keine Umstände, liebes Kind, da komm, komm an mein Herz, ich kenne dich kaum, aber ich liebe dich schon.

Lucy (erschreckt). Um Gotteswillen, Franz, erklären Sie doch dem Herrn.

Franz (wichtig). Die Dame — —

Onkel. Schweig er still, dummer Kerl! Die Dame ist meine Nichte, meine reizende, liebe Nichte.

Lucy. Mein Herr, ich kenne Sie gar nicht!

Onkel. Na, ich bin doch der Onkel Matthias, vor einer Stunde angekommen, konnte kaum erwarten, dich und den Kleinen zu sehen, aber dein Mann wollte vor lauter Fürsorge nichts davon wissen und nun machst du mir die große Freude, — siehst du, das ist lieb von dir, zu lieb, — aber wenn es dir nur nicht schadet — (besorgt). weißt du, dein Mann hat eigentlich recht, man kann nicht vorsichtig genug sein, in dieser Zeit, — und dann, was sehe ich?! Du hast ja sogar einen Hut auf, du willst fort, nein, nein, mein liebes Kind, mit dem Ausgehen ist's nichts. Vom Bett heraus an die frische Luft, was dir nur einfällt! O, du hast gewiss mein unbescheidenes Drängen gehört und wolltest meiner Neugierde dies Opfer bringen, — aber wahrhaftig, das ist zu viel, das kann ich nicht dulden.

Lucy (halb weinerlich). Mein Herr,

Sie haben ſicherlich die Thür verfehlt, — es iſt ein Irrthum, ich habe ja gar keinen Onkel, keinen Mann.

Onkel. Thür verfehlt? (Sieht ſich um.) Nee, ich bin ganz recht, aber ich begreife nicht dieſe Ähnlichkeit, — freilich, wenn Sie keinen Mann haben, dann bin auch ich nicht Ihr Onkel, — aber vielleicht ſind Sie die Schweſter, — ja, ja das wird es ſein.

Lucy (befangen). O, ich bin gar nicht verwandt, ich kam nur, ich wollte nur —

Onkel. Alſo eine Freundin, die nachſehen wollte, wie's dem Kleinen geht, nicht wahr? Gut geht's ihm, prächtig geht's ihm, trinkt wie ein Heidelberger Student, hab' ihn zwar noch nicht geſehen, aber ich weiß es, — ich bin nämlich der Onkel, heute erſt angekommen.

Lucy (befremdet). Er ſcheint doch im Irrthum zu ſein.

Franz (ringt im Hintergrunde die Hände; für ſich). Jetzt bricht das Wetter los, ich drücke mich! (Ab durch die Thüre links.)

Lucy (für ſich). Ein unausſtehlicher Menſch, — betrunken oder irrſinnig.

Onkel (für ſich). Allerliebſtes Geſchöpf, wenn ſeine Frau ſo iſt, allen Reſpect! (Laut.) Wollen Sie ſich's nicht bequem machen, liebes Fräulein? (Auf ein Fauteuil weiſend, heimlich.) Sagen Sie einmal, — waren Sie ſchon da drinnen? (Auf die Thür zeigend.)

Lucy (die ſich ängſtlich niedergeſetzt, ſchüttelt den Kopf). Ich verſtehe Sie nicht.

Onkel (haſtig). Alſo nicht einmal Sie hat man eingelaſſen, — na, das nenn' ich doch wirklich übertrieben. Ich hatte mich ſchon gefreut, aus Ihrem Munde kleine Details über den herzigen Wicht zu erfahren. — (Lucy immer ängſtlichere, erſtauntere Augen machend.) Aber finden Sie nicht, er ſchreit ja gar nicht, — das reine Muſterkind, — natürlich, das liegt ſo in der Familie.

Lucy (ängſtlich für ſich). Er muſs wahnſinnig ſein, wenn ich nur fort könnte — (laut). Sie entſchuldigen — aber ich werde erwartet (macht ihm eine Verbeugung und eilt der Thüre zu).

Onkel (hält ſie zurück). Aber warten Sie doch noch einen kleinen Augenblick, liebes Fräulein, ſehen Sie, Sie dürfen nicht ungehalten ſein, — aber mein Herz iſt ſo voll von dieſem frohen Ereignis, daſs ich meine Zunge nicht halten kann.

Lucy (halb ängſtlich, halb ärgerlich). Es freut mich, wenn Sie glücklich ſind, aber ich weiß abſolut nicht, wie ich dazu komme, Ihre Glückſeligkeit zu theilen und worin ſie beſteht.

Onkel (ſtutzt). So? Ja freilich, ich habe mich noch nicht vorgeſtellt, aber ich dachte, Sie hätten ſchon von meiner Anweſenheit gehört, — ich heiße Matthias Walter und bin der Onkel meines Neffen, des Doctors . . . (verneigt ſich).

Lucy (verbindlich und verlegen). Sehr erfreut, Herr Walter, aber . . .

Onkel. Na, nun wiſſen Sie alſo auch, weshalb ich ſo närriſch vergnügt bin!

Lucy (beruhigter, lächelnd). Nicht im mindeſten.

Onkel (außer ſich). Ja, Donnerwetter, ſo wiſſen Sie alſo noch nicht, daſs mein Neffe einen Jungen bekommen hat?

Lucy (lacht).

Onkel (erſtaunt). Sie lachen, mein Fräulein?

Lucy (für ſich). Er iſt allen Ernſtes verrückt — (Laut, noch immer lachend). Ihr Neffe? Doctor Fritz Walter? Das iſt zu komiſch!

Onkel (halb beleidigt). Na, erlauben Sie mir, was daran ſo komiſch iſt, weiß ich wahrhaftig nicht! Wenn ich's Ihnen doch ſage, — ein Mordsjunge, kräftig, ausnehmend talentiert.

Lucy (ſinkt lachend in ihr Fauteuil zurück). Aber er iſt ja doch gar nicht verheiratet!

Onkel (wüthend). Nicht verheiratet? Ich glaube wahrhaftig, Sie machen

sich lustig über mich! Oder Sie kennen ihn nicht.

Lucy (noch immer lachend). O doch.

Onkel (vor sich hin, ohne Lucy anzusehen). Vielleicht ganz oberflächlich, — kann sein, dass er Ihnen zufällig nicht erzählt hat, dass er verheiratet sei. Aber er ist es, und zwar sehr glücklich, — Sie hätten ihn sehen sollen, wie er besorgt war, wie er leise sprach, — hätte nie gedacht, dass sich der Taugenichts so zum Ehemann heranbilden würde.

Lucy (unsicher, aber noch immer lächelnd). Verheiratet? Sie scherzen — — wer wäre denn die Glückliche?!

Onkel (etwas von oben herab mit Genugthuung). Wer? Hm, sehr nette Frau, aus guter Familie, feingebildet, wunderhübsch, — sieht Ihnen, wie gesagt, sehr ähnlich — (das Bild suchend). Aber da, sehen Sie selbst, — das ist sie, wie sie leibt und lebt, — famos getroffen.

Lucy (das Bild nehmend, mit leisem Aufschrei). Ich!! im Ballkleid — (für sich) was hat das zu bedeuten? Ach, ich errathe alles! Sicher ein Schelmenstreich! Na, warte nur, auch ich will euch ein wenig necken! — (Laut, ihm das Bild heftig zurückgebend.) Sie irren sich, Sie müssen sich irren, Herr Walter!

Onkel (eifrig und ärgerlich). Wenn er mir's aber doch gerade selbst gegeben hat!

Lucy. Ihnen selbst gegeben! Ja, ist er denn nicht verreist?!

Onkel. Verreist? — Nicht die Spur, zu Geheimraths ward er gerufen.

Lucy (schwankt, mit erheucheltem Schmerz, halblaut). Der Elende! mich so zu belügen.

Onkel (plötzlich aufmerksam). Was ist das? Sollte er am Ende eine kleine Liebschaft von früher her — Teufel, das war ein dummer Streich von mir! Das heißt, er ist schuld an alledem, oder sollte eine geheime Neigung des Mädchens? — Wenn die Frau da drinnen das erführe . . . (laut und sanft). Darf ich fragen, mein liebes Fräulein, — ich fürchte — —

Lucy (ihn überhörend, für sich, schmerzlich). Verheiratet! Und mir zu sagen, dass er mich liebt! — O, nun fällt mir's wie Schuppen von den Augen, — Franz, die Kinderwäsche . . . (verhüllt ihr Gesicht).

Onkel (in Verzweiflung, eindringlich). Verzeihen Sie mir, mein Fräulein, — wenn Sie mir nur sagen wollten, mit wem ich — wie ich meine unwissentliche Kränkung wieder gutmachen kann.

Lucy (sich fassend). O, es ist nichts, ich bin nur eine Patientin, ich wusste nicht, dass der Doctor . . .

Onkel (verlegen). Eine Patientin? Ja, ja, ich dachte mir's gleich (für sich). Offenbar herzleidend . . . So eine kleine Liaison von früher her, — da bin ich nun hübsch in die Klemme gerathen.

Lucy (dem Onkel die Hand reichend, mit feinem Tall). Ich gehe nun, — Sie werden ganz vergessen, dass ich da war, dass ich überhaupt existiere, nicht wahr, Herr Walter, ich bitte Sie darum!

Onkel (gerührt). Das wird mir wirklich schwer fallen, liebes Fräulein, denn ehrlich gestanden, Sie gefallen mir so gut, so ausnehmend gut, vergeben Sie mir meine Ungeschicklichkeit, ich könnte mir diese thörichte Zunge ausreißen.

Lucy. Es war nichts als ein kleines Missverständnis, — ich denke nicht mehr daran. Leben Sie wohl. (Geht an die Thür, wo sie mit Fritz zusammentrifft, der eilig kommt.)

Fritz (bestürzt). Lucy, Sie hier? (Fasst ihre Hand.)

Lucy (entzieht ihm ihre Hand und will fort).

Fritz (erregt, drängt sie ins Zimmer zurück). Lucy, ich beschwöre Sie, ich werde Ihnen alles aufklären, denken Sie nicht schlecht von mir!

Lucy (heftig). Lassen Sie mich, ich verachte Sie, ihr Onkel hat mir alles gesagt.

Fritz (außer ſich). Mein Onkel iſt ein Narr!

Onkel (wüthend). Na, hör' einmal, das iſt mir zu viel! Erſt hintergehſt du ein unſchuldiges Mädchen und dann haſt du noch die exemplariſche Frechheit, mich für verrückt auszugeben.

Lucy (mit erheucheltem Schmerze). O, Ihr Onkel ſcheint durchaus kein Narr zu ſein, — aber ich, ich bin eine Thörin geweſen, daſs ich Ihnen geglaubt habe. Wie können Sie es wagen, verheiratet zu ſein, wenn Sie mich lieben, Sie Ungeheuer.

Onkel (in Hitze). Jawohl, wie kannſt du es wagen, ein ſo reizendes Mädchen ſo zu behandeln.

Fritz (heimlich und dringend zu Lucy). Lucy! Ich flehe dich an, ſei vernünftig, — ich bin ja gar nicht verheiratet, es war nur ein Scherz, eine Nothlüge, ich liebe dich, nur dich, Lucy, und du allein kannſt mich zum glücklichſten Ehemann machen, wenn du willſt! — Hilf mir ihn zu verſöhnen, ich will dir alles, alles beichten, ſüßes Geſchöpf! (Umſchlingt ſie halb.)

Onkel. Du biſt ein ganz unverſchämter Kerl!!

Lucy (lauter zum Onkel). Da hören Sie nur — er ſagt mir du, der — der — ſchlechte Menſch.

Onkel. Um Gotteswillen, nicht ſo laut — wenn die arme Frau — —

Fritz. Laſst mich doch zu Wort kommen — ich bin außer mir! Lucy — Onkel — verzeiht mir! Meine Verheiratung war nichts als ein Scherz.

Onkel. Ein Scherz — na erlaube mir, das iſt ſtark.

Fritz. Ich geb' es zu, — aber es war ein verzweifeltes Mittel, deine Freundſchaft zurückzugewinnen, die ich nicht entbehren will, — Onkel —

Onkel. Na hör' einmal — ſo mit meinen Gefühlen zu ſpielen — —

Fritz. Verzeihen Sie mir! Ich bin ſo ledig und kinderlos, als man es nur ſein kann, — aber hier dieſe holde kleine Lucy, — wenn ſie wollte —

Lucy. O ich bin ſo bös — ſo bös — was haben Sie nur alles angeſtellt!

Fritz. Heiraten Sie mich, Fräulein Lucy — ich bitte Sie, heiraten Sie mich! So wahr dies mein letzter toller Streich war, ſo wahr will ich Sie glücklich machen!

Lucy. Kann man Ihnen denn noch glauben? (Reicht ihm lächelnd die Hand.)

Onkel. Mein Kopf brummt, wie eine alte Thurmglocke, — mich ſo an der Naſe herumzuführen! Und ich hatte mich ſchon ſo gefreut — der Junge! der Junge!!

Fritz (leiſer zu ihm). Der kommt nach, ich verſpreche es Ihnen! Alſo Verzeihung, Onkelchen.

Onkel. Das iſt dein Glück, daſs du dir gerade dies Bräutchen ausgeſucht haſt — wir Walters hatten immer Geſchmack.

Lucy. Sie ſind alſo wieder gut?!

Onkel (fröhlich). In Gottes Namen denn, ja, ich gebe mich überwunden. Ein's aber ſag' ich euch, Kinder! Heut' über's Jahr muſs er wirklich da ſein, der kräftige Junge!

(Ende.)

Eine gute Kameradschaft.

Bild aus dem steirischen Volksleben von Rosegger.

„Seppel, Seppel, am Montag mußt du zum Gericht!"

„Wer, ich?"

„Du."

„Bist aber nicht gescheit."

„Das bitte ich mir aus, der Gerichtsbote ist immer gescheit."

„Ja, was soll denn ich beim Gericht? Hab' ich was angestellt?"

„Stechen hast dich lassen", antwortete der Bote.

„Ach, alleweil noch diese dumme Geschichte!" rief der Seppel aus. „Wer hat ihn denn verschergt, den Klachel-Schneider?"

„Hast denn nicht du ihn selber verklagt, daß er dir das Messer in den Leib gerannt hat?"

„Geh', wer wird der Dummheit wegen so Geschichten machen! Ich hab' nichts gesagt."

„Alsdann hat der Herr Staatsanwalt die Anzeige gemacht", sagte der Bote.

„Was geht denn das den Staatsanwalt an?" begehrte der Seppel auf, „den hat er ja nicht gestochen, der Schneider!"

„Den Staatsanwalt geht das schon was an, mein Lieber!" belehrte der Gerichtsbote. „Wer gestochen wird, der ist ihm freilich gleichgiltig, aber wer sticht, den packt er. Der Herr Staat, mußt du wissen, kümmert sich nur um die schlechten Leut', nicht um die braven. Und ist in Ordnung, das; der schlechten wegen ist er da, die braven brauchen gar keinen Herrn Staat."

„So soll er auch mich in Fried' lassen!" sagte der Seppel, „ich will nichts mehr wissen vom Handel, und der Klachel-Schneider ist mein Kamerad, über den laß ich nichts aufkommen."

„Mußt am Montag zur Tagsatzung, gegen ihn Zeugenschaft geben, da hast die Vorladung. Und da auf diesem Zettel schreibst deinen Namen her, daß das Gericht weiß, ich hätt' dir die Zustellung richtig zugestellt. Kannst nicht schreiben, so mach' ein Kreuz."

„Deswegen hat's nix, schreiben können wir schon!" sagte der Seppel und zeichnete mit schwerer Noth, aber innerem Stolz, seinen Namen aufs Papier. Damit gab der Bote sich zufrieden und gieng seines Weges.

Der Seppel war ein etwa fünfundzwanzigjähriger Bauernbursche von hünenhafter Größe. Über sechs Schuh an Länge, bei den Achseln fast drei Schuh an Breite, aber mit gewöhnlichen Schuhen gemessen, nicht mit den seinen, denn von diesen war jeder zwei Schuh lang; großknochig an den Gliedern und muskelstark, aber schwerfällig an Bewegungen. Auf dem sonngebräunten Stiernacken ein stattlicher Kopf mit schlichtem rothblondem Haar, das breite Gesicht wohl geröthet, aber bartlos, die Augen mattgrau und gutmüthig dreinschauend in die Welt, die er gerade so nahm, wie sie war.

Als der Montag kam mit der „Tagsatzung" (der Verhandlung), stand nun dieser Bursche vor dem Gericht. Vor demselben stand aber auch ein kleines, mageres, überaus rührsames Kerlchen in schwarzem, halb städtischem Anzug, und ihm zur

Seite ragten zwei baumstarke Gendarmen mit aufgesteckter Waffe.

„Also, Josef Lichtenbacher“, sagte der Richter nach einigen Vorfragen zum Bauernburschen, „wie war es?“

„Ja, wie war es!“ antwortete der Seppel achselzuckend. „Eine Dummheit!“

„Warum ist an jenem Abende im Wirtshause gerauft worden?“

„Aus Unterhaltung.“

„Aus Unterhaltung bringen sich ja doch vernünftige Leute keine Wunden bei“, meinte der Richter, „es muss einen Grund gehabt haben.“

„Freilich hat's einen gehabt“, versetzte der Seppel, „weil wir haben wissen wollen, welcher stärker ist.“

„Wie viele waren ihrer?“

„Mein Gott, wie viel werden gewesen sein?“ sagte der Bursche nachsinnend. „Da war einmal der Blaser-Natz, nachher war der Schwaighofer Simmerl, nachher war auch noch der Klopfer-Sohn, der Franzl.“

„Waren das alle?“

„Ich bin halt auch dabei gewesen.“

„Und —?“

„Nachher wird auch der Fleischhacker-Steffel gewesen sein und der Rösselwirt. Sonst weiß ich keinen mehr. Richtig, ein etlich Weiberleut' sind auch noch gewesen.“

„Und der Anton Pöllersberger?“ fragte der Richter.

„Der Anton Pöllersberger — wer ist der?“

„Genannt der Klachel-Schneider!“

„Jesses, der Klachel-Schneider!“ rief der Seppel, „den hätt' ich bald vergessen.“

„Der hat Ihnen ja das Messer in den Leib gesteckt!“ rief der Richter.

„Aber sie haben's ja wieder herausgezogen.“

„Sind Sie mit ihm in Feindschaft gewesen?“

„Ah beileib' nit“, sagte der Bursche. „Der Mirzl wegen ist's halt hergangen. Wir haben sie halt jeder haben wollen.“

„Der Schneider und Sie?“

„Ah nein, ich und der Simmerl. Und die Mirzl hat gesagt: Den Stärkeren nehm' ich. Also haben wir halt wissen wollen, welcher der Stärkere ist.“

„Wie kam aber der Schneider dazu?“

„Ja, der ist halt auch dabei gewesen.“

„Mit dem Schneider sollen Sie ja gar nicht gerauft haben!“ sprach der Richter.

„Na freilich nit“, entgegnete der Seppel schmunzelnd, „da haben wir's schon so auch gewusst, welcher der Stärkere ist. Mit dem Natz und dem Simmerl hab' ich gerauft.“

„Und wie war es weiter?“

„Der Bursche zuckte die Achseln: „Wie soll's denn gewesen sein? Wir haben halt gerauft.“

„Fenster zerschlagen, hat ein Zeuge ausgesagt, heidenmäßig geschrien, mit den Fäusten aufeinander losgedroschen und zwei Stuhlfüße abgebrochen.“

„Na freilich, weil wir gerauft haben.“

„Und der Anton Pöllersberger?“

„Ja — der Schneider“, sagte der Bursche, „der hat zuerst nur so zugeschaut. Nachher, wie er gesehen hat, der Schwaighofer-Simmerl liegt untenauf, da hat er ihm geholfen, weil er sein Kamerad ist.“

„Wie hat er ihm geholfen?“ fragte der Richter.

„Halt aushelfen hat er ihm wollen, weil ich dem Simmerl so auf dem Bauch bin gekniet und der Simmerl alleweil schreit: Du Gimpel, du druckst mir ja das ganze Bäuschel heraus!“

„Und was hat der Schneider gemacht?“

„Ich hab' nichts gesehen. Wie wir nachher aufgestanden sind und brav gelacht haben, schreit auf einmal ein Weibsbild: Jesses Maria, Seppel! Dir steckt ja ein Messer im Buckel! — Ich drah mich um, seh' noch alleweil nichts. Teufel! sag' ich, hab' schon a Weil was beißen gespürt! Hab'

nachher hinüber'griffen mit der Hand und steckt richtig das Messer drin!"

„Soll ja gute zwei Zoll tief gesteckt sein", sagte der Richter.

„Kann schon sein", antwortete der Bursche ruhig, „weil es gar nicht heraus hat wollen. Ich gwiglatz' (hin- und herziehen) eine Weil, g'schafft' aber nichts. Simmerl, sag' ich, sei so gut, zieh mir das Messer heraus. Der Simmerl gwiglatzt auch eine Weil und g'schafft auch nichts. Geht der Teuxel denn nit ausser! sagt der Simmerl, schon damisch hat es sich verklemmt zwischen den Knochen und das Heft ist blutschlatzig. — Probier du's, Natz! sagt der Simmerl. Müsst doch a Schand sein! sagt der Natz und gwiglatzt und gwiglatzt und endlich hat er's herausßen."

Nun fragte der Richter den Burschen: „Was haben Sie nachher gemacht?"

„Wer, ich?" fragte der Seppel entgegen. „Das Messer hab' ich angeschaut. Ist ein langes Brotmesser gewesen, aber weiter nit abgebrochen."

„Und das Loch?"

„Das Loch in der Jacken hat der Schneider ja wieder zugeflickt."

„Ich meine die Wunde, die er Ihnen gestochen hat!"

„Ja so, die Wunde auf dem Buckel. Die Weiberleut' haben ein Pflaster draufgelegt —"

„Und dann —?"

„Dann nachher sind wir Karten spielen gegangen."

„Und der Anton Pöllersberger?"

„Ja, der Schneider! Der Schneider hat auch mitgespielt."

„Und haben Sie ihn nicht zur Rechenschaft gezogen?"

„Freilich haben wir gestritten. Der Schneider hat alleweil falsch ausgespielt."

„Und des Messerstiches wegen? Haben Sie es gleich gewusst, dass der Pöllersberger gestochen hat?"

„Ah freilich."

„Er hätte Sie ja todtstechen können!"

„Ja", meinte der Bursche, „das hab' ich ihm auch gesagt, ein andersmal sollt' er nit so ungeschickt sein. Das größt' Malheur kunnt man haben bei einer solchen Dummheit!"

„Josef Lichtenbacher!" sprach nun der Richter, „Sie fordern wohl Schmerzensgeld."

„Ich? Wegen was?"

„Ist die Wunde jetzt heil?"

„Ich glaub' schon. Hab' nachher nimmer nachgeschaut."

„Also verzeihen Sie ihm auch?"

„Wem?"

„Dem Anton Pöllersberger!"

„Ah", sagte der Seppel, „verzeihen! Warum denn? Bin ja gar nie harb (beleidigt) gewesen auf ihn. Er hat mich halt a bissel jucken wollen."

Jetzt wendete der Richter sich zum Angeklagten und sprach: „Nun, Anton Pöllersberger, was sagen Sie dazu?"

Der Anton Pöllersberger zuckte erst recht die Achseln.

„Warum haben Sie gestochen?"

Der Schneider antwortete ganz beklommen: „Weil ich dem Schwaighofer-Simmerl hab' helfen wollen."

„Mit dem scharfen Messer?"

„Ja, mit den Händen allein hätt' ich halt nichts ausgerichtet", gestand der Schneider treuherzig zu.

„Pöllersberger, ich werde Sie einsperren lassen!"

Nun trat der Seppel vor und sagte: „Ich bitt', Herr Richter, machen's keine Geschichten. Der Schneider ist halt just ein bissel gut aufgelegt gewesen. Hat ein etlich' Glaserl Schilcher 'trunken gehabt. Einsperren wegen so einer Dummheit! Ist mein guter Kamerad, der Schneider. Ich bitt', lassen's es gut sein."

Der Richter rückte auf seinem Sitze etwas unstet hin und her und dann sprach er: „Ich fürchte, der Pöllersberger könnte wieder einmal

gut aufgelegt werden und will ihm nun Zeit geben zum ernsten Nachdenken, dass man bei guter Laune nicht dem guten Kameraden das Messer in den Leib rennt. Dreizehn Monate Arrest werden nicht zu viel sein."

Der Schneider sagte kein Wort. Der Seppel rief ihm zu: „So, Toni, jetzt hast die Dummheit!" und gieng missmuthig nachhause. —

Diese Geschichte hat sich vor kurzem zugetragen mitten in Steiermark, mag sich ähnlich oft schon ereignet haben und wird sich immer wieder ereignen, denn der Seppel geht im Lande tausendfach um. Er ist — getraue ich mir zu sagen — das Urbild des steirischen Bauers: nicht wehleidig und nicht rachgierig, einer, der erlittener Unbill sich oft kaum bewusst wird, und wenn auch, so am liebsten kein Aufhebens davon macht. Ein paar Messerstiche wegen hört die gute Kameradschaft schon lange nicht auf.

Ein Mord auf Entfernung.

Merkwürdiger Irrsinnsfall. Mitgetheilt von **Caroline von Scheidlein-Wenrich.** *)

Unvergesslich wird mir stets ein Besuch bleiben, den ich vor etwa zwanzig Jahren während meines Aufenthaltes in B. P. an der Seite des berühmten Psychiatriden Dr. X. in der dortigen Irrenanstalt machte. Ich hatte mich von jeher höchlich für die unglücklichen Wesen interessiert, welche uns durch das Erlöschen oder unregelmäßige Aufflackern ihres geistigen Lichtes ebenso entfremdet und ein Gegenstand des Grauens werden, wie diejenigen unserer Nebenmenschen, welche uns durch das Erlöschen des physischen Lebenslichtes entrückt sind. Ich durchschritt also, geführt von meinem geistvollen und gelehrten Cicerone und belehrt durch seine interessanten Bemerkungen und Commentare, die dem Elend der Menschheit geweihten Hallen und gewann in meinem tiefsten Innern die Überzeugung von der Wahrheit meiner längst gehegten Idee, dass Krankheiten des Geistes so gut anstecken können, wie physische. Ich wenigstens hätte kaum mehr als einige Wochen Aufenthaltes in diesem Irrenhause und in der Gesellschaft seiner Bewohner bedurft, um selbst unheilbarem Wahnsinne anheimzufallen.

Ich sah dort viele Unglückliche, denen vom Menschen nichts übrig geblieben war als die äußere Gestalt, da selbst ihre Stimme unmenschlich wie das nächtliche Geheul eines Raubthieres klang, ihre tief eingesunkenen, blutunterlaufenen Augen wild und

*) Entnommen dem spannenden Buche: „Aus dem Irrenhause." Dreizehn Erzählungen merkwürdiger Irrsinnsfälle. Von Caroline von Scheidlein-Wenrich. Wien. A. Bauer.

mordlustig wie die eines Tigers leuchteten. Anderen war der Stempel des Wahnsinns noch nicht sichtbar aufgedrückt: Sie hatten menschlichen Blick, Stimme, ja selbst ziemlich vernünftige Antworten auf die an sie gerichteten Fragen, und es bedurfte irgend eines Schlagwortes oder äußeren Anlasses, um den „schlafenden Löwen" zu wecken. Es gab Unglückliche, deren Äußerungen ihrer Geistesstörung hausbackener Natur waren, wenn ich mich so ausdrücken darf; andere hingegen benahmen sich in ganz besonders auffallender Weise. Unter diesen letzteren machte den tiefsten Eindruck auf mich ein Mann, der, wie mich Doctor X. versicherte, erst 50 Jahre zählte, den aber sein Leiden zum Greise gebeugt und sein Haar gebleicht hatte, obwohl es ihm die raschen Bewegungen seines wirklichen Alters und eine lebhafte Redeweise gelassen.

Er saß bei einem Tische, welcher mit Photographien, sämmtlich Porträts, bedeckt war, welche er eine nach der anderen mit einer großen Nadel durchbohrte, so dass sie alle durchlöchert waren wie Siebe. Als wir uns ihm näherten, blickte er auf, sah mich mit einem eigenthümlichen Blick an, reichte mir die Nadel und sprach: „Wollen Sie auch stechen? Ich erlaube es Ihnen; aber nur einmal." Ich blickte fragend den Doctor an. „Thun Sie es", sprach dieser in französischer Sprache. Ich nahm die Nadel und durchstach die Photographie, welche mir der Mann hinschob. „Mitten in die Brust, ins Herz müssen Sie stechen", belehrte mich der Irre. Ich gab ihm die Photographie zurück und dankte, welchen Dank er mit gnädigem, wohlgefälligem Lächeln annahm. Der Arzt und alle Wärter waren erstaunt über seine seltene Herablassung gegen mich, die er in den sechs Jahren seines Aufenthaltes im Irrenhause noch niemandem hatte angedeihen lassen, und ein Wärter machte mir sogar das zweideutige, zweifelhafte Compliment, dass es ihm schiene, als hätten alle Narren eine besondere Sympathie für die Dame.

Da ich mich natürlich für den armen Kranken lebhaft interessierte, so war Dr. X. liebenswürdig genug, mir seine Geschichte, die Ursache seines traurigen Zustandes gewesen, mitzutheilen, welche ich den geneigten Lesern nicht vorenthalten will. Es war am Sylvesterabende des Jahres 18**, als sich in dem Speisesaal des Banquiers S. in W. eine lustige Herrengesellschaft um eine Tafel gereiht hatte, welche sich unter der Last der feinsten Leckerbissen und Champagnerflaschen bog. Da, wie gesagt, der Hausherr die Gêne, welche die Anwesenheit von Damen den Herren auferlegt, seinen Gästen erspart hatte, so herrschte die lauteste, ungebundenste Fröhlichkeit unter ihnen. Nur einer, ein bleicher Mann, saß, wie es schien, von trüben Gedanken absorbiert, am Tische, ohne dem Guten, was gegessen, getrunken und auch gesprochen wurde, die mindeste Aufmerksamkeit zu schenken.

Der Hausherr, der es bemerkte, hatte schon mehreremale den stummen Gast in ein Gespräch verwickeln wollen; doch vergebens. Er wendete sich nun zu einem Freunde, der denselben bei ihm eingeführt hatte, mit den Worten:

„Was in Himmels Namen fiel dir ein, mir einen Bruder Karthäuser in meine lustige Gesellschaft zu bringen? Ist er immer in so brillanter Laune wie heute?"

„O, du musst schon entschuldigen", antwortete sein Freund, „ein paar Gläser Champagner werden ihn schon ins rechte Geleise bringen. Der Arme hat Ursache genug zum Kopfhängen. Als Chef eines reichen Handlungshauses in Croatien hatte er das Unglück, durch die Schuld eines Handelsfreundes sein ganzes Vermögen zu verlieren, so dass er, um existieren zu können, wohl auch, um in der Stadt, die ihn als reichen Handelsherrn ge-

kannt hatte, nicht in abhängiger Stellung zu leben, einen Antrag, als Cassier in das Wiener Handlungshaus P. einzutreten, annahm und seiner Vaterstadt Valet sagte. Seine junge Frau, die er weder mitnehmen noch ernähren konnte, kehrte mit ihrem vierjährigen Knaben in ihr Elternhaus zurück, wo sie noch weilt. Der arme Mann, der die Seinen zärtlich liebt, ist unglücklich über die Maßen über die lange Trennung. Er arbeitet mit übermenschlicher Kraft und Ausdauer und darbt sich den Bissen vom Munde ab, um bald imstande zu sein, seine Familie in ein neues Heim in unserer Stadt einzuführen. Aber obgleich er das Leben eines Geizhalses führt, so ist doch, wie er mir neulich gestand, eine ganz unzureichende Summe die Frucht seiner harten, langjährigen Entbehrungen, und hat er die traurige Perspective, noch jahrelang allein zu sein. Der Arme hat wohl schon längst vergessen, wie der Champagner schmeckt. Schenke ihm mit deiner gewohnten Gastfreundschaft und Liebenswürdigkeit fleißig ein, so erwirbst du dir das Verdienst, dem Armen wenigstens den letzten Abend eines für ihn traurigen Jahres verschönt zu haben."

Der gutmüthige Amphitryon ließ sich das nicht zweimal sagen. Er fühlte herzliches Mitleid mit dem stillen Gast, setzte sich zu ihm und füllte den krystallenen Kelch so oft mit dem schäumenden Nass, dass die blassen Wangen des steinernen Gastes sich bald rötheten und glühten und sein trüber, erloschener Blick sich belebte und Feuer sprühte. Er wurde gesprächig und der Geist und Humor, die seine Reden würzten, ließen den Hausherrn bedauern, dass diese seltenen Gaben von den Banden trauriger Verhältnisse gefesselt werden konnten.

Da kündete die Uhr der nahen Kirche Mitternacht, die Sterbe- und Geburtsstunde des alten und neuen Jahres. Die Gesellschaft erhob sich, die Gläser klirrten beim fröhlichen „Prosit das neue Jahr!" und bei den gegenseitigen Wünschen.

„Möge das neue Jahr Ihren Wünschen gerecht werden", sprach der freundliche Hausherr, sein Glas erhebend, zu dem nun nicht mehr stillen Gaste, den wir Frank nennen wollen. Dieser dankte mit warmen Worten und sprach endlich: „Der Haupttreffer der Staatslotterie, welcher übermorgen fällt, wäre die wünschenswerteste Gabe des neuen Jahres."

Hier mischte sich ein kleiner, dicker Mann in das Gespräch der beiden Herren mit den Worten: „Haben Sie den Wunsch gedacht, während die Glocke soeben zwölf schlug? Dann wird er erfüllt; denn was man sich in diesem Augenblick wünscht, wird vom Schicksal bestimmt gewährt."

„Schäme dich, Amadeus", rief der Hausherr, „ein bel esprit Dichter und so abergläubisch!"

„Weißt du nicht", sprach der kleine Mann mit großem Selbstbewusstsein, „was der große Napoleon sagte: Ce ne sont que les pauvres esprits, qui ne sont pas superstitieux (nur die Geistesarmen sind nicht abergläubisch). Ich schäme mich nicht, ich bin stolz auf meinen Aberglauben."

Der arme, kleine Dichter war, wie so viele Menschen, gerade darauf stolz, was ihm die wenigste Berechtigung zum Stolz hätte sein sollen: Auf seine Gestalt, welcher die Natur die Elle, die sie ihm an Länge schuldig geblieben, an Breite zugelegt hatte — und auf seinen Aberglauben — weil er behauptete, alle großen Männer seien klein und abergläubisch gewesen.

„Ich habe leider, gerade während die Glocke schlug, nicht an den Haupttreffer gedacht", sprach Frank.

„Das macht nichts", rief der Kleine wichtig. „Ich sage wie Karl Moor: Dem Manne kann geholfen werden! Wer von den Herrschaften hat zufälligerweise eine Photographie

bei sich, eine für ihn wertlose, keinen lieben Gegenstand darstellend, die er mir zur Disposition stellen kann?"

„Das kann ich", rief einer der Herren. „Ich fand dieser Tage eine Photographie auf der Straße, welche ich in mein Portefeuille steckte und dort vergaß. Hier ist sie."

„O, das trifft sich herrlich", rief der kleine große Mann freudig. „Jetzt hören Sie zu, Herr Frank, was ich Ihnen sagen werde, ist ein Zauber, welchen die Chinesen anwenden, um einem Lieblingswunsch Erfüllung zu verschaffen."

„Mein Freund Amadeus ist nämlich Hof- und Leibdichter des Kaisers von China", rief der Hausherr, „und daher in allem, was er thut und spricht, ein Chinese."

„Spotte, so viel du willst", sprach der Kleine. „Jetzt hören Sie, Herr Frank, was Sie thun müssen: Nehmen Sie eine große Nadel, eine Busennadel etwa; ah, Sie haben selber eine. Mit dieser Nadel durchbohren Sie das Bild in der Gegend des Herzens und denken dabei Ihren liebsten Wunsch. In demselben Augenblicke stirbt das Original des Bildes, aber Ihr Wunsch wird auch sicher erfüllt."

„Ich danke Ihnen", sprach Frank, „ich bin nicht so egoistisch, die Erfüllung eines, wenn auch meines liebsten Wunsches mit dem Tode irgend eines, wenn auch unbekannten Menschen erkaufen zu wollen."

„Was", rief der Banquier lachend, „ist der Aberglaube so ansteckend, dass auch Sie, Herr Frank, daran glauben und den Tod des fremden hübschen Burschen, den das Bild darstellt, fürchten?"

„Ich glaube nicht daran, und da ist es schade, die Photographie zu verderben."

„O", rief der Herr, welcher sie zur Disposition gestellt hatte, „was liegt an einer gefundenen Photographie; die ist doch ganz wertlos für uns alle. Machen Sie den Spass, Herr Frank, schon um unserem chinesischen Hof- und Leibdichter einen Gefallen zu thun."

„In Gottes Namen, geben Sie her", sprach Frank, nahm seine Nadel aus der Cravatte und stach sie dem Bilde in die Brust.

„Mein Gott, das Gesicht des Bildes zuckt", rief Amadeus in höchstem Entsetzen.

Frank erbleichte.

„Mir scheint, der Champagner spricht aus dir, kleiner Chinese", sprach der Hausherr unwillig. „Was haben Sie bei diesem Mord in effigie gedacht, Herr Frank?"

„Natürlich, dass mir Fortuna übermorgen den Haupttreffer bescheren möge."

„Nun ich wünsche es von Herzen", sprach der Banquier, „aber ich begreife nur eines nicht, warum nämlich unser Freund aus China nicht schon längst Photographien durchstochen und Treffer gemacht hat?"

„Dichter leben von Nektar und Ambrosia", sprach dieser mit Suffisance, „und brauchen kein Geld."

„Er lebt vom Schmarotzen und pumpt seine unglücklichen Freunde um Geld an", flüsterte einer der Herren seinem Nachbar ins Ohr.

Der Sylvesterabend oder vielmehr die Nacht gieng zu Ende und die lustige Gesellschaft trennte sich unter wiederholten Glückwünschen.

Aber wie maßlos erstaunt waren die Theilnehmer des heiteren Festes, als sich nach einigen Tagen das Gerücht verbreitete, der Haupttreffer der stattgefundenen Staatslotterie sei Herrn Frank zugefallen.

Und es war kein Gerücht, es war Wirklichkeit. Der kleine Amadeus war um eine Elle größer geworden, und wenn er auch vielleicht heimlich bedauerte, kein Los besessen und das Experiment nicht selbst gemacht zu haben, so schritt er doch stolz einher, dünkte sich eine Pythia und wollte,

wie der lustige Banquier behauptete, auf keinem vierbeinigen Stuhle, sondern nur auf einem Dreifuß sitzen.

Dem armen entmuthigten Frank wirbelte es im Kopfe, als er sich so unerwartet am Ziele seiner heißesten Wünsche sah, und wenn ja dann und wann ein Gedanke über das Schicksal des Originals der durchstochenen Photographie in ihm aufstieg, so vergaß er ihn über den Vorbereitungen zum Empfange der Seinen, die er so bald als möglich nach W. kommen lassen wollte.

Frank hatte anfangs die Absicht, seine Familie selbst aus Croatien abzuholen, doch war er so überhäuft mit Geschäften, die große Wohnung, die er gemiethet, reich zu möblieren und seine Geldangelegenheiten zu ordnen, dass er beschloss, seine kleine Familie, Frau und Sohn, allein reisen zu lassen, sie am Bahnhof in W. zu erwarten und im Triumph in die zu ihrem Empfange reich geschmückten Appartements zu führen. Er sendete seiner Gattin eine bedeutende Geldsumme und bat sie, die erste Classe der Eisenbahn, die bequemste Fahrgelegenheit, zu benützen. Seine Gattin beantwortete das vor Freude überschwengliche Schreiben in einer Weise, die ihn befremdete, da sie kein Entzücken über das unerwartete Wiedersehen verrieth. Doch er schrieb dies der Überraschung zu, die ihr sein Brief bereitet hatte, und zählte die Stunden bis zu dem Tage, den sie ihm als den ihrer Ankunft bezeichnet hatte. Sie sollte morgens stattfinden, und der glückliche Frank, den die freudige Erwartung die ganze Nacht kein Auge schließen ließ, fand sich in seiner Ungeduld einige Stunden früher, als der Zug erwartet wurde, auf dem Bahnhof ein. Hier gestand er einem Bekannten, den er zufällig traf, dass ihm ein Gefühl die Brust beenge, von dem er sich nicht Rechenschaft geben könne, ob es die Erwartung des so langersehnten Glückes, oder die Vorahnung eines großen Unglücks sei.

Endlich brauste der Zug in die Halle; Frank pochte das Herz, als ob es ihm die Brust sprengen wollte. Jetzt hielt der Zug; aus den geöffneten Waggons strömten die Reisenden. Frank blickte nach der ersten Classe; da, es war keine Täuschung — o Wonne, ja, sie war es, die Liebe seiner Jugend, die Mutter seines Sohnes war es — freilich gealtert und bläsſer als ehemals — die vor ihm stand. Er stürzte ihr entgegen und umschlang sie stürmisch; sie lag leise weinend an seiner Brust. Doch es gab ja noch ein Wesen, das an sein Herz zu drücken er sich sehnte; wo blieb es? Er fragte seine Gattin, und ein banges Gefühl beengte seine Brust: „Wo ist Hugo?“ Diese antwortete nur mit Schluchzen. „Mein Gott, sollte ihm etwas begegnet sein?“ rief der arme Vater in höchstem Entsetzen. „Fasse dich, Wilhelm“, hauchte seine Frau mit erstickter Stimme, „sei ein Mann und ertrage mit Geduld die schwere Prüfung, die auch ich, schwaches Weib, ertragen musste.“

„Er ist todt, todt!“ schrie Frank verzweifelnd. Seine Gattin widersprach nicht und der unglückliche Mann war einer Ohnmacht nahe. Welch grausamer Hohn des Schicksals! Zehn lange Jahre hatte der Arme sich gesehnt nach Weib und Kind, gedarbt und entbehrt, ohne sein Ziel zu erreichen. In den Stunden seiner freudlosen Einsamkeit hatte er gemeint, ihm sei von allen Menschen das härteste Los zugefallen, und jetzt, nachdem ein seltener Zufall ihn für Augenblicke auf den Gipfelpunkt irdischen Glückes erhoben, schleuderte ihn sein unerbittliches Geschick zurück in des Jammers Tiefe, um ihm zu beweisen, dass es noch größeres Elend auf Erden gebe!

In willenloser, stumpfer Verzweiflung ließ sich das unglückliche Elternpaar vom Diener zu dem harrenden Wagen geleiten, und erst in der prachtvollen Wohnung, die ihm ohne seinen

Liebling ein Kerker erschien, war Frank imstande, seine Gattin um die näheren Umstände des schweren Verlustes und auch darum zu befragen, warum sie ihm die Trauernachricht nicht sogleich nach des Sohnes Hinscheiden mitgetheilt habe.

„Ach", sprach diese, „ich war nach Hugos Tode selbst sterbenskrank und außerstande zu schreiben, wollte aber auch niemandem erlauben, es an meiner Stelle zu thun. Unterdessen kam der Brief, in dem du uns nach W. beschiedest, und ich beschloss, dir die Trauerkunde nur dann mitzutheilen, wenn ich bei dir und imstande wäre, dir in der harten Prüfung zur Seite zu stehen."

„Glaube ja nicht, Wilhelm", fuhr die arme Frau fort, dass der Tod unseres Lieblings durch Sorglosigkeit oder Vernachlässigung verschuldet wurde. Hugo war stets gesund, sah blühend aus; nur hatte er manchmal starkes Herzklopfen, dem der Arzt, den ich deshalb befragte, nicht die geringste Bedeutung beilegte. Da kamen Weihnachten; wir brachten sie so fröhlich zu, als es ohne dich möglich war. Hugo, als ob er sein nahes Ende geahnt hätte, ließ sich von dem Taschengelde, welches die guten Großeltern ihm gaben, drei Photographien seiner selbst machen, deren eine er ihnen, die zweite mir und die dritte dir bestimmte. Du hast sie natürlich erhalten?"

„Ich habe nichts erhalten", rief Frank.

„Nun kam das Neujahr. Zwei Tage vorher ward Hugo von einem heftigen Schnupfen befallen, den jedoch der Arzt ebenfalls für ungefährlich erklärte; nur durfte er nicht, wie wir sonst zu thun pflegten, Mitternacht außer Bett erwarten, sondern musste früh abends zur Ruhe gehen. Hugo war ein gehorsames Kind; «ich gehe also zu Bett», sprach er, «aber du, gute Mama, bleibe bei mir, setze dich zu mir und wir wollen zusammen das neue Jahr begrüßen und uns beglückwünschen.» Ich that, wie er wünschte, und der Sylvesterabend gieng in traulichem Gespräch schnell vorüber. Zumeist sprachen wir von dir und davon, wo und wie du wohl den Jahreswechsel begiengst. Da schlug die Glocke zwölf, wir umarmten uns und beteten um unsere baldige Wiedervereinigung mit dir; da entwand sich Hugo plötzlich meinen Armen, sein Antlitz überzog sich mit Todesblässe, und er rief mit erstickter Stimme: «O Mama, wie es mich in der Brust sticht, welcher Schmerz!» Ich erschrak tödtlich, ohne das Schreckliche zu ahnen, das mir bevorstand. «Lege dich nieder, theueres Kind», rief ich, «ich sende augenblicklich nach Doctor Z.»; aber Hugo ließ mich nicht los, noch einmal rief er: «O, welcher Stich!» Im nächsten Moment schloss er die Augen, sein Haupt sank zurück und ich hielt eine Leiche in den Armen."

Frank, der mit athemlosem Entsetzen der Erzählung seiner Frau gelauscht hatte (vielleicht dämmerte schon eine schreckliche Ahnung in seiner geängstigten Seele), ergriff ihre Hand und rief: „Wo ist Hugos Photographie? O, lass mich sie sehen!"

Die Frau zog ein Bild aus dem Busen, ihr Gatte warf einen Blick darauf, lallte einige unverständliche Worte und sank, wie vom Schlage gerührt, zu Boden.

Die vereinten Bemühungen schnell herbeigeholter Ärzte brachten den Unglücklichen nur für so lange zum Bewusstsein, als er brauchte, um seiner armen Frau das Geständnis zu machen, er habe seinen Sohn getödtet, da jenes Bild, welches er in der unseligen Sylvesternacht durchbohrt hatte, dasselbe war, welches ihm seine Gattin als die Photographie seines Sohnes zeigte, der sich in den zehn Jahren ihrer Trennung so zu seinem Vortheile verändert hatte, dass ihn sein Vater nicht erkannte. Frau Frank hatte das

Bild einem jungen Manne, der nach W. reiste, gegeben, um es dem Vater zu überbringen; doch mußte es derselbe verloren haben, da er sich nicht bei Frank blicken ließ, und einer der Gäste des Banquiers es auf der Straße gefunden und zu dem Spiel geschenkt hatte, welches alle für einen Scherz hielten, das aber durch das Walten eines der sonderbarsten Zufälle dem armen Frank so verderblich wurde.

Und in der That hätte das unerklärliche Zusammentreffen von des Jünglings jähem Tode mit dem Glücksfall in der Lotterie — welche Ereignisse Frank für sein Werk hielt — auch ein festeres Nervensystem, ein stärkeres Gehirn zerrütten können, als der unglückliche Mann besaß, welcher durch jahrelange Aufregungen und Entbehrungen prädestiniert und vorbereitet für den traurigen Ort worden war, an dem ich ihn später kennen lernte. Vergebens waren die Bemühungen der berühmtesten Psychiatriden, welche ihm beweisen wollten, daß das, was er für sein Werk hielt, nur ein sonderbarer Zufall gewesen sei. Vergebens stellte ihm seine Gattin vor, er habe ja das Bild seines Sohnes, den er seit dessen viertem Lebensjahre nicht gesehen, nicht erkennen können. Der gute Banquier, dessen Haus der Schauplatz des verhängnisvollen Scherzes gewesen, und alle seine Gäste besuchten den armen Kranken und bemühten sich, ihm die entsetzliche Einbildung zu benehmen. Umsonst! Jeder Tag, jede Stunde brachten ihn dem Wahnsinn näher, der nicht von seiner Beute ließ. Es war ein stiller, unschädlicher Wahn, der ihn aber seiner unglücklichen Gattin und dem Leben gänzlich entfremdete. Diese letztere überlebte den doppelten Verlust, den Tod und Wahnsinn ihr bereitet, nicht lange. Nach zwei Jahren, welche sie nur der Pflege ihres kranken Gatten gelebt hatte, löste ein barmherziger Tod die schweren Fesseln ihres freudenlosen Daseins. Frank zeigte nicht die mindeste Erregung, als er die Gefährtin seines Lebens im Sarge liegen sah, sondern sprach gleichgiltig: „Meinetwegen, meine Schuld ist es nicht; ihr Bild habe ich nicht durchbohrt!“

Da er keine Verwandten in W. hatte, wurde er durch die Vermittlung eines Vetters in B. P. in die dortige Irrenanstalt gebracht, wo ich ihn sah, und wo das arme Opfer unglücklicher Zufälligkeiten bis zu seinem Tod verweilte.

Wie der Banquier aber erzählte, soll auch Amadeus den von ihm vorgeschlagenen Zauber einmal zu seinen eigenen Gunsten geübt haben, und zwar in einer der in seinem Dichterleben nicht seltenen Krisen, in der ihm ein herzloser, philiströser Gläubiger mit seinen Drohungen das Dasein verbitterte. Da er zur selben Zeit ein Los der nächsten Staatslotterie besaß und zum hundertfünfzigstenmale ein Lustspiel bei der Intendanz des Hoftheaters eingereicht hatte, so verschaffte er sich das Bildnis des Manichäers, durchbohrte es in stiller Mitternachtsstunde und wünschte dabei einen Haupttreffer und die Aufnahme seines Stückes. Aber der Manichäer starb nicht, der Haupttreffer kam nicht und das Lustspiel kam unaufgeführt zurück. Die Wirkung des Zaubers hatte sich nur bei dem armen Frank bewährt.

Elegien aus Steiermark.

Von Max Kalbeck.*)

Freiheit.

Dich begrüß ich, Natur, mit frisch aufathmender Seele,
Wie ich, Ewige, dich fröhlich als Knabe begrüßt;

Wenn im glühenden Sommer, erlöst von der hölzernen Schulbank,
Uns dein lockender Ruf endlich ins Freie geführt.

Dann mit Jubelgeschrei gieng's über die Treppen des Hauses,
Über den Kirchhof fort und vor die Thore hinaus.

Freiheit, herrliches Wort! Auch heute vernehm ich es wieder,
Hör' es im Rauschen des Stroms, hör' es im Säuseln des Wald's;

Heimlich raunt es die Wiese mit tausend flüsternden Halmen,
Käfer- und Bienengeschwärm summt es und brummt es mir zu.

Neben mir zwitschern's die Schwalben und unter mir pfeift es die Drossel,
Hoch vom blauen Gezelt schmetterl's die Lerche herab.

Schaffender Geist der Natur, ihr freien Geflügelten alle,
Nehmt zum Gespielen mich an, aber verrathet mich nicht!

Keiner erspäh' und wisse die Steige des schweifenden Wanderers,
Tief im dichten Gebüsch schwinde des Glücklichen Spur!

Unterwegs.

Vieler Gefährten erfreutest du dich im Getümmel der Städte,
Über die Thore hinaus giengen die Wenigsten mit.

Etliche folgten dir noch entlang die sonnige Straße,
Sie auch blieben zurück bei den Gehöften des Dorfs.

Einer erstieg mit dir zur Hälfte den zackigen Bergpfad,
Doch zum Gipfel empor klimmst du als letzter allein.

Aufstieg.

Schaudernd blick' ich hinab vom steilabstürzenden Felsgrat,
Wehe, wie hämmert das Herz! Wehe, wie sinken die Knie!

Doch ein erfrischender Schneehauch kühlt mir die glühende Wange,
Und das letzte Gefühl menschlicher Schwachheit entweicht.

Von mir hab' ich gethan, was sonst mich hemmt und zurückhielt,
Tief im Nebel versank unten die rauschende Welt.

Nur ein Adler umzieht mein Haupt in gewaltigen Kreisen,
Wie der Geist des Gebirgs, den ich vom Schlummer erweckt.

Um mich feiert das All, reglos in heiligem Schweigen,
Still im Innern auch ruht die begehrliche Lust.

*) Entnommen dessen schöner und reichhaltiger Gedichtesammlung: „Aus alter und neuer Zeit." (Berlin. Freund & Jeckel. 1891.)

Kaum entsinn ich mich noch, was and're gequält und erfreuet,
Was mich selber bewegt, scheint ein entschwundener Traum.

Ewige Zeiten und Räume durchfliegt die entfesselte Seele,
Bis sie heiter versinkt in das unsterbliche Nichts.

Abstieg.

Sei willkommen von Herzen, du frisch aufsprudelnder Bergquell,
Der du aus hartem Geröll weich und gesprächig entspringst!

Siegreich brichst du hervor gleich einer verborgenen Weisheit,
Die ein schweigsamer Mann tief im Gemüthe genährt.

Einsam glaubt ich zu sein und verirrt im unendlichen Steinfeld,
Und nun sind' ich in dir plötzlich den Führer und Freund!

Furchtlos folg' ich dir nach, nicht achtend der Trümmer und Blöcke,
Die der zerklüftete Berg feindlich entgegen uns thürmt.

Kaum noch gönnst du dem kletternden Fuß zum rüstigen Abstieg,
Und dein freundlich Gespräch kürzt mir die Mühen der Fahrt.

Sieh, schon wächst zum Thale die Schlucht, und trauliche Hütten
Künden dem schweifenden Blick menschliche Wohnungen an.

Du auch streckest im Wandern dich aus, ein behäbiges Bächlein
Schwimmt zur Seite mir hin, kaum noch erkenn' ich den Freund.

Wie? zum Häuschen ziehst du mich fort? Von rankendem Weinlaub
Sind ihm Fenster und Thür heiter und zierlich umrahmt.

Dankend entlass ich dich nun; dort winken mir Frieden und Einkehr,
Und den Erwarteten grüßt lächelnd der Liebsten Gesicht.

Erdbeeren.

Euch Erdbeeren lieb' ich vor allen den Früchten des Waldes,
Die im Schattengebüsch heimlich zur Reife gedeihn.

Ein paar winzige Krumen des allernährenden Erdreichs
Gaben des losen Geranks Würzelchen Boden und Kraft.

Und sie entsandten vom bräunlichen Stiel dreifaltige Blätter,
Draus im zartesten Weiß schimmernd die Blüte sich schwang.

Mäßiger Regenerguss und die wechselnden Strahlen der Sonne
Zeitigten purpurne Frucht aus dem bescheidenen Kelch.

Zwischen Gestein und Moos, wie tausend glühende Lippen
Schelmischer Kinder der Flur, lacht es den Wanderer an.

Und er neigt sich hinab und pflückt die Lieblichen alle,
Kräftige Würze des Walds saugt mit den Beeren er ein.

Jegliche Frucht ein Kuss, wie Kinderlippen ihn küssen,
Rein, unschuldig und süß — küsst mich, o Kinder des Walds!

Höchstes Leben.

Karg zwar hat mich das Glück mit irdischen Gütern gesegnet,
Aber ein himmlisches Theil wurde dem Armen beschert;

Dass er bescheidenen Sinns zufrieden mit Wenigem haushält
Und sein dürftiges Los heiteren Geistes erträgt.

Fern einst blieben der Wiege des Kindes die Mächtigen alle,
Die als Götter des Tages preist das geschäftige Volk.

Eine der Ewigen nur, unhörbar, ſchwebenden Fluges
Kam, und Gutes verhieß jedem ihr freundlicher Blick.

Über das Lager gebeugt des friedlich ſchlummernden Knaben,
Legte ſie leiſe die Hand auf des Entſchlafenen Bruſt;

Küſſt ihm Augen und Lippen und rührte mit weckendem Finger
Sein vom Erdengeräuſch nimmer getroffenes Ohr.

Und ſeither bewahr' ich im Herzen die heilige Flamme,
Die zu reinerer Glut läutert das trübe Gefühl.

Sehnſuchtsvoll durchſchweif' ich die Welt, zu beſſeren Sternen
Ziehen den ſinnenden Geiſt ernſte Gedanken empor;

Und mein Auge berauſcht ſich im Glanz der unſterblichen Schönheit,
Die mir täglich das All immer von neuem verjüngt;

Wiedergeboren begrüß' ich am Morgen die ſteigende Sonne,
Daſs ein Schöpfungstag jeglicher Tag mir erſcheint.

Wie ſich das Auge geſättigt am Wechſel der Formen und Farben,
Trinkt das gefühlige Ohr Ströme von ſüßer Muſik.

Durch das Geflüſter des Walds und das Rauſchen der hüpfenden Wellen
Zittert melodiſcher Hauch rhythmiſchen Schwunges einher.

Was ich erlauſch' und erſpäh' und erträum' und lebendig empfinde,
Quillt als begeiſtertes Lied mir von den Lippen dahin;

Daſs ich verkünde dein Lob, troſtſpendende Muſe des Dichters,
Die den verworrenen Gang wandelt zur ebenen Bahn.

Über die ſchimmernden Höhen hinweg, durch nächtige Tiefen,
An Abgründen vorbei wall' ich mit ſicherem Schritt.

Denn du ſchreiteſt voran in roſig dämmernder Klarheit,
Streueſt Blumen und ſingſt über Gewitter und Sturm.

Willſt du heute den Fuß zum Pfade des Todes bewegen,
Ungern folg' ich dir nach, aber ich habe gelebt.

Das goldene Zeitalter.

Socialistische Studie von **Richard Graf Sermage.**

Es geht ein allgemeines Vorahnen, ein stummes Einverständnis aller durch die Welt, dass bald ein gewaltiger Wandel der Zeit kommen werde. Bei den zünftigen Forschern, welche sich mit der Deutung der Menschenschicksale befassen, ist diese Ahnung längst zur festen Überzeugung geworden und jetzt, von der Hütte bis zum Thron, jetzt die Geister in Bewegung. Sind doch die Zeichen der Zeit allen wahrnehmbar und die Propheten, welche die neue Zeit verkünden, ja sogar schon die Jahreszahl für den Beginn der neugestalteten Weltordnung festgestellt haben, finden willig Glauben.

Noth lehrt beten, aber sie lehrt auch das Thier sich seiner Kraft bedienen; sie lehrt demselben die Selbsthilfe, und das Thier im Menschen folgt diesem Gebot.

Also schaut die lebende Generation in zwei große Lager getheilt der Zukunft entgegen: die einen hoffend und betend, dass sie und ihre Kinder den furchtbaren Tag des Umsturzes alles Bestehenden nicht erleben möchten, die anderen gewappnet und kampflustig, diese alte Weltordnung zu bekriegen, stets zum Sprunge bereit, dieselbe in Trümmer zu schlagen, damit eine neue, bessere daraus erwachse.

Viele meinen, es würden die bevorstehenden Kämpfe, welche diese Krise, den Läuterungsprocess bedeuten, so grauenhaft und welterschütternd, mit elementarer Macht jeden Widerstand zerschmetternd auftreten, dass das Schreckensjahr der großen Revolution in Frankreich, welches Victor Hugo „das schreckliche Jahr" nannte, nur ein Kinderspiel dagegen wäre. Aber es gibt auch einige wenige — und das sind gerade die neuesten Propheten der Zukunft, die Tröster aller Trostbedürftigen — die es besser meinen und ein goldenes Zeitalter für alle Völker weissagen, das sozusagen in aller Güte sich von selbst ergeben würde, ohne vorhergehenden Sturm und Drang, ohne Blut.

Solche Friedensapostel sind in Deutschland, Frankreich und England erstanden, aber das lieblichste Phantasiebild, das reizendste Utopium aus dieser besseren Welt der Zukunft sendet uns die neue Welt. Als ob Amerika, dieses späteste, aber früh gealterte Kind der europäischen Civilisation, ihre Unhaltbarkeit am härtesten empfände.

Wie prächtig schildert Delamy in seinem Rückblick auf dieses Jahrhundert den Frieden, das Glück der Culturvölker im zweitausendsten Jahre unserer Zeitrechnung: „Hätten unsere Vorväter — sagt er — sich einen Zustand der Gesellschaft vorstellen können, in welchem die Menschen wie Brüder in Eintracht zusammenleben, ohne Streit und Neid, Gewaltthat und Übervortheilung, wo sie in ihrem

erwählten Beruf gegen Leistung eines Maßes von Arbeit, das nicht größer ist, als es der Gesundheit zuträglich, völlig befreit sein würden von der Sorge um den nächsten Tag und sich nicht mehr um ihren Lebensunterhalt würden kümmern müssen, als die Bäume eines Waldes, die durch einen unversiegenden Bach bewässert werden; hätten sie sich einen solchen Zustand vorstellen können, so wäre ihnen derselbe geradezu als Paradies erschienen. Sie würden in ihrer Vorstellung vom Himmel diesen Zustand mit demselben verwechselt und sich vielleicht nicht haben träumen lassen, dass es darüber hinaus etwas zu wünschen geben könnte . . . Und die Erreichung dieses herrlichen Zustandes — so meint Delamy weiter — sollte nicht mehr Kampf und Blut kosten, als etwa der Wechsel einer Dynastie in einem Ländchen der alten Welt . . . denn im Zeitraume eines Menschenalters brachen die Menschen mit den socialen Traditionen und Sitten der Barbaren — so nennt er die Culturvölker des neunzehnten Jahrhunderts — und nahmen eine Gesellschaftsordnung an, die vernünftiger Wesen würdig ist, und so fanden sie auf einmal das Geheimnis, reich und glücklich zu werden . . .

Solche milde Lösung des großen socialen Problems aber erblickt dieser Friedensapostel zum größten Theil nur in der Abschaffung des Geldes, in der Gleichstellung aller Bürger und in der gleichen Vertheilung von Arbeit und Unterhalt.

Dass dem Kopfe eines Amerikaners dieses Traumland so klar und fasslich vorschweben konnte, wäre leicht erklärbar, denn in seiner Heimat gilt fast uneingeschränkt das Dichterwort: Am Golde hängt, zum Golde drängt doch alles. In Amerika, wo der nimmerruhende Kampf aller gegen alle die höchsten Wellen wirft, wo für Leben und Gewinn so häufig alle menschliche Regung niedergetreten wird, wo nach der allgemeinen Gesellschaftsregel Barmherzigkeit und Edelmuth als Thorheit gelten; gerade dort musste in den Köpfen der Wahn entstehen, dass alles Böse auf der Welt nur aus dem grellen Unterschiede zwischen Reich und Arm entstünde, dass alles Übel durch die tolle Jagd nach Geld erzeugt werde; dass hier die Quelle aller Gesellschaftsleiden zu suchen sei, und dass man nur diese Quelle zu verstopfen brauche, um dem ganzen Jammer ein Ende zu machen. Aber den Forschenden und Wissenden aller Zeiten ist es längst bekannt, dass diese Behauptung falsch ist. Religion und Philosophie haben es seit langem festgestellt, dass von allen Hemmnissen der Eintracht unter den Menschen jene nicht die allerschlimmsten sind, welche bloß durch die Noth und den harten Daseinskampf gezeitigt worden, und dass der Jammer nicht hinweggeschafft würde, wenn das Gold aus der Welt verschwände.

Nähme man das Geld aus dem Verkehr, so hätte man nur das Wertzeichen beseitigt, die Werte selbst aber würden bleiben, das heißt, alle jene zum Leben unentbehrlichen oder das Leben verschönernden Dinge würden bleiben, um derentwillen jetzt gearbeitet, gedarbt und gespart, aber auch gerungen, gelogen, betrogen und gemordet wird.

Würde man alle diese Lebensnothwendigkeiten und Güter gleichmäßig unter die Bürger eines Staates vertheilen, indem man den Staat selbst, das heißt einen Theil seiner Bürger, zu Verwahrern und obersten Hütern derselben bestellte, damit dieses Heer von Vertrauensmännern und Beamten Sonne und Regen, Arbeit und Entgelt jedem nach seiner Fähigkeit bemessen; so hätte man ein Volk von Millionen in zwei Hälften getheilt, in die Gebenden und Nehmenden, die Herrschenden und die Beherrschten. Weil aber diese Herrschenden auch nur schwache, fehlerhafte,

genuſs- und habſüchtige, haſs- und lieberfüllte Menſchen ſind, ſo ſtünde es um das Los der Geſammtheit nicht beſſer als jetzt. Statt der oberen Zehntauſend, gegen welche ſich jetzt die unteren Millionen aufbäumen, hätte man viele hunderttauſende von Bürgern als Vollſtrecker des Staatswillens beſtellt, welche, gleich den Bevorzugten aller Zeiten und Länder, wenn ſie die Macht in Händen haben, ſich des Lebens reicheren Antheil zuwenden würden, indem ſie, ihre Gewalt miſsbrauchend, ſich von allen Erdengütern den Löwenantheil aneignen möchten und unter den Beherrſchten nur jene bevorzugen würden, die ihnen bei dieſem Miſsbrauch der Macht behilflich wären. Alle anderen, die an den Staat Anſprüche zu ſtellen hätten, wären, ſo wie heute, auf das Bitten, Hoffen und Harren, wenn ſie ehrlich ſind, auf das Beſtechen und Betrügen, wenn ſie unehrlich ſind, angewieſen.

Das Jahrtauſende alte Wechſelſpiel der Corruption, auch jetzt eines der ſchlimmſten Leiden des neunzehnten Jahrhunderts, wäre zu erhöhter Blüte gebracht auch ohne das leidige Geld. Aber — ſpricht der Apoſtel aus Boſton — eben darin liegt der Irrthum, denn es ward bald völlig klar, was die Geiſtlichen und Philoſophen der alten Welt nie geglaubt haben würden, daſs die menſchliche Natur in ihren weſentlichen Eigenſchaften gut und nicht ſchlecht, daſs die Menſchen von Natur edelmüthig und nicht grauſam ſind . . .

Der beſtändige, ſeit zahlloſen Generationen laſtende Druck der Lebensbedingungen, der ſelbſt Engel hätte verderben müſſen, hatte es nicht vermocht, den inneren Adel des Menſchengeſchlechtes zu tilgen. Sobald die Bedingniſſe der Verderbnis entfernt waren, ſchnellte der Menſch wie ein gewaltſam niedergebeugter Baum in ſeine aufrechte Haltung zurück."

So ſpricht der Verkünder des goldenen Zeitalters für das Jahr 2000, und vor ihm haben andere ſo geſprochen, haben Fourier, der geiſtige Vater der Phalanſtèren, und Proudhon, der das Eigenthum Diebſtahl nannte, den monumentalen Satz als oberſtes Princip ihrer Lehren aufgeſtellt: Der Menſch iſt von Natur gut, nur die Cultur hat ihn verdorben.

Die Schriftſteller der Neuſchule hingegen, die vielgeleſenen Naturaliſten haben es in jüngſter Zeit bis zum Überdruſs nachzuweiſen geſucht, daſs nicht die Culturepoche, in der wir leben, an allem ſchuld trage, ſondern daſs das Thier im Menſchen noch ungebrochen in alter Wildheit fortlebe; daſs unſere Inſtincte häufig ſo ungebändigt und gattungsmörderiſch auftreten, wie einſt in jenen Tagen grauer Vorzeit, da uns die Culturvölker, die nun ſchon vom Erdball verſchwunden ſind, Barbaren nannten. Nur daſs wir jetzt mit verfeinerten Mitteln arbeiten, weil die höhere Bildung alle Bürger des Staates über die Gemeingefährlichkeit des Thieres belehrt hat, welches in jedem einzelnen wohnt, und jedem gegen dasſelbe die Hilfe der Geſammtheit zutheil wird; daſs demzufolge auch die Schranken höher gezogen ſind, dauerhafter und ſicherer erſcheinen, welche von ſtaatswegen gegen die Ausſchreitungen des einzelnen errichtet wurden.

Alſo ſprechen die realiſtiſchen Wahrheitsſchwärmer und ſo kommen denn die einen und die anderen, die optimiſtiſchen Friedensapoſtel und ihre peſſimiſtiſchen Gegner, kurz alle, die das Schickſal der Menſchheit zu ergründen trachten, darin überein, daſs es mit dem Sittlichkeitszuſtande der Menſchen gegenwärtig noch ſehr ſchlimm beſtellt ſei.

Und dennoch ſoll dieſe halbe Milliarde culturentarteter Menſchen, welche als civiliſierte Nationen jetzt die Erde bevölkert und deren Werde-

gang nun schon an die vier Jahrtausende dauert, mit einemmal, etwa schon im nächsten Jahrhundert, ihre ganze Eigenart ablegen und den innersten Kern ihres Wesens ändern.

Aus Menschen des neunzehnten Jahrhunderts, von denen Delamy sagt: Bleiche und wässerige Strahlen aus einem durch Furcht und Zweifel bewölkten Himmel erhellten allein das Chaos der Erde, und weil sich die Menschen selbst verabscheuten, verabscheuten sie auch ihren Schöpfer. Aus solchen unglücklichen, hoffnungslosen Geschöpfen sollten schon im Jahre 2000 Wesen ganz anderer Art geworden sein, die das Band unzerstörbarer Brüderlichkeit zu einer großen Völkerfamilie vereinigt und die — wie der Verkünder meint — an einen Gott als den Vater der Menschheit glauben.

Ein schöner Traum — ein herrliches Märchen!

Dennoch aber liegt ein echter, ein edler Kern und ein gewaltiges Mahnwort der Zukunft in dieser Fabel.

Die Socialisten der schärferen Tonart wollen mit Blut und Eisen die Welt zu einem Zuchthausstaate zusammenschweißen und setzen an die Stelle des goldenen Zeitalters ein ehernes, welches sie der Menschheit in kürzester Frist aufzwingen wollen, beide aber, sowohl die Dränger und Stürmer, als auch die Schwärmer für eine harmonische Lösung des socialen Räthsels, haben für ihren Zukunftsbau keine bessere Formel gefunden, als die Gleichstellung aller Bürger und den Arbeitszwang.

Sie bedenken nicht, dass es für den Menschen nur drei Motive der Arbeit gibt: die Noth, den Ehrgeiz und die Liebe, und dass Ungleichartiges gleichartig zu behandeln immer als größtes Unrecht empfunden werden wird.

Gewisse Triebe und Empfindungen der menschlichen Natur bleiben unaustilgbar immer durch alle Zeiten dieselben, weil sie unabänderlich mit dem Menschen geboren werden. Mit diesem Angeborenen muss derjenige rechnen, der mit ernster Absicht umgeht, ein Zukunftsbild für die jetzt lebenden Culturvölker zu entwerfen oder ein System zu erdenken, welches die sociale Katastrophe hintanhalten soll.

Die ergiebigste Quelle aller Thätigkeit ist die Noth, oder vielmehr die Angst vor der Noth. Sie ist es, welche ungezählte Millionen Hände beständig in Bewegung erhält, um die unerlässlichsten Bedürfnisse des täglichen Lebens zu befriedigen und Güter herbeizuschaffen, die nur durch Schweiß und Plage, nur durch die härtesten Entbehrungen, oft bei beständiger Todesgefahr gewonnen werden können.

Die Noth macht den Verschwender sparsam, den Trinker nüchtern, sie ist die Gründerin der Familie mit selbstgeschaffenem Wohlstand, die Schöpferin jener Erfindungen, ohne welche der Culturzustand der Gegenwart nicht gedacht werden kann.

Es gibt keinen Arbeitszwang, den der Mensch so willig ertrüge, als die Angst vor der Noth. Nur wenn die Noth selbst mit ihrem ganzen Grausen über ihn hereinbricht, wenn es ihm versagt wird, durch Arbeit die Noth zu bannen, dann erst bäumt sich sein Innerstes auf; das Thier im Menschen, welches durch Hunger und Kälte gereizt wurde, erwacht und kündigt der Gesellschaft den Krieg an. Kein weiser Gesetzgeber, kein Staatsmann würde die Angst vor der Noth aus dem Völkerleben ganz beseitigt wissen wollen.

In dem großen Zuchthause der Socialisten gibt es keine Noth. An ihre Stelle tritt der staatliche Zwang zur Arbeit, die Zuchtruthe des Vorgesetzten, des Erziehers.

Dieser Nöthigung beugt sich der Selbstbewusste und Strebende nur widerwillig, der Lässige leistet dabei schlechte Arbeit, die Schlimmsten aber

versagen dieselbe ganz und fallen dem Staate, das heißt ihren arbeitenden Mitbürgern, zur Last.

Der Ehrgeiz, jener andere Thätigkeitserreger menschlichen Fleißes, zeitigt seine schönsten Früchte nur in voller Freiheit. Als Beispiel hier nur eines. Der Entdecker, welcher unter tausend Mühsalen der Menschheit neue Wege des Verkehrs bahnt und der Zukunft Schätze erobert, ist nicht um kärglichen Lohn eines Sternes auf der Brust oder einer öffentlichen Belobung zu haben. Er will sich selbst das Maß seines Lohnes feststellen und den Ruhm, welchen er erworben, nicht bloß dem Staate, welchem er dient, zutheil werden lassen. Was er erworben, will er auch vererben; seine Kinder und Enkel sollen des Segens theilhaftig werden.

Vom socialistischen Zukunftsstaate ist die Familie ausgeschlossen und jener Ehrgeiz, der den einzelnen über seine Mitbürger dauernd erhebt, und das Erworbene auf die ihm zunächststehenden vererben will, ist verpönt. Wenn auch zu den Proben männlichen Muthes, die mit Ruhm und Ehre gelohnt werden, sich Tapfere herandrängten, die bei Vertheidigung des Vaterlandes, im Kampfe wider die empörten Elemente den Gefahren muthig Trotz bieten; selbst ihr Leben dem Dienste der Gesammtheit zum Opfer bringen möchten, wo fänden sich jene unerschrockenen Ehrgeizigen, welche die allgemeine Scheu vor niedriger, unrühmlicher, abstoßender Arbeit überwinden möchten? Und wo erst jene Legion von unverdrossenen Arbeitern, die, verbannt vom Licht des Tages, dem frühen Siechthum unter beständiger Todesgefahr zusteuern, um jenes unentbehrlichste aller Verbrauchsmittel, die Kohle, an den Tag zu fördern?

Nur die Noth allein vermag als dräuendes Gespenst solche Leistungen zu erzwingen und nur ihrem Zwange beugen sich die Bedürftigen; ja sie verlangen auch gar nicht die Abschaffung harter Arbeit; sie wollen nur, dass sie gesichert bleiben, stets Entgelt für ihre Arbeit zu finden, und hinreichenden Lohn, um auch dann nicht darben zu müssen, wenn ihre Kraft gebrochen ist. Und nun erst die Liebe, die Gatten- und Kinderliebe, jenes mächtigste aller Culturmittel des Abendlandes. Sie hat keinen Platz in jenem System, durch welches sie herabgewürdigt wird zur Vereinigung der Geschlechter für den einzigen Zweck einer Fortpflanzung der Gattung, mit Rücksicht auf die Zuchtwahl, die der Staat zu überwachen hätte.

Das Einzelnrecht ist verbannt aus dem socialistischen Gattungssysteme. Die Liebe ist vor allem ein Einzelnrecht und ihr reinster Ausdruck ist die Familie. Sie ist die durch die Jahrtausende geheiligte Grundform aller Staaten, in denen Culturvölker leben.

Aber ebenso unmöglich, als der Aufbau eines Staates, in welchem Noth, Ehrgeiz und Liebe keinen Platz haben, ist dessen dauerhafte Festigung auf dem Grundsatze der Gleichstellung aller seiner Bürger.

Die Collectivisten, diese kühnen Gleichmacher der Gesellschaft, welche alle Kraft in einem Punkte versammeln und den Staat zum einzigen Quell alles Volkslebens machen wollen, fordern, dass der einzelne sich als Glied des Ganzen fühle und nach Maßgabe seiner Kräfte arbeite; doch soll er dafür nicht nach Maßgabe seiner Leistung entlohnt werden — denn aller Lohn ist abgeschafft.

Wie könnte auch Arbeit dort entlohnt werden, wo Gleichheit herrschen soll. Schon in der ungleichen — wenn gerechten — Entlohnung der so unendlich verschiedenen Leistung eines jeden läge der erste Keim zum Rangesunterschied, und wo fände man Menschen, die ihre höhere Veranlagung nicht allein schon als ein Geburtsrecht auf reicheren Antheil an den Lebensgütern empfänden?

Freilich soll dagegen jeder die volle Freihaltung genießen am Tische des Lebens. Für seinen Unterhalt ist bis zu seinem Ende gesorgt, denn er wird zum Pensionär des Staates. Wäre ein solches Leben noch des Lebens wert?

Was soll die todte Kraft, der Geist, der sich nicht regt, weil er kein Ziel hat für sein Streben? Der Gedanke, dass wir für die Erhaltung der Gattung leben sollen, hat noch keinen verhindert, das Leben zu verneinen. Was soll ein Leben ohne Familienliebe, ohne Ehrgeiz, ohne Hoffnung auf ein Fortwirken im eigenen Geiste durch die eigenen Kinder, die im Socialistenstaate nicht mehr unsere, sondern des Staates Kinder geworden sind?

Der Lebensüberdruss, der jetzt einzelne hinrafft, würde im Collectivstaate Massenselbstmorde gebären, denn bloß die Aussicht, nicht zu verhungern, hat noch keinem das Leben lieb gemacht.

Und dennoch liegt den unerfüllbaren Phantasiegebilden aller dieser Gesellschaftsretter nicht nur ein guter Kern zugrunde; ihre Theorien enthalten auch eine Prognose der Zukunft, eine wohlvernehmbare Weissagung der Menschenschicksale.

Was sie alle wollen, diese Verkünder der Erlösung vom unbarmherzigen Daseinskampf, ist doch immer nur eine Gesundung unserer Lage, eine Heilung von unseren Culturentartungen. Es weht in vielen ihrer Pläne die Sehnsucht nach jenen glücklicheren Zuständen, die einst in der Epoche des goldenen Zeitalters geherrscht haben sollen; nur dass sie die Hilfe nicht in der Rückkehr zu jenen der Natur des Menschen angepassten einfacheren Lebensformen suchen, dagegen aber etwas ganz Unmögliches verlangen, indem sie die Umprägung des innersten Kernes menschlicher Veranlagung in Aussicht nehmen.

Jener Unterschied der Lebensform lässt sich, wenn auch in einem verwischten Bilde, auch in unseren Tagen noch erkennen; denn der ärmste Bauer zur Zeit der Missernte in seiner elenden Hütte ist nicht so beklagenswert als dessen Leidensgenosse, der Industrieproletarier. Der Mangel allein ist nicht die schlimmste Klage; erst wenn Obdachlosigkeit, Krankheit des Ernährers, Siechthum von Weib und Kind sich zur Arbeitslosigkeit gesellen, dann ist das Maß des Unglücks voll!

Solange einer unter dem eigenen schlechten Dache, auf eigener kärglicher Scholle sein Leben fristet, ist er nur ein Armer, kein Elender. Um den Jammer in seiner ganzen schauerlichen Größe zu verstehen, muss man jene Höhlen aufsuchen, welche der besitzlose nur vorübergehend gebildete Fabriks- und Bergwerksclave bewohnt. Der hat kein Nest, wo er den grimmigsten Sturm der Noth überdauern, mit etlichen Säcken selbstgebauter Kartoffel den ärgsten Hunger stillen könnte. Niemand borgt dem Fremdling, und einer vermag dem anderen nicht auszuhelfen — wie dies zwischen besser und schlechter gestellten Bauern in Hungerjahren geschieht — denn die Arbeitsproletarier haben alle zusammen nichts; die Heimlosigkeit wird für sie zum Fluch.

Doch wie leicht wäre dem abzuhelfen, wie leicht könnte ihr Los gebessert und diese elendsten der Armen wenigstens den armen Bauern gleichgestellt werden.

Wie es keine Bauernfamilie gibt, die nicht ihren eigenen Herd und ein Fleckchen Land als Eigenthum hätte, so sollte es auch keine Arbeiterfamilie geben, die gar nichts besäße.

Gleich den Taglöhnerdörfern, die zu den großen Landgütern gehören, sollte es auch Fabriks- und Bergwerksdörfer geben, wobei die Arbeitsgeber selbst ihre Rechnung fänden, denn die Kuh im Stalle würde manchen

Arbeiter abhalten, ſich am Arbeitsausſtande zu betheiligen.

Es hat eine Secte in der Neuſchule der Socialiſten den Grundſatz aufgeſtellt, der Staat müſste vor allem Herr von allem Boden des Landes werden, um ſo der ſchädlichen Anſammlung des Reichthums bei einzelnen zu ſteuern.

Aber brauchte es denn ſo viel, um ſegensreich zu wirken? Das Staatseigenthum in den meiſten Ländern wäre groß genug dazu, das eigene Proletariat zu beſiedeln.

Gleich dem Agrargeſetze der Römer wäre das eine große, volksthümliche That der Rettung. Aber wo fände ſich der neue Gracchus, der die modernen Patricier dazu vermöchte, die Arbeitsſclaven mit Land zu betheiligen?

Die Rückkehr zu einfacheren Lebensformen der Menſchen verlangt es, daſs der einzelne nicht das Herdenthier der Cultur bleibe, daſs er nicht immer wieder in den großen Pferch geſperrt werde, den man Arbeiterwohnung oder Zinskaſerne nennt. Die Rückkehr zu einem geſunden, freieren Walten in ſteter Berührung mit der Natur, das Wiedererwachen der durch das allgemeine Drängen nach der Großſtadt jetzt arg verläſterten Liebe zur Scholle würde heilbringend wirken.

Denn nicht bloß dem Hörigen der Induſtrie wäre damit geholfen. Sie alle, die da belaſtet ſind durch ein prekäres, ungeſundes Leben, auch das vielgeprüfte Kleingewerbe, das in der Großſtadt lungernde Proletariat der Intelligenz würden ihr Los gerne an die Scholle ketten, wüſsten ſie erſt, daſs ſie dieſelbe durch Arbeit und Fleiß als Eigenthum erwerben könnten. Doch für dieſe alle hat kein Land im weſtlichen Europa Raum genug, aller Boden der Culturſtaaten würde nicht genügen, ſie zu beſiedeln. Aber ſchon haben allwaltende Kräfte auch hier Hilfe geboten; ſchon gibt es ein Neu-Deutſchland, wie es längſt ein Neu-England gab und auch ein Neu-Italien und Neu-Frankreich entſtanden iſt. Bald wird jeder Deutſche, Italiener oder Franzoſe, der mit der Feder oder der Kelle zuhauſe nicht mehr weiter kann, in der neuen Heimat hinter dem Pfluge ein geſundes und geſegnetes Brot genießen können.

Ein großes Rückſtauen des überfüllten, culturentarteten Weſtens nach Oſt und Süd wird anbrechen und auch jene unruhigen, beutegierigen, jeder wohlgemeinten ſtaatlichen Abſicht widerſtreitenden Elemente, vor denen der ruhige Bürger zittert, wird es mitreißen.

Sind dieſe nur einmal als Geſellſchaftsfeinde überführt, dann ſteht der gezwungenen Beſiedlung des ſchwarzen Welttheiles durch die rothe Schar nichts mehr im Wege und die Weisheit der Parlamente wird ſich nicht weigern, dafür Geſetze und Mittel zu bewilligen.

In der Befreiung von der Idee des Maſſencultus, welcher den Socialiſten als Ideal vorſchwebt, welcher aber die Vernichtung der Einzelnexiſtenz und die Tilgung der Familie bedeutet, in der Wiedergeneſung durch eine auf geſunde Baſis geſtellte Lebensführung des Menſchen wird man die Anzeichen einer Beſſerung der ſocialen Zuſtände, das Anbrechen eines glücklicheren, wenn auch nicht des mythiſchen goldenen Zeitalters erkennen.

Die neue Sittenlehre, die wir erſt 'kriegt haben.

Das „Magazin für Literatur“ in Berlin, das man ſonſt gewohnt iſt, ernſt zu nehmen, bringt einen Aufſatz: „Das Grundideal der neuen Ethik“ von Curt Grottewitz. Friedrich Nietzſche iſt der Erfinder der neuen Ethik, und Curt Grottewitz ſein Handelsreiſender. Die neue Ethik geht Hand in Hand mit der Äſthetik der Jungdeutſchen, „die wir eben auch erſt 'kriegt haben“. Es wird da ein nagelneuer Culturmenſch conſtruiert, der mit dem alten, ſeinen Bedürfniſſen und Idealen nichts mehr zu thun hat. Wir wollen uns ein wenig belehren laſſen und ziehen aus oben angedeutetem Aufſatze einiges Köſtliche hervor.

Der neue Prophet ſagt alſo:

„Das Grundidal der alten Weltära war das: Du ſollſt Gott lieben und deinen Nächſten wie dich ſelbſt. Der erſte Theil dieſes Ideals, der im gegebenen Falle eines Widerſtreits der Pflichten die Menſchen dem jeweiligen Gotte zu opfern befiehlt, iſt natürlich jetzt vollſtändig gegenſtandslos geworden. An dem zweiten Theile des Grundideals, du ſollſt deinen Nächſten lieben wie dich ſelbſt, halten indeſſen noch jetzt auch diejenigen feſt, welche den Aberglauben an Götter längſt aufgegeben haben. Die Nächſtenliebe, ſie gilt jetzt noch faſt allen Philoſophen, ſelbſt denen, welche unter Darwins Einfluſſe die Relativität der Ethik als ihr Princip erkannt haben, als Grundideal. Es bleibt der neuen Entwickelungs-Ethik vorbehalten, dieſes Grundideal der Nächſtenliebe als veraltet, thöricht und ſchädlich zu kennzeichnen.

Die neue Ethik bekämpft dieſes alte Grundideal indeſſen nicht nur negativ, ſondern beſonders poſitiv dadurch, daſs ſie ihm ihr eigenes Grundideal entgegenſtellt. Dasſelbe aber beſteht in der vollperſönlichen Höherentwickelung der Menſchenfamilie, d. i. in der phyſiſch-geiſtigen Höherzüchtung der zoologiſchen Species «Menſch».

Die neue Ethik will ebenfalls das Wohl der Menſchheit fördern. Dabei bevorzugt ſie weder die phyſiſche, noch die geiſtige Seite zu Ungunſten der einen oder der anderen. Da Geiſt und Leib ſo wenig von einander zu trennen ſind wie die Drehungserſcheinungen eines Rades von dieſem ſelbſt, ſo betrachtet die neue Ethik den Menſchen als phyſiſch-geiſtiges Weſen — ein Begriff, für den wir leider noch kein bezeichnendes Wort haben, für welchen ich hier Vollperſon (Adjectivum: vollperſönlich) ſetzen will.

Die neue Ethik hat daher als Ziel das Wohl der Geſammtheit von Vollperſonen im Auge oder, beſſer geſagt: das vollperſönliche Wohl der Geſammt-Menſchheit. Das poſitive Ziel iſt Höherentwickelung: vollperſönliche Höherentwickelung der Menſchenfamilie iſt das Grundideal der neuen Ethik.

Dieſes moderne Grundideal iſt nun aber nicht immer zu verwirklichen, ohne daſs dasjenige der Näch-

stenliebe verletzt wird. Die Pflege des Kranken und Schwachen, als des der Nächstenliebe am meisten Bedürftigen, ist die Folge dieser Nächstenliebe-Religion. Die Sorge für das Untaugliche und Kränkliche aber wird künftighin in dem Grade unterlassen werden müssen, als sie sich der gesunden Höherentwickelung der Menschheit hinderlich in den Weg stellt. Man wird zwar niemanden mehr verhungern lassen, aber es ist ein Vergehen gegen die moderne Sittlichkeit, wenn man aus Nächstenliebe diejenigen Personen, welche die Rasse schänden, welche gebrechlich oder erblich belastet oder sonst irgendwie untauglich sind, künstlich Existenzbedingungen verschafft, welche ebenso günstig oder günstiger sind als diejenigen, unter denen rassennützliche Individuen stehen. Vor allen Dingen aber wird die neue Sittlichkeit die Aufopferung des einzelnen für den anderen im allgemeinen verwerfen. Denn gerade dadurch, dass jeder für sich selbst eintritt und auf den anderen keine Rücksicht nimmt, wird derjenige, der am stärksten ist und dasjenige, das am bedeutendsten ist, siegen.

Das sittliche Ideal der Nächstenliebe ist eine künstliche Zuchtwahl, die der persönlichen Höherentwickelung der Menschheit ungeheuer geschadet hat und noch schadet. Sie ist schuld daran, dass das Schwache, Geistesarme, Niedere, Glanzlose, Bescheidene als gut gefeiert und gezüchtet worden ist.

Dem gegenüber wird die moderne Ethik nach Nietzsche'schem Vorbilde alles letztere als schlecht verachten und dasjenige als gut, als Tugend bezeichnen, schätzen, pflegen, was dazu beiträgt, die Menschheit geistig und physisch höher zu entwickeln. So wird im Gegensatz zu früher das Selbstbewusste, Kraftbewusste, Schaffensfrohe, Energische, Lebensübersprudelnde einen hohen sittlichen Wert bekommen, Kampflust, Schaffenslust, Lebenslust werden hohes Ansehen erlangen, Selbstlosigkeit, Geduld, Langmuth, Ergebenheit, Aufopferung werden ihre Bedeutung mehr und mehr verlieren.

Die jetzige Ethik baut zum Unterschiede von den bisherigen ihr Grundideal auf empirische Erkenntnis. Ja, es ist möglich, dass die beginnende Aera der empirischen Erkennis so lange dauert, wie es überhaupt Menschen gibt."

Ist denn das nicht eine Stimme aus dem Irrenhause? wird der Leser fragen. Warum nicht gar! Es ist nur das Geschrei einer Vollperson.

Unterhalten wir uns ein wenig mit den Kumpanen, und zwar ganz ungeniert. Denn Nachsicht, Langmuth, Geduld sind ja nichtsnutzige Eigenschaften; wir wollen einmal sittliche Menschen in ihrem Sinne sein.

Wenn diese Herren überschnappen, so geben wir sie nicht in eine Heilanstalt für Geisteskranke, denn wozu das gesellschaftliche Budget unnütz beschweren; sondern wir wollen sie lieber gleich todtschlagen. Auch die Federfuchserei, die sie treiben, ist eine einseitig geistige, den Körper schwächende, der „vollpersönlichen Höherentwickelung" schädigende Thätigkeit, sie sind also unnütze Individuen, die beseitigt werden müssen. Die Schonung solcher Tagediebe, die Achtung fremder Persönlichkeiten, die Nächstenliebe hat ungeheuer geschadet. Der Nächste ist vielmehr unser gefährlichster Feind, denn er isst an unserer Tafel, an unserem Teller mit, trinkt aus unserem Becher, und das schadet unserer eigenen vollpersönlichen Höherentwickelung.

Das bürgerliche Gesetz ist auch ein verwerflicher Zopf. Es verlangt Rücksichtnahme auf die Existenz anderer. Wir brauchen kein Gesetz, unser Gesetz ist die körperliche Kraft und die Klugheit. Der Starke hat den Schwachen zu tödten, der Schlaue den Einfältigen zu übervortheilen, so lautet das

neue Sittengesetz; denn die Schwäche und die Einfalt müssen im Menschengeschlechte ausgetilgt werden.

Es ist zwar schon einmal so gewesen unter den Menschen, dass die rohen Kräfte zartere Naturen straflos vernichtet haben, es ist sehr lange Zeit so gewesen. Wie kommt es aber nur, dass diese rohen Kräfte doch nicht die herrschenden geworden sind, dass die christliche Ethik der Nächstenliebe sieghaft wurde? Das wird freilich daher kommen, weil sich mit der Brutalität nichts Gesellschaftliches schaffen ließ, weil die rohe, rücksichtslose Kraft trennte und zerriss, die Individuen isolierte, während die Nächstenliebe das Einigende, Concentrierende, also das Machtbildende ist.

Oh, excusez! dass ich mich von allen Vourtheilen wieder einen Moment hinreißen ließ! Herr Curt hat ja schon alles fertig, die Nächstenliebe ist jene Erbsünde, an welcher bisher die Menschheit so schrecklich laboriert hat. Herr Curt hat sie abgethan im Namen Nietzsches, des neugermanischen Heilandes. Ich sehe die Zukunft im Glanze der neuen Ethik vor mir liegen. Der baumstarke Lümmel wird als wahrer sittlicher Mensch den schwächeren Wandergenossen auf der Straße tödten und ausrauben; tödten, weil er damit die Menschheit von einem lästigen Elemente befreit, ausrauben, weil die Beute dem eigenen Vortheile, der vollpersönlichen Höherentwickelung des wahren Straßenräubers dient. Und die wahre sittliche Mutter wird den Säugling, der buchstäblich an ihrem Blute saugt und ihrer vollpersönlichen Höherentwickelung sehr hinderlich ist, mit frischem Muthe erwürgen, und eine Mutter, die alle ihre Brut Jahr für Jahr erwürgt, wird als hehre Tugendheldin in Marmor prangen.

Aber missverstehe ich nicht? Spricht der moderne Heiland Curt Grottewitz nicht von einem vollpersönlichen Wohle der Gesammt-Menschheit? Ganz richtig. Doch die Gesammt-Menschheit besteht im Sinne des neuen Messias strenge genommen immer nur in dem vollpersönlichen Individuum. Angenommen, es hätte der Stärkere immer den Schwächeren vernichtet, und es stünden schließlich nur die zwei stärksten, lebensfähigsten Paare auf Erden da, so wäre das die Gesammt-Menschheit. Diese zwei Theile der Menschheit sind aber nicht absolut gleich stark und lebensfähig, der eine ist der stärkere, der andere der schwächere; es ist nun Gefahr vorhanden, dass der relativ schwächere Theil ebenfalls eine solche Nachkommenschaft erzeugt. Das muss aber der stärkere, der ganz vollpersönliche Mensch verhindern, den anderen Theil also aus reiner Tugendhaftigkeit vernichten.

Der „neuen Ethik" handelt es sich nicht mehr darum, wie die Menschen und Völker auf Erden sich gegenseitig am besten vertragen, sondern darum, dass auf Kosten aller anderen nur wenige Körper- und Geistesrecken herrschen, ja dass endlich nur mehr einer als absolute Vollpersönlichkeit existiert.

Dieser eine, vollpersönliche Geistesrecke — Herr Curt Grottewoitz wird es nicht sein. Ich glaube, der Schreiber des Aufsatzes: „Das Grundideal der neuen Ethik" hätte sehr viel Ursache, zu wünschen, dass Geduld und Nachsicht noch einige Zeit im Course bleiben. M.

Geſelligkeit.

Bekenntniſſe aus meinem Weltleben von P. K. Roſegger.

Die meiſten Denker und Menſchenkenner ſtimmen darin überein, daſs den Menſchen ſeine eigene Geſellſchaft beſſer mache als fremde, oder wenigſtens nicht ſchlechter. Im Principe mag das angenommen werden, wenn nicht etwa die vielen Ausnahmen dagegen proteſtieren. Es kommt eben darauf an, ob einer von Haus aus ein braver Kerl iſt oder nicht. Ein Schlechtling wird in ſeiner eigenen Geſellſchaft nur noch ſchlechter.

Der Trieb nach Geſellſchaft iſt am meiſten ausgebildet bei Durchſchnittsmenſchen. Es gibt Leute, die nicht einen Augenblick allein ſein können, jede noch ſo ſchale, langweilige Geſellſchaft iſt ihnen lieber als ihre eigene, und jedenfalls hat dieſe, wenn auch unbewuſste Geringſchätzung des eigenen Gehaltes ihre guten Gründe. Es gibt Leute, denen der Verſtand ſtill ſteht, wenn ſie allein ſind, die nur mit dem Munde oder mit den Ohren denken, das heißt, nur ſprechend oder hörend eine gewiſſe Gehirnthätigkeit entwickeln. Solche ſuchen Geſelligkeit, um ſich in derſelben als leibliche Vernunftweſen zu fühlen. Es gibt Leute, welche einen ſolchen Überfluſs von Weisheit in ſich fühlen, daſs ſie damit hauſierengehen und jedermann davon mittheilen wollen. Es gibt Leute, die ſich ganz hohl vorkommen, wenn ſie nicht alltäglich eine ordentliche Tracht von Neuigkeiten und Tratſch in ſich aufnehmen können. Solche brauchen Geſellſchaft, ſuchen Geſellſchaft, würden ohne Geſellſchaft bald melancholiſch werden, abmagern und zugrundegehen. Ferner gibt es Leute, die ſo unglückliche Artung haben, daſs ihnen, wenn ſie allein ſind, lauter unangenehme Sachen einfallen; um den ſchlimmen, peinigenden Vorſtellungen zu entfliehen, ſuchen ſie Geſellſchaft, und iſt ihnen die unbedeutendſte lieber, als gar keine. Auch die heimlichen Qualen eines böſen Gewiſſens ſind Hetzhunde, die den Menſchen von einer geſelligen Zerſtreuung in die andere jagen, wo die Armen wohl Betäubung finden, aber nie Behaglichkeit und Erholung.

Solche Flüchtlinge vor ſich ſelber bevölkern zum großen Theil unſere Unterhaltungszirkel, Vergnügungsetabliſſements, Wirtshäuſer, ſelbſt Concerte und Schauſpielhäuſer. Es dürfte wohl wenige Theaterfreunde geben, die, wie weiland König Ludwig, ganz allein im Zuſchauerraum einem Stücke beiwohnen könnten; die meiſten gehen nicht ins Theater, um Schauſpiele, ſondern um Leute zu ſehen. Ja ſelbſt in die Kirche gehen manche Leute lieber, wenn ſie voll von Menſchen iſt; „eine Urſache, weshalb es leer bleibt, wenn wenige Leute drinnen ſind“, würde der Abelsberger Profeſſor ſagen.

Am deutlichſten kann man die Leutelust auf öffentlichen Promenaden beobachten. Wie leuchten die Geſichter! Sehen und geſehen zu werden! Wo das Gewoge am lebhafteſten, das Gedränge am dichteſten iſt, dorthin, dorthin! — Ja, der Menſch kommt in Herden vor.

Wo er aber einzeln auftritt, da ist es eine Abart.

Der tiefer angelegte Mensch hat Stunden der Einsamkeit und Stunden der Geselligkeit vonnöthen, und erstere dringender, als letztere.

Des Poeten Rath ist folgender:

Magst du wissen, wann du sollst gesellig
Und wann einsam sein?
Willst du Freude, suche Menschen,
Willst du Glück, so bleib' mit dir allein.
Wisse, wann dein Werk am schönsten
Und am reinsten mag gedeihn:
In der Arbeit suche Menschen,
Doch im Schaffen bleib' mit dir allein.
Wie's auch jeder hält nach seiner Weise,
Lasse eins gesagt dir sein:
Wenn du hassest, meide Menschen,
Wenn du liebst, bleib' nicht mit dir allein.

Ausnahmsmenschen pflegt man in der Gesellschaft Ausnahmsstellungen einzuräumen. Allein, wie sollen sie diese ausnützen? Gerade Geistesaristokraten haben zu zeigen, dass sie vor anderen nichts voraushaben wollen, dass sie alles das gerne erfüllen, was von jedem anderen beansprucht wird. Darum wird man bei hochgestellten Persönlichkeiten stets finden, dass sie sich in gesellschaftlichem Verkehre streng an die Norm halten, um ihre Achtung vor den Mitmenschen zu zeigen und um nicht für hochmüthig angesehen zu werden. Ich kannte einen berühmten Mann, der in Gesellschaft stets befangen war, weil er immer fürchtete, gegen die Form zu verstoßen, und der deshalb im Verkehr mit Menschen sich überaus förmlich gab. Ein solches Benehmen verräth Menschenachtung und ist ein schöner Gegensatz zu jenen „Genies", die in übermäßigem Bewusstsein ihres Wertes ihren Launen freien Lauf lassen und daher mehr interessant als liebenswürdig sein mögen.

Es gibt für solches Sichgehenlassen wohl auch andere Gründe, als den der Eingebildetheit; es kann aus Naivetät, Bummelwitzigkeit und Unüberlegtheit geschehen, ja sogar aus seelischer Verstimmung, wie noch gezeigt werden soll.

Wenn ein Mensch gesellig unter Leuten sitzt, so gewinnen die Leute, der Mensch aber verliert. Dieser, wenn er mit sich strenge ist, wird auf der Heimkehr von einer Gesellschaft selten mit sich zufrieden sein, wird sich immer etwas vorzuwerfen haben. Entweder er hat anderen Unrecht gethan oder sich selber. In der Gesellschaft darf keiner ganz wahr sein, weder gegen andere, noch gegen sich. Ist er wahr, so kommt er auf den Grobian hinaus.

Was in diesem Punkte ich zu bekennen habe, ist recht schlimm. Bin ich mit mir allein, so geht es leidlich; am besten ist jeder Mensch bei der Arbeit, und bei solcher habe ich das Bewusstsein vollster Redlichkeit. Auch auf meinen einsamen Wanderungen ertappe ich mich nur selten bei einem Schelmenstücke, obzwar manchmal ein oder der andere lose Gedanke etwas zu wünschen übrig lässt.

In Gesellschaft wird das anders. Bin ich mit derselben nicht vertraut, so sind es leere Worte, die ich höre und spreche und die in mir Öde und tödliche Langweile erzeugen. Um über diesen Zustand hinauszukommen, werde ich freimüthig, gerathe rasch in eine Vertrauensseligkeit, die nachträglich manchmal zu bereuen ist. Der Mensch begeht ein großes Unrecht an sich, wenn er dem Erstbesten offenen Einblick in sein innerstes Wesen gestattet. „Fremden ist der Eintritt verboten!" Was nützt der vorsichtige Spruch, wenn der Hausherr selbst alle Thüren und Thore sperrangelweit aufmacht!

Bin ich nun einmal in der Vertrauensseligkeit befangen und packe ich im warmen Redefluss meine Seele aus, so liegt die Gefahr des Sichselbstschönmachens, des Selbstlobens nahe. Zu derlei sind die meisten Menschen aufgelegt und um solches zu vermeiden, gerathe ich manchmal in das Gegentheil, verschweige die besseren Seiten, erzähle meine Schwächen,

Gebrechen, Fehler und Laster, stelle mich sozusagen mutternackt, — und ich bin auch seelisch kein Adonis, — vor den erstaunten Zuhörer hin. Dieser addiert noch hübsch sein Theil dazu, weil er sich denkt: Wenn er schon so viel gesteht, wie viel wird er erst verschweigen!

Allerdings ist in uns das Bedürfnis vorhanden, innere Schäden, Gewissensanliegen einem Mitmenschen zu offenbaren; auf diesem Zuge unseres Wesens beruht die Ohrenbeichte, die eine weit größere Bedeutung hat, als der weltliche Sinn eingestehen will. Ich sagte es schon einmal: Wer die Ohrenbeichte aufgebracht hat, der war ein großer Menschenkenner und ein großer Menschenfreund. Mancher armer Sünder, der nicht zugrunde gegangen an der Sünde, geht zugrunde an dem Geheimnisse. Freilich thut in diesem Sinne ein treuer Freund denselben Dienst als der Priester. Was sollen aber die tausende von Armen und Niedrigen anfangen, die keinen Freund haben! Für solche sitzt ein Mensch im Beichtstuhle, der sein Ohr willig und theilnehmend dem Bedrängten leiht, der ihn tröstet, beruhigt, ihm Rathschläge weist und der auf das strengste verpflichtet ist, das ihm Anvertraute als sein tiefstes Geheimnis zu wahren. Die kirchlich geheiligte Seite dieser Anstalt lasse ich unberührt, in unserem Falle handelt es sich nur um die rein menschliche, die nebenbei hier Erwähnung finden musste.

Aber es ist ein Unterschied, ob man sich einem Seelenfreunde mittheilt, oder einem Fremdlinge; ersteres ist ein Recht, das man üben, letzteres ein Unrecht, das man an sich selbst begehen kann. Es gibt Geheimnisse, die man nicht einem einzelnen anvertrauen soll, wohl aber tausenden auf einmal. Letzteres thue ich soeben, indem ich mich anklage, manchmal ersteres zu thun.

Außer solchem Unrechte an mir begehe ich in Gesellschaft auch noch recht häufig Unrecht an anderen. Ich ergreife im geselligen Gespräche gerne die Gegnerschaft, vertheidige die von mir aufgestellte Behauptung manchmal mit einer Härte und Rücksichtslosigkeit, die zu dem Gegenstande oft in gar keinem Verhältnisse steht und empfindsame Gemüther leicht verletzt. Allerdings geschieht dieser heftige Widerpart fast allemal nur, um ein Gespräch zu beleben und einem Gesprächsgegenstande verschiedene anregende Seiten abzugewinnen. Meine Freunde wissen das auch, halten im hitzigen Wortgefechte tapfer stand und wir befinden uns bei solch tapferer Spiegelfechterei ganz wohl. Und Fremde, die mich fechten hören, werden sich höchstens darüber wundern, dass es noch Leute gibt, die sich über rein theoretische Fragen und ideale Dinge so glühend ereifern können, wie etwa der Kaufmann über ein Zollgesetz oder die „gnädige Frau" über ein störrisches Stubenmädchen.

Und so wie ich rücksichtslos bin gegen Anwesende, so kann man leicht rücksichtslos werden gegen Abwesende. Das Durchhecheln Abwesender, das Ehrabzwicken, wo der Gezwickte sich gar nicht rechtfertigen kann, weil es ja meuchlings geschieht, das Verleumden in den bekannten feigen Formen ist wohl eine Sache, die einem auch nur halbwegs anständigen Menschen vollkommen ferne liegt. Doch was man schon selbst nicht thut, das lässt man in der Gesellschaft von anderen geschehen, fährt leider vielleicht gerade hier nicht mit dem richtigen Donnerwetter drein und macht sich so mitschuldig an einem der abscheulichsten gesellschaftlichen Laster.

Wenn ich mich ernstlich frage: Ja, wann gibst du dich eigentlich in Gesellschaft ganz so, wie du bist? Wann zeigst du dich ohne Überschwänglichkeit, ruhig, heiter, verständnisinnig, duldsam, wohlwollend empfänglich für die Eigenart fremder

Personen? Wann bist du das? — Und die erfahrungsgemäße Antwort lautet: dann, wenn der Genosse mir ebenso entgegenkommt, wenn er ohne Ziererei und Spitzfindigkeit ist, natürlich und schlicht. — Eine solche Gesellschaft thut wohl bis ins Herz hinein. Aber sie ist selten zu finden. So äußerst wenig Menschen gibt es, die gegenseitig aneinander den richtigen Kern ergründen und ihn fruchtbar aufgehen machen können.

Das Schlimmste, wohin ich in ungezwungener Gesellschaft bisweilen gerathe, habe ich noch gar nicht einbekannt. Die Spottsucht! Denn ärger als Widerspruch ist das Beistimmen mit verzogenen Mundwinkeln, das Beistimmen unter allen Umständen, das tendenziöse Verneinen seiner selbst, das ironische Bejahen des anderen. Dann geht's weiter; bevor ich mir's selbst gestehe, bin ich Mephisto der Hinkende, sachte, ganz sachte fange ich an, das Gemeine zu entschuldigen, das Niedrige zu beschönigen, das Laster zu preisen. Ich nenne den Erzgauner einen gescheiten Mann, den Straßenräuber einen Helden, den Strebling einen hochfliegenden Geist. Ich verhöhne die redliche Bescheidenheit als Heuchelei, die Tüchtigkeit als Ehrsucht, heiße dumm die Ehrlichkeit, wacker den Eigennutz, christlich demüthig die Kriecherei, weltklug die Falschheit, reinmenschlich die Unzucht, edle Sparsamkeit den Geiz, Mannesmuth die Gewaltthat, nationale Tugend den Rassenhass. — Die Zuhörer, welche solchen Hang zum Sarkasmus missverstehen, stutzen anfangs, horchen immer mehr auf, bedauern endlich an mir den verlorenen Menschen oder freuen sich heimlich, dass der sonst lästige Moralprediger so grundschlecht geworden ist. — Und in solchen Stunden fühle ich mich wirklich gottverlassen, das Herz voller Verzagtheit und Pein über so Vieles, was in der Welt vor sich geht. In der Gesellschaft sog ich tropfenweise das Gift in mich, um es also in ruchloser Verzweiflung erbarmungslos gegen andere wieder von mir zu stoßen.

Unter Umständen ist die Satire gewiß eine gute Sache, allein sie versengt die Herzlichkeit und ist in Gesellschaft, wo das Gemüthliche vorherrschen soll, nicht immer gut angebracht.

In welcher Gemüthsverfassung man schließlich von solcher seelenätzender Geselligkeit nachhause geht, das lässt sich denken. Beständig mahnt das Gewissen: das war eine abscheuliche Stunde, du hast nichts Gutes gestiftet. Deinen in Einsamkeit gefassten Vorsatz, im Umgange mit Menschen milde, treu, liebreich zu sein, hast du schlecht gehalten. Zur Strafe dafür verbanne dich nun für lange Wochen in die Einsamkeit und lerne in den Fährlichkeiten wilder Elemente die Menschen besser achten! An Särgen lerne die Reue, an Gräbern gedenke der Frivolität, in der du mit ihnen umgiengest, da sie noch Menschen waren, irrend, leidend, das Rechte ersehnend wie du!

Ja, erst in der Einsamkeit kommen solche Gedanken, in der Geselligkeit kommen sie nie. Aber was ist das für eine Menschenliebe, die nur dann sich meldet, wenn man von Menschen fern ist! Die Ursache, dass es so steht, liegt nicht allein an den anderen, sondern auch an dir, mein gutes ego, das merke dir nur. Im Umgange mit dir allein ist es leicht, Recht zu üben, denn Unrecht lässt du dir eben auch von dir selbst nicht gefallen. Unrecht erfährst und thust du im Verkehr mit Menschen. Weißt du das einmal, so meide sie nach Möglichkeit, liebe sie im Gedenken, thue ihnen gutes in der Ferne, und sie werden im Erinnern deiner Seele eine gute und gedeihliche Gesellschaft sein.

Zwei Bilder aus Südamerika.

Ein österreichischer Officier, Oberlieutenant Wilhelm Kreuth aus Graz, hat vor zwei Jahren eine Reise nach den La Plata-Staaten gemacht und über diese Reise und Erfahrungen eine hoch interessante Schrift herausgegeben: „Aus den La Plata-Staaten". (Wien. A. Hartleben. 1891.) Wer sich für Land und Leute ferner Welttheile interessiert, der lese dieses Buch, das gut geschrieben, mit mehreren Bildern und einer Karte versehen ist. Zwei dem Heimgarten zwar fremdartige Skizzen drucken wir zur Probe heraus, die eine aus dem Cultur-, die andere aus dem Naturleben jenes Landes, welches wohl die wenigsten unserer Leser persönlich betreten, die meisten nur durch Wort und Schrift kennen lernen müssen.

Der Saladero in Sta. Elena.

Interessant ist der Besuch der Etablissements von Sta. Elena. Der besuchende Fremde wird von der Fabriksdirection höflich empfangen, höchst gastfreundlich bewirtet und es wird ihm ohne weiteres gestattet, die Fabriksräume, sowie die verschiedenen Betriebsmanipulationen in Augenschein zu nehmen.

Man könnte das Etablissement mit einer Riesenküche vergleichen, denn das ganze Thal duftet nach kräftiger Bouillon. Draußen auf den weiten Weidegründen, sie umfassen über 22 Quadratleguas (1 Legua circa $^4/_5$ geographische Meilen), tummelt sich das „Rohmaterial", d. h. 40.000 bis 50.000 Stück Rindvieh, welches man vor der Schlachtung noch fett werden läßt. Aus Hunderten von Leguas Entfernung werden nämlich die Thiere in Tropas (Herden) in der Stärke von 300 bis 500 Stück von den verwegenen Troperos über Land getrieben; natürlich langen die Rinder in ziemlich herabgekommenem Zustande in Sta. Elena an, so daß es nothwendig ist, sie vor der Schlachtung noch wochen-, ja oft monatelang auf den üppigen Wiesen des Saladeros wieder in einen besseren Nährzustand kommen zu lassen. Der jährliche Bedarf beträgt 60.000 bis 80.000 Stück Rindvieh, welches man an Ort und Stelle zu Fleischextract und Fleischpepton verarbeitet; man verfertigt Pökel- und Conservenfleisch, Zungenconserven, Fleischmehl (als Dünger), Knochenasche, Rindsfett und Klauenöl; man verschifft Häute und Hörner.

Dieses, von einem unternehmenden Arzt aus Montevideo, Herrn Dr. Kemmerich, gegründete Etablissement ist ein wahrer Segen für die ganze Umgebung; den Viehzüchtern aus ganz Entre Rios und Sta. Fé bietet es ein permanentes, sicheres Absatzgebiet, es steigert den Wert des Grundbesitzes in weiter Runde und schafft für tausend Hände lohnende Arbeit. Eine kleine Republik in der Republik — jedoch mit strammerer Disciplin und vorsichtigerweise unter deutscher Flagge stehend — ist es unberührt von den blutigen Reibungen, die das Land so oft durchwühlen, ein sicherer Hort für die hier waltende rege und redliche Thätigkeit, im Gegensatze zu anderen in Südamerika besonders blühenden schwindelhaften Überspeculationen. Der

Vorgang bei der Schlachtung und Verarbeitung des Rindes ist kurz geschildert folgender:

Das Quantum an Schlachtvieh für die drei nächsten Tage ist in drei große Umzäunungen (Corale) getrieben. Der letzte Coral mündet direct in die Schlachthalle mit einer kleineren Öffnung, über welche die etwas erhöhte Schlachtbrücke angebracht ist. Zur Schlachtung werden nun die einzelnen Thiere aus der Herde mit einem Seile lassiert, das Seilende mit der größten Schnelligkeit an ein Pferdepaar befestigt, welches das gefesselte Rind zur Schlachtbrücke schleift. Dort werden die Thiere, ehe sie sich's versehen, von einem Manne mittelst eines Dolchstoßes in den Nacken sofort niedergestreckt. Man wäre geneigt, die Nerven dieses blutdürstigen Matadors zu bewundern, wenn man bedenkt, dass derselbe zuweilen an 600 Thiere per Tag tödtet. Dabei raucht er ruhig seine schlechte Cigarre und freut sich, da er per Stückanzahl bezahlt bekommt, über sein gutes Geschäft.

Und weiter; der eben gefallene Ochse kommt auf einen kleinen Waggon, welcher nun hurtig mit seiner Last auf Schienen bis zu den Tischen rollt, woselbst die Enthäutung und Zerlegung vorgenommen wird.

Noch mehr staunt man über diese Manipulation. Mit welcher Schnelligkeit, welcher Geschicklichkeit ist das Thier enthäutet, zerlegt, die schönen, großen Muskelpartien und die schlechteren Fleischtheile gesondert! Der Ochse wird auf diese Weise von manchen Leuten in 10 Minuten verarbeitet und manche bringen es bis zu 40 Stück pro Tag und darüber. Junge, hoffnungsvolle Argentiner bearbeiten mit ihren haarscharfen Messern die großen Knochen, um auch die letzten Reste der fleischigen Bestandtheile abzulösen. Man nennt sie scherzweise die Caranchos (Geier), und in der That könnten sie trefflich mit ihren Namensvettern draußen im Campe concurrieren.

Das schönste Muskelfleisch wandert nun ebenfalls per Eisenbahn in die großen Kessel, wo es bei hoher Temperatur tüchtig ausgekocht wird. Man leitet sodann die Brühe in breite flache Pfannen und bei Anwendung größerer Hitze wird dieselbe noch dickflüssiger. Dieses bekannte Verfahren wird in verschiedenen Kesseln und Behältern so lange fortgesetzt, bis der in Europa so beliebte, vortreffliche Fleischextract hervorgeht.

Die übrigen Bestandtheile des Rindes werden wieder in anderen Hallen verarbeitet und daraus die schon früher erwähnten Producte erzeugt.

Will man einen noch vollständigeren Überblick auf dieses Bild specifisch südamerikanischen Industrielebens haben, so verlasse man jetzt die höchst peinlich rein gehaltene Riesenküche und werfe einen Blick in das Arbeiterdorf. Dort sind an 1500 Leute untergebracht! sie besitzen ihre Schule, ihr Wirtshaus und ihr Café; man hält ihnen einen Doctor und eine Apotheke. Ferner sind hier etabliert: ein Polizeiposten, ein Post- und Telegraphenamt und eine Zollstation.

Für die ledigen Burschen bestehen größere kasernartige Baulichkeiten, während den Familienvätern ganz nette Häuschen mit Gärten zugewiesen werden. Eine Ausnahmsstellung ist den einheimischen Viehhütern eingeräumt, die bauen sich ihre luftigen Ranchos nach Geschmack und Bedürfnis. Der liederliche Gaucho hält wenig auf Bequemlichkeit, gar nicht selten aber trifft man in seinen elenden Wohnräumen Luxusgegenstände, die er Gott weiß woher erhalten haben dürfte: Nähmaschinen, Farbendrucke, ja ich sah auch einmal ein Clavier.

Es sei mir hier gestattet, ganz kurz eine kleine Episode zu berichten, welche die Geschicklichkeit der Gauchos in ihrem Metier, im Reiten und Viehschlachten, charakterisiert:

Als ich einst an Bord eines La Plata-Dampfers reiste, lief der Dampfer, da der Wasserstand sehr gesunken war, an eine Sandbank auf. Durch diesen unfreiwilligen Aufenthalt gieng der Fleischvorrath der Vorrathskammer zur Neige, so dass der Capitän ein Boot mit dem Auftrage aussetzte, eine in der Nähe gelegene Estanzia aufzusuchen und dort einen Ochsen anzukaufen. Ich schloss mich der Expedition an, obgleich sich das Wetter recht schlecht anließ und die Bergfahrt viele Stunden beanspruchte. Es war finstere Nacht, ehe wir das Ziel erreichten. Der Estanziero gab sofort zwei berittenen Leuten den Befehl, einen fetten Novillo einzubringen, trotzdem natürlich niemand ahnte, an welcher Stelle sich die große, in voller Freiheit lebende Herde zerstreut hatte über das weite Terrain, welches überdies mit dichten Waldparcellen, Gräben und Sümpfen bedeckt war; zudem gab es eine finstere Nacht. Es vergieng keine Stunde, so trieben die beiden schon einen gemästeten Jungochsen herbei; bei Fackelschein war er in kaum 15 Minuten zerlegt und ins Boot gebracht, so dass wir sehr bald die Rückfahrt zu unserem festgesessenen Dampfer zur allgemeinen Zufriedenheit antreten konnten.

Nach dieser kleinen Abschweifung beschließe ich die Betrachtungen über Sta. Elena: Die Wohnungen der zumeist deutschen Beamten befinden sich auf den umliegenden Höhen und sind sehr bequem eingerichtet. Den ganzen Thalkessel dominierend, erhebt sich das stattliche Gebäude des Chefs der Etablissements inmitten eines üppig grünenden Gartens.

Drunten am Flusse, unter einem riesigen Tonnengewölbe, lagern die fertigen Waren, zur Verschiffung bereit; an der langen Landungsbrücke aber ankern die großen Seeschiffe, welche die Producte dieser südamerikanischen Industrie nach allen Gegenden der Windrose verfrachten.

Eine Tigerjagd.

Droben auf der hohen, steil abfallenden Barranca sammelte sich am frühesten Morgen eine bunt zusammengestellte Gesellschaft.

Wir standen im Garten des deutschen Consuls. Der Garten grünte und blühte und ein süßer Duft umgab uns; Kinder der heimatlichen Flora gediehen rings umher, dazwischen fremdartige Gewächse, neben den goldenen Orangen prangten unsere europäischen Obstbäume fruchtbeladen, und am Eingange des mit schwerer Mühe geschaffenen Gartens stand eine doppelte Reihe ernster Cypressen. Diese schöne Vegetation fiel umsomehr auf, als die Umgebung von Sta. Elena, sowie der übrige Camp von Entre Rios in dieser Hinsicht wenig das Auge Ergötzende darbot. Doch entbehrten hier die niederen, vielförmigen Hügel mit dem im Frühjahre so frischen Grün, den verschiedenen Baumgruppen und Gesträuchen, einer gewissen Lieblichkeit nicht.

Großartig war der Ausblick von jener hohen Uferbildung auf den mächtigen Paraná. Unbegrenzt erschien im leichten Morgennebel sein Horizont. Und in der That ist der Strom, welcher hier ein Labyrinth von Inseln bildet, wo Jagdlustige eine reiche Beute Enten und anderer Wasserthiere erhoffen können — an 7 Kilometer breit. Doch nur der erfahrene Schiffer kann es wagen, dieses schier unentwirrbare Labyrinth von Inseln, todten Armen, Sümpfen und Morästen passieren zu wollen, und selbst dieser kann oft tagelang unterwegs bleiben.

Im vortrefflichen Hafen von Sta. Elena ankerten große Seeschiffe; andere segelten — die Segel waren von einer fast permanenten Brise geschwellt — stromauf und -ab. Wir richteten jetzt unsere Aufmerksamkeit auf das unten verankerte amerikanische Kriegsschiff „Tallapoſa“, an dessen Bord

es schon lebhaft zugieng, wo eben der Sternenbanner unter Spiel und Commandos gehißt wurde. Jetzt gieng ein Boot an Land. Endlich erschien der von uns noch Erwartete, der Commandant des Kriegsschiffes. Die Jagdgesellschaft war nun vollzählig.

Ein arger Störenfried hatte in jüngster Zeit wieder unter der großen Viehherde des Saladeros von Sta. Elena übel gehaust. Es vergieng kein Tag, ohne daſs ein Viehhirt die Meldung überbracht hätte: „El tigre habe wieder einen fetten Novillo (Jungochsen) oder eine Mutterstute zerrissen."

Selten zeigt sich der nomadisierende, unheimliche Gast in diesen Gegenden Südamerikas; das nördliche Corrientes, sowie Paraguay und Brasilien sind die eigentliche Heimat des auch Menschen höchst gefährlichen Jaguars (Unze) oder amerikanischen Tigers.

Die Gelegenheit, welche sich uns heute bot, des die Umgebung Sta. Elenas unsicher machenden Raubthieres habhaft zu werden, war gerade sehr günstig, denn ein nordamerikanischer Kriegsdampfer, die „Tallapoſa", welche in den Gewässern des Paranás kreuzte, ankerte den Vortag im Hafen von Sta. Elena und die Seeofficiere, unsere Gäste, muthige, gewandte Schützen, brannten schon lange vor Begierde, einen Tiger zu schießen. Für heute früh 3 Uhr hatten wir mit ihnen ein Rendez-vous im Garten des deutschen Consuls verabredet. Außerdem hatten sich einige Beamte des Etablissements, benachbarte Estanzieros, sowie eine Anzahl Gauchos, mit den Hunden und sonstigem Bedarfe versehen, eingefunden.

Man gab den Operationsplan aus: Nach den erhaltenen Meldungen waren die frischen Tigerspuren in den letzten Tagen auf jener Landspitze gesehen worden, welche gebildet wurde durch den in einem sehr spitzen Winkel in den Paraná mündenden Feliciano. Diese sumpfige, mit hohem Schilfe und Pampasgräsern bedeckte Niederung hatte der Räuber offenbar als sichere Basis seiner Raubzüge in das mit prächtigen Rindern und Pferden wohlbevölkerte Hügelland gewählt. Seit einigen Tagen konnte man es beobachten, wie er mit dem ersten Morgengrauen von dort gegen Norden schlich, um sich an den besten Stücken irgend eines fetten Thieres, welches er zerriſs, zu sättigen. Wenn wir also in einer langen Kette von Norden her, gegen die sich zu einer ganz schmalen Spitze verjüngende, zwischen den beiden Stromläufen gelegene Landzunge vorrückten, so war es fast bestimmt anzunehmen, den auf Raub ausgehenden Tiger zu erlegen oder zum mindesten auf Nimmerwiedersehen über den Strom zu jagen. So geschah es. Wir waren an 50 Schützen. Die äußersten Reiter folgten den beiden Flussläufen. Wir hielten einen gegenseitigen Abstand von circa 50 bis 100 Schritten, die Hunde bouchierten alsbald die Spur witternd voraus.

Anfangs konnte man in dem wechselnden Terrain seine Nachbarn nicht wahrnehmen. Die niederen Hügel schnitten sich in sehr steilen Schluchten, wo die Vegetation, die sehr frisch und üppig war, die Übersicht außerordentlich erschwerte. Noch stöberten wir die zahlreichen Rinder und Pferde auf, die, im weichen Grase gebettet, hinter dichten Büschen im Morgenschlummer lagen; wir störten die Rebhühner, die sich in großer Anzahl, jedoch immer nur einzeln oder höchstens paarweise bei unserem Näherkommen mit ihrem eigenthümlichen Rufe erhoben; krächzend flogen die Geier von dem blätterarmen Geäst, welches ihnen Schutz für ihre kurze Nachtruhe geboten; an sandigen, grasloſen Stellen gewahrte man deutlich die frischen Spuren, welche auf Raub ausgehende Frühaufsteher gezeichnet hatten; man sah in lang gewundenen

Furchen die Spuren der Schlangen und die Fußtapfen der Tatus oder Gürtelthiere, die hurtig von ihrem eklen Schmause *) der sicheren Höhle zueilten. Trifft man das Gürtelthier bei Tags außerhalb seiner Behausung, so ist es sehr stumpfsinnig und leicht zu erlegen. Das Fleisch der Tatus schmeckt sehr zart, doch muss man es gut würzen und werden die Gürtelthiere hierzulande im ganzen gebraten und ebenso auf den Tisch gebracht. — Häufig stießen wir auf Reste gefallener Thiere, Knochen und gebleichte Schädel. Hin und wieder zeigte sich uns ein Rind in frischer Todesstarre oder ein Pferd, durch Genuss giftiger Pflanzen verendet, mit geborstenem Leibe. Der Himmel war noch grau. Ein Wind strich kühl von Süden.

Später wurde das Terrain eben, übersichtlich, der Boden weich, mit Sumpfgras und hohem Schilfrohre bedeckt, während Bäume seltener, jedoch nur in ganz großen Exemplaren vorkamen. Meine Nachbarn zu beiden Seiten wurden sichtbar. Man hörte absolut nichts. Die Natur schien wie ausgestorben. So gieng es noch eine Weile vorwärts. Da wurde uns das Jagdglück günstig. Man gewahrte eine Bewegung der ganzen Kette nach links, die Hunde schlugen sämmtlich wüthend an, und ein langgezogenes, fürchterliches Brüllen verrieth die Anwesenheit des Tigers.

Es läßt sich denken, dass jeder von uns seinem Gaule die Sporen gab, um der erste zur Stelle zu sein. Als wir den Schauplatz erreichten, hatten die zahlreichen Hunde den Tiger, ein großes männliches Thier, gestellt; derselbe war auf den niederen Ast eines Baumes gesprungen und brüllte und pfauchte in wilder Wuth und schien nur unschlüssig, gegen welchen seiner vielen Feinde er sich zunächst wenden sollte. Der erste Schütze zur Stelle war ein alter Peon, welcher hurtig vom Pferde stieg, furchtlos sich dem Raubthiere auf circa zehn Schritte näherte und demselben, ehe es noch zum Sprunge ausholte, mit starker Pulverladung seine drei Kugeln aus glattem Laufe in den Kopf jagte. Der Tiger fiel schwer zur Erde. Wie rasend stürzten sich die Hunde auf ihn, welcher noch im Todeskampfe mehrere seiner Feinde schwer verletzte. Um das schöne Fell des Tigers zu retten, waren Gauchos bemüht, durch Fleischbrocken die wüthende Meute abzulocken. Mit nur mäßig zerzaustem Felle lag das prächtige Thier nunmehr todt in seinem Blute.

Es herrschte über den überraschend guten und schnellen Ausgang der Jagd allgemeiner Frohsinn in der Gesellschaft, die sich allmählich zusammengefunden hatte. Freilich bedauerten wir, nicht selbst zum Schusse gekommen zu sein, indes wurde der glückliche Schütze von allen Seiten beglückwünscht. Derselbe machte sich hurtig an die ihm so geläufige Arbeit des Enthäutens. Die Unze hatte die beträchtliche Länge von zwei und die Höhe von fast einem Meter. Das sammtartige Fell war rostgelb, am Bauche weiß und an den Seiten mit sechs Längsreihen großer, schwärzlicher Ringflecken mit einem Mittelfleck gezeichnet; dasselbe erwarben wir als Geschenk für Mr. D., den liebenswürdigen Commandanten des Kriegsschiffes. Jeder von uns brach sich mit vieler Mühe als Andenken an diese seltene Jagdbeute einen der mächtigen Zähne aus dem furchtbaren Gebisse oder eine der haarscharfen Krallen.

Die allgemeine Heiterkeit hielt auch während des Rückmarsches an und erreichte später bei einem opulenten Frühstück an Bord der „Tallapoſa“ ihren Höhepunkt.

*) Die Tatus nähren sich hauptsächlich von Cadavern.

Die goldene Flöte.

I.

Die Schäflein grasen bergauf, bergab
Im lachenden Sonnenscheine:
Am Waldesrand liegt der Hirtenknab,
Seine Augen schweifen ins Thal hinab,
Dort wohnt die Traute, die Reine.

„Du liebes Kind, du holde Maid,
Mir will mein Herzlein zerspringen!
Nicht kann ich mehr schweigen vom süßen Leid,
Von der Liebe, der Liebe, dir geweiht —
Ich *muss* es dir sagen und singen!

„O hör' mich, hör' mich und sprich zu mir:
Mein guter, mein herzlieber Knabe!
Und schläf're in Schlummer die wilde Begier,
Denn die Liebe, die Liebe *verzehrt* mich schier,
Die stumm in mir ich begrabe!"

Da, wie er noch singt, kommt die Schäferin
Gar hold in der Wiese gegangen:
„Was klingt für ein Lied durch die Auen hin?
Von der Liebe klagst du mit grämendem Sinn
Und mit gebleichten Wangen?

So muss ja die Liebe was Trauriges sein!
Ich kann die Lieb' nicht begreifen —
Drum singst du wohl besser vom Sonnenschein
Und von Blumen und Lenz, wie die Vögelein,
Die munter die Lüfte durchstreifen!" —

Die Schäferin spricht's und lächelt so traut:
Ihm ist's in die Seele gedrungen —
Er sagt ihr nichts; nur sein Herz pocht laut,
Und ein helles Thränlein vom Auge thaut,
Das trinken die Blumen, die jungen.

II.

Wie tönt von lindem Flötenspiel
So weich, so voll die Nacht?
Das ist ein Herz, das brechen will,
Das klagt mit solcher Macht.

Was schweigt die kleine Nachtigall,
Des Mondes liebe Braut?
Sie lauscht, denn sie versteht den Schall,
Der Wehmuth Schmerzenslaut.

Am See, dort sitzt der Hirtenknab
Und spielt auf gold'nem Rohr!
Und klingt's zur grünen Flut hinab,
Dann taucht die Well' empor. —

Sie plätschert leisen Gegengruß:
„Verzag', verzage nicht;
Bald waschen wir mit sanftem Guss
Dein weinend Angesicht!"

Und lauter, höher rauscht und quillt
Heran der dunkle See —
Ihm ist's, als wär' sein Gram gestillt,
Als taucht' hinab sein Weh.

Da schwebt der Nix zum feuchten Bort,
Schließt ihn ans kühle Herz,
Küsst ihm den letzten Seufzer fort
Und zieht ihn niederwärts.

III.

Der Tag hat stumm sich aufgeschwungen
Und sucht mit rosenrothem Licht
Den Hirten, der ihm sonst gesungen
Sein Morgenlied — doch heute nicht.

Der Sonnenstrahl, der streckt die Leuchte
Vergebens in den grünen Ficht;
Dort wiegte sonst das Moos, das feuchte,
Den jungen Knaben — heute nicht.

Und wie der Sterne gold'ner Reigen
Sich um die Stirn des Himmels flicht,
Die Wipfel sich im Nachtwind neigen
Und finden ihren Schäfer nicht. —

Da schlendert müd' den Wald hinunter
Das wunderschönste Mägdelein:
„Ach Gott! Was kann ich denn nicht munter,
Nicht kindisch mehr und fröhlich sein?"

„Seit seine Lieder nicht mehr schallen,
Ist mir so bang, wohin ich geh':
O sprich, mein Herz, was dich befallen?
Mein Herz, was thut dir denn so weh?"

IV.

Am See, am waldumkränzten See,
Dort grast im Sternenschein das Reh,
Dort küßt die Flut zu stiller Ruh'
Den Blumen leis die Augen zu.

Am See, am waldumkränzten See,
Gleich einer lichten Bergesfee,
Das Mägdlein kniet und streckt die Hand
Hernieder nach des Ufers Rand.

Da liegt ein gold'nes Flötenspiel,
Dran glitzern Wasserperlen viel,
Wie Thränen, die ein Aug' geweint,
Mit herzenskrankem Lied vereint.

Doch horch nur! horch! Ist's Traum? ist's Wahn?
Die Flöte fängt zu sprechen an:
„Lieb' Mägdlein! O versuch's mit mir!
Gar süße Lieder sing' ich dir!"

Da führt das Mägdlein sie zum Mund.
Und wie als ob aus Herzensgrund
Ein Strom zerriss'ner Wehmuth quoll,
Klingt auf ein Lied so zaubervoll,

So wund und weh und schmerzberauscht,
Daß jedes Blatt vom Baume lauscht,
Und schweigt die kleine Nachtigall,
Weil sie versteht den linden Schall.

Doch auch das Mägdlein immer mehr
Versteht der Klänge Wiederkehr:
Ist's nicht des Schäferknaben Lied,
Das jetzt von ihren Lippen zieht?

Und wie sie's fühlt, da zwingt sie nicht
Die Thräne, die vom Auge bricht:
„Ach, wärst du mein! Ach, wär' ich dein!
Nun sterb' ich wohl aus Liebespein!"

Und wie sie's ruft, da braust zur Höh'
Von jähem Sturm bewegt der See,
Und aus den Wellen, mondumblinkt,
Taucht auf ein Haupt, das nickt und winkt.

Ein bleiches Haupt — und doch so traut!
Kennst du den Liebsten, holde Braut?
Sie kennt ihn wohl — o Buß! o Harm!
Und sinkt in seinen feuchten Arm.

Am See, am waldumkränzten See,
Dort grast im Sternenschein das Reh,
Dort küßt die Flut zu stiller Ruh'
Zwei Blumen leis die Augen zu.

Wolfgang Madjera.

Das Fegefeuer des Pfarrers auf dem Berge.

Von J. V. Richter.

Zu Siebenbrunn auf dem Berge haust ein alter Pfarrer. Aus Nah und Fern eilen Leute herbei, möchten beim Pfarrer sein — wenn der Berg nur nicht gar so steil wäre! Sie laden ihn ins Thal, wo ein großes Wirtshaus steht, sie bitten ihn zu kommen, sie versprechen ihm goldene Berge, wenn er ihnen den aus Stein ersparen wollte — aber der Pfarrer geht nicht herab.

Oft schon hat er versichert, dass er kein Wundermann sei, aber sie glauben ihm nicht, denn die Kranken, die zu ihm nach Siebenbrunn auf dem Berge kommen und seine Rathschläge befolgen, werden gesund. Fast alle! Je weiter sie hergekommen, je tiefer sie aus einer Stadt gekommen, je übler sie durch ein üppiges Leben zugerichtet worden, desto sicherer werden sie gesund. Je erbärmlicher sie schnaufen den Berg hinan, je jämmerlicher sie wimmern bei Anwendung der vom Pfarrer verordneten Mittel, je gottsträflicher sie anfangs fluchen über die Lebensweise, die sie da oben führen müssen, desto sicherer werden sie gesund. Der Pfarrer zu Siebenbrunn ist ein Tyrann, seine Hartherzigkeit kennt keine Grenzen. Seine Gäste müssen wohnen in frostigen Kammern, wo durch allerlei Fugen Zugluft streicht, müssen sich nähren von Kleienbrot, Hülsenfrüchten, Obst und Milch. Wenn sie Durst haben, müssen sie Wasser trinken — pures Brunnenwasser! Sieben Brunnen quellen in der Gegend aus dem Berge, einer wässeriger wie der andere! Zu diesen Wässern schleppt der Pfarrer seine Kranken, begießt sie am Haupte, an den Schultern, an der Brust, an den Knien und überall so herum und hat solchergestalt viele Juden schon getauft. Und dann sollen sie begossen und ohne Schuhe und Strümpfe umherlaufen auf kaltem Gestein, im bereiften Grase, bis sie an dem scharfen Bergwinde wieder trocken werden. — „Es ist ein reiner Mord!“ schrie da einmal in Verzweiflung ein also behandelter Millionär, „aber meinetwegen! So elend krank mag ich nicht mehr weiterleben!“ Ein paar Wochen später war er höchlich erstaunt darüber, dass er an diesem „Morde“ nicht zugrunde gegangen, sondern völlig gesund geworden.

Was er schuldig sei für das Wunder? fragte er den alten Pfarrer. Dieser antwortete: „Loben Sie Gott und steigen Sie in Frieden wieder hinab!“

„Aber!“ flüsterte der Badediener dem Pfarrer zu, „Ihr seid doch nicht gescheit, Herr Pfarrer, dieser Mann ist ja ein Millionär!“

„So!“ rief der Priester und schüttelte sein weißes Haupt, „ein Millionär sind Sie? Na, da müssen Sie für die Cur extra fünf Gulden zahlen! Ich brauche just Geld für ein armes Bauernweib, das zwar

hergestellt ist, aber sich die Heimreise nicht bestreiten kann."

Man sagt, der Millionär habe die fünf Gulden sofort hingelegt. Ich meine doch, er hätte seine Gesundheit höher bewertet, obzwar die Gesundheit der Reichen im Grunde nicht ganz den Wert hat, als die der Arbeitsleute.

Eines Tages trugen zwei starke Holzknechte einen Mann auf den Berg. Er kauerte in einem Lederfessel und schwitzte mehr als die Träger. Im Pfarrhofe zu Siebenbrunn angekommen, musste er in der Wartestube eine lange Weile verharren unter Bauern und anderem Volke. Da schickte er seinen Diener hinein: „Ein Graf ist draußen und lässt ersuchen." Das half nicht und schadete nicht, der Herr musste warten, bis die Reihe an ihn kam. Der Pfarrer war bäuerlichen Geblütes und verstand sich nicht auf allzugroße Höflichkeit. Als der fremde Herr vor ihm stand, redete er ihn an: „Jetzt weiß ich nicht, heißen Sie Graf oder sind Sie ein Graf!"

„Graf Leo Adelstein!"

„Was fehlt Ihnen denn? "

Einen dichtverbundenen Arm hatte der Herr. Während er sich denselben entblößen ließ, erzählte er, wie er schon seit langer Zeit an einem bösen Finger leide, unzählige Ärzte consultiert habe, endlich auch den berühmten Professor Doctor Fleischer in der Residenz. Dieser habe, den Finger kaum gesehen, sofort den Ausspruch gethan: „Amputieren!" Darauf habe er, der Graf, eilig die Flucht ergriffen, denn wegschneiden wolle er sich den Zeigefinger nicht lassen, er brauche ihn zu nothwendig zum Schießen auf der Jagd.

„Ah, dann natürlich darf man ihn nicht wegschneiden!" gab der Pfarrer bei. „Zum Jagen! Das ist freilich eine große Sach'!"

Hernach untersuchte er das kranke Glied und sagte: „Bleiben Sie nur ein paar Wochen da. Wollen sehen, was sich mit Gottes Hilfe thun lässt."

Schon am selben Tage gieng das nasse Treiben an, die armselige Kost, das Umherlaufen im Freien, um den kranken Finger aber kümmerte sich der Pfarrer gar nicht mehr.

„Wozu denn die Procedur?" rief der Graf eines Tages ungeduldig aus, „mir fehlt ja sonst nichts. Nur der Finger, der Finger!"

„Ja, der Finger, der Finger!" entgegnete der Pfarrer, „dem müssen wir von rückwärts beikommen. Sind nur erst die Säfte gesund, dann wird's der Finger von selber."

Bisweilen schickten hundsföttische Menschen Briefe ohne Unterschrift auf den Berg, in welchen Briefen der „Wunderdoctor" verhöhnt wurde. Der alte Pfarrer schupfte nur die Achseln, die rechte war etwas höher, als die linke, und zwinkerte mit den grauen Äuglein. Sonst that er nichts desgleichen. Manchmal kamen Zeitungsblätter, in welchen der Alte auf dem Berge Charlatan und Schwindler genannt wurde; da zuckte er wohl zwei-, dreimal mit den Augen, that aber im übrigen, als gienge ihn der Schimpf nichts an. Eines Tages kam ein langer Artikel, in welchem geradezu verlangt wurde, dass die Behörde dem „empörenden Treiben des Curpfuschers von Siebenbrunn" ein Ende machen solle. Der Mann sei ein Betrüger, seine Cur tödte sieben Zehntel der Patienten, aber die schweigsamen Todten würden verschwiegen und die zufällig vermöge ihrer kräftigen Natur Genesenen als Lockruf hinausposaunt in die Welt. Der Staat habe die Pflicht, das arme, leichtgläubige Volk vor diesem Gewissenlosen zu schützen! Unterzeichnet war der Aufsatz von Professor Doctor Fleischer.

Gerade am Tage, da der Finger des Grafen Adelstein als vollkommen heil erkannt war, kam dem Pfarrer dieses Zeitungsblatt in die Hand.

Er pflegte sonst keine Zeitung mehr zu lesen, allein diesmal war er doch ein wenig neugierig, was die Capacität über sein Heilverfahren sagen würde. Während des Lesens begannen dem alten Mann ein wenig die Hände zu zittern, dann zuckte er wieder mit den Augen und sie wurden feucht.

„Gucken Sie einmal in dieses Papier hinein!“ sagte er mit ganz leiser Stimme und überreichte das Blatt dem Grafen. Dieser las. Zuerst schnupperte er mit der Nase, als wolle er einen fremden Körper losstoßen, dann fuhr er sich mit den Fingern — auch der geheilte that mit — heftig ins Haar, dann begann er mit den Füßen, heute hatte er schon wieder Stiefel an, den Boden zu stampfen, und endlich schleuderte er das Zeitungsblatt zur Erde und sprang darauf herum, bis es in Fetzen zerzaust war. Ohne ein Wort zu sagen, schritt er davon, gieng seinen gewohnten Waldweg und blieb lange aus. Nach zwei Stunden kehrte er zurück, verlangte schreckbar herrisch den Pfarrer zu sprechen und zu diesem sagte er nun folgendes:

„Herr Pfarrer! Dieser Mensch muss zuschanden gemacht werden. Ich habe Ihr wohlthätiges Wirken kennen gelernt und an mir selbst erfahren. Nicht bloß Jagdsport treibt der Cavalier, er weiß zu rechter Zeit auch die Unschuld zu schützen, die Ehre eines Rechtschaffenen zu vertheidigen —“

„Sie werden sich doch nicht schlagen wollen mit dem Mann!“ hauchte der erschrockene Pfarrer.

„Darüber habe ich niemandem Rechenschaft zu geben.“

„Um Gotteswillen, Graf! Meinetwegen ein Zweikampf! Schon des einen Fingers wegen waren Sie so verzagt, und jetzt wollen Sie die ganze Hand verlieren oder gar das Leben. Meinetwegen? Weil der Mann da unten ein bisschen Brotneid hat. Nein, Herr, das dürfen Sie nicht thun. Ich verbiete es Ihnen. Meinetwegen wird kein Blut vergossen. Mein Anwalt ist Gott, der wird schon Wege finden, mir Ehre und Recht zu verschaffen, wenn es sein Wille ist. Seien Sie nur in Frieden, Herr Graf, es ist ja alles gut, es ist alles gut.“

Der hohe Herr stand stumm da, endlich hielt er dem Pfarrer die Hände hin: „Sie sind nicht bloß ein großer Arzt, Sie sind auch ein echter Priester. — Gut, ich will Ihren Willen achten, hingegen soll etwas anderes meine Sorge sein. Über Jahr und Tag wird hier ein Bau entstehen, der Ihrer Cur und der großen, sich ja immer steigernden Anzahl Ihrer Gäste entspricht, Ihnen zur Ehre und den Leidenden zum Segen sein soll. Das habe ich jetzt gesagt.“

Und was der Graf Adelstein damals gesagt hatte, das ist nach wenigen Jahren zur That geworden. Der Pfarrer leitete den Bau der Anstalt und hatte seine liebe Noth mit dem Grafen. Der wollte überall ein bisschen Comfort anbringen und dem Pfarrer wurde übel, wenn er das Wort „Comfort“ vernahm. Kein Polstersessel und kein Teppich und keine Wandtapete, das verstand sich wohl von selbst; allein der Pfarrer widersetzte sich auch gegen die Fenstervorhänge, gegen die luftdicht verschließbaren Fenster, ja fast auch gegen Zimmeröfen. „Licht und Luft! Und viel Wasser! Und auf der Holzbank schlafen. Wer müde ist, schläft auch auf dem Brette gut, und wird es ihm zu hart, so hat er ausgeschlafen und soll aufstehen. Wem ein Zimmer zu frostig ist, der soll hinaus und hübsch Bewegung machen — den besten Ofen haben wir an uns selber.“

Der Graf musste sich fügen und endlich stand eine Anstalt da, an welcher jeder Spartaner seine Freude gehabt hätte. Doch die Weltleute waren keine Spartaner und so lange sie sich gesund fühlten, witzelten sie maßlos über die Bärenhaftigkeit zu Siebenbrunn. Wurden sie krank, so huben

sie an zu schelten, versuchten alle denkbaren Heilmethoden, besuchten alle berühmten Ärzte und erst wenn sie aufgegeben waren, kamen sie auf den Berg und gaben sich mit gläubiger Andacht dem Pfarrer anheim.

An allen Heilanstalten dürfen Leute sterben, wehe aber, wenn dem Pfarrer zu Siebenbrunn einer starb! Es geschah nicht oft; die meisten kräftigten sich oder genasen ganz und in der Kirche zu Siebenbrunn hängt manche Votivtafel aus Dankbarkeit für wiedererlangte Gesundheit.

„Aber, Herr Pfarrer!" sagte eines Tages ein Kranker, dem das Wasser so nass und das Bett so hart vorkam, „soll es denn wirklich nothwendig sein, dass die Menschheit lebe wie die Wilden, ohne alle Bequemlichkeit? Wozu hat uns Gott so viele Güter und Genüsse entdecken und erfinden lassen?"

„Dass wir sie weise anwenden sollen", antwortete der Pfarrer. „Nur wer es zu toll treibt, der muss zu mir. Der Siebenbrunnerberg ist das Fegefeuer, wo sie ihre Sünden abbüßen."

Der Ruf dieser Anstalt war immer weiter in die Welt gedrungen. Unternehmungslustige Leute wollten auf dem Berge hübsche Villen bauen, feine Wege anlegen lassen, Belustigungen veranstalten.

„Bleibt mir vom Leibe mit solchen Sachen!" rief der alte Pfarrer. „Operieren die Stadtdoctoren mit Sammt und Seide? Nein, sie operieren mit Stahl und Gift, und ich mit der rauhen Natur."

Der Alte war endlich hoch über seine Achtzig hinaufgekommen und hatte immer sein schneeweißes Haar, immer sein frischrothes Gesicht. Es waren Leute in ihren „besten" und Leute in ihren „schönsten Jahren" zu ihm heraufgeschleppt worden, er war unter allen der Jugendlichste, Herzensfrischeste, derb in seinem Gehaben, mild in seinem Gemüthe. Er tröstete seine Gäste nicht damit, dass sie ja bald wieder gesund werden würden, er versicherte sie vielmehr, dass sie gar nicht krank seien, bloß welk und matt; und wenn der Mensch am Leibe so erschöpft und in der Seele so aufgerüttelt sei, da würde er grauenhaft wehleidig. Und wer so wehleidig sei, den müsse man so lange kratzen und walken, bis er über die neuen Leiden seiner alten vergesse. Es war halb im Spass und halb im Ernst, wenn er so sprach, die Kranken aber hörten ihm gerne zu und glaubten seinen Worten.

Freilich waren auch Störrische darunter und wenn sie störrisch blieben, so wurde der Pfarrer ausnahmsweise ganz höflich mit ihnen und machte sie darauf aufmerksam, dass es bergabwärts leichter gienge, als bergaufwärts.

Eines Tages war ein besonders wunderlicher Patron namens Paulus angekommen. Ein Stadtmensch, just noch nicht alt, aber aschfahl an den Wangen und aufgedunsen, gastrisch, asthmatisch, rheumatisch, ischiatisch, das war einer, der seine Krankheiten hübsch lateinisch oder griechisch zu nennen wusste; er erklärte wissenschaftlich ganz genau, wie die Krankheit hieß, worin sie ihre Ursache hatte, welche Eigenschaften sie aufwies, welchen Verlauf sie zu nehmen pflegte, konnte sie aber nicht heilen. Gelehrte Patienten sind stets die allerschlimmsten, der alte Pfarrer hätte mit dem Manne kaum etwas anzufangen gewusst, wenn nicht der Gastricismus und das Asthma und der Rheumatismus und die Gicht seine energischen Helfershelfer gewesen wären, die endlich den ungeduldigen, herrischen, missmuthigen und misstrauischen Kranken so mürbe machten, dass er alle Verfügungen fast gleichgiltig über sich ergehen ließ. Sollte Herr Paulus — was doch insgeheim seine Hoffnung war — in Siebenbrunn schon nicht Erleichterung finden, so wollte er

wenigstens ein Beispiel dafür werden, wie der „Alte vom Berge die Leute umbringt".

Natürlich gieng es rasch abwärts. Der Rheumatismus wurde zeitweilig heftiger, der Kranke verlor an seiner Gesichtsfülle, an Gewicht, an Kräften, an Energie. Der Pfarrer ließ ihn die vorgeschriebene Lebensweise ruhig fortführen. Einfache Kost, Bewegung, Luft, Wasser — immer dasselbe und immer dasselbe. Es vergiengen Wochen und Wochen. So unerträglich ward die Langweile, dass der Herr Paulus aus lauter Langweile anfieng — zu genesen. Die Hülsenfrüchte, das Obst begannen ihm zu munden. Die Bewegungen in freier Luft wurden ihm lieb, das Wasser war ihm Erfrischung; sein schwammiges Fleisch gewann an Festigkeit, seine Muskeln an Spannkraft, sein Auge an Glanz, sein Gesicht an rosiger Farbe und freundlichen Zügen.

Und eines Tages ließ er den Pfarrer in seine Kammer rufen.

„Beichten, Herr Pfarrer!"

„Oho, so schlimm steht's nicht!" lachte dieser.

„Nur eines plagt mich noch", sagte der Mann, „wenn das auch heraus ist, dann bin ich gesund."

„Brauchen wir eine Zange dazu?"

„Nur ein paar Minuten Gehör, wenn ich drum bitten darf. — Vor allem habe ich mich der Falschmeldung zu verklagen. Ich heiße nicht Paulus, wie Sie mich eingeschrieben, ich heiße Guido Fleischer, bin derselbe Doctor und Professor, der Sie einst in der Zeitung so herb angegriffen."

„So, so", antwortete der Pfarrer, „na, das macht nichts."

„Ihnen macht es freilich nichts, aber ich muss mich schämen. Meine Wissenschaft, auf die ich so stolz war, hat mich verlassen. Bei dem Naturarzte, über den ich so hochmüthig abgeurtheilt, habe ich Hilfe suchen müssen und Hilfe gefunden."

„Kränkt Sie denn das?" fragte der Pfarrer. „Na, wenn nicht, dann ist's recht, und Sie können in Frieden nachhause gehen."

„Was werden Sie von mir denken, Herr Pfarrer? Meine Hilfsmittel als Arzt waren die Medicin und das Messer. Wo erstere nicht angriff, allsogleich das letztere. Vom Seciertisch des Studenten zu den Vivisectionen, von diesen zu den Amputationen in den Spitälern immer wieder das Messer! Wie viel Blut vergossen, Leben vernichtet im Namen der Wissenschaft, und wie wenig Erfolg! Und doch hatte sich mein Selbstbewusstsein, meine Praxis und meine Ruhm gesteigert von Tag zu Tag. Ich hatte hohe Patienten. Ich stieg von Würde zu Würde, ich ward reich, ich ward krank. Denn ich arbeitete, studierte fort und fort, redlich wollte ich der Wissenschaft dienen, das müssen Sie mir glauben. Aber sie rieb mich auf. Und als ich matt und siech war und die Mittel meiner Wissenschaft fehlschlugen, da musste ich mich von einem Landarzte belehren lassen, dass er in gleicher Lage gewesen und durch die Naturheilkunde gerettet worden sei. Ich, misstrauisch geworden gegen unser medicinisches Können, und nichts mehr zu verlieren, entschloss mich, das in unseren Tagen so sehr gerühmte Naturheilverfahren zu versuchen. Ich gewann dabei jedenfalls, entweder die Gesundheit oder eine neue Überzeugung, dass auch dieses Naturheilverfahren nichts tauge. Mit einer gewissen Genugthuung für mich wäre ich da bei Ihnen auf dem Berge gestorben, während ich nun genesen demüthig eingestehen muss, dass ich schwer Unrecht gethan, als ich Sie, Herr Pfarrer, und Ihre Art zu heilen verurtheilte."

„Diese Art, zu heilen", sprach nun der Pfarrer, „so uralt sie eigentlich ist, musste in unserer Zeit doch wieder neu entdeckt werden; sie wird gewiss auch noch ihre Mängel haben."

„Im ganzen, Herr Pfarrer, ist es der richtige Weg", sagte Doctor Fleischer, „das erkenne ich nun, und wie ich stets gewohnt war, nach meinem Erkennen freimüthig zu urtheilen, so wird es auch jetzt geschehen. In demselben Blatte, welches Sie dazumal geschmäht hat, werde ich offen eingestehen, dass ich — von mir und meinen Collegen aufgegeben — bei Ihnen auf dem Berge Heilung gefunden habe. Sind Sie zufrieden?"

„Ich bin immer zufrieden", entgegnete der Pfarrer. „An mir liegt's auch nicht. Ich bin nur ein Werkzeug dessen, der Herr ist über Leben und Tod. Ich werde trotz der Heilkraft zu Siebenbrunn ja auch nicht ewig leben auf diesem Berge. Mein Wunsch wäre nur, dass die Menschen — gerade, wenn es ihnen recht gut geht — eingedenk sein möchten der einfachen Natur, von der man sich nicht ungestraft entfernt. Wer durch Üppigkeit sündigt, der muss ins Fegefeuer der Entbehrung, Entsagung und Abhärtung, bis er sich das Gebot Gottes einprägt: Du sollst einfache, ungekünstelte Nahrung zu dir nehmen, in Licht und Luft sein, deinen Körper reinhalten und abhärten."

Mit dieser Lehre ist Doctor Fleischer herabgestiegen in seine Stadt, um durch eine Erfahrung reicher, als Arzt neue ersprießliche Thätigkeit zu beginnen.

Der alte Pfarrer auf dem Berge lebt heute noch und sein Fegefeuer wird vielen zum Heile.

Die Engländer.

Ein Bild aus den Alpen von **P. K. Rosegger.**

In der Holzknechthütte saßen sie zusammen beim Nachmittagstrunke. Die Männer Branntwein, die Weiber Milch. Die Milch war seit einiger Zeit schlechter geworden, weil es viel geregnet hatte auf der Alm, und also das Futter wässerig ist, wie die Sennin sagt; der Branntwein jedoch war seit kurzem besser geworden, weil ihn der Bezirkshauptmann verboten hatte und er jetzt nur geschwärzt zu bekommen war. Sie tranken ihn aus Wassergläsern, damit, falls ein Aufseher erschiene, sie nicht entdeckt werden konnten. Also geschah es wohl manchmal, dass sie vor den Augen der Aufpasser den Schnaps seitelweise soffen, während jene glaubten, sie tränken eitel Wasser. Zwar hatte zu Staudach der Pfarrer gepredigt, schlechte Milch wäre besser als guter Schnaps. Der Pfarrer hat leicht predigen, der trinkt Magdalenerer Rothwein, ja *diese* Milch ist freilich besser als Schnaps. Kuhmilch aber ist für Weiber und Kinder; Männer brauchen Kraft, und die liegt im Branntwein. — Kräftig sind sie allerdings, doch haben sie ihre Kraft nicht vom „Höllenwasser", sondern von der frischen Bergluft und der harten Arbeit. Arbeit nimmt Kraft und gibt Kraft und macht zur Noth gut, was der Schnaps schlecht macht. Doch das glauben sie nicht.

Sind es Aufpasser? — Denn es hat jemand an die Thür geklopft.

Ein anſtändiger Menſch klopft nicht in der Bauernwirtſchaft, macht die Thür ohneweiters auf, er überraſcht ja niemanden, geht es doch rechtſchaffen zu in der Stube.

„Wer iſt's denn?“ ſchreit der Altknecht, „ſo Dummheiten da!“

Langſam öffnet ſich die Thür — fremde Leut'! herriſche Leut'! Ein alter Herr, ein Studentel oder ſo was, und ein bildſauberes Mädel.

„Good morning, my good people! Can we get milk here?“ ſagte der alte Herr.

Die Holzleute blicken einander an. „Der redet ſo hochdeutſch, daſs man ihn gar nicht verſteht“, lacht Jocherl, der Jungknecht.

„Oh! Papa, how interesting! they are certainly robbers!“ ruft der fremde Junge dem alten Herrn zu. Das Fräulein hält ſich ein langbeſtieltes Augenglas über das Näschen und haucht: „Upon my soul, what goodlooking people!“

„Oh yes, my child!“ verſetzt der alte Herr.

„Das ſind Krowaten!“ murmelt einer der Holzknechte den anderen zu.

„Ich weiß nicht, was die Leut' im Mund haben, daſs ſie nicht reden können!“ ſagt der Mathes.

„Habt's ein' Zungenfehler?“ fragt der Altknecht die Eingetretenen.

„Be so kind as to tell us, my good friends, what's the name of that rocky mountain one sees so well from here!“ ſo der alte Herr.

Die Holzleute ſchweigen und ſind ſchier rathlos.

„How is it called in the countrey? round about here?“

„Ah, ja — ja“, antworten ſie knurrend, denn jetzt will es Einigen bedünken, die Schuld wäre an ihnen ſelbſt, wenn ſie nichts verſtünden.

Das junge hübſche Fräulein verſteht wohl deutſch, läſst aber nichts davon merken, ſondern betrachtet es als das netteſte Abenteuer der Welt, dieſe Naturmenſchen zu belauſchen. Denn die Holzknechte meinen ſo: Wenn wir ſie nicht verſtehen, ſo verſtehen auch ſie uns nicht. Und der Fürwitzigſte von ihnen, das iſt der Mathes, ſagt ganz laut: „Bergfexen werden's ſein. Wiſſen ihnen vor lauter gut Leben nicht zu helfen, müſſen im Gebirg umklettern, und iſt ihnen nicht wohl, ſo lang, bis ſie nicht wo abgekugelt ſind. Was doch unſer lieber Herrgott für närriſche Koſtgänger hat!“

„Der Alte kann ſich eh nimmer ſchleppen!“

„Der klein' Bub ſoll Geißhalter werden, dann kann er auf den Bergen umlaufen mehr als er mag.“

Jocherl, der Jungknecht, ſtreicht ſich mit der Pfeifenſpitze den Schnurrbart, ſchaut ſchier ſchwärmeriſch auf das Fräulein und ſagt: „So ein Blitzmädel! Das wär' eine Paſſion, wenn die Sennerin thät ſein! Der, wenn man ein Buſſel aufs Göſchert kunnt drucken!“

Dem Fräulein iſt's gerade, als müſste es jetzt dem Burſchen um den Hals fallen. Ach, dieſe Naturmenſchen! Wie ſie gar ſo treuherzig daherreden!

„Willſt dableiben bei uns, Dirndel?“ ruft einer auf ſie hin.

„I don't understand!“ antwortet ſie, in der Hoffnung, ſie würden ihre Bemerkungen fortſetzen. Aber ſie ſagen nur noch: „Bei uns hätteſt es nicht ſchlecht, Schatzerl. Verſtehen wollten wir uns auch. Beim Schwatzen verſtehen ſich gar manche Liebesleut' nicht, aber beim Schweigen. Das beſt' Gernhaben iſt das ſtumm' Gernhaben.“

Iſt es dem Fräulein das zweitemal, als müſste es einem dieſer prächtigen Mannsbilder um den Hals fallen. Da ſagt der Altknecht: „So viel verhungert und verdurſtet ſchauen die Leut' aus!“

„Ja, am End' können ſie vor lauter Hunger nimmer ordentlich deutſch reden“, meint Jocherl, der

Jungknecht. — „Kathrin, gib ihnen eine Schüſſel voll Milch!“

„Eine ganze Schüſſel voll hab' ich nimmer“, antwortet die Kathrin.

„So thu' Waſſer dazu, bis ſie voll wird.“

„Jeſſas, ſie iſt eh ſchon ganz blau, weil es ſo viel hat geregnet.“

„Schneid' ihnen Brot hinein. Muſs ja noch da ſein, was die Jagdhund' haben übrig gelaſſen in voriger Wochen.“

„Wachſt ſchon der Schimmel drauf“, ſagt die Sennin.

„Macht nichts, die Milch waſcht ihn ſchon herab.“

Richtig, eine ſolche Mahlzeit wird den Engländern nun vorgeſetzt. Sie fallen arg darüber her, laſſen ſich's trefflich munden, und der Alte ſagt ein- ums anderemal: „What delicious milk! that is real milk from the Alps, children!“

Nachdem ſie die Schüſſel bis zum letzten Reſt blankgemacht haben, zieht der alte Herr ſeine Geldtaſche hervor und beredet ſich mit ſeinen Kindern, wie hoch er den Imbiſs wohl entlohnen ſolle. Der Sohn iſt für einen Ducaten, die Tochter meint, ein Ducaten, wo ihrer drei gegeſſen, wäre doch die höchſte Knauſerei. Das ſeien ſo liebe, gute, unverdorbene Menſchen, denen müſſe man das köſtliche Mahl anſtändig bezahlen.

„You are right, child!“ ſagt der alte Herr und legt drei funkelnde Ducaten auf den Tiſch.

Die Holzleute gucken ſo ein wenig ſchief darauf hin, der Mathes ſtellt ſich an den Tiſch und ſagt: „O je, drei Kreuzer geben ſie her, ha, ha, ha!“

„Du!“ ſpricht jetzt der Altknecht, „ſchau die Kreuzer gut an! Das ſind fürnehme Kreuzer! Haſt ſchon einmal einen Ducaten geſehen?“

„Gehört wohl davon, aber geſehen ihrer noch keinen.“

„So ſchau her da! So ein kleines Goldpatzel da iſt dir ſo gut wie ein ganzes Kalb!“

„Jeſſes, drei Kälber liegen da auf dem Tiſch!“ ſchreit der Mathes.

„Ja, und ein viertes ſteht davor!“ ſagt der Jungknecht.

Die Sennin ſchlägt die Hände über den Kopf zuſammen: „Was ſind das für Leut', die für eine Schüſſel Milch einen ganzen Reichthum hergeben? Das ſind ſchlechte Leut'. Ordentliche Leut' haben nicht ſo viel Geld! — Ich nehm' nichts, Gott behüt' mich!“

„Ich nehm' auch nichts von dem verzauberten Geld“, verſetzt der Mathes, ſteckt ſeine Hände in die Hoſentaſchen, als traue er ihnen nicht. „Paſst's auf, morgen ſind's drei Stück Kohlen. Ich weiß eine Geſchichte, wo der Teufel einen Hut voll Geld bringt, und am andern Tag iſt der Hut voll Aſchen! So ein gezaubertes Geld! Zum größten Unglück kann's führen. Dem Teufel verſchreiben! Heiliger Schutzengel, bewahr' mich, daſs ich nichts nehm'!“

„Nimmſt nichts?“ fragt der Jungknecht.

„Bei meiner chriſtlichen Seel', ich nehm' nichts!“

„Nachher“, ſagt der Jungknecht und ſtreckt die Hand aus nach den Ducaten, „nachher nehm' ich ſie.“

„Bravo!“ ſchreit das engliſche Fräulein auf.

„Was hat ſie geſagt?“ frägt Jocherl, der Jungknecht.

„Brav biſt, hat ſie geſagt“, belehrt der Altknecht.

„Brav, klug und hübſch!“ ſchreit ſie und klatſcht in die Hände. „Lieber Alpenmenſch, du muſst mit uns.“

Jetzt ſchauen die Holzleute einander erſchrocken an. Deutſch redet ſie! Deutſch verſteht ſie! Und alles ſoll ſie verſtanden haben!

„Mit uns muſst du!“ ſagt das Fräulein und packt den Jungknecht an der Hand, „auf den Berg muſst du uns führen und plaudern unterwegs; ach, es iſt gar ſo nett, wenn du plauderſt!“

Nun blicken sich der alte Engländer und sein Söhnlein an. Was sie nur so lebhaft mit dem jungen Menschen spricht! Die beiden sind aber bald darüber einig, der Jungknecht springt für den Rest dieses Tages von der Holzarbeit aus und geht mit den fremden Herrschaften auf den Berg.

Die Engländer bleiben oben im Schutzhause, um zum nächsten Morgen den herrlichen Sonnenaufgang aus dem Bädeker zu lesen; der Jungknecht kommt um Mitternacht zurück in die Hütte.

„Bist denn wieder da?" ruft der Kamerad Mathes vom Schaublager herüber.

„Hab' ihrer noch drei bekommen!" sagt der Jungknecht und hebt mit zwei Fingern etwas empor, das beim Scheine der glosenden Herdglut röthlich funkelt.

„Jetzt hab' ich aber heilig gemeint, die Schöne will dich heiraten!" bemerkt der Mathes.

„Dieweilen hat sie nur gefragt, ob ich mit nach England wollt'", erzählt der Jungknecht, „nein, Jungfer, sag' ich, nach England will ich nicht mit. — Ja warum denn nicht? fragt sie. — Ja weil ich daheim bleiben will, sag' ich. — Ja, warum willst denn daheim bleiben? fragt sie, hast vielleicht einen Schatz daheim? — Freilich, sag' ich. — Steckt sie drauf ihre Glasaugen an und schaut auf mich her mit einem so gluthheißen Aug', dass ich schon hab' gemeint, sie brennt mir im Brustfleck ein Loch."

„Anzunden hat sie dich?" ruft ein anderer von einem anderen Winkel her.

„Ah beileib'", antwortet der Jungknecht. „Wenn man einen Strohkopf auf hätt', kunnt's wohl brennen, sonst nicht. Wie wir oben sind gewesen, wo der scharf' Wind geht, da nachher —"

„Nun, was ist nachher gewesen?"

„Ja, da hab' ich gesagt: Da heroben geht ein scharfer Wind. Nachher haben sie mir die drei Fuchsen gegeben, und ich bin verabschiedet gewesen."

„Was thust denn mit den dreien?"

„Zu den anderen dreien thu' ich sie."

„Und nachher?"

„Nachher hab' ich sechse. So viel wie sechs Kälber. Nachher kann ich heiraten."

„Du, Jocherl!" ruft jetzt der Knecht Mathes von seinem Stroh her, „ich hab's gesagt, die Ducaten sind noch dein Unglück!"

Wan d'Hausgloggn scheebert.

(Steirisch.)

Wan d Hausgloggn scheebert,
To jauchzt der Gerechti;
Wan d Hausgloggn scheebert,
To zidert der Schlechti.
Der oani muass fürchtn,
Der ondri därf houssn,
Wan's scheebert, so kimbb wos
Und d' Hausthür steht oussn.

R.

Der Bauer auf dem Markte.

Ein Bild aus dem Tiroler Volksleben von **Karl Wolf.***)

Selten wird man so viel Gelegenheit haben, die Charaktere unserer Bauern zu studieren, wie auf den drei Fleischmärkten, die im Winter in Meran abgehalten werden.

Es strömen da die Bauern aus der ganzen Umgebung Merans zusammen.

Da kann man den behäbigen Burggräfler mit seiner Bäuerin, die fast respectvoll immer hinter demselben herläuft, bei seinen Einkäufen beobachten.

Da kommt der Bauer aus dem Mittelgebirge mit seiner kurzen, lodenen Kniehose und schwarzwollenen Strümpfen. Der Haflinger mit seinem langhaarigen Saumpferde, beladen mit den ledernen Getreidesäcken, dann der Passeirer, der Ultner, der bedächtige Vintschgauer mit der singenden Mundart, kurz Material zur Beobachtung menschlicher Eigenthümlichkeiten in Hülle und Fülle.

Der Marktplatz bildet ein bewegtes, buntes Bild. Die ganze lange Laubengasse ist eine große Fleischbank und dazwischen durch winden sich die Scharen von Bauersleuten „wos es lei derschoppet".

Der Struzer hat für die Marktleute glattweg zwei Eintheilungen. Solche, die „lei a fezzele (bisschen) schaugn kemmen und blind unfoaln", das will sagen, ohne eigentlich zu kaufen, sich um die Preise erkundigen; zweitens aber in „kafete Leut", die wieder in zwei Kategorien eingetheilt werden, in „Gleime" und „Raare".

Zwischen den Fleischständen haben die Grödner, das Handelsvolk Tirols, ihre Waren auf die verlockendste Weise ausgelegt und die Verkäuferinnen machen mit ihren Blasengelgesichtern heute die freundlichste Miene.

Und wie umdrängen die kichernden Bauerndirnen diese Stände, handelnd, feilschend und — wünschend.

Es ist eine Eigenthümlichkeit, dass unsere Bauerndirnen oft die längste Zeit damit zubringen, sich alles mögliche zu wünschen.

„Sigst Moida, wenn i Geld gnua hätt, nahm i in seln Fürtigstroaf, in seln blown, ober von seln Miaderleibl müaßatn die roathen Blüamlen und geln Stroafn drinn sein".

Weiter oben gegen den Pfarrplatz „huckn" die Bauernweiber mit ihren verschiedenen Waren, nicht etwa, dass sie dieselben, abgesehen von der versäumten Zeit, theuerer verkaufen können, wenn sie selbst zu Markte gehen; o nein! sondern weil da das Geld in ihre Tasche fließt; „derhuam stöckt olls der Baur in und wou solleſt nor in Kaffee hernemmen.

*) Aus dessen vortrefflichem Buche: „Der Burggräfler". Bilder aus dem Volksleben. (Innsbruck. Wagner'sche Universitäts-Buchhandlung. 1890.) Das Werk ist einer der wertvollsten Beiträge zur Ethnographie der deutschen Älpler.

In weiten Körben sind da die verschiedensten Bodenproducte ausgebreitet. „Ausgfüsilte Versöln“, weiße, halbweiße oder „Bleckarschlen“, „Höchstagüatlen“, „gspregglte und glotte Schwobm“, „Köstkearn“, „Schnitz“ und „Kloatzn“, „Mogn“, dann Zwiebel, Rüben u. s. w.

Das neue Maß haben sich die Weiber am allerschnellsten angeeignet, weil „af die nuidn, sturzenen Maßlen bam khaufetn Meßn long nit sou viel audn geat, wia ba die oltn hülzenen“.

Weiter oben kommen dann die Knoblauchhändler, ihre Ware mit großem Geschrei ausrufend. Knoblauch spielt in der Küche unserer Bauern eine große Rolle, denn er „treibt bau foaßtn Essn die Wind oubm und untn“.

Pardon, wenn ich etwas zu deutlich geworden bin; ich bin eben Beobachter in jenen Schichten unserer Bevölkerung, wo man keine französischen Umschreibungen kennt. Und im Grunde genommen bliebe die Ungezogenheit gleich, ob französisch oder deutsch.

Den Pfarrplatz selbst nehmen die Eisenkramer ein, an welche sich die Schuhnägelhändler, die Hutmacher, die Sarnthaler Strick- und Strumpfwaren-Händlerinnen, die Käseausschneider, die Uhrmacher und Schuster anschließen.

Dies wäre also mit kurzen Worten die Bildfläche, auf der wir den Bauern beobachten wollen.

Am Markttag ist Bauernfeiertag und hiezu legt er sich „'s Kluanfeirtiggwond un“, nie wird aber die weiße Schürze beim Meraner Bauern fehlen. Ich sah einmal bei einer Feuersbrunst einen Bauernknecht, der sich nur noch mit knapper Noth retten konnte, ohne Hosen herumlaufen; die Schürze aber hatte er selbst in dieser großen Gefahr nicht vergessen.

Treten wir an jenen Fleischstand heran. Der Handel zwischen dem Bauern und dem Struzer hat eben begonnen. Mißtrauisch wird das „Fockene“ (Schweinerne) auf allen Seiten betrachtet und betastet, „'s kannt oft a sötts krauerisches Fleisch“ sein, wie es speculative Schweinemetzger einführen und von Passeirer Struzern ausschroten lassen. Endlich erkundigt er sich, „wos es gsteat“, und der Struzer antwortet, um die Billigkeit ganz besonders zu markieren: „o lei a zwoaafufzig Kreuzerlen“, worauf die Kundschaft, und wenn der Preis auch wirklich noch so billig wäre, unfehlbar anwortet: „a sell war nit übl.“

Nun kommt eine lange Geschichte, wie er schon vor drei Jahren, „a amol a sötta Stückl, der Speck werd um an zwerchen Finger schmäler gwesn sein“, gekauft hat, und „'s ist gor nicht ergiebig gwesn“. Der Verkäufer versichert aber, „'s Fackl sei völli 's Kind in der Hütt' gwesn“ und die Bäuerin hat „lei ogloßne Milch“ gefüttert und die „schiansin holb roggenen und grischenen Friegl“. Es sei eigentlich eine Sünde ein solches Futter für die Schweine, „aber holt a Fleischl werds, woach wia a Butter.“

Und nun wird lange hin- und hergerathen, was das Stück etwa wiegen könnte. Dabei betheiligen sich die Kibitze, es gibt auf den Märkten gerade wie beim Kartenspiel solche. Endlich kommt der Handel zum Abschluss, die „Schnöllwog“ wird vom Käufer genau controliert, noch ein Viertelstündchen herumgerathen, „wos mochets epper in oltn Gwicht“ und dann holt der Bauer, immer mit einem Seufzer, seine Brieftasche hervor, die er in der inneren Westentasche trägt, blättert einige Zeit in den Guldenzetteln, bläst wohl auch vorsichtig hinein, um nicht zwei auf einmal zu erwischen, und dann wird Rechnung gemacht. Kauft er ein Schaff z. B., so wird selbes genau und eingehend besichtigt und dabei die Geschichte des alten Schaffes, für das er nun einen Ersatz sucht, er-

zählt und besonders dessen gute Eigenschaften hervorgehoben. Dabei hat es immer die Hälfte von dem gekostet, welches er nun kaufen will.

Eine Lieblingsbeschäftigung der Bauernburschen ist es, an den Ständen der Eisenkrammer oft halbe Stunden lang die Schaf- und Kuhschellen auf den Klang zu probieren und es ist etwa nicht ausgemacht, dass jeder dieser Bursche ein Käufer ist. „O baleib", sagt der Meraner. Ich beobachtete einen solchen Menschen gewiss gut eine halbe Stunde, wie er immer suchte und klingelte und probierte, als gelte es für sein Kuhgeläute einen schön klingenden Fünfklang zusammenzufinden.

Endlich zuckte es wie helle Freude über sein Gesicht und triumphierend sagte er zu seinen geduldig zusehenden Kameraden: „Sell hon i miar denkt, dass i una sind, de sou thut wia unserer Blaß ihre", und vergnügt wanderte er seines Weges.

Bei den Uhrmachern kann man oft beobachten, dass die bäuerliche Kundschaft eine Taschenuhr vollständig in den Mund steckt, „um in Schlog" besser zu hören. Auf einen lauten Schlag der Unruhe in den Taschenuhren gibt der Bauer sehr viel.

„Mensch, dös ist a guate Uhr, de hearst aus 'n Sock außer schlogn", sagt er.

Nie aber kauft der Bauer für sich, sondern immer für andere, um so sein Handeln zu beschönigen. „Mei für mi wars miar gleich, ober für ondere kafn ist soust hort."

Sehr schwer wird ihm die Wahl bei den Schuhnägeln. Da klaubt er halbe Stunden lang an den Häufchen herum, misst die Dicke seiner Schuhsohlen, sucht zu errathen, wie viel Stücke etwa auf ein Pfund gehen, endlich kauft er ein kleines Quantum.

Und nun kommen die Sensen an die Reihe. „Mensch, a Segnes muass klinglen", und auf den Klang wird sie durch Anschlagen auf den Boden genau geprüft. Auch mit dem Daumennägel wird die Härte der Schneide untersucht und dann beginnt der Handel mit denselben Modalitäten, wie sonst üblich. Er macht vielleicht auch ein Angebot und entfernt sich langsam mit der Bemerkung: „Krod müasn hobm thua i sie sist nit, die Segnes." Aufmerksam horcht er aber zurück, ob ihn der „Krumer" nicht zurückruft.

Am allerhärtesten ist aber die Wahl mit den Wetzsteinen. Da wird eine Ewigkeit untersucht, gewetzt, geklopft und sogar an den Steinen mit der Zunge probiert, „ob sie kirnig sein und epper nit muasn". Ein Wetzstein gilt als ein wichtiges Utensil, und wie es berühmte Rennpferde oder Jagdhunde gibt, so finden sich in unserer Umgebung Wetzsteine, die darin berühmt sind, „dass sie a Schneid mochn, wia a Gift".

Die Händler haben beim Verkauf der Wetzsteine einen eigenen Kniff. Ist ein Bauer recht wählerisch, fängt der pfiffige Wälsche ebenfalls an Steine zu untersuchen. Hiebei wird er vom Bauern aufmerksam beobachtet. Auf einmal versteckt er einen Stein auffällig unter den übrigen. Er kann nun sicher sein, dass er diesen, wenn er nicht gerade auffallende Fehler hat, verkauft. „Aha", denkt sich der Bauer, „der Walsche hot an Giftstuan gfundn und will 'n verstöckn. O baleib, Mensch, sou bin i nit, dass i dös nit gspür." Man muss aber auch bedenken, dass „a Schneid wia a Gift" für den Mäher allerdings bei dem Umstande eine große Erleichterung seiner Arbeit ist, als ihm das Heu fast bis an die Hüften reicht.

Beim Käsehändler sticht er sich erst ein Quantum „Koster" ab, bis er endlich sein „Trumm" kauft.

Wie komisch ist es zuzusehen, wenn er eine gestrickte wollene Jacke von allen Seiten betastet, anprobiert und wieder auszieht, um die Probe

gleich von vorne zu beginnen, allen Rathſchlägen der Umſtehenden ein geneigtes Ohr ſchenkt und mit der Hand das Gewicht der Wolle verſucht, um den Wert der Jacke eher beſtimmen zu können.

Einen hübſchen Zeitvertreib findet er am Stande der Buchbinder. Er bewundert da in Geſellſchaft die Kalender-Illuſtrationen und vor allen Dingen wird nachgeſehen, „wia viel Feirtig af Verluhr gian“ (wie viel Feiertage auf Sonntage fallen und ſo verloren ſind).

Der „billige Jakob“, ein Standjude, der mit ſeinem Schund die Märkte unſicher macht, findet am Bauern ſelbſt eine kleine Kundſchaft. Ein Bauer bemerkte mir gegenüber ganz treffend: „Wenn ſei Woor eppes nutz war, brauchet der Menſch nit ſoufl zu rödn.“

Selten wird der Bauer beim Schuhmacher „'s Gſchüach“ anprobieren. Er dreht die Schuhe, die er kaufen will, lange Zeit hin und her, verſucht ſie an den Sohlen abzubiegen, gibt ſeinem Zweifel Ausdruck „ob ſie a für eppes ſein“ und wenn endlich der Handel abgeſchloſſen iſt, bindet er ſie an den Schnüren zuſammen und hängt ſie über die Schultern.

Ebenſo kauft er beim Hutmacher die Hüte für ſeine Buben aufs Augenmaß, heißt das, er probiert jeden Hut, und wenn er ihm auch viel zu klein iſt, auf. Zum Schluſs ſtülpt er die erworbenen Hüte alle über ſeinen eigenen und wandert ſtolz ſeines Weges.

Und nun hat er vom Markte genug. Die Hände hinter die grünen Hoſenträger geſteckt, ſchlendert der Bauer die Gaſſe entlang bis zu einem „Buſchn“, wo er von einem guten Wein erzählen hörte. Da pfercht er ſich nun in der mit Rauch geſchwängerten Stube hinter einen Tiſch, beſtellt ſich „a Halbele“, ſchneidet mit ſeinem Rebmeſſer „an Wetzſtuan“ (Brodwecken) entzwei, fördert aus der Taſche ſeiner Joppe, in der er eine unglaubliche Menge von Sachen unterbringen kann, den eingekauften Käſe zutage und iſt dann vorderhand für eine halbe Stunde nicht mehr zu ſprechen. Zum Schluſs ſtreicht er mit der eingebogenen Hand die „Broadbrufn zom“, ſie geräuſchvoll einſchlürfend, und zeigt durch ein gedehntes „Joa“ an, daſs er nun zur Converſation geneigt ſei.

An einem Strohhalm.

Zur Badesaison.

Von zehn Personen, welche in die Gefahr des Ertrinkens gerathen, werden zum mindesten neun gerettet", behauptete der Schwimmlehrer. — „Das mag in einer Schwimmanstalt zutreffen", meinte der Major von den Pionnieren; „nach meiner jedenfalls langjährigen Erfahrung liegt die Sache im offenen Wasser, zumal an einem reißenden Strom oder Fluss, durchaus nicht so günstig. Wenn da von zehn Personen, welche in die Gefahr des Ertrinkens gerathen, fünf gerettet werden, dann wird man der Wahrheit näher kommen."

„Es ist auch ein Unterschied zu machen zwischen Gefahr und Gefahr", warf der Arzt ein; „ein leichter Krampfanfall hindert einen geschickten Schwimmer nicht, noch schnell das Ufer zu erreichen; bei einem schweren Anfall hilft ihm alle Geschicklichkeit oft nicht mehr und er bringt auch noch die Genossen, die ihm beispringen wollen, in Gefahr."

„Das Allerfatalste, was einem Menschen passieren kann", sagte ein vierter von den Herren, die in der Cantine der Schwimmschule beisammensaßen, „ist, von einem Ertrinkenden, ich meine von einem Menschen, der in wirklicher Lebensgefahr ist, angefasst zu werden. Ich habe noch die Nägelmale am Arme, die mir ein ertrinkender Arbeiter in der Schwimmschule eingepresst hat; der Druck gieng, nach dem Schmerze zu urtheilen, bis auf die Knochen."

„In unserem Metier", sagte der Major, „hat man nur zu häufig Gelegenheit, solchen Momenten beizuwohnen, und nach meiner Erfahrung wirkt ein kräftiger, ermunternder Zuspruch bei einem Ertrinkenden häufig mehr als ein blindes Zugreifen. Man muss den Ringenden vor allem nicht um den Leib fassen, sondern womöglich den Arm unter der Achsel, so dass man ihn halten und stützen kann, wobei man ihm Muth zusprechen muss."

„Das ist auch meine Praxis", bemerkte der Schwimmlehrer; „man muss im Rücken des Mannes sich halten und ihn vorwärts, gegen das Ufer bugsieren. Schlimmer ist es freilich, wenn er schon Wasser geschluckt hat, dann fängt er an, um sich zu schlagen."

„Dann greift er nach einem Strohhalm", warf der Arzt ein.

„Es ist in der That der fatalste Moment", fuhr der Major fort; „der Mensch, welcher den Krampf hat und Wasser schluckt, verliert die Besinnung. Da hilft auch kein Zureden mehr; es kommt dann nur noch auf die körperliche Kraft, auf die Gewandtheit und besonders auf den Opfermuth des Helfenden an; da heißt es zugreifen —"

Der Schwimmlehrer nickte zustimmend, dann sagte er: „So lange als

möglich über dem Wasser erhalten; der Ertrinkende, der das erstemal unter den Wasserspiegel sinkt, ist noch nicht verloren, er taucht regelmäßig wieder auf und ist dann erschöpfter; jedenfalls kann man jetzt schon mit weniger Gefahr ihm beispringen. Taucht er zum zweitenmal auf, dann ist er schon völlig erschöpft."

„Und ist eine Rettung noch möglich, wenn er nicht mehr auftaucht, wenn der Ertrinkende auf dem Grunde liegt?" frug der Arzt.

„Ich selbst habe schon drei Menschen vom Grunde heraufgeholt", sagte der Schwimmlehrer; „mein früherer Gehilfe, ein ehemaliger Pionnier, hatte eine besondere Geschicklichkeit darin, die Ertrinkenden unter dem Wasser heraufzuholen."

Der Major war in Nachdenken versunken und schien nur mit halbem Ohr der Bemerkung zu lauschen. Dann sagte er plötzlich: „Ja, ja, vom Grunde herauf; das geht auch; es gehört viel dazu, um einen Ertrunkenen unter Wasser zu suchen, ihn vom Grunde heraufzuholen, aber es geht. Ich habe selbst einen Fall erlebt, der merkwürdigste Fall, der vielleicht jemals da war und der als unglaublich erscheinen würde, wenn nicht noch jetzt viele Zeugen lebten, die bei dem Brückenschlag bei K. damals zugegen waren. Die Sache war so: Wir waren im Begriffe, eine Brücke abzufahren und mit den letzten Pontons beschäftigt; es war in der Nähe des Ufers, aber auf einer starken Strömung. Plötzlich hieß es: »Ein Mann ist im Wasser!« — Er war sofort von der Strömung ergriffen worden, aber als guter Schwimmer hielt er sich tapfer. Er hatte einen Strohhalm im Munde, den er auffallenderweise nicht losließ. Zwei Mann hatten sich gleich ihrer Oberkleider entledigt und waren nachgesprungen. Der Hilfskahn wurde losgemacht, hatte aber stark mit der Strömung zu thun. Einer der zuhilfe geeilten Soldaten hatte den Kameraden erreicht, schrie aber in demselben Augenblicke laut um Hilfe. Der Mann hatte ihn mit eisernem Griffe erfasst und nun rangen die beiden in den Wellen. Es gelang dem Retter, sich frei zu machen — aber im nächsten Augenblicke wurde der zweite Kamerad von dem Verzweifelten erfasst und krampfhaft festgehalten. Auch diesem gelang es, sich frei zu machen. Nun sank der Unglückliche. In der nächsten Nähe kämpften die beiden Kameraden und der Nachen mit der Strömung. Nach einem Moment, die Sache spielte sich blitzschnell ab, erschien der Ertrinkende wieder an der Oberfläche: er hatte den Strohhalm noch fest zwischen den Lippen. Nun streckte er die Arme hilfeflehend in die Luft, dann gegen das Ufer, wo ein Mann vom Bataillon, ein Officiers-Aspirant, der aber Patient war und unserer Arbeit zugeschaut hatte, stand.

An diesen Mann erinnere ich mich genau. Er war im Regiment bekannt als ein starker, muthiger Soldat. Das hatte er schon in Italien bewiesen; von Italien war er fieberkrank zu uns zurückgekehrt. Dabei war ihm ein Malheur passiert. Er war aus der Gegend und die Hauer in seiner Freundschaft hatten ihm beim Wiedersehen einen Rausch angehängt. In seinem Taumel war er in ein fremdes Mannschaftszimmer gekommen, hatte sich in ein fremdes Bett gelegt und war von dem inspicirenden Officier ertappt worden. Die Strafe lautete auf zwölfstündiges Krummschließen. Der brave Soldat, der schwermüthig am Ufer stand, war von den Kameraden mitleidig betrachtet worden. Jetzt sahen sie, wie er schnell seine Uniform abwarf. Es war ein kühler Maitag und das Fieber rüttelte ihn. Ein Kamerad, welcher ebenfalls die Kleider abgelegt hatte, mahnte ihn, von dem Rettungsversuche abzustehen. Ohne die Worte

zu beachten, eilte der Brave zwanzig Schritte weit am Ufer hinauf, warf sich in den Strom und wurde von der Strömung sofort an die kritische Stelle getragen. Der muthige Mann hatte einen Namen, der absolut nicht für ihn passte, er hieß — Feig. Er war ein guter Schwimmer, stark und breitschulterig; er hatte einen rothen Bart und einen Kopf wie ein Löwe. Bei der kritischen Stelle tauchte er unter. Mit einer unbeschreiblichen Spannung blickte alles dorthin. Es vergieng eine qualvolle Minute, zwei Minuten — dann tauchte der Brave wieder auf; er schüttelte seinen rothen Bart — er hatte nichts gefunden ...

Mit einigen mächtigen Stößen erreichte er das Ufer. Er schwang sich hinauf und eilte wieder am Ufer hinauf. Aber diesmal nur etwa zehn Schritte. Nun hatte die Spannung den höchsten Grad erreicht. Es waren geradezu entsetzliche Augenblicke. Die Kameraden zählten, zwei, drei, fünf Minuten; sie glaubten, dass es so viele Minuten wären, während die unbeschreibliche Erregung eine perfecte Zählung nicht zuließ. Endlich tauchte der rothe Bart wieder auf: Wurzeln und Wasserpflanzen waren in denselben verflochten; er war anzusehen wie der Kopf eines Meergottes und im linken Arm hielt er fest den Körper des verunglückten Kameraden, während der rechte kraftvoll die Wogen theilte. Die Helfer waren bei der Hand, aber er hatte sie nicht nöthig; er brachte den Entseelten selbst an das Ufer. Ein Arzt war schon zur Stelle und nach mehr als halbstündiger Bemühung, besonders durch starkes Frottieren, fieng der Soldat wieder an, Lebenszeichen zu geben. Feig hatte ihn unter einer Baumwurzel dicht beim Ufer hervorgeholt; die Körper der beiden waren mit Schlamm und Lehm bedeckt. Der Gerettete hatte den Strohhalm noch im Munde; er hatte den Krampf im Munde und Hals und vielleicht erklärt sich dadurch der längere Widerstand gegen das Eindringen des Wassers. — Der Retter hatte die Wiederbelebung abgewartet und eilte dann in Begleitung der Kameraden in die Stadt.

Am nächsten Tage, damit ich das gute Ende der Begebenheit erzähle, erhielt Feig, welcher die Nacht im heftigen Fieber zugebracht, aber am Morgen ruhig eingeschlafen war, die Mittheilung, dass er sich nicht beim Profoßen zu melden habe. Die Strafe war ihm erlassen ... Nach einigen Tagen war die Mannschaft auf dem Kasernenhofe versammelt worden und es kam ein Regimentsbefehl zur Verlesung, in welchem es hieß: „Dem Officiers-Stellvertreter August Feig wurde wegen Rettung eines Kameraden mit eigener höchster Lebensgefahr das Verdienstkreuz mit der Krone verliehen.“ ... An der Freude der Mannschaft nahmen die Officiere und die Bürger der Stadt theil, die dem braven Manne sehr zugethan waren. Schade, dass er nicht beim Militär geblieben ist. Vielleicht sitzt er jetzt irgendwo in einer Provinzstadt und muss Acten copieren ...“

„Presse.“ B—o.

Kleine Laube.

's Hoamweh.

A kloans Bildl aus'n steirischen Oberland
von Franz X. Freiheim.

Personen:

Michl, a junger Bauernsohn aus'n Murthal.
Wastl, sei Nachbar, a Zitherschlager.
Seppl, a Bauernbursch aus'n Mürzthal.
Hans, Veitl, Jörgl, Stefl } Bauern aus'n Murthal.
Lux, a Bauernfanger.

Ort: Eine Stadtschenke.

Hans, Veitl und Jörgl spielen mit Lux Karten, wobei Stefl zusieht. Jeder spielende Bauer wirft sein letztes Blatt erzürnt auf'n Tisch und alle springen auf.

Bauern-Quartett:

Da Kuku soll das Zwicken hull'n,
Es is a Teufelsspiel,
I hon koan oanzign Stich no g'macht,
Mag spiel'n schon wia da will.

Da Lux is mit alle Solman gschmiert,
Da gibts an Zweifel net,
Der spielat oan die Hosen ab,
Den Janka und das Bett.

Jörgl und Stefl:

Es scheint mir a, dass bei den Gspiel
Nöt zuagangen nach Recht,
Dass falsch g'spielt wurd'n is, dass ma drauf
An Eid schier ableg'n möcht.

(Lux zieht den Gewinnst und die Karten ein und schleicht heimlich ab.

Hans und Veitl:

Ja, richtig is, was Ös habt's gsagt,
Da Lux is schon abg'fahren,
Dös is a Bauernfanga g'west,
Und wir waren seine Narrn.

Alle:

Hiazt san halt uns're Taschen leer,
So tiaf ma eini grab'n,
A Glück is, dass im Wirtshaus da
Wir an Credit no hab'n.

(Setzen sich wieder zum Tisch und trinken.)

(Michl und Wastl treten ein. Später Seppl.)

Michl.

Geht's Nachbar, setzt's Enk her za mir,
I zahl ja gern an Wein, a Bier,
Und spielt's ma fein was auf;
Was Steierisches do muass es sein,
Dös geht oan recht ins Herz hinein,
I zahl ja gern was drauf.

(Wastl setzt sich mit seiner Zither zu einem Tisch.)

Michl.

Ös wisst's schon, was so recht mi g'freut,
Denn i bin halt grad lusti heut,
So is dös gar net schwer; —
Stimmt's nur die Klampfen a recht guat,
Dass ma koan falschen Ton hören thuat,
Denn i hon a feins G'hör . . .

(Wastl stimmt seine Zither und spielt dann ein gemüthliches steirisches Lied.)

(Seppl tritt ein und hört mit sichtbarer Theilnahme dem Spiele zu.)

Seppl:

O mein! — was hör' i da für Tön'?
Als wia Zither klingt's ſo ſchön,
Und dringt ins Herz bei mir,
Grad' ſo hat a mei Deandl g'ſpielt,
I ſiach vor mir ja ganz ihr Bild,
Ja woanan möcht i ſchier.

Michl, (welcher Seppl bemerkt):

No, Landsmann, was macht's den für a Gſicht?
Grad' ſo, als wann das Herz oan bricht,
So traurig und voll Gram — —
Hebt's auf den Kopf und ſchaut's auf d' Höh',
Thuan Enk vielleicht die Hianaaug'n weh?
No, nehmt's als Mann Enk zſamm.

Seppl:

Ös habt's leicht red'n, do was ma fehlt,
Da gibt's koa Kräutl auf da Wilt,
Was heilen kunt mei Herz.

Michl:

No, red's halt auſſa, was Enk fehlt,
Is d' Kuah hin wurd'n, — oder habts ka Geld,
Plagt Enk da Liebesſchmerz?

Seppl:

A na! — mi druckt was anders, daſs
Mir gar oft macht die Augen naſs,
Das Hoamweh is es nur.

Michl:

No, ſeid's do g'ſcheid und nehmt's a Dirn,
Da wird ſi's Hoamweh glei valiern,
's gibt ſaubre Deandln gnua.

Seppl.

So lang' i net mei Hoamat find'
Bin i für alle Deandln blind,
Da bleibt mei Herz ganz kalt.
Bei mir dahom im Oberland,
Is d' Hoamatliab a gar feſt's Band,
Das reißen thuat net bald.

Michl:

So ſchaut's Enk da a biſſerl um,
Und macht's a G'ſicht net gar ſo dumm,
Reißt's auf do Enkere Aug'n.

(Zeigt gegen das Publicum.)

Schaut's all de ſaubern Deandl an,
Da wett' i d'rauf, daſs leicht wo kann
Für Enk do Oani taug'n.

Seppl (freundlich gegen das Publicum ſchauend):

A ja, — Se ſan net z'wider gwiſs,
Weil manche da ſchön aufgſtatzt is,
So mulat und ſo friſch —
I woaß ſchon, was zur Schönheit g'hört,
Grad ſo als wias mei Herz begehrt,
Da bin i a koa Fiſch.

Michl:

Darum ſeid's a g'ſcheid, denkt's vor da Hand,
Schön is ja 's ganze Steirerland,
Wo ſulchi Deandl'n ſan.
Und wird Enk 's Herz do no net woach,
Is wia a alter Stiefel zoach,
Den gar nix anhab'n kann.

Seppl.

Ös ſchauts halt nur mit Enkeren Aug'n,
Enk freili that a jede taug'n,
Van Liab'n wurd's Ös net müad. —
Damit mi aber jeds vaſteht,
Was drin in Herzen um mir geht,
So ſing i hiazt a Lied.

Michl:

Und daſs das Lied viel ſchöner klingt,
Und oan ſo recht zan Herzen dringt,
Mach Waſtl halt an G'ſcheidten,
Und thua dabei ſo wia ſi's g'hört,
Hübſch laut, damit ma's weit a hört,
Das Liadl ſchön begleiten.

(Lied mit Zitherbegleitung).

Mei Deandl hoaßt Miazl,
Hat Aug'n wir a Reh,
Red' a ſo recht ſteiriſch,
Damit i's vaſteh'.
Wann ma ſan z'ſammkumman,
War 's Erſte wuhl glei,
A ſteiriſches Liadl
Mit an Jodler dabei } Rep.

(Jodler vom Quartett der Bauern.)

Die Zither hat's gſchlag'n a,
So fein, daſs a Pracht,
Zwoa Grüaberln in d' Wangerln
Hat's g'habt, wann's hat g'lacht:

Und ſteiriſch hat's tanzt, no
Dös war ſchon a Freud,
Wann's mit mir hat tanzt, hat } Rep.
Mi alles beneid't.

(Jodler)

Wann i ihr was g'ſagt hon,
War's ihr a glei recht,
Hat ſi a net gwihrt, wann
A Buſſerl i möcht;
Ria hats widaſprochen,
Was gern d' Weiberleut,
De ſeltene Tugend hat } Rep.
Z'meiſt mi no g'freut.

(Jodler)

(Michl und Seppl zuſammen mit den Bauern.)

So was muaſs ma lob'n ja,
So laut ma nur kann,
Denn 's is ja im Eh'ſtand
A Glück für den Mann.
An Weib dem alls recht is,
Dem g'hörat auf d'Letzt,
Daſs nach ihrem Tod ma } Rep.
A Denkmal ihr ſetzt.

(Jodler.)

Aus dem Fremdenbuch zu Rohitſch-Sauerbrunn.

Mitgetheilt von Koloman Kaiſer.

Wie in den meiſten Badeorten und Bergſtationen der Alpen, liegt auch zu Rohitſch-Sauerbrunn in der Directionskanzlei ein Fremdenbuch auf, in welches Curgäſte ihre Anſichten und Urtheile über den ſchönen Curort in mehr oder weniger beredter Sprache eingezeichnet haben. Von den mannigfachen Sprüchen, Verſen und Gedichten in Poeſie und Proſa ſind insbeſondere zwei intereſſant und merkwürdig genug, um ſie den Leſern des „Heimgarten" mittheilen zu können.

Auf der erſten Seite des Gedenkbuches, das im Jahre 1810 angelegt wurde, ſtehen folgende inhaltsreichen Worte des allbeliebten und jedem Steirer und Tiroler unvergeſslichen Erzherzogs Johann, welcher im genannten Jahre in Rohitſch-Sauerbrunn zur Cur weilte:

„Nach zurückgelegten, kummervollen Zeiten, wo ich die Welt und ihre Tücke kennen lernte, geſchwächt am Körper durch mancherlei Leiden, abgeſtumpft an Geiſt, fand ich in dieſem ſtillen Thale Ruhe und Geſundheit wieder. Die gute Luft, der heilſame Brunn gaben meinem Körper neues Leben. Der Aufenthalt in dem geliebten Steiermark, unter dieſem in Tagen der Gefahr erprobten, treuen, herzlichen guten Volke, die Anſchauung der ſchönen Natur; einſame Stunden dem Nachdenken gewidmet, ſeelenſtärkende Leſung vergangener Geſchichten, Entfernung aller widrige Erinnerungen erregenden Gegenſtände, und von der leidenſchaftlichen, lärmenden Hauptſtadt, heilten meinen Geiſt und erhoben ihn mit neuer Kraft.

Das zum dankbaren Andenken an dieſen mir werten Ort am 16. Julius 1810, am Tage meiner Abreiſe.

Erzherz. Johann."

Dreizehn Jahre ſpäter ſchrieb der gemüthliche niederöſterreichiſche Dialectdichter Johann Gabriel Seidl, der damals als junger Gymnaſiallehrer in Cilli wirkte, nachſtehende hübſche Verſe ein, von denen beſonders die zwei letzten Zeilen eine tiefe Weisheit enthalten. Das Gedicht lautet:

Motto:
Jedes Gedicht iſt ein Impromptu,
aber nicht jedes Impromptu ein Gedicht!

Im grünen Wälderrahmen eingeſchloſſen,
Quillt der Geneſung heilungsreicher Born,
Woran ſo manchem nur Blüten ſproſſen
Und mancher Ritz vernarbt von manchem Dorn.

Nicht die Geneſung kam ich hier zu ſuchen,
Da die Geſundheit, lebensfroh, mir lacht;
Doch hier am Quell, im Laubdach dieſer Buchen,
Fand ich ſo Manches, was mich fröhlich macht!

Fand ich Gespräche, die das Herz erquicken,
Die süßen Früchte der Geselligkeit,
Manch' liebevollen Strahl aus off'nen Blicken,
Manch' Stündchen, heiterem Verkehr geweiht.

O, flöße allen, die dies Buch durchlesen,
Das Leben hier, wie mir so traut und hell:
Denn von der Seel' aus muss der Leib genesen
Und in dem Herzen springt der Heilung Quell!

Joh. Gabr. Seidl,
Prof. am Gymn. zu Cilli.

Am 19. August 1833.

Schließlich sei gestattet, auch jenes Gedichtchen mittheilen zu dürfen, das der Schreiber dieser Zeilen auf sonniger Anhöhe, im Angesichte von Sauerbrunn, mit dem hochaufragenden Donati im Hintergrunde, inmitten der herrlichen Natur gefühlt, gedacht und gedichtet und zur dankbaren Erinnerung an den ihm lieb gewordenen Curort ins Fremdenbuch eingeschrieben hat. Diese Verse lauten:

An Rohitsch-Sauerbrunn.

O Sauerbrunn im grünen Thal,
Im lieben warmen Sonnenstrahl,
Wie freundlich-still und schön du bist,
Sei mir aus froher Seel' gegrüßt!
Wenn ich von luft'ger Höhe
Auf dich hinuntersehe,
Wie ist mein Herz erfrischt, erfreut,
Ob deiner holden Lieblichkeit!
Und deine Quellen sanft und lind,
O wie sie gut und heilsam sind!
Wie stärken sie die Glieder,
Wie stählen sie die Brust
Und bringen neue Lust
Zu frischem Lieben wieder!
Drum wer erkrankt an schweren Wunden,
Er komm' hieher, er wird gesunden;
Er wird in deiner Zauberluft
In deiner Wälder Blumenduft
In anmuthsvollen Gründen
Wohl Lind'rung seines Leides finden.
Geliebter Ort im grünen Wald,
Du herrlich schöner Aufenthalt
Für Kranke und Gesunde,
Heil dir zu jeder Stunde!
O mögest allen Kranken du
Stets Heilung bringen, Glück und Ruh',
Auf dass sie treue Lieb' dir schenken
Und immer gerne dein gedenken.

Koloman Kaiser.

Rohitsch-Sauerbrunn, im Mai 1890.

Wie Victor Scheffel zu seinen Orden kam.

Wie Josef Victor v. Scheffel zu Adel und Orden kam, darüber erzählt der Dichter in einer Erinnerung an Friedrich Gessler Folgendes:

„Eines Tages erhielt ich in Radolfszell eine Einladung des Großherzogs, auf Mainau zu kommen. Ich klopfte und bürstete meinen Frack aus und langte zur bestimmten Zeit an. Als ich eben auf der Insel eintraf, kam mir der Großherzog entgegen und sagte: „Herr Doctor, die württembergischen Herrschaften haben sich heute unerwartet von Friedrichshafen zum Besuche ansagen lassen. Wir wollten Ihnen noch abtelegraphieren, aber es war zu spät. Nun schließen Sie sich einfach an!" Ich wurde vorgestellt und auf diese Weise mit dem königlich württembergischen Hofe bekannt. Die Folge davon war, dass ich einige Zeit darauf eine Einladung nach dem Hoflager zu Friedrichshafen erhielt. Ich bürstete wiederum den Frack und stellte mich auch allda ein. Da wurde ich denn einen langen Nachmittag in ernstliche ästhetische Auseinandersetzungen mit der Herzogin Vera verwickelt, während dessen König Karl in einem Saale nebenan eifrig Billard spielte. Beim Abschied war der König sehr freundlich, drückte mir die Hand und sagte mit etwas schwäbischer Accentuierung: „Es ist sehr schön von Ihnen, dass Sie mir meinen Hohentwiel

besungen haben!“ Ich fuhr also mit dem Bewusstsein eines gerechten Menschen nach Hause und erhielt in Folge dieses Besuches den württembergischen Kronenorden, mit welchem bekanntlich der Personaladel verbunden ist. Als darauf die Karlsruher Polytechniker auf den Gedanken kamen, meinen Geburtstag öffentlich zu feiern, da mochte wohl unser Hof gedacht haben, den württenbergischen Kronenorden zu überbieten, und so kam von dieser Seite der Erbadel. Alles Zufall! Hätte mich das Telegramm des Großherzogs von Mainau noch treffen können, so wäre ich nicht mit dem württembergischen Königshause bekannt geworden. Der Besuch in Friedrichshafen wäre unter-, der Kronenorden aber ausgeblieben. Der ausgebliebene Kronenorden hätte aber höchstwahrscheinlich den badischen Erbadel nicht im Gefolge gehabt. So bin ich denn durch reinen Zufall adelig geworden.

Man sagt, dass dieser Zufall dem Dichter nicht unangenehm gewesen ist und dass ihm die beiden Orden mehr Freude bereitet hätten, als der Lorbeerkranz, den das deutsche Volk ihm aufs Haupt gesetzt hat.

Wo soll ich beten . . .

Wo soll ich beten,
Die Hände falten, die Stirne senken,
Reuelallend die Knie beugen,
Öffnen die Riegel des Herzens,
Die Lippen rühren,
Bußeflüsternd? . . .

Im knirschenden Kies
Gelbsandiger Heide,
Das Auge geblendet,
Den Scheitel gesengt
Vom Glutblick der Sonne? . . .

In demuthsüßer Waldesstille,
Umkost von heiligem Dunkel,
Von Silberthau gebeugter
Andachtlispelnder Gräser umnickt,
Gewiegt in weiche weibliche Schwachheit? . . .

Wo soll ich beten? . .
Auf finsterschroffem, starrem Gefels,
Die blutenden Finger geklammert
An spitze steinerne Bergesrippen? . . .

Wo soll ich münzen
Das Gold
Aufgespeicherter Andacht,
Den hellen Reichthum
Meiner Liebe? . . .

Auf kothiger Gasse
Von gespenstigem Schatten
Hung'rigen Elends,
Klagender Noth verfolgt? . . .

Wo soll ich beten? . . .
Auf gleißendem, spiegelglattem Getäfel
Moderner Salons,
Von katzenbuckelnden Sclavenmenschen,
Von geschniegelter Roheit,
Von geschminkter Gefallsucht umlogen? . . .

Wo mag ich beten?
Wo die weichen
Sehnsuchtssaiten des Herzens stimmen,
Wo meines stolzen Fühlens
Lichte Quellen ergießen? . . .

Im Arm eines Weibes,
Von lusterzitterndem Goldgewoge
Gelöster Flechten umströmt,
Von heißhauchigen Lippen berauscht,
Vom Weinestaumel die Sinne trunken,
Im tollen Genuss schwelgenden Wohlseins? . . .

Wo mag ich beten? . . .
Soll ich verkriechen
In darbende Keuschheit,
In geistesumnachtete Finsternis
Blinder, bleicher Askese? . . .
— — — — — — — — —

Armer Erdensohn,
Wälze von dir
Die Centnerlasten
Quälender Zweifel,
Verjage die freudemordende Schar
Unstäter Gedanken.

Liebe, lebe dir selbst,
Knie, büße und bete,
Genieße und schwelge
In der keuschen Kammer der Seele,
Deiner himmelanringenden
Herrscherseele.

Hugo Grothe.

Hat Christus sich selbst verleugnet?

In einem Aufsatze „Der moderne Pflichtbegriff“ von E. Gnad („Tägliche Rundschau“) findet sich folgende beachtenswerte Stelle:

„Im ersten Augenblick will es scheinen, als stände der moderne Pflichtbegriff im denkbar schroffsten Gegensatz zu dem Grundgedanken Christi. Hier die Pflicht der Selbstliebe, dort die Pflichten der Nächstenliebe; hier das Verlangen, die eigene Persönlichkeit frei auszuleben, dort der tiefsinnige Ruf des Meisters: Verleugne dich selbst und folge mir nach! — Trotzdem müssen wir uns davor hüten, diese Forderung des Christenthums so einseitig und oberflächlich aufzufassen, wie das nicht selten geschieht. Vielleicht ist sie zuweilen gerade von den berufenen Lehrern und Führern des Volkes in strenger Buchstäblichkeit aufgefasst worden, weil die menschlichen Leidenschaften und Begierden sich so gut an diesem Zügel leiten lassen. Wer aber mit gereiftem Urtheil und freiem Blick die große Lehre des Christenthums und die erhabene Gestalt ihres Begründers anschaut, der wird erkennen, dass auch dort den Rechten der Persönlichkeit ein weiterer Raum gewährt wird, als man im allgemeinen annimmt. Christus hat in der That sich selbst ausgelebt. Er hat seine Werke und seinen Wandel zum Ausdruck seiner Überzeugung gemacht und allem widerstanden, was ihn veranlassen wollte, seinem Ich untreu zu werden. Die heilige Liebe, die ihn in den Tod trieb, bildete den tiefen, unzerstörbaren Kern seines Wesens. Und so hat Christus in diesem Tode seine Persönlichkeit nicht aufgeopfert, sondern sie zur höchsten Entwickelung gebracht. Kann man überhaupt sagen, dass er sich selbst verleugnet habe? In der eigenthümlichen Bedeutung dieses Wortes nicht. Der göttliche Lehrer der Menschheit besaß eine so klar und rein ausgeprägte Individualität, wie kein anderer vor und nach ihm, und wich um keines Haares Breite von den Gesetzen ab, die ihm seine Individualität vorschrieb. Die irdischen Rücksichten des Glücks und des Wohlbehagens, denen sein Leben nicht Rechnung trug, waren für ihn nur etwas Äußerliches, das nichts mit seiner wahren Natur gemein hatte. Sein Leiden und Sterben waren seinem Wesen gemäß, und nicht seinem Wesen zuwider. Von der Menschheit verlangt Christus aber nichts, was er nicht in seinem eigenen Leben vorbildlich verkörpert hat. Wenn er also sagt: Verleugne dich selbst, so kann nach seinem Beispiel diese Forderung nur bedeuten: Überwinde alles Niedrige und Unedle in dir, das dich hindert, meinen Spuren nachzufolgen!“

Sonntagsgedanken.

Schau' ich mir die großen Lichter,
Alle Philosophen und Dichter
Und Naturerforscher an,
So seh' ich, dass ihre Lehre Wahn.
Alles, was Heine geschrieben,
Waren die bösen Sieben,
Alles, was Darwin gesagt,
Hat uns unglücklicher gemacht,
Alles, was Ibsen gelehrt,
Hat unser Unglück nur vermehrt;
Und wenn Goethe sagte: mehr Licht!
So war auch dies ein Großes nicht.
Sehen die Blinden? Und können
Kinder das Leben ergründen?

Kunst und alles Wissen,
Können wir vermissen!
Doch die Liebe nicht,
Wo kein Herz thut schlagen,
Um mit mir zu tragen,
Nutzt uns nicht das Licht

Alles Thun und Denken
Auf das Gute lenken
Ist nur Glück allein;
Denn allein zu streben
Für sein eigen Leben,
Ist doch gar zu klein.

Der schlechten Menschen Schlechtigkeit
Ist Schuld an aller Guten Leid.

Himmelweit —
Ist großer, guter Menschen Leid.

Menschengröße und Gott
Sind unerreichbar vom Hass und Spott.

Hass und Liebe sind Gewalten,
Die die Welten umgestalten.

P. J. Fischer.

Ausgenommen den Bürgermeister.

Als der Schauspieler Foote auf einer Reise im westlichen England eines Tages in einem Gasthause seine Mahlzeit eingenommen, wurde er bei Bezahlung der Rechnung von dem Gastwirt gefragt, ob er mit dem Essen zufrieden wäre. „Ich habe gespeist", sagte Foote, „wie kein Mensch in England." — „Ausgenommen den Bürgermeister", entgegnete der andere lebhaft. — „Ich nehme niemand aus." — „Sie müssen den Bürgermeister ausnehmen." Foote wurde heftig. „Selbst nicht den Bürgermeister", wiederholte er. Der Streit wurde so bitter, dass der Gastwirt, welcher zugleich Polizeirichter war, den Schauspieler vor den Bürgermeister brachte. „Herr Foote", sagte dieser ehrwürdige Beamte zu ihm, „Sie werden wissen, dass es seit unvordenklichen Zeiten in dieser Stadt Brauch ist, den Bürgermeister stets auszunehmen, und damit Sie künftig unsere Sitten und Gewohnheiten nicht vergessen, so strafe ich Sie mit einem Schilling oder fünf Stunden Haft, nach Ihrer Wahl." Foote sah sich gezwungen, die Geldstrafe zu zahlen. Als er aus dem Saal gieng, sagte er: „Ich habe in meinem Leben keinen größeren Esel gesehen, als diesen Gastwirt — ausgenommen (und hier verbeugte er sich vor Seiner Herrlichkeit) den Herrn Bürgermeister.

Der Lump in Lassalle.

Lange genug haben die glänzenden Eigenschaften Lassalles das Urtheil der Geschichte zu bestechen gewusst; nur zu leicht vergaß man über seinen Gaben die Schwächen und Mängel seines Charakters, oder besser: seine Charakterlosigkeit. Wes Geistes Kind er eigentlich war, wird durch das Tagebuch, das er als Breslauer Gymnasiast vom 1. Januar 1840 bis zum Frühjahr 1841 geführt hat, und welches nun in der Monatsschrift „Nord und Süd" veröffentlicht wurde, klar genug ans Licht gehoben. Wir gewinnen hier ein ungeschmeicheltes Bild von ihm, wie er die Schule schwänzt, um in die Conditorei zu gehen, wie er pfiffig mit Büchern und Taschenmessern Mitschülern wie Eltern gegenüber allerlei kleine vortheilhafte Handelsgeschäfte macht, durch Spielergewinne seine Ausgaben zu decken sucht und im übrigen neben einer ausgesprochenen Selbstgefälligkeit eine unersättliche leidenschaftliche Rachsucht als kennzeichnenden Charakterzug verräth — das alles ist vorbildlich für das Leben und Denken des Mannes. Aus diesen Berichten sehen wir nicht nur ihn, wir sehen auch seine ganze Familie leibhaftig vor Augen.

Es ist übrigens bemerkenswert, wie die Altklugheit in dem jungen Burschen man möchte sagen geflissentlich großgezogen wird. Und er zeigt sehr deutlich die bei halberwachsenen jungen Leuten übrigens keineswegs seltene Neigung, mit Vorliebe den Verkehr mit älteren und reiferen aufzusuchen. Vor allem wird ihm von den Seinigen in der Familie eine Stellung eingeräumt und eine Bedeutung beigelegt, die bei der Jugend Ferdinands sehr seltsam erscheint. In der Angelegenheit, die die Familie zu jener Zeit am tiefsten bewegt, in der Frage, ob Friederike ihren Vetter Ferdinand Friedländer heiraten soll oder nicht, wird die Stimme des jungen Bruders nicht nur gehört, sie findet auch die ernsthafteste Beachtung. Mit befremdlicher Nüchternheit und Geschäftlichkeit erörtert der junge Ferdinand mit den Seinigen für den Fall der Auflösung der Verlobung Friederikens mit ihrem Vetter die Möglichkeit einer anderen Verbindung. Er kennt ganz genau die Vermögensverhältnisse des neuen Heiratscandidaten, und er folgert aus den ihm bekannten Thatsachen die Forderungen, die jener wohl aufstellen würde. Er berechnet sodann, was der Vater seiner Schwester geben werde, warnt die Mutter vor übertriebenen Opfern und schätzt die äußeren Vorzüge und die Bildung seiner Schwester — auf zehntausend Thaler!

Aus seiner Eitelkeit erklären sich viele Unarten: sein vorlautes Wesen in der Gesellschaft Älterer, seine Lust am Krakehlen, seine Auflässigkeit gegen den Lehrer. So schrieb er auf eins seiner natürlich schlechten Zeugnisse: „Wahrheit und Dichtung". Und er scheint sich noch darüber zu wundern, dass er deswegen vom Lehrer einen Rüffel bekommt. Er ist überhaupt ein miserabler Schüler. Er besitzt eigentlich alle Eigenschaften, die einen schlechten Schüler ausmachen. Sein Betragen lässt nahezu alles zu wünschen übrig. Dass die Lehrer ihm nicht wohlgesinnt sind, ist durchaus erklärlich. Es kann ihnen nicht entgehen, dass der Schüler ungewöhnliche Verstandesgaben besitzt, eine leichte Auffassungsgabe, ein ausgezeichnetes Gedächtnis, eine für seine Jahre höchst beachtenswerte Schärfe des Urtheils. Dem entsprechend sollten auch die Leistungen sein. Diese sind aber außerordentlich mäßig; denn der junge Ferdinand ist namenlos faul. „Conduiten" wurden die Zeugnisse auf dem Breslauer Gymnasium genannt. Und da diese nicht nach dem Wunsche des Secundaners ausfielen und er unangenehme Auftritte mit seinem heftigen Vater fürchtet, so macht er kurzen Process. Er fälscht die Unterschrift seiner Eltern. Mit der ihm eigenthümlichen Freude an spintisierender Sophistik macht er sich klar, dass er eigentlich sehr wohl berechtigt sei, die Unterschrift seines Vaters nachzumachen. Denn sein Vater nähme die Geschichte viel zu tragisch. Er würde sich vielmehr über ein schlechtes Zeugnis ärgern, als es die Sache verdiene. Er witzelt sogar über seine Fälschung: „Am andern Tage brachte ich meine Censur, vom Vater unterschrieben, nämlich von mir, der ich nach Bedürfnis Vater, Mutter und Sohn bin."

Lustige Zeitung.

Ein Franciscaner hielt an dem Festtage eines Märtyrers eine sehr rührende Predigt. Fast alle seine Zuhörer weinten und schluchzten laut. Das gieng dem gutmüthigen Menschen zu Herzen, er hielt inne und sagte dann besänftigend: „Meine Brüder und Schwestern! Weint doch nicht so heftig! Wer weiß auch, ob's wahr ist!"

Gemüthlich. Des is doch recht hart für unsere Gegend, dass der alte Medicinalrath gestorwe is. Er hat's so verstande, mit de Leut zu rede, dass mer gleich e rechtes Zutraue zu em gehabt hat. Wenn einer zu em kam un klagt iwwer Schmerze, da fieng er gleich an: „So? Kommste auch e mal widder, du altes Kameel?" Oder: „Was hastu denn diesmal für e Bresten, Du altes Rindvieh?" und so fort in dem herzigen Ton!

Kanzleistil. Ein Gerichtsvollzieher pfändete einer Frau, die zum zweitenmale verheiratet war, ein Schwein, das noch aus ihrer ersten Wirtschaft stammte, und trug folgenden Vermerk in das Protokoll ein: „Gepfändet ein Schwein aus erster Ehe."

Ein Soldatenbrief. „Theire Minna! Dissen Brief wird dich mein guter Freind Strumpke iber Bringen. Ich bin den Kerl 3 March Schuldig und er kan sie bei dich abessen wosor ich disse Woche nich zu aben Brod bei dich kommen Werde wenn er dir küßen will Gieb das Rinzviech eine maulschele. Dein Karel."

Großartig! „Haste gehört, der junge Cohn ist durchgegangen mit 100.000 Mark." — „Großartig, und dabei hat er vor vier Jahren angefangen mit nischt."

Guter Rath. „Ich kann mich an Ihrer Tochter gar nicht satt sehen." — „Na, da beißen S' halt an!"

Ein großer Geschäftsmann in Budapest besaß eine hübsche Frau und einen hübschen Buchhalter. Die Frau war zwar etwas „scharf", hielt aber das Hauswesen trefflich in Ordnung; der Buchhalter war ein Don Juan, aber in Geldsachen die Treue selber. Doch wer ist vor Täuschungen sicher? Eines Tages

war der Buchhalter, welcher den vertrauenerweckenden Namen Armin Grauholz führt, verschwunden, und mit ihm 5000 Gulden. Wüthend eilte der Betrogene auf die Polizei, um die Anzeige zu erstatten. Nachhause zurückgekehrt, wollte er seiner klugen Frau die Niedertracht des Buchhalters erzählen. Sie war jedoch nicht zu finden, wohl aber ein Zettel, welcher in kurzen Worten meldete, dass sie mit Grauholz durchgegangen sei. Abermals eilte der Betrogene in größter Erregung zur Polizei, suchte den Commissär auf und bat ihn, die Verfolgung des Flüchtigen zu — unterlassen. Seine Anzeige habe auf einem Irrthum beruht. Als der Vereinsamte aus dem Polizeigebäude trat, leuchtete Zufriedenheit aus seinen Mienen: „Ein Narr, der Grauholz; ich hätt' ihm die Frau auch — theurer gelassen!"

Amerikanische Heiratsanzeige: „Ein junger Witwer, sehr gefühlvoll, wünscht sich, da er noch im Trauerjahr sich befindet, mit einer Negerin zu vermählen. Mulattinnen könnten erst vom Herbst ab Berücksichtigung finden."

Aus der Prinzenschule. Professor: „Nun, mit welchem Jahre beginnen die Kreuzzüge?" — Prinz: „Im Jahre 1520!" — Professor: „Die Zahl, Durchlaucht ist ja an sich sehr gut — aber hier passt sie doch nicht ganz genau!"

Prinz (auf die Landkarte zeigend): „Dies ist wohl Spanien?" Erzieher: „Ja, Hoheit! Aber nur von lauter Franzosen bewohnt. Die Spanier selbst wohnen mehr südlich."

Ein Renommist. „Ja, ja, Leute, voriges Jahr war ich sehr krank!" — „Was hast denn gehabt?" — „Gehirnentzündung!" — „Aber Mensch, renommier' doch nicht so!"

Der große Chirurg K. ist Hypochonder. „Mir macht nichts mehr Freude", sagt er eines Tages zu einem Berufsgenossen, „nicht einmal mehr das Abschneiden eines Armes oder Beines."

Der amerikanische Eisenbahnkönig Jay Gould kaufte, wie New-Yorker Blätter berichten, vor kurzem während seiner Anwesenheit in Boston von einem „Newsboy" mit schmutzigem Gesicht eine Zeitung, gab ihm einen Nickel und sagte: „Behalt' die drei Cents, kauf' dir Seife dafür und wasch' dein Gesicht!" Der Junge aber, stolz wie ein — Bostoner, gibt Herrn Gould die drei Cents wieder mit den Worten: „Behalten Sie das Geld und kaufen Sie sich 'n Buch über den guten Ton!" Der Junge war der erste „Mann", der Herrn Gould in seinem Leben imponiert hat.

Warum er abreist. „Herr Baron reisen schon ab?" — „Ja, liebe Milla. Die beste Zeit ist vorüber, was jetzt zur Cur kommt, ist Plebs, Leute, von denen man nicht einmal — eine Kleinigkeit pumpen kann."

Er glaubt's auch. Baron (zu seinem nicht mehr ganz jungen Diener, den er auf einer neuen Fahrlässigkeit betroffen hat): „Ich glaube, Johann, du wirst alt!" — Johann (schmunzelnd): „Glaub's selbst, Herr Baron, — mein Vater selig wurde auch so an die achtzig!"

Wirtshaus-Humor. Gast: „Herr Wirt, dies Beefsteak leidet an einem Übel!" — Wirt: „An welchem denn?" — Gast: „An Größenwahn!"

Professor (in der höheren Töchterschule): „... Ich habe Ihnen, meine Damen, in der letzten Stunde mitgetheilt, dass das Gehirn des Mannes größer ist, als das der Frau. Was schließen Sie daraus, Fräulein Bertha? — Bertha: „Dass es beim Gehirn nicht auf die Quantität, sondern auf die Qualität ankommt!"

Auf keinen Fall. „Mama, darf ich dem Herrn Assessor mein Bild schenken?" — „Aber Kind, das ist doch im höchsten Maße unpassend, auf keinen Fall — darf ich davon wissen!"

Beruhigend. Mutter: „Wie, der Herr Lieutenant war den ganzen Nachmittag hier? Ich hatte dir doch verboten, mit Herren allein im Zimmer zu sein!“ Tochter: „Es war ja auch nur einer, Mama!“

In der Prüfung der höheren Töchterschule. Lehrer: „Geben Sie mir doch mal kurz an, was Sie von der alten Geschichte wissen!“ — Höhere Tochter: „Sie bleibt ewig neu, und wem sie just passiert, dem bricht das Herz entzwei!“

Glückliches Einvernehmen. „Lebst du denn jetzt glücklicher mit deinem Mann?“ — „O, jetzt sind wir ein Herz und eine Seele.“ — „Hat er sich denn das viele Biertrinken abgewöhnt, worüber du immer so unglücklich warst?“ — „Nein — er hat's mir angewöhnt!“

Osteologisches Missverständnis. Auguste: „Na, Rieke! Bei so 'en Doctor Dienstmächen zu sind, det is keene Kleenigkeit. Denke dir, jeden Morgen hat er seine Knochen im janzen Zimmer 'rum zu liegen.“ — Rieke: „Herrjeses! Nimmt sich denn der Mann det abends janz auseinander?“

Ein beschämter Witzbold.

Von Josef Wichner.

Wie eines Tages im großen Wien der Reichsrath aus war, und die Herren Abgeordneten, weil sie eben ihre Pflicht redlich erfüllt hatten, mit gutem Gewissen auseinandergiengen, alle in schwarzen Fräcken und großen Cylinderhüten, da stand eine Menge gaffenden Volkes auf der Straße, und die Herren Berather mussten förmlich Spießruthen laufen mitten zwischen den neugierigen Blicken hindurch.

Es wollte eben jeder diejenigen sehen, welche so tapfer zum Wohle der Völker geredet und sich kein Blatt vor den Mund genommen hatten, wo es gegolten hatte, Friede und Recht zu schützen, Schaden abzuwehren, Gesittung, Bildung und Wohlstand zu heben.

Und unter diesen vielen Tausenden von Zuschauern standen auch zwei, bei denen bald ein Wort das andere geben musste, ein Landmann nämlich, der gerne fragte, aber nicht immer gerade das Gescheiteste, und ein lustiger Wiener, der gerne antwortete, aber manchmal pudelnärrische Dinge, wie man sie einstmals von dem berühmten Pfaffen am Kahlenberge, dem Wigand von Theben uralten Andenkens zu hören gewohnt war.

Das macht eben der Wein, der in den heißen Sommer- und Herbsttagen an den Hängen des Kahlenberges über Schalkstreiche und Narrenpossen brütet, als „höchster Heuriger“ den Leuten in die Köpfe steigt, obschon sie ihn in den Magen hinabtrinken, und so lustige Käuze und Spasvögel schafft, die jedem etwas anhängen und jeden hänseln, oft zur rechten, oft aber auch zur unrechten Zeit, wie gerade hier.

Der gute Landmann schaute nämlich ganz verwundert auf die große Zahl vornehmer, ehrwürdiger Gestalten, die da feierlich ernst aus dem Tempel des Reichswohles herausschritten, und er meinte, hier könne er alle berühmten Männer sehen, von denen er als Schulbüblein etwas gehört hatte oder sonst später hie und da ein Wort.

Darum gab er seinem Nachbarn einen höflichen Stoß mit dem Ellenbogen und fragte:

„Guter Freund, sagt mir einmal, ist nicht da auch der Grillparzer dabei?“

Nun weiß der Leser ganz wohl, der berühmte Dichter Grillparzer ist schon im Jahre 1872 eines sanften Todes verschieden und darum konnte er im Jahre 1890, wo sich dies zugetragen hat, unmöglich über die Wiener Ringstraße gehen. Das wusste aber der gute Landmann nicht, und es ist ihm gewiss nicht zu verargen.

Den Wiener Schalk aber kitzelte des Mannes einfältige Frage und ſo antwortete er ernſthaft:

„Ja freilich, Herr Vetter, gleich dort der kleine, vorgebeugte Mann iſt's, der die linke Hand auf die Bruſt legt, als ob ihm das Herz weh thäte. Mit ihm geht der Schiller, der lange, magere, aufrechte; es ſind die zwei ja alleweil Dutzbrüder geweſen von den Windeln an, und darum ſitzen ſie auch nebeneinander im Reichsrathe.“

Der Leſer weiß wiederum, der Schiller iſt ſchon im Jahre 1805 verſchieden, wie der Grillparzer noch ein junger Student war; auch iſt er nie im Reichsrathe geweſen, wohl aber hört und ſieht man ſeine Werke im Theater und erhebt ſich an ihnen.

Der Landmann aber war überglücklich, die zwei Berühmtheiten einmal leibhaftig ſehen zu können, und wie der Spaſsvogel bemerkte, wie gläubig ſein Nachbar ſei, da zeigte er ihm in ſeiner übermüthigen Laune noch ein ganzes Schock von Dichtern und Denkern, Kriegsherren und Landesfürſten, Entdeckern und Erfindern, lauter ſolche, deren Gebeine ſchon längſt die Erde deckt, den Goethe und den Franklin, den Walther von der Vogelweide und den Anaſtaſius Grün, den Radetzky, der ſich ſonſt in Wetzdorf aufhalte, den Kaiſer Karl, der jedesmal aus dem Untersberge bei Salzburg zu den Sitzungen erſcheine, aber in Wien natürlich keine Krone tragen dürfe.

Ob all dem ſtrahlten die Augen des Landmannes vor lauter Seligkeit und Begeiſterung, und er wäre hoch aufgeſprungen vor Entzücken, wäre er nicht eingekeilt geweſen in die ſich drängenden Volksmaſſen.

„Nein“ — ſagte er — „das hätte ich mir nicht gedacht, daſs ich ſie alle da finden würde! Iſt das eine hellichte Freude! Da muſs ich aber gleich nachhauſe fahren und meinem Weib und meinen Kindern erzählen, wie ich ſie geſehen habe und wie ihr mir alles ſo ſchön erzählt habt. Ich weiß gar nicht, wie ich euch danken ſoll; aber kommt ihr einmal nach Stronsdorf, ſo kehrt beim Rohrbrunner Poldl zu, und nachher gehen wir miteinander in den Keller!“

Damit drängte ſich der Rohrbrunner Poldl kräftig durch die Menge und war im nächſten Augenblicke verſchwunden.

Jetzt wenn ich erzähle, der luſtige Wiener habe ſich nun den Bauch gehalten vor lauter Lachen über den gelungenen Witz, und er habe bis in den Prater hinaus jeden Bekannten am Rockzipfel gepackt und ihm die Geſchichte brühwarm aufgetiſcht, dann bin ich ein Lügner; und wenn ſich einige Leſer etwa die Hände reiben und ſich darob freuen, daß der dumme Bauer in Wien drin'n ſo angeſchmiert worden iſt, dann ſind ſie mir in der Seele zuwieder.

Die Sache iſt vielmehr ſo ausgegangen:

Der vorſchnelle Mund des luſtigen Wieners machte manchen Spaſs, von dem ſein Herz nichts wuſste. So war es jetzt auch geweſen, und darum konnte das Lachen nicht Herr werden über die Schamröthe, die auf einmal ſein ganzes Geſicht überzog.

Es dünkte ihm plötzlich, als ob er an einem für alles Große empfänglichen Herzen ein ſchweres Unrecht begangen hätte, und daſs der unwiſſende Mann eigentlich weit über ihm ſtände.

Was er hatte belächeln wollen, das kam ihm jetzt unſäglich ſchön vor, daſs nämlich das Volk ſeine Helden nicht unter dem Raſen im Sarge ſucht, ſondern, ihres Scheidens vergeſſend, ſie wirkſam ſieht allfort, wie damals, als ſie noch im Fleiſche wandelten, rechtſpendend und troſtſpendend, heilend und belehrend.

Darum drückte es ihn ſchwer, daſs der gutmüthig vertrauende Mann daheim vielleicht von ſeinen eigenen gelehrteren Kindern verſpottet werden ſollte, während doch ſein einfältig kindliches Gemüth jene großen Männer mehr geehrt hatte, als dies Tafeln und Standbilder aus Erz und Marmelſtein zu thun vermögen.

So wurde der luſtige Wiener, dem Zuge ſeines Herzens und einer beſſeren Erkenntnis folgend, beinahe ſchwermüthig

und ein reuiger Sünder, und schnell entschlossen, winkte er, wie die Leute sich verliefen, einem Fiaker und fuhr so schnell, wie das nur die Wiener zustande bringen, durch Gassen krumm und grad und über den Donaucanal dem Nordwestbahnhofe zu und leistete dem Rohrbrunner Poldl aus Stronsdorf eine demüthige Abbitte.

Jetzt alle Achtung vor dem lustigen Wiener und vor dem Leser auch, wenn er ihm Beifall klatscht, wie er es verdient hat!

Bücher.

Aufzeichnungen eines Danziger Klosterbruders von Anna Conventz. (Weimar. Jüngst & Comp.) Ein bemerkenswertes Werkchen, bemerkenswert durch den Inhalt und die Form. Der Kampf des nach ewigen Wahrheiten ringenden Geistes gegen das Geldprotzenthum innerhalb einer Patrizierfamilie der guten alten Stadt Danzig oder „Gdancgk" im siebzehnten Jahrhundert, und der Sieg des Geistes durch die Dazwischenkunft des immer in Geldnöthen befindlichen Schutzherrn von Danzig, des edlen Polenkönigs Vladislav — das ist beiläufig der Inhalt, der in fein humoristische Form gebracht wurde. Dadurch, dass ein glücklich charakterisierter, lustiger Klosterbruder jener Zeit die Geschichte niederschreibt, gelingt es der Verfasserin, indem sie sich der damals üblichen Schreibweise bedient, den Schein der Verkünstelung und Verschnörkelung zu vermeiden. Den Absichten der Dichterin kann man allerorts beistimmen, auch der, dass ein Jungfräulein Philosophie betreiben und doch eine gute Hausfrau bei Rocken und Hausherd abgeben kann. Warum soll nicht ein ehrbar Weibsen während des Hantierens mit dem Kochlöffel ohne Bitternus über Nirvana, die getröstliche Brücke über so trüben Erkennens-Strom, sinnieren dürfen? Warum nicht beim Stricken des Strumpfes für den gestrengen Eheherrn das weise Brahmanenwort: „Tat twam asi" — zu deutsch: „Das bist du!" — sich zu Gemüthe führen dürfen? Wenn nur der Braten nicht anbrennt und beim Strumpf nicht der Zwickel vergessen wird. Der vielschönen Leserin wird diese Bemerkung sehr unnöthig erscheinen; sie wird einwenden, dass die Damen es ja nicht nothwendig haben, zu kochen und zu stricken; wozu wären alsdann die böhmischen Köchinnen und die englischen Strickmaschinen auf der Welt? Richtig! Doch trug sich unsere Geschichte zu einer Zeit zu, in der der Rocken noch kein bloßer Zierat in der Kemnate der deutschen Frau war, sondern ein wichtiger Hausrath, der ohne des Platonis erbauliche Meditationes und Metaphysica zum vergnüglichen Schnurren gebracht wurde. —tt—

Die zürcherische Dialectdichtung. Ein Literaturbild von J. C. Heer. (Zürich. J. C. Heer.) Eine fleißige Arbeit, zu der der Verfasser nicht nur Liebe für seinen heimischen Dialect, sondern auch das nöthige Verständnis, die nöthigen Vorstudien mitbringt. Wenn wir nur recht viele so gediegene Arbeiten über deutsche Dialectdichtung hätten! Solche Bücher kommen ja selbst wieder der Schriftsprache zugute, die mit ihrer entschiedenen Neigung, „sich immer mehr zu vergeistigen, lautlich und begrifflich zu verflüchtigen, fort und fort das Bedürfnis hat, gespeist und getränkt zu werden von den lebenden Volksdialecten" — — „den unentbehrlichen und unversieglichen Quellbüchern der Schriftsprache". — Es ist ja die Gefahr nicht ausgeschlossen, dass die Dialecte aussterben und einer künstlich gemachten Allerweltssprache Platz machen; vor dieser Gefahr werden uns vielleicht nur die Dialectdichter und die Dialectforscher, die eine ebenso warmherige Liebe ihrem Dialecte entgegenbringen, wie J. C. Heer, schützen. —tt—

Gedichte von Königsbrunn. Hat die Sucht nach Originalität auf manchen Gebieten der Kunst geradezu Verheerungen angerichtet, ich erwähne nur die moderne Dramen- und Romanliteratur, so ist es andererseits nicht zu leugnen, dass ohne Originalität ein nachhaltiger Erfolg selten möglich ist; dies gilt vor allem in Bezug auf die Lyrik; denn diese wird nicht wie das Drama, der Roman oder das Epos durch das Interesse an der Handlung getragen. Sobald die letztere eine inhaltsreiche und bewegte, die Sprache eine gefällige, die Durchführung eine abgerundete ist, wird die Originalität Nebensache, das einmal gespannte Interesse für das Dargestellte tritt in den Vordergrund.

Dem Fehlen dieser günstigen Momente hat es auch unsere Lyrik zu verdanken, dass sie heute ein Stiefkind geworden ist.

An Stelle der Handlung muss bei dieser Gedankenreichthum, Klarheit und Schönheit der Sprache treten.

Originalität ist es vor allem, welche uns wohlthuend in den Gedichten von Königsbrunn-Schaup in die Augen fällt und noch ehe die Kritik ihr scharfes Mordbeil schwingt, uns fesselt und gewinnt.

Eine ungewöhnliche Klarheit und Glätte der Sprache — es kommt kein Satz, kein Wort darin vor, welches sich nicht durch Prägnanz auszeichnet — erzeugt die Empfindung, als ob keiner der ausgesprochenen Gedanken kürzer und zugleich schöner ausgedrückt werden könnte.

Der Inhalt überragt wesentlich den Umfang, das schlichte Gewand seiner Verse wirkt wie vollgewichtiges Gold.

Dies gilt insbesondere von seinen Tendenz-Gedichten, unter denen ich folgende erwähnen will: „Das Schächerkreuz", „Kreuz und Lorbeer", „Zu Hamerlings Heimgang" und die „Schranken". Eines derselben sei mir als Beleg für das Gesagte gestattet wiederzugeben:

Kreuz und Lorbeer.

Als Knabe trat ich an des Vaters Hand
Einst in ein stilles, fremdes Kämmerlein.
Ich seh's noch heut': In einer Ecke stand
Ein schwarzes Kreuz auf einem Bücherschrein.

Und auf dem Kreuz ein Kranz von Lorbeer hieng.
So seltsam schien mir diese neue Zier,
Dass keck zu fragen ich mich unterfieng.
Warum der Lorbeer bei dem Kreuze hier.

Der Vater, durch die Frage mein bedrängt,
Verweilend sprach: „Ei, du vorwitzig Kind,
Der Mann, der seinen Kranz ans Kreuz gehängt,
Der that's, weil Leid und Ruhm verschwisiert sind.

Wer war der Mann? Ich weiß es nimmermehr,
Was noch der Vater sprach, vergaß ich ganz;
Es sind so viele, viele Jahre her,
Doch deutlich seh' ich Kreuz und Lorbeerkranz.

Ebenfalls in Form und Empfindung gelungen, wenn auch seiner Individualität ferner liegend, sind die rein lyrischen Gedichte; auch sie thun uns wohl durch die Einfachheit und Ruhe der Sprache, die mehr empfindet, als sie sagt, und in der Subjectivität nicht untergeht, sondern durch einen leisen Schimmer von Handlung oder unmerklich eingestreuten Bildern angenehm anregt.

Nur in einem einzigen Gedichte, dem „Geburtstagsgruß", welcher mit einer wundervollen Beschreibung südlichen Frühlingszaubers beginnt, hat sich unser Dichter zu der verfänglichen Subjectivität einer künstlich erdachten und geschraubt combinierten Empfindung verleiten lassen; dadurch, dass dieses Gedicht einzig unter den übrigen dasteht, tritt der Hauptvorzug der anderen ganz besonders hervor. Als besonders schön, eine Perle rein lyrischen Stiles, möchte ich das kleine Gedicht: „Verlorene Wette" erwähnen.

Dass auch subjective Empfindung, wenn sie nicht durch unwahre Gefühlsverrenkungen entstellt und entkräftet wird, ergreifen und rühren kann, zeigt uns der Dichter in seinem tief empfundenen Gedichte: „Schnellsiedersang".

Wenn auch nicht ganz ohne Cynik, doch reizend in Gedanken und Form sind die beiden Gedichte: „Novellenstoff" und Urzeugung".

In den beiden Gelegenheits-Gedichten: „Pegaso" und dem „Prolog zu einem steirischen Künstlerfeste", zeigt er den form- und geistgewandten Dichter, besonders in letzterem durch die Satire, in der er sich sehr stark erweist.

Können dieselben auch als Gelegenheits-Gedichte keinen wirklichen Anspruch auf poetischen Wert machen, so sind sie doch ein beredtes Zeugnis seines technischen Könnens und seiner geistigen Vielseitigkeit.

Besonders hervorzuheben ist das melancholisch romanzenartig erzählende Gedichtchen: „Ach, wenn du wärst mein eigen."

Ein Meister der Sprache verdient Königsbrunn deshalb genannt zu werden, weil er die heterogensten Formen mit der Vollendung eines Specialisten behandelt.

Dies zeigt er in den beiden in reimlosen Jamben geschriebenen Gedichten: „Capriccio" und „Noch klebten die Lippen vom Todesschweiß". Im „Capriccio" ist es eine krankhaft überreizte Romantik, in letzterem eine realistische Kraft voll dramatischen Lebens, welche nur der Form, aber nicht mehr dem Inhalte nach Lyrik genannt werden kann, den Leser gefangen nimmt uns bis zum Schlusse fesselt.

Diese beiden Gedichte sind indessen, sowie auch das kleine, herb sarkastische Gedicht: „In der Menagerie", so gewagt in Gedanken und Darstellung, dass dieselben wohl den meisten Anfechtungen von Seite der Leser ausgesetzt sein dürften.

Die rückhaltsloseste und freudigste Bewunderung jedoch verdienen die beiden Balladen: „Gabrino von Cremona" und „Die Spitzen". In der ersten derselben, „Grabino von Cremona", muthet uns die anmuthige, ruhig fortschreitende und lebendige Handlung, sowie die humorvolle scharfe Charakterisierung an.

Auf der Höhe seines Könnens steht der Dichter jedoch in der Spitzen-Ballade, einer Ballade des großen Stiles.

Die Handlung ist durchaus neu und originell, jedoch infolge ihrer theilweisen Schlüpfrigkeit heikel und schwierig.

Von dieser Ballade kann kühn behauptet werden, dass sie jedes wahrhaft großen Dichters würdig wäre und zu dem Besten zählt, was die Balladen-Literatur des letzten Jahrzehnts geschaffen hat.

Die Sprache fließt wie ein silberklarer sprudelnder Quell; Entwurf, Dialog, Episoden, Höhepunkt und Katastrophe sind zu einer festgefügten Handlung zusammengeschmolzen und verdienen mustergiltig genannt zu werden.

Diese Ballade interessiert mit der ersten Zeile und ist von einer nicht nur relativ, sondern absolut spannenden Wirkung.

Nach zwei sehr treffenden, kritischen Scherz-Gedichten auf Ibsens „Gespenster" und Tolstoi's „Kreutzer-Sonate", folgt die prächtige Scherz-Dichtung in steirischer Mundart: „Der Versuacher". Der „Heimgarten" wollte diese für ihn wie geschaffene quasi steirisch-biblische Humoreske schon vor Jahren seinen lieben Lesern bringen. Dieselbe wurde jedoch, weil unser lieber Heiland, ohne dass es eine approbierte Erbauungsschrift ist, darin vorkommt, confisciert; heute ist es uns auf dem Umwege über das Ausland möglich, dasselbe im Gefolge mit anderen Gedichten des inzwischen durch seine Novellensammlung: „Tausendlust" und das romantische Gedicht: „Der Mond" schon vortheilhaft bekannten Verfassers zugänglich zu machen.

Und so schließe ich die Besprechung des jüngsten Werkchens unseres Dichters mit dem herzlichen Wunsche, dass dieses Büchelchen raschen und verdienten Eingang in den Leserkreis des „Heimgarten" finden möge.

Die Anerkennung wird nach Goethes Ausspruch: „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen", nicht ausbleiben.

P. v. R.

Menschen und Schicksale. Von Fritz Lemmermayer. J. C. C. Bruns Verlag. Minden i. W. 1890.

Ein neuer österreichischer Novellist, der berufen sein dürfte, dereinst neben Ebner Eschenbach, Saar u. s. w. seine Stelle einzunehmen. Fritz Lemmermayer ist einer, der die Realität des Lebens mit den Farben der Poesie malt, der als echter Künstler über Gemüth und Leidenschaft, über Zartheit und Derbheit verfügt und einen tiefen Blick thut in die Natur und Seele des Menschen. Als hervorragend müssen die drei Novellen: „Der versetzte Herrgott", „Das Bettelconcert" und „Ein alter Tisch" gelten. „Der versetzte Herrgott" spielt auf Wiener Boden und schildert das Schicksal eines Ehepaares aus den niederen Ständen, das an ihren Lastern und Schwächen allmählich zugrunde geht. Gestalten von Fleisch und Blut sind die Helden. Ernst und tragisch rollt sich ihr Verhängnis ab. Die Erzählung ist in allen Fasern modern, ohne je aufdringlich oder geschmacklos zu werden. Ein sinniges, schlichtes und anmuthiges Stück Seelengemälde bildet die Geschichte des „alten Tisches". Von ergreifender poetischer Macht ist „Das Bettelconcert". Das schwere geistige und materielle Elend des jüdischen Bettelconcertisten und seiner zahlreichen Familie ist mit bewältigender Wahrheit geschildert. Jonathan Schnepf ist ein meisterhaftes Seitenstück zu Ferdinand von Saars Seeligman Hirsch in der gleichnamigen Novelle. „Hamlet im Markt" und „Der Flicktischler" bekunden die dichterische Hand eines gewandten Genremalers. Unter „Erlebtes und Erträumtes" finden wir eine Reihe Skizzen und Stimmungen. Bedeutend ist „Der knurrende Magen". Eine Sammlung von Aphorismen über „Mensch und Leben", „Politik und Geschichte", „Kunst und Philosophie" bilden den Beschluss des Buches. Dieselben sind wahr, ernst und muthig, stellenweise nicht gerade neu, aber durch die Individualität des Verfassers interessant geformt und gegossen.

Hugo Grothe.

Die heilige Schrift des Alten und Neuen Testamentes. Aus der Vulgata übersetzt von Dr. Josef Franz von Allioli. (Berlin. Friedrich Pfeilstücker.) Von dieser ganz merkwürdigen Bibelausgabe sind bisher 15 Hefte erschienen. In unserer katholischen Kirche hat vielleicht nur eine übertriebene Opposition gegen protestantische Theorien zur Vernachlässigung der Bibel geführt. Das wird sich ändern müssen, wenn der christliche Geist wieder tiefere und fruchtbarere Wurzeln fassen soll bei den Katholiken. Das Alte Testament ist unwesentlicher; der Christ glaubt das Neue Testament auch ohne besondere Beweise des alten, denn der Glaube bedarf ja wissenschaftlicher Beweise nicht. Indes ist auch das Alte Testament eine unerschöpfliche Fundgrube von Anregung und Belehrung, aber Erläuterungen bedarf es, und diese sind hier in der Pfeilstücker'schen Ausgabe besonders in den beigedruckten Abbildungen, Karten, Plänen u. s. w. gegeben. M.

Nicht rasten und nicht rosten! Jahrbuch des Scheffelbundes in Österreich für 1891. Geleitet von Franz Pomezny. (Wien. A. Hartleben.)

In der That eine reizende Sammlung neuer und neuester Perlen unserer Dichter! Fast alle sind sie gekommen, theils mit ganz wertvollen Beiträgen in Poesie und Prosa. Handschriftliches und Handzeichnungen von Scheffel selbst krönen das Werkchen, welches wir als das vornehmste Jahrbuch, das dieses Jahr in Österreich die Presse verlassen, zu bezeichnen haben. M.

Tauern-Gold. Eine Geschichte aus dem Knappenleben in den Hochalpen. Von Amand Freiherrn von Schweiger-Lerchenfeld. (A. Hartleben. Wien.)

In dem unter dem Namen der „Hohen Tauern" bekannten Central-Alpengebirge befinden sich uralte Goldberge. Ihre Geschichte ist zugleich ein Spiegelbild cultureller Zustände, welche den ausgedehnten Zeitraum von den Kelten und Römern bis zur Gegenwart umfassen. In Sagen und Überlieferungen leben die Erinnerungen der glanzreichen Epoche des 15. und 16. Jahrhunderts nach, während welchen in den Thälern von Gastein und Rauris Reichthum und Wohlleben herrschte, wie nirgends sonst wo im Alpengebiete. Seitdem sind Jahrhunderte vergangen, die alten Bergbaue sind größtentheils versiegt, aber in den Vorstellungen des Volkes wirken noch verschollene und vergangene Geschehnisse in märchenhafter Ausgestaltung nach. Die eisigen Höhen, auf welchen die Gletscher lagern, erscheinen verklärt von Sagen und wundersamen Stimmungen, welche die Herzen der Nachgeborenen, die auf dem einst goldreichen Boden wandeln, durchzittern. Mitten in diese Welt der starren Eisströme, der öden Kare und der menscheneinsamen Wildnisse verlegt der Verfasser in einer äußerst spannenden und von brillanten Naturschilderungen durchflochtenen Erzählung Geschehnisse aus halbvergangener Zeit, welche dem Interesse vieler Leser schon aus dem einzigen Grunde nahegelegt werden, als sie sich auf einem Boden abspielen, der von Reisenden vielfach betreten wird. Die Hauptpersonen dieser mit dramatischer Verve und mit bemerkenswertem Erzählertalente geschriebenen Hochlandsgeschichte sind zwei Knappen, deren wundersame Schicksale von umso nachhaltigerer Wirkung sind, als hier Verirrungen von schier unheimlicher Folgerichtigkeit psychologisch meisterhaft gezeichnet sind. Neben der Charakterzeichnung der Hauptacteure machen sich lebenswahre Scenen aus dem Knappenleben in jenen eisigen Wildnissen angenehm bemerkbar. Allenthalben begegnen wir hier Menschen, die ebenso mit ihren eigenen, von den Bildern des Wahnes und Truges erfüllten Vorstellungen, als mit den Schrecknissen einer wilden, unerbittlichen Natur zu kämpfen haben. V.

Sind die Reichsdeutschen berechtigt und verpflichtet, das Deutschthum im Auslande zu stützen? Von Karl Pröll. (Kiel. Lipsius & Tischer. 1891.) In markiger Sprache, voll Begeisterung für das Deutschthum und voll harter Schärfe gegen dessen Feinde unternimmt der bewährte Vorkämpfer des geistigen All-Deutschlands, Karl Pröll, in dieser Schrift einen neuen Waffengang. Er erörtert sein Thema nach folgenden Gesichtspunkten: Volkszahl, Nationalgebiet, geographische Position, Grenzvertheidigung, Bündnisfähigkeit, Cultur, Wirtschaftsausdehung und nationales Innenleben. V.

Gesundheitslehre für das Volk. Von Dr. Hoeber. (Wien. K. Fromme.) Wenn jemals ein ausgeschriebener Preis dem vollen Verdienste zugefallen, so war's bei Dr. Hoeber der Fall, dessen Leistung zugleich dem gehobenen Anlasse des Preisausschreibens vollkommen entspricht. Die zweite Auflage ist mit dem Capitel: „Entwickelung und Lehre von den Bakterien" bereichert. Somit stellt es ein Volksbuch in des Wortes bester Bedeutung dar, welches die hygienische Richtung mächtig zu fördern verspricht. Das Buch ist im Feuilletonstil geschrieben und behandelt in 20 Briefen die wichtigsten und interessantesten hygienischen Fragen in leicht fasslicher Weise. V.

Wagnerianer-Spiegel. Eine Charakteristik der wirklichen wagnerianischen Geistesarbeit und Weltanschauung, dargestellt durch hundert Aussprüche aus den Schriften der namhaftesten Wagnerianer, gesammelt von Hans Paul von Wolzogen. (Hannover. Louis Örtel.)

Das Büchlein in allen Ehren. Doch noch lieber als die „Wagnerianer", hätten wir Wagner selbst gehört. Noch lieber als Aphorismen über Wagner, wären uns Aphorismen von Wagner gewesen. Vielleicht möchte man doch von den besten und allge-

mein verständlichsten Schriften Richard Wagners eine kleine Volksausgabe machen. Voran der Meister, dann erst die Jünger. M.

Der Freiberg und Pöran bei Meran. Eine Monographie von Fridolin Plant. (Meran.)

Wer für Meran, diesen überaus schönen, geschichtlich und volksthümlich interessanten Ort, eine stille Neigung hat, der möge dieses Schriftchen lesen, es ist ein schätzbarer Beitrag zur Meranliteratur. M.

---

100 Ausflugsziele von einem Tage bis zu drei Tagen. Für Wiener Naturfreunde und Touristen zusammengestellt von Josef Rabl. (Hartleben. Wien.)

Wem nur eine kurz abgemessene Zeit zur freien Verfügung steht, der müht sich oft lange ab, um eines der verschiedenen Ziele, welche ihm durch den Sinn gehen, in den Rahmen seiner Zeit hineinzubringen. Das vorliegende Buch erspart ihm nicht nur diese Mühe, sondern in den meisten Fällen auch jedes andere Führerwerk; es bietet dem Wiener Reiselustigen 100 Ausflugsziele für ein- bis dreitägige Touren, mit Angabe der günstigsten Reiserouten zur Auswahl an, und wenn damit auch die Fülle lohnender Reiseziele noch lange nicht erschöpft ist, hat der Verfasser doch getrachtet, alle Geschmacksrichtungen zu berücksichtigen.

Persönliche Erinnerungen an Robert Hamerling. Von P. K. Rosegger. (A. Hartleben. Wien.)

Der langjährige und vertrauteste Freund des heimgegangenen Dichters weiß uns den originellen Menschen und bedeutenden Geist von einer neuen, intimen Seite vorzuführen. Hamerlings persönliche Eigenthümlichkeiten in Lebensführung und Häuslichkeit, sein Verhältnis zu Freunden, zu Frauen, zu jungen Dichtern und Dichterlingen, seine Art zu tadeln, seine Weltschüchternheit und Vereinsamung, seine persönlichen Ansichten über Kritik, Pessimismus, Parteisachen, Antisemitismus, sogar seine Geschäftsführung, seine Erbschaftssorgen u. s. w., endlich seine Krankengeschichte und sein Tod, alles das und noch allerhand anderes ist mit aller Unmittelbarkeit und voll Pietät erzählt. Das Verhältnis der beiden Dichter zu einander ist ein inniges, wahrhaft rührendes gewesen. Das Buch enthält zahlreiche Briefe Hamerlings an den Freund, Gespräche, welche die beiden Männer über allgemein bewegende, sowie über persönliche und ihre literarischen Angelegenheiten miteinander führten, freimüthige Bekenntnisse, die der Verfasser in dem Werke von sich selbst macht, u. s. w. V.

Jugendlaube. Von Hermine Proschko. (Graz. Leykam.) Die „Jugendlaube" ist im christlich-patriotischen Sinne gehalten und erscheint unter Mitwirkung bewährter Kräfte auf dem Gebiete der Jugendliteratur. Die einzelnen Bändchen der „Jugendlaube" enthalten einen Bilderschmuck. Als erstes Bändchen erschien soeben: „Bilder aus Habsburgs Chronik." Von Dr. Isidor Proschko. Dieses Bändchen bietet zugleich eine wertvolle Erinnerungsgabe zur 600-jährigen Gedenkfeier des Todes des ersten gekrönten Herrschers aus dem Hause Habsburg, Kaiser Rudolfs I., welches in keiner Schul- oder Hausbibliothek bei diesem Anlasse fehlen sollte.

Die weiteren Bändchen, deren 4—6 jährlich erscheinen, werden eine Reihe interessanter, unterhaltender und belehrender Arbeiten von der Herausgeberin und bewährten Jugendschriftstellerin des In- und Auslandes enthalten, nämlich: Erzählungen aus dem Kinderleben und auch historischen Inhaltes, dann Geschichtliches, Reisebilder, Sagen, Märchen, Lebensbilder hervorragender Persönlichkeiten, Wissenschaftliches verschiedener Art, kleine, leicht aufführbare Theaterstücke, für Institute und Familienkreise geeignet.

Wir empfehlen dieses schöne patriotische Unternehmen auf das beste. V.

Die Libertad. Novelle. (Zürich. 1891. Verlags-Magazin.) „Die Libertad" stellt in knappster Form ein Stück modernen, ja modernsten Lebens dar, den Kampf der Frau um Selbständigkeit. Die drei Frauen, welche ihn unternommen haben, treten uns als Anwalt, Philologe und Malerin entgegen, jede mit ihren eigenen Erfahrungen und Schicksalen. Die gemeinsam verlebte Studienzeit in Paris dient als Hintergrund und Erklärung des Ganzen. V.

Leo N. Tolstojs gesammelte Werke. Vom Verfasser genehmigte Ausgabe von Raphael Löwenfeld. (Berlin. Richard Wilhelmi.) Heute liegt uns Band I abgeschlossen vor. Er enthält unter dem zusammen-

fassenden Titel „Lebensstufen“ die drei in innerem Zusammenhang stehenden Erzählungen „Kindheit“, „Knabenalter“, „Jünglingsjahre“. Es ist eine wahre Erfrischung, dieses Werk des großen russischen Dichters zu lesen, nachdem man in jüngster Zeit nur Mystisches und Unklares von ihm empfangen hat. Die „Lebensstufen“ sind keineswegs, wie man wohl in Deutschland oft las, eine Selbstbiographie Tolstojs, sie sind vielmehr, wie uns der Herausgeber in einer kurzen Einleitung erläutert, ein ganz selbständiges Dichtwerk, in dem natürlich die Lebenserfahrungen des Dichters einen wesentlichen Antheil bilden. Man darf aber keineswegs das von dem Helden dieser Geschichten, Nicolaj Irtenjew, Erzählte als die Schicksale Toljstojs ansehen. V.

Dem „Heimgarten“ ferner zugegangen:

Viola Tricolor und andere Novellen von Karl Gutram. (Dresden. E. Pierson. 1891.)

Trutznachtigall. Von Karl Henkell. (Stuttgart. J. G. W. Dietz. 1891.)

Geschichte der Impfung von Lady Montague bis zu Jenners Tod. Nach englischen Quellen von Adolf Graf Zedtwitz. (Dresden. F. E. Bilz. 1891.)

Das moderne Tarokspiel. Eine Anleitung zur gründlichen Erlernung desselben nebst zahlreichen erläuternden Beispielen. Von K. Werner. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. (A. Hartleben. Wien.)

Die schlimmen Brüder. Schauspiel in vier Acten und einem Vorspiel von Paul Heyse. (Berlin. Wilhelm Hertz. 1891.)

Das neue Buch der Natur. Von A. v. Schweiger-Lerchenfeld. (Mit circa 400 Illustrationen, darunter zahlreichen Vollbildern.) (Wien. A. Hartleben. 1891.) In 35 Lieferungen.

Moderner Todtentanz. Kohlen-Skizzen von Karl Pröll. (Berlin. Hans Lüstenöder. 1891.)

Die Seewiese. Ein Märchen aus Alt-Aussee. Von Hermann Maerheim. (Wien. Karl Konegen. 1891.)

Scherzgedichte Von Johannes Trojan. Zweite neubearbeitete Auflage. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1891.)

Mein Elsass. Skizzen und Novellen von Hermann Stegemann. (Colmar. Max Wettig. 1891.)

Gesammelte Schriften von Otto Ludwig. (Leipzig. Fr. W. Grunow. 1891.) Zwölfte Lieferung.

Seltsame Geschichten. Ein Liedercyclus von Richard Zoozmann. (Zürich. Verlagsmagazin. 1891.)

Aus dem Großstadtbrodem. Von Wilhelm Arent. (Zürich. Verlags-Magazin. 1891.)

Drei Weiber. Von Wilhelm Arent. (Zürich. Verlagsmagazin. 1891.)

Eine epochemachende Neuheit auf dem Gebiete des Schul-Unterrichtes! **Religions-Unterricht in Tabellen.** Von Adalbert Falinski, Priester der Erzdiöcese Wien. I. Katechismus. (Wien. Drescher & Comp.)

Aufruf.

In der Reichshauptstadt hat sich ein Comité gebildet, welches sich zur Aufgabe stellt, dem verstorbenen Dombaumeister **Freiherrn von Schmidt** in Wien ein Denkmal zu errichten. Dasselbe hat folgenden Aufruf erlassen: „Alsbald nach dem tiefbetrübenden Hingange des großen Meisters Friedrich Schmidt ist aus der Bewunderung für den genialen Künstler und aus der Liebe zu dem edlen Menschen der Wunsch laut geworden, ihm ein Denkmal zu setzen. Hat auch seine Kunst selbst dafür gesorgt, daß sein Name in die Zukunft getragen wird, so soll ein Denkmal Zeugniß ablegen von der Verehrung und Dankbarkeit seiner Zeitgenossen für immerdar. Mit heiliger Begeisterung hat er die Ueberlieferungen seiner Kunst in seinen Werken weitergetragen und in hinreißenden Worten fortgepflanzt in einen Kreis kunstbegeisterter Schüler. Er war ein Meister alter Art, der nur aus sich selbst, aus seiner starken Empfindung

und reichen Phantasie heraus schuf, dabei aber nie vergaß, daß es in keiner Kunst so sehr des Wissens und Könnens bedarf, um die Idee ins Leben umzusetzen, als in der seinen. Wie in die berühmten Meisterschulen vergangener Jahrhunderte, wanderten die Schüler aus allen Ländern zu ihm. Denn sein Ruf ging durch ganz Europa und darüber hinaus, und wo es galt, eine Frage seiner Kunst zu entscheiden, da wurde er gerufen und sein Wort entschied. Tausendfach sind die Spuren dieses Mannes, der keinen höheren Zweck kannte als die Arbeit, und kein höheres Ziel, als sein reiches Können ganz dem Wohle seiner Mitbürger zu weihen. In mannigfachen Stellungen des öffentlichen Lebens hat er seine Einsicht, Erfahrungen und Thatkraft wichtigen Zwecken in stets ausgezeichneter Weise gewidmet. Er, der gelernte Künstler, hat es nicht verschmäht, selbst Meißel und Schlägel in die Hand zu nehmen und seine Laufbahn beim Handwerk zu beginnen. So mehrte er sein Verständniß für das Volk, so schärfte er seinen Blick für die Erkenntniß der Wesenheit des Volkes. Darum wurden er und seine Werke auch so sehr vom Volke verstanden und die Steine sprachen zum Volke, wie er es als das Ideal seiner Kunst angestrebt hat. Weitbekannt in allen Kreisen der Bevölkerung, war er der Schöpfer so vieler Meisterwerke, so vieler Stätten der frommen Erhebung des Herzens, der Wiedererbauer des Stephansthurmes, der Erbauer des Rathhauses, des alten und neuen Wahrzeichens der Stadt Wien. Wir wollen die volksthümliche Gestalt des großen Meisters im Volke erhalten, wir wollen ihm aber im Namen der ganzen kunstbegeisterten Menschheit unsere Huldigung darbringen, denn es heißt: „Ehret Eure Meister!“ An Alle geht unser Ruf und unsere Bitte! Jede Gabe wird willkommen sein, denn jede ist eine Liebesgabe zur Ehre und zum Ruhme des unvergeßlichen Künstlers.“

Auch in **Graz**, wo der große Künstler eine seiner ersten Kirchenbauten ausführte, hat sich aus Verehrern und Schülern des Meisters ein Comité constituirt, welches bestrebt ist, für das in Aussicht genommene Monument Geldmittel zu sammeln, und sich daher erlaubt, alle Verehrer des genialen Meisters aufzufordern, ihr Scherflein beizutragen, damit den Manen des Dahingegangenen ein seiner Bedeutung würdiges Monument errichtet werden könne.

Graz, im Mai 1891.

Das Grazer Local-Comité für die Errichtung eines Schmidt-Denkmales.

Der Obmann:

Dr. Ferdinand Portugall,
Bürgermeister.

Der Obmann-Stellvertreter:

Josef Wastler,
k. k. Regierungsrath, Rector der k. k. technischen Hochschule.

Der Cassier:

Moriz Pulschar,
städt. Ober-Ingenieur u. Obmann d. polytechn. Club.

Dr. Franz Bayer,
Bürgermeister-Stellvertreter.

Hans Brandstetter,
Bildhauer.

Dr. Julius von Derschatta,
Reichsraths-Abgeordneter.

Adolf von Gabrieli,
k. k. Regierungsrath, Prof. an der k. k. techn. Hochschule.

Johann Graus,
Professor im f. b. Priesterhause, f. b. geistl. Rath, k. k. Conservator.

Dr. Wilhelm Gurlitt,
Professor der k. k. Universität.

Franz Ritter von Hochenburger,
k. k. Oberbaurath.

Georg Höhel,
Ingenieur, Stadt-Baumeister.

Alexander Koller,
Bürgermeister-Stellvertreter.

Der Schriftführer:

Johann Wist,
Architekt, Professor der k. k. technischen Hochschule.

Carl Laužil,
Architekt, Director der k. k. Staatsgewerbeschule.

Ferdinand Ludwig,
Reichsraths-Abgeordneter.

Dr. Eugen Netolitzka,
k. k. Statthalterei-Rath.

Carl von Raab,
Chef-Redacteur der Grazer „Tagespost“.

Hermann Scanzoni,
Architekt, Ober-Ingenieur.

Dr. Moriz Ritter v. Schreiner,
st. Landes-Ausschuß.

Heinrich Schwach,
Director der l. Zeichen-Akademie.

Leopold Theyer,
Architekt, Professor der k. k. Staatsgewerbeschule.

Dr. Franz Zistler,
k. Rath, Chef-Redacteur der „Grazer Zeitung“ und „Grazer Morgenpost“.

Beiträge übernehmen alle hier angeführten Herren **Comité-Mitglieder**, die Redactionen der **Grazer „Tagespost“**, der **„Grazer Zeitung“**, der **„Grazer Morgenpost“**, die k. k. Universitäts-Buchhandlung der Herren **Leuschner & Lubensky**, das Bankhaus **Neuhold**.

Die Spenden werden öffentlich ausgewiesen.

Postkarten des „Heimgarten".

F. G. L., Wien: Die ganze Größe von Hamerling's „Homunkulus" ist bisher noch nicht gewürdigt worden. Wer dieses Werk nicht in seiner großen und tiefdeutsamen Einheit auffasst, der kann auch die einzelnen Abschnitte nicht verstehen. Absolut missverstanden haben z. B. die Antisemiten das Capitel „Im neuen Israel". In diesem Abschnitte sind die Juden charakterisiert und ihre schlimmen Eigenschaften verspottet, sowie in dem Werke ja auch die Auswüchse der modernen Geschäftswelt überhaupt, des Professorenthums, der Literaten, der Pessimisten und selbst die Eigenschaften der modernen Frauenwelt auf das unbarmherzigste gegeißelt werden. Wo kommt in dem Capitel: „Im neuen Israel" auch nur eine leise Andeutung vor, dass man die Juden rechtlos machen, ausweisen, verfolgen solle? Im Gegentheile, diese Bestrebungen der Antisemiten bekommen im „Homunkulus" manchen Nasenstüber. Siehe Seite 116, Zeile 7, Seite 148 und 149, Seite 206, Zeile 22, Seite 210, Zeile 15, Seite 211, Zeile 24, Seite 225, Zeile 23 u. s. w. Aus all diesen Wendungen geht doch wohl klar hervor, was der Dichter von den Antisemiten hielt. Es war fast possierlich zu sehen, wie die „Unverfälschten" durch fortwährenden demonstrativen Abdruck der nach ihrer Meinung antisemitischen Stellen aus „Homunkulus" die lebhaftesten Anstrengungen machten, um zu beweisen, wie vollkommen ihnen der Geist dieses grandiosen Werkes mit sieben Siegeln verschlossen ist.

R. L., Wien: Jede Ehefrau ist bettelarm. Jede wird zu ihrem Gemahl sagen: Ich habe nichts anzuziehen. Und selbst wenn sie alle Kisten und Kästen voll Kleider hat, es bleibt dabei: Ich habe nichts anzuziehen. — Hat Stettenheim mit diesem Ausspruche recht oder nicht? Lassen Sie unter den Eheherren abstimmen. Gerade die Bestsituierten werden Frauen besitzen, die nichts anzuziehen haben. Frauen wissen, dass es recht kleidsam ist, sich manchmal kleine Blößen zuzugestehen.

R., Graz: Diese schönste der Geschichten „Josef und seine Brüder" lässt sich mundartlich für den Spass nicht gut behandeln.

F. M., Schluckenau: Besten Dank für die dem Herausgeber gewidmete so hübsche Composition zum Veteranen-Bundesliede.

A. S., Pfäffikon: Für die Aschenurne vielen Dank. Dieselbe wird, da bei uns die Leichenverbrennung noch nicht eingeführt ist, einstweilen als Cigarrenaschenbecher verwendet.

R. U., Donnersbachwald: Prächtig war der große schwarze Vogel! Allein ein solcher ziert weniger fein die Schüssel eines Pfingstmahles, als die Wipfel eines oberländischen Bergwaldes. Nichtsdestoweniger Dank.

F. K., Grosaiach: Schönsten Dank für die Widmung.

Vielen Anderen dasselbe. Können aber all die schönen Sachen nicht in ihrem vollen Maße würdigen.

* Bitten unaufgefordert Manuscripte nicht schicken zu wollen. Wir bürgen nicht dafür. Es ist bei uns unmöglich, all die Handschriften unter Dach und Fach zu bringen, geschweige sie zu lesen, zu beurtheilen oder gar zu drucken.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

11. Heft. August 1891. XV. Jahrg.

Die Nordpolfahrer.

Eine Erzählung von **Hans Malfer.**

Hoi ho! nach dem Nordpol! Seemannsrecken! wer will mit?“ so scholl es im weiten Hafen, und von Kiel zu Kiel, von Mast zu Mast tönte der Ruf. Aus Kajüten kamen sie hervor, von den Takelwerken kletterten sie nieder, auf Jollen glitten sie heran, die schwarz- und rothbärtigen Männer in ihren blaugestreiften Zwilchkleidern. Sie sprangen ans Ufer taumelnd fast, man merkte, sie waren bei den Landratten nicht daheim. Sie eilten einem Gebäude zu, das, sonst als Warenmagazin verwendet, heute einem anderen Zwecke diente.

Auch aus der Stadt, aus den finsteren, schmutzigen Gassen der Arbeiterviertel hasteten Leute heran und dem Gebäude zu; es war zumeist verkommenes Volk in Lumpen und Verwilderung, roch nach schlechtem Tabak und Branntwein.

Spähend, lauernd und einander stoßend und drängend, kämpften sich diese Massen durch die Schutthüren des Gebäudes. Aber Weiber und Kinder wurden zugewiesen, und diese schrien und fluchten und klagten, dass man Männer, Väter und Söhne ihnen entreiße.

Im Gebäude wurden Theilnehmer zu einer bevorstehenden Nordpolfahrt geworben.

Man bedurfte abgehärteter Matrosen, tüchtiger Handwerker, gediegener Gelehrter; die Polarfahrt, durch die Hochherzigkeit einzelner Cavaliere und den Gemeinsinn des Volkes ausgerüstet, sollte im Namen der Wissenschaft unternommen sein. Das stolze Schiff, der „Siegfried“, eigens zur

Digitized by Google

Expedition erbaut, stand bereits ausgerüstet im Hafen, reich beflaggt mit Farben der civilisierten Länder. Die Politik, die anmaßende und eigennützige, musste diesmal schweigen; nicht Deutschlands oder Frankreichs, nicht Europas oder Amerikas war die Fahrt gegen den Pol: sie gehörte der ganzen Welt, denn die Wissenschaft ist und sei allgemein, wie das Sonnenlicht.

Seitdem durch die Chinesen die magnetische Kraft entdeckt worden und seit der Italiener Flavio Gioja (um das Jahr 1302) den Compass erfunden, weist die Magnetnadel nach Norden, — ein ewiger Fingerzeig nach dem Geheimnisse des Poles. Die Gestirne kreisen über Ost und West; die Völker ziehen von Ost nach West; aber was muss dort in den Nächten des Nordens sein, dass die zitternde Eisenspitze so ruhelos dahinstrebt? Und so liegt's im Menschenherzen, dass wir die Erdenheimat, die uns Gott angewiesen, bis auf den letzten Winkel kennen lernen wollen. Oftmals schon ist versucht worden, nach den Polen der Erde vorzudringen, um zu sehen, ob dort feste Länder oder offene Durchfahrten gegen die andere Seite der Weltkugel hinüber, welche Naturerscheinungen dort vorkämen, oder ob und in welcher Weise aus jenen Himmelsstrichen etwas Nutzreiches für die menschliche Gesellschaft zu holen wäre. Die einzige Erfahrung war, dass die Pole mit ewigem Eise umgürtet seien und ein weiteres Vordringen gegen dieselben zur Unmöglichkeit gehöre. Das wollte der Schiffshauptmann Prachwald nicht glauben. Dieser Mann gab Anregung zu einer neuen Expedition, und als dieselbe gesichert, übernahm er die Führerschaft. Prachwalds Hauptsorge war nun, in der deutschen Seestadt eine tüchtige, taugliche Bemannung zu werben.

Das große Gebäude am Hafenplatz war gedrängt von Seemannsleuten und Landratten. Da erschien Hauptmann Prachwald.

Ein Theil der Versammlung murrte, Prachwald trug weder die Officiersuniform, noch die Seemannstracht, in einfachen, schwarzen Tuchkleidern stand er da und sprach.

Als er den Zweck der Nordpolfahrt und die Verdienste der Theilnehmer an derselben dargethan hatte, schilderte er in Matrosenausdrücken die Gattung dieser Expedition in den schwärzesten Farben. Er sprach von den monatelangen Nächten, von der grimmigen Kälte, von den Entbehrungen und Gefahren, wies hin auf die jahrelange Abgeschlossenheit von den Menschen, auf die Unmöglichkeit, denselben Nachrichten zukommen zu lassen oder solche zu erhalten.

Der Redner schwieg eine Weile und forderte dann die Männer, welche gesonnen wären, die Fahrt mitzumachen, auf, ihre Hände zu erheben.

Da trat eine schwere Stille ein, und siehe, der erhobenen Hände waren nur wenige. Die große Masse strömte zu den Thüren hinaus. Kaum an hundert Männer waren geblieben. Das jedoch waren derbe, trotzige Gestalten.

Ein noch junger, aber stämmiger Mann, der an einer Ecke stand und mit geballten Fäusten finster dreinstarrte, übertraf ungeachtet seiner feineren Kleidung alle übrigen an Derbheit und Trotz. Die Glieder dieses Mannes waren massig und kraftstrotzend, aber das Antlitz war blass; dichtes, gekraustes Haar und ein junger schwarzer Bart umwallte es, und in den großen, tief- und finsterliegenden Augen sprühte ein Feuer, als wäre es entzündet, um die Eisberge des Poles zu schmelzen. Wie eine Bildsäule stand er da und hatte die scharfen Lippen fest zusammengekniffen. Er schien nicht auf die Worte des Capitäns zu achten; er lauerte gegen einen anderen jungen Mann hin, der nahe an dem

Sprechenden stand und jedes Wort mit Gier erfaſste. Dieſer aufmerkſame Zuhörer war ein etwa vierundzwanzigjähriger Jüngling von ſeltener Schönheit. Das blaue Auge und das ein wenig gebräunte Geſicht und die vollen lebensfriſchen Lippen, über denen ein weiches, blondes Schnurrbärtchen lag, und die hohe männliche Stirne gaben ihm ein gar anmuthiges Weſen. Nur ſchade, daſs er die goldigen Locken nicht mehr trug, die ihm vor fünf Jahren noch ſo reizend auf die runden Schultern niedergewallt waren. Damals hießen ſie ihn allerdings in ſeiner Vaterſtadt den ſchönen Waldemar. Er war armer Eltern Kind und ſchon in ſeiner frühen Jugend zur Handarbeit gewieſen. Kaufleute und Künſtler fahndeten nach ihm und wollten mit dem ſchönen, verwendſamen Jüngling ihr Geſchäft machen. Das verdroſs den Burſchen, auch war ihm das Weibervolk, das ihn allerwärts umſchmeichelte, vom Herzen zuwider; er beſchloſs, der Stadt den Rücken zu kehren und ſich dem Seemannsleben zu widmen. Damals muſste er ſich auch die goldenen Locken beſchneiden. Er war ſeither im Dienſte des Hauſes Grüneberg zweimal in Oſtindien geweſen; das zweitemal hatte er ſelbſt am Steuerrade ſtehend das Kauffarteiſchiff der Heimat zugeführt.

Mittlerweile war die Tochter ſeines Kaufherrn zur Jungfrau herangewachſen, und als der gute Waldemar die liebliche, heitere Litta ſah und ſie ihm freundlich lächelte, da vergieng ihm alles Orientierungsvermögen, und er ſteuerte dem Leuchtthurme dieſes Frauenherzens zu, ohne zu unterſuchen, ob derſelbe im ſicheren Hafen oder auf ſchroffem Felſen ſtand.

Unter dem Schutze ſeiner Anmuth wuſste Waldemar dem Mädchen zu nahen, und im Zeichen ſeiner muthigen Seemannsſtirne wagte er es, der Jungfrau ſeine Neigung zu bekennen. Litta, von manchem bereits umworben, ließ ihre zarte Hand nur von dem ſchönen Schiffer küſſen. Herr Grüneberg aber war des nicht zufrieden.

„Lieber Freund!“ ſagte er eines Tages zu Waldemar, als es dieſer in ſeiner jugendlichen Begeiſterung gewagt hatte, um Littas Hand zu bitten, „lieber Freund, ich glaube, Ihr Amt, daſs Sie mit Ihren Händen nach der Weiſung des Capitäns das Steuer leiten, macht Sie kühn, verführt Sie zu Thorheiten. Sie ſind ein gewöhnlicher Schiffsarbeiter, vergeſſen Sie das nicht! Wenn Sie aber einmal Officier geworden und den Obliegenheiten eines Steuermannes thatſächlich gewachſen ſind, dann vielleicht mögen Sie anfragen.“

Das war ein gewichtig Wort. Schiffsofficier! Steuermann! das war ein hohes Ziel. Waldemar, der arme Burſche, muſste alltäglich um ſein Daſein kämpfen und ſah keine Möglichkeit, die Seemannsſchule beſuchen zu können. Sein ſo prächtig vom Stapel gegangenes Liebesglück hatte Schiffbruch gelitten, oder zum mindeſten, es ſaß auf einer Sandbank. Troſtlos irrte Waldemar in den rauſchenden Straßen der großen Seeſtadt umher; unter all der Pracht und Herrlichkeit kam er ſich gar verlaſſen vor, und wie einen heimloſen Hund getreten und für nichts geachtet. Er fluchte der Armuth und er fluchte dem Reichthum und er ſehnte ſich nach dem Segel, das ihn wieder hinausführen ſollte auf das hohe Meer.

Aber Waldemar wollte nicht mehr unter der Flagge des Kaufherrn dienen, der ihn abgewieſen; gleichwohl muſste ſich der Burſche ſagen: der Mann konnte und durfte nicht anders handeln, und für den armen Jungen gäbe es denn einmal ſonſt kein Ding, als die Thorheit aus dem Kopf und die Lieb' aus dem Herzen zu ſchlagen.

Aber Litta mag ihn ja leiden und auch ſie, die Tochter, ſtürzt der herzloſe Mann in die Verzweiflung.

— Der Schiffe liegen heute im Hafen, die morgen in den Weiten treiben, die jeden aufnehmen, keine Verantwortlichkeit geben, aber auch keine fordern. Die Jungfrau entführen! —

Der Gedanke war groß. Aber Waldemars Charakter war größer. — Übe Treu' und Redlichkeit! — So hieß die ganze Erbschaft Waldemars von seinem Vater. Muss er die Geliebte denn fahren lassen, das beste von ihr, die Liebe wird ihm bleiben. Diese will er bewahren, sie soll in seiner Lebensnacht der freundliche Stern sein. Und nun wieder dem gemeinsamen Streben der Menschheit zu und den Kampf nach dem Ziele weiter gerungen!

Waldemar, streng gegen sich selbst und unerschütterlich in dem, was er beschloss und ihm nöthig schien, war mit sich im Reinen. Die Tochter des Kaufherrn war es nicht.

Und zu dieser Zeit wurde für die Nordpolfahrt geworben. Da kamen alle Heimat- und Glücklosen herbei; durch fremde oder eigene Schuld zugrunde gegangene Existenzen, Schelme, Gesindel, Leute mit einer dunklen Vergangenheit fanden sich ein, um der verhassten Stätte ihres Elendes zu entfliehen und die abenteuerliche Fahrt dem schimmernden Polarsterne entgegen mitzumachen.

Aber des Hauptmannes lebendige Schilderung von den bevorstehenden Beschwerden und Nöthen der Expedition sonderte den Spreu von dem Korne. Kaum hundert Personen waren im Saale verblieben. Und als Prachwald noch einmal das Wort ergriff und sagte: „Im allergünstigsten Falle werden wir nach Jahren zurückkehren mit verfrorenen Gliedern, mit zerrissener Gesundheit, vielleicht nur mit dem nackten Leben!" da entfernten sich auch noch von diesem Reste zwei Drittheile; aber in den Augen der wenigen noch übriggebliebenen leuchtete die Glut der Begeisterung.

Der so auffallend finstere Mann mit dem sprühenden Auge stand immer noch unbeweglich in der Ecke; er hatte weder Miene gemacht, den Saal zu verlassen, noch die Hand erhoben. Die Nordpolfahrt gieng ihn auch gar nichts an, er hatte Geld; Geld aber gilt nicht dort im arktischen Eise. Der Finstere war da, um den jungen Mann zu belauern, den sie den schönen Waldemar hießen, und den er als einen Todfeind glühend hasste.

Er hieß Robert Wackar; man hatte ihn nie den Schönen genannt, wohl aber den Wilden und den Ehernen, der unbeugsam war und bei jedem leichten Schlage Funken gab. Man hatte ihn nie verhätschelt und gefördert, wohl aber unterschätzt und unterdrückt. Auch Robert war armer Leute Kind; seine Eltern waren aus Italien eingewanderte Arbeiter und starben, noch bevor sie ihren Sohn erzogen und geborgen hatten. Robert hatte dann die Schlosserei gelernt und war als Schlosser zu den Seeleuten gegangen. Er befand sich manches Jahr auf einem und demselben Schiffe mit Waldemar, den er anfangs wie einen Bruder lieb hatte. Freilich nicht lange; der anmuthige, heitere Waldemar wurde in den Kreis der Schiffsofficiere gezogen und bei jeder Gelegenheit bevorzugt; den stillen, verschlossenen Robert ließ man unbeachtet in seiner finsteren Werkstatt und bürdete ihm Arbeit über Arbeit auf. Da warf er eines Tages den Hammer an die Wand und sprang auf das Deck und wollte, wie er sagte, eine Stelle im Tageslichte haben. Der Capitän wies ihn zu seinem Handwerk zurück, da wollte er sich in das Meer stürzen. Was ließ sich mit dem überspannten Burschen anfangen? Es wurde versucht, ob er im Takelwerk zu verwenden sei; da gieng Robert in seiner Selbstüberschätzung sogar zum Loggbrett, durch welches die Geschwindigkeit der Fahrt bestimmt wird, und welches zu den Messungen eines außerordentlich geübten und verlässlichen

Mannes bedarf! und endlich stellte sich Robert auch an das Steuerrad, um zu zeigen, was in ihm stecke. Aber siehe, da war es wieder der schöne Waldemar, der sich ihm überall vordrängte und wie ihm zum Trotze alles besser zu machen wusste. Robert musste wieder in seine finstere Kammer. Den Waldemar aber konnte er nicht mehr ausstehen, und wenn er seinen Hammer auf den glühenden Stahl sausen ließ, so bildete er sich ein, der Stahl sei Waldemars Haupt — und siehe, da lieferte er gute Arbeit.

Als endlich das Schiff mit den beiden Burschen in die Vaterstadt zurückkehrte, da war eine seltene Gelegenheit für Robert, sich an Waldemar, an dem Schiffscapitän und an allen seinen Genossen zu rächen. Ein alter Oheim war gestorben, nachdem er Robert Wackar zum Erben eines bedeutenden Vermögens und eines hübschen Landhauses gemacht hatte. Am liebsten hätte nun Robert den Waldemar und alle Schiffsgenossen, die ihn missachtet hatten, zu einer großen Tafel eingeladen, um ihnen seine Stellung und Herrschaft fühlen zu lassen; allein, er beschloss, mit solchen Menschen nichts mehr zu thun haben zu wollen, sich hingegen aber mehr und inniger in der vornehmen Gesellschaft zu befestigen. Zu diesem Zwecke führte er ein großes Haus, gab Feste, und da wuchsen ihm die Freunde wie Pilze aus der Erde.

Nun dachte Robert Wackar aber auch ans Heiraten, und indem er eine schöne, reiche Braut suchte, fiel sein Auge auf die Kaufherrntochter Litta. Der Kaufherr war für diesen so vermögenden Eidam schier gewonnen, auch Littas Bruder, Oskar, lobte den Hengsten, welchen ihm Robert zum Geschenke gemacht hatte — allein das Mädchen wollte von dem Freier nichts wissen. Litta war ein kühnes Kind und sagte es offen, wenn man ihr denn zutraue, dass sie schon an einen Mann denken solle, so wisse sie bereits einen, der ihr gefiele. — Bald erfuhr es Robert, sein Nebenbuhler und Bevorzugter sei auch hier wieder der schöne Waldemar. Oskar meinte zwar, der junge bettelhafte Mensch sei leicht beiseite zu schieben; allein der Kaufherr sagte, Princip sei es ihm gerade nicht, einen reichen Schwiegersohn zu haben, er müsse billigerweise doch auch seinem Kinde einige Wahl lassen, und hätte sich Waldemar nur erst eine anständige Stellung verschafft, so könne er, der Vater, eigentlich gegen ihn nichts einzuwenden haben.

Nun sah es Robert wohl, hier galt's einen Kampf mit seinem Nebenbuhler, einen Kampf auf Leben und Tod. Littas Bruder hatte er gänzlich zum Verbündeten gewonnen.

Oskar jedoch war geschmeidigerer Natur als sein anzuhoffender Schwager, er meinte, Gewalt tauge hier nicht, aber List . . .

Es war jedoch ganz überflüssig, als sich eines Tages Oskar auf der Gasse zu dem betrübten Waldemar gesellte und Folgendes zu ihm sagte:

„Guter Freund, Sie dauern mich von Herzen, aber Sie kennen meinen Vater; er ist unbewegsam in dem, was er einmal will und sagt. Und mein Vater äußerte gestern: Wenn er zu den Helden der Nordpolexpedition geht und kehrt siegreich zurück, so soll er mein Eidam sein. Und, Waldemar, er meinte Sie."

Das war aber überflüssig, Waldemar war mit sich bereits völlig einig, dass er die große Fahrt im Dienste der Wissenschaft mitmachen wolle. Er hatte sich zum Zwecke der Aufnahme eben erst ein ärztliches Zeugnis seiner vollkommenen Gesundheit und körperlichen Tüchtigkeit ausstellen lassen.

Oskar kam triumphierend zu seinem Freunde und rief: „Er geht und kehrt nicht mehr zurück; nicht mehr oder zu spät. Ehe ein Jahr vorbei: Schwager Robert!"

Des war Robert allerdings recht zufrieden. Und als nun die Werbung der Nordfahrer stattfand, mischte er sich unter die Menge, um sich zu überzeugen, ob Waldemar denn auch wirklich beitrat und den Schwur ablegte.

Und als Hauptmann Prachwald aus den wenigen, die im Saale geblieben waren, seine achtzehn oder zwanzig Mann auserlesen hatte, da war unter diesen Erwählten auch der schöne Waldemar. Und als der Hauptmann von seiner neu angeworbenen Schiffsmannschaft den Eid der Treue und der Beständigkeit forderte und darauf hinwies, dass der Eidschwur nichts Geringeres bedeute, als eine volle und unwiderrufliche Lossage von allen gesellschaftlichen Verhältnissen und allem Lieben und allem Eigenthume der Heimat, da erblasste Waldemar und stürzte aus dem Saal.

„Der elende Feigling!“ murmelte Robert, und mit einem ganz unheimlichen Zucken seines wild glühenden Auges verließ auch er die kleine Gruppe der wackeren Männer, die eben ihre Hand zum Schwure erhoben.

* * *

In den nächsten Tagen war am Hafen ein außerordentliches Treiben. Hunderte von Neugierigen eilten die Dämme aus und ein und drängten sich gegen den neuen, bekränzten und beflaggten Dampfer „Siegfried“. Einrichtungen und Vorräthe aller Art wurden in das stattliche Schiff befördert. Speise und Trank, Kleidung, Feuerstoff für mehrere Jahre wurden beigeschafft. Waffen und Werkzeuge für die seltensten Kämpfe und Verrichtungen wurden im Schiffe versammelt; ein chemisches Laboratorium und ein physikalisches Cabinet und ein Bücherzimmer wurden eingerichtet. Eine kleine Welt wurde in dem geräumigen Fahrhause geschaffen; und alles in zweckmäßigster, ja vornehmster Weise, dass man meinte, sein ganzes Leben könnte man mit Freuden in diesem Schiffe zubringen.

Die theilnehmenden Officiere hatten noch allerlei wesentliche Obliegenheiten in der Stadt und correspondierten vermittelst der Kupferdrähte mit allen fünf Welttheilen. Die angeworbene Mannschaft verbrachte die letzten Tage noch in ihren Familien oder in den Schenken. Die Leute machten ihre Testamente, und mancher sagte: „Ich überlasse der Welt das einzige und beste, was ich habe, dieses mein Brantweinglas. Prächtige Räusche lassen sich daraus trinken; sie seien getrunken auf mein Wohl!“

Der finstere Robert spähte noch am Abende vor der Abfahrt des „Siegfried“ am Hafen. In einem ernsten Zuge, von Windlichtern begleitet, schritten die Männer auf das Schiff; allein, der schöne Waldemar war nicht darunter. — Waldemar bleibt daheim, um den Robert Wackar zu verderben. Es soll ihm nicht gelingen! — Krampfig presste der schwarze Bursche seine Finger in die eigene Brust, als wollte er den Dolch, den er am Busen trug, sich selbst vor Verzweiflung ins Herz drücken.

Robert hastete durch die Gassen der Stadt, in deren Gasflammen der Wind eines nahenden Gewitters rüttelte. — Eine große Schwüle lastete über allem und in den Schläfen des finsteren Mannes lag es schwer wie Bleigewicht. Gegen eine Vorstadt trieb es ihn hin und gegen das Gartenhaus des Kaufherrn, wo er Litta oftmals wandeln gesehen im Haine. Und als er nun plötzlich am Eingange des Baumgartens stand, siehe, da huschte eine behende Gestalt an ihm vorüber. Sie war schnell wieder seinen Augen entschwunden, allein bei dem trüben Scheine einer Laterne, die an der Pforte stand, hatte er Waldemars Gesicht doch erkannt. Wie ein entfachtes Glutmeer sprühte es durch Roberts Nerven; er stürzte in

den Garten und durch die finsteren Lauben hin. „Herr Jesus, bewahre mich!“ stammelten seine Lippen, aber seine Hand haschte nach dem Griffe des Dolches. Alle Farben des Lichtes tanzten ihm vor dem Auge, als platzte eine Granate vor seiner Stirne. Ein wüster Sturm rüttelte in den Eichenkronen. Athemlos raste Robert hin, wie eine vom Sturme getragene Flamme, kaum berührten seine Füße den Boden. — Hei, da hielt er an, dort hinter dem Strauchwerke war wieder die Gestalt. Stöhnend vor Begier stürzte Robert auf sie zu und stieß ihr den Dolch in die Brust . . .

— — — — — — —

Unter Blitz und Donner und unter dem Strome des Regens floh Robert Wackar dem Hafen zu. Er wollte dem Mörder entfliehen — dem Mörder in seiner eigenen Brust. Er empfand es: sein eigenes Leben war jetzt zugrunde gegangen, da jener todt im Haine lag. Litta war vergessen. Den langen, schmalen Damm raste er hinaus, um sich in die See zu stürzen. Doch siehe, dieser Weg führte ihn schnurgerade dem „Siegfried“ zu.

Da gieng dem Fliehenden ein Gedanke auf: „Mörder, setze dein Leben für ein Gutes ein, ziehe mit nach dem Nordpol!“

Um Mitternacht, eine Stunde vor der Abfahrt, begehrte Robert Wackar Einlass auf dem „Siegfried“. Es war eine lebhafte Unterhandlung; Hauptmann Prachwald wollte den Mann nicht aufnehmen. Da trat ein zweiter Officier dazwischen; dieser kannte den Bewerber als einen, wenngleich rauhen, so doch redlichen Charakter, der bereits größere Seereisen mitgemacht und auf denselben das Schlosserhandwerk betrieben habe. Der Officier meinte, obgleich die Mannschaft auf dem „Siegfried“ vollzählig wäre, so dürfte vielleicht ein zweiter Schlosser doch nicht von Überfluss sein; auch sei in den letzten Tagen ein angeworbener Matrose an einem Augenleiden erkrankt, der sohin nicht an Bord gehen könne. Der neue Bewerber, eine so kräftige und wohl auch abgehärtete Natur, sei denn anzunehmen.

Robert Wackar ward Mitglied der Nordpol-Expedition.

Das Glöcklein schrillte; die Mannschaft erwiderte den vielstimmigen Abschiedsgruß, der am Ufer hallte. Die Dampfmaschine pustete, die farbigen Lichter des Hafens huben sich an zu bewegen und nach rückwärts zu gleiten.

Der „Siegfried“ war von Stapel gelassen, um aus dem Bereiche der Menschen den fernen Regionen des Eises zuzusegeln. — Ob sie wiederkehren werden? ob auch nur einer wiederkehren wird? und wann, und wie? oder ob sie alle verloren sind, die zu dieser stillen, nächtlichen Stunde von der sicheren Hafenstadt hinausgleiten auf das hohe Meer?

Lustigen Sang und Klang gab es auf dem Deck; Robert aber lehnte sich an einen Mast und starrte hinaus gegen das Ufer, an welchem die letzten Lichter nun verschwanden.

Das Gewitter war vorüber, nur vereinzeltes Wetterleuchten zuckte noch und wies dem Hinstarrenden die Gegend, wo der Eichenhain war, in welchem der Erschlagene hingestreckt lag; wies ihm die Gegend, wo sein Landhaus auf der Anhöhe stand, das nun herrenlos dastehen und herrenlos verfallen wird.

Als der Morgen graute, zog der „Siegfried“ auf hoher See.

* * *

Von günstigem Winde und Wetter getragen, glitt das Schiff rasch dahin. Manchem Segler, der gegen Deutschland zog, gaben unsere Fahrer noch ein Lebewohl mit an die Heimat. Eines Tages holte sie ein Schnelldampfer ein, der an den „Siegfried“ ein paar Kisten abgab und dann seinen Weg links gegen England nahm. Es waren heitere Tage. Das

bläuliche Gewässer war so klar, dass auf ruhiger Fläche treibende Boote gleichsam in der Luft zu hängen schienen. — Einsamer wurde das Meer; rechts tauchten zuweilen Höhen der dänischen und bald auch der norwegischen Küste auf. An Bord des „Siegfried" war alles guter Dinge; für die Bemannung gab es wenig Arbeit, jedoch allerlei Ergötzlichkeiten. Hauptmann Prachwald hatte nichts so sehr gefürchtet, als die Langweile, und hatte dieser Plage durch allerlei Spiele und angenehme Übungen vorgebeugt. Die Officiere und Gelehrten des „Siegfried" waren theils auf dem Deck, theils in ihren Cabinen ununterbrochen mit Arbeiten beschäftigt. Reisebücher, naturwissenschaftliche Werke und Karten gaben den vorläufigen Stoff dazu. Die Fahrt sollte auf möglichst geradem Wege dem Nordpol zugehen, und wäre der Pol zu passieren, so sollte der Meerenge zwischen Asien und Amerika zugesteuert und durch dieselbe über die Gewässer des Großen Oceans gegen Japan und Ostindien gefahren werden. — Jetzt war Frühsommer. Für den Fall des Gelingens der Durchfahrt waren zwei Winter in den Eisregionen vorgeschlagen, der dritte Winter konnte vielleicht schon unter den warmen Himmelsstrichen zugebracht werden. Im Falle des Nichtgelingens war Untergang oder Rückkehr schon vor Verlauf dieser Zeit wahrscheinlich.

Immerhin ist von der östlichen Halbkugel, d. h. von Europa aus das Gelingen einer Nordpolfahrt am wahrscheinlichsten; hier wird die Fahrt durch die wärmeren Gewässer, welche aus dem mexikanischen Golfe gegen den Norden von Europa strömen, begünstigt, während eine Expedition von Asien oder Amerika aus mit den eisigen Polarströmungen, die aus dem Norden kommen, zu kämpfen hat.

Auf dem Schiffe herrschte die größte Ordnung und Pünktlichkeit. Eine militärisch strenge Satzung war aufgestellt, doch schien sie überflüssig zu sein: Jeder that mit Liebe das Seine, und Einigkeit und brüderlicher Sinn beseelte die Mannschaft.

Auch Robert Wackar oblag seinem Geschäfte; ununterbrochen schaffte er mit dem Hammer und der Feile, so dass seinem Arbeitsgenossen kaum etwas zu thun übrig blieb. Er war der thätigste und anspruchsloseste und stillste von allen. Er war fast unheimlich still, und sein Auge starrte noch finsterer als sonst. Und wenn Robert merkte, dass er allein war und ihn niemand sah, so legte er die Hand an seine heiße Stirne; da drin war ein Pochen und Hämmern zum Wahnsinnigwerden. Er sehnte sich nach den Eisgegenden; diese würden seine Gluten doch kühlen, ehe er dem Wahnsinne ganz und gar verfiele. Zwar das Ungeheuer fühlte er bereits in seinem Gehirne nagen, und er konnte sich einer fürchterlichen Erscheinung nicht entschlagen, die er in den letzten Tagen mehrmals gesehen hatte.

Auf dem Deck war er gewandelt, hatte einen trüben Blick über das lebendige unbegrenzte Meer hin, und zum nebelgrauen Himmel emporgeworfen — da sah er oben im Takelwerk des Schiffes, nahe an der weißen Flagge — den erschlagenen Waldemar sitzen. Robert verhüllte sein Auge und stürzte in die Kajüte. Aber am nächsten Tage zur selben Stunde sah er die Erscheinung wieder und diesmal kletterte das Gespenst die Taue auf und nieder und spannte die Segeln.

Bebend saß Robert in seiner Werkstatt und murmelte: „Nein, Einbildung ist es nicht, ich habe ihn gesehen, er verfolgt mich, verfolgt mich noch im Tode und wird nicht eher seine Ruhe finden, als bis ich vernichtet bin!"

Von dieser Stunde an war der Mann nicht mehr auf das Deck zu bringen. Eines Tages wurde ein plötzliches Sinken des Seethermometers bemerkt, ohne dass sich sonst

ein fühlbarer Temperaturwechsel offenbarte. Der Capitän schloss daraus das Bevorstehen eines Sturmes oder die Nähe verborgener Klippen. Und thatsächlich war beides zu überwinden. Schon in der nächstfolgenden Nacht brach das wüste Ringen der Elemente los. Alles musste aus den Kajüten, um im Falle der Noth thätig Hand anzulegen. Der „Siegfried" kreuzte in der Nähe der berüchtigten Lofotengruppe und es galt hier, den zahllosen Riffen und ihrem Strudel auszuweichen oder denselben zu parieren.

Wolkenfetzen flogen, vom Sturme gepeitscht, über das brausende, wildwogende Gewässer; durch die Risse des schwarzen, blitzschleudernden Gewölkes blickte ein einzigmal der blasse Mond, um aber sofort der Finsternis des losbrechenden Gewitters vollends zu weichen. Jeder zuckende Blitz war zweifach, da er sich, wenngleich vielfach gebrochen, im Meere spiegelte. Die Donner aber waren plötzliche und kurze Schläge und machten die Wände des Schiffes erzittern.

Robert kauerte wimmernd in einem Winkel des Deckes. Er hatte manchen Sturm schon miterlebt und hatte nie gezagt, im Gegentheil, in den wildbewegten Elementen fand er sich wohl und leicht.

Heute aber erbebte ihm das Herz. Die Spiegelungen der Blitze waren ihm Blutströme auf der See; er sah ein Gottesgericht.

Das Schiff schoss rasch dahin und als Robert einen Blick gegen den auf- und niederwogenden Kiel that, sah er im Scheine der Blitze wieder — den Ermordeten. Waldemar stand am Drehrade und steuerte den „Siegfried".

„Alle, alle sind wir verloren", ächzte Robert. Aber der Sturm legte sich und am nächsten Tage leuchtete die Sonne wieder auf die beruhigte See.

An diesem Tage war es, als sich Robert Wackar bei dem Capitän Prachwald meldete, um mit ihm zu sprechen. Leutselig empfieng ihn der Hauptmann, war aber sehr überrascht, als der schwarzbärtige Schlosser an ihn die Frage stellte, ob es heutzutage auf Erden noch Gespenster gebe.

„Dass ich nicht wüsste", entgegnete indes der Capitän, „es wäre denn, dass sie zuweilen in hohlen müßigen Köpfen spukten. Unsere einzigen wahrhaftigen Gespenster sind die Dinge, die wir wohl wahrnehmen, aber nicht kennen und begreifen. Ein solches Gespenst ist auch der Nordpol, der die Menschheit seit Jahrhunderten schon beunruhigt. Unser braver „Siegfried" zieht aus, um dieses Ungeheuer zu bannen, zu beschwören, und wenn es ein guter Geist ist, zu erlösen."

Der Schlosser schüttelte den Kopf: „Herr Capitän", sagte er, „unsere Fahrt nimmt kein gutes Ende; das Gespenst eines Todten steht am Steuer. Capitän, wir segeln dem Verderben zu!"

Nun verfinsterten sich allerdings die Züge des Hauptmannes. Es ist nicht angenehm, auf solcher Fahrt einen Irrsinnigen an Bord zu haben. Robert wurde dem Schiffsarzte übergeben und nun lag er tagelang in der wohleingerichteten Krankenkammer.

„Wie glückselig!" rief er ein- um das anderemal aus, „wenn sie recht hätten, wenn ich irrsinnig und alles nur Fiebertraum gewesen wäre!"

* * *

Als im Kalender der Monat August stand, huben die Tageszeiten an, unregelmäßig zu werden und wollten mit der europäischen Uhr nicht stimmen. Die Sonne lag tief, aber sie gieng erst um zehn Uhr unter und nach vier Stunden wieder auf. Um diese Zeit begegnete unseren Schiffern das letzte Fischerboot, das der nördlichsten Küste der Finnmarken zusteuerte. Und um diese Zeit begegnete ihnen, trotz des hier noch wirkenden warmen Golfstromes, das erste Eisstück, das

aus dem Norden her trieb. Der „Siegfried" lief im zweiundsiebzigsten Breitegrad.

Gegen Ende September war auch in diesen Strichen, wie überall auf der Erde, Tag- und Nachtgleiche. Jetzt wurde schon erklecklich viel Treibeis gesehen. Es war grünlichgrau und in größeren Stücken zusammengebacken. Selbst auf dem freien Meere huben sich bei ruhiger See schneeartige, feine Krystalle zu bilden an, die, sich aneinanderschließend, mehrere Zoll lange Eistäfelchen bildeten.

Auch begann nun die Magnetnadel unsichere Schwankungen zu machen, besonders zur Zeit der zahlreichen und heftigen Nordlichter.

Erst jetzt wurde es nöthig, dass der Capitän unter der Mannschaft die Pelze vertheilen ließ. Die Gelehrten des „Siegfried" wendeten sich nun von ihren Schriften ab und der Natur zu; da gab es bereits allerseits zu untersuchen und zu bestimmen. Die Matrosen trieben mit großem Erfolge Fischfang. Der Steuermann, den wir ja schon kennen, schoss vom Decke aus den ersten Eisbären, der auf einer Insel von Packeis trieb.

Bisher war die Fahrt glücklich und durch die günstige Windströmung gefördert vonstatten gegangen, gleichwohl die Eismassen bereits anhuben, hemmend einzuwirken und schließlich gefährliche Pressungen zu verursachen.

Die Ausdehnung der treibenden Eisschollen war bereits unübersehbar. Einzelne Schollen waren von außerordentlicher Größe und hatten eine Dicke von 20 bis 30 Fuß. Bisweilen stießen solche schwimmende Eisfelder zusammen und geriethen dadurch in eine drehende Bewegung. Die Zusammenstöße dieser viele tausend Millionen Tonnen schweren Massen fanden mit einer solch fürchterlichen Gewalt statt, wie ähnliches die Menschen nur bei den größten Naturrevolutionen der Erdbeben und Bergstürze erfahren. Der gute „Siegfried", zwischen solchen Gewalten verschlagen, hätte das Schicksal gehabt, wie etwa ein Glaskästchen zwischen zwei zusammenstoßenden Eisenbahnzügen.

Tag und Nacht mussten nun unsere Nordfahrer auf der Hut sein, um solch treibenden Feldern und Bergen auszuweichen. Es mag beklemmend genug gewesen sein, die blassen, nebelhaften Massen mit ihren phantastisch wunderlichen Gestaltungen nahen zu sehen.

Mehrmals musste das Schiff enge Sunde passieren, in welchen überhängende Lasten der Eisberge den düstergrauen Himmel verdeckten. Manches Walrosses, mancher Eisbär kauerte und lauerte in dem Gespalte; allein, die Seefahrer durften in solcher Umgebung das Schussgewehr nicht anlegen; die Erschütterung des Knalles hätte leicht das Losbrechen der kolossalen Überhänge bewirkt, und der Menschen Fahrzeug wäre zerschmettert und in den Untiefen begraben gewesen.

Mehrere solcher Einstürze hatten in Sicht des „Siegfried" stattgefunden; sie wühlten das Meer in seinen Gründen auf und verursachten eine meilenweite, sturmähnliche Bewegung der Wellen.

So brachte sich der „Siegfried" noch einige Zeit mit unsäglicher Anstrengung weiter; aber immer tiefer sank der Wärmemesser, immer unbesiegbarer wurde das Eis. Und als der Kalender schrieb: das Fest Allerheiligen, und die Nacht anbrach, da war das Schiff im starren Eise eingefroren.

Nun kam die Zeit der Prüfung. Dem Erzähler ist es unmöglich, in dem kleinen Rahmen dieses Bildes die Thaten und Drangsale unserer Helden eingehend zu schildern. Alle Versuche, das Schiff wieder flott zu machen, waren vergebens; in der Gegend des neunundsiebzigsten Breitegrades lag der „Siegfried", mit den nimmerruhenden, ewig treibenden Eisfeldern verwachsen.

Und nun kam die Nacht. Von

Tag zu Tag länger war die Sonne ausgeblieben, von Tag zu Tag tiefer hatte sie sich am Horizonte hingeschoben; und am Tage, als die Nordfahrer durch einen Fackelzug um das Schiff das Gedächtnis der Todten begiengen, war die Sonne nicht mehr aufgegangen, und die Mittagsstunde kündete nur ein rother Schein im Süden.

Um diese Zeit begannen auch gewaltige Schneestürme zu wüthen und der „Siegfried" wurde eingehüllt in Schnee, aus welchem nur die Masten ragten.

So musste denn unser Häuflein Menschen für die Winternacht hier häuslich sich bequemen. Heiter war das Völklein immer noch, und die Officiere setzten ihre Forschungen fort, soweit es die Umstände erlaubten. Bei Fackel- oder Nordlichtschein, oder unter dem blassen Glanze der Gestirne des schönen Polarsternes machten sie kleine Wanderungen über das Eis, welches wüste Gebirge mit Schluchten und Schlünden und Spitzen und Wänden bildete. Und sie trieben Beobachtungen über Licht, Wärme, Elektricität, Magnetismus, Meteorologie u. s. w. Die Temperatur konnte mit dem Quecksilber-Thermometer längst nicht mehr gemessen werden, denn das Quecksilber war gefroren; der Spiritus aber zeigte fünfunddreißig bis vierzig Grad Kälte.

Die Sonn- und Feiertage wurden stets festlich begangen, nicht bloß bei Tische, wo Erbswurst und Eisbärenbraten die Leckerbissen waren, sondern auch unter frommen Liedern und geistlichen Betrachtungen. Der Seemann betet gerne; auf den Wassern ist es nicht für jeden gut, Atheist zu sein; im Eise noch umso weniger.

Aus der Bibel wurde gelesen und gesungen. Wie ganz anders als sonst klangen hier die Worte: „Gott, steh' mir bei! Herr, eile, mir zu helfen! Denn du bist meine Hilfe und meine Rettung; o Herr, verweile nicht zu lange!"

Auch Robert, der Schlosser, an welchem sich ein hartnäckiges Brustleiden zu offenbaren begann, wohnte solchen Andachten bei, gleichwohl er das erstemal entsetzt zurückwich. Der, welcher aus der Bibel die Worte der Schrift las, war wieder niemand anderer als Waldemar, der Erschlagene.

Zwar dachte der so sehr verwirrte Mann nun das erstemal an die Möglichkeit, dass er in jener bösen Nacht einen anderen getroffen, und Waldemar noch am Leben und wahrhaftig auf dem „Siegfried" sein könne. Allein, der Gedanke, dass der Ermordete als Rächer ihn auf seiner Nordfahrt begleitete, hatte einen zu tiefen Eindruck in sein phantasiereiches Gemüth gemacht, als dass er sich desselben so plötzlich entschlagen konnte. Erst als er aus dem Munde des Vorlesers den Psalm vernahm: „Herr, handle nicht nach unseren Sünden und vergelt uns nicht nach unseren Übelthaten. Lasset uns beten für unsere abwesenden Brüder, lasset uns beten für unsere Feinde!" — da war es dem geisteskranken Manne klar: Er betet für seine Feinde, das kann kein Rächer sein. Er klagt sich seiner Sünden an, so ist es ein Mensch mit Fleisch und Blut.

Mit einem lauten Schrei stürzte Robert hin und umarmte Waldemars Knie.

Waldemar hatte in diesen Fernen stets seinen besonderen Trost in den glühenden Gesängen der heiligen Schriften gefunden. Sie erinnerten ihn an seine Kindeszeit, da er, weil die Bibel armer Leute Zeitung ist, mit seinen Eltern oftmals darin las. Und wenn er nun die Erzählung vor sich hatte, wie Jakob bei Laban dreimal sieben Jahre um die Rachel diente, so gedachte er mit blutendem Herzen an Litta, die ihm nach der Rückkehr aus dem Norden zum Preise sein sollte.

Der gute Junge hatte es kaum vermocht, sich von dem lieben Mädchen zu trennen. Noch zur Stunde des Eidschwures vor dem Hauptmanne Prachwald brach ihm das Herz und er eilte zu Litta. Erst später ermannte er sich; dem Mädchen zuversichtlich seine glückliche Rückkehr verheißend, riss er sich los, und nur wenige Stunden vor der Abfahrt fand er sich auf dem „Siegfried" ein, wo er, ein braver und getreuer Arbeiter, bei allen Verrichtungen verwendbar war und zuletzt am Steuerhebel seinen bestimmten Platz fand. Wohl war ihm nicht unbekannt geblieben, dass sich auch sein ehemaliger Genosse Robert Wackar auf dem Schiffe befand, doch da ihm dieser stets auswich und überhaupt trotziger und verschlossener als je schien, so hatte er nie versucht, sich dem alten Bekannten zu nahen. Zwar war es ihm auffallend, dass der nun durch eine Erbschaft wohlhabende Mann die ernste Fahrt mitmachte, doch kam dem guten Jungen die wahre Ursache dieses Schrittes gewiss bei weitem nicht in den Sinn. Um so überraschter war Waldemar in dem Augenblicke, als im Betsaale der finstere Mann vor ihm niederfiel und seine Knie umfasste.

Doch wurde der Vorfall sofort dem Irrsinne in die Schuhe geschoben, und der Schiffsarzt nahm den armen Schlosser wieder in Verwahrung.

(Schluss im nächsten Hefte.)

Das Ständchen.

Eine musikalische Dorfgeschichte aus Steiermark. Von P. K. Rosegger.

Eines Tages sah der junge Ministrant Giedel bei seinem Pfarrer in Schwandau ein Holzkistchen. Er betrachtete es über und über; es war von länglicher Form, inwendig leer, und hatte sehr dünne Wände. Als der Herr Pfarrer dem Knaben den Ministrantenantheil von der Messe — einen Kreuzer das Theil — ausbezahlte, sagte der Giedel bescheidentlich: Auf Bargeld gehe er weniger, aber wenn der hochwürdige Herr ihm das Holzkistel schenken wolle, so würde er dafür gerne den Winter über umsonst ministrieren.

„Kind!" rief der Pfarrer, „wozu willst denn das Ding? Es ist ja ganz leer!"

„Just deswegen", antwortete der Kleine, „ich kann bloß die leeren Sachen brauchen."

„Du bist nicht klug, Giedel. Das Cigarrenkistel kannst mitnehmen, und für die Mess kriegst täglich deinen Kreuzer, wie sonst. Bist ja ein braver Bub du! Gott behüte dich!"

Voller Freude lief der Knabe mit seinem hohlen Schatze heim in des Vaters Hütte. Dort hub er an zu schaffen. Er bohrte durch das Kistchen Löcher, zog einen Balken durch, so dass dieser an beiden Seiten hervorstand. Dann erbettelte er von der Mutter mit List einige Fäden Hanfgarn, glättete dieselben mit Harz und spannte sie über das Kistchen, ähnlich

wie man auf eine Geige die Saiten ſpannt. Und als er mit den Fingern die Fäden zupfte, wahrhaftig, da gab's einen Ton, der im Kiſtchen eine Weile nachklang. Der Giedel hatte auf dem Kirchenchor herrliches Pfeifen- und Saitenſpiel gehört, er war dabei bis in den dritten Himmel verzückt geweſen, aber jetzt war er's bis in den ſiebenten, denn der Klang war von ihm ſelbſt erfunden und erzeugt, und je nachdem er mit dem Finger den Faden ſtrammer oder loſer ſpannte, gab es einen höheren oder tieferen Ton. Als das ſo weit war, wagte der kleine Giedel einen ſchweren Gang. Der Pferdeknecht des Nachbars war ſein Feind, denn er war ein roher, wüſter Geſelle, und die Töne, die der rothe Rupert durch Fluchen, Peitſchenknallen und andere Mittel hervorbrachte, waren dem Giedel verabſcheuenswert. Und gerade dieſer Menſch konnte ihm jetzt helfen.

„Guter Roſsknecht Rupert!" redete ihn der Kleine an. „Haſt du keinen Roſsſchweif?"

„Ich nicht, Narr, aber mein Pferd."

„Verkauf mir davon ein Strähnlein?"

„Was zahlſt?"

„Das Miniſtrantengeld bis Weihnachten."

Der rothe Knecht glotzte mit ſeinen unterlaufenen Augen den hübſchen, treuherzigblickenden Knaben ein Weilchen an, dann ſagte er: „Pferdeſchweifhaare willſt. Sollſt ihrer haben. Dein Miniſtrantengeld? den Bettel behalt' ſelber, aber zu mir herüber in den Stall kannſt du manchmal kommen, wenn du Zeit haſt. Weißt, wenn ich am Feierabend meinen Tabak rauch', da hab' ich's gern, wenn mir wer das Haar kraut. Bin's von kindesher ſo gewohnt. 's thut mir halt ſo wohl. Wenn du manchmal herüberkommſt krauen, ſo kannſt Pferdeſchweif haben, ſo viel du willſt."

Dem Knaben gieng es ganz kalt über den Rücken. Dieſem Menſchen das Haar krauen! „Die Mutter laſst mich halt nicht", ſagte er dann gar verzagt, „aber das Miniſtrantengeld bis Heiligdreikönig!"

„So wart' ein wenig", ſprach der Pferdeknecht, und der Giedel bekam einen ſilbergrauen Strähn vom alten Schimmel. Jetzt war's gewonnen.

Er ſchnitt einen Weidenzweig, ſpannte daran die Haare, und der Fiedelbogen war fertig. Dann hub er an auf ſeiner Geige zu fiedeln. Es war außerordentlich! Es war darum außerordentlich, weil das ganz anders ſtimmte, als andere Geigen, wenn auch nicht ſchöner, aber durchaus anders. Tagelang ſpielte der kleine Muſikant auf ſeinem ſeltſamen Inſtrumente, anfangs mit großer Selbſtbefriedigung und Hoffnung, daſs ſich das Zeug vervollkommnen laſſen werde, allmählich aber mit weniger Zuverſicht, und als gar ſein Vater, der Weber Franz, ein Donnerwetter losließ über das ſchaudervolle Gekrächze, das da ſein Bub hervorbringe, war es geſchehen. Der Giedel legte ſeine Geige mit zitternder Hand auf den Holzblock, gieng hinaus unter den Apfelbaum und begann zu weinen. Jetzt auf einmal ward er ſich bewuſst, wie arm, wie ungeſchickt, wie glücklos er war. Muſicieren, geigen! Das wäre ſeine einzige Freude. Er ſchnitt Pfeifen und blies hinein, er machte Pauken und trommelte darauf. Alles gieng leidlich, nur die Geige nicht. Wenn er dann am Sonntage den Schulmeiſter das Meſslied geigen hörte, da vergaß er ſeine lateiniſchen Sprüchlein und horchte verſunken dem Spiele. Minutenlang konnte der Pfarrer ſeinen Kelch hinhalten, der Knabe hielt die Wein- und Waſſergefäßchen in den Händen und goſs nichts hinein. Er horchte auf das Geigen. Der Pfarrer ſchalt ihn nicht, es wurden ihm die Augen feucht. In dieſem Kinde der glühende Drang nach dem Schönen, und es kann ſich nicht helfen?

Wie reich ist die Welt an Herrlichkeit und Kunst! Wie üppig blüht in den Städten und Höfen der Großen die göttliche Musik auf! Die Harfe, die in einem Dorfe zu Gottes Lob ertönt, ist nur ein Stammeln dagegen! Und selbst dieses Stammeln ist dem Knaben unerreichbar . . .

Gieng der Pfarrer zum Weber Franz und bettelte ihm mit vieler Mühe den Giedel ab für eine tägliche Musikstunde.

„Du lieber Gott!“ sagte der Weber: „Eine Stunde des Tages haben ihn Hochwürden ohnehin bei der Messe; jetzt soll ich ihn noch eine zweite Stunde herlassen? Muss ihn ja doch für mich abrichten und er soll arbeiten lernen. Wir sind halt arme Leute. Aber wenn er um eine Stunde früher aufsteht, — der Range liegt mir jetzt alle Tage bis sechse in der Früh'! — so kann er meinetwegen seine Musikstunde haben.“

Nun, da hätten wir ihn los. Jetzt gieng der Pfarrer zum Schulmeister und sagte: „Unser Giedel. Mir thut er ins Herz hinein weh. Probieren Sie es alle Tage ein Stündel mit ihm. Zahlen kann sein Vater nichts, aber ich meine, es ist so viel als Kirchenmusik zum Lobe Gottes, wenn Sie diesem musikbegeisterten Kinde das Saitenspiel lehren?“

Der Schulmeister reichte dem Pfarrer schweigend die Hand, da war es abgemacht.

Also geschah es nun, dass der Giedel täglich in das Schulhaus kam und auf einer alten Geige, die der Schulmeister ihm lieh, nach mühesam eingelernten Noten die Saiten strich. Es war ein Glück und es war ein Fleiß und es war eine Plage. Nach etwa einem halben Jahre waren sie soweit, dass der Schulmeister zum Pfarrer sagte: „Mit dem Knaben ist es ein Elend. Ich bringe ihm keine Noten und keine Regeln in den Kopf. Wo er nach der Vorschrift sich üben soll, ist es gar nichts; er vergreift sich, und man kann ihm auf die Finger klopfen wie man will. Wenn er aber für sich phantasieren kann, da ist es manchmal erstaunlich, geradezu erstaunlich! Das hilft alles nichts, wenn er das Theoretische nicht inne kriegt, so ist alle Mühe verloren.“

Doch thaten sie eine Weile so fort. Allmählich aber änderten sich die Zeiten. Der gute alte Pfarrer zu Schwandau gieng als Beneficiatenpriester in ein Kloster. Der Schulmeister wurde versetzt, der Weber Franz starb und der Giedel musste als Majoratsherr in der armen Hütte die Ernährung der Familie über sich nehmen. Die Geige, schon mit Abgang des Schulmeisters ihm aus der Hand gesunken, musste er sich nun auch aus dem Kopfe schlagen. Es kamen die Jahre, in welchen dem Menschen der Himmel voll Geigen zu hängen pflegt; an Giedels Himmel hieng nichts als eine große Flöte, auf der er Trübsal blasen konnte, wenn er das Blasen überhaupt gelernt hätte.

Eine halbe Wegstunde von Schwandau in einem Seitengraben stand ein kleiner Eisenhammer. Heute ist er ganz verfallen, nur der blockige Schornstein steht noch da, und rings um ihn wuchert Holundergesträuche und Nesselwerk. Der voreinstige Besitzer ist hinausgezogen in das weite Thal, hat dort ein großes Sensenwerk gegründet, hat Ländereien und Wald dazugekauft, und als der Besitz recht groß und die Werkschaft recht angesehen war, hat er alles an eine Actiengesellschaft abgetreten und sich selber in die Stadt gezogen, wo er sein Geld in vornehmer Weise und sorgenlos genießen konnte. Zu jener Zeit, von der hier die Rede ist, pochte das emsige Eisenhämmerlein in der Waldschlucht Tag für Tag, und dem Weber Giedel pochte fast noch heftiger das Herz, wenn er es hörte. Denn im Hammerhause war eine! Jung und gut und lieb! Das war

ihm schon recht, wenn sie nur nicht so schön gewesen wäre! Wie kann ein armer Weberbursche sich an eine Hammerschmiedstochter wagen, wenn sie so gottlos schön ist! Er kriegt sie nicht. Hundert andere sind, reiche, vornehme, kecke! So gern kann sie freilich keiner haben, als der Giedel, aber sie weiß es nicht und er kann es ihr nicht sagen, und so wird der jüngste Tag kommen und die Paula Radhuberin wird es immer noch nicht wissen, dass sie auf Erden einer so über alle Beschreibung gern gehabt hat. Denn wie kann er es sagen und schreiben, wenn es unsagbar und unbeschreiblich ist! Einmal an einem Sonntage hatte er sie von der Kirche aus begleitet bis zur Brücke, über welche der Weg zum Eisenhammer hinanführt. Garnkaufen müsse er gehen, hatte der Giedel gelogen, um eine Weile neben ihr herschreiten zu dürfen. Sie plauderten und es war von sehr wichtigen Sachen die Rede: Dass doch die Straße einmal geschottert werden sollte! Dass es wieder gar so viel regnete in diesem Sommer! Dass Korn und Obst verderbe! Nur das Heu würde gerathen! Und beim Heu hielten sie sich so lange auf, bis die Brücke kam. Dann wünschte sie ihm einen guten Garnhandel und er sagte: „Dank' schön!" und also stand er wieder allein. Hinter einer Fichte stand er und guckte ihr nach, solange der rothe Punkt, denn sie hatte ein kirschrothes Kittlein, im Hohlweg zu sehen war.

Nach diesem Spaziergange verschloss sich der junge Weber in seine Stube und verfasste ein Schreiben an die ehr- und liebsame Jungfrau Paula Radhuberin. Als er das Schreiben durchlas, war es trocken wie ein dürrer Ast. Kein grünes Blatt und keine rothe Blüte war daran und doch wucherte in seinem Herzen ein so üppiger Rosengarten, dass der arme Junge fast erstickte. Den Brief zerknitterte er und warf ihn in die Asche des Ofens.

Leute, die vielleicht noch Hemden am Leibe tragen aus jener Zeit und von jener Leinwand, die der verliebte Weberbursche Giedel gewoben, müssten es eigentlich heute noch spüren, das trostlose Herzweh, das er in die Fäden hineingewebert. Damals hat's kein Mensch geahnt, wo es fehlte; weil er so blass und traurig war, der Giedel, so meinten etliche, er hätte es auf der Brust. Sie hatten recht, aber anders, als sie meinten. Seine alte Mutter rieth ihm oft, er solle nicht immer am Webstuhl sitzen, er solle sich besser zerstreuen. — Wieso denn? Lieben darf ich nicht, und geigen kann ich nicht. — Denn er hatte gar keine Geige und es war noch nie möglich gewesen, sich eine anzuschaffen. Da kam eines Tages eine große Aufregung.

In Schwandau lebte seit kurzer Zeit ein pensionierter Major, der eine große Geigensammlung besaß. Wie es schon allerhand Sammler gibt auf der Welt: Käfersammler, Tabakspfeifensammler, Hosenknöpfesammler, Spielkartensammler, Spazierstöckesammler, Uhrschlüsselsammler und immer so fort, so kam es dem Major, als er in seinem Ruhestande nichts zu thun hatte auf der Welt, plötzlich in den Sinn, er müsse eine Geigensammlung haben. Da er, wie gesagt, selbst nicht geigte und sein Museum auch selten einem neugierigen Auge aufschloss, so hatten die guten Leute zu Schwandau kaum eine Ahnung von all den Walzern, Ländlern und anderen Weisen, die ungeweckt in ihren Mauern schliefen. Da kam jener Sonntagnachmittag, an welchem der Weber am Waldhange die zwei Ziegen weidete. Sein Schwesterlein, das sonst den Hirtendienst zu besorgen hatte, war in den nächsten Kirchort zur Firmung gegangen. Wie er im Moose so dalag und ganz gedankenlos in das offene Fenster eines gegenüberstehenden Hauses blickte, gieng es sachte und traumhaft in ihm auf wie eine übernatür-

liche Erscheinung. Dort drin an der Wand hieng eine Geige, ihr zur Rechten hieng auch eine solche, ihr zur Linken hiengen deren zwei kleine, ihr zu Füßen war eine Riesengeige — aus dem Stubenschatten immer deutlicher hervortretend Geigen und Geigen.

Dem Burschen begann fast zu schwindeln, die Wangen, die Stirne waren ihm heiß, das Herz wurde ungeberdig, die leidenschaftliche Gier zur Geige war wieder da. Als er am Abende nachhause kam und die Mutter nach den Ziegen fragte, war er verwundert, weshalb just er von den Ziegen etwas wissen sollte. Zum Glück kamen sie selbst heim und meckerten ihre Ankunft. In der darauffolgenden Nacht schritt der Giedel den Weg hin und wieder von Schwandau bis zum Eisenhammer. Als er das erstemal vor ihr Fenster kam, war noch Licht darin, das zweitemal war schon alles finster. Unterwegs begegneten ihm Nachbarsburschen, die zu den Fenstern ihrer Liebsten giengen, dort allerlei Ständchen brachten und getröstet heimkehren konnten. Der eine spielte unterwegs eine Mundharmonika, der andere eine Maultrommel, der dritte jodelte hell und der vierte pfiff vergnüglich vor sich hin. Und jener, der ganz still war, athmete die Harmonie inneren Glückes. Also ist die Liebe stets musikalisch. Nur der arme Giedel empfand keinen Wohlklang in seinem Wesen. Er kam sich dumm und häßlich vor, ihm mangelte jener Rhythmus des Herzens, der zu rechter Zeit muthig macht, ein Glück zu erringen. Im Dorfe stand der Giedel vor dem Hause, in welchem der Major mit den Geigen wohnte. — Daſs es so herzzerdrückend still sein kann auf dieser Welt! Da haben die Leute einen Mund und eine Sprache, und sind doch stumm.

Lange nach Mitternacht gieng er zu Bette, erst gegen Morgen schlief er ein und geigte und geigte.

Noch ganz verschlafen war er, als übertags zwei Frauenzimmer ins Haus kamen mit Körben Garn; das eine war die Magd vom Eisenhammer, das andere war die Paula. Diese blickte den schlanken, blondhaarigen, sanftdreinschauenden Burschen frisch an und sagte: „In vier Wochen müssen wir Leinwand haben. Sie ist zur Ausstattung!“

„Will wohl trachten“, antwortete der Giedel, hatte aber nicht den Muth zu fragen, wer denn heirate? Man athmet ja gern noch ein wenig in der süßen Ungewissheit. Dann ist ohnehin alles aus.

Auf dem Heimweg sagte die Magd zur Hammerschmiedstochter: „Etwas antappert ist der Weber?“

„Ich denk', der ist ein bissel gescheiter wie du!“ entgegnete strafend die Paula. Weiters wurde nicht gesprochen.

Der Giedel wusste wohl, daſs er als einzige Stütze seiner Familie militärfrei war. Dennoch gieng er eines Tages zum Major um Rath bitten, wie er dem Soldatenleben entkommen könne.

Der Major, eine schlanke, hagere Gestalt, deren einzige Lebensaufgabe es noch war, den dummen, krummen, plumpen Dorfleuten militärische Haltung zu zeigen, strich heftig seinen martialischen Bart und ließ den Burschen die Oberkleider ausziehen.

„Bravo!“ schnarrte der alte Officier, „das ist wieder einmal ein Brustkorb!“ Mit der Faust hieb er darauf, daſs es dröhnte. „Hören Sie! Das ist Grundton. Nein, nein, lieber Junge, Sie brauchen sich gar nicht zu grämen, Sie sind tauglich. Gerad' halten!“

Giedels Blicke waren mittlerweile wirr im Zimmer umhergeflogen, aber nicht so sehr aus Angst vor dem Militär, als vielmehr aus Hoffnung, durch irgend eine halbgeöffnete Thür ins Geigenzimmer lugen zu können. Da er aber nichts dergleichen entdeckte, da er wieder vollkommen angekleidet zum Fortgehen bereit war

und seine ganze Falschheit umsonst zu sein schien, hob er mit einem tiefen Athemzug sein Herz aus der Brust und fragte: „Haben der Herr nicht eine Geigensammlung?“

„Wissen Sie mir ein interessantes Instrument?“ fragte der Major rasch entgegen.

„Das nicht, aber“, stotterte der Giedel, „ein wenig anschauen, wenn ich sie dürfte!“

Allsogleich war die Thür offen in das Nebenzimmer. Ehrfurchtsvoll wie in ein Heiligthum trat der Bursche ein, so dass er vor lauter Andacht über die Schwelle stolperte und „oha!“ rief. Er war ganz roth im Gesicht, theils wegen seiner Ungeschicklichkeit, theils vor innerer Erregung. Die Wände des Zimmers waren mit grauem Tuche überzogen und daran hiengen sie nun in allen Größen, Arten und Formen. Wie schön geflammt war das Ahornholz dieser Instrumente, wie fein geschwungen und gewölbt war der Bau, wie reizend waren die langen Hälse mit ihren köstlich gewundenen Schnecken! Und die Fiedelbögen: schlanke und kurze, breite und schmale, gerade und gebogene in allen Farben! Der Major, sich darüber freuend, dass einmal eine menschliche Seele Antheil nahm an seinen Schätzen, begann zu erklären, von wem diese und jene stamme, welche Seltenheit an dieser und jener wäre, er hatte da Geigen von Amati, von Montana, von Guarneri, von Bergonzi, von Jakob Stainer u. s. w. „Und hier!“ flüsterte er, eine sehr flachgebaute Violine mit fast hellrothem Anstrich feierlich von der Wand nehmend, „hier, die ist von Stradivarius! — Eine Cremoneser! — Geradhalten, Saperment!“

Unserem Giedel waren nun zwar die fremden Namen ziemlich gleichgiltig, doch hörte er sie mit Ehrerbietung nennen. Als der Major an der Cremoneser mit dem Finger die Saiten berührte, um den herrlichen Ton zu zeigen, sagte der Bursche: „Bitte, geigen Sie eins!“

„Ich spiele nie“, antwortete der Major, hieng das Instrument mit größter Sorgfalt wieder an seinen Platz und schob den Burschen sachte zur Thür hinaus.

Seit diesem Tage war's schier vorbei mit dem Giedel. Er dachte Geigen, er weberte Geigen, er träumte Geigen, und wenn er Zeit hatte, gieng er hinaus und schaute auf das Haus hin, in welchem der Major die Geigen hatte. Eines Tages hörte er vom Schulmeister sagen, der Major sei ein Fex. Hoffentlich habe er einst den Säbel besser zu handhaben gewusst, als jetzt den Fiedelbogen, denn er könne gar nicht Violin spielen und habe die Sammlung nur so aus Rappelköpfigkeit zusammengekauft und erbettelt. Es sei an dem ganzen Quark nichts, eine einzige ausgenommen. — Schulmeister! dachte sich der Giedel, wie du nur so sprechen kannst! Ich wollte, ich hätte die geringste dieser geringen! Aber, dass er nicht soll geigen können? So viele Geigen haben und nicht geigen können! — Nur auf ein paar Stunden möchte ich eine haben!

Nicht lange hernach, und es ergab sich eine zufällige Gelegenheit, dass der Weber den Major fragen konnte, ob er ihm nicht eine Geige borgen wolle für einen Tag, nur für einen einzigen! Und nur jene, an der ihm, dem Herrn Major, etwa am wenigsten gelegen wäre! Er, der Giedel, setze eine Ziege dafür zum Pfand.

Ein plumpes Lachen stieß er aus, der Herr Major, ein schreckbar hochmüthiges Lachen, dann wandte er sich ab. Und das war der Bescheid gewesen.

Ein stiller, warmer Herbstsonntag. Die Dorfleute ergiengen sich draußen auf Feldrainen oder saßen im Wirtshause. Der Major war mit einem Steirerwägelein in den nächsten Ort

gefahren zu einem alten Kameraden, der ihm — so viel verlautete — geschrieben, dass er irgendwo eine uralte Violine entdeckt habe. Sie stamme noch aus den Zeiten der Troubadoure und ein Zigeuner gehe damit um, der darauf ohrenzerreißend spiele und von dem Werte des Instrumentes gewiss keine Ahnung habe. Hau, das musste unser Major näher erfahren und er fuhr hinüber. — In der Wohnung des Majors waren ein paar Fenster offen geblieben. Der Giedel kauerte am Berghang und schaute hinein zu den Geigen. Die Haushälterin des Majors war auch fortgegangen, nachdem sie das Hausthor mit großem Gerassel verschlossen hatte. Der Giedel blickte hinein zum offenen Fenster. „Der hat so viele, und ich hab' gar keine!" murmelte er. Plötzlich schlug er mit dem Daumen ein Kreuz über sein Gesicht und lief davon. Er gieng den Weg hinein bis zur Brücke, er schritt hinan bis zum Hammerhaus. Auf dem Fenster, hinter welchem sie wohnte, standen schöne Blumen, sonst sah er nichts. Das Wasser rauschte und der Berg legte schon seinen dunkelblauen Schatten über das Haus. Ein paar junge Männer giengen im Garten umher mit spitzen Schnurrbärten und unternehmenden Mienen. Dann traten sie ins Haus. Ob das Verwandte sind von ihr oder Eisenhändler?

Der arme Giedel gieng wieder gegen das Dorf zurück. — Am Werktage, dachte er bei sich, da ist die Arbeit, da geht's zur Noth; aber am Sonntag, wenn einer in der Müßigkeit so umherschlenkert, da ist's schier nicht auszuhalten. Der Druck in der Brust, der grausame Druck! Mit dem Taschenmesser ein Loch aufmachen hinein, dass dieses wilde Blut heraus könnt' springen . . .

Als er zum Hause des Majors kam, dunkelte es schon ein wenig und im Thale dem Bache entlang war ein bläulicher Dunsthauch. Kein Vogel, kein Heimchen, kein Mühlrad — nichts. Dass es doch so still sein kann auf der Welt! . . .

Um das Haus war es öde, und nichts rührte sich. Die Fenster standen offen. Der Giedel kletterte an einem Mauervorsprung empor und stieg zum Fenster hinein. An der Wand huschte er hin, nahm die Cremoneser Geige mit dem Fiedelbogen von der Wand, barg sie unter seinen Rock, sprang rasch zum Fenster hinaus und eilte davon gegen den Wald hin.

In der darauffolgenden Nacht war's. Über den Wipfeln des Bergwaldes stand der Mond. Der Eisenhammer stand still, das Wasser rieselte leise über das hinterseitige Floss. Wer das Rauschen und Pochen gewohnt ist, dem wird's unheimlich. Paula lag in ihrem Bette, konnte aber vor lauter Ruhe, die sie umgab, nicht schlafen. — Sie dachte an ihre Mutter, die seit langem schon auf dem Kirchhof lag. Sie dachte seufzend, wie das jetzt werden würde, wenn der Vater wieder heiratet. Die reiche Sensenschmied-Witwe von Tiefwasser. Dann will er den kleinen Eisenhammer hier verkaufen und hinüberziehen und in Tiefwasser eine Gewerkschaft bauen. Was das noch werden wird? . . .

Als das Mädchen im einsamen Stübchen so sann und dabei recht traurig ward, hörte es draußen einen zarten, klingenden Ton. Es war anfangs wie eine leise vor sich hin singende menschliche Stimme. Sie wurde lebhafter, es klang wie ein süßes Locken und dann wieder wie ein betrübtes Klagen. Es war wie ein allmähliches Aufschwingen, wie ein Anklopfen und treues Bekennen und endlich wie das Freiwerden und Übersprudeln eines warmen, leidvollen Menschenherzens. — Nie in ihrem Leben noch hatte Paula so singen, so weinen gehört. Sie war selbst einmal in einer Singschule gewesen, aber dieser unendlich rührende Tonhauch, den sie jetzt vernahm, er hatte keine

Ähnlichkeit mit anderen Kehlenklängen und doch war er nichts als das unmittelbare Aufquellen menschlichen Herzblutes. — Sie konnte sich das nicht so denken, aber ein Gefühl ward in ihr wach, als ob sie in diesem Augenblicke sterben müsste, und als ob sie im nächsten Augenblicke eingehen würde zur himmlischen Seligkeit. —

Nach einer Weile richtete sie sich auf und blickte hinaus zum Fenster. Da unten auf weißem Kieswege stand eine dunkle Gestalt. Sie erkannte den Weber Giedel und sah jetzt, wie er eine Geige spielte. Sie verhielt sich ganz ruhig, sah hinab und horchte. Sie horchte so lange, bis ihr die Tropfen von den Augen rannen. So über alle Maßen lieb hatte sie diesen Menschen. So viel Mitleid hatte sie empfunden, seit sie ihn kannte, weil er so sanft, so freundlich und still, so brav und so verlassen war. Als sie einst ein kleines Mädchen das erstemal in die Kirche mitgenommen wurde, war am Altar neben dem Priester ein schöner blonder Knabe gestanden, und so oft sie an Engel dachte, von Engeln hörte, kam ihr dieser Knabe zu Sinn. Allmählich, ganz allmählich wuchs dieser Engel heran zu einem Menschen . . .

Paula öffnete das Fenster, da hörte der Bursche unten auf, zu geigen.

„Giedel", sagte sie mit vor Innigkeit zitternder Stimme, „Giedel, geh' jetzt heim. Die Nacht ist kühl."

Da trat er ein paar Schritte gegen das Fenster und flüsterte herauf: „Paula, ich hab' dich lieb!"

„Nimm ihn hopp!" rief plötzlich eine rauhe Männerstimme. Da sprangen aus dem Schatten zwei Gesellen mit Waffen und glänzendem Riemzeug herbei und rissen den Burschen nach rückwärts zu Boden. Noch hielt der Giedel trotz des Schrecks die Geige hoch in die Luft, dass ihr nichts geschehe, weiter wehrte er sich nicht, biss die Zähne zusammen und ließ sich fesseln.

Mittlerweile war es im Hammerhause lebendig geworden, die Leute eilten auf die Gasse: was da geschehen wäre, was das bedeute?

„Den Dieb haben wir", berichtete einer der Gendarmen. „Dem Herrn Major Stramper ist er in die Wohnung gestiegen. Eine Violine gestohlen."

„Der Weber Giedel!" schrien nun die Schmiede und das Gesinde. „Das ist nicht übel! Der Duckmauser! Der Scheinheilige! Der Einbrecher! Ah, das ist zu nett!"

Auch der Schmiedmeister war, flüchtig in seine Bettdecke gehüllt, hervorgekrochen. „Ein Dieb? Ein Eisendieb?"

„Ein Bettelgeiger."

„Der Strolch!" knurrte der Schmiedmeister, „was hat er denn vor meinem Hause gesucht, bei der Nacht?"

„Das Töchterl hat er angegeigt!" lachten sie.

„Ein anderesmal stiehl Butterbrot! Das frisst man ungehört." höhnte ein Knecht. „Geigen krächzen zu viel, kommst allemal auf."

„Was kostet der Bettel?" rief jetzt Paula, die sich schneidig in den Handel mischte.

„Jungfer!" antwortete der Gendarm, „es handelt sich nicht um die Geige, es handelt sich um den Diebstahl."

„Sag' etwas!" forderte das Mädchen den Giedel auf. „Vertheidige dich!"

„Das hilft nichts", antwortete der Bursche ganz ruhig. „Sie glaubes mir nicht. Morgen hätt' ich sie dem Herrn ja wieder zurückgebracht. Sie glauben es mir nicht, und ich muss sitzen. In Gottesnamen, jetzt ist mir ganz leicht. Sei nur so gut, Paula, und stell' sie ihm zurück. Und dass ihr nichts geschieht. Mein Elend hab' ich mir herausgefiedelt. So leicht ist

mir schon lang' nicht mehr gewesen, wie jetzt. Vergiss nur nicht ganz auf mich, Paula, wenn ich gestorben bin."

Das Mädchen wollte darauf etwas sagen, konnte aber vor Weinen nicht mehr sprechen, und also führten sie den armen Jungen davon in der stillen Mondnacht, führten ihn hinaus in das Dorf und thaten ihn in den Gemeindekotter.

Am nächsten Morgen war ganz Schwandau aus Rand und Band. Das Unglaubliche! Das Unerhörte! Manche meinten, der Giedel sei irrsinnig geworden. Etliche fluchten über die Hexe, die ihm's angethan. Nur wenige gaben sich stiller Schadenfreude hin. Im Gemeindehause kamen um die Mittagsstunde mehrere Männer zusammen, der Dorfrichter, der Pfarrer, der Hammerschmiedmeister und auch der Major Stramper.

„Ist es Ihr Ernst, dass Sie klagbar werden wollen?" fragte der Richter den Major.

„Bare achtzig Gulden hat sie mich gekostet, die Cremoneser!" antwortete der Major.

„Aber sie ist ja doch wieder in Ihrem Besitze", sprach nun der Pfarrer, „und gänzlich unversehrt. Den Burschen haben wir alle gern, er ist fleißig, gutmüthig, keiner weiß etwas Ungutes von ihm. Die dumme Lieb'! Auch wir haben Thorenstreiche gemacht in der Jugend. Lassen Sie es gut sein, Herr Major!"

„Von mir soll niemand sagen, dass ich sein Unglück gewesen bin", antwortete der alte Soldat. „So vernarrt zu sein! Gerad'halten soll er sich! Es ist gut."

„Wenn's gut ist", versetzte jetzt der Hammerschmiedmeister, „so möchte ich auch noch ein paar Worte sagen. Mein Mädel ist wie verrückt. Ich habe keine Ahnung gehabt. Wenn es so steht mit den zwei jungen Leuten, und dass sie toll werden, wenn sie einander nicht kriegen — ich sag': in Gottesnamen."

Denn er hatte sich's überlegt, dass es besser ist, wenn er die erwachsene Tochter an Mann bringt, ehe er selbst noch einmal zugreift drüben in Tiefwasser. Es bleiben auf solche Weise allerhand Unannehmlichkeiten aus. Das Mädel hat seine mütterliche Sach', damit kann es dem Weber aufhelfen und die Wirtschaft herrichten. Also ist's recht, und der Vater und die Tochter sollen an einem Tage Hochzeit halten.

Als der Giedel aus dem Kotter trat, wartete schon die Paula, fiel ihm lachend und schluchzend um den Hals: „Wir haben uns!"

Am Tage der Hochzeit kam der Major mit der Geige. Die Cremoneser war's.

„Mir steht ein Duplicat in Aussicht", sagte er einleitend. „Auch dem Zigeuner mit der alten Fiedel bin ich auf der Spur. Diese da — ein sehr seltenes Stück! — sie gehört dem jungen Bräutigam. Er hat damit der Seinigen das Ständchen gebracht, er wird sie noch öfter brauchen können. Ist die Geige verstimmt, so soll er küssen, und ist das Weibchen verstimmt, so soll er geigen. Und jetzt einen kecken Steirischen aufgefiedelt! Gerad'halten, Junge!"

Nachbarschaft.

Von O. v. Berlepsch.

Von einem spitzbogig vorspringenden Giebel breit und behaglich überdacht, schaut mein Fenster ins Freie. Es hat den großen Vorzug, dass niemand außer den Vögeln und dem Dachdecker, der jährlich einmal drüben auf dem Nachbarhause umherkrabbelt, herein gucken, ich aber umso unumschränkter hinaus sehen kann auf Nähe und Weite, nach der Stadt mit ihren Thürmen, die oft so fein im Sonnennebel oder auch im grauen Wetterdunste bis auf ihre nur leis umrissenen Conturen verschwimmen, und dann über das Häusermeer hinweg nach Fernen, wo Wald und Feld in Ruhe liegen. Es ist hübsch, da hinauszublicken zu jeder Jahreszeit, ob Schnee die Dächer und Gärten deckt, oder blühende Wipfel von unten grüßen und im Lande draußen sonnig beleuchtete Höhenzüge sich entschleiern — immer gibt dieser Ausblick ein Gefühl der Freiheit und friedlichen Entrücktseins vom Lärm des Tages."

Wenn jenseits der letzten Häuserreihen die Felder zu grünen beginnen, wenn der Buchenwald seine eigenthümlich grauröthliche Lenzfarbe bekommt, so bin ich die erste im Hause, die das sieht, und wenn im Osten des Abends der Vollmond aufgeht, so schaut er mit seinem runden jovialen Gesichte zuerst in meine Stube, bevor er die weiter unten aufsucht, als wollt' er sagen: „Grüß Gott, du da oben, nun, hast du dir noch immer kein anderes Nest gewählt?" —

Ich stehe mit den Gestirnen des Himmels, mit Wolken und Wetter sozusagen auf du und du, weiß von wannen sie kommen, wohin sie ziehen; ich erschaue überhaupt manches, was denen in den unteren Regionen oder gar Leuten, welche in den engen Gassen drinnen hausen, entgeht.

Das Betrachten dieser Erscheinungen hält mich aber nicht ab, auch dem Näheren und Nächsten mein Interesse zuzuwenden. Der Mensch ist ja so; aus der Freiheit kehrt er zeitweilig gern zur Beschränkung, vom großen zum kleinen zurück, und gerade derjenige, welcher der Natur und ihren Wundern näher tritt, beobachtet das Unscheinbare andächtiger, als alle Sonn- und Feiertags-Natur-Enthusiasten miteinander.

Zu diesen Näheren und Nächsten gehörten für mich ein paar Nachbarn, die im Laufe der Zeit in meinen Gesichtskreis kamen und mit denen ich in einen gewissermaßen vertrauten, wenngleich stummen Verkehr trat.

Da hatte im letzten Sommer eine große, ehrwürdige Kreuzspinne, die ihre Kunst aus dem ff verstand und ganz wie eine Stammutter unzähliger behender Spinnelein aussah, gerade im Spitzwinkel unter meinem Dache sich angesiedelt. Zwischen dem Giebelbalken war immer ein prächtiges Netz gespannt, in dem manche arglose Mücke ihr Leben aushauchte. Ich schaute ihr oft zu, wie sie nach Gewitterregen, nach Windstößen, die ihr Gewebe zerrissen, unermüdlich immer von neuem wieder zu spinnen begann, wie sie geschickt die ersten langen, kaum sichtbaren Fundamentalfäden zu befestigen wusste, zwischen die hinein, wie in die Lüfte, sie ihr

Netzlein spannte, bei jedem Knotenpunkte mit demselben rechtsseitigen Füßchen eine schlingende Bewegung ausführend, und wie sie dann, im Centrum anlangend, wo das Gewebe immer feiner und regelmäßiger geworden, augenscheinlich von der Arbeit ruhte und sich behaglich schaukeln ließ, wenn ein Lüftchen das wundersam feine Gespinst bewegte, das viel zu zart schien, um den großen Körper seiner Schöpferin zu tragen. Sie hatte etwas greisenhaft Klausnerisches, ja Böses, wie sie da so einsam in ihrem Netze saß und der Beute harrte, welche der Zufall ihr ins Gehege trieb, immer lautlos und allein, während draußen im Sonnenschein die Schmetterlinge miteinander gaukelten, die Vögel sich paarten und das kleine Volk der Bienen, Fliegen, Mücken lustig hin und her summte. Wie gierig schoss sie aus ihrem Hinterhalte, wenn so ein armes, zappelndes Geschöpfchen mitten aus seiner Lebenslust ihr ins Garn gerieth, wie schnell und bündig machte sie ihr Mordgeschäft ab, ohne Pardon, ohne Anstrengung, — eine kurze Umarmung, und der Lebensodem war dem Opfer ausgesogen. Es lag etwas Märchenartiges in dem grausam stillen Treiben dieser Einsiedlerin, die ihre bewundernswerte Kunst nur für ihr Mordhandwerk, zum Unheil anderer Wesen trieb. Und doch wurde sie mir eine traute Nachbarin. Sie behauptete ihr Revier mit großer Standhaftigkeit bis in den Herbst hinein, bis ein rauher Sturm einmal ihr letztes Gewebe zerriss und sie verscheuchte, wer weiß wohin? Ich blickte noch öfters nach ihr aus — aber sie war und blieb verschwunden.

Dafür zog bald, — fast war es, als hätte meine Klausnerin eine Botschaft hinterlassen, dass da oben unterm Giebel nicht schlecht hausen sei — ein Ersatz für sie ein. Ein paar Spatzen waren's, ob Mann und Frau, Vater oder Mutter und Kind, das konnte ich nicht gleich herausbringen, — kurz, es waren ihrer zwei. Im Spätherbste um die Zeit, wo draußen auf den Feldern nichts mehr zu holen ist, und die Nähe der Menschen manches Thierlein nähren muss, hielten sie ihren Einzug in einem geschützten Winkel unterm Dache und gaben alsbald mit der bekannten Spatzen-Unverfrorenheit durch Lärm und Hin- und Herflattern ihre Anwesenheit kund. Jetzt saßen sie auf dem geschnitzten Knauf des Dachsparrens, der dicht neben meinem Fenster war, dann drüben auf dem Kamin des Nachbarhauses, auf der Dachrinne oder sonst einem freien Standpunkt, der ihnen gerade behagte. Es war ein ewiges Gehen und Kommen, Zwitschern, Flattern, Balgen; kam einer mit einem Stückchen Brot oder anderer Beute dahergeflogen, so gab es gleich einen großen Lärm, ein Abjagen und Streiten, dem sich oft noch eine ganze Schar dieses ewig schmauslustigen Völkchens anschloss. Es machte mir Spaß, bei solchen Gelegenheiten in die Action einzugreifen, indem ich durch Aufscheuchen der verfolgenden Bande dem einen zu seinem Rechte zu verhelfen suchte. Aber ich sollte nicht sehen, dass es hier gerade so wie bei den Menschen zugeht, wo auch mancher dem anderen, wenn er nur die gehörige Unverschämtheit hat, den Bissen vom Mund wegschnappt.

Die Verschiedenheit der Gestalt zwischen den zwei kleinen Kumpanen brachte mich auf den Gedanken, dass sie doch ein Ehepaar sein müssten. Einer von ihnen war ein robustes Kerlchen mit braun und weiß gezeichneten Flügeln, einem streitbaren Schnabel und behäbiger Rundung; der andere, etwas kleiner, zarter, mit hellgrauem Gefieder, schaute gewissermaßen weiblich in die Welt, das heißt naiver, lebenslustiger und dabei doch schüchterner als sein Kamerad. Auch im Benehmen der beiden glaubte ich Anhaltspunkte für die Richtigkeit meiner Vermuthung zu finden. Flog

Nr. 1 zum Beiſpiel davon, ſo folgte Nr. 2 gewiſs gleich nach. Ließ Nr. 2 ſich aber in auffallende Schaukeleien mit anderen ein, ſo fuhr der Stärkere dazwiſchen, pickte und rauſte die Unberufenen wie einer, der ſich von rechtswegen als Herr des andern fühlt, — ein Benehmen, deſſen ich, in ſeiner groben Rückſichtsloſigkeit, von der anderen Seite nie gewahr wurde.

Als die ſtürmiſchen kalten Regentage kamen, die dem Winter vorangehen, führte das Paar ein häuslicheres Leben. Da ſaßen ſie ſtill und flauſterig nebeneinander und ſchauten wie in Sorgen um die Zukunft in die graue Welt hinaus. Lange vor Abend ſchlüpften ſie ſchon in ihr verborgenes Winkelchen und ließen das Wetter draußen toben.

In den mageren Zeiten, wo der Schnee die Erde bedeckt, ſtreute ich ihnen zuweilen Futter, was ſie gleich fröhlicher ſtimmte und auf meine Nachbarſchaft nun erſt recht aufmerkſam machte; denn von da an reckten ſie die Hälſe, um durchs Fenſter zu ſehen, ob nicht bald wieder etwas käme, oder gaben auch durch Rufe und Anflattern gegen die Scheiben in kecker Spatzenart ihre Wünſche zu erkennen.

Einmal fiel es mir auf, daſs der kleinere der beiden fehlte, und zwar, wie ich mich jetzt erinnerte, nicht erſt ſeit geſtern. Ich ſah täglich nach, ob er nicht wieder da ſei — aber er blieb fort. Ob Treuloſigkeit oder eine tückiſche Katzenkralle ihn entführte, wer wuſste es? kurz, ein melancholiſcher Witwer ſaß fortan draußen vor meinem Fenſter. Daſs ſein Los meine Theilnahme nur in erhöhtem Maße noch weckte, iſt begreiflich. Keinen Morgen ſetzte ich mich an meinen Arbeitsplatz, ohne zuerſt nach ihm auszuſehen. Da war er dann meiſt ſchon auf ſeinem Poſten, froſtig den Kopf eingezogen, das Gefieder aufgeblaſen, oft geſchwärzt vom Ruß der Schornſteine, deren Wärme er aufgeſucht, ein trübſeliger kleiner Proletarier, in deſſen Seele nur der eine Seufzer zu wohnen ſchien: Lumpiges Leben! — Wenn ich an die Fenſterſcheiben trat, wandte er den Kopf nur halb nach mir, ungefähr wie frierende Eckenſteher ſich begrüßen: So — du auch wieder da?

Dieſer mein melancholiſcher Spatz, und dann noch ein anderer Nachbar, ein Menſchenkind, welches ſicherlich nicht ahnte, daſs es für mich ein Gegenſtand theilnehmenden Intereſſes wurde, belebten meine winterliche Einſiedelei.

Wenn die frühe Dämmerung hereinzubrechen begann, ſchaute ich gern eine Weile, bis es Zeit war, die Lampe anzuzünden, in den ſinkenden Abend. Da ſah ich dann häufig am Fenſter eines der Nachbarhäuſer eine ſchlotterige, etwas gebeugte Männergeſtalt in äußerſt bequemer Schlafrocktoilette, mit einer dunklen Haarmähne, die ein bleiches Geſicht umrahmte. Er konnte oft eine halbe Stunde lang in die neblige Luft hinausſtarren, ohne ſich zu rühren; manchmal aber geſticulierte er auch, wie einer, der mit ſich ſelber redet, oder er öffnete das Fenſter, um mit ſeiner blaſſen mageren Hand den Schnee zu betaſten, der auf dem Geſimſe lag. Ich wurde nicht klug daraus, ob der Mann jung oder alt ſei. Er hatte den Habitus eines Gelehrten und eines durch überanſtrengende Arbeit oder ſonſtige Factoren etwas verkümmerten Menſchen. Sein Kopf mit der mächtig gewölbten Stirn und den tiefliegenden Augen konnten ebenſo einem Fünfziger wie einem Dreißiger angehören. Ich wuſste nicht wer, noch was er war, kümmerte mich auch nicht weiter um ihn; nur des Abends — da wir offenbar eine gewiſſe gleichartige Liebhaberei für die Dämmerung hatten, — ward meine Aufmerkſamkeit immer wieder durch ſein Erſcheinen am Fenſter auf ihn gelenkt. — „Auch ein Einſamer, wie es in der Großſtadt ſo manche gibt“, dachte ich mir, da ich nie

jemanden bei ihm sah, und meine Phantasie reimte selbstverständlich in solch müßigen Momenten mit der Gestalt des Unbekannten allerlei interessante Schicksale zusammen.

Als die Tage länger, die Abende heller wurden, sah ich ihn auf einmal seltener, und wenn es geschah — dies fiel mir auf — nicht mehr im Schlafrock, ohne Kragen, mit verworrenem Haar, sondern, soweit es bei seiner Erscheinung überhaupt möglich war, in bedeutend geschniegelterem Zustand. Einmal sah ich ihn gar mit einem Handspiegel am offenen Fenster stehen und in großer Andacht sich selbst betrachten. Ein andermal hörte ich ihn greulich falsch pfeifen. Was bedeuteten diese Zeichen?

Die Antwort ließ gar nicht lang auf sich warten.

Eines Nachmittags im März, an einem jener goldig milden Vorfrühlingstage, wo die Vögel ihre Melodien anstimmen und in den Gärten das erste Grün sich aus der dunklen Scholle ringt — was erblickte ich? An dem Fenster meines Einsamen standen zwei Damen, eine ältere und ein hübsches junges Wesen, welches lächelnd herausschaute, aber gleich wieder sich umwandte nach ihm, dessen Gesicht heute völlig verändert erschien. An seinem Lachen sah ich plötzlich, dass er ein noch junger Mensch sein müsse; es hatte etwas bärenhaft Glückliches, Jugendliches, Verliebtes, dieses Lachen.

„Wie man sich doch irren kann", dachte ich, staunend und belustigt zugleich, über meine Täuschung. Da drüben hatten die Nebelstudien in der Dämmerung nun jedenfalls ein Ende!

Während ich so stand, flog mit wahrhaft rauschendem Schwung mein „melancholischer" Spatz heran, und siehe! ebenfalls nicht allein, ebenfalls in heiterster Gesellschaft.

Gab's da ein Scharmutzieren, ein Rufen, Hüpfen, Auffliegen, Haschen!

„Alter Kerl!" sprach ich entrüstet, „was für ein toller Geist ist in *dich* gefahren?"

War das noch der missvergnügte Witiber von ehedem?

Er aber würdigte mich nicht einmal eines Blickes, geschweige einer Antwort, sondern schwang sich mit seiner Gesellschaft hinüber aufs Nachbardach, wo die Schäkerei fortgesetzt wurde.

Ich sah dem Treiben eine Weile zu, dann ließ ich den Blick ins Blau des Himmels schweifen, das weit und selig über der Landschaft sich wölbte. Da oben lächelte es wie eine Erklärung meiner heutigen Erlebnisse herab. — 's ist eben wieder einmal Lenz auf Erden! kicherten lustige Frühlingsgeister hinter einer Schar Rosenwölkchen hervor, die hoch am Himmel gegen Sonnenuntergang segelten. Und als hätte es die Amsel, die ganz still auf dem Kirschbaum drunten saß, verstanden, hub sie jetzt zu singen an, ein süßes Lied, das schier feierlich durch die noch unbelaubten Wipfel klang.

Des Herrn Vaters Hochzeit.

Eine finstere Geschichte.

Auf dem Kirchplatze zu Berchtesgaden an der Friedhofsmauerecke saßen zwei Männer und hatten volle Obstkörbe vor sich stehen. Beide waren barhäuptig, übrigens in grobem, grauem Loden gekleidet, jeder hatte um die Lenden eine blaue Schürze gebunden, die bis zu den Unterschenkeln reichte. Der eine hatte graues Haar, ein hageres, glattrasiertes Gesicht; seine scharfkantige Backe bewegte sich wie bei einem raschen Kauen, denn der Mann betete, weil in der Kirche, aus der man die Orgel tönen hörte, gerade Gottesdienst war. Der andere Mann hatte braunes, kurzgeschnittenes Haar, ein rundes, jugendliches Gesicht mit blondem Schnurrbärtchen, kurzer Plattnase und zwei kleinen Äuglein. Dieses Gesicht hatte den immer wechselnden Ausdruck großer Verschmitztheit, vielleicht sogar Bosheit, auch an ihm bewegten sich die Kinnbacken, denn der Bursche brummte über die langwierige „Umraundlerei“ in der Kirche. Während des Gottesdienstes hatte der Kirchthurmschatten, in den sie sich ursprünglich niedergelassen, sich so gewendet, daſs sie jetzt in eitel Sonne saßen, aber nicht das Recht hatten, weiterzurücken, weil sie nur den Platz an der Mauerecke gemietet.

Endlich begann es sich am Kirchenthor zu rühren und zu lösen. Die Leute strömten heraus; unsere beiden Höcker setzten ihre schwarzen Filzhüte auf und begannen zu rufen: „Kauft's Äpfeln, Pfirsiche, Zwetschken! Schön san's! Gut san's! Wohlfeil san's!“

Der Alte rief lauter als der Junge, denn das Obst des Jungen sah sich frischer und schwellender an und erfuhr mehr Zuspruch; der Verkäufer verstand es, die schönsten Stücke obenauf zu legen, diese riefen dann für sich selber, und dem Burschen blieb die Lunge gespart.

Unter den Leuten, die an die Körbe traten, um zu kaufen oder das Anschauen und Riechen des Obstes umsonst zu haben, war auch ein stattlicher Mann in halb bäuerlicher, halb bürgerlicher Tracht; er trug einen langen braunen Rock, gewichste Stiefel, die bis zu den Knien heraufreichten und dem Manne das Aussehen eines Landpfarrers verliehen. Sein Gesicht war wohlgenährt und glatt rasiert, hatte aber eine auffallend lange, schmale Nase und darüber ein paar eng zusammenstehende, graue, scharfe Augen ohne merkliche Brauen. Die Leute machten ihm fast ehrerbietig Platz, als er jetzt zum Obstkorbe des Burschen trat. Mit den hageren Fingern hob er einen Pfirsich um den anderen heraus, drehte und drückte ihn und warf ihn wieder in den Korb zurück.

„Was kostet so ein Bummerl?“ fragte der Herrenbauer.

„Das sind keine Bummerln“, antwortete der junge Obstverkäufer, „das sind Pfirsiche. Zwei um einen Groschen.“

„Darf man einen kosten?“ fragte der stattliche Bauer.

„Nur zu!“ sagte der Bursche.

Der behäbige Mann hob das schönste Stück heraus, biſs hinein und verzehrte es mit schmatzendem Munde.

Als er damit fertig war, spuckte er den Kern weit von sich und murmelte: „Sind nicht gut. Sind keine Kerngeher."

„Bitt' gar schön!" begehrte der Bursche auf, „wenn das keine Kerngeher sind, nachher will ich den ganzen Korb in den Straßengraben schütten."

„Wenn es Kerngeher sind, warum tragst sie denn nachher im Korb daher?" lachte der Großbauer und wendete sich seithin.

Der Bursche wollte etwas entgegnen, aber die in ihm wüthende Empörung verschlug ihm die Stimme.

„Soll das ein Witz gewesen sein?" fragte er endlich seinen älteren Genossen.

„Grassel", entgegnete dieser, „hast du dir den Mann gut angeschaut? Dem hättest du die Hand sollen bussen."

„Wie meint Ihr das, Josel-Vater?"

„Ich meine nur, weil der Mann so würdig ist und morgen seinen Ehrentag hat. Kennst ihn nicht? Das ist der reiche Pfleger im Hof, der Richter und Armenvater von Berchteshofen, Bezirksausschuss und Schulrath, und was weiß ich, welche Ehrenstellen er noch hat. Hast unten über der Straßen nicht den grünen Schwiebbogen gesehen, Grassel? Der geht den Pfleger im Hof an, der morgen seine silberne Hochzeit feiert mit seiner Familie. Drei Buben, glaub' ich, hat er. Vornehm wird's hergehen! Kannst dir's denken, so ein Ehrenmann!"

„Wie viel um einen Kreuzer?" fragte ein altes Mütterlein, in den Zwetschken des Öbstlers wühlend.

„Sechse."

„Nachher bleiben Euch alle über."

„Die heut' nicht gehen, werden morgen gehen. Morgen ist auch noch ein Tag."

„Und was für einer!" gigste das Mütterlein.

„Morgen sind sie noch theuerer. Die Schande darf man dem Pfleger im Hof nicht anthun, an seinem Ehrentag die Zwetschken wohlfeiler zu geben. Wie viel willst denn um einen Kreuzer, Mutterl?"

„Ihrer zehn sind nicht zu viel."

„Nimm ihrer zehn, weil du's bist", sagte der alte Öbstler.

„Kennst mich denn?" fragte das Mütterchen.

„Das nicht, aber du bist es doch, wenn ich dich auch nicht kenne."

Später, als die Leute sich verlaufen hatten und der alte Öbstler das eingenommene Geld zählte, that der junge den Mund auf und sagte: „Josel-Vater, wie ist denn das gemeint gewesen, dass ich dem Protzenbauer die Hand bussen sollt'?"

Der Josel-Vater schielte so ein wenig auf den Burschen hin und entgegnete dann: „Neugierig bist du immer gewesen. Hast auch recht, sonst erfährt der Mensch nichts. Schon als kleiner Bub hast du gern gehört Geschichten erzählen."

„Das ist mir noch nicht zuwider."

„Gut, sollst eine hören. Ich denk', du wirst noch keine Geschichte haben gehört, bei der du die Ohren so gespitzt, wie du sie bei der heutigen wirst spitzen. Jetzt wollen wir unsere Mittagssuppen essen gehen, nachher setzen wir uns draußen vor dem Dorfe unter den Lindenbaum."

Und später, als sie vor dem Dorfe unter dem Lindenbaume waren — der Josel-Vater saß an seinen Korb gelehnt auf dem Rasen, der Grassel lag schlank ausgestreckt und legte als Kissen seine Arme unter das Haupt — begann der Alte zu erzählen.

„Weit ist's nicht gefehlt, Bub, dass du mit der silbernen Hochzeit des Pflegers im Hof, die morgen ist, deinen fünfundzwanzigsten Geburtstag feiern könntest."

„Ja, wenn's auch ein silberner wär'!" sagte der Bursche.

„Kannt einer sein", so der Alte. „Pass jetzt einmal auf. — Vor fünf-

undzwanzig Jahren bin ich auch noch einer gewesen, so einer, der von dieser Welt ein gutes Trum hat haben wollen. Von meinem Vater das Häusel übernommen, hätt' ich heiraten können. Hab' auch beinahe schon eine gehabt — ein prächtiges Weibsbild, eine Holzhändlerstochter ist's gewesen. Wir sind schon ein paar Wochen miteinandergegangen und haben uns gern gehabt. Jetzt ist aber ein Deichgräber im Land, einer aus Böhmen oder woher, ein baumstarker Lümmel, und der hat sich auf die Weibsbilder verstanden. Und wie es schon geht, auf einmal ist meine Hannerl weg und der Deichgräber heiratet sie. Denn sie hat Geld gehabt, einen Haufen Geld von ihrem Vater. Das Geld, meinetwegen, hätt' er haben mögen, zu Geld kann man's selber bringen, aber das Mädel bin ich ihm nicht willig gewesen, denn so eins gibt's nicht mehr, nach meinem damaligen Glauben. Wild bin ich worden und verzagt. Hat mir nichts geholfen, sind fort alle zwei, weit weg, in die dasige Gegend her und haben sich den Pfleger-Hof gekauft. — Schlafst schon, Grassel?"

„Solche Geschichten habe ich schon genug gehört", versetzte der Bursche schläfrig.

„Bleib' noch ein bissel munter, Grassel, ich rath' dir's", fuhr der Alte fort. „Jetzt, wie die Zwei davon sind gewesen, da hat sich ein junges armes Dirndel gemeldet. Die schöne Veferl haben sie's geheißen. Aber arm und sauber, das ist nichts nutz! Und die Veferl, die hat er angesetzt, der Böhm, und nachher verheirateterweis natürlich nichts mehr von ihr wissen wollen. Im Wochenbett ist sie gestorben und jetzt hat sich niemand ums Kind wollen kümmern. Das Gericht stellt darüber einen Vormund auf, und der sollt' ich sein. — Ich bitte, hab' ich gesagt, wie komm' ich dazu! Der Vater von diesem Wurm ist mein größter Todfeind. — Es wäre ja nur der Form wegen, hat darauf das Gericht gesagt, ich brauchte ja für das Kind nicht zu sorgen, das bekomme einen Kostort und würde schon dafür gezahlt werden. — Wenn's nur der Form wegen ist, sage ich gut! — und sie schreiben mich als Vormund ein. Hab' mir auch vorgenommen, dass ich mich gar nicht will umschauen nach dem Kinde. Wie komm' ich dazu? — Aber was wirst machen? Nicht bekümmern um ein armes Wesen, das unter rohen Leuten sein muss, der Vater hat sich mit ein paar hundert Gulden abgefunden und schaut weiter nicht nach. Und mir haben sie es angebunden, wenn auch nur brauchshalber. Zum Jammern hat es ausgeschaut, das Kindel, wie ich's einmal hab' besucht, und sag' ich zu mir: Erbarmt's dir nicht? Du bist Gerhab darüber. Bist auch so ein Hundling und lasst es liegen? Just zur Rach' sollst ihm's thun, diesem Schandmenschen, der dich um deine ganze Freud' hat gebracht, just zur Schmach und Rach', dass du dieses hilflose Geschöpf nicht verlässt! Vielleicht, wenn es groß ist, kommt einmal ein zahlender Tag. Und hab's zu mir genommen.

„Josel-Vater!" lallte nun der Bursche, immer noch mit halb gesenkten Augenlidern. „Dasselbige Kind bin ich; das weiß ich schon."

„Das weißt du freilich, Grassel, weißt du aber auch, dass dein Vater dir heut' einen Pfirsich gestohlen hat?"

Jetzt wurde der Bursche wach. Er richtete sich auf und fragte ganz ruhig: „Und den hätte der Teufel noch nicht geholt?"

„Lasst sich Zeit, denkt sich, das ist ein Schelm, der immer noch wachst."

„Und dieser Mensch, den sie jetzt den Pfleger im Hof heißen und Vorstand und Armenvater und Schulrath, der soll meine Mutter verführt haben?"

„Hat es."

„Sie verlassen, dir die deinige abspenstig gemacht?“

„Hat es.“

„Dieser Großbauer und Bürger zu Berchteshofen soll mein Vater sein?“

„Ist es.“

„Und der Mann hat morgen seine silberne Hochzeit?“

„Hat sie.“

„Josel, da muss ich dabei sein.“

„Wird dich halt nicht einladen!“

„Ich werde dabei sein!“ sagte der Bursche und rieb sich die Hände. Er hatte sich ganz aufgerichtet. „Wo ist er denn, der Pflegerhof?“

„Schau hinüber dort auf die Anhöhe. Der mit den vielen Gebäuden, wo vor dem Haus die Kapelle mit dem Thurm steht. Das große Wirtshaus.“

„Ich will meine Aufwartung machen“, sagte der Bursche.

„Kannst es ja probieren“, versetzte der alte Öbstler, „aber sei gescheit! Es kann dir was tragen, wenn du gescheit bist. Kannst auch verdammt abblitzen, wenn du dumm bist. Wissen thut er schon eh davon, aber kennen wird er dich nicht. Da, diese G'schrift nimmst mit, hab' sie gerad' alleweil in meiner Brieftaschen. Die zeigst ihm, aber nicht aus der Hand geben! — Probier's halt!“

Und gegen Abend desselben Tages war's, dass der Grassel eintrat beim Pfleger. Eine dralle Kellnerin fragte ihn, was er begehre.

„Den Wirt“, antwortete der Bursche.

„Den Herrn Vater? Der hat heut nicht Zeit.“

„Ich will nur wissen, wo ich ihn finde.“

„Das ist ja der Öbstler“, rief einer der Gäste drein, „hast leicht Most zu verkaufen?“

Hierauf der Bescheid, der „Herr Vater“ würde im neuen Hause drüben sein, wo er wohne.

Der Grassel gieng über den Anger. Von der Küche her vernahm er die keifende Stimme der Wirtin, im Hofe lungerten etliche Burschen gelangweilt umher, rauchten Cigarren und warfen sich manchmal gegenseitig ein bissiges Wort zu.

„Das werden wohl die Herren Brüder sein“, dachte sich der Grassel. Dann gieng er ins neue Haus und ohne anzuklopfen öffnete er im Flur die erste Thür. Da drinnen saß der Bauer am Tische, vor sich Papiere, die er nun hastig zusammenraffte.

„Wer denn?“ fuhr der Pfleger den Eintretenden an. „Tritt man mit *solcher* Manier in ein Haus?“

„Um Verzeihung“, antwortete der Bursche, „beim Heimatshaus klopft man nit an die Thür.“

„Was soll das? Wer ist Er?“

„Ihr müsst mich ja vom Kirchplatz her noch kennen, wo Ihr mir heut' so viele Pfirsiche abgekauft habt.“

„Kauf' kein Obst. Bei mir wachst selber.“

„Deswegen bin ich auch nicht da“, sagte der Bursche und zog jetzt erst zögernd den Hut vom Kopf.

„Also, was ist's?“

„Spottschlecht ist er“, murmelte der Grassel und drehte seinen Hut in der Hand hin und her. „Auch das andere Gewand“ — er blickte auf seinen fadenscheinigen Lodenrock — „das ist kein Hochzeitsgewand, Herr Vater. Kunnt ich nicht ein besseres haben? Selber hab' ich mir noch alleweil kein's anschaffen mögen.“

Nun stand der Pfleger rasch auf, trat mit ein paar heftigen Schritten gegen den Burschen und rief: „Jetzt will ich wissen, was das heißen soll! Will Er was, so geh' Er ins Wirtshaus hinüber, heut' bin ich für nichts da!“

„Soll mir einer meiner Brüder das Hochzeitsgewand geben? Oder die Frau Mutter? Die Stiefmutter wird's halt nicht thun wollen.“

„Ich glaub', bei Ihm ist's nicht

richtig oder Er irrt sich im Haus, bei mir heißt's beim Pfleger im Hof."

„Das stimmt", sagte der Bursche. „Der Pfleger im Hof hat ja morgen Hochzeit!"

„Und — ?"

„Schau der Herr Vater, und just bei dieser Hochzeit will ich dabei sein. Kann mir's auch denken, dass ihr sie gern alle beisammen habt Euere Leute an so einem Tag, und so bin ich halt da. — Noch gar nicht vorgestellt hätt' ich mich? Aber so ungeschickt! Der Grassel bin ich, Vater, Euer Ältester, so viel ich weiß."

„Gar nichts versteh' ich."

„Die schöne Veferl, in Sanct Georgen, dazumal! — Nun, ich bin der Sohn."

Etwas ungleich fühlte sich jetzt der Pfleger.

„Dahier wär' die G'schrift. Wird alles richtig sein."

Er hielt das Papier hin, der Pfleger warf einen zuckenden Blick darauf.

Der Bursche fuhr fort: „Sind auch andere Zeugenschaften da, wenn sie der Herr Vater verlangt. Hier, bitt' schön, hier steht mein Geburtstag. Wird eh' stimmen. Denk' der Vater nur nach."

„Jetzt wird's mir aber zu viel!" fuhr der Pfleger auf. „Und wenn was gewesen wär', dazumal, so bin ich der Mensch, der seine Schuldigkeit kennt und die Dirn gesetzmäßig abgefertigt hätte!"

„Richtig, mit dreihundert Gulden. Hat nicht weit kleckt, Vater. Davon red' ich jetzt nicht, das können wir später ausmachen. Heut' will ich nur mein Hochzeitsgewand haben. Ihr werdet selber sagen, dass ich morgen bei Euch nicht fehlen darf."

Der Pfleger ergriff den Rockflügel des Burschen und stieß hastig, doch fast leise heraus: „Du — wie heißt gleich? — Grassel! Du Grassel, wenn's schon sollt' sein, mach' keine Dummheiten, ich bitte dich, mach' mir jetzt keine Dummheiten. Komm ein anderesmal, wir bereden's nachher. Heut' hab' ich für nichts Zeit. Red' nichts derweil, da — leicht brauchst Geld!"

Er wollte dem Burschen eine Banknote geben, dieser blickte starr darauf hin und sagte: „Na, das nicht, Geld nicht jetzt, Geld erst später. Heut' bin ich nur wegen der Hochzeit da. Den Ehrentag lass ich nicht aus! Und krieg ich kein Hochzeitsgewand, so komm' ich so, wie ich bin! Ist mir schon alles eins. Zu der ersten Hochzeit meines Vaters bin ich ohnehin nit eingeladen worden, so will ich wenigstens bei der zweiten sein. Den Ehrentag lass ich nit aus."

Jetzt erst erkannte der Pfleger den Ernst der Lage. Nur mit der größten Klugheit konnte hier pariert werden und auf keinen Falle durfte es an diesem Tage laut werden, was dieser Mensch, dieser schreckliche Mensch zu sagen wusste. Sein Weib, ohnehin ein Drache, die ihm das von ihr zugebrachte Vermögen schon hundertfach büßen ließ; was würde das für ein Auftritt werden! Ein sauberer Hochzeitstanz! Und erst die Leute, vor denen er ehrengeachtet dastand! — Nein, nie und nimmer durfte es sein, dass dieser Öbstlerbursche auftrete — am festlich begangenen Ehrentag eine alte Schande.

„Grassel", sagte der Pfleger ganz sänftiglich: „Mir liegt's ja auch an, und wir wollen es ausmachen, dass du zufrieden bist. Aber da in der Stube lässt sich nichts reden. Es kann alle Augenblick wer hereinkommen und uns stören; und wer nicht kommt, der horcht draußen. Das gescheiteste wird sein, wir machen oben in meinem Kellerhaus Zusammenverlass. Weißt es, das Kellerhaus? Oben am Rain beim Schachen. Es ist unbewohnt, dort haben wir Ruh'. Dorthin kommst heut' ums Dunkelwerden. Ich weiß meine Pflicht und wir werden zufrieden auseinandergehen."

„Mir ist nur um die morgige Hochzeit", sagte der Bursche.

„Sollst dabei sein. Will aber noch ein weiteres für dich thun, deswegen komm fein gewiss in das Kellerhaus."

Der Grassel sagte es zu und anstatt dem Josel-Vater nach gen Sanct Georgen zu wandern, stieg er in der Abenddämmerung hinan zum Kellerhause. Der Pfleger war schon dort, hatte eine Talgkerze angezündet und hielt einen Weinheber und zwei Trinkgläser bereit vor einem Fasse. Als der Grassel eingetreten war, verschloss er die Thür. „Wir wollen Fried' haben", sagte er. „Du hast gewiss schon lange keinen Luttenberger mehr getrunken. Hab' ein Gebind mit feinem Ausbruch. Nu, kost' einmal."

Der Grassel trank. Das war gut.

„Bist mir auch ein sauberer Sohn", sagte hierauf der Pfleger scherzend. „Das erstemal mit dem Vater trinken und aufs Anstoßen vergessen. Na, macht nichts. Leben sollst!" Und sie stießen an.

Es war ganz heiter. Der Grassel musste viel erzählen, wie es ihm ergangen sei. Freilich wohl kümmerlich, allein der Bursche hatte es ja nicht gewusst, dass es viel besser sein könne, und im Angesichte einer guten Lebenswendung brachte er alles hübsch munter vor.

Der Pfleger gestand, er hätte es ja gewusst, dass der Grassel beim Josel in Sanct Georgen gut aufgehoben sei, und das sei ihm immer ein Trost gewesen.

„Und dass wir auch ernster Weis reden", sagte der Pfleger plötzlich — „geh', trink', Grassel! — dass wir auch ernster Weis' reden, ich will was für dich thun. Du musst aber gescheit sein und dein Glück nicht verscherzen. Ein Heiratsgut, wenn du einmal dazu kommst, und sonst brauch's für dich allein. Du kriegst jetzt so viel auf die Hand, als ich deiner Mutter gegeben hab', und du gehst fort und zeigst dich nimmer zu Berchteshofen."

„Damit bin ich auch zufrieden", antwortete der Bursche, „und will nach der Hochzeit gern fortgehen."

„Heut' musst noch fort, jetzt bei der Nacht noch!"

„Ah, das nit, Vater, bei der Hochzeit erweis' ich Euch schon die Ehr'. Ich will an Euerer Seiten sitzen."

„Grassel, ich bitt' dich! Thu' mir die Schand nit an vor den Leuten. Man weiß von nichts. Es wäre mein Unglück noch in den alten Tagen!"

„Das macht nichts", antwortete der Bursche ruhig und trank. „Ihr habt ja auch meine Mutter ins Unglück gebracht, Ihr habt Euer Kind verstoßen, ihr habt dem Josel die Braut weggenommen, er hat zum Lohn dafür Euer Kind auferzogen, Ihr habt es gewusst, dass er arm ist und nichts für ihn, nicht einen Kreuzer. Lieber Herr Vater, Ihr seid ein —"

„Was bin ich?"

„Ein Ehrenmann natürlich."

Der Pfleger war schon aufgesprungen, nun setzte er sich gelassen wieder auf seinen Schemel, während der Grassel auf einem leeren Fäßchen ritt und sich gemächlich hin und her schaukelte.

„Du sollst doppelt so viel haben, als ich vorhin gesagt", versetzte der Pfleger.

„Nicht ums Zehnfache!" sagte der Bursche, „nicht ums Zehnfache verkaufe ich die morgige Hochzeit. Einen Ehrentag will ich auch haben mein Lebtag."

„Und wenn ich dir das Zwanzigfache gebe", flüsterte der Pfleger halb bittend, halb drohend, „dass du dir einen Bauernhof kannst kaufen zu Sanct Georgen. Mehr wirst nit verlangen von einem alten Mann, dem einmal was passiert ist, was jedem passieren kann, und der Widerwärtigkeiten genug muss ausstehen. Du weißt es nicht, was ich ausstehen muss bei meinem Weib und den Buben. Besser hätt' ich's wohl getroffen

mit deiner Mutter, und wenn wir auch arm geblieben wären. — Schlimm bin ich dran. Das Ansehen bei den Leuten ist das einzige, was ich noch habe. Freilich hat mir mein Weib das auch verderben wollen, aber nicht recht können, weil ich gerecht dastehe vor der Leut' Augen. Die ganze Gemeinde thut sich zusammen zum Fest. Meines Weibes wegen halt' ich's nicht, das kannst mir glauben. Aber die Ehr'. Der morgige Tag, auf den ich mich schon so lang hab' gefreut, soll mir ein Trost sein. Grassel, wenn du mir diesen Tag verdirbst! Wenn du mir diesen Tag verdirbst, Grassel!" Mit geballten Fäusten neigte er sich vor gegen den Burschen.

Dieser saß behaglich da, die Hände in den Hosentaschen, und sagte: „Ich werde nicht vergessen, dass ich Euer Ältester bin und mich an Euerer Seiten recht ehrbar betragen."

„Es darf nicht sein. Du musst fort, du musst!"

„Nein, lieber Herr Vater, ich bleibe da."

„Zwing' mich nicht, Grassel!"

Der Bursche wiegte sich wieder und schaute mit lächelndem Hohne auf den Pfleger: „Und wenn's uns den Pflegerhof kostet, ich bleibe da!"

Jetzt stürzte der Pfleger sich auf ihn.

Der Grassel war aber auf der Hut gewesen. Blitzschnell stand er kampfbereit und nun gieng ein heißes Ringen an, welches unter wechselndem Glücke damit endete, dass der Bursche den Alten heftig an die Wand warf. Dieser that einen Schrei und blieb stöhnend liegen. Der Bursche schloss die Thür auf und eilte davon. In der Angst, sein Gegner würde ihn verfolgen, lief er durch den Schachen über ein Feld dem Walde zu, dort lauerte er und lauschte, ob er nicht Wuthausbrüche des Pflegers vernehme. Aber er hörte nichts.

Plötzlich ward ihm bange. Er gieng zurück zum Kellerhause. Die Thür stand noch offen. Er gieng hinein, die Kerze brannte noch ruhig, und auf feuchtem Erdboden lag der Pfleger — lautlos, regungslos, kaum noch ein wenig zuckend — im Verbluten. Er war mit dem Haupte an eine scharfe Steinecke gefallen.

Am nächsten Frühmorgen gieng es laut her beim Pfleger im Hof. Aber nicht Festlärm war es; die geladenen Pöller wurden nicht abgeschossen; es war Aufruhr des vermissten Hausherrn wegen. In der Verwirrung und dem Hin- und Herlaufen der Leute war auch der Obstträger Grassel da. „Wollt ihr's wissen, wo er ist!" rief er mitten im Hofe, „so kommt mit mir!"

Er gieng hinab gegen das Gerichtshaus. Mehrere folgten ihm, denn sie meinten, der Pfleger sei über Nacht eingesperrt worden. Vor dem Richter stehend, sagte der Grassel, der Pfleger liege oben im Kellerhause und sei todt. Und erzählte den ganzen Hergang, sowie die Ursache desselben.

Viele Jahre werden vergehen, bis der Obstträger Grassel wieder Pfirsiche kann verkaufen auf dem Kirchplatz zu Berchteshofen.

Das Märchen von der classischen Bildung.

Nach Hans Frisch.

Es ist auffallend, wie wenig die Studenten der Jetztzeit sich anderen jungen Leuten gegenüber an wirklicher Bildung hervorthun. Es ist auffallend, wie unwissend sie oft gerade in Sachen ihres eigenen Volkes sind und wie wenige ihre Muttersprache beherrschen! Junge Beamte können keinen deutschen Aufsatz machen. Unter hundert jungen Leuten können fünfzig Clavier klimpern, aber kaum fünf unvorbereitet eine Seite aus einem Buche mit guter Betonung vorlesen. Ist es aber ein Wunder? Werden unsere Studenten in den Gymnasien deutsch gebildet? Die Hälfte aller Unterrichtsstunden gehört den alten Sprachen. Die Schule sagt: den Homer und den Sophokles, den Horaz und den Virgil u. a. müßt ihr ganz genau kennen, wenigstens in Form und Grammatik, ob ihr euch auch die Kenntnis der deutschen Literatur aneignet, das ist uns gleichgiltig. — Der deutsche Kaiser hat scharf darauf hingewiesen, da er sagte: Wir wollen Deutsche heranbilden und nicht Griechen und Römer!

Wir sind nicht für die einseitige, nur nationale Bildung. Wir sind für eine auf deutscher Grundlage fußende, den Idealismus und die Sittlichkeit fördernde Weltbildung, und hierin ist das Erbe der Griechen und Römer ungenügend geworden. — In diesem Sinne veröffentlichte vor einiger Zeit Hans Frisch in Schorers „Familienblatt" einige Aufsätze, aus welchen wir das Folgende besonderer Erwägung empfehlen.

Wie es kam, dass die urtheilslose Begeisterung für das sogenannte classische Alterthum gehätschelt wurde, wie sie die Herrschaft im Schulunterricht zu erlangen wusste, das ist kurz zu sagen. Der deutsche Humanismus erwuchs weniger aus innerlichem Triebe als aus einer Nachahmung der humanistischen Schwärmerei, welche in Italien Mode war. Als es galt, Gesinnung und Überzeugung in Sachen der Religion und der Denkfreiheit zu äußern, da zogen sich die Führer des deutschen Humanismus beängstigt und befremdet vom Geist der Reformatoren zurück, ja sie nahmen theilweise sogar eine feindliche Stellung zu der neuen nationalen Bewegung ein. Und als dann im Anfang unseres Jahrhunderts die Gymnasien wiederum auf humanistischer Grundlage eine neue Ordnung empfiengen, da kam das Versenken in die Welt der Griechen der reactionären Regierung sehr willkommen, die vor dem Deutschthum der Studenten zitterte. Die Regierungen freuten sich, dass die Beschäftigung mit den alten Sprachen den Gymnasiasten keine Zeit ließ, sich mit vaterländischer Literatur und Geschichte zu befreunden, diesen beiden Geisteshelfern zur Erweckung eines gesunden Nationalgefühls. So kam es, dass der Nimbus der „classischen Bildung" immer größer ward. Und doch — dies wollen wir im Nachfolgenden beweisen — ist die Behauptung, dass die alleinseligmachende Bildung die durch das griechisch-römische Vorbild sei, durchaus falsch.

Es sei hier bemerkt, dass der Verfasser dieses Aufsatzes den Unterrichtsgang des Gymnasiums durchgemacht, und diesen mit den Abiturientenexamen abgeschlossen hat, welches seine Leistungen in den beiden alten Sprachen als gut bezeichnete; dass er, obwohl er dem Beruf nach den Philologen nicht zuzuzählen ist, noch heute ganze Oden des Horaz zu citieren weiß, Lateinisch wie Deutsch liest und Homer auch ohne starke Beihilfe des Lexikons zu verdeutschen vermag; ja, dass er sich ohne Vorbereitung lateinisch mit jedem Philologen unterhalten kann. Das Rüstzeug zur Bekämpfung des Gegners ist also in seinem Besitz. Und zum andern sei hier bemerkt, dass der Verfasser trotz aller Bekämpfung des Vorurtheils von der Unfehlbarkeit der Antike die Kenntnis derselben durchaus nicht ganz aus den Gymnasien beseitigt sehen will. Dafür aber will er eintreten, dass die griechisch-lateinischen Studien nicht als das Wesentlichste des Unterrichtes gelten, sondern dass sie den andern wichtigeren Geisteswissenschaften unter- oder beigeordnet (statt wie jetzt übergeordnet) sein sollen. Am allerwenigsten will er gegen die Lehrerschaft selbst Front machen, sondern sie vielmehr erlösen von dem drückenden Formalismus. Dies musste gesagt werden, um den Standpunkt des Verfassers zu kennzeichnen und Missverständnissen vorzubeugen.

Die Phrasen von der alleinseligmachenden Kraft der Antike sind in Schlagworte der „formalen Bildung" und der „Gymnastik des Geistes" zusammengefasst. Ein Gymnasialdirector spricht in einer Schrift es geradezu in den Worten aus: „Die höhere Menschenbildung kann nur auf dem Gymnasium, der einzigen Vermittlerin der Cultur des Alterthums, gewonnen werden."

Thatsache ist, dass der formale Bildungswert der alten Sprachen in logischer Beziehung dem der Beschäftigung mit anderen Sprachen völlig gleichwertig ist. Eine andere Phrase behauptet, dass die classische Bildung zum Beherrschen der Muttersprache besonders geschickt mache. Diese alles Ernstes aufgestellte Behauptung ist eine Lächerlichkeit. Es sei auf die komische Unbeholfenheit, die geschmacklose Satzeinschachtelungsmanier des Lateindeutsch hingewiesen. Sowie früher, leisten auch jetzt die Philologen darin Wunderbares. So schreibt einer der größten und einflussreichsten Philologen, der Leipziger Professor Gottfried Hermann, in einer Abhandlung vom Jahre 1826 unter einer Fülle undeutscher Stilblüten folgenden Satz:

„Man weiß nicht, was man von denen denken soll, die öffentlich die Denkart derer als die ihre aussprechen lassen, die, um ihre eigenen Fehler zu beschönigen, an dem, von dem sie getadelt werden, etwas aufsuchen, das sie ihm vorwerfen können, und sie für gerechtfertigt halten, wenn sie ihren Tadler geschmäht haben."

Mit Recht fragt man hier, ob ein solcher Stil möglich gewesen wäre ohne Hermanns Gewöhnung an lateinischen Ausdruck. Und man halte dieser Handhabung der Muttersprache das Deutsch entgegen, welches vor wenigen Wochen ein Gymnasialdirector gelegentlich eines Extemporales seinen Primanern dictierte:

„Gäbe es doch auch andere, schon aus dem Grunde größeren Lobes würdige Männer, dass sie ebendenselben Hannibal, welcher im Stolz über soviel Siege in Italien eine Niederlage keineswegs fürchten zu müssen geglaubt hätte, zuerst zu täuschen anfiengen, eine Kunst, durch welche der schlaue Karthager allen überlegen zu sein geschienen hatte, dann aber besiegen, so dass es wahrscheinlich war, wenn nicht vorher andere große Männer seinen Ruhm erschüttert hätten, dass Scipio kaum imstande gewesen sein würde, den soviel Jahre hindurch mit Hannibal geführten Krieg glücklich zu beendigen. Auch könntest du es nicht billigen, dass Scipio von den Göttern selbst ihres Rathes und ihrer Hilfe am würdigsten gehalten zu sein habe scheinen wollen."

„Gehalten zu sein habe scheinen

wollen!“ Wie schön und klar! Ja, ja, schlechte Extemporalienbeispiele verderben gute Sprachsitten!

Dass durch solche Misshandlung der Muttersprache der Sinn für einen reinen deutschen Stil in den Schülern erstickt wird, wer hätte den Muth, das zu leugnen?

Eine dritte, und wohl die gefährlichste Phrase ist die von der Förderung des Idealismus, welche den Schülern durch die Beschäftigung mit den Autoren der Griechen und Römer zutheil werden solle. Wir wollen dieser sehr schönklingenden Behauptung doch einmal gründlich zu Leibe gehen. Jedermann wird mit uns einverstanden sein, dass ideale Gesinnung ohne wahre Sittlichkeit nicht möglich sei. Nun möchten wir zunächst die Antwort auf die Frage suchen: Waren die Alten Sittlichkeitsvorbilder für unsere Zeit? Der Leser wird, wenn er historische Kenntnis und classische Belesenheit besitzt, sich diese Frage leicht beantworten können. Auch mit dem unbewaffneten, kritiklosen, geistigen Auge erkennt man die innere Faulheit antiker Charaktere und Zustände; ist doch die Geschichte Griechenlands nichts weiter, als die Verkörperung des crassesten und beschränktesten Egoismus der griechischen Staaten, und wenn man aus ihr die Perserkriege fortnimmt, so bleibt nichts übrig, woran sich unser Herz erfreuen könnte. Und selbst der Glanz der Perserkriege, wird er nicht durch solche Thatsachen bedeutend verdunkelt, wie das empörend gemeine Benehmen des Aristagoras während des jonischen Aufstandes, die Haltung der Thebaner während des nationalen Kampfes, die kleinen Eifersüchteleien der griechischen Staaten untereinander im Angesicht der Feinde; die Bestechlichkeit des Themistokles, die verrätherischen Pläne des Pausanias, der beispiellos schnöde Undank der Athener gegen den Miltiades und die niederträchtige Hetze der Spartaner gegen den Themistokles? Da man aber der Jugend immer von der Kalokagathie (das ist Schönheit und Güte) des Hellenenthums vorgepredigt, stellt sie sich jeden Griechen in der Gestalt des Apollo und mit dem Geiste des Perikles vor. Und doch war das von der Nachwelt vergötterte Volk nicht viel anders, als die heutigen Griechen, die durchaus nicht, wie man früher meinte, stark mit slavischem Blut versetzt, sondern im wesentlichen die richtigen Nachkommen der Hellenen sind. Treulos, bestechlich, zu Lug, Trug und List geneigt und geschickt, den häßlichsten Lastern ergeben; so sind die Griechen, so waren sie — mögen alle Zeuse vom Schulkatheder ihren Donner gegen uns schleudern — auch damals, trotz ihrer schönen Statuen und Bauwerke. Der redlichste, wahrheitsliebendste Geschichtsschreiber des Alterthums, Polybios, selbst ein Grieche, nennt als die Hauptfehler seiner Landsleute die Bestechlichkeit und die Treulosigkeit, wie denn die „griechische Treue“ damals wie heute als Ironie galt. Selbst ein von den Philologen so verherrlichter Charakter wie Demosthenes ist von dem Vorwurf der Bestechlichkeit nicht freizusprechen, die nun einmal ein griechisches Nationallaster war. Und so kommt es, dass die Uneigennützigkeit des Aristides von den griechischen Schriftstellern als etwas ganz besonderes hervorgehoben wird. So ein armer Tropf von Quartaner aber, dem sein Cornelius Nepos es als etwas ganz Ungewöhnliches hervorhebt, dass Aristides arm gestorben ist, obgleich er Millionen unter seiner Verwaltung hatte, zerbricht sich vergebens seinen kleinen Kopf über die Frage, worin denn diese besondere Tugend des Aristides bestanden haben soll. Bei den Deutschen ist ja doch diese Art von Tugend bei Cassenverwaltern selbstverständlich, und dass hochgestellte Beamte ihre Angehörigen in bitterer Noth hinterlassen, ist eine beinahe alltägliche Erscheinung.

Bei den Griechen finden wir also dieses höhere Maß von Idealismus, welches dem Alterthum angedichtet wird, keineswegs. Und noch viel weniger finden wir es bei den Römern, deren Geschichte mit ihrem Ocean von Blut, Schmutz und Thränen sich höchstens als Beweis dafür verwenden läßt, daſs nicht den Guten, sondern den Klugen die Welt gehört. Die römische Staatskunst ist auf einer diplomatisch-juristischen Heuchelei erbaut; denn vor jedem Kriege suchten die Römer dem Gegner mit den schönsten Redensarten zu beweisen, daſs sie das Schwert nur zum Schutz der gerechten Sache zögen, um dann, wenn sie Sieger blieben, das Land ihres Schutzbefohlenen unter irgend einem rechtsartigen Schein zu annectieren. Schlimmer noch als diese Vergangenheit ist es für unsere Zeit, daſs unser modernes Recht nach diesen haarscharfen Spitzfindigkeiten des bürgerlichen römischen Rechtes gemodelt wurde; daſs das deutsche Recht zurückgedrängt, und unserem Volk ein Recht aufgedrängt ward, welches aus den zudem noch häufig missverstandenen Überlieferungen altrömischer Rechtspflege an dem verderbtesten, unsittlichsten Hofe der Welt in Byzanz, vor dreizehnhundert Jahren zusammengestellt wurde. Daſs die Deutschen an diese römische Rechtsbibel noch heute glauben und sich nach ihr richten sollen, das ist vielleicht der schädlichste Einfluſs des Römerthums auf unser Volk.

Und nun wird unseren Knaben und Jünglingen die als heilkräftig ausposaunte Medicin der classischen Bildung von Ärzten eingegeben, deren geistiger und sittlicher Wert sehr fragwürdig ist. Wir meinen die Autoren, insbesondere die römischen, welche in der Schule gelesen werden. Oder trägt die Perfidie, mit welcher Julius Cäsar Freund und Feind in Gallien behandelt, die schönrednerische Geschichtsfälschung des Livius, die phrasenhafte Schwätzerei des Cicero, die patriotische Tendenzmacherei des Äneisdichters zur Förderung des Idealismus unserer Schüler bei? Von Horaz ganz zu schweigen. Denn wenn er auch ein hochbeanlagter Dichter ist, so kann man bei seiner Lectüre doch nicht vermeiden, daſs der Schüler Einblicke in die verwerflichsten und unnatürlichsten Laster der alten Welt erhält. Nein, meine Herren Philologen! Wenn die Kenntnis der alten Schriftsteller dem Idealismus besonders förderlich wäre, dann böte uns die Geschichte nicht ein merkwürdiges Schauspiel zur Zeit der ersten Renaissance. Damals, als die Studien des classischen Alterthums zu neuem Leben erweckt wurden, waren gerade die Stätten, wo die humanistisch am feinsten gebildeten Geister weilten, der Tummelplatz der verworfensten Gesellschaft, welche (die römische Kaiserzeit ausgenommen) die Geschichte kennt. Die Paläste der italienischen Renaissancezeit, die von den begeisterten Recitationen griechischer und römischer Autoren wiederklingen, triefen von Greueln des Mordes, der Wollust, von verruchten Thaten des brutalsten Egoismus. Man braucht hier nur an die Borgia zu erinnern.

Der Idealismus verträgt sich ebenso schlecht mit der Unsittlichkeit, wie mit dem Egoismus. Letzterer aber ist stets mit der Gemüthslosigkeit eng verbunden, und auf das Gemüth im deutschen Sinne hat die antike Bildung sehr wenig Einfluſs. Es kann behauptet werden, daſs in den römisch-griechischen Werken für das Gemüth fast gar keine Ausbeute zu finden sei, daſs kein Moment uns im Innersten tief ergreife, ausgenommen die Homerischen Schilderungen von Hektors Abschied und Odysseus' Heimkehr. Wir möchten zu diesen beiden gemüthsergreifenden Momenten noch ein drittes hinzufügen: der rührende Ausdruck des Heimatgefühls der zehntausend Griechen Xenophons, als sie das Meer erblickten.

Im Ganzen läßt die antike Bildung das Gemüth leer.

Aber, so fragen wir mit Recht, und gewiss im Sinne von Millionen: Ist denn, wie dies nach den Behauptungen der Altphilologen anzunehmen wäre, der Idealismus allein bei Studierten oder denen, die das Abiturientenexamen bestanden, zu finden? Was ist Idealismus? Ideale Gesinnung eines Menschen ist die Bereitwilligkeit, für Zwecke, die außerhalb des Bereiches seiner sinnlichen Wahrnehmung liegen, und die sein persönliches Wohl oder Wehe nicht unmittelbar berühren, das heißt eben für sogenannte „Ideale", Opfer zu bringen. Das Maß der idealen Gesinnung ist offenbar lediglich nach der Größe der Opfer zu schätzen, welche jeder für seine Ideale bringt. Es ist aber nachweisbar, dass bei Vereinen mit idealen Zwecken (mögen dieselben der religiösen oder politischen Agitation, dem deutschen Schulverein, dem Colonialverein, dem Verein zur Rettung Schiffbrüchiger gelten) die Studierten verhältnismäßig in viel geringerem Maße beitragen, als die Unstudierten. Man denke ferner an die Arbeiter und ihre Opferfreudigkeit für ihre idealen Zwecke, mögen dieselben auch auf socialen Irrlehren beruhen. Und nun nehme man dazu die großen, weiten Berufskreise des Soldaten, der sein Leben dem Vaterlande weiht, und des Volksschullehrers, der unter kümmerlichen äußeren Verhältnissen mit größter Anspruchlosigkeit und Gewissenhaftigkeit dem Ideal seines Berufes lebt.

Man hört auch unter den Aposteln der allein seligmachenden Antike viel davon fabeln, dass ein Kunstverständnis ohne das Verständnis der alten Kunst unmöglich sei. Was von dieser Behauptung zu halten ist, wird jeder Leser sich sagen können, wenn er an die großen Meister der verschiedensten Kunstgebiete denkt, von denen nur ein verschwindend kleiner Theil gymnasiale Bildung genossen hat.*) Man müsste, um dieses für die Gegner der antiken Bildung sehr dankbare Thema weiter auszuführen, auf den Gegensatz zwischen gelehrter und volksthümlicher Kunst zu sprechen kommen, und das würde hier zu weit führen. Schmeding hebt hervor, daß die classische Bildung eine Anschauung geschaffen hat, nach der man das Anrecht auf das Prädicat eines „Gebildeten" nur durch eine gewisse, wenn auch erheuchelte Begeisterung für Gegenstände der Kunst beanspruchen kann, die ihren Stoff aus dem Alterthum entnahmen. So entsteht denn jenes widerliche Koketieren mit der Antike.

Nehmen wir aber nun einmal an, dass wirklich die Begeisterungsphrasen der antiken Schwärmer wahr sein sollten, was thun denn die Lehrer dazu — und auf diese kommt es doch wohl vorzugsweise an — den Schüler mit dem Geist des Alterthums zu befreunden? Darüber sind wir uns doch völlig klar, dass in den lateinischen und griechischen Unterrichtsstunden zu vier Fünfteln Grammatik und nicht römisch-griechische Cultur- und Kunstgeschichte getrieben wird. Es herrscht immer noch der starre grammatikalische Formalismus. Die classischen Autoren, die mit den Schülern gelesen werden, sind nichts als die Klettergerüste zu den Höhen der Grammatik, auf denen die 30 Bedeutungen der Partikel ἄν, die Verba auf μι, die Verschränkung des lateinischen Periodenbaues und andere erhabene Dinge thronen. Es ist eben ein Unterricht in der lateinisch-griechischen Grammatik, und nicht eine Belehrung über Geist und Wesen des griechischen und römischen Staates und Volkes.

Gesetzt aber, alle unsere Einwände

*) Es ist richtig hervorgehoben worden, dass drei der größten Meister moderner Kunst: Franz Lenbach, Hans Makart und Franz Defregger dem Volk entstammen und keinen systematischen Unterricht in unserem Sinne genossen haben.

gegen den Bildungswert der Antike wären nicht stichhaltig, und die Unentbehrlichkeit classischer Bildung für die ideale Gesinnung des Deutschen wäre nicht zu leugnen. Wenn es so wäre — was wir auf das Entschiedenste bestreiten — warum könnte man den Geist des Alterthums nicht ebenso aus Übersetzungen kennen lernen als wenn man die classischen Autoren in der Ursprache liest?

Haben wir denn, um ein Beispiel unter vielen herauszugreifen, einen der größten Geister aller Zeiten nicht auch aus der Übersetzung kennen gelernt? Von tausend Gebildeten sind des unsterblichen Shakespeare gewaltige Gestalten und Gedanken 999 allein durch die Schlegel-Tieck'sche Verdeutschung bekannt geworden, und wir citieren die Worte des großen Herzenskündigers in deutscher Sprache, gleich als ob er ein deutscher Dichter gewesen wäre. Und geht es uns mit der Voß'schen Homer-Übersetzung nicht ganz ebenso?

Ein Hauptbeweis dafür, dass gymnasialerzogene Deutsche sich für die classische Bildung weder zu begeistern noch sie nachhaltig zu schätzen vermögen, ist folgende Thatsache. Abgesehen davon, dass das Gymnasium dem Schüler kein innerliches Interesse an den classischen Autoren zu erwecken vermag, denn kein Gymnasiast liest zu seinem Vergnügen einen griechischen oder römischen Autor, nicht einmal in der Übersetzung, wie kommt es denn, dass nach dem Abiturientenexamen keiner, der nicht gerade Philologie studiert, einen antiken Autor zu seiner Erquickung liest? Und weiter, wie kommt es, dass nach dem Abiturientenexamen trotz aller grammatikalischen Dressur die wenigsten imstande sind, einen lateinischen, geschweige denn einen griechischen Autor ohne Grammatik und Wörterbuch zu lesen? Der Grund hiefür kann doch nur in dem Mangel an Inhaltsinteresse der antiken Autoren, oder an der Mangelhaftigkeit des grammatikalischen Drillsystems, oder an der Unfähigkeit der Lehrer liegen, ein solches Interesse zu erwecken. Die eben angeführte Thatsache wird selbst von den Philologen anerkannt. In einer Conferenz preußischer Gymnasialdirectoren ist es geradezu ausgesprochen: „Mögen wir uns noch so sehr gegen die Bemerkung sträuben, die Gemeinsamkeit der Urtheile spricht entschieden dafür, dass die Gymnasiasten selten die Fähigkeit erwerben, auch nur einen antiken Schriftsteller mit Freude zu lesen." Mit dem Verlassen der Schulstube ist die ganze classische Weisheit wie weggeblasen; die lateinischen und griechischen Bücher werden zum Antiquar getragen, damit man lustige Mauleselzeiten habe, oder frohen Herzens den jüngeren Brüdern überlassen. Niemehr in der Sprache dieser jungen Humanisten hört man den Namen Cicero oder Horaz, Plato oder Sophokles.

Jetzt gehen wir zur Offensive über. Wir behaupten, dass der Einfluss der antiken Bildung auf die deutsche Jugend in vieler Beziehung ein schädlicher ist. Die zunächst liegende Schädlichkeit beruht in dem unheilbaren Conflict zwischen der Anschauung der antiken und der christlich-germanischen Welt. Dieser Zwiespalt muss naturgemäß die harmonische Ausbildung des Gymnasiasten stören. Wenn ihm die Schule mit ihren starken Anforderungen nur irgendwie Zeit zum Nachdenken lässt, so muss ihn der Gegensatz der beiden Weltanschauungen beunruhigen, denn zwei Seelen wohnen in seiner Brust, und er kann sie nicht vereinen. Die antike Welt unterscheidet sich von der modernen durch drei tief eingreifende Culturmomente: durch die niedrige Stellung des Weibes, die Sclaverei und die Kastenabsonderung. Infolge der niedrigen Stellung der Frau kannte das Alterthum kein Familienleben in unserem Sinne und darum auch kein

Gemüthsleben. Ferner möchten wir die Phrase von der „reinen Menschlichkeit“ (daher der Name Humanismus), die angeblich durch die classische Bildung erzielt werden soll, in das rechte Licht stellen. Wie kann bei einem Volkswesen, bei dem die Minorität der bevorzugten Freien auf Kosten der geknechteten Majorität der Sclaven lebt, von einem menschenwürdigen Dasein des Volkes die Rede sein? Und wie verträgt sich die Thatsache der drückendsten Sclaverei mit Christi welterlösendem Grundsatz der Gleichberechtigung, Gleichheit und Menschenliebe? Niemals wird dem Schüler gesagt, dass der Begriff Mensch in dem erhabenen Sinne, wie ihn der Heiland der leidenden Menschheit verkündet, dem antiken Heidenthum völlig fremd gewesen ist; dass erst das Christenthum die Menschheit innerlich frei gemacht hat, und dass es mit seiner erhabenen Lehre von der unbedingten Gleichheit der Menschen vor Gott und der Nächstenliebe die einzige, wahre, allumfassende ewig unvergängliche Idee der Menschheit bildet. Und so ist gerade das Gegentheil von dem der Fall, was die Antikeschwärmer behaupten. Durch die starke Gegensätzlichkeit dieser beiden Geisteswelten wird die junge bildsame Seele des Schülers in arge Verwirrung der Anschauungen und Begriffe versetzt. Nehmen wir, um ein drastisches Beispiel zu versuchen, an, der Schüler kommt aus der Religionsstunde, in der ihm die tiefen Wahrheiten der Bergpredigt oder eines Paulinischen Briefes ins Herz gedrungen, in die lateinische Stunde, wo er Ciceros Geschwätz „Über die Natur der Götter“ übersetzen muss.

Der Segen der ehrlichen Arbeit ist das moralische Fundament, auf dem die Cultur unserer Zeit begründet ist. Und nun folgt der Geschichtsstunde die griechische Stunde, wo der Schüler die Worte des Aristoteles vernimmt, in denen dessen Staatsauffassung gipfelt: In den am vollkommensten eingerichteten Staaten treiben die eigentlichen Bürger kein Handwerk, noch führen sie ein Krämerleben; denn eine solche Lebensart ist unedel und der Tugend hinderlich.“ Oder aber, der Lehrer liest Platos „Republik“ mit den Primanern, jenes Werk, welches die Arbeitsverachtung verherrlicht. Der Arbeit schreibt Plato bekanntlich einen sehr schlechten Einfluss auf den Charakter zu. Er verbietet den Vollbürgern nicht allein Handel und Gewerbe, sondern er will sie selbst vom Landbau ausschließen; in seiner Idealrepublik werden die Gewerbetreibenden und die Landbauern zu vollständiger politischer Unmündigkeit herabgedrückt.

Wirkt dieser Conflict zwischen zwei Weltanschauungen verwirrend auf den Schüler, so wird eine Charakterschwäche, die Eitelkeit, durch die classische Bildung besonders gefördert. Ein unleidlicher Besserdünkel beseelt den Gymnasiasten gegenüber den anderen unglücklichen Sterblichen, die nicht der classischen Bildung theilhaftig wurden. Wie schön klingt in der Unterhaltung ein lateinisches Citat, auch wenn dasselbe durch ein ganz dasselbe besagendes deutsches Citat zu ersetzen wäre. Ist es nicht vornehmer zu sagen: „Principibus placuisse viris non ultima laus est“ als: „Wer den Besten seiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten!?“

Wie recht hat Professor Paulsen in seiner „Geschichte des gelehrten Unterrichts“, wenn er über den Schulhochmuth klagt, welcher glaubt, dass, „wer nicht mensa declinieren könne, auch kein Urtheil über göttliche und menschliche Dinge habe.“

In einem eifern freilich die Herren Philologen nicht ihren classischen Vorbildern nach; bei den Griechen und Römern finden wir vollste Anerkennung und Hochachtung der Dichter ihres Volkes. Dass die Deutschen so

wenig Bücher kaufen, daran sind die Gelehrten nicht ohne Schuld. Schule und Universität sagen es den Jünglingen fortwährend, dass nur die antike Literatur lesenswert sei, und dass sich kein moderner Autor mit den gefeierten Größen der altclassischen Bildung messen könne. Wir aber fragen: Wie kommt es, dass von Goethes Werken diejenigen die größten und am nachhaltigsten auf die Nation und alle Welt wirkenden sind, welche mit dem classischen Alterthum nicht das mindeste zu thun haben: seine Lieder, sein Werther, sein Faust? Für unsere Auffassung spricht auch Paulsens bedeutsames Wort: „Eine eigene deutsche Literatur beginnt erst mit der entschlossenen Abwerfung des Jochs der lateinischen Imitation, welches das deutsche Volk im sechzehnten Jahrhundert auf sich genommen hatte. Klopstock und Herder, Goethe und Schiller sind, was sie sind, nicht durch das tiefere Verständnis oder gar geschickte Nachahmung des Alterthums, wie hin und wieder, aller historischen Wahrheit zum Trotz, behauptet wird, sondern dadurch, dass sie wieder eigene Gefühle und Gedanken des deutschen Gemüths in eigener Form und Sprache ausdrückten."

Man sieht, die Anklage gegen die Bildungstyrannei des philologischen Classicismus ist schwer zu entkräften. Wie aber, wenn wir die Meister der Alterthumswissenschaft selbst als Belastungszeugen gegen die angeklagte classische Bildung vorführen? Die Vertheidiger der classischen Bildung werden wohl alle die berühmten Philologen Gottfried Hermann und August Böckh als classische Zeugen gelten lassen. Gottfried Hermann spöttelt in einer Universitätsrede folgendermaßen: „Wer kennt nicht jene der Wirklichkeit fremden Stubengelehrten, die es für die göttlichste aller Künste halten, Griechisch oder Lateinisch zu können? Das halten sie für das Eine und Wahre, alles andere achten sie für gar nichts; Griechisch lesen können, gilt ihnen für den Gipfel menschlicher Vollkommenheit, und Ciceronisches Latein schreiben für unsterblichen Ruhm. Ja, sie meinen, eigentlich seien die Griechen und Römer allein Menschen gewesen, und wenn sie könnten, machten sie aus uns allen Griechen und Römer." Und August Böckh gesteht in einer seiner Schriften offen ein: „Aber davon kann ich mich nicht überzeugen, dass man die alten Sprachen der sogenannten formalen Bildung wegen treiben muss; denn ich sehe nicht, dass Leute, die eine vorzügliche Kenntnis der griechischen und lateinischen Grammatik besitzen, die übrigen Sterblichen an hoher Geistesbildung weit überragen." Zu diesen Altmeistern der Philologie gesellt sich die gewichtige Stimme Schleiermachers, den man als den besten Plato-Übersetzer wohl auch zu den Philologen rechnen kann. Er kam zu der Erkenntnis: „Der Grund, dass die alten Sprachen der geeignetste Stoff für die allgemeine Bildung seien, hat sich nicht bewährt."

Wie diese drei Meister, so denken gewiss Hunderte von classischen Philologen, die an den Gymnasien unterrichten; aber sie wagen angesichts des Fanatismus ihrer altphilologischen Collegen nicht, ihre Überzeugung ans Licht treten zu lassen. Hätten sie den Muth dazu, so würden sie gewiss freudig in den Ruf einstimmen: Es muss anders werden! Die classische Bildung liegt, wie es kürzlich in der Unterrichtsdebatte im norwegischen Storthing ausgeführt wurde, „weit hinter den Gedanken zurück, die unsere Zeit bewegen. Sie liegt vor allen Dingen hinter dem Christenthum zurück; es ist eine Bildung, die nicht das Geringste mit dem großen Aufschwung zu thun hat, der mittelst des Christenthums geschah."

Was aber beginnen? Soll die mathematisch-naturwissenschaftliche Bildung an Stelle der classischen

treten? Wenn wir diese Frage bejahten, so giengen wir ins andere Extrem und machten uns der Förderung einer verderblichen Einseitigkeit schuldig. Es ist bei der Schulreformbewegung gerade von den Vertretern der Naturwissenschaft mehrfach über das Ziel hinausgeschossen worden, und dadurch hat man der Schulreform jene Philologen entfremdet, welche durchaus nicht von der Unfehlbarkeit der classischen Bildung überzeugt sind. Es sei fern von uns, die alte Grammatik durch die Mathematik ersetzen zu wollen, soweit dieselbe in ihrer heutigen Abstractionsmethode betrieben wird. Auch die Mathematiker nehmen gleich den Grammatikphilologen für ihre Wissenschaft das Monopol in Anspruch, die einzige Schulung für die Logik zu bieten. Die Widerlegung dieses Vorurtheiles der Mathematiker ist nicht schwer, sie würde aber an dieser Stelle zu weit führen. Nur sei hier die Thatsache erwähnt, dass auf der Schule die besten Mathematiker die schlechtesten deutschen Aufsätze schreiben, nicht nur in stilistischer, sondern in logischer Hinsicht. Beide Richtungen sind also schädliche Extreme, die zur Dressur eines öden Formalismus führen, der von jedem Interesse des Geistes und Nachdenkens abführt. Der formalistischen Dressur ist es nun gerade genug. Unsere Jungen müssen auch einen Inhalt haben.

Was aber, so wird man den Verfasser fragen, willst du denn eigentlich, wenn du die grammatikalische und mathematische Unterrichtsmethode zu beseitigen wünschest? Die Antwort darauf ist einfach. Der Erkenntnis der Antike soll zum mindesten gleichberechtigt, besser noch übergeordnet sein das gründliche Studium der Muttersprache und der Geistesschätze ihres Schriftthums. Dazu tritt, innig mit der Erkenntnis des Deutschen verbunden, der Unterricht in der vaterländischen Geschichte, so dass die deutsche Schule statt wie bisher auf der griechisch-römischen Bildungsgrundlage, auf germanistischem Fundamente erbaut wird. Aber nicht nur die vaterländische Geschichte von der Entwickelung des mittelalterlichen Kaiserreichs an, sondern auch die Geschichte der modernen Culturstaaten, insbesondere die englische und französische, wäre hier sorgfältig, dem Verständnis und Interesse der Schüler angemessen, zu behandeln, und nicht nur der öde tabellarische Gedächtniskram der Zahlen und Namen berühmter Schlachten und Feldherren, sondern vielmehr die Culturgeschichte, der Nachweis des Einflusses historischer Ereignisse und Zustände auf Volksgesittung und Volksdenkart. Daran wäre die bis jetzt arg vernachlässigte Geographie zu knüpfen, die jedoch nicht wie bisher sich fast ausschließlich mit den außereuropäischen Welttheilen beschäftigen und die Vaterlandskunde vernachlässigen dürfte. Der germanistischen Geisteswissenschaft möge dann als Gegengewicht der Unterrichtsbalance die Naturwissenschaft gegenüber treten, so dass die beiden Gebiete menschlicher Erkenntnis, nämlich Geist und Natur zu ihrem Recht kommen. Ferner müsste dem Unterricht in den beiden modernen Cultursprachen, dem Englischen und Französischen eine größere Stundenzahl und die Gleichberechtigung mit den alten Sprachen eingeräumt werden. Dass auf den Religionsunterricht als wichtigsten Factor der Bildung des Gemüths und der Sittlichkeit besonderer Wert gelegt werden muss, ist selbstverständlich.

Und der griechisch-lateinische Unterricht? Soll er etwa ganz verschwinden? Nein das soll er nicht. Er soll nur in anderem Geiste wie bisher gehalten sein und von der Anmaßung fern bleiben, zur Oberherrschaft über alle anderen Unterrichtsgebiete berufen zu sein. Und jedenfalls muss die Kenntnis der Antike auf ganz anderem Wege als bisher erworben werden. Die Philologen müssen

umlernen. Nicht die Sprache und ihre Grammatik ist Endzweck des Wissens vom Alterthum, sondern der Geist des Volkes und Schriftthums, das sich der Sprache als des Instruments bediente, auf dem jener Geist zum Ausdruck kam. Von allen Schriftstellern der antiken Welt gewähren nur drei dem Idealismus, wie er vom Deutschen verstanden wird, Stärkung und Erquickung. Es sind dies Homer, Sophokles und Tacitus. Alle Dichter der antiken Welt überragt an Hoheit der Weltanschauung und Naturwahrheit der Schilderung der unsterbliche Homer. Er ist nicht allein Grieche, er ist ein Weltdichter im höchsten Sinne, und es stünde um die Cultur der Menschheit schlecht, wenn einst eine Zeit kommen würde, in der man Homer nicht mehr zu würdigen weiß. Homer, Shakespeare und Goethe sind die drei Weltdichter, in deren Werken die Menschheit ihre schönste und wahrste Spiegelung erlebte. Homer vertritt die antike Welt, Shakespeare das Reformationsjahrhundert, Goethe die höchste Blüte des deutschen Geistes; an Homer ist die bedeutendste alte Sprache, an Shakespeare die bedeutendste Sprache des modernen Auslandes, an Goethe die Schönheit der Muttersprache zu lernen. Die beiden anderen antiken Autoren, welche allein für die Idealbildung in Betracht kommen können, sind Sophokles und Tacitus. Dem letzteren ist durch die historische Kritik das Lob der Parteilosigkeit längst aberkannt worden. Mag man auch den Stil des großen Historikers nicht natürlich finden, immerhin ist von allen lateinischen Schriften die herrliche „Germania" das lehrreichste und erhabenste antike Prosawerk für den deutschen Jüngling. Bei der Schullectüre der „Germania" läßt sich leicht die Brücke schlagen, welche vom classischen zum germanistischen Unterricht führt.

Es gibt glücklicherweise noch geschmackvolle, fein empfindende Altphilologen, die das Alterthum nicht nur aus der griechischen und lateinischen Grammatik, sondern aus seinem innern Wesen, seiner historischen Entwickelung, seinem Culturleben heraus ihren Schülern darzustellen vermögen. An diese — gewiss eine stattliche Zahl wackerer Männer, die durch geistvolles Wissen und charaktervolle Persönlichkeit Achtung und Zuneigung ihrer Schüler zu erringen wissen — an diese wenden wir uns mit der Bitte: Verzichtet auf die Oberherrschaft der Antike im Unterricht, dann wollen wir auch das Recht der classischen Bildung gelten lassen, sofern dieselbe nicht als Endzweck, sondern als Vorstufe moderner Nationalbildung aufgefaßt wird.

Ein Stadtdichter von Frankfurt.

Friedrich Stoltze und seine Werke.

Von Otto Hörth.

Es will mer net in den Kopp enei:
Wie kann nor a Mensch net von
Frankfort sei!

Man würde dem Manne der dies geschrieben hat, Unrecht thun, wenn man glauben wollte, er wäre ein bornierter Localpatriot gewesen. Friedrich Stoltze, der es schrieb, hat weit über die Mauern seiner Vaterstadt hinaus geschaut; er war ebenso begeistert und kampfgerüstet für Vaterland, Freiheit und Menschenthum wie für den Ruhm und das Gedeihen Frankfurts. Auch war er nie blind für die Schwächen seiner Mitbürger; mit dem hochlöblichen Senat und den wohlregierenden älteren Herrn Bürgermeister der freien Reichs- und Krönungsstadt Frankfurt hat er manchen Strauß ausgefochten, und wenn die liebe Vaterstadt irgend einen dummen Streich machte, da hat er's ihr immer bald humoristisch fein, bald satirisch derb ins Gesicht gesagt. Sie haben ihn trotzdem immer gern gehabt, die Frankfurter, und als er am dritten Osterfeiertag dieses Jahres auf den Friedhof getragen wurde, geschah es unter einer Betheiligung der Bevölkerung, wie sie in Frankfurt seit Jahrzehnten nicht mehr vorgekommen war. Stoltze war der populärste Mann Frankfurts; ein Brief, der vor ein paar Jahren mit der einfachen Adresse „An den populärsten Mann in Frankfurt" kam, wurde von der kaiserlichen Reichspost kurzweg an Stoltze befördert. Er verdiente diese Popularität vollauf.

Friedrich Stoltze wurde am 21. November 1816 in Frankfurt als Sohn des dortigen Gasthalters „zum Rebstock" geboren. Sein Vater stammte aus dem Waldeck'schen, seine Mutter war eine geborene Frankfurterin, deren Eltern aber auch nicht von Frankfurt waren; Stoltze's Großvater mütterlicherseits stammte aus Süddeutschland, die Großmutter aus Thüringen. So war an seiner Abstammung, wie er scherzhaft einmal sagte, das ganze Deutschland betheiligt. Das Haus „zum Rebstock" war in den zwanziger und dreißiger Jahren ein Mittelpunkt der freiheitlich nationalen Bewegung und ein Zufluchtsort aller von der Reaction und der heiligen Allianz Verfolgten. Dort kamen die Patrioten zusammen, um verbotene Lieder zu singen, vom einigen und freien Deutschland zu schwärmen und politische Zukunftspläne zu machen. In dieser Atmosphäre wuchs der junge Stoltze auf; er sang die Lieder mit und dichtete bald selber solche. Seine drei Jahre ältere Schwester Annette, die ein schönes, begabtes, aber auch schwärmerisches Mädchen war, förderte sein poetisches Talent und übte überhaupt auf den Jungen, der sehr wild war, einen wohlthätigen Einfluss. Beide Geschwister, die einzigen am Leben gebliebenen Kinder, erhielten eine vortreffliche Erziehung, die nach damaligen Begriffen über den Stand der Eltern weit hinausgieng; zu den Lehrern des jungen Stoltze gehörte unter anderen auch Dr. Textor, der Neffe Goethes. Ein großes Ereignis

im Rebstock war der Durchzug der Polen, die nach Niederwerfung des Aufstandes von 1830 aus ihrem Vaterlande flüchteten; noch bedeutsamer war der Sturm der Studenten auf die Frankfurter Hauptwache (3. April 1833). Der Anschlag war zwar gelungen, aber die Meinung der Studenten, dass man im Besitz der Hauptwache ohne weiters die deutsche Einheits-Republik proclamieren und einrichten könne, erwies sich als ein Traum, dem ein schreckliches Erwachen folgte. Die Hauptwache wurde von den Truppen des Bundestags erstürmt, die Studenten theils getödtet, theils verwundet, gefangen und in hochnothpeinlichen Process genommen. In der Stadt trug man sich mit vielfachen Plänen zur Befreiung der Studenten, und namentlich im Rebstock wurde diese Frage lebhaft erörtert. Fräulein Stoltze selbst nahm Antheil daran, was ihr, infolge eines aufgefangenen Briefes an einen der Studenten, eine Vorladung vor den Untersuchungsrichter und ein scharfes Verhör eintrug. Weiter geschah ihr nichts. In der dichterischen Phantasie des jungen Stoltze, der damals erst 16 Jahre alt war, verdichtete sich aber das Verhör zu einer förmlichen Haft und er schrieb auf die nicht lang darnach verstorbene, von ihm leidenschaftlich geliebte Schwester die folgenden zwar recht hübschen, aber der Wahrheit nicht ganz entsprechenden Strophen:

Im Thurme hinterm gothischen Erker,
So stark vergittert ganz und gar,
Saß eine Taube in dem Kerker,
Weil sie gedacht hat wie ein Aar.

Gefangen hinter Eisenstäben
Stand eine Rose manchen Tag,
Weil in dem lieben Blumenleben
Das Rauschen einer Eiche lag.

Die Verhältnisse im Rebstock selbst und überhaupt das damalige Leben und Treiben in Frankfurt hat Stoltze später in seinen Erzählungen „Der rothe Schornsteinfeger", „Polen und Studenten" u. a. mit vielem Humor und recht anschaulich geschildert. Mit Bezug auf die in der Constabler-Wache gefangenen Studenten sei hier noch die folgende Reminiscenz beigefügt. Die Untersuchung führte der Frankfurter Polizeirath Dr. Pfeiffer, der die Studenten in jeder erdenklichen Weise chicanierte und quälte. Zuletzt ließ er die Fenster ihrer Zellen mit Latten zunageln, um ihnen das Licht zu nehmen. Etwa dreißig Jahre später begegnete Dr. Pfeiffer dem Dichter mit seiner Gattin, und es entspann sich ein Gespräch, in welchem Dr. Pfeiffer sich darüber beklagte, dass er fast gar nichts mehr sehe und bald völlig blind sein werde. Da konnte sich Frau Stoltze nicht enthalten, ihm zu erwidern: „Ja, wissen Sie, Herr Doctor, die Studenten auf der Constabler-Wache haben auch nichts gesehen!" Das war eine Nemesis, die nicht unverdient erschien.

Der junge Stoltze sollte Kaufmann werden. Das war das Ideal der alten Frankfurter überhaupt und das Ideal des Gasthalters „zum Rebstock" insbesondere, und dieser setzte es trotz des Widerstandes Annettens und des Abrathens Dr. Textors durch, dass Fritz zu dem Kaufmann G. C. Melchior in die Lehre kam. Sein Mitlehrling war Hermann Hendrichs, der spätere berühmte Schauspieler; beide bewiesen in Gemeinschaft durch mancherlei Thaten, dass der kaufmännische Sinn ihnen ganz und gar abgieng. Das Geschäft, in dem der junge Stoltze lernte, befand sich in einem Hause, das dem Geheimrath v. Willemer, dem Freunde Goethes gehörte. Frau Marianne, die in dem Hause wohnte, interessierte sich für den poetischen Kaufmannslehrling, der, statt hinter seiner Correspondenz zu sitzen, dichtete und von seinem Comptoir zu ebener Erde zu ihren Fenstern hinauf ihr Lied sang: „Ach, um deine feuchten Schwingen, West, wie sehr ich dich

beneide!“ Als Stoltze ihr einmal sein Elend klagte, rieth ihm Frau Marianne einfach, aus der Lehre durchzubrennen, was er auch gewiss befolgt hätte, wenn nicht in anderer Weise vom Schicksal eingegriffen worden wäre. Er wurde schwer krank, und als er genesen war, starb sein Vater (im November 1833). Dadurch wurde er frei und er konnte nun seinen schriftstellerischen Neigungen leben. In die Zeit seiner Genesung fiel ein eigenthümliches Zusammentreffen mit dem Dichter Grabbe. Stoltze erzählte darüber Folgendes: Er trank in einer Conditorei Zuckerwasser und traf da einen Fremden, der ihn fragte, warum er nichts Besseres trinke? Stoltze erwiderte, er sei schwer krank gewesen und könne noch keine geistigen Getränke vertragen. Das Gespräch gieng weiter und schließlich lud der Fremde, der sich als Grabbe vorstellte, den Jüngling ein, ihn in der Bockenheimergasse, wo er wohnte, zu besuchen. Stoltze ergriff mit Freude die Gelegenheit, dem damals viel genannten Grabbe näher zu treten, und führte den Besuch aus. Er klopfte an, auf das „Herein“ öffnete er die Thüre, in dem Zimmer war aber keine lebende Seele zu erblicken. Dagegen lag in der Mitte ein großer Kleiderschrank der Länge nach auf dem Boden, und aus diesem erscholl plötzlich eine Stimme: „Hier, junger Herr, hier!“ Stoltze trat näher und bemerkte nun, dass Grabbe den Kleiderschrank zu seinem Bette gemacht hatte. Auf Stoltzes Frage, wie er dazu komme, sich ein so unbequemes Lager zu bereiten, erwiderte Grabbe, in seinem Bette ließen ihn die Wanzen nicht ruhen, deswegen habe er es sich auf andere Weise bequem gemacht. Bequem war's nun freilich nicht, denn als er sich erhob, waren auf seinem Rücken sehr deutlich die Eindrücke der Kleiderhaken zu sehen. Zu einem fruchtbaren Verkehr führte indessen dieser Besuch nicht, denn der geniale, aber dem Trunke ergebene Grabbe verließ Frankfurt bald und verkam in Elend.

Ende der dreißiger Jahre gieng Stoltze auf Reisen. Er sah die Schweiz und Frankreich. In Paris besuchte er unter anderen auch Beranger. In Lyon dichtete er zum Stiftungsfeste des dortigen deutschen Gesangvereines das schwungvolle Festlied, das Mendelssohn-Bartholdy componierte. Wieder heimgekehrt, gab Stoltze eine Sammlung seiner Gedichte in einem Bändchen heraus, dessen Haupterfolg darin lag, dass er ihm in dem reichen und angesehenen M. G. Seufferheldt einen Gönner und väterlichen Freund gewann. Seufferheldt machte ihn, da er sich endlich um einen regelmäßigen Erwerb umsehen musste, zu seinem Hauslehrer, und da Stoltze mit gutem Erfolge unterrichtete, glaubte Seufferheldt in ihm ein pädagogisches Genie entdeckt zu haben, und er schickte ihn zu Fröbel nach Thüringen, um das System der Kindergärten zu studieren, welche Seufferheldt in Frankfurt einführen wollte. Aber mit dem Pädagogen war es auch nichts, gerade wie mit dem Kaufmanne; Stoltze hatte, wie er selbst erzählte, viel mehr Interesse für die großen Kinder Thüringens als für die kleinen. Auch zog es ihn immer wieder nach Frankfurt zurück. Dort finden wir ihn später in nahen Beziehungen zu dem alten Amschel Rothschild, dem er als Vorleser diente. Von dem einfachen, gemüthlichen und witzigen alten Herrn wusste Stoltze manche Anekdote, manchen originellen und schönen Zug zu erzählen. Mit voller Begeisterung stürzte sich Stoltze in die Bewegung des Jahres 1848, die gerade in Frankfurt, wo die Hoffnung Deutschlands, das Parlament tagte, einen Hauptcentralpunkt hatte. Stoltzes Feder bekam viel zu thun, die Bewegung zu fördern, aber auch die Reaction zu züchtigen. Da entwickelte sich sein Humor zur Satire. Im Jahre 1849 zog er in die Pfalz, wo um die Reichs-

verfassung gefochten wurde, aber er führte nicht das Schwert, sondern die Feder; er schrieb dem Maler Schalck die köstlichen Verse zu seinen Skizzen aus dem Freischarenleben. Als die Reaction allenthalben gesiegt hatte, war es in Frankfurt immer noch verhältnismäßig am sichersten; die Frankfurter waren nicht übermäßig revolutionär gewesen und darum brauchte der Senat auch keine besondere Repression eintreten zu lassen.

Noch im Jahre 1849 gründete Stoltze seinen Hausstand; er verheiratete sich mit einer Frankfurterin, Marie geb. Messenzehl, die zur treuen und besorgten Gefährtin seines Lebens geworden ist. Es folgte eine Zeit fruchtbaren Schaffens; Stoltze war Mitarbeiter am Hadermann'schen „Volksfreund", gab dann später die „Krebbelzeitung" heraus, die in zwangloser Folge erschien und in Frankfurter Mundart die localen und die Zeitereignisse humoristisch-satirisch besprach und kritisierte. Die „Krebbelzeitung" hatte ungeheueren Erfolg; ihr Erscheinen war jedesmal ein wichtiges Ereignis. Stoltze gieng darin nicht bloß mit manchem Zopf seiner Vaterstadt unglimpflich um, sondern er bekämpfte auch die politische Reaction des Bundestags und der Nachbarstaaten, namentlich Hessens und Curhessens. Die letzteren verstanden keinen Spass; sie strengten Processe gegen ihn an und erließen Steckbriefe, konnten ihm aber nichts anhaben, da es damals noch keine Rechtshilfe zwischen den Mitgliedern des deutschen Bundes gab. Nur das erreichten sie, dass Stoltze jetzt keinen Schritt mehr aus dem Frankfurter Gebiet thun konnte, ohne Gefahr zu laufen, verhaftet zu werden. Da das Reich Frankfurt nicht groß war, musste Stoltze schon auf seinen Spaziergängen nach dem hessischen Offenbach oder dem curhessischen Bockenheim, die nur eine halbe bis eine Stunde von Frankfurt entfernt sind, genau achtgeben, dass er die Grenzpfähle nicht übersah. Oft genug lauerte ein Gendarm hinter dem Pfahl, doch stets umsonst. An Spott darüber ließ es Stoltze in seiner „Krebbelzeitung" nicht fehlen. Einmal wäre es ihm beinahe schlimm ergangen. Stoltze hatte sich durch Überarbeitung ein nervöses Leiden zugezogen, zu dessen Heilung ihn die Ärzte, obwohl es Winter (1859) war, in das nassauische Taunus-Städtchen Königstein schickten. Die Sache wurde ruchbar, und die hessische Regierung verlangte von der Nassauischen auf Grund des Auslieferungsvertrages, der zwischen beiden Staaten bestand, die Verhaftung und Auslieferung Stoltzes. Nassau genehmigte das Gesuch und Stoltze sollte wirklich verhaftet werden. Das war aber ebenfalls ruchbar geworden, und zwei Frankfurter Freunde des Dichters eilten nach Königstein und retteten in schneidig-kalter Winternacht den kranken Stoltze auf das Frankfurter Gebiet. Als am anderen Morgen früh die Gendarmen kamen, war das Nest leer; der Vogel war ausgeflogen. In seiner humoristischen Erzählung „Die Flucht von Königstein" hat Stoltze diese Vorgänge recht wirksam beschrieben. In diesen Tagen hat die Geschichte noch eine Erweiterung erfahren. Anlässlich des Todes Stoltzes erzählte nämlich der Großherzog Adolf von Luxemburg, der damals Herzog von Nassau war, wie der Amtmann von Königstein, der die Verhaftung vornehmen sollte, in höchster Aufregung persönlich in die Residenz Wiesbaden fuhr, um dem Herzog die Flucht Stoltzes zu melden und von seinem eigenen Haupte das Unheil, das er drohend kommen sah, abzuwenden. Wie angenehm war er aber überrascht, als ihm der Herzog sagte: „Seien Sie froh, dass Sie ihn los sind!"

Im Jahr 1860 begann Stoltze in Gemeinschaft mit dem Zeichner und Maler Schalck die Herausgabe der „Frankfurter Latern", eines hu-

moristisch-satirischen Wochenblattes, das die localen und die politischen Begebenheiten in Prosa wie in Versen erörterte und kritisierte. Es war die bewegte Zeit des deutsch-nationalen Aufschwunges. Auf das Schillerfest (1859), das besonders in Frankfurt unter hervorragender Theilnahme Stoltzes großartig gefeiert wurde, folgte die Gründung des Nationalvereines, das Frankfurter Schützenfest (1862), der Fürstencongress (1863), der schleswig-holstein'sche Krieg, die Anträge Preußens zur Reform der Bundesverfassung, endlich der Krieg 1866. Stoltze war begeistert für die Einheit und Größe, aber auch für die Freiheit Deutschlands, und gegenüber der preußischen Gewaltpolitik und dem Kleindeutschland des Nationalvereines stand er gleich dem gesammten Frankfurt auf der Seite des großdeutschen Gedankens und Österreichs. Stoltze führte gegen Preußen eine scharfe Feder, und es war nicht zu verwundern, dass er bald von preußischen Gerichtshöfen zu einer erklecklichen Anzahl von Gefängnismonaten verurtheilt war. Als daher die Preußen in Frankfurt einrückten, musste Stoltze fliehen. Er gieng zuerst nach Stuttgart, dann an den Bodensee und in die Schweiz. Was er im Exil schrieb, das beweist, dass er weder den Humor, noch den Glauben an das Vaterland und an die Menschheit verloren hatte. Die Amnestie öffnete ihm Ende 1866 die Heimat wieder. Als er nach Frankfurt zurückkehrte, fand es sich, dass die Preußen in der Redaction und Expedition der „Latern" alles mitgenommen hatten, was nicht niet- und nagelfest war, darunter sämmtliche alten Jahrgänge des Blattes, die Stoltze auch nie mehr zu sehen bekam. Er hatte dies schon im Exil erfahren, weswegen er in dem Gedichte: „Auf der Sanct Gebhards-Kapelle bei Bregenz" auch sagte:

Der heilige Nimmhard, ein Herr aus Berlin,
Der trieb zum Sanct Gebhard aus Frankfurt mich hin.

Deutschland war durch die Mainlinie entzweigerissen, Frankfurt hatte seine Freiheit verloren und im Jahre 1867 verlor die alte Kaiserstadt auch noch ihr altes Wahrzeichen, den Dom, der in Flammen aufgieng. Dies alles gieng Stoltze tief ins Herz; er sang unter anderen:

Alles was uns lieb und theuer,
Was uns heilig, hoch und werth:
Unsre Tempel fraß das Feuer,
Unsre Freiheit fraß das Schwert!
In den Sturm des jähen Falles,
In der höchsten Flammennoth:
Vaterland, du über alles!
Diese Glut dein Morgenroth!

Mitten zwischen Süd und Norden
Ragt am Main der Kaiserdom;
Deutsche hier und Deutsche dorten —
Vaterland, dich trennt ein Strom!
Eh' du sollst als Markstein ragen,
Alter Pfarrthurm, hier am Fluss,
Lieber soll dich niederschlagen
Flammend Deutschlands Genius!

Die „Latern" war selbstverständlich verschwunden, und der Herausgabe eines neuen Blattes stellten sich unter dem strammen preußischen Regiment große Schwierigkeiten entgegen, nicht bloß polizeiliche, sondern auch materielle, wie Caution und Zeitungsstempel. Erst im Jahre 1872, als Frankfurt sich allmählich in die neuen Verhältnisse einzuleben begann, konnte die „Laterne" wieder erscheinen, und Stoltze veröffentlichte in ihr in gewohnter Weise die Besprechung von localen und Zeitereignissen, Humoresken, Erzählungen, Lyrisches, Räthsel, u. s. w. bis kurz vor seinem Tode. Das Blatt wird von seinen Hinterbliebenen weitergeführt. Stoltze hat keine Reichthümer hinterlassen; es war ihm nicht gegeben, zu sammeln. Dafür hat er auch seine Feder rein bewahrt, was in den bewegten Zeiten, die er durchlebte, nicht immer leicht war, und er ist als ein Ehrenmann gestorben, ein Muster deutschen Schriftstellerthums für alle Zeiten. In dem tapferen Kämpfer lebte das Gemüth eines Kindes, und er war von einer

rührenden Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit. Manchen hat er in der Hitze des Streits verletzt, aber niemand konnte ihm auf die Dauer gram sein, und so ließ er auch thatsächlich keine Feinde zurück. In seiner zahlreichen Familie erlebte er den Schmerz, dass ihm zwei Söhne im blühenden Alter von 20 und 22 Jahren starben. Am 3. August 1884 raubte ihm der Tod auch die treue Gattin, und diesen Verlust hat er nie ganz überwunden. Am 21. November 1886 begieng er unter großartiger Theilnahme der Bevölkerung das Fest seines Eintrittes in die Siebziger Jahre. Er blieb frisch und gesund bis im verflossenen Spätjahr, wo er zu kränkeln begann. Ein Magen- und Leberleiden brachte ihn bald von Kräften, und am Abend des 28. März, unter dem Klang der Glocken, die das Osterfest einläuteten, hauchte er schmerzlos seine Seele aus.

Und nun zu einigen Proben aus seinen Werken. Da thut einem allerdings die Wahl weh, so groß ist die Menge des Vortrefflichen, des Ernsten wie des Spassigen, des Humoristisch-Feinen wie des Komisch-Derben. Stoltze leistete auch im Hochdeutschen als Dichter und Erzähler Bedeutendes, aber seine Hauptstärke liegt in der Handhabung des Frankfurter Dialectes. Aus dem Volke hervorgegangen, hat er Denken und Fühlen, Handeln und Wandeln des Volkes mit scharfem Blicke erfasst und mit künstlerischer Kraft zum Schriftwerk gestaltet. Zahllos sind die Humoresken, die er schrieb, die besten und wirksamsten leider zu lang, als dass sie hier zur Probe mitgetheilt werden könnten. Wir müssen uns daher mit etlichen kürzeren begnügen. Eine Besonderheit des Stoltze'schen Dialect-Humors ist es, dass er die jüdische Eigenart ganz vortrefflich aufzugreifen und darzustellen versteht, und zwar in einer Form, die nach keiner Seite verletzend wirkt. Die Frankfurter Juden ergötzen sich an den betreffenden Stücken geradeso wie die Christen. Hier ist eines:

Der Prophet Jonas.

(Erinnerung aus de Schuljahre.)

Von acht bis neun war Unnerricht
Stets in der biblische Geschicht, —
Mer war'n an de Profete —
Am Jonas, wie er in die See
Geborzelt is bei Ninive,
Fort war er, unner, bleede![1])

E Walfisch hat en kaum geguckt,
So hat ern aach schon gleich verschluckt;
Er wollt en nicht erst kaue.
Drei Dag lang ohne Stuhl un Disch
Saß der Profet so in dem Fisch
Un war net zu verdaue.

Der Walfisch, der sehr Leibweh krag,[2])
Der speuzt en aus am verrte Dag
Grad uff die Ufertrappe.[3])
Der Jonas rafft sich mihsam uff
Un lobt den Herrn und kriecht enuff
Un mecht sich aus de Lappe.[4])

So etwa bracht's der Lehrer vor,
Mit annern bessern Worten nor,
Denn dafor war's der Lehrer.
Mir Buwe horchte fromm der Redd,
Nor Ääner hat's bedappelt[5]) net
Der von Begriff war schwerer.

Der fecht un mecht e dumm Gesicht:
„Ei leyt in der Nadurgeschicht,
Da dhate Se doch sage,
Der Wallfisch hätt' en enge Schlund
Und deshalb könnt aus diesem Grund
Nix Großes in sein Mage.

Un es beständ sei Middagsdisch
Aus lauter ganze kläane Fisch,
Un Seegewerm un Schnecke.
Bei so 'me enge Gorjelschlauch,
Wie kam der Jonas in den Bauch
Un blieb im Hals net stecke?"

Der Lehrer, der sprach ganz verblifft:
„E Walfischschlund, was des betrifft,
Is zwar e enger, kläaner;
Doch deshalb sei ganz außer Sorg,
E Judd drückt iwerall sich dorch,
Un Jonas war ja ääner!"

[1]) = pleite, ein jüdischer Ausdruck: bedeutet bankerott, zugrunde gegangen.
[2]) kriegte, bekam.
[3]) treppe.
[4]) sich davonmachen.
[5]) verstanden.

Hier ein anderes:

Levi un Rebekkche.

Es lag Rebekkche uff der Bahr,
Sie war des Dods verbliche
Un hat seit fünfundzwanzig Jahr
Zum erschstemal geschwiche.[1])

Ihr Mann, der Isak Feidel Stern,
Sitzt da im Schawes-Fräckche,
Un Thräne, dick wie Kummerkern,
Die flennt er um's Rebekkche.

Un wie er flennt un wie er greint
So in seim Schmerz, seim größte,
Kommt Meyer Hersch zu geh, sei Freind,
Er kimmt un will en tröste.

Der Isak in sein Schmerzgefihl
Dhut em entgegerenne,
Doch Meyer segt: „Was e Schlemihl!
Wie kann mer nur so flenne!

Was greinst de der die Ääge roth
Un heulst der so unbändig?
Was Stuß! Geb mer dei Frää, dei dodt,
Ich geb der mei lewendig!"

Und noch ein drittes:

Er kann net.

Der Gedallje, als Schmarotzer war er iwerall bekannt,
Wo's was Gutes gab zu achle,[2]) war er immer bei der Hand.
Un der Nathan hat geärjert zwar sich iwer so e Wanst,
Un doch segt er'm: „Komm zum Esse morje Mittag, wenn de kannst!"

Der Gedallje hat zum Esse sich ääch pünktlich eigestellt,
Doch die Hausthür war verschlosse. — Der Gedallje hat geschellt;
Hat geschellt un hat gerisse, hat gezoge un gezoppt,
Hat Parademärsch getrommelt uff der Dhür un Storm gekloppt.

Guck, da öffnet sich e Fenster un der Nathan guckt eraus,
Und er riest enab: „Wer trummelt, lärmt un schellt so an mei Haus?"
Un Gedallje segt: „Herr Nathan, ich bin's doch, Herr Nathan, ich!"
„No, was gibts dann, Herr Gedallje?" segt der Nathan ärjerlich.

„Was es gibt? Wie kann ich's wisse?
Ebbes Gutes werd's doch sei;
Hast de mich doch eigelade; awer kann ich denn erei?
Hast gesagt doch: Komm zum Esse, komm zum Esse, wann de kannst,
Un jetzt bin ich da, Herr Nathan, doch das Hausthor is verschanzt!"

Un der Nathan riest enuner: „So? verschlosse is der Dhor?
Is verschlosse, Freind Gedallje? Werklich? Doch wer kann derfor?
Ja, ich hab' der eigelade, awer was haw' ich gereddt?
Wann de kannst, so komm zum Esse. Kannst de? Nää, du kannst ja net"!

Die Wahrnehmung, dass Frankfurt für seinen außerordentlich großen Wohlthätigkeitssinn nicht überall Dank gefunden hat, veranlasste Stolze zu folgenden Strophen:

Bald brennt der's in Hamburg bei unserer „Schwester",
Bald sitze als „Brüder" im Wasser die Pester,
Un hat sich die Flut von der Donau verlosse,
So sin in der Rhon soviel „Nachborn" ersosse,
Un is in dem Süde e Unglück geschlicht,
So wird e Malheer aus dem Norde berich.

Da is vor die schlesische Weber zu spende,
Dann hungern die alte Borusse un Wende;
In Sachse, kaum sin da verhagelt die Saate
So sin in der Rhön die Kadoffle mißrathe,
Un sterzt sich e Fels ufn Schweizer Barack,
So macht's uns in Frankfurt e Loch in de Sack.

Un segt e Orkan uns de Beutel aus Oste,
So eisgangt's im Weste uff Frankfurter Koste,
Un hat wo e Blitz in e Säustall geschlage,
So hat mer in Frankfurt die Koste zu trage,
Un bricht e alt Volleul den Hals un de Bää,
So wendt sich ihr Stiefbaas nach Frankfort am Mää.

So geht der des fort un so geht der des semper[1])
Vom ersche Janwari bis letzte December,
Un zehlt mehr zusamme die Batze un Bohne,
So geht des aus Frankfurt enaus zu Millione.
Es kost ääm e Geldspiel, es is der zu toll —
Un hinnenach schändt mer de Buckel uns voll!

[1]) geschwiegen.
[2]) essen.

[1]) immer.

Von den Stoltze'schen Humoresken und Gedichten sind wiederholt Sammlungen erschienen (in Frankfurt a. M. bei Heinrich Keller), die zahlreiche Auflagen erlebt haben. Jetzt wird eine Gesammtausgabe seiner Werke vorbereitet.

Wenn sie hinausgeht, dann werden die Deutschen sich überzeugen, dass Stoltze zu jenen Männern gehört, welche die Himmelsgabe besitzen, nicht blos mit dem Volke zu denken und zu fühlen, sondern auch das, was das Volk denkt und fühlt, in Worten zum Ausdruck zu bringen, so dass Tausende und Abertausende an seinen Schöpfungen sich freuen und erheben können bis in ferne Zeiten.

Mitleid.

Gedicht von **Robert Hamerling.**

Ein seltsam Weib! Ich sprach sehr lang zu ihr
Von Liebeselend, das sie mir bereitet,
Wie sie mich schnöd' gebracht um Glück und Ruh',
Wie sie zur Furie schier an mir geworden.
Sie hörte still und wohlgefällig zu.

Doch als ich weiter sprach: „Mich rettet nur
Ein Wunder noch — Vielleicht geschieht dies Wunder!
Vielleicht ersteh' ich aus den Todesschmerzen
Zum Leben wieder, ja, zu neuem Leben,
Zu besserm Glück an einem edlern Herzen,
Das wahrhaft lieben kann" — Als ich so sprach,
Uns aus dem Aug' ein Hoffnungsstrahl mir brach.
Erst jetzt begann die Stirn sich ihr zu trüben.

Kalt hatte sie gehört von meinen Peinen,
Doch als ich hoffend sprach von künft'ger Lust,
Da stahl ein Seufzer sich aus ihrer Brust,
Und sie begann vor Ärger still zu weinen . . .

Offenes Schreiben an Herrn Henrik Ibsen.

Das war gestern ein Schreck, mein bester Herr Ibsen! Ich wohne gerade dem Theater gegenüber. Acht Minuten nach halb Zehn war's, als ich plötzlich vom Musentempel her einen gräßlichen Lärm vernahm. Ach, du großer Gott, ein Theaterbrand! Es wurde Ihr neues Schauspiel: „Hedda Gabler" aufgeführt, das Haus war ausverkauft. Ausverkauft, Herr! Ich gratuliere! — Zweitausend Menschen ein Opfer der Flammen! Aber das war's nicht, es war schlimmer. Was bedeuten Menschenleben, denken Sie nur! Den Ausspruch eines alten, ach wie armseligen Poeten, verbessern wir dahin: „Das Leben ist der Güter Höchstes nicht, der Übel größtes aber ist der Mißerfolg!" Denken Sie an: ausgezischt ist es worden, dieses herrliche Stück, mit dem Sie die Welt beglückt haben, ausgezischt, ausgepfiffen, ausgetrommelt, ausgekreuscht, mit dem Besen ausgejagt. Und darum der Lärm.

Alle Zeitungen hatten wochenlang die bestorganisierte Reclame spielen lassen, denn es war ja ein modernes Stück, ein „naturalistisches" Stück, und was die Hauptsache ist, ein ausländisches Stück! Allein ich war nicht neugierig. Nun aber zweitausend Menschen auf einmal lärmten, nun wurde ich neugierig. Aufgeführt, sagt der Intendant, wird's nicht mehr, allein es gibt noch Buchhandlungen. Heute morgens war mein erster Gang in die allernächste, doch da höre ich sagen: das Buch ist vergriffen. Ihre „Hedda Gabler" vergriffen — ich gratuliere! Ein Mittelschulprofessor, der im Hause wohnt, hört von meiner Noth und läßt mir sagen: unter seinem Tische läge ein Exemplar „Hedda Gabler" zusammengeknüllt, er rühre es nicht mehr an, wenn ich es haben wolle, so stehe es zur Verfügung. So kam ich zum Buche und las es allsogleich.

Ich bin schon fertig.

Und nun, mein wertester alter Herr, nun gestatten Sie die höfliche Anfrage: Warum haben Sie dieses Stück geschrieben? Was wollten Sie damit? Jeder Dichter will etwas mit seinem Werke, er will entweder eine Kunstgestalt hinstellen, die wohlthut, erheitert, erhebt, erschüttert und versöhnt, oder will eine bestimmte Idee zum Ausdrucke bringen, oder er will lehrhaft wirken. Sie, mein Herr, wollen hier das alles nicht. Ihre Absicht ist doch wohl, eine ausgesuchte Gesellschaft von dummen, faden, leichtsinnigen, blöden, diebischen, viehischen, schurkischen, überhaupt erzniederträchtigen Personen vor uns auf die Bühne zu stellen und dreist zu behaupten: Das ist die Wahrheit! Wenn Sie beisetzen: Es ist die Wahrheit des Irrenhauses, des Zuchthauses, so mögen Sie vielleicht der Sache näher kommen. Die Menschen im allgemei-

nen, besonders in Kreisen, die ich seit fünfzig Jahren kennen gelernt, sind nicht so, wie Sie sie uns glauben machen möchten. Und Sie glauben es ja selber nicht, dürfen es nicht glauben, wenn Sie sich nicht schämen wollen, selbst einer von dieser Gattung so hübsch behaglich unter den Bestien zu leben. — Ja aber was haben Ihnen denn die Leute gethan, Ihre Vorfahren, Ihre Brüder und Schwestern, Ihre Nachkommen, dass Sie sie so beständig und so schmählich verleumden? Außergewöhnliche, psychologische Probleme wollen Sie lösen! Gut, so lösen Sie! Sie stellen aber nur auf, Sie schürzen nur, dann schicken Sie das gepeinigte Publicum davon, und jeder — meinen Sie — soll selber daraus machen, was er will. Das ist aber doch wirklich eine Leutefopperei! Ich muss offen gestehen, Ihre „Hedda Gabler" hat keine andere Empfindung in mir zurückgelassen, als das der redlichsten Empörung. Mag ja sein, dass ich's nicht verstehe, dann verstehen's Tausende nicht und dann, bitte, dichten Sie deutlicher. Die Klarheit ist eine Hauptbedingung der Kunst und wird wohl auch auf dem neuen Parnass, dem Blocksberge, eingeführt werden müssen, sonst läuft Ihnen im Wirrwar alles davon.

Diese „Hedda Gabler" ist eine saubere Person. Erst heiratet sie, um versorgt zu werden, einen Privatdocenten; das ist aber ein philiströser, fader Patron, Gott nein, und die Frau Gemahlin liebt ihn nicht, denken Sie nur. Sie liebt nach ihrer Art (wohl gewiss nach ihrer Art!) einen anderen, der aber ohnehin schon mit einer Ehebrecherin glücklich ist. Wohl die Eifersucht, der Neid, angeblich aber andere, ganz unerhörte Gefühle und Bestrebungen veranlassen Hedda, ihn (ihn, den Geliebten, nicht die Nebenbuhlerin) in den Tod zu hetzen. Zu dem Zwecke bestiehlt sie ihn, drückt ihm die Pistole in die Hand, damit er sich selbst erschieße, „in Schönheit sterbe". Denn sie will bloß einmal eine That sehen. Die Männer kommen ihr alle so träge und so feige vor und der einzige, den sie noch achten will, soll den Muth haben, sich die Kugel durch den Kopf zu jagen. Und warum? wegen nichts! Es handelt sich nicht etwa um eine Heldenthat oder um die Ehre, um nichts, nur um den Muth, sich zu tödten, will sie, dass er sich tödte. Um diesen Bettelpreis zwar thut er's nicht, seine thatsächliche Veranlassung ist noch viel bettelhafter, er erschießt sich, weil, nachdem sie ihn bestohlen hat, seine Existenzbedingungen dahin sind. — Nach einem solchen Schelmenstücke klappt's natürlich nicht bei Frau Hedda Gabler, daher schießt sie sich auch selbst über den Haufen. Ist auch die rühmlichste That, die sie in ihrem Leben geleistet.

Nun aber frage ich Sie, mein theuerster Herr Ibsen, warum? Warum haben Sie dieses Gespenst aufgeweckt? In den ersten Acten macht sie's allerdings ganz wie eine moderne Frau, was sie aber weiters plant, das kommt im Leben nicht vor, das kann man also nicht nachempfinden, das ist eine geistreiche Spitzfindelei des Dichters. Oder haben Sie mit diesem Stücke sagen wollen, wie es gut wäre, wenn die Männer allmählich zum Selbstmorde dressiert würden? Was? Soll die Heldenhaftigkeit Ihrer Heldin darin liegen, dass sie zu verstehen gibt, das Leben sei just noch einen Schuss Pulver wert und die männliche Größe und Schönheit liege darin, sich selber todtzuschießen? — Mein lieber Herr! Wenn diese Welt so elendig ist, dass man das Nichtsein dem Sein vorziehen mag, so werden die Leute schon selber auf die Idee kommen, sich zu tödten; um ihnen diesen Rath zu geben, dazu brauchen wir keine Dichter und keine Bühnen, das bestreitet der Hinkende mit dem Pferdefuße einfacher und billiger.

Ich würde sehr gerne annehmen, daſs Sie mit der Hedda Gabler aber doch was Rechtes beabsichtigen. Vielleicht wollen Sie ein dämonisches Weib aufzeigen, vielleicht wollen Sie die Männerwelt warnen vor Weibern, die kokett, falsch sind und kein Herz haben. Es wäre etwas. Allein, wie mich bedünken will, liebäugeln Sie mit der Hedda Gabler, lassen mehrmals durchblicken, daſs sie eigentlich nicht unrecht hat. Nicht unrecht hat, zu sein, wie sie ist — natürlich! Allein, so *ist* keine von solchen, die frei umlaufen dürfen. Die arme Hedda gehört ins Irrenhaus und nicht ins Theater; aber es ist ja wahr.

Herr, ich frage Sie, was wollen Sie nur doch mit Ihren Dramen? Ich weiß, was Sie sagen, womit Sie sich rechtfertigen und andere täuschen. Dadurch, daſs Sie immer predigen, wie schlecht die Leute sind, wollen Sie sie angeblich besser machen. Ganz die gleiche Methode haben auch die ungeschickten Kanzelredner. Sie sprechen, wie alle zuwideren Gesellen, immer nur von dem, was nicht sein soll. *Wie* Sie es haben wollen, *wie* es werden soll, darüber kein Wort. Sie reißen die Gewölbe der Abzugscanäle auf und schreien: Sehet unsere Wasserleitung! Und das nennen Sie Wahrheit! Sie, mein Herr, zum Lebensführer zu haben, der Sie nur Sumpf und Jauche wissen! Aber, rufen Sie, Sumpf und Jauche ist ja Wahrheit! Gewiſs, es gibt Sumpf und Jauche. Die tausend frischen Quellen, die fließen, verleugnen Sie. Und das nennen Sie Wahrheit!

Wenn es wirklich so wäre, wie Sie schildern, dann müſste man sich schämen, Mensch zu sein, und dann wäre es gar nicht der Mühe wert, über ein solches Lumpengesindel auch nur ein Wort zu schreiben.

Ich gebe ja zu, daſs unsere Gesellschaft zum großen Theile grundverderbt und unsere Cultur gründlich verfahren ist. Das wissen wir schon fast alle; daſs es so nicht fortgehen kann, sehen wir auch, dazu brauchen wir keine Dichter. Aber *wie* ändern, *wie* bessern! Daſs sie uns das sagen, dazu brauchen wir große Geister.

Die Menschen sind Nachahmer. Zeigen Sie ihnen den Lumpen, wie gelehrig sind sie! Zeigen Sie ihnen große, edle Vorbilder — nicht aus der Phantasie, sondern aus dem wirklichen Leben geholt — machen Sie ihnen diese Vorbilder begreiflich, liebenswürdig, erreichbar, schmücken Sie dieselben mit Schönheit und Ehren, und Sie werden sehen, wie die Leute wieder Freude finden daran und sowohl bewuſst als unbewuſst ihnen nachstreben. Aber, sagen Sie ungeduldig, das ist ja die alte Methode, wir sehen ja, wie weit uns diese alte Methode gebracht hat. — Ich gebe zu, daſs die Menschen immer seltener werden in der modernen Welt. Aber ich versichere Sie, lieber Herr, ohne diese alte Methode fänden Sie heute *keinen* Menschen auf Erden, keinen einzigen Menschen, lauter wilde Thiere.

Sie schmähen die Poesie, verschweigen die ewigen Quellen des Trostes. Unter der Etiquette der Kunst locken Sie die wenigen und fast verschmachtenden Menschengemüther zu Ihren Cloaken. Was wollen Sie denn nur damit erreichen?

Sie wollen die Revolution.

Ja, Herr, die will auch ich. Aber die Revolution muſs einen Plan haben, ein Zukunftsbild, ein Ziel. *Ihren* Wässern sieht man nicht auf den Grund; aber nicht, als ob sie so tief wären, sondern weil sie trüb sind. Ich möchte wissen, was „Hedda Gabler“ bedeutet.

Sie werden, mein Herr, mit Ihrer Art von Idealen (denn Idealist sind Sie durchaus, und von der schlimmsten Sorte) noch ein paar Jährchen Lärm machen, denn es *ist* was Neues, das Sie bringen, und die Leute *sind* neugierig! Aber bilden Sie sich ja nicht ein, mit Ihrer Dich-

tung bahnbrechend zu werden. Die Mode wechselt, die Menschen bleiben sich gleich. Die Menschen wollen lieber leben als sterben, lieber fröhlich sein als sauertöpfisch, lieber Gutes genießen, als Böses, lieber Schönes sehen als Widerliches. Und so wird die Dichtung, wenn auch in der Form sich ändernd, im Geiste bleiben, was sie bei Homer, Shakespeare und Goethe gewesen, nicht eine Strickleiter in den Abgrund der Hölle, sondern ein Ariadne-Faden aus dem Labyrinthe der Leidenschaften, eine Jakobsleiter zu lichten, trostreichen Höhen.

Nein, abgebrannt ist es nicht, bei dem Heidenspectakel gestern, das Theater; ich hoffe, dass in demselben bald wieder Lebensmuth und menschliche Größe verkündet werden wird. Unter allen Umständen wünsche ich Ihnen, mein lieber Herr, das, was Sie sich selbst am innigsten wünschen, trotz Pistolenknallens auf der Bühne — ein langes Leben.

Übrigens — machen können Sie!

Deshalb in Bewunderung Ihr

ergebener

G. Stammer.

Geburt und Taufe.

Aufzeichnungen aus der Gegend des Sollinger-Waldes. Von Heinrich Sohnrey.

Hochtied — Kinderpäpige is nech wiet![1]) So hat der Spaßmacher an der Hochzeitstafel gerufen — und er hat recht prophezeit: Eine gewisse Zeit ist vergangen — und die eine Frau im Dorfe raunt es der anderen zu: „Wat seggst Döu, met Bormarns junger Fröuen is't wat anders.“[2]) Ein dunkles Wort, auf das aber die andere so verständnisvoll nickt, als wüßte sie schon seit Wochen um das Geheimnis. Weißt du es auch, Leserin? Nicht? Ei nun beruhige dich nur, du wirst es schon merken.

Bormarns junge Frau begegnet ihrer Erzfeindin — und was sie seit Jahr und Tag nicht über sich gewonnen hat, das geschieht jetzt: sie bietet ihrer Erzfeindin einen guten Tag. Es mag ihr schwer genug angekommen sein; aber sie steht mit einem Fuße im Grabe und sie weiß: grüßt sie die Feindin nicht, so wird sie ein — stummes Kind zur Welt bringen, denn so geht der Volksglaube. — In der Taubstummenanstalt zu Hildesheim befindet sich ein taubstummes Mädchen, in dessen Heimatsorte ich die Leute versichern hörte, dass das Kind taubstumm geboren sei, weil die Mutter dem Verführer ihrer Schwester nicht die Tageszeit geboten hätte.

Hoffnungsvolle Frauen dürfen keinerlei Unrecht begehen, wenn sie nicht wollen, dass ihr Kind mit den entsprechenden üblen Eigenschaften geboren werden soll.

[1]) Hochzeit — Kindtaufe ist nicht weit.

[2]) Was sagst du, mit Bormanns junger Frau ist's was anders!

Die Zeit ist um — und plötzlich geht ein Raunen durchs Dorf: Man hat den jungen Bormann im blanken Sonntagskittel hastig vom Hof gehen sehen, und er hat nicht den geraden Weg durchs Dorf, sondern einen Umweg außerhalb des Dorfes eingeschlagen, um zur Stadt zu kommen. — Was dies verschämte Eilen zu bedeuten hat, nur zu bald wird's offenbar. Auf einmal heißt's: „Wetet je ak wat Negges? Bormanns hebbet 'n klein Meken ekregen!“ [1]) Also die „Bamutter“ (Bademutter, Hebamme) war's gewesen, der das verschämte Eilen des jungen Mannes gegolten hatte. Bormanns hätten zwar zuerst lieber einen kleinen Jungen genommen, um den Stammbaum gerettet zu sehen; es war sogar der Bademutter, wenn auch nur scherzweise, ein entsprechender Auftrag gegeben worden; indessen, als sie das „grallängige“ Mädchen sehen, da sind sie es auch zufrieden und sagen: „Wat kümmt, mant ewehnt werden!“ [2])

Nachdem das Kind glücklich zur Welt gekommen, geht der Vater in seiner Herzensfreude eiligst auf die „Rackböhne“ (Rauchbühne), um die für dies Ereignis besonders aufgesparte „dicke Wurst“ [3]) herunterzuholen, welche dann von den versammelten nächsten Verwandten und Nachbarn in freudigster Aufregung einmüthig verzehrt wird, wobei man selbstverständlich einander auch fleißig mit dem Branntweinglase zuprostet. Kommt gerade ein guter Bekannter am Hause vorüber, pflegt man auch ihn wohl hereinzunöthigen: „Kumm herin un drink emol un probere ak de dicke Wost emol!“ [4])

[1]) Wißt ihr auch was Neues? Bormanns haben ein kleines Mädchen gekriegt.

[2]) Was kommt, muß gewöhnt werden.

[3]) Man sagt auch wohl scherzweise noch „Bamenmenwost“ — Bademutterwurst, welche Benennung zur Ahnenzeit üblich war.

[4]) Komm herein und trink einmal und probiere auch die dicke Wurst einmal.

Der alte Aberglaube äußert sich hauptsächlich bei der Taufe in den verschiedensten und seltsamsten Vorschriften, mit deren Befolgung es aber heute so genau nicht mehr gehalten wird, wenn wir uns auch nicht verhehlen dürfen, daß noch manche Handlung allein durch den Aberglauben bestimmt wird.

Bezüglich der Pathen heißt die verbreitetste und bekannteste Regel: „Dei dredde Ader sleit nah'n Paen.“ (Die dritte Ader schlägt nach dem Pathen.) Ein Glaube, welcher besagen will, daß sich eine gewisse Eigenschaft vom Pathen auf den Täufling vererbt.

Eine Frau, welche selbst ein Kind erwartet, soll man nicht zur Gevatterin bitten, es könnte sonst dem Täufling das Leben kosten.

Manche Eltern stellen das ausdrückliche Verlangen an Pathen und Pathinnen, daß dieselben sich, bevor sie den Taufgang antreten, den Mund hübsch mit Wasser ausspülen und sich darnach aller spirituosen Getränke enthalten, auf dem Taufgange selber aber keine leiblichen Bedürfnisse mehr befriedigen, weil das Kind sonst mit üblen Eigenschaften behaftet werde. Im übrigen ist für den Taufgang die Regel maßgebend, daß der Jüngste vorangeht und immer der Nächstälteste sich anschließt.

Vor dem Altare hat die Bademutter Sorge zu tragen, daß das Kind von sämmtlichen Pathen ein Veilchen auf dem Arme gehalten wird; der Jüngste hat in der Regel das Kind über die Taufe zu halten. Dabei ist nun noch ein besonderes Merkzeichen zu beachten, und es soll wirklich Leute geben, die durchaus nicht nur des Spaßes wegen auf das Zeichen achten: der Pathe nämlich, auf dessen Armen das Kind weint, „hat es nicht gern gethan“.

Das Pathenamt bringt ja freilich allerhand Verpflichtungen mit sich; aber dafür verspricht es auch einen

herrlichen Lohn, heißt es doch: So viel mal einer hat Pathe stehen müssen, so viel Sitze („Stehens-Stellen") werden ihm im Himmel bereitet.

Ein großer Widerwille herrscht dagegen, mehrere Kinder gleichzeitig zur Taufe zu bringen, denn man glaubt, eines müsse dann sterben. So kam es z. B. vor, dass eine Mutter, welche mit den Gevattern ihres Kindleins bereits vor der Kirchenthür stand, wieder mit der ganzen Gesellschaft umkehrte, weil sie eines zweiten Täuflings ansichtig geworden war.

Lässt sich aber eine Doppeltaufe durchaus nicht umgehen, so muss, falls die Täuflinge verschiedenen Geschlechtes sind, das Mädchen vor dem Knaben getauft werden, damit es keinen — Schnurrbart bekommt. Manchenorts wird aus eben diesem Grunde der Küster veranlasst, bei jedem Kinde „neues" Wasser zu besorgen, und da leider zumeist noch dieser Küsterdienst von dem Ortslehrer verrichtet werden muss, dieser aber den unsinnigen Aberglauben zu bekämpfen hat, so kommt es da mitunter zu recht seltsamen Auftritten und Conflicten.

Die kirchliche Handlung ist vorüber und der Heimweg wird in gleicher Weise zurückgelegt, wie der Hinweg. Ist man auf der Hausdiele angekommen, wird zunächst das aus barem Gelde (6 Mark und darüber oder darunter, je nach Vermögen) bestehende Pathengeschenk „beigebunden", das aber wegfällt, wenn die Eltern „freie" Kindstaufe halten, was allerdings nur alle „Jubeljahre" einmal vorkommt.

Der jüngste Gevatter muss darauf den Täufling über ein vor der Stubenthürschwelle niedergelegtes Gesangbuch in die Stube tragen und es mit folgender Anrede auf den Mutterschoß legen:

„Je hebbet meck egeben 'n Heidenkind,
eck bringe jöck weer 'n Christenkind;
wenn je't raupet von der Straten,
denn söll je raupen (folgt der Name)."[1])

Hiernach hebt der Vater das vor der Thür liegende Gesangbuch auf und legt es, blindlings aufgeschlagen, in die Wiege unter das Kopfkissen, worauf das Kleine schlafen gelegt wird. Wenn es lange und gut schläft, wird solches auch in der Folge der Fall sein. Verziehen sich im Schlafe die Mienen des Kindes wie zum Lächeln, so sagt man: Die Engel im Himmel spielen mit dem Kinde.

Ist der Täufling endlich wach geworden, so wird das Gesangbuch genommen und der getroffene Gesang gelesen: Je nachdem er einen traurigen oder fröhlichen Inhalt hat, steht dem Kinde ein trauriges oder fröhliches Leben bevor.

Von dem Gesangbuch vor der Thür sagt man übrigens, es solle bezwecken, dass das Kind klug werde.

Somit wären wir endlich beim Kindstauffchmause angekommen und könnten uns nun, wenn wir wie der Herr Pastor und der Herr Lehrer dazu geladen wären, besonders an dem mit einer prächtigen Kruste gebratenen Schweinsschinken, dem prächtigen Butter-Reisbrei, den süßen „Habutchen" (Rosinenbrei) und dem ewig kreisenden kalten Grog gütlich thun. Es ist ein lustiges Essen, reichlich gewürzt nicht nur durch Pfeffer, Senf und Salz, sondern auch durch manche deutsame Späße und Schnurren der übersprudelnden Laune.

Die Gevattern müssen jedes Gericht „probieren", lautet ein Paragraph im alten Herkommen.

Die Mutter des Täuflings schneidet sich eine Brodscheibe und bestreicht sie mit Butter, wobei sie sich aber

[1]) Ihr habt mir gegeben ein Heidenkind, ich bringe euch wieder ein Christenkind; wenn ihr es ruft von den Straßen, dann sollt ihr rufen (folgt der Name).

nur der linken Hand bedienen darf. Vielerwärts hat der jüngste Pathe dieses Taufbutterbrod zu schneiden und mit Rosmarin zu schmücken.

Abgesehen davon, dass man auf dem Dorfe den Festtag am liebsten zwischen den vier Wänden zubringt, verbietet auch ein alter Aberglaube den Pathen das Ausgehen am Tauftage, denn wenn die Pathen ausgehen, so wird das „Pathchen" einmal ein „Wanderer".

Auch die Mutter soll am Tauftage das Haus nicht verlassen, denn in dem Hause, das sie an diesem Tage besuchte, würde in dem selbigen Jahre viel Töpfergeschirr entzweigeworfen werden.

Eine gesittete Mutter würde sich übrigens schwer dazu verstehen, auszugehen, ehe sie die kirchliche Einsegnung empfangen hat, welche, wenn es ihr Gesundheitszustand erlaubt, in der Regel unmittelbar nach der Taufhandlung vor dem Altar erfolgt.

Damit wäre nun meine Kenntnis der Dinge im wesentlichen erschöpft, und ich will nur noch hinzufügen, dass die geneigte Leserin sich einen blanken Thaler verdienen könnte, wenn sie so glücklich wäre, den — ersten Zahn des Kindes zu finden.

Gedichte.

Von Ludwig Anzengruber.*)

Des Bettlers Lied.

Hab' Flicken nur, kein ganzes Kleid,
Hab' Sorgen stets, kein halbes Leid,
Doch mag' ich nicht zu Grabe gehn,
Die Sonne scheint zu froh und schön,
Wenn sie es gar so ehrlich meint,
Mir auf den breiten Rücken scheint,
Weiß nicht, was ich drum gäbe,
Weil ich nur lebe!

Sitz' Sonntags vor der Kirchenthür,
Da spenden Jung' und Alte mir,
Manch Kinderköpfchen, spielzerzaust,
Drückt mir das Pätschchen in die Faust
Und schaut mit großem frischem Blick
Nach mein'm „Vergelt es Gott" zurück.
Der Herr viel Glück ihm gebe,
Weil ich nur lebe!

Dann kehr' ich in der Schenke ein
Und trink' mein Gläschen goldnen Wein,
Und spielt es durch die Adern leis',
Da klingt in mir die alte Weis' —
Da schleich' ich mich zum Waldeshang,
Vergess' all Sorg und jeden Bang;
Mein Lied ich froh erhebe,
Weil ich nur lebe!

Da kriecht die Ameis' übers Blatt,
So hurtig, seh' sie niemals matt,
Da schlägt der Fink, da glitzt der Thau,
Dort drüben singt des Försters Frau, —
Nun blinkt durchs Laub der Abendstern,
Grau winkt das Dörflein in der Fern',
Wüsst' nicht, dass sich's begäbe,
Wenn ich nicht lebe!

Ich sinn' der alten Fabel nach.

Ich sinn' der alten Fabel nach,
Die ernsthaft uns belehret,
Dass alles, was gewesen war,
Dereinstens wiederkehret.

*) Gesammelte Werke von Ludwig Anzengruber. Fünfter Band. (Stuttgart. J. G. Cotta. 1890.)

Zwar wiederkehrt nach langer Frist,
Nach vierzigtausend Jahren,
Dann aber auch genau, wie wir's
Das erstemal erfahren.

Nun ist mir so, als hätt' ich dich
In einem frühern Leben,
Unholdes Liebchen, schon gesehen
Und mich dir ganz ergeben.

Und du, du hättest alle Treu'
Und Lieb', die ich empfunden,
Mit herbem Spotte mir gelohnt
Und tiefen Herzenswunden.

Mir tönt, ach, so vertraut und doch
Ernüchternd deine Sprache,
Mich höhnt, wie einmal schon gehört,
Die silberhelle Lache.

Ich liebend ohne Hoffnung und
Du herzlos ohne Reue,
Es ist als wie ein altes Spiel,
Das wiederkehrt aufs neue.

Ein altes Spiel — wir können dreist
Die Wiederholung wagen,
Du bist im Quälen wohlgeschult
Und ich für das Ertragen.

Und überläuft's mir oft das Herz
So bang und maienfröstlich,
Dann däucht mir — albern wie sie ist —
Die alte Fabel tröstlich!

Im Innern gefestet.

Wenn Jahre gehn und kommen,
So nehme du in acht,
Was sie dir wohl genommen,
Was sie dir wohl gebracht.

Was dir auch im Verlaufe
Der Zeiten ward beschert,
Nicht Gut, noch Glück es taufe,
Gar trüglich ist sein Wert.

Nicht grausam heiß das Leiden,
Nicht Raub nenn den Verlust,
Weiß still dich zu bescheiden
Und trage, was du musst.

Nur der ist hochgemuthet,
Der gleich im Glück sich fühlt,
Und wenn das Herz ihm blutet,
Die Wunde keusch verhüllt.

Das Glück, es will nicht währen,
Das Leid bleibt nicht bestehen,
Das ist: wie Tage kehren
Und wie die Nächte gehen.

Nur das hast du genossen,
Erstritten das allein,
Was in die Seel' geschlossen
Du dir zu tiefst hinein.

Das einzig ist das Wahre,
Was du in dir erfährst,
Dem du, trotz Flucht der Jahre,
In Treuen dich bewährst.

Ob sie undunkeln Schmerzen,
Ob Freude sie erhellt,
Du trägst in deinem Herzen
Dann eine Friedenswelt.

Wie Jahre gehn und kommen,
Des haben sie nicht Macht,
Davon wird nichts genommen,
Dazu dir nichts gebracht!

Stilles Bescheiden.

Bei ihres Anblicks Lieblichkeit, —
Der alle Sinne mir berücket,
Der mich beseligt und entzücket
Und doch zu tiefst bedrängt mit Leid —
Nie werd' ich nur mit einem Blick
Der Herrin meine Lieb gestehen,
Nie ihre Gegenliebe flehen
Und stumm ertragen mein Geschick!
Ein Frevel wär's an holder Frau,
Wenn ich den eitlen Glauben hegte,
Dass mich, nur mich allein, bewegte
All ihrer Anmut reiche Schau.
Nein, nein, ich bin der einz'ge nicht,
Den ihre Nähe froh beseelet!
Der letzte wär' ich, den sie wählet;
Ich steh' im Banne harter Pflicht,
Nicht Jugendkraft, noch Wohlgestalt
Vermag mir mehr das Wort zu führen,
Ich kann vielleicht durch Lieder rühren,
Doch Mitleid wehrt der Lieb' Gewalt.
So fass' ich denn den einen Muth,
Es im Beginne schon zu enden.
Wie käm' zu eines Bettlers Händen
So hohes überreiches Gut?
Ergeben will ich meine Last
Auch fürder stumm des Weges tragen,
Es soll kein Blick der Herrin sagen,
Wie mächtig es mich stets erfasst
Bei ihres Anblicks Lieblichkeit,
Der alle Sinne mir berücket,
Der mich beseligt und entzücket
Und doch zu tiefst bedrängt mit Leid.

St. Peters Klage.

St. Peter sprach in trübem Ton:
„Hör mich, Gott Vater und Gott Sohn
Und auch du, lieber heil'ger Geist!

Die Menſchen werden jetzt ſo dreiſt,
Sie fürchten Teufel nicht, noch Tod,
Und gar ein Leben ohne Gott,
Das planen ſie mit frevlem Sinn!“ —
Gott Vater ſpricht: Wie froh ich bin,
Betrübt dich das, du treuer Knecht?
Ich ſag', mir kommt es eben recht,
Du weißt, ich war der ganzen Brut
All meine Tage nicht gar gut,
Ich habe Waſſer und auch Brand
Vergebens doch an ſie gewandt,
Und Sündflut nicht, noch Sodoms Not,
Nicht Noahs Warnung, noch des Lot
Errettung war zu etwas nütz:
Die Sonne war's in trüber Pfütz',
Die Perle war es für die Säu',
Sie ſündigten nur ſtets aufs neu',
Bis mein Herr Sohn in Jugendſtärk'
Beſorgte das Erlöſungswerk.
Doch wie's gedieh und wie's gerieth?
Ich denk' mein Theil und ſag' es nit.
Und wenn es kommen thut alſo,
Wie du geſagt, des bin ich froh.
Wenn ſie nunmehr in Theorie
Ohn' mich zu leben ſind beſtrebt,
's iſt recht, in Praxis haben ſie
Ja allzeit ohne mich gelebt.
Wenn ſtatt von ewiger Vernunft
Sie ſich von einer tollen Zunft
Stockblinder Kräfte der Natur
Betreuet glauben, iſt die Spur
Von Beſſerwerden ſchon in Sicht,
Und alles kommt in gute Richt'!
Dann hat es fürder wohl ein End',
Daſs man mein' Namen eitel nennt,
Und kommt zu Hauf' und kommt zu Rand,
'ne große Dummheit wo zu ſtand',
Dann kniet kein Schuft mehr wie zum Spott
Und ſingt: Nun lobet alle Gott!
Und finden ſie mit einemmal
Ihr Leben 'ring und eng und ſchal,
Daſs ſie in Scham davor erglüh'n,
Erſt unſereinen zu bemüh'n,
Ei, dann iſt mir — bei meinem Bart! —
Das halbe Regiment erſpart,
Denn wenn ich ihnen nimmermehr
Das Gute ſpend', das Üble wehr',
So iſt's vorbei mit trägem Ruh'n,
Das Gute müſſen ſelbſt ſie thun,
Des Böſen ſelber ſich erwehr'n,
Das wird ſie Lieb' und Klugheit lehr'n —
Nicht kränk' ich gern der Frommen Schar —
Doch dann behagen mir fürwahr
Die gottloſ' Racker allermeiſt!
Wie klug das Ganz' gezielt, geplant —
Das Stückchen iſt vom heil'gen Geiſt!
St. Peter, haſt du's auch geahnt?“

Herr Wirt.

Herr Wirt, was war das nächtens für
Ein gottverfluchter Tropfe?
Es ſchmerzt mich heute morgens ſchier
Ein jedes Haar am Kopfe!
Wie muſs die edle Gottesgab'
Verſchändet und verhunzt ſein?
Mein' Seel', was ich getrunken hab',
Das war wohl eitel Kunſtwein!

Ei, heb die Hand betheuernd nicht,
Daß dieſer Soff Natur iſt,
Man weiß ja doch, verdammter Wicht,
Daſs leicht wie Spreu dein Schwur iſt.
Üb' lieber Treu' und Redlichkeit,
Schreib's an die Etikette,
Damit ſich ſachte noch beizeit
Ein Chriſtmenſch davor rette.

Du hätteſt nur wie vor und eh'
'was Kellerei betrieben,
Und dir ſei anorganiſche
Chemie ganz fremd geblieben?!
Hör du, es iſt doch ganz umſunſt,
Hier Lügen zu erſtinken,
's iſt Kunſtwein, denn 's iſt eine Kunſt,
Von dieſem Wein zu trinken.

Gegoſſen wird nun und gehauen.

Gegoſſen wird nun und gehauen,
Was ſich im „Brockhaus“ finden will,
Es iſt heuttags das Denkmalbauen
Ein ſehr beliebt' Geſellſchaftsſpiel,
Juſt was man ſo ins Haus bedürfe,
's langt nicht für höhere Entwürfe;
Es ſcheint, man will nur eben
Das Kleingewerbe heben.

Mit- und Nachwelt.

Eine Citaten-Studie von Dr. E. M. Schranka*).

„O glaubt, daſs unſre Zeit ſich lichter
Einſt ſpäten Enkeln offenbart:
So war's und bleibt es: Großer Dichter
Hat keine Gegenwart!"

Da ich in dieſem Capitel viel werde citieren müſſen, ſo beginne ich gleich mit einem Citat aus dem Gedichte „In der Sonnenwende" von Stephan Milow.

Wie wahr! „Großer Dichter hat keine Gegenwart." Man könnte wohl auch variierend ſagen: Dichter hat nur die Zukunft.

Die Mitwelt iſt es, die ihre Anerkennung verſagt, denn die Mitwelt iſt nicht unparteiiſch; ihr fehlt es an jeglicher Objectivität, und wenn es je einem Dichter gelungen iſt, ſich etwas Beachtung und Bedeutung zu erringen, das Augenmerk auf ſich zu lenken, dann gelang es ihm meiſt nur in der Fremde, denn

„Das Vaterland macht heimatlos
Die Kinder ſeines Dichters"

ſagt Freiligrath, und ſchon ein alter römiſcher Satz lehrt uns „Nemo propheta in patria". Ein ähnliches Sprichwort lautet: „Der Thaler gilt dort nichts, wo er geprägt iſt" und wie viele können mit Anton Ohorn ſagen:

„Die Heimat, die ich oft beſang,
Die nennt und kennt mich nicht."

So muſs man ſich gewiſſermaßen erſt hinausbegeben in die Fremde, um von dort aus ſich der eigenen Heimat zuführen zu laſſen, die den Dichter dann übrigens ſelbſt als ihr eigen anerkennt, wenn ihr die Augen aufgegangen, und dann heißt es: „Das iſt ja einer von den unſern, iſt unſer Landsmann!"

So geht die Mitwelt an ihrem großen Mitbürger oft vorüber. Doch wenn es nur das wäre, wenn es nur beim bloßen Überſehen bliebe:

„Wenn ich, die gleichzeitig gelebet,
Mit einem Stoff vergleichen ſoll,
Aus Rohem iſt der Stoff gewebet,
Nur mancher Faden Wertes voll;
Dann kann ich eines nicht begreifen,
Wie man oft jenen überſieht,
Der, wie ein breiter gold'ner Streifen,
Sich echt durch das Gewebe zieht."

Aber im Gegentheil: er wird oft dem Spotte preisgegeben, wenn er prophetiſchen Geiſtes voll, wie ein echter, gottbegnadeter Sänger oder ſonſtiger Götterſohn (denn ich möchte in dieſe Plauderei die Koryphäen auf allen Gebieten der Künſte und Wiſſenſchaften mit hineinziehen) ein ſelbſtbewuſstes, ſtolzes Wort ausſpricht; er wird des Größenwahns geziehen von temporären und localen gemachten Größen, die, mit momentaner, ephemerer Geltung ſich brüſtend, auf des wahren Götterſohnes Haupt die Dornenkrone preſſen möchten, indem ſie ſuchen, ihn mit dem Mantel der Lächerlichkeit zu umkleiden.

Bodenſtedt hat recht, wenn er ſagt:

*) Aus dem eben erſchienenen zweiten Band ſeines „Neuen Demokrit". (Berlin, Hans Lüſteneder 1891.)

„Wer seiner Zeit vorausgeeilt,
Hat ihre Schäden nie geheilt,
Doch war's ein Genius, ein echter,
Wird er zum Heiland kommender Geschlechter."

Fast jeder Große hat für seine Mitwelt stolze Worte, selbst unverschämte Verse, wie Schopenhauer die seinen nennt, gesprochen, die erst die objective, unparteiische Nachwelt gelten läßt und selbst emsig sammelt*). — Dies geschieht aber erst dann, wenn von ihm ein anderer Dichter sagen kann:

„Unsterblich prangt sein Name
Und steht im Zeitenbuch,
Er starb in Noth und Grame,
Das ist des Sängers Fluch."

Zu spät — zu spät die verdiente Anerkennung. Wie sagt doch Adolf Böttger in seinem Distichon?

„Lebend verkümmert als Null, mit Achselzucken verhöhnt selbst,
Nach dem Verhungern jedoch unter die Sterne versetzt."

Darum mahnt der Meister mit Recht:

„Weniger Erz aber mehr Herz für uns"

und auch Saphir meinte:

„Zum Dichter muss man geboren, zur Anerkennung gestorben sein."

Doch

„Das Elend ist des gold'nen Ruhmes Wiege,
Der Kummer ist sein ewiges Geleit,
Der Geist lebt immer mit der Welt im Kriege,
Sein Schaffen ist ein unruhvoller Streit"

und wer will Naturgesetze ändern?

„Es ist schon so der Welten Lauf,
Bestimmung scheint's zu sein,
Es nimmt das Elend mit in Kauf,
Was ein Genie soll sein."

Ja, die Noth, selbst die Noth mit der Kritik, ist die zehnte Muse, die ihrem Sohn den Kuss auf die Stirne gedrückt; ihre Devise lautet in den diversen Variationen:

„Durch Nacht zum Licht"
„Through night to light"
„Post nubila Phoebus."

Die Eintagsfliegen sind es, die das freilich erst entglimmende Licht umschwirren und gleich einer Wolke dasselbe zu verhüllen trachten; sie können mir keine rechte Achtung abzwingen. Diese ephemeren Größen, sie sind mir zu rasch groß geworden, sie glänzen momentan zu grell und

„Was glänzt, ist für den Augenblick geboren,
Das Echte bleibt der Nachwelt unverloren."

Und H. Grieben sagt:

„Was unsterblich im Gesang soll leben,
Muß im Leben untergeh'n."

Langsam über Hindernisse aber sicher, schreitet die wahre, künftige Größe.

„Große Geister müssen ringen,
Müssen Achtung sich erzwingen,
Soll ihr Stern nicht einst erblinden;
Haben sie sich durchgerungen,
Haben Achtung sie erzwungen,
Ewig wird ihr Geist entzünden."

Und gerade diejenigen, von denen Emanuel Geibel sagt:

„Was hilfts, auf Flügeln der Reclame
Ein Stündlein flattern durch die Welt,
Wenn schließlich doch, o Thor, dein Name
Wie Ikaros ins Wasser fällt"

gerade sie sind es, die den wahren heiligen Gottesfunken im Entglimmen zu ersticken suchen, weshalb Bodenstedts Worte eine nicht zu verachtende Maxime sind:

„Leisen Schritts durchs Leben wandre,
Bist du groß, so stell' dich klein;
Ungestraft darfst du als andre
Größer keinen Zoll breit sein."

Fürwahr, der Weg des Genius ist eine steile, steinige und dornenvolle Bahn und

„Der Lorbeer blüht gar hoch."

Ich habe in meinem Studierzimmer ein Bild gar seltsamen Motives hängen. Es stellt ein paar Knochen, ein Pergament und einen Todten-

*) Ich verweise auf eine von mir angelegte große Sammlung wertvoller Stellen unter dem Titel „Stolze Worte".

schädel vor, der letztere von Epheu umwunden. Auf dem vergilbten Pergament stehen die Verse Hamerlings:

„Der Lorbeer traun hat keine Sympathie
Für üppiges Lockenhaar; viel lieber rankt er
Um kahle Stirnen, graue Häupter sich,
Am liebsten sind ihm nackte Todtenschädel."

Ich vermöchte eine dicke Anthologie mit solchen Stellen zu füllen, doch will ich nur noch mit einer kleinen Auslese für diesmal mich begnügen:

So heißt's bei Tiedge:

„Der edle Mann lebt nie vergebens,
Er geht einst, hemmt sich hier sein Lauf,
Nach Sonnenuntergang des Lebens,
Als ein Gestirn der Nachwelt auf;"

bei Raupach:

„Es steht geschrieben im Schicksalsbuch:
Soll einst die Nachwelt dich mit Segen nennen,
Mußt du den Fluch der Mitwelt tragen können."

Bei Hermann Lingg:

„Epigonen oder nicht, —
Thue jeder seine Pflicht.
Nicht die Meinung, nicht die Stunde,
Nur die Zukunft ist's im Grunde,
Die ein giltig Urtheil spricht."

Derselbe sagt ein andermal:

„Erst zerren die Banditen
Uns Dichter in den Koth,
Gemeuchelt werden wir, zerschnitten
Und, wenn wir gründlich todt,
Einbalsamiert mit aller Glorie
In eine — Literarhistorie."

Oskar Blumenthal läßt sich vernehmen:

„Sollen die Menschen ein Lob dir gönnen,
So darfst du's nicht mehr hören können"
u. s. w. u. s. w.

Obwohl ich nun ungern genug noch so vielen anderen ihre schönen Worte für diesmal entziehen muß, Albert Mösers prächtig poetisches Bild „Der Albatros" muß hier noch Platz finden:

„Ruhig getragenen Schwungs hinschwebt er, der Segler der Lüfte,
Königlich, herrlich und frei trinkt er ätherischen Hauch,
Ueber ihm leuchtet im Blau des Kreuzes erhabenes Sternbild,
Unter ihm dehnt sich das Meer, dehnt sich Australiens Strand.
Seht, nun schwebt er herab, gelockt von dem nahenden Meerschiff,
Listig umgarnende Kunst stellt mit der Angel ihm nach.
Arglos fliegt er heran und läßt von dem Köder sich äffen,
Rasch den Betrogenen zieht Tücke aufs hohe Verdeck.
Ach! der soeben noch erst die Weiten des Äthers durchflogen,
Welcher der Anmuth Bild, stolz sich in Lüften gewiegt,
Linkisch schleppt er sich hin und plump auf den Planken des Schiffes,
Gleich wie gebrochen und matt hängen die Schwingen herab,
Schnöd mit dem Ruder ihn neckt, kein Mitleid kennend, der Schiffsbub,
Höhnend und lachend im Kreis stehn die Matrosen herum —
Segler der Lüfte, dein Los vergleich' ich dem Lose des Dichters,
Welchen in leuchtende Höh'n hehre Begeisterung trägt,
Sieghaft schwimmt er und leicht im stärkenden Äther des Geistes;
Über sich himmlisches Licht, unter sich irdische Noth;
Weh! da zieht ihn herab des Tages gemeines Bedürfnis,
Der sich ob Wolken gewiegt, taucht nun ins ird'sche Gewirr,
Hilflos zieht er und scheu, ein Kind, die Pfade der Menschen,
Strauchelt und wankt, und fremd wird ihm des Genius Flug.
Kichernd schauen auf ihn die Werktagsseelen, ihn höhnend,
Daß, der zu fliegen gewußt, jetzt nicht zu gehen versteht."

Haben wir an den bisher vernommenen Citaten die Stellung der Mit- und Nachwelt zu den großen Dichtern gekennzeichnet — freilich, Ausnahmen, wo die Anerkennung noch bei Lebzeiten erfolgt, gibt es schon, aber sie sind selten — so sei auch eines umgekehrten Falles gedacht, wo die Mitwelt anerkennt, die Nachwelt aber vergißt.

In diesem Falle befinden sich der dramatische Künstler, der Priester und die Priesterin des Gesanges und der Musik, ferner jene des Tanzes.

„Begeisterung ist keine Heringsware,
Die man einpöckelt auf lange Jahre"

sagt unser Altmeister, und nur zu momentaner Begeisterung reißen diese Künstler hin.

Freilich liegt dies auch in der Natur der Sache; denn die letztgenannten Künste erfordern die momentane, persönliche Ausübung, die Präsenz ihres Vertreters. Da gibt es Applaus, Kränze und allerlei andere Ovationen; schließlich aber wird der Gefeierten Name zwar auch mit goldenen Lettern in den Annalen ihrer Kunst eingetragen und zumeist, wenn auch nicht immer — vergessen. Man erinnert sich wohl dann, wenn einer ihrer Nachfolger in derselben Kunst durch Leistungen an des weiland Gefeierten Namen erinnert, um mit Zinkgref zu sprechen:

„Alte Komödien, neue Komödianten."

Übrigens brauchen die Vertreter dieser Künste noch nicht einmal gestorben zu sein, um, wenn nicht vergessen, doch in den Hintergrund gestellt zu werden. Es genügt dazu schon die Nichtausübung der betreffenden Kunst selbst, wenn diese Unterlassung durch unabwendbaren Verlust physischer Kräfte (Stimmmittel u. dgl.) hervorgerufen ist.

Der französische Poet Boulay-Paty behauptet dieses Los auch vom Dichter, wenigstens lauten zwei Stellen in seinem Sonette „Der Ruf":

„Wie schrittest du Poet aus deiner Dunkelheit
Von allen hochgerühmt, und schon bist du vergessen!
Bevor ein Buch du schreibst, verlangst du, welch Vermessen,
Um zu empfinden erst und nachzudenken, Zeit.

Druckt Denker, Dichter druckt! Nur neues in den Handel,
Aus leichtem Stoffe wird gewebt des Ruhmes Mantel,
Er nützt sich ab und will, dass man ihn oft erneut."

Doch gilt dies, wie bereits gesagt, wohl mehr von den genannten darstellenden Künstlern.

Der Gelehrte, Schriftsteller, Dichter, Maler, Bildhauer, Architekt u. s. w. hinterlassen sichtbare und greifbare Werke, die ihr Andenken stets frisch und rege erhalten. Dadurch genießen sie auch die Anerkennung eines viel größeren Publicums, denn, hat sie auch das mitlebende verkannt, so stehen sie vielleicht groß da vor dem Publicum künftiger Jahrhunderte. Von diesem Standpunkte lassen sich sämmtliche Künste in eine gewisse Eintheilung und Scala bringen.

Hauptsächlich ist es aber der Poet, dem oft bei Lebzeiten die ermunternde Anerkennung versagt wird; er allein hat meist nur den Trost der Hoffnung auf seine Unsterblichkeit. Dafür erntet oft der Künstler, der eine Rolle, die jener schrieb, trefflich darzustellen weiß, den Ruhm ein und erhält den Kranz.

Diese Künstler sind es vornehmlich, welche das schon vom römischen Dichter geschilderte Hochgefühl des „monstrari digito et dicier hic est" genießen.

Geduld — es kommt die Zeit, wo sich das Blatt wieder wendet, darum sei diesen der ephemere Ruf gegönnt, denn

„Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze.

Auch Theodor Mommsen sagte:

„Auf den Kränzen der Mitwelt ruht es sich schlecht"

und Menschen gehen und Menschen kommen und einst kommen gewiss doch auch objective, vorurtheilsfreie Menschen. —

Zum Schlusse zur Erhärtung dieser meiner Behauptung noch Gustav Kötters „Zweierlei":

„Dem Mimen wirft berauscht die große Menge
Den Lorbeer als des Augenblickes Lohn,

Doch bald verwelkt, als ob der Brand ihn
senge,
Umschlingt er dürr das Haupt von Thaliens
Sohn.
Doch ewig grünt es um des Dichters
Schläfe,
Des echten Lorbeers unverwelklich Reis,
Und wie der Mitwelt Undank ihn auch
träfe,
Ihm blüht der Lorbeer als sein ew'ger Preis."

Recht schön und trostreich, aber ich meine, es denkt doch jeder, der sich zu etwas Besserem berufen fühlt, mit Paul Heyse:

„Soll Ruhm mir blühn, komm' er beizeit!
Was hat die Nachwelt mir zu geben?
Ich möchte von meiner Unsterblichkeit
Doch ein paar Jährchen miterleben! —

Was große Menschen über Thiere sagen.

Aussprüche, gesammelt und mitgetheilt von **Koloman Kaiser** in Wien.

(Neue Folge*).

Motto:

Jemehr wir uns mit der Seele der Thiere, dem Köstlichsten, was auch sie haben, beschäftigen, desto achtungswerther wird uns das Thier, desto herrlicher die Natur, desto anbetungswürdiger Gott. Mangel an Sinn für die Thierseelen deutet auf Gedankenlosigkeit, Roheit, Unsittlichkeit, Irreligiösität und die Mißhandlung der Thiere und sei es auch nur eines Wurmes, geht aus irreligiöser Unwissenheit hervor. Alle alten Völker achteten, weil sie religiös waren, das Thier hoch!

Prof. Peter Scheitlin.

Auch die Thiere können denken und dadurch sich einen gewissen Grad von Klugheit erwerben. Sie unterscheiden sich hierin nur durchs Mehr oder Minder. Manche Klugheitseigenschaften hat der Mensch, andere das Thier in vorzüglicherem Grade. Noch andere Eigenschaften der Menschen und Thiere sind einander nur ähnlich. Aristoteles.

Milde gegen die Thiere übt der Menschenfreund und der Barmherzige. Porphyrius.

Das besondere Gute widerfährt auch den Thieren, daß die Götter ebenfalls Vorsorge für sie tragen und sie weder verachten noch versäumen. Wenn ihnen gleich keine Vernunft zutheil geworden ist, so haben sie doch so viel Verstand und Weisheit bekommen als sie angeht. Aelianus.

Ein jedes Thier merkt seiner Seele Fähigkeiten, und wozu ihm seine körperlichen Gliedmaßen nütze sind zum voraus. Die Natur der Thiere darf von niemand belehrt werden. Galenus.

Wie wir eine Empfindung von unserer Seele haben, ob wir gleich ihre Natur und ihren Sitz nicht einsehen, so haben auch alle Thiere eine Empfindung und obgleich rohe und dunkle Vorstellung von ihrer wesentlichen Beschaffenheit. Seneca.

Es kennt ein Thier seine Beschaffenheit, aber worin sie eigentlich bestehe, weiß es nicht; es fühlt sich als lebendiges Thier, aber was ein lebendiges Thier eigentlich sei, davon hat es keinen Begriff. Seneca.

Der Rechtschaffene wartet seines Viehes. Jesus Sirach.

*) Siehe „Heimgarten", XIII. Jahrgang, Seite 582.

Der Schöpfer scheint die Dinge verschiedener Natur allmählich miteinander verbunden zu haben, dass alles Geschöpfe durch die Verwandtschaft miteinander eins wird; woraus hauptsächlich erhellt, dass nur ein einiger Schöpfer sei von allem, was ist. Wie er nun auch von den unvernünftigen Thieren zu den vernünftigen, nämlich den Menschen, schreiten wollte, so hat er dies nicht auf einmal gethan, sondern hat zuvor auch den anderen Thieren gewisse natürliche Einsichten, Kunststücke und witzige Handgriffe zu ihrem Wohle mitgetheilt, so dass sie denen, welche Vernunft haben, nahe zu kommen scheinen. Sodann hat er erst den Menschen als ein eigentlich vernünftiges Thier geschaffen.

Bischof Nemesius.

Milde Barmherzigkeit ist das echte Merkmal von Seelenadel.

Shakespeare.

Der betet recht, wer innig liebt
So Mensch wie Thier, so groß wie klein,
Der allen gerne hilft und gibt
Und freundlich lindert jede Pein;
Blickt Gott doch aus dem Himmelszelt,
Mit gleicher Lieb' auf alle Welt!

S. T. Coleridge.

Wer irgend ein Geschöpf des Höchsten
Verächtlich wagt gering zu schätzen,
Der zeigt sich als beschränkter Geist.

Wordsworth.

In dem Auge jedes Thieres liegt ein Schimmer von Menschenverstand, ein seltsamer Strahl höheren Lichts, der nach dem Geheimnis unserer Oberherrschaft zu forschen und den Besitz einer Seele zu bestätigen scheint.

John Ruskin.

Die Frage ist nicht: Können die Thiere denken? oder können sie sprechen? sondern: Können sie leiden? das ist der Hauptpunkt bei der Sache. Gerechtigkeit und Menschlichkeit fordern, dass man die Thiere freundlich behandle und auf ihr Wohlsein gerade eben so gut Rücksicht nehme, wie auf das unseres Nächsten.

Jeremias Bentham.

Man erkennt, dass manche Thiere in vielen Eigenschaften dem Menschen gleichstehen und in Liebe, Treue, Pflichtgefühl, Gewissenhaftigkeit und Aufopferung Größeres leisten als die Mehrzahl der Menschen, welche so hochmüthig auf sie herabblicken.

Samuel Smiles.

Wenn man zugibt, dass die Thiere gleichartige Wesen wie wir selbst sind, weil nach gleichem Plan angelegt und nur graduell verschieden — mag man sie ansehen wie man will — so muss man auch zugeben, dass sie ebenfalls Rechte haben. Diese Rechte sollten in keinem Falle hastig und unehrlich beiseite gesetzt, vielmehr umso gewissenhafter erwogen werden, weil Civilisation und Erfindungen den Thieren täglich mehr und mehr unmöglich machen, ihre Unabhängigkeit zu behaupten oder gewissermaßen in der Sache selbst gehört zu werden.

Lawson Tait.

Die Thiere haben, wie wir, Schmerz und Lust, sie erkennen das Gute und Böse nicht, aber sie empfinden es ... Sie wissen nicht, dass sie da sind, aber sie fühlen es.

Buffon.

Diejenigen Thiere, welche unter der unmittelbaren Herrschaft des Menschen leben, fühlen ihren Sclavenstand; sie wissen, dass das Wesen, welches sie straft, die Freiheit hat, es zu thun oder zu lassen; sie schmiegen und unterwerfen sich daher, wenn sie sich schuldig glauben oder wenn sie meinen, den Menschen erzürnt zu haben.

Cuvier.

Die Thiere sind bewunderungswürdige Bücher, in welchen das große

Wesen die kennbarsten Züge seines höchsten Verstandes in der Kürze zusammengefasst hat. Bonnet.

Die Thiere sogar lernen viel. Sie haben Sinne, sie müssen Gebrauch davon machen lernen; sie haben Bedürfnisse, sie müssen diese zu befriedigen lernen; sie müssen fressen, gehen, fliegen lernen. Die vierfüßigen Thiere, die sich gleich von ihrer Geburt an auf den Beinen erhalten, verstehen deswegen noch nicht zu laufen; man sieht es ihren ersten Schritten an, dass es sehr ungewisse Versuche sind. Die aus ihren Käfigen entwischten Kanarienvögel können nicht fliegen, weil sie niemals geflogen sind. Für beseelte und mit Sinnen begabte Wesen ist alles Unterricht.

Rousseau.

Die Thiere lernen und vervollkommnen das, was man sie lehrt, sie corrigieren sich, kennen die Freude, haben Gedächtnis und eine gewisse Zahl von Ideen.

Voltaire.

Wie kann man behaupten, dass der Mensch allein die Fähigkeit des Sprechens habe, und dass sie den Thieren fehle? Man muss blind sein, um nicht zu sehen, dass die Thiere imstande sind, sich ihre Gedanken gegenseitig mitzutheilen durch Mittel, welche, wenn auch verschieden von denen des Menschen, nichtsdestoweniger die verschiedenen Formen der Sprache darstellen.

Professor Broka.

Unleugbar empfinden die Thiere Schmerz und Vergnügen; sie haben Zuneigung und Abneigung, in zweifelhaften Fällen denken sie nach, sie erinnern sich der Vergangenheit, äußern Traurigkeit, Liebe, Hass, Furcht, Zutrauen u. s. w.

Jenkin Thomasius.

Nicht besser als ein Thier
Ist jedes Menschenkind,
Da Thiere besser noch
Als böse Menschen sind!

Saadi.

Alles was eine Seele hat, denkt; alles was Gefühl hat, empfindet; alles was liebt, hat das Recht, geliebt zu werden, und alles was leidet, hat Anspruch auf unser Mitleid. Da fehlt keine Stufe auf der Leiter der mit Empfindung begabten Geschöpfte vom Thiere bis zum Menschen hinauf. Ohne Frage steht der Mensch auf dieser Erde auf der höchsten Stufe, aber er sieht unter sich seine irdischen Mitbewohner, er ist ihr König, darf aber nie ihr Tyrann werden. Gerechtigkeit hat Gott angeordnet nicht nur zwischen Mensch und Mensch, sondern zwischen Mensch und der ganzen beseelten Schöpfung. Ungerecht sein, heißt sich an Gott versündigen. Wenn wir unsere Herrschaft über die Thiere nicht missbrauchen, finden wir in ihnen Diener und Freunde, beim Missbrauch nur Schlachtopfer, durch welche der Tyrann selbst demoralisiert wird. Zwischen Grausamkeit gegen Thier und gegen Mensch liegt der Unterschied nur in der Verschiedenheit des Opfers. Schließt man das Thier in den Kreis der Pflichten und des Mitleides ein, wie sie uns geboten sind, so arbeitet man an der Verbesserung des Menschengeschlechtes selbst. Lamartine.

Man hüte sich wohl zu sagen, dass die Gerechtigkeit gegen unseresgleichen und diejenige gegen die Thiere verschiedene Dinge seien. Es gibt nur ein Recht für alle. Jedes Geschöpf auf dieser Erde hat dadurch, dass es empfindet, leidet und arbeitet, Rechte, und diese Rechte sind heilig! umso unantastbarer werden diese Rechte, wenn es sich um Wesen handelt, die in der That zur Familie gehören, da sie unsere Hausfreunde

und die Gäste an unserem Herde sind . . .

Immer bleibt noch das sicherste Mittel, sich in der Menschenliebe zu üben, dass man damit anfange, die Thiere zu lieben.

Charles Gilde.

Es ist der Gipfel der Thorheit, den Thieren die intellectuellen Fähigkeiten abzusprechen. Sie fühlen, sie denken, sie urtheilen und vergleichen, sie zeigen Liebe, und oft sind ihre Sinne feiner als die unserigen.

„Systeme de la nature."

Wie seltsam ist des Menschen Stolz!
Ich sag' dir: alle jene Wesen,
Für die des Grases schwacher Halm,
Der mit dem Morgen sprießt
Und vor dem Mittag dorrt,
Ein unbegrenztes Weltall ist; —
Ich sag' dir: jene unsichtbaren Wesen,
Die in dem kleinsten Theil
Des freien Äthers wohnen,
Sie denken, fühlen, leben
wie der Mensch;
Und ihre Liebe und ihr Hass erzeugt,
Wie bei dem Menschen, das Gesetz,
Das all' ihr Thun beherrscht;
Und die geringste Wallung,
Die ihren zarten Leib
Unmerklich fast durchzuckt,
Ist unerlässlich und bestimmt,
Wie das erhabene Gesetz,
Das jene Sonnen lenkt.

Shelley.

Eine jede Misshandlung des Thieres stößt den Menschen von dem Grade der Vollkommenheit hinab, worauf er stand, und legt der Vollkommenheit, die er sonst erreicht haben würde, Hindernisse in den Weg.

Kirchenpropst Prof. Dr. L. Smith.

Lehrt die Jugend, dem Thiere das Wohlwollen, die Achtung und das Recht widerfahren zu lassen, die ihm als einem lebendigen Wesen und Geschöpfe Gottes gebühren, und ihr werdet sie dadurch zugleich in der Achtung und dem Wohlwollen befestigen, die sie als Menschen den Menschen schuldig sind.

Kirchenpropst Prof. Dr. L. Smith.

Die religiöse Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist, umfasst natürlich auch die Thierwelt und legt dem Menschen die Pflicht auf, die unter ihm stehenden Geschöpfe zu ehren und zu schonen. Goethe.

Im Fleiß kann dich die Biene meistern,
In der Geschicklichkeit der Wurm dein
Lehrer sein.

Schiller.

Der Menschen ältere Brüder sind die Thiere. Ehe jene waren, waren diese . . . Freilich ist die Erde dem Menschen gegeben, aber nicht ihm allein, nicht ihm zuvörderst.

Herder.

Hier bemerke ich nur, dass die Menschen, indem sie sich allmählich die Herrschaft über die Thiere erworben, das Meiste von Thieren selbst lernten. Diese waren die lebendigen Funken des göttlichen Verstandes, von denen der Mensch in Absicht auf Speise, Lebensart, Kleidung, Geschicklichkeit, Kunst, Triebe in einem größeren oder kleineren Kreise die Strahlen auf sich zusammenlenkte. Herder.

Die Schöpfung ist für jedes einzelne Glied Mittel, und jedes Mittel ist wieder Zweck. Nicht bloß für den Menschen fließt das Ganze, um ihn zu tragen, zusammen; auch für jedes Thier gehen die Strahlen in einem Brennpunkte der Wärme desselben zusammen. Die Schöpfung ist gleichsam die größte organische Natur, worin ein Glied allen Gliedern und alle einem dienen. Für das Schaf ist die Wiese und der Bach geschaffen. Der Mensch kann nur das für etwas Bestimmte für ein Drittes

bestimmen, und zwar folglich durch einen Sprung und Zwang; die Natur aber hat schon alles eingeleitet.

Jean Paul.

Das Thier werde auf jede Weise dem Kinde nahe gebracht, die Berechtigung von dessen Leben und Wohlbefinden möglichst dargestellt und die kleinsten Wesen durch ein Vergrößerungsglas dem Seh- und Denkvermögen anheimgegeben. Leibnitz setzte ein Thierchen, das er lange angesehen, ungetödtet auf ein Blatt; dies sei Gebot dem Kinde!

Jean Paul.

Das Kind lerne alles thierische Leben heilig halten.

Jean Paul.

Es ist der Mensch, der in dem Menschen handelt;
Im Thiere waltet die Natur.
Das Thier lebt immer jetzt, der Mensch lebt immer künftig.
Das Thier ist halbvernünftig durch Instinct,
Indes der Mensch halb unvernünftig
Herab von seiner Würde sinkt.

Tiedge.

Wir kennen die Thiere sehr wenig. Wir unterscheiden viel zu wenig die einzelnen Thierclassen. Beim Dressieren der Thiere, wodurch wir eine beträchtliche Biegsamkeit ihrer Anlage kennen lernen, wird meist ein falscher Begriff zugrunde gelegt wie bei schlechter Erziehung des menschlichen Kindes. Das Thier nimmt keine Dressur an, außer nach den inneren Gesetzen seines Wesens, und der größte Theil des dabei angewandten Zwanges ist ohne Zweifel grobe Misshandlung, selbst wenn derselbe nützlich sein sollte zur Erreichung des Zweckes, da man das Thier nur als Thier gebrauchen will. Wer junge Thiere beobachtet hat, dem kann die Bemerkung nicht entgangen sein, wie oft sie sich bemühen, ihre Vorderpfoten als Hände zu gebrauchen, ein vergebliches Streben, die Schranken ihrer Organisation zu überschreiten.

Herbart.

Ein wahrer Menschenfreund kümmert sich selbst um die Noth eines Wurmes. Bogumil Goltz.

Es ist gewiss, dass der Mensch nicht eher und nicht anders gegen seinesgleichen barmherzig werden wird, bis er es gegen die Thiere geworden.

Bogumil Goltz.

Man kann die Thiere verachten und hochschätzen, hassen und lieben; Unwissenheit und Hochmuth lehren uns das erste, Kenntnis und Demuth das zweite.

Prof. Peter Scheitlin.

Thierquäler — Herren oder Knechte, Conducteure oder Postillons, Schlächter, Jäger oder Ärzte, Mägde oder Naturforscher — sind der Welt Fluch.

Prof. Peter Scheitlin.

Die Thiere sind nicht nur in physischer, sondern auch in intellectueller und moralischer Beziehung ein auseinandergelegter Mensch.

Prof. Lorenz Oken.

Die Criminalgeschichte zeigt uns, wie viele Menschenquäler und Mörder vorher Thierquäler gewesen sind. Wie eine Nation durchschnittlich die Thiere behandelt, ist ein Hauptmaß ihres Humanitätswertes.

David Strauß.

Nur die Furcht, nicht die Liebe treibt die meisten Menschen, die Rechte ihrer Mitgeschöpfe zu achten, während sie durch die Zuneigung zu ihren Mitgeschöpfen und das Gefühl der Heiligkeit ihrer Rechte von Verletzungen derselben fern gehalten werden sollten. Der kleine Käfer, der auf die Hand eines Menschen kriecht, das Lamm, das er am Stricke führt, kann seine Rechte gegen ihn nicht geltend machen. Allein der Mensch,

der Liebe und Gefühl für Recht besitzt, wird sie dennoch achten.

Gustav Struve.

Forscht man nach den Ursachen der Thierquälerei, so findet man zwei Hauptmomente, auf welche sich alle anderen zurückführen lassen: Roheit des Gemüthes und mangelhafte Kenntnis über das Wesen des Thieres.

Prof. Ludwig Schmarda.

Vereine, welche sich die bessere Behandlung der Thiere zur Aufgabe stellen, wirken veredelnd auf die Gesammtmasse und jeder, der die Thiere aus Grundsatz und Überzeugung wohlwollend behandelt, wird sich gewiss zu keiner Misshandlung seines Nebenmenschen hinreißen lassen. Umgekehrt aber sehen wir, dass ein grausames Verfahren gegen die Thiere nachtheilig auf den Charakter wirkt, das Gemüth verhärtet und endlich sehr leicht zu einer harten Behandlung der Menschen führt.

Prof. Ludwig Schmarda.

Die Thiere werden für den Menschen auch zu Lehrern, deren Benehmen und deren Handlungen er beobachtet, und manche, die ihm vortheilhaft dünken, in seiner Weise nachahmt. Gewisse Thiere haben zum Menschen einen sympathetischen Zug, wie er die gleiche Freude an Jagd und Kampf, und so konnte sich der Mensch den Hund und das Pferd zugesellen, während andere sich seiner Herrschaft unterordneten. So gelang es dem Menschen, im Laufe der Jahrtausende eine Anzahl nützlicher Thiere zu domesticieren, von welchen einige so wichtig sind, dass er ohne sie kaum die höheren Culturstufen erreicht hätte.

Prof. Maximilian Perty.

Das Säugethier besitzt Gedächtnis, Verstand und Gemüth und hat daher oft einen sehr entschiedenen, bestimmten Charakter. Es zeigt Unterscheidungsvermögen, Zeit-, Ort-, Farben- und Tonsinn, Erkenntnis, Wahrnehmungsgabe, Urtheil, Schlussfähigkeit; es bewahrt sich gemachte Erfahrungen auf und benutzt sie; es erkennt Gefahren und denkt über die Mittel nach, um sie zu vermeiden; es beweist Neigung und Abneigung, Liebe gegen Gatten und Kind, Freunde und Wohlthäter, Hass gegen Feinde und Widersacher, Dankbarkeit, Treue, Achtung und Missachtung, Freude und Schmerz, Zorn und Sanftmuth, List und Klugheit, Ehrlichkeit und Verschlagenheit. Das kluge Thier rechnet, bedenkt, erwägt, ehe es handelt, das gefühlvolle setzt mit Bewusstsein Freiheit und Leben ein, um seinem inneren Drange zu genügen. Das Thier hat von Geselligkeit sehr hohe Begriffe und opfert sich zum Wohle der Gesammtheit; es pflegt Kranke, unterstützt Schwächere und theilt mit Hungerigen seine Nahrung. Es überwindet Begierden und Leidenschaften und lernt sich beherrschen; es zeigt also auch selbständigen Willen und Willenskraft. Es erinnert sich der Vergangenheit jahrelang und gedenkt sogar der Zukunft; es sammelt und spart für sie.

Brehm.

Man darf bei allen Fragen der Geistesthätigkeit der Thiere nicht vergessen, dass unsere Erklärungen von gewissen Vorgängen im Thierleben kaum mehr als Annahmen sind. Wir verstehen das Thier und sein Wesen im günstigsten Falle nur zum Theil. Von seinen Gedanken und Schlussfolgerungen gewinnen wir zuweilen eine Vorstellung; inwieweit dieselben aber richtig sind, wissen wir nicht.

Brehm.

Noch sind wir weit entfernt, das thierische Leben erkannt zu haben und noch studieren wir am Thiere in der Absicht, uns selbst kennen zu lernen. Aber schreiten wir in unserer Erkenntnis vor von Jahr zu Jahr, von Tag zu Tag und schon lange haben wir uns einverstanden erklärt mit Scheitlins goldenen Worten: „Alles

Thier ist im Menschen, aber nicht aller Mensch ist im Thiere." Brehm.

Es ist heute ein von allen empirischen Psychologen oder nach Erfahrung urtheilenden Seelenkundigen angenommener Grundsatz, dass auch die höchsten Seelenfähigkeiten des Menschen in niederen Regionen zu keimen anfangen und dass die geistigen Thätigkeiten, Fähigkeiten, Gefühle und Neigungen des Menschen bis zu einem fast unglaublichen Grade in der Thierseele bereits vorgebildet und vorhanden sind. Liebe, Treue, Dankbarkeit, Pflichtgefühl, Gewissenhaftigkeit, Freundschaft und Nächstenliebe, Mitleid und höchste Aufopferung, Gefühl von Recht oder Unrecht, aber auch Stolz, Eifersucht, Hass, Heimtücke, Hinterlist, Rachegefühl, Neugierde u. s. w. kennt das Thier ebensowohl wie berechnende Überlegung, Klugheit, höchste Schlauheit, Voraussicht, Sorge für die Zukunft u. s. w.; ja sogar die dem Menschen allein zugeschriebene Gourmanderie oder die Fähigkeit des Fortschrittes theilt es mit dem ersteren. Es kennt und betreibt auch die Einrichtungen oder Principien von Staat und Gesellschaft, von Sclaverei und Rangordnung, von Haus- und Feldwirtschaft, von Erziehung, Krankenpflege und Heilkunde; es macht die wunderbarsten Bauten von Häusern, Höhlen, Nestern und Wegen; es hält Versammlungen, gemeinschaftliche Berathungen und selbst Gerichte über Verbrecher oder Schuldige ab; es trifft die genauesten Verabredungen mit Hilfe einer ausgebildeten Laut-, Zeichen- und Geberdensprache; es erinnert sich der Vergangenheit und lernt aus Erfahrung und ist mit einem Worte ein ganz anderes und weit höher begabtes Wesen, als die Mehrzahl der Menschen weiß oder auch nur ahnt.

Prof. Dr. Ludwig Büchner.

Die Zeit ist vorüber, wo man dem freien Menschen die Thiere als wandelnde Maschinen, als Automaten ohne Seele gegenüber stellte. Eine eingehendere Betrachtung des Thierlebens, die eifrige Bemühung und das Verständnis ihrer Sprache und der Motive ihrer Handlungen hat gezeigt, dass der Mensch von den höchsten Thieren, ebenso wie die Thiere untereinander, nur graduelle, aber nicht wesentliche Unterschiede der geistigen Befähigung zeigt.

Eduard von Hartmann.

Der Schmerz des Thieres steht im Verhältnis zu der Empfindungsfähigkeit desselben; aber wenn er auch in niederen Sphären geringer sein mag, so ist er dennoch nicht minder reell und in der That für das Thier nicht weniger ein Übel, als für uns.

Karl Vogt.

Auch an den Thieren beobachten wir ja Erscheinungen, die auf ein Empfinden, Fühlen, Vorstellen und sogar Denken hinweisen.

Prof. Wilhelm Wundt.

Das Thier spricht durch Mienen, Geberden und Laute eine sehr deutliche Sprache und es gelingt bei nur einigermaßen anhaltender Aufmerksamkeit immer, diese Sprache zu erlernen . . . Die Laut- und Geberdensprache enthüllt uns vollkommen die Zustände des thierischen Gefühles und das Begehren der Thiere ertheilt uns auch über ihr Erkenntnisvermögen genügenden Aufschluss.

Prof. Dr. Gustav Jäger.

Unser Schluss in Betreff der Menschenwürde sei dahin gefasst, dass diese genau erst auf dem Punkte sich documentiere, wo der Mensch vom Thiere sich durch das Mitleid auch mit dem Thiere zu unterscheiden vermag, da wir vom Thiere andererseits selbst das Mitleiden mit dem Menschen erlernen können, sobald dieses

vernünftig und menschenwürdig von uns behandelt wird.

Richard Wagner.

Es geschehen viele Grausamkeiten an den Thieren. Da muss man dagegen arbeiten und das Mitleid erwecken. Ich wirke viel auf meine Kinder ein, dass sie sich ein gefühlvolles Herz auch gegen die Thiere bewahren — wir alle im Kaiserhause sind thierfreundlich gesinnt. Ich bin auch der Meinung, dass einer, der Thiere quält, kein guter Mensch sei, und auch von Verbrechen gegen die Menschen nicht zurückschrecken wird.

Erzherzog Karl Ludwig.

Die ethische Seite des Thierschutzes besteht darin, dass derselbe die Gesinnungsroheit nicht nur im Interesse der Thiere, sondern und vorzugsweise zum Besten der Menschen selbst bekämpft ... Das Mitgefühl, das Erbarmen entspringt keinem Nützlichkeitsprincipe, es ist Herzenssache. Das reine Mitleid ist es, welches uns bewegen soll, dem Thiere unnöthige Martern zu ersparen und es zu schonen, soweit es möglich ist.

Propst Landsteiner.

Die überwiegende Mehrzahl der Menschen ist gegenüber dem Thiere von einem wahren Hochmuthsteufel besessen und lebt in dem verhängnisvollen Wahne, die bloße Thatsache, als Mensch auf die Welt gekommen zu sein, verleihe ihm das Recht, über alle anderen Mitgeschöpfe eine uneingeschränkte Herrschaft auszuüben. Nun hat Gott den Menschen allerdings zum Herrn der Schöpfung gemacht, wohlgemerkt zum Herrn, nicht aber zu ihrem Satan. Gebrauchen dürfen wir die Thiere, müssen es sogar, indessen ist es uns nicht gestattet, sie zu missbrauchen. Der Mensch, welcher grausam ist gegen ein Thier, entäußert sich selbst der Krone, die ihm sein Gott auf das Haupt gesetzt hat.

Emil Marriot.

Es besteht ziemlich allgemein die Auffassung, als ob der Schutz der Thiere bloße Sache des Gefühles sei. Die Thierfreunde rufen das Gefühl für ihre Schützlinge an; auch die Gegner bekämpfen meistens die humanitären Bestrebungen für die Thiere ebenfalls im Namen des Gefühles. Allein die Tragweite des Thierschutzes reicht weit über die bloße Gefühlssphäre hinaus. Er ist eines der wichtigsten pädagogischen Hilfsmittel und beeinflusst Wollen und Handeln bis zu den höchsten sittlichen Beziehungen.

Franz von Nemmersdorf.

Die Worte des Lehrers, des Priesters der Humanität, die strengsten Vorschriften des Gesetzes werden ewig nutzlos bleiben, wenn nicht schon im Elternhause selbst der Grund gelegt wird zu jener einzig menschenwürdigen Denk- und Gefühlsweise, die auch in den Thieren Geschöpfe Gottes erblickt.

Heinrich Leo Weber.

Wir haben Beweise, dass auch Thiere die Begriffe des Guten und des Bösen unterscheiden, somit besitzen. Dr. Eduard Reich.

Der seufzenden Creatur ihr geplagtes Leben zu erleichtern, ist eine heilige Pflicht, aber auch eine köstliche Aufgabe für jeden Menschen, der barmherzig sein will, wie sein Vater im Himmel barmherzig ist. Sage mir, wie du mit den Thieren umgehst, so will ich dir sagen, wer du bist.

Pfarrer Emil Knodt.

Nach dem Naturrechte haben die Menschen gegen die Thiere ebenso heilige Pflichten wie gegen die Menschen. Jurist Hommel.

Die Thierschutz-Vereine sind verpflichtet, mit äußerster Anstrengung zu verhindern, dass der Mensch an Thieren zum Teufel werde; denn die

Pflege der Menschenwürde ist die erste Aufgabe dieser Vereine.

Dr. jur. von Hönigsberg.

Das vom Weltenmeister geschaffene Thier ist dem Menschen untergeordnet und steht zu seinem Nutzen zwar in dessen Diensten, aber auch in Gottes Schutz. Jedem das Seine. Dem Menschen, was dem Menschen gebührt, aber auch dem Thiere, was diesem gebührt. Amtsrichter E. Opitz.

Der jämmerlichste Lump, welcher keine Spur menschlicher Würde und Tugend in sich trägt, hat immer noch das Recht, das geistig entwickeltste Thier zu misshandeln, zu tödten nach seinem Belieben!

Karl Wartenburg.

Es ist zu loben, dass Thierfreunde den Abscheu oder den Hass gegen widerliche Thiere, wie Kröten, Spinnen und dergleichen zu bekämpfen suchen. Man rieth, dies dadurch zu thun, dass man auf den wunderbaren Organismus auch der geringsten und häßlichsten Geschöpfe oder auf gute und nützliche Eigenschaften derselben aufmerksam mache. Solche Betrachtungen sind wohl geeignet, den Widerwillen gegen verachtete Thiere zu heben. Edmund Dorer.

Nachdem ich viele Jahre, soweit mir möglich, für Abschaffung von Thierquälerei zu wirken suchte, habe ich in letzter Zeit eingesehen, dass die Quälereien bei dem jetzt üblichen Schlachtverfahren weitaus die verbreitetsten sind. Ich bitte deshalb unsere Gesetzgeber, unsere Verwaltungs- und Gemeinde-Beamten, unsere Geistlichen und Lehrer, unsere Schriftsteller und Zeitungsredacteure, sowie alle guten Menschen, welche Einfluss auf das Thun ihrer Mitbürger haben, inständig, das Bestreben der deutschen Thierschutz-Vereine für Abschaffung der beim Schlachten vorkommenden unnöthigen Thiermartern zu unterstützen.

Elpis Melua.

Es nicht lediglich mangelndes Gefühl, wodurch das Recht der Thiere verletzt wird, sondern ebensosehr Gedankenlosigkeit oder Missachtung, hervorgegangen aus einer irrigen Weltanschauung. Denn die Thiere haben wohlbegründete Rechte, welche zu verletzen strafbarer Frevel ist; sie haben nicht bloß Anspruch auf unser Mitleid, sondern auch auf unsere Gerechtigkeit . . . Die Moral aller Religion erkennt an, dass wir Pflichten gegen die Thiere haben. Im Alterthume bildeten Thiere einen wesentlichen Bestandtheil des Cultus, und es ist dies bei manchen Völkern noch der Fall; die Philosophie und Religion der Inder räumt den Thieren eine hohe Stelle in der Reihe der Wesen ein, die des Islam berücksichtigt sie mit Sorgfalt und die mosaische und christliche Religion enthalten Vorschriften zur Wahrung ihrer Rechte.

Dr. August Aderholdt.

Ich will nicht Ruhm, nicht Lob, noch Ehre,
Biet' ich der Thiermisshandlung Trutz;
Ausbreiten nur will ich die Lehre,
Dass Thiere schützen — Menschenschutz.
Wir pred'gen in dem Schutz der Thiere
Zum Heil der Menschen — Menschlichkeit.
Wir sind nur erst die Pioniere
Für eine spät're bess're Zeit.

J. F. C. Kühtmann.

Kleine Laube.

Was zieht Geld aus dem Beutel?

Die besten Bücher sind es bekanntlich nicht, die das Volk liest und zu lesen bekommt. Alles liest zwar heutzutage. Und das naive Volk, es ist wahr, es will vorzugsweise etwas Packendes, Interessantes, einen starken äußeren Reiz in seiner Lectüre haben — es ist nun einmal so, und die „Gebildeten" machen es ja oft nicht viel besser in diesen Dingen. Diesen Reiz aber haben allzu kluge Speculanten, die niederen Triebe gerade im Menschen berechnend, mit der Zeit zum Überreiz gesteigert, das Interessante zum Sensationellen zuzuspitzen verstanden und das Packende schlechtweg nur mehr als das Pikante genommen. Solche Kost, solche geistige Nahrung ist es vor allem, die heute von gewissenlosen Freibeutern in jenen zahllosen „Schund-, Schand- und Schauerromanen" dem gemeinen Mann als Lesestoff vorgesetzt wird; so nur konnte es kommen, dass unserem Volke in seinen ärmeren Schichten zu unserer Zeit ein Roman, wie der nichtswürdige „Scharfrichter von Berlin", geboten werden durfte, der auf den ersten 240 Seiten nicht weniger als 12 ausführlich geschilderte Schand- und Greuelthaten enthält, darunter eine unrechtmäßige Hinrichtung, einen Kinderraub, eine Orgie in der Banditenkneipe, einen Vatermord, einen Einbruch, einen versuchten Giftmord, eine Leichenberaubung, eine Revolte, das Treiben einer Falschmünzerbande u. s. w. — oder auch „Romane" wie die von Söndermann und Victor v. Falk, der beiden „Lieblingsschriftsteller des deutschen Volkes" (!), mit Capitelüberschriften, wie z. B. die folgenden: Der Mord auf der Liebesinsel; Die Beichte der Dirne; Die Piraten der Spree; Gift und Dynamit; Hinter der Kirchhofsmauer; Die Bauernfänger von Berlin; Im Zellengefängnis zu Moabit; Die Geliebte des Prinzen; Die schöne Nihilistin; Das Bombenattentat; Die schönen Frauen des Harems; Das Verbrechen im Kerker; Der Hochstapler; Galgenvögel; Die unheimliche Kiste; Auf Pistolen . . . ꝛc. ꝛc.; so allein nur ist es endlich zu erklären, wenn einer der Hauptmissethäter auf diesem Gebiete eine neue Ausgabe des „Schinderhannes" mit nachstehenden, schier unglaublich dünkenden Worten ankündigt: „Als eine kräftige, feurige Jünglingsgestalt, ringend und kämpfend mit seinem tragischen (!) Geschick, tritt uns Schinderhannes, Deutschlands größter Räuberhauptmann, hier entgegen. Wenn auch die Leidenschaft diesen wild und zügellos, in trüber, trauriger Zeit aufgewachsenen Sohn der Rheinlande auf die Bahn des Verbrechens getrieben, so war es auch wiederum die ihn ganz beherrschende Macht der Liebe zu Julia, dem jungen, unschuldigen Mädchen, die

seinem wildbewegten Räuberleben ein so eigenthümliches Gepräge verlieh. Immer wieder versuchte es Julia, die durch ihre imponierende Schönheit, sowie durch ihr tiefes, sittenreines Gemüth einen unbezwinglichen, veredelnden Zauber auf den kühnen Banditenchef ausübte, den geliebten Helden (!) dem Verderben zu entreißen; aber das Verhängnis (!) erfaßte nur zu bald wieder den Wankelmüthigen, um ihn auf diejenige Bahn zurückzuschleudern, die ihn ins Verderben führen mußte und schließlich auch auf das Blutgerüst brachte" u. s. f. u. s. f.

Fürwahr, man braucht dabei noch gar nicht an die möglichen und thatsächlichen Wirkungen dieser Lectüre zu denken, deren Nachspiel wir gewöhnlich dann in den Gerichtssälen begegnen, um sich zu sagen, daſs es hier die Menschen zum mindesten von einem „Seelenstaube" zu reinigen gilt; man braucht auch nicht erst an Erscheinungen wie den Geldbriefträgermord Francesconis und seine Gefolgen oder den Mädchenmörder Schenk, noch an jene Unzahl von Colportage-Romanen zu erinnern, welche nach der Katastrophe von Schloſs Berg oder dem Drama von Meyerling wie Pilze aus der Erde hervorschossen, um sich einzugestehen, daſs hier eine planvolle Vergiftung der Volksseele vorliegt, deren Folgen nicht ernst genug von uns ins Auge gefaßt werden können. Mit gutem Rechte sagt schon Müller-Guttenbrunn in seiner vortrefflichen kleinen Schrift über „Volkslectüre": „Als ein erschwerender Umstand sei es zu erachten, daſs die Leser dieser Romane gerade den tiefsten Schichten der Bevölkerung angehören."

Der Colportage-Roman, indem er die Schlechtigkeiten in der Regel oder doch mit einer gewissen Vorliebe in die höheren Schichten verlegt, die Schurken und Intriguanten vorzugsweise in den höchsten Kreisen suchen lehrt, dagegen die Räuber und Mörder mit dem Glorienschein der Tugend umgibt und die Verbrecher zu Volkshelden erhebt, hat nicht nur ein Zerrbild der Welt wie des Lebens dadurch geschaffen, sondern auch seine Leser mehr und mehr entwöhnt, den Dämon des Menschen da aufzusuchen, wo er thatsächlich wohnt: in der Brust eines jeden, ob hoch oder niedrig, und wo er für einen jeden, er stehe auf welcher Stufe er wolle, zur Schuld, zum Fehl der Gesinnung wird!

Allein die Sache hat noch ihre volkswirtschaftliche Seite. Ein anständiges, gutes Buch erreicht günstigen Falles und der Regel nach bekanntlich nur eine Auflage von 1000—5000, höchstens 10—30.000 Exemplaren. Hier wird schlechteste Waare nachweislich in einer Anzahl von 50.000—100.000, ja 200.000 und mehr aufgelegt, und — was dabei sehr in die Wagschale fällt — während dieselben Classen sich gar wohl besinnen würden, ein gutes Buch bis zum Werte von 5 und 6 Mark sich zu beschaffen, hier lassen sie sich in wöchentlichen kleinen Raten von 10 oder 20 Pfennig mit der Zeit 10, 12, 13 bis 15 und 18 Mark bequem aus der Tasche spielen. Und die sogenannten „Verleger", sie bereichern sich dabei. Es ist notorisch, daſs man den Roman auf den Mädchenmörder Schenk seinerzeit fast in jedem Hause Bayerns und Österreichs vorfinden konnte; auf den König von Bayern erschienen 13, auf den Tod des Kronprinzen Rudolf entfielen allein 22, und über Johann Orth circulieren jetzt schon wieder 4—5 solcher Machwerke, obwohl man doch noch kaum Sicheres über die wirklichen Schicksale des unglücklichen Erzherzogs erfahren hat. Von den „Todtenfeldern in Sibirien", einem Werke, das erst noch im Erscheinen begriffen ist, sollen bereits über 150.000 Exemplare abgesetzt sein; vom „Scharfrichter von Berlin" weiß man es bestimmt, daſs er in nicht weniger als 260.000 Exemplaren seinerzeit „umgieng". Bedenkt man, daſs ein solcher Roman oft die Zahl von 130 Lieferungen erreicht, so bedeutet das für den betreffenden Verleger einen Umsatz von 1½ Millionen Mark an einem einzigen Werke! So bekannte auch ein-

mal ein Colportage-Buchhändler Süddeutschlands, dessen Colporteure eine ganze Provinz versorgen, dass er mit dem „Einsiedler am Starnbergersee“ allein einen Umsatz von 45.000 Mark speciell für sein Geschäft erzielt habe; Werner Grosse versichert selbst, dass sogar „Handlungen in kleineren Orten das Glück gehabt hätten, bereits in wenigen Wochen Tausende von Abonnenten auf das Werk «Schinderhannes» zu gewinnen“, und der Commis eines größeren Colportage-Grosso-Geschäftes verrieth gelegentlich einmal: „bei ihnen gehe es nicht mehr nur nach Hunderten von Heften, sondern schon pfund- und centnerweise her“.

Niemals hat es einen himmelschreienderen, dabei so handgreiflichen und so sehr in die Augen springenden Noth- und Übelstand gegeben; es ist die höchste Zeit, dass solchem öffentlichen Unfug mit durchgreifenden Mitteln entgegengearbeitet, jenen Speculanten endlich durch eine vox populi selber das Handwerk gelegt werde!

Mancherlei ist schon dagegen versucht worden, aber noch nichts hat angeschlagen, weil man das einfachste und beste Mittel bisher noch viel zu wenig und nicht in der richtigen Weise angewandt hat. Das greuliche Unwesen der Colportageromane ist nur dadurch mit Erfolg zu bekämpfen, dass gute, volksthümliche, unterhaltende, wirklich fesselnde Erzählungen für jedermann auf dem gleichen Wege, ebenso bequem und dabei viel billiger zugänglich gemacht werden, als bisher die schlechten zu haben waren. Es ist ein falsches Vorurtheil, welches den Colportage-Buchhandel für jene Schäden und Auswüchse verantwortlich macht, auf den man sich vielmehr stützen, mit dessen Hilfe man gerade vorgehen muss, wenn anders man, so wie die Dinge hier gelagert sind, zum Ziele kommen will. Und wenn solche Bücher künftig in vielen tausenden oder hunderttausenden von Stücken gleich auf einmal gedruckt würden, dann wären sie so billig herzustellen, dass jeder, aber auch ein jeder ohne Ausnahme sie sich anschaffen könnte.

Wie hoch die Wolken stehen.

So tief bei schlechtem Wetter die Wolken auch manchmal herabsinken, im allgemeinen stehen sie doch viel höher, als wir etwa anzunehmen pflegen. Über zahlreiche Messungen der Wolkenhöhen, welche die scandinavischen Forscher Haagström und Falk im Sommer 1887 zu Storlien ausgeführt haben, liegt jetzt eine Veröffentlichung vor, aus der zu ersehen ist, dass die neueren Beobachtungen mit älteren mehrfach übereinstimmen, während andererseits gewisse Abweichungen vorhanden sind. Als gleich stellte sich hauptsächlich die mittlere Höhe des Cirrus- oder Federgewölks heraus; sie betrug 8870 Meter über dem Meeresspiegel. Doch erhob sich in Storlien diese Wolkenform im Maximum bis zu 11.000 Meter und sank andererseits bis auf 6750 Meter herab. Auf alle Fälle schwankt somit ihre Höhe um eine Meile. Der Nimbus, jenes dunkle und dichte Gewölk von großer Verticalausdehnung, welches uns Regen und Gewitter bringt, zeigte ähnliche Schwankungen; er gieng, während er eine mittlere Höhe von 2260 Metern aufwies, bis 1200 Meter herab und stieg bis 6350 Meter empor (die Höhen immer auf den Meeresspiegel bezogen). Der Stratus, die ausgedehnte graue Schichtwolke, schwebte in einer Höhe von ungefähr 1600 Metern. Die Methode, nach welcher die Wolkenmessungen vorgenommen wurden, bestand darin, dass von zwei Standpunkten, deren gegenseitige Entfernung gemessen wurde, dieselben Punkte der Wolken, über welche sich die Beobachter auf telephonischem Wege verständigten, mit Theodolithen beobachtet wurden, um so die Winkel zu bestimmen, welche die nach ihnen gerichteten Sehlinien mit der Horizontalen bildeten. Mit Hilfe trigonometrischer Berechnung konnte hienach die

senkrechte Höhe der beobachteten Punkte über der Standlinie und durch Addition der Seehöhe der Örtlichkeit auch diejenige über dem Meeresspiegel gefunden werden. In einer Höhe von 12.000 Metern ist ewig heiterer Himmel und doch würde es in derselben selbst zur Hochsommerszeit kein Mensch auch nur eine Stunde aushalten können, ohne zu erfrieren. Die Wolken sind uns auf unserem gewöhnlichen Erdenstandpunkte das, was der Pelz dem Ungar: im Winter schützen sie vor Frost, im Sommer vor Hitze. Aber wenn dieser Pelz am Himmel manchmal ein Loch bekommt, so sind wir darüber nicht unglücklich. M.

Da blodagsteppadi Hons.

(A Schützngsgur von E. J. Freunthaller.)

Enta da Kuhlstott, ban Wolded, aum Onga hindon steht a Keuschn
Oanschichti do; s ghert in blodagsteppatn Honsn; die Jaga
Suachan an gor so gern hoam und d Slondarn, wos für n Honsn koa Freud is.
Wüldara war er, bihauptn s, un gengan eahm z Tram noch olln Seitnan.
Ruah hot er koani, ba Tog un ba Nocht nit! sie moanan, sie müasnan
Kriagn! Da gonz Wold is mit Maßn einghagat: „dös konn nar da Hons thoan!"
Imarigsmoi krocht a Schuss, dass olls hollt: „das se konn nar da Hons thoan!"
Sogn olli Jagar und suachan an o un vastölln eahm oi Steigal,
Passn moast hoiwati Wocha long um ba da Keuschn aum Wolded,
Fluachan un schältn grobmentisch un kinnan hoit ewi nix findn,
Kinnan nix zweiß hobn mit eahm. Wia s dahin sein, ost longt er sein Slutzn
Owa von Wipfl (er hengt jo die Zeit auf r a Tanna) und jagat
Lusti drauf los un schuisst Reherl und Hirscherl und Haserl und Henderl,
Olls, wos eahm intakimmt, schuißt er; in Nach schuißt er s nida, dass s kugln.
Trogt s ost zar Kuhlstott, vagrasst s un geht hoam Noch an Rond kimmt a Kuhlbaur,
Londt ost zerscht s Wüldbrat auf, nochat sei Kohl un sohrt schnolzat in Mork zua.
Sunntas noch n Omt holt da Hons ost in Mork int sei Schussgäld un kast si
Zuga, Kaffee, weng a Solz und a Mähl für sei Wei und die Kina.
Geht wida hoamzua, richt seini Maßn un pürscht ost ban Monschein.
Meingad und olls braucht sei Kunst und sei Wissenschoft, d Wüldarei eha!
Is eppin s Manat zan voll wern, ja hengt er die Maßn weng hecha;
Wia r owa s Manat zan kronk wern onhebt, ost hengt er s oi tuisa;
Woaß er a Haserl in Loga, sa geht er mit n Michl, sein öldan
Sühnl aufn Song aus, da Michal voron und da Hons hintn nochi
Mit r an kloan Ramkorb. Dawei so der ban Haserl vabeigeht,
Thuat, ols wia wonn er in Hosn nit gwohrad, sa kimmt da Hons zuwi,
Schmeißt in r a Gschwindikeit husi sein Ramkorb aum Hosn un songt n.
Olls braucht sein Vorthl. Un geht er auf d Pürsch, müasan d Kina mit aui
Müasan an Eichtl vor eahm zäm in Waldl maushoamla r an Kroas schlogn,
Ebn zwegn die Jaga. Da Kroas wird bold engar und engar und s Wüldbreat,
Wos zämat drein is in Kroas, schuißt da Hons, dass s a Lust und a Freud is,
Woi nit für d Jaga; denn dö wern eahm lemma ba Zeitn! owa d Kina
Mochn noch n Schuss ost eahn Kroas wida weida un größa, bis s Nocht wird,
Wonn s leicht nit eppin no ehnta vajogt wern; denn d Jaga san granti,
Suchan un spürn mit die Jogdhund un Stedan un frogn d oldn Weiwa,
Suachn kloan o ba die Wirtsleut un Kroma, ban Honsn lihrn s a zua.
„Hon so koa Birn, do kinnt s iazt meintswegn die gonz Keuschn umdrahn!
Hon ah koa Faserl vo Wüldbrat in Haus, nit a Boanl, nit a Häutl!
Draht s ma die Keuschn, bitt gor schön! nit gor a so üwa! Bawüast s ma —
Aufrichti wohr is s! — mein ehrlign Nom und die sündthuirn Sochan!
Jessas — wos müasan sih denna die Kinar ah denka von Bodan?
Roat'ts amol noch! Wonn eng wirkla wos dron ligt wegn d Schützn ofonga,

Daſs amol Frid is — mocht s deant mih zan Hega! I wurd eng schon aufschaun,
Guat wurd i aufschaun un nix derft vakemma, i that s a koan rothn!
Wia-r ös holt wöllts!" sogt da blodagstep-padi Hons za di Jaga.
D Jaga, dö lochan hell auf, schaun sih gottakeit on noch da Seitn.
„s wurd a aum gscheidern sein!" moant drauf da Ferschtna; „i steck s heunt in Grofn.
Meingad, da Grof hot an Einsegn, er mocht eng wohl gwiſs zan an Hega,
Daſs amol Ruah und a Frid is! In Diab muaſs ma mocha zan Hüata!"
„Schlagara!" schreit iazt da Hons auf; „is s wohr, oda wöllt s mi leicht frozzln?
Himml — dös gang ma nu o! Nau dös war ma a Gschicht, gor a feindi!
Aufseha sein und dazua in Vadocht stehn? Do suacht s eng an ondern,
Mih losst s in Ruah — vastondn?" Da Ferschtna schupft d Ogsln. „Wos moch ma?
Ruah mecht i denna wohl hobn do in Waldl! Wos thoan ma? Wos treibn ma?
D Hegastell will er nit nehma, der Norr, so long er vadächti!"
Steht iazt da Hons auf. „Herr Ferschtna, i wurdat jo eh geen a Hega!
Meingad, um olls in da Wält geen! Nur vans that i ruacha, Herr Ferschtna.
s is zwegn mein ehrlign Nom und a zwegn meini unschuldign Kinda!
Hobt s mi dawischt wo? Und hobt s leicht oa Harl von an Wüldbrat wo gfundn?
Gebt s mar iazt d Hond drauf! I bitt eng, Herr Ferschtnar und eng ah, ös Jaga!
Gebt s mar iazt d Hond und sogt s noch, wos i fürsog: da Hons is a Ehrnmonn!"
Meingad, in Jagan kimmt s saur vir und hanti. „Da Hons is an Ehrnmonn!"
„Nau!" sogt da Ferschtna, „da Wülln is dafüllt iazt, — da Hons is an Ehrnmonn!"
„Endli — nau endli! wonn d Jaga dös sogn", sogt da Hons, „aft muaſs s wohr sein!
Schiach freut mi dös, muaſs i sogn, meini Herrn! und iazt gehn ma zan Grofn!

Poetenwinkel.

Sommerregen.

Der Sommerregen trieft mir aufs Haupt,
Ein Falter umgaukelt den Wein;
Die jungen Buchen steh'n hell belaubt
Und sprühen in Glanz und Schein.

Und so trinke die Luft, und so trinke das Licht!
Dein Abend, du Träumer, ist nah.
Mit Auge und Herz auch die Kette dir bricht —
O Leben, mein Leben, hurrah!

Hurrah, hurrah, in den frischen Wind,
In Sommerregen und Duft!
Und ob meine Fahnen zerschossen sind,
Sie flattern frei in der Luft!

Maria von Ebre.

Vorbei!

Der Schnellzug jagt durch tiefe Nacht,
Führt mich der Stätte wieder zu,
Dahin er mich so oft gebracht
Im Hoffnungstraum von Glück und Ruh.

Im Bahnhof zwei Minuten Rast:
So dumpf und düster schweigt der Ort
Verrauscht des Lebens frohe Hast —,
Als wäre Lieb' gestorben dort.

Ich schrecke auf aus tiefer Nacht:
Ein schriller Pfiff — wie Schmerzensschrei,
Und weiter rast die wilde Jagd
In tiefe Nacht — vorbei, vorbei!

Konrad Scipio.

Die Schnitterin.

Es schwingt die schöne Schnitterin
Das Korn für das Gelege
Und schneidet fort mit frohem Sinn,
Wie ist ihr Herz so rege!

Was war es, das trotz Sonnenglut
Ihr Schwül' vertrieb und Bangen,
Was, das ihr all das junge Blut
Trieb in die braunen Wangen?

Auf nächstem Feld ihr Herzgesell
Lud Korn auf einen Wagen
Und pfiff sein Lied, das wurde hell
Vom Wind ihr zugetragen.

Josef Schubert.

Reue.

Einen Trunk aus des Vergessens Schale,
Einen Funken Lust zum Henkersmahle,
Einen frommen leisen Glaubensschimmer,
Einen thränennassen weichen Flimmer,
Ein geheimes Reuathmen nur
Gib mir, gib mir, gütige Natur . .

Einmal möcht' ich nur die Hände falten,
Büßend stumme Andacht bei mir halten,
Einmal mit der Unschuld mich vermählen,
Einen Tropfen süßen Frieden stehlen,
Ein geheimes Reuathmen nur,
Gib mir, gib mir, gütige Natur . .

Hugo Greither.

Wiar an Engerl bist.

Wiar an Engerl bist, mei Dianderl,
Wannst beim Fenster außaschaust
Und da d' Äugerl, wia zwoa Veigerl
Kam a wengal aufz'schlagn traust.

Wiar a Bleamerl, auf dös d' Sunn scheit't,
Wiad dei Gsichterl, wannst mi siagst, —
Awa soi thuast wohl am schenstn,
Wannst vo mir a Busserl kriagst;

Denn da bist als wiar a Däuwerl,
Dös mitn Dauwa schnawlat gern,
Awa fürcht, as kinnat draus nu
Mit da Zeit an Oarl wean.

Johann Stelzhammer.

Da Vodasögn.

Zan Diandl bin i gschlicha
Dös naxt amal a weng, —
Lang mechtö han ma g'jössn
Vaun Häusl auf da Veng.

I han iahr meini Finga
Aufs kloani Herzal glögt
Und wollt gern außabringa,
Ob drein koa Falschheit stöckt.

Auf ihra heazigs Göschal
Han i a Bussal druckt, —
Da hat bei'n Kammafensta
Da Voda auagugkt.

„Na wart, du Erzlump", schreit a,
„Potz Blitz und Dunnarögn!
Mia scheit, as fait iatzt grad nu
Da Vodasögn."

Johann Stelzhammer.

Irrthum eines Bäuerleins.

Von Hans Vischner.

I hatt amol z nachts in die Stadt krat an Gong
Da hon i voa meina a Liachtl woahr gnom'
Hör ebas umaläutn, 's wia 's Vasechglöckl krat
Und moa dass a Geistlan zan an Kronkn gea that.
I knia ast rund nieda, machs Kreuz weita gschwind,
Ast war 's ah dahi schoa, sel Ding wia da Wind.
Hör hinta mir lachn — ho' mi görgascht as wia —
Zan 'n so heilig'n Sachn — is dös koa Monier,
Ast hat oana gsag da: Du Bauer — los rödn,
Das is koa Vasechgong, nur a — Radlfoahra gwön.

Bücher.

Oswald von Wolkenstein. Erzählendes Gedicht von Angelica von Hörmann. Dresden. Ehlermann. 1890.

Frau von Hörmann hat sich schon vor mehr als zwanzig Jahren mit ihren Gedichten „Grüße aus Tirol" als lyrische Dichterin einen guten Namen gemacht. Mit reiner Empfindung, in klarer Form, durchaus nicht dilettantisch sind ihre Gedichte geschrieben. Robert Hamerling hat sie nach der Lectüre ihrer ersten metrischen Erzählung „Die Saligen" zu weiterem Schaffen sehr aufgemuntert. Im „Oswald" hat nun Frau Angelica einen großen, ja überreichen Stoff aus der Tiroler Vergangenheit ergriffen. Der Wolkensteiner, dessen Bedeutung als letzter Minnesänger am Ausgang des 14. und 15. Jahrhunderts tirolische Forscher gerade in den letzten Jahren erfolgreich nachgewiesen haben, ist wohl ein epischer Held, wie man ihn sobald nicht wieder findet. Abenteuer auf der im Minnedienste unternommenen Kreuzfahrt nach Jerusalem — Wanderungen bis nach Spanien — Kämpfe in Tirol selbst, wo Oswald eines der bedeutendsten Häupter im Kampfe der stolzen Adeligen gegen den volksfreundlichen und schließlich siegenden Herzog Friedrich mit der leeren Tasche war — Theilnahme an den größten Ereignissen jener Zeit: am Concil zu Constanz anläßlich der Hussitenbewegung saß Oswald an der Seite des Kaisers Siegmund — ein Held und ein Narr, ein Politiker und ein Poet mit dem merkwürdigsten Wechsel von Glück und Unglück: Gefangenschaft, Elend, Ehebruch, Auszeichnung und immer und überall Verliebtheit — — das ist die kaum übersehbare Fülle episch ergiebiger Motive aus der Geschichte des Wolkensteiners. Diese Fülle ganz zu bewältigen oder doch nur von der Höhe historischer Betrachtung die wichtigsten Thatsachen auszuwählen, dazu reichte die

zarte Hand der lyrischen Dichterin allerdings nicht aus. So ein Kernmann wie der Oswald wartet auf die kräftige Hand eines großen männlichen Dichters, um im Liede aufzuerstehen. Wenn wir uns aber ganz unvoreingenommen bloß an das halten, was Frau von Hörmann nach ihrem Sinne zu erzählen sich ausgewählt und wie sie diese Auswahl dargestellt hat, dann muss man in ihrer Dichtung viele Schönheiten anerkennen. Sie setzt idyllisch mit der Liebesgeschichte Oswalds zu Margerethe von Schwanstein ein und nimmt nach und nach den Aufstieg zu den großen politischen Kämpfen des Helden. Die treulose Gefangennahme Oswalds durch seine boshafte Jugendliebe Sabina Hausmann steht in der Mitte der nun erst spannenden Erzählung. Mit Wärme und Kraft wird Oswalds Verzweiflung im dunklen Verließ geschildert, und sehr effectvoll die dramatisch bewegte Scene, in der Oswald unmittelbar aus dem Kerker an die glänzende Tafel Herzogs Friedrich zu Meran in den Kreis seiner freudigen Standesgenossen gebracht wird, weil zur Sieges- und Friedensfeier sich kein anderer Sänger vorfindet. Diese Scene ist der Höhepunkt der liebenswürdigen Erzählung, und es ist sehr klug, dass sie knapp am Schlusse steht. Ihre sorgfältig gefeilte Sprache (vierfüßige Jamben, kreuzweis gereimt) verdient besondere Anerkennung; denn in der Sorgfalt, den der echte Dichter auf die Schönheit und Durchbildung seines Kunstmaterials, der Sprache, verwendet, unterscheidet er sich vom Dilettanten und vom journalistischen Handwerker. In unserer Zeit kann der Erfolg einer Erzählung in Versen nicht rauschend mehr sein. Der „Oswald" der Frau von Hörmann trägt aber die Gewähr wirklicher Dauer in sich; er wird die meisten Romane der Schubin, Mariot u. dgl. überleben. M. N.

Die Erkenntnis. Eine naturwissenschaftliche Studie über den causalen Zusammenhang der Naturerscheinungen, enthüllend den Zweck der Schöpfung, den Zweck unseres Daseins, und den wahren Begriff der menschlichen Seele. Von Ludwig Rümelin. (Leipzig. Max Spohr.)

Fürwahr, ein vielsagender Titel, besonders für ein so dünnes Büchlein. Und doch will es uns bedünken, dass hier der Versuch, die moderne Erkenntnisphilosophie mit dem Glauben an Gott, mit den Bedürfnissen der Gesellschaft sowie mit den Wünschen und Hoffnungen des Einzelnen zu vereinigen, nahezu gelungen ist. Wenigstens sehen wir aus diesem wohlwollenden Werkchen, dass die Kluft zwischen Glauben und Erkennen lange nicht so tief ist, als es der Zelot hier und der Wissenschafts-pharisäer dort gemeiniglich zugeben will. M.

Evangelium Johannis 3, 16. in 296 verschiedenen Sprachen. (London. Bibelgesellschaft.).

„Also hat Gott die Welt geliebet, dass er seinen eingebornen Sohn gab, auf dass alle, die an ihm glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben."

Dieser Spruch ist von unserem geliebten Deutsch an bis hinab zu dem Lallen der Zulukaffern in fast 300 Sprachen übersetzt. Um den ganzen Erdball geht die Offenbarung des Christenthums, und zwar zu einer Zeit, da in unserem eigenen Vaterlande rasende Geister den Atheismus predigen im Buch und auf der Bühne. Mit diesen Geistern treffen auch manche Kirchen Gemeinschaft in dem Sinne, als sie sich der Verbreitung der Bibel im Volke möglichst widersetzen. R.

Zehn Geschichten von Fritz Mauthner. (Berlin. J. H. Schorer.)

Fritz Mauthner, das ist dieser Mensch, der sich in seinem „Nach berühmten Mustern" über allerlei Dichter und Schriftsteller lustig gemacht hat. Den sollte man, so oft er nun selbst als Dichter und Schriftsteller auftritt, tüchtig zausen! Bei diesen zehn Geschichten geht das aber nicht, mit dem besten Willen nicht! Schon seit einer Weile ist nichts gekommen, das mir soviel Spaß gemacht hätte, als diese Geschichten. Mir macht etwas nur Spaß, wenn es mich zum Lachen zwingt und mir das Auge feucht werden lässt. 's ist beides nicht leicht, wer's nicht kann — für Mauthner ist es aber leicht. Von der heiteren oberbayerischen Dorfgeschichte: „Peter der Grobe" bis zur merkwürdigen polnischen Novelle: „Der Todten-Doctor", welch' ein Abstand! Und die eine in ihrer Art so vortrefflich wie die andere. Ganz köstlich dünkt mir „Ein letzter Wille" zu sein, weshalb er in diesen Blättern bekannt gemacht werden soll. Mauthner ist Recensent und schreibt selbst so vorzügliche Bücher? Seit wann reißt in der Literatur denn diese Abnormität ein? R.

Anspruchslose Geschichten von P. Hann. (Leipzig. A. G. Liebeskind 1891.)

Diese anspruchslosen Geschichten können wohl Anspruch machen auf eine freundliche Beachtung. Wer kleine Genrebilder liebt, die mit einem liebenswürdigen Humor erzählt sind, bei welchen unterwegs das Glück der Helden bedenklich auf dem Spiele steht, die aber doch gut ausgehen, der wird an diesen anspruchslosen Geschichten seine Freude

haben. Schon die Eingänge zu jeder dieser Novelletten sind stets so fesselnd, dass man ihnen nicht mehr entkommt, darum ist allen jenen, die keine Geschichte zu Ende lesen mögen, gerathen, hier ja keine anzufangen, denn sie würden ihrer Gewohnheit abhold werden. Erzählungen wie „Sein bedeutender Freund", „Ein Aprilscherz", „Ein Unglücksmensch" u. s. w. werden jeden ergötzen, der sich über Zola, Ibsen und Nachtreter hinaus einen frohen Sinn für herzerquickende Literatur bewahrt hat. M.

Aus dem Süden. Neue Gedichte von Stefan Milow. (Stuttgart. A. Bonz & Comp.) Sinnig und geistvoll, mehr empfindsam als leidenschaftlich, mehr weise Selbstschau als ein Sichverlieren und Hindämmern in unklaren Gefühlen, nicht lyrische Ergüsse eines überquellenden Herzens: gereifte Früchte der Erfahrung und des Nachdenkens, zuweilen von feinem Humor durchtränkt — so muthen uns diese Gedichte an. Eine Probe ohne Wahl:

Das Schönste bleibt doch stets das Sehnen,
Der Liebe erste Wendezeit,
Das bange Zagen, süße Wähnen,
Die stille Traumesseligkeit.

Denn was du damals vorempfunden,
Die Brust von Himmelsglanz erhellt,
Das bringt, wie viel du auch gefunden,
Dir später kein Besitz der Welt.

— tt —

Vagabunden-Lieder von Philo vom Walde. (Großenhain u. Leipzig. H. Ronge.) Von den beiden Abtheilungen des Buches enthalten die „Lenzfahrten" frisch und keck geschriebene Lieder — wir brauchen nur den „Grüneberger Wein" anzuführen. Ein fahrender Gesell soll vom Leben zum Tode gebracht werden. „Da fehlt es an dem Stricke." Auf den Rath des Henkers wird dem Delinquenten „Grüneberger" credenzt.

Der Bursche nahm das Trinkglas,
Und rief: „Gründerg! ich bringe das
Dir dar als Rächer schwer — — —"
Dann hat er's ausgetrunken,
Ist jählings hingesunken
Und rührt kein Glied nicht mehr.

Heut bringen Gründergs Reben
Zwar keinen mehr ums Leben,
Weil man sie oculiert.
Der Saft doch, den sie schufen,
Der ist im Land verrufen,
So weit man poculiert. —

— tt —

Der alte Haderer. Roman aus dem Wiener Volksleben von Anton Langer. (Wien. Jakob Dirnböcks Buchhandlung.)

Ausgehend von dem düsteren, verhängnisvollen Schicksale einer ungarischen Magnatenfamilie, deren Glieder durch Mord auf dem Hochgericht verbluten, führt die Erzählung den Leser mitten in die Revolution der Märztage, die ereignisreichste Periode von Neu-Österreich, um endlich in den geheimnisvollen Palästen Venedigs, dessen Verlust der Verfasser im ahnenden Geiste voraussah, zum Abschluss zu kommen. Der Held des Romanes selbst ist die sympathische Gestalt eines echten biederen Wieners, und mit Theilnahme verfolgen wir von Anfang bis zu Ende seine wechselvollen Schicksale, seine Freuden und Leiden, die wir mitfühlen und mitempfinden. Charaktere und Situationen, Land und Leute sind mit Frische, Naturwahrheit, mit dramatischer Effectkenntnis gezeichnet. V.

Dem „Heimgarten" ferner zugegangen:

Der neue Demokrit. Von Dr. E. M. Schranka. 2. Band. (Berlin. Hans Lüstenöder. 1891.)

Ein Mönch. Epische Erzählung von Theodor Salburg-Falkenstein. (Dresden. E. Pierson. 1891.)

Der Student von Padua. Die Promotion. — Eine gute Haut. Von Urnaldo Fusinato. (Halle. Otto Hendel.)

Wiener Volkstheater. Unter Mitwirkung hervorragender Dramatiker. (Wien. G. Daberkow. 1891.)

Das Lesebedürfnis des Volkes und dessen Befriedigung. (Nach einem Vortrage.) Von F. Meyer, Reallehrer in Idstein. (Weimar. Verein für Massenverbreitung guter Schriften 1891.)

Tagebuch von Tscherkesskisi. Zusammengeräubert von einem achttägigen Unfreiwilligen. Herausgegeben von M Kraemer. (Berlin. H Lazarus. 1891.)

Der kleine Rechenmeister. Ein Lehrmittel für den Rechenunterricht im unbestimmten Zahlenkreise. Das Einmaleins durch Anschauung zu lernen und zu lehren. (Leipzig. Hermann Hucke.)

Postkarten des „Heimgarten".

H. T., Dresden: „Gleiche Volkserziehung durch den Staat" und „Gleichstellung" aller Individuen im Staate ist wohl nicht wörtlich zu nehmen. Bei der unendlichen Verschiedenheit der menschlichen Fähigkeiten wäre eine absolute Gleichstellung und gleiche Erziehung ungerecht, zu undenkbar. Anders, wenn Sie eine

relative Gleichstellung wollen, in dem Sinne, dass jedem das Seine werde je nachdem er es durch Fleiß, Talent, besondere Fähigkeiten u. s. w. verdient, dann wird es jeder rechtlich denkende Mensch mit Ihnen halten müssen und Sie haben Aussicht auf Erfolg. — Wenn ein Maurergehilfe sein Arbeiterlos verbessern will, so hat er gewiss recht, aber wenn er sich dem Baumeister gleichstellen will, so ist er thöricht und wird in Ewigkeit nichts erreichen.

J. O. Wien: Es stimmt in der Hauptsache thatsächlich. Christus wurde gekreuzigt den 3. April des Jahres 33, das war ein Freitag. Am Abende desselben Tages, um die Zeit des Sonnenunter- und Mondaufganges, fand nach Berechnung der heutigen Astronomen eine in Jerusalem sichtbare Mondesfinsternis statt.

* Zu Ende des Jahres 1899 wird ein großer Zeitungskrieg entstehen; die einen werden behaupten und wissenschaftlich beweisen, dass das neue Jahrhundert mit dem 1. Jänner 1900 beginne, die anderen werden behaupten und mathematisch feststellen, dass das neue Jahrhundert erst vom 1. Jänner 1901 zu zählen sein wird. Dem gegenüber machen wir (hoffentlich früh genug) darauf aufmerksam, dass Schiller und Goethe zu Weimar das neunzehnte Jahrhundert mit dem 1. Jänner 1801 begannen. Goethes Mutter schreibt am 8. December 1800 an ihren Sohn: „Man hat mir gesagt, dass herrliche Anstalten bei euch gemacht werden, um das neue Jahrhundert mit Freude und Würde zu empfangen und zu begrüßen — Gott! lasse es euch allen gesegnet sein."

H. W. Straß: In obersteirischer Mundart heißt „auwazn" so viel als wiederholt auweh rufen; „sindln": bei einer Krankheit im Halbschlummer seufzen und wimmern; „pfnechn": pfauchen, schnaufen.

* Besten Dank für die Namenstagsgratulationen. Allein der Peter beim Paul ist nicht der richtige „Heimgarten-Peter".

R. K., Donnersbachwald: Den Aufsatz: „Die Steuerexecution" haben wir als eine zum Theil humoristische Arbeit aufgefasst und von diesem Standpunkte aus an ihr keinen Anstoß gefunden.

* Der Herausgeber dieses Blattes bittet, unaufgefordert ihm keinerlei Manuscripte „zur Beurtheilung" u. s. w. zu schicken. Er muss all derlei Zumuthungen, wobei er doch nichts nützen könnte, entschieden ablehnen.

* Die clericale „Welser Zeitung" (Oberösterreich) hat in den letzten Monaten eine Arbeit veröffentlicht, welche den Titel führt: „Rosegger, der Schneiderpoet von Graz", in siebzehn langen Capiteln. Diese Aufsätze sind, soweit sie mir vorliegen, eine musterhafte Schwindlermosaik von Verdrehungen, Entstellungen, Fälschungen, Verhöhnungen, Verdächtigungen und anderer Art von Lügen gegen meine Schriften und meine Person. Was ich seinerzeit gezwungen war, einer ähnlichen Lästerzunge des „Linzer Volksblattes" in der „Linzer Tagespost" zu entgegnen, das gilt auch für dieses Pamphlet wahrscheinlich von demselben Verfasser, der sich auch diesmal nicht zu nennen beliebt hat. Soutane und Anonymität — unter solchen Hüllen kann man schon was wagen. — Ich habe meiner persönlichen Überzeugung in Sachen der Religion wiederholt, besonders auch in dem „Gespräche über Religion" („Heimgarten", XV. Jahrgang, Seite 676) Ausdruck gegeben. Freilich habe ich Missbräuche, die aus kirchlichen Satzungen im Volke sich entwickelt haben, oft hart geschlagen und dem Spotte preisgegeben, nicht als ob derlei Dinge an und für sich gar so schädlich wären, als vielmehr, weil sie von dem göttlichen Urquell der Religion ablenken. Freilich habe ich für unsere Volksschulen eine gründlichere Pflege des Evangeliums verlangt, als sie heute vorhanden ist — aber das kann doch nicht berechtigen, mich einen Volksverführer, Heuchler, Antichristen u. s. w. zu nennen. Ich getraue mir's gar nicht zu sagen, was die clericale Presse mir schon alles angedichtet hat. In einzelnen Provinzen Österreichs und Bayerns werden die Verhetzungen gegen mich seit Jahren systematisch und mit unglaublicher Leidenschaftlichkeit betrieben. Bei solchen Erfahrungen ist es für mich wirklich schwer, dem Clerus jene Hochachtung zu zollen, die er beansprucht. Aber ich denke mir halt: Alle sind nicht so. Es gibt, was ich auch wieder aus Erfahrung weiß, viele Priester, ja die der großen Mehrzahl, die mein redliches Streben erkennen und die Irrthümer, welche freilich auch ich begehe, nachsichtig beurtheilen. — Dass ich unter allen Umständen fortfahren werde, Zeit meines Wirkens Missstände und seelenverderbende Entartungen im Cultus, sowie unwürdige Vertreter der Religion munter zu geißeln, versteht sich von selbst.

P. K. Rosegger.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Ein Zwiegespräch auf der neuen Murbrücke zu Graz.

Vor kurzem wurden mitten auf der neuen Murbrücke zu Graz zwei eherne Gestalten aufgestellt. Sie stehen zur Rechten und zur Linken einander gegenüber und stellen zwei herrliche Frauen dar: die „Austria“ und die „Styria“.

Modelliert hat sie der heimische Bildhauer Hans Brandstetter, gegossen wurden sie in der Erzgießerei von Carl Turbain's Söhne in Wien. Und nachdem diese Gestalten mit so vieler Liebe und Freude geschaffen waren von gottesgelegneter Künstlerhand, und als die Menschen in treuer Begeisterung aufblickten zu den Bildnissen — siehe, da wurden diese Bildnisse lebendig. Denn im Künstler liegt es, daſs er selbst dem Stein und dem Erze Leben einhauchen kann, wenn er die kalte Masse umarmt, und im Volke liegt es, daſs es sein Glück und Leid, sein Wünschen und Hoffen in die ehernen Gebilde senkt und dieselben von diesen wieder, und zwar geläutert und sinnlich geformt, zurück vernimmt wie von lebendigen Wesen.

Da also die zwei neuen Gestalten auf der Brücke von aller Welt nicht wie todtes Erz, sondern wie lebendige Wesen betrachtet, bestaunt, bewundert und verehrt wurden, so ereignete es sich eines Morgens, daſs sie thatsächlich lebendig wurden und anhuben, miteinander zu sprechen. Ein Sonntagskind, welches die Gabe besitzt, die Sprache von Thier und Pflanze, von Erz und Stein zu verstehen, und welches zur selben Stunde über die Brücke gieng, hat das Zwiegespräch zwischen der Austria und der Styria vernommen, und dieses Sonntagskind hält es nicht für unredlich, seinen Landsleuten, die im Drange ihrer

werktägigen Obliegenheiten das Gespräch etwa überhört haben, davon in Kenntnis zu setzen.

Die Austria und die Styria redeten also:

Styria: Guat morgn, Frau Muada. Bist schon auf?

Austria: Dobré jitro. Nemohu pro starost spáti. Bin immer auf.

Styria: Wos is dan dos? Sul dos mei Muadasproch sein? Ih versteh dih nit.

Austria: Rozumie się sam?

Styria: Mei liabi, herzliabi Muada. Mir steht's nit zua, dass ih dar an guatn Roth gib, ih woaß s wul. Oba schau, wias uns do af der Bruggn ollzwoa nebnanonda hergstellt hobn, sa zimbb mih, se müassn uns gern hobn ollzwoa, sist hättn s uns nit hergstellt. Und hiaz, wan d Leut, de hin und herrenen über die Bruggn, zan uns aufschaun und uns grüassn, sa moan ih doh, mir sultn unser: Dank schön! in eahna deutschn Sproch sogn.

Austria: Und wie du sprichst, das nennst du deutsch? O sancta simplicita.

Styria: Olt ehrwürdi Vodersproch derf ma nit verachtn, mei Muada!

Austria: Eine merkwürdige Zeit, wenn die Kinder klüger sein wollen, als die Eltern! Viele fremde Sprachen zu lernen ist doch immer gut!

Styria: Däs wul. Oba sein oagni vagessn, däs is nit guat.

Austria: Kind, du bist herb und ich bin bekümmert. In der Nacht, wenn alles ruht in der weiten Stadt und nur das Wasser rauscht unter meinen Füßen, blicke ich hinab in den Strom und denke an den Strom der Zeiten. Ewig fließt er fort und rieselt und rauscht, und doch wie anders heute als gestern! Vergangen sind die Zeiten, da Austrias Kinder sich liebesinnig vereinigt haben um die Mutter, auf ihr Wort nur hörend, unter ihren Schutz nur fliehend, ihr alle Kraft nur weihend. Es war ein großes Familienhaus, geachtet und gefürchtet in der Welt und mit vereinten Kräften gieng's an gleiche Ziele. — Und heute? die Kinder wenden sich von der Mutter, bauen sich in ihren kleinen Geburtsländern eigene Häuser, wollen für sich allein wirtschaften, befeinden einander, und anstatt der Mutter Kraft und Stütze zu geben, geben sie ihr nur gute Lehren. — Hier, mein Kind, stehst du mir gegenüber mit gezücktem Schwerte! Du, die heitere, waldlustige Maid, mit gezücktem Schwerte! Was bedeutet das?

Styria: Muada, glaub mas! Hiaz möcht ih in liabast va mein Stockerl hupfn, die Braxn weckschmeissn und dir um an Hols solln. Ins Herz eini schreckt s mih, wan du moanan kunst, mei Schwert war epa gor gegn meini oagnan Bluatsfreund gricht. Muada, Muada, wia muass da sein, dass da so wos kunt einsolln! — Schau mih doh on! Den grean Kronz in Hoor und s Edelweiß, bin ih jo ollaweil noh dei woldlustigs Dirndl, däs in greanan Thol Korn schneidt und singg, däs in Hügelland Traubn lest und locht, däs auf der Olm umspringg und juchazt. Juchazn kunnt ih Tog und Nocht, und bein für mei liabs Hoamatland. Oh, Muada! Däs schöni Hoamatland is mei größti Freud af der gonzn Welt!

Austria: So pflücke Rosen, flicht Kränze, meine Tochter. Wozu das Schwert?

Styria: O Gott, Muada, wos that ih liaber as wia Bleamerl brockn und Kranzerl flechtn! Du kriagast s schönsti davon! — Oba denk da's, heint ba da Nocht, wia s olls sa still is gwen um und um, und na s Wossa hot awenck gwischbelt — do lous ih, und hör va weitn, gonz va weitn, as wia wan do unten ba da Sann, da draußt ba da Moldau und weita gegn rechtahond viel hundert Schmied thatn hämmern afn Amboß. — Als wia wan Messer und Sabel wurdn gmocht, grod a so klinggs. —

Wir ih däs hör, do fohrt mei Hond ſtad zan Schwertgriff! Wan a Gfohr war, i hauat drein!

Auſtria: Willſt du denn nicht warten, heißblütige Tochter, bis ich commandiere?

Styria: Cumadirſt oder nit, wan a Gfohr is, hau i zua!

Auſtria: Kinder! Leichter würdet ihr euch verſtändigen, ließet ihr das Schwert in der Scheide ruhen. Mit Drohen macht man ſich keinen Freund. Bekränze dem herben Nachbar die Hausthür mit Roſen, und es tritt dir aus derſelben ein Genoſſe, ein Bruder entgegen. Willſt du, mein Kind, daſs dein Land blühe, ſo halte Frieden mit dem Nachbar.

Styria: Woana kunt ih, mei Muada, wan ih da zuahör! So wohr und güati is dei Red. Oba ſchau, ih thua mih holt fürchtn. Wan Oans an Schotz hot, und olli Fenſter und Thürn ſein offn, und immer a frembbi Totzn greift her, iſs dann a Wunder, wan ma s Schwert nit will aus da Hond legn? Und mei Steirerlond, mei ſchöns, mei gſegnets, fruchtbors Steirerlond is der Schotz, den ma meini Voreltern hobn hinterloſſen, den mar unſer Herrgott hot onvertraut, den ih will behüatn und bewohrn in Lebn und Sterbn. — Onfonga thua ih jo nit zan dreinſchlogn, in Friedn will ih ſchoffn und baun, liaba wia s Schwert ſchwing ih jo d Sichel afn Kornfeld, und däs woaß ih ah: beſſer wia da Streithelm ſteht ma s greani Kranzerl af mein Kopf. Olli Obnd, wan die lieb Sun owiſinkt hintern Dochſtoan, is mei Gebet und mei Herznsſchrei: Friedn für mei Steirerlond! Glück und Segn für mei Volk!

Auſtria: Styria, meine Tochter, ſo erkenne ich dich wieder! Die Freude an deiner deutſchen Heimat, die Angſt ſie zu verlieren — ich verſtehe dich. Aber ſei beruhigt und laſs auch mich ein wenig deine Vorſehung ſein. Was bin denn ich für mich allein? Ich lebe ja nur in meinen Kindern. Daſs jedes dieſer Kinder ſeine Eigenart bewahre, daſs es kräftig ſei und geſittet, daſs eines das andere achte, daſs jedes ſich unterordne der ganzen großen Familie und ſo in dieſer Familie ſeinen Halt und Schutz finde und ſeine ſittliche Vollendung — das iſt meine Aufgabe, an deren Löſung ich arbeite ſeit hunderten von Jahren. Gütig gegen die Meinen und ſtark gegen die Feinde meiner Sendung bin ich. Möchtet ihr nie vergeſſen, Kinder, was ihr einſt geweſen und was ihr unter meiner Hut geworden ſeid? Öſterreich! Eines der geprieſenſten, beneidetſten Länder der Erde. Und der Öſterreicher! Siehe ſeine herrlichen Eigenſchaften, die ja auch in dir ſind: ſein helles Haupt, ſein heißes Herz, ſeine ſchöpferiſche Hand! ein kühn und froh zur Erde niedergeſtiegener Sohn des Himmels! Wenn ihm der Glaube an ſich ſelbſt nicht fehlt, dann fehlt ihm nichts. Kinder, dieſen Glauben an euch, an mich, an die Größe unſerer Gemeinſamkeit bewahret, und ihr habt den Frieden und den Sieg. — Styria! dieſe Brücke, auf der wir ſtehen, iſt ein Sinnbild, daſs keinerlei Strömungen uns trennen, wenn wir es verſtehen, mit vereinten Kräften zu bauen. Und alſo wollen wir nebeneinander hier ſtehen heute und in künftigen Jahrhunderten, den unter uns Dahinwandelnden als bedeutſame Geſtalten des Vaterlandsſtolzes und der Heimatsliebe.

Styria: Muada, dei liab Redn mocht ma s Herz worm. — Du kenſt mih, wir ih bin: grodwek bin ih und freimüati ſog ih s, wan ma wos nit recht is. Und nochher wieder guat. Und wanſt in da Noth biſt, daſs ih dih nit verloſs, daſs ih feſt und treu bei dir ſteh in Unglück und Feindesgfohr, däs woaßt. — Und derawegn glaub ih und hoff ih ah auf dih. Oll meini Leut, de heint hin und hergehn über de Bruggn und in ſpäterer Zeit hin und hergehn wern, ih befilch dir s. Ouſt immer is ah da

Steirer in Bedränknus und ſchaut in Vertraun auf zu dir — nim dih ſeiner on! Schau hin auf die ſchön ſteiriſchn Berg, de um und um einalochn in d Stodt! So freundla lochn s einer und ma ſiacht eahners nit on, wia viel Kumer und Ormuat in eahnere Hütn is. Mei größter Kumer is hiaz unſer Bauernſtond. Der kons völli neama dermochn. Sei Tüchtigkeit und Fleiß will nix mehr ausgebn, er wird ſcha grechn verzogg. Wan da Bauernſtand z Grund muaß gehn, aftn is s gfahlt, aftn woaß ih nit, wos mar onſtelln. Mir brauchn an Armee zan Währn und brauchn an Armee zan Nährn. Muader Auſtria, nim dih on um unſern Bauernſtond! — Und ah für unſer braves Bürgerthum möcht ih dih bittn. Däs hot großi Feind oben und hot vieli Feind unten und ollahond Feind unter eahm ſelber. Da Bürgerſtond is unſer Lehr und Ehr — Muada, thua n güati behüatn. Schau auf de prächtigi Stodt, auf unſer liabs Graz. Friſch und gſund wochſt s auf wir a kräftiger Eichbam, und friſch und frei wia d Vögerler in Äſtn und Wipfeln ſein die Grazerleut, ſtulz ſein s auf eahner groſſi Stodt, auf eahner greans Hoamatlond, und zſomholtns mit Herz und Hond, wons gilt, wos Rechts für s Hoamatlandl zſchoſſn. — s neugi Johrhundert is neama weit. Wia viel Feſtzüg und wia viel Todtnbohrn wern über de Bruggn gehn! An ewiger Strom von Woſſer unter uns und a ewiger Strom von Menſchn auf der Bruggn. Vul Gier und Ongſt und Luſt und Load jogn s Oll in Glück noch, bis's owi ſinkn in die dunkli Gruabn. — Wos ah mog ſein in künftign Zeitn: Muader Auſtria! Sei unſrer liabn, deutſchn Steiermark a ſtorker, treuer Hort, in Glaubn und Hoffn blickn mar auf zu dir!

(Pauſe.)

Auſtria: Meine geliebte Tochter! So wie du vertrauend aufblickſt zu mir, ſo blicke ich auf zu Dem, der aller Menſchen und Völker Schickſale leitet! Neige du deine bekränzte Stirn, ſowie ich neige mein gekröntes Haupt vor Ihm. Unſer iſt die Pflicht der Arbeit und der Treue, ſein iſt die Macht, uns zu ſegnen.

Die Abbrandler.

Eine Geſchichte aus dem Dorfleben.

I.

Der alte Krauter, die alte Krauterin und der Krauter-Sohn ſaßen beiſammen in ihrem Häuslein. Sonntag-Abend war's; in der Stube kein Licht, zu den zwei niederen Fenſterlein ſchimmerte noch die Abendröthe herein und brachte die erdfahlen Wangen der alten Leute hübſch zu Ehren. Der Sohn lehnte im finſteren Tiſchwinkel und wenn die Kohle ſeiner Tabakspfeife gloste, da ſah man auch ſein verſchmitztes Geſicht mit den waſſerfarbigen Äuglein.

Mehr weiß ich nicht von den Leuten. Belauſchen wir ſie, vielleicht erfahren wir etwas.

„Ein Heidengeld! ein blutiges Heidengeld!“ ſtieß der Alte mit bebender Stimme heraus.

„Das wievielltemal haſt heute eingezahlt, Vater?“ fragte mit einem ſchrillen Fiſtelton die Krauterin.

„Das viertemal hab' ich ſchon geſchwitzt!“ ſagte er.

„Wär' nit weniger als zweiunddreißig Gulden“, verſetzte ſie.

„So viel iſt das ganze Glumpert nit wert“, warf der Sohn ein und blies ins Rohr, daſs ſein etwas ſpitzes Geſicht im Scheine der Pfeifenglut blutroth hervorſtarrte aus der Dunkelheit.

„Haſt eh recht, Natz“, kicherte der alte Krauter.

„Meiner Seel'!“ ſagte der Sohn.

„Ja, du heiliges Kreuz, wie lang' ſoll denn das noch fortgehen mit dem Einzahlen?“ fragte das Weib.

„Das geht alleweil fort, Jahr und Jahr. Und wenn wir's einmal ausſetzen, verfallt alles miteinander. Dieſe Verſicherungen, wenn ſie einen einmal angehakelt haben, ſind des Teufels. Alleweil Geld hergeben, Geld hergeben und hat nichts dafür. Schon verfluchtlet gereut hat's mich immer einmal, daſs ich aufgeſeſſen bin. Aber das Maulmachen, das können ſie, dieſe Agentenleut, dieſe verſchwefelten!“

„Herr Jeſſeles, einmal wird's doch aus werden mit dem Einzahlen,“ ſagte die Krauterin.

„Einmal wird's aus“, ſprach der Krauter leiſe.

„Ja, wenn's Häuſel niederbrennt!“ lachte der Sohn. Da gab's wieder Schein aus der Pfeife.

Der Krauter trampelte mit der Schuhſpitze auf dem Fletz, dann wendete er ſich ein wenig ſeitlings und murmelte: „Wär' eh 's Geſcheiteſte. So eine Moderhöhlen, wo in der Wand ſchon der Holzwurm verreckt, weil er kein friſch' Stückel Holz mehr zu freſſen hat. Wär' eh nix beſſeres wert!“

„Meiner Seel'!“ ſagte der Sohn.

„Und das Dach!“ rief die Krauterin. „Gar kein's wär' beſſer, da kunnt's wenigſtens nach dem Regen wieder austrocknen in der Strohkammer.“

„Eh ſo, eh wohl ſo!“ gab der Krauter zu.

„Was kriegen wir denn, wenn wir Abbrandler werden?“ fragte das Weib.

„Achthundert auf die Hand!“

„Uh, davon möcht' man ſich ja ein ſauberes Häuſel ganz neu aufbauen laſſen!“ war ihre Anſicht.

„Meiner Seel'!“ ſagte der Sohn.

„Für's Niederbrennen zahlſt ja ein“, ſprach die Krauterin.

„Eh ſo, iſt eh ſo!“ meinte der Krauter. „Derleben möcht' ich ein neues Häuſel, derleben möcht ich's.“

„Vom Hagelgruber haben ſie's ja auch geſagt.“

„Was haben ſie vom Hagelgruber geſagt?“

„Daſs er ſelber hätt' anzunden.“

„Mordsprächtig hat er wieder aufgebaut. Haus und Stall. Mordsprächtig. Iſt bei derſelbigen Verſicherung dabei gewest, wie wir.“

„Das Häuſel, wie es auf der Einſchicht ſteht!“ warf die Krauterin hin. „Wenn kein Menſch ein' Schaden hat! Jeder macht ſich's beſſer, wenn er kann.“

„Meiner Seel'!“ ſagte der Sohn.

„In ſo einer alten Hütten iſt bald was“, fuhr ſie fort, „das Holz zunderdürr. Auf dem Dach Stroh. Dazu der offene Herd, der hölzerne Rauchfang. Bettelleut gehen mit brennenden Pfeifen vorbei. Ein Unglück iſt bald geſchehen — kein Menſch kann was dafür!“

„Es geht nit ſo leicht, wie man glaubt“, verſetzte der Krauter. „Die Hütten ſteht ſchon zweihundert Jahr lang. Und ich wart' jetzt ſchon ſeit vier Jahren drauf . . .“

„'s Warten wird nit viel helfen“, meinte die Krauterin. „Der Menſch muſs ſich umthun, wenn er's zu was will bringen . . .“

Der Krauter ſchwieg jetzt ein Weilchen, dann ſagte er: „Ich nit, ich thu's nit. Ich will ehrlich ins Grab ſteigen. Andere ſollen machen was ſie wollen.“

„Wirſt noch lang leben, Vater“, rief der Sohn.

„Thu's auch gern“, antwortete der Alte. „Will aber niemandem im Weg ſein. Dir laſs ich das Häuſel verſchreiben, Natz. Wirſt heiraten wollen. Meinetwegen; aber nit da ins Stübel herein. In den Strohſtadl hinauf, wenn du willſt. 's iſt ein Elend, wenn die Hütten ſo klein iſt.“

„Meiner Seel'!“ rief der Sohn.

„Das Gründel thät's tragen, aber das Häuſel tragt's nit“, meinte nun auch die Krauterin.

„Meine lieben Leut', es kann noch lang dauern!“ gab der Alte zu bedenken. „Aber ich nit, ich thu's nit. Will auch nichts geſagt haben.“

„Kumnt 'leicht nit recht ſein“, ſagte die Krauterin.

„Eingeſperrt wird einer, der's zu Fleiß thut!“ verſetzte der Natz. „Zu Fleiß thu' ich's nit, das weiß ich.“

„Geh, Alte“, ſagte der Krauter, „zünd' ein Licht an. 's iſt Zeit zum Roſenkranzbeten.“

II.

Heiße Sommertage waren gekommen. Gewitter gab's und die Blitze ſchlugen im nahen Schachen ein, und ins flache Feld und ſogar in den alten Eſchbaum, der unweit des Krauterhäuschens ſtand. Der Eſchbaum brannte lichterloh. Die Krauterleute ſtanden in Aufregung vor ihrer Thür und der Alte murmelte: „Wenn jetzt der Wind kommt, ſo kann uns ein Unglück treffen, die brennenden Mooſsfetzen tragt's verfluchtlet weit herüber!“

„Geh, ſchau, Natz, ob der Brunnentrog voll Waſſer iſt!“ befahl die Mutter.

Der Sohn gieng hinter die Hütte hinaus zum Brunnen, ſchlug im vollen Troge den Zapfen los und als das Waſſer ausgeronnen war, kam er zurück und ſagte: „Der Trog iſt leer. Wenn ein Unglück ſollt' ſein, wir kunnten uns nit helfen.“

„Ich denk', wir heben an und tragen die Sachen heraus“, ſchlug der Alte vor; in demſelben Augenblicke erhob ſich ein Wind, der brennende Baum lohte neuerdings auf, die Flammen flogen weit durch die Luft, aber nach der entgegengeſetzten Rich-

tung, als die war, wo die Hütte stand.

Mißmuthig giengen die drei Leutchen wieder ihren Geschäften nach.

Am selbigen Abende meinte die Krauterin vor dem Rosenkranz: „Das Florianigebet kunnten wir auslassen; wird sonst allemal die Suppen kalt. Er weiß es so wie so."

„Eh so!" kicherte der Alte, „er wird's schon wissen, wie es für uns am besten ist. Ich hab' doch mein Vertrau."

„Mir geht schon die Geduld aus", sagte der Sohn. „Das Jahrl ist bald um, nachher kann man das fünftemal acht Gulden hinauswerfen. — Meiner Seel'!"

Bald nach diesen Tagen war unten im Dorfwirtshause Freimusik. Der Natz fand sich auch dabei ein und weil er gerade zurecht kam, wie junge Bursche in einem großen, wirren Knäuel beisammen waren und mit Fäusten auf einander losdroschen, so betheiligte er sich rasch an diesem Geschäfte. Zwar wusste er nicht, um was es gieng, das macht nichts, er schlug eben tapfer drein. Und weil er der Flinkste war und ausgiebig dreinschlug, so blieb er Sieger und wie die Jungen auseinander stoben, blieb dem Natz die Grünbüschl in der Hand. Die Magdalena Grünbüschel, ein frisches, rundes Mädel, deretwegen der behendige Handel losgebrochen war.

Die Grünbüschl, als sie sah, sie stünde an Seite des Stärkeren, blieb an Seite des Stärkeren stehen. Der Natz lud sie ein, sich zu ihm zum Wirtshaustisch zu setzen — und was sie trinken wolle?

„Einen Süßen!" sagte sie schämig und war dabei ganz reizend anzusehen.

Eine halbe Stunde später versprach er ihr das Heiraten.

„Ja", entgegnete sie, „auf was denn?"

„Auf mein Häusel!"

Da lachte die Schöne hell auf. „Das alte Glumpert nennt er ein Häusel! Du, da hinein bringst mich nit. 's kunnt z'sammfallen."

Gegen Mitternacht gieng die Grünbüschl zu ihrem Vater, so freute es auch den Krauter Natz nicht mehr im Wirtshaus. Er machte sich langsam auf den Heimweg. Als er durch den Schachen war und auf dem Felde, wo die Schöber des geschnittenen Kornes standen, sah er vor sich das Häusel. Es ragte in der Sternennacht wie ein schwarzer unförmiger Haufen auf der Fläche. Der Bursche zündete sich in der deckellosen Thonpfeife eine frische Ladung Tabak an und dachte sich so sein Theil: Unrecht hat sie eh nicht. 's ist ein Glumpert. Man ist seines Lebens nicht mehr sicher drin. Niederreißen? Neu aufbauen? Wohin mit der Welt? Woher mit dem Geld? — Na, jetzt gehn wir schlafen, für heut' wird's es wohl noch halten.

Er gieng hin, kletterte von außen die Leiter hinan, beim Dachthürlein hinein aufs Stroh, wo zur Sommerszeit sein Lager sich befand. Im Gewand, wie er war, so legte er sich hin; wird ja so bald wieder zum Aufstehen sein, im Sommer wird's früh Tag. So knapp unter dem First lag er, dass die Fetzen des zerzausten Strohdaches ihm ins Gesicht hiengen. Er pfustete den ihm in den Mund fliegenden Staub aus und rauchte ruhig weiter. Dabei dachte er natürlich an die Grünbüschl. Sie war schon lange sein Gedanke gewesen und heute hatte er sie ganz zufällig ergattert. Wenn der Mensch Glück hat, geht alles. Heißt das, w e n n er's hat. Der Natz ist ihr gut genug, aber das Häusel ist ihr zu schlecht. — Was, Ratten? Ich glaub gar, es sind Ratten da, weil's so herumfahrt im Stroh. „Wartet, Rabenvieher, euch will ich helfen!" Mit diesen Worten sprang er auf, schleuderte die Tabakspfeife

ins Stroh, dass die Funken stoben, und stieg eilends die Leiter hinab.

„Wer ist denn da?“ zetterte die alte Krauterin, als der Natz unten in die Stube trat. „Ist denn kein Fried zum Schlafen?“

„Es ist kein Fried zum Schlafen“, antwortete der Bursche. „In der Strohkammer oben müssen Ratten sein. Meiner Seel'!“

„Und du bist es noch nit gewohnt, das Unzücht?“ schnarrte jetzt auch der alte Krauter drein.

„Vaterleut,“ sagte der Natz, „ich denk, ihr steht auf und wir tragen Sachen hinaus . . .“

„Was sagst, Natz?“ flüsterte der Alte, „wird doch das nit sein? Ein verfluchtleter Schelm bist.“

Da waren die Alten auch schon in ihren Kleidern. Der Natz öffnete die Stallthüren, dass die Hausthiere hinaus konnten. Und dann huben alle drei an, Gewandzeug, Garnsträhne, Hausgeräthe, Schmalztöpfe und anderlei Dinge aus der Hütte zu schleppen. Auf dem Felde unter den Kornschöbern verbargen sie die Sachen. Bei solchem leisen, hastigen Hin- und Herlaufen blickte der Natz manchmal aufs Häuseldach . . . Es war aber nichts. — Endlich tagte der Morgen, die Hütte stand, wie sie gestern gestanden, und die Familie gieng verdrießlich an ihre gewohnten Verrichtungen.

An einem der nächsten Tage gieng ein Nachbar des Weges, der rief den Krauterleuten zu, sie sollten doch die Kornschöber einheimen, der Anzeichen nach käme schlecht Wetter.

„Bis übermorgen muss es noch aushalten“, antwortete der alte Krauter. „Wir möchten gern eine Kirchfahrt machen auf den Schutzengelberg, wo morgen das Fest ist. Schutz und Segen hat der Mensch alleweil zu brauchen.“

„Hast eh recht“, sagte der Nachbar und gieng seiner Wege.

Am selbigen Nachmittage goss die alte Krauterin mit ihrem Blechmodel Talgkerzen. Man nimmt ihrer in der Laterne mit, wenn's nächtiger Zeit zum Wandern ist. Noch suchte der Natz in der dunklen Strohkammer seinen Taschenfeitel, fand ihn aber nicht, und bald darauf, gegen Abend, trieben die Leutchen ihre zwei Kühe und die Ziegen in den Schachen, versperrten ihre Hütte und machten sich auf den weiten Wallfahrtsweg gegen Schutzengelberg.

Spät in der Nacht, als sie schweigsam den Berg hinanstiegen zur Kirche und zum Einkehrhaus, blickte der Natz zurück in die Gegend, von der sie gekommen. Hinter der Hügelkette war ein rother Schein, als gienge der Mond auf. Es war aber nicht um solche Mondeszeit, der Bursche wendete rasch sein Gesicht, stieg rüstig bergan und sagte nichts. Als sie später in der Wirtsscheune unter anderen Wallfahrern schliefen, hub die alte Krauterin auf einmal an zu schluchzen. Um die Hühner thäte es ihr so leid, sagte sie, die armen Vieher wären in ihrer Steige hinter dem Herd vergessen worden. — „Traumreden thut sie“, murmelte der Alte, „Weib, du sollst in Gottesnamen schlafen.“

Am nächsten Tage während des Gottesdienstes schob sich im Kirchengedränge der Schaffel-Franz, ein Zimmermann, zum alten Krauter hin und flüsterte ihm die Frage ins Ohr: „Bist du gestern schon hergegangen?“

Der Krauter nickte mit dem Kopf, ohne sich weiters in seiner Andacht stören zu lassen.

„Wirst einmal schauen, wenn du heimkommst!“ sagte der Schaffel-Franz, „wenn du einen Zimmermann solltest brauchen, ich bin jetzt zu haben.“

Der andere betete ruhig weiter.

Nachmittags auf dem Heimweg giengen die Krauter-Leute mit mehreren anderen. Bei einem Wirtshause wollte der Natz einkehren, doch seine Mutter sagte, sie müsse nachhause eilen, die Ziegen zu füttern. Als sie

durch den Schachen hinausgiengen, ſagte die Krauterin: „Was nur das für ein ſtarker Geruch iſt, heut?“

„Sie müſſen irgendwo Stroh verbrannt haben,“ meinte der Natz.

„Jeſſes Maria!“ ſchrie jetzt auch ſchon der Alte auf. Sie waren aus dem Wäldchen getreten und ſahen es. Wo das Häuslein geſtanden, da lag ein grauer, gloſender Aſchenhaufen und mitten empor ragte die roſtbraune Ofenmauer. Etliche Nachbarn ſtanden umher und betrachteten die Brandſtätte.

Zu dieſen trat nun der alte Krauter weinend hin, hielt ſeinen Hut in der Hand und rief: „Ihr ſeht es, ihr ſeht es! — Bitt' gar ſchön um eine Brandſteuer!“

„Nur ein Glück, daſs das Vieh nit mitverbrannt iſt“, bemerkte einer der Nachbarn. Denn die Kühe und die Ziegen waren im Schachen.

„Jetzt thun ſie halt nichts melken“, ſagte die Krauterin. „G'alt' ſind ſie.“

„Es verfolgt uns wohl hart!“ ſeufzte der Alte.

„Müd' und hungerig — und keine Heimſtatt!“ ſo klagte ſie und weinte heftig in ihre Schürze hinein. „Dieweilen wir die heilige Kirchfahrt machen, hat uns Gott verlaſſen. Was haben wir denn verſchuldet und was heben wir jetzt an?“

Einer der Nachbarn lud ſie ein, in ſein Haus zu kommen. In wenigen Tagen würde ja eine Nothhütte aufgerichtet ſein und es würden wieder beſſere Tage werden.

„Verhoff's wohl, verhoff's!“ antwortete der alte Krauter.

Es wäre nur ein Glück, daſs die Feldfrüchte noch nicht unter Dach geweſen.

„Iſt wohl ein Glück!“ ſagte der Alte und ſtarrte wie verloren vor ſich hin.

Mit einer langen Stange begann er hierauf Eiſenbeſtandtheile aus der Aſche zu krauen. Der Natz half ihm dabei. Die Nachbarn hatten ſich allmählich verzogen. In der Abenddämmerung, als ein Lüftchen ſtrich, lohten einzelne Kohlenbrände noch einmal hell auf.

„Das iſt ſchon eine Paſſion!“ flüſterte der Alte dem Jungen zu und wühlte in der Aſche.

„Meiner Seel'!“ gab dieſer bei.

Nachher ſtrichen die beiden aufs Feld hin und guckten unter die Kornſchöber.

„Noch gut aufgehoben“, ſagte der Alte. „Müſſen's aber beſſer verwahren. Wird bequem herzunehmen ſein für das neue Haus.“

„Das wird ein biſſel anders ausſchauen, als wie die verdächtige Hütten. Gut weg iſt das Glumpert — meiner Seel', ich bin froh.“

„Das neue Haus wird gemauert — und ein Ziegeldach.“

„Und drei Stuben wenigſtens.“

„Verſteht ſich. Wirſt ja auch eine brauchen, Natz, oder gar zwei. Haſt ſie redlich verdient.“

„Meiner Seel'!“

„Nu wird's doch einmal beſſer werden. Daſs wir uns können helfen. Morgen geh' ich zum Agenten, daſs wir bei Zeiten das Geld kriegen. Wenn's gut geht, mögen wir das neue Haus noch vor dem Winter unter Dach bringen.“ Alſo der Alte.

Und ich möcht' vor dem Winter auch noch die Grünbüſchl unter Dach bringen, dachte der Junge.

Hernach giengen ſie in den Schachen und molken die Ziege. Dieſe hatte ſchon erbärmlich gemäckert, ihres übervollen Euters wegen. In Ermangelung eines Gefäßes wuſsten ſie ſich's nicht recht anzuſchicken; ſie molken einander in die hohle Hand und tranken alſo das Nachtmahl aus lebendiger Schale.

„So nobel haben wir es ſchon lang nit mehr gegeben“, ſagte der Alte und ſchlürfte.

„Meiner Seel'“, ſagte der Junge und ſchlürfte ebenfalls.

Und nachdem all das ſo geſchehen

war, trotteten sie sachten Schrittes hinaus zu einem Nachbarshof und legten sich in der Scheuer aufs Heu.

III.

Am nächsten Morgen giengen die alte Krauterin und ihr Sohn mit Eisenkrampen hinauf zur Brandstätte. Wer ihnen in den Weg kam, den bettelten sie klagend an um eine Brandsteuer; sahen sie sich allein, so waren sie guter Dinge. Warum denn nicht? Abbrennen ist zwar ein Unglück, aber wenn man dafür Geld bekommt! Ein Unglück, das gut bezahlt wird, ist immer noch zu ertragen . . .

Der alte Krauter gieng an diesem Tage hinab in den Marktflecken. Jedem erzählte er das große Unglück, welches ihn getroffen und als er vor der Assecuranz-Agentur saß, da die Amtsstunde noch nicht gekommen war, verdeckte er sein Gesicht mit den rußigen Händen — er hatte sie zu Fleiß nicht gewaschen — und weinte. Die Leute blieben vor ihm stehen und sagten: „Armer Mann! Wenn er nur gut versichert war!"

Nun kam ein Mann mit farbigen Rockaufschlägen herbei, blieb stehen vor dem eingenickten alten Mann und fragte ihn: „Ihr seid ja der Krauter-Bauer?"

„Gewesen, lieber Herr, gewesen", antwortete der Alte, „jetzt ein Bettler."

„Mir ist es recht, dass ich nicht weit umzugehen brauche. Eine Vorladung habe ich für euch."

„Aha, von der Versicherung."

„Vom Gericht."

Stutzte der Krauter. — Freilich wohl, dachte er sich dann, man muss das Feuer ja beim Gericht anzeigen. Man denkt halt nit auf alles. — Die Agenturkanzlei war ohnehin noch nicht offen, er gieng daher rasch ins Gerichtshaus.

Ein paar Herren saßen an Schreibtischen herum. Einer derselben winkte den eingetretenen Bauern zu sich, stand aber nicht auf und ließ den Ankömmling auch nicht niedersitzen.

„Ihr seid der Mathias Krauter?"

Der Angeredete glättete mit der Hand das verstörte, schüttere Haar über die Stirn herab und nickte mit dem Kopf: er wäre es.

„Ihr habt euer Haus angezündet!" sagte der Richter.

Knickte der Alte ein wenig mit den Knien ein, that aber, als hätte er das Wort nicht verstanden.

„Hat mich halt wohl ein großes Unglück getroffen, jetzt", sagte er. „Dieweil wir auf der Kirchfahrt sind gewesen, ist uns das Häusel niedergebrannt."

„Ihr habt es selbst angezündet", versetzte der Richter ganz kühl und ruhig.

Der Bauer antwortete: „Eine solche Red' ist aus der Weis, Herr Richter. 's ist kein Mensch daheim gewesen. Ich, meine Alte und der Sohn, der Natz, sind auf den Schutzengelberg gegangen und über Nacht ausgewesen."

„Ja, ja, und habt vorher euere Hausthiere ins Freie getrieben, und habt auch Geräthe, Kleidungsstücke, Essvorräthe vorher aus dem Hause getragen und auf dem Felde unter Kornschöbern verborgen. Wie?"

Der Alte starrte drein.

„Ihr seid dabei gesehen worden."

Der Alte blieb ganz ruhig und gab an, dass er der vielen Gewitter und Blitzschläge wegen etliche Sachen auf freiem Felde geborgen habe, was er auch in früheren Jahren, schon von seinem Vater her, so gehalten. Und das Vieh bleibe zur Sommerszeit nachtsüber stets im Freien, auch bei den Nachbarn sei es so. Das wäre ihm doch sein Lebtag nicht in den Sinn gekommen, dass solche Umstände einen ehrlichen Menschen könnten in Verdacht bringen.

Hierauf musste der Krauter alles haargenau erzählen, wann er sein

Haus versichert habe? wie hoch? unter welchen Bedingungen? Musste hernach angeben, wie er mit seiner Familie am betreffenden Tage das Haus verlassen habe, was ihnen unterwegs begegnet sei und allerhand so Dinge, die eigentlich gar nicht zur Sache zu gehören schienen. Endlich zündete man an einem Crucifix zwei Lichter an und er musste schwören, dass seine Aussage sich der Wahrheit gemäß verhalte, und dass er sein Haus nicht angezündet habe.

Der Krauter legte ganz ruhig darauf den Eid ab. — Als das geschehen war, wurde er zu seiner großen Überraschung in den Arrest geführt.

Am Nachmittage wurde die alte Krauterin verhört. Sie konnte mit ihrem Manne seit seinem Verhöre sich nicht verständigt haben, sagte aber ähnlich aus, wie er. Und auch sie schwur, das Haus nicht angezündet zu haben.

„Habt Ihr auch keinerlei Anlass dazu gegeben?“ fragte der Richter angesichts des Crucifixes.

Da stotterte sie. — Anlass? Wie so das gemeint sei?

„Etwa eine Verabredung?“

„Mein Gott“, antwortete sie, „freilich spricht man bisweilen von Feuersgefahr, wenn man unter einem Strohdach wohnt!“

„Da ihr ziemlich hoch versichert waret, konnte euch bei dem schlechten Zustande des Gebäudes der Brand nur zum Vortheile sein“, bemerkte der Richter.

„Lieber Gott, das leugne ich auch gar nit. Wir haben öfter gesagt: Wenn einmal ein Unglück sollt' sein, wenigstens kunnten wir uns was Neues bauen. Für was zahlt man denn in die Versicherung, wenn man nachher nit einmal das sollt' denken und sagen dürfen!“

„Könnt ihr es beschwören“, sagte der Richter, „dass weder bei Euch, noch bei Euerem Manne, noch bei euerem Sohne jemals die Absicht war, in Euerem Hause Feuer zu legen, oder bei einem zufälligen Brande das Feuer zu begünstigen, zu schüren, oder es wenigstens ohne Löschungsversuch brennen zu lassen?“

„So weit hab' ich nie nachgedacht“, antwortete das kluge Weib, „und was die anderen denken, das weiß ich nit.“

„Gut“, sagte der Richter, „einstweilen sind wir fertig.“

Sie wurde in Gewahrsam gebracht.

IV.

Der Natz war noch nicht damit fertig, die unter den Kornschöbern verborgenen Gegenstände im Schachen unter Moos und Heidekraut zu verstecken, als ein des Weges kommender Schulknabe die Nachricht brachte, sein Vater und seine Mutter seien eingesperrt, weil sie das Häusel angezündet hätten.

„So steht's?“ sagte der Bursche laut zu sich selbst. „Meine Eltern, das ist zu dumm! Meiner Seel'!“

Er warf noch einige Arm voll Moos auf die Garnsträhne und Schmalztöpfe und machte sich dann auf den Weg in den Marktflecken.

Die werden mich nicht haben verrathen wollen, dachte er unterwegs. Werden auch nichts Rechtes wissen. Ist recht, so werde ich alles erzählen, wie es gewesen ist. Was kann mir denn geschehen? Wegen Unachtsamkeit ein paar Tage eingesperrt; steht wohl nit dafür, wegen so was einen falschen Eid ablegen. In ein paar Wochen ist die ganze Geschichte vorbei, wir haben das Geld und können anfangen zu bauen.

Bei Gericht trat der Bursche ziemlich vorlaut auf, wie einer, der da sei, um Ordnung zu machen.

Er begehrte, seine Eltern freizulassen, und Leute, denen das Haus niederbrennt, wegen nichts und wieder nichts einsperren, das verstehe er nicht. Was sie wüssten, das wisse er auch.

Also, wie es gewesen sei? Welches von den dreien vor der Wallfahrt das letzte im Haus gewesen?

„Wir alle Drei. Zugesperrt hat die Mutter“, erzählte der junge Krauter.

„War da irgend ein Brandgeruch zu bemerken?“ fragte der Richter.

„Den müsste ich wahrgenommen haben, ich hab' noch meinen Taschenfeitel gesucht.“

„Wo haben Sie Ihren Taschenfeitel gesucht?“

„Im Häusel. In der Strohkammer, wo mein Bett ist.“

„Die Strohkammer ist wohl dunkel?“

„Was halt bei den Dachlucken hereinscheint.“

„War Ihnen das hell genug, um den Feitel zu suchen?“

„Ich habe eine Kerze angezündet.“

„Und mit der brennenden Kerze sind Sie in die Strohkammer gegangen?“

„Das kommt oft vor.“

„Haben Sie Ihren Gegenstand gefunden?“

„Nein. An der Hausthür hat die Mutter geschrien, 's wär die höchste Zeit zum Fortgehen.“

„Wie haben Sie die Kerze gehalten?“

„Ich hab' sie hingestellt.“

„Wo hingestellt?“

„Auf den Schaub.“

„Und natürlich ausgelöscht, als Sie fortgiengen.“

„Es kann schon sein. Ich weiß das nit genau, die Mutter ist schon stark ungeduldig gewesen.“

„Also haben Sie das Licht in der Strohkammer brennen gelassen? Wie?“

„Das weiß ich jetzt nit mehr.“

„Ist es Ihnen später nicht eingefallen, als Sie gehört, das Haus sei niedergebrannt?“

„Ja, da hab' ich gedacht: Wirst doch nit die dumme Kerze brennen gelassen haben!“

„Haben Sie sich gedacht!“

„Ich bin oft so zerstreut. Weil ich mich als kleines Kind den Kopf einmal so viel angeschlagen haben soll. Auch Kopfweh hab' ich am selbigen Tage so viel gehabt.“

„Es ist schon gut,“ sagte der Richter, indem er emsig etwas auf das Papier schrieb.

Der Natz stand da und dachte bei sich: Das hast doch einmal gut gemacht. Hast es eingestanden und können dir nichts machen. So Umständlichkeiten da, bei jedem Kletzen. Meiner Seel'!“

Der Bezirksrichter klingelte. Der Diener trat ein.

„Rufen Sie die Gendarmen. Dieser Mann wird sofort dem Landesgerichte eingeliefert!“

Da fuhr er einmal in die Höhe, der Ignaz Krauter. „Wieso, Landesgericht?“ rief er. „Das ist ja das Verbrechergericht! Bin denn ich ein Verbrecher, weil ich aus Unachtsamkeit meine eigene Hütten angebrannt hab'? Wen geht's denn was an, wenn ich meine Hütten niederheiz'? — Die Versicherungs-Gesellschaft? Die ist ja dafür da. — Für was zahlen wir denn ein?“

So lange raisonnierte er in seiner Bauernlogik, bis die Gendarmen ihn davonführten.

Bei dem Landesgerichte gestand er es ohne viel Umstände ein, dass er mit Absicht die brennende Kerze in den Strohschaub gesteckt hatte, damit sie einige Stunden später, wenn die drei Bewohner schon auf weiten Wegen, das Stroh erfassen sollte. — An demselben Tage wurden die alten Krauter-Leute freigelassen; Natz aber erhielt sechs Jahre Kerker. — Die Versicherungssumme, wegen welcher alles geschehen, war verfallen.

Und die Krauter-Familie, welche früher in der kleinen Hütte arbeitsam und ruhig dahingelebt, bestand jetzt aus zwei alten Bettelleuten und einem jungen Arrestanten.

Auf der Brandstätte des Krauter-Häusels wuchsen Nesseln und Disteln.

Die Nordpolfahrer.

Eine Erzählung von Hans Malfer.

(Schluſs).

Nun war aber der Geisteszustand des finsteren Mannes noch seltsamer geworden. Wie auch die Welt im Norden erschrecklich, wunderbar und berückend sich gestaltete: jene letzte Nacht in der heimatlichen Stadt schwand nicht aus dem Gedächtnisse, und sie war kein Traum. Robert fühlte es noch heute in seinem Arme, wie er damals der Gestalt im Haine das Messer mitten in die Brust gestoßen hatte. Völlig lautlos war der Getroffene zusammengestürzt. Wer nun war es gewesen? wen hatte er ermordet? — Ach, daſs keine Brücke gezogen ist und kein Bote wandeln kann zwischen jener Stadt und diesen starren Gefilden! So muſs im Jenseits der unerlösten Seele eines Abgeschiedenen zu Muthe sein, wie diesem Manne, der nun selbst wie ein Gespenst einherwankte, blaſs und abgehärmt und mit erlöschendem Auge.

Zuweilen stand Robert, wenn die Genossen ruhten, auf dem Decke des eingefrorenen Schiffes, und starrte hinaus in die Eiswüste. Zu schauerlich phantastischen Massen hatten sich die Schollen und Blöcke gethürmt. Hier dräute ein überhängender Berg, der heute noch niederbrechen konnte auf den eingeklemmten „Siegfried", dort stand ein Riese mit gehobenem Arme, weithin ragte ein wildes Horn schief in die Nacht hinein. Dann wieder war das Krachen des berstenden Eises vernehmbar. Und über diesen Schreckniſſen zog sich bisweilen ein riesiges Feuerband über den Himmel, oder es stand in stiller Ruhe das ungeheuere Glutrad des Nordlichtes wie die Fata Morgana des prophezeiten Weltbrandes.

Mit verdecktem Antlitze wankte Robert zurück in seine Kammer; nein, er vermochte es nicht, der Majestät Gottes ins Auge zu blicken. —

So gieng es immer tiefer in die nächtliche Zeit. Die Officiere des „Siegfried" hatten Stoff über Stoff zu wissenschaftlichen Arbeiten. Keiner dachte an eine Weiterreise oder an die Rückkehr; es wäre wahrhaftig auch nicht gut gewesen, an so unmöglich Scheinendes zu denken. Was auch kommen und werden mochte, ihr Geist suchte die Gegenstände dieses Himmelsstriches, die noch kein Naturforscher bisher vor Augen gehabt, zu erfassen und zu durchdringen. Die Mannschaft aber, die nichts als Eis und Dunkelheit sah, begann an Langweile zu leiden. Das erste, was sie zur Feier des Festfrierens that, war ein Begraben in die Pelze, um nach den Kämpfen mit dem Treib- und Packeise sich einmal gründlich auszuschlafen. Aber gesunder Schlaf gibt neue Kraft, die schaffen will: und hier gab es nichts zu thun.

Müſsiggang ist ein böses Ding und kann auch Helden gefährlich werden. Das wuſste Capitän Prachwald wohl; und im December, als die Zeit gegen Mitternacht gieng, ließ er in der Nähe des Schiffes auf einem

flachen Felde aus Eis einen Bau aufführen. Da wurde nun bei Fackelschein luſtig geſtemmt und geſägt und gemeißelt, und als das Weihnachtsfeſt nahte, ſtand ein kleiner Palaſt mitten in der ſtarrenden Wildnis, und wenn eben nicht ſchwere Nebel lagen über den Gefilden, ſo ſpiegelte ſich Nordlichtſchein und Sternenglanz in den Wänden des neuen Hauſes.

Nun wurden einige Geräthe in den neuen Bau geſtellt, aus Holzſpreizen und farbigem Papier wurde ein Weihnachtsbaum geſchaffen und mitten im Eispalaſte aufgepflanzt.

So kam das liebe Chriſtfeſt, zu welchem vom Oriente bis zum Occidente die Glöcklein läuten. Zur nächtlichen Stund' ein Freudenruf ſchallt durch die Welt, und die Lichter und die Augen ſtrahlen wie ein Diamantengürtel um den Erdball.

Am Pole, im ewigen Ächzen und Krachen des berſtenden Eiſes klingt kein Glöcklein. Aber wohin das Menſchenherz mit ſeiner Liebe vermag zu dringen, da wärmt und leuchtet auch die Flamme.

Zur Stunde, in welcher das liebe Feſt der Weihnacht in allen chriſtlichen Ländern gefeiert wird, waren auch unſere Recken hoch oben im Norden verſammelt in dem Hauſe, aus Eis gebaut, und mitten unter ihnen ſtrahlte ſtill die Lichterkrone des Weihnachtsbaumes. Wie funkelte das ringsum in den glatten grauen Tafeln, und in den Augen der bärtigen Männer!

„Ja, Kameraden!“ rief der Capitän plötzlich, „ſie denken unſer daheim; ſie ſenden uns Chriſtgaben.“ Und eine Kiſte wurde vorgeſchoben, die der Hauptmann öffnete, und aus der er unter dem hellen Jubel der Männer, die heute wieder Kinder geworden, anhub, kleine Geſchenke zu vertheilen. Es waren niedliche und ſinnige Dinge, beſonders aber viel Feuerzeug und Tabak; und die Gegenſtände kamen wahrhaft von den Angehörigen daheim. Jeder las mit Begierde und wiederholt das beiliegende Briefchen an ſich, nicht achtend, daſs ſelbes ſchon in den Tagen geſchrieben worden, als der „Siegfried“ noch im Hafen der heimatlichen Stadt lag, oder eben erſt vom Stapel gegangen war. Denn die für das Weihnachtsfeſt beſtimmte Kiſte war den Nordfahrern durch jenen engliſchen Schnelldampfer nachgeſchickt worden.

Die Freude im Eishauſe war unbeſchreiblich. Nur der kranke Schloſſer ſtand einſam und vergeſſen da; für dieſen fand ſich keine Gabe vor.

Aber auch Waldemar hatte an der geſelligen Freude nicht theilgenommen. Ihn verlangte es, zu dieſer Stunde allein zu ſein. Dicht in ſeine Pelze gehüllt, ſtand er auf einer Schneewarte und hatte ſein Antlitz gegen Süden gerichtet. Ein reicher, unſäglich reiner Sternenhimmel hatte ſich gebaut, und die Geſtirne ſchienen immer tiefer und tiefer niederzuſinken, und manche prangten in blauen und röthlichen Farben.

Faſt im Zenith leuchtete lebendig und hell wie eine kleine Sonne der Polarſtern. Ein weißer, völlig freundlicher Schein lag auf der Eiswüſte, der aber mit einemmal anhub, ſich ein wenig zu röthen. Es hatte ſich die Temperatur gebrochen, ſie war plötzlich geſtiegen, und ſo ſah Waldemar jetzt eine über alle Beſchreibung herrliche Erſcheinung. Da war es jählings, als ob rings um den weiten Geſichtskreis mattröthliche Flammen emporzuckten. Sie hoben und ſenkten ſich, ſtiegen im ganzen aber immer höher herauf und leckten immer weiter in die Himmelskuppel hinein. Ein Stern um den anderen wurde von den Flammenzungen ergriffen und nun ſtrahlten ſie durch den Roſenſchleier in verſchiedenen Farben. Endlich ſtand, vom Horizonte abgehoben, die ungeheuere Feuerkrone am Himmel, und die Geſtirne ſchimmerten in dieſer Krone wie Smaragden,

Rubinen und Diamanten. Und siehe, auch auf den Eisgründen lag der Widerschein, und das glühte auf dem blassen Gefilde, wie tausend sprossende Blümlein.

Waldemar stieß vor Entzücken einen Schrei aus; „Litta!“ rief er, „ach, könntest du jetzt bei mir sein!“

Doch, da kam die Wehmuth wieder. — Sie ist im Festsaal, ist von Pracht und Schmeichlern vielleicht umgeben: sie denkt nicht an dich . . .

Ein kecker Ruf vom Eishause her weckte ihn aus seinem Sinnen: „Der schöne Waldemar-Grillenfänger! er soll kommen um sein Christgeschenk!“

Waldemar trat in das Haus. Vor dem noch strahlenden Weihnachtsbaum auf dem Krystalltische lag ein Degen mit silbernem Griffe und mit einer weißseidenen Schärpe; auf der Schärpe standen im gothischen Goldbuchstaben die Worte: „Dem ritterlichen Norden Waldemar.“ Auf der anderen Seite des Bandes, mit rothen Fäden gestickt: „Von seiner Litta.“

Wie neuer Nordlichtschein stieg es jetzt auf über das Antlitz des jungen Mannes, und in seiner Brust war eine Wärme, als gäbe es gar keine Eisregion auf der ganzen Welt.

Da bemerkte Waldemar auch den beiliegenden Brief mit schwarzem Rand und schwarzem Siegel.

„Mein lieber Freund!“ schrieb die Tochter des Kaufherrn, „Wo Dich meine Zeilen, die ich einen Tag nach Deiner Abreise mit zitternder Hand niederschreibe, auch finden und begrüßen mögen, wenn Weihnacht ist, nimm freundlich das Andenken von mir, und lasse Dich ein wenig damit erfreuen. Die Sendung geht bereits ab und ich vermag kaum zu schreiben. Dieser Brief erst soll Dir sagen, was heute Nacht hier geschehen ist. Mein Bruder Oskar ist im Garten ermordet worden. Alles Nähere ist noch im Dunkeln. O, mein Waldemar, der Himmel schütze Dich! kehre bald und glücklich zurück zu deiner armen, verlassenen Litta.“

Hatte der junge Mann den Brief laut vor sich hingelesen oder hatte ihm ein unberufenes Auge über die Achsel in das Blatt gesehen? Ein plötzliches Wimmern wurde hinter ihm laut. Robert saß auf dem kalten Boden und rief mit gerungenen Händen: „Herrgott, ihr Bruder ist es gewesen!“

„Ihr einziger Bruder!“ stöhnte er wiederholt.

Endlich in das Schiff zurückgekehrt, hat Robert Wackar den Capitän und Waldemar zu sich an sein Lager rufen lassen, hat alles gestanden.

Offen und ohne Hinterhalt hat er erzählt, was der Leser dieser Geschichte bereits weiß, und als er damit zu Ende war, sagte er: „Jetzt ist mir leicht geworden. Ich hoffe, dass ihn Gott in Gnaden aufgenommen hat; mir hat es ja auch das Leben gekostet. Das nordische Eis hat meine Liebe und meinen Hass und meinen Jähzorn gekühlt. Ich verdiene nicht, dass ich noch einmal zurückkehre, ich fühle es wohl, ich bleibe hier. Nur eins wollte ich mir noch erbitten vor meinem Ende.“

Der Kranke schwieg und in seiner Brust wogten die Stöße des Schmerzes.

„Armer Kamerad“, versetzte der Capitän, „dein Wunsch, so er in unserer Macht steht, soll erfüllt sein.“

Robert langte nach Waldemars Hand und sagte leise:

„Wenn du mir verzeihen könntest! 's ist wohl lange her, dass wir Freunde gewesen; das Geschick hat uns entzweit und doch immer wieder zusammengeführt. Waldemar, wenn du in der letzten Stunde wieder mein Freund sein könntest!“

„Ich habe dich nie gehasst, Robert“, entgegnete Waldemar mit feuchtem Auge.

„So kehre heim in unsere liebe Stadt und beschütze Litta!“

Der Arzt trat dazwischen und verordnete dem Kranken strenge Ruhe.

Der Athem war kurz und ſtockend; Zeichen ſtellten ſich ein, daſs der Proceſs in der Bruſt durch das herbe Klima und vielmehr noch durch die gewaltigen Gemüthsbewegungen einen raſchen Verlauf nehmen würde.

Das Weihnachtsfeſt war vorbei. Eine plötzlich eingetretene Eispreſſung, welche auch den „Siegfried" von neuem gefährdete, hatte den kryſtallenen Weihnachtspalaſt wieder zerſtört. Gewaltige Maſſen hatten ſich darüber hingeſchoben und zu Bergen aufgethürmt, an denen manchmal ein ſchwerfälliger Eisbär ſichtbar wurde, der mit vielem Erſtaunen auf das Schiffwerk und ſeine ſeltſamen Bewohner niederlugte. Wer hätte auch dieſen zottigen Geſchöpfen gelehrt, vor den zweibeinigen Fremden zu fliehen? Sie flohen nicht; erſt der Blitz und der Knall erſchreckte ſie, aber da ſtürzten ſie auch ſchon von den Eiswänden nieder.

Für den armen Robert waren es böſe Stunden; allein Waldemar blieb ſtets an ſeinem Lager. Einmal aber, während Waldemar auf kurze Zeit das Gemach verlaſſen hatte, bat der Kranke den Wärter um ein Stück Papier und Feder. Nachdem er mit Mühe einige Worte geſchrieben hatte, barg er das Blatt unter ſein Pelzkiſſen, und als Waldemar wiederkehrte, machte der Kranke ein vergnügtes Geſicht.

Wenige Stunden ſpäter aber war es, als Robert ſagte: „Euch alle führe Gott in das Vaterland zurück! Der Verbrecher ſei ausgeſchloſſen von der Gemeinſchaft, er ſoll im Eiſe verbannt ſein. — Nur das Tageslicht möchte ich gerne noch einmal ſehen. Und unter einer handvoll Erde möchte ich ruhen."

Der eine Wunſch des Armen wurde nicht erfüllt; zu Anfang des Monates Februar, ehe es noch zu tagen begann, drückte ihm Waldemar die Augen zu. Eine Kapelle aus Eisquadern wurde gebaut und darin der Todte aufgebahrt.

Noch in demſelben Monate begann es zu tagen. Im Süden tauchte, anfangs in Zwiſchenräumen von vierundzwanzig oder wenigeren Stunden das blaſſe Licht auf, das von Tag zu Tag lebhafter wurde und länger anhielt, bis zum Beginne des März unter einem unbeſchreiblichen Jubel der Mannſchaft die rothe Scheibe der Sonne auftauchte.

Nun war es Zeit für unſere Norden, ſich aufzuraffen. Nur wenige blieben beim Schiffe zurück, die anderen zogen auf Schlitten über die nun goldig rothen Eisgefilde hin in nördlicher Richtung. Sie wandelten nicht auf dem Lande, aber von einem Gewäſſer keine Spur, alles erſtarrt. Doch ſahen ſie manch außerordentliche Herrlichkeit. In wunderlichſten Gebilden ſtarrte das Eis; Zacken ragten auf, Zacken hiengen nieder; Säulen und Statuen, wunderſam durchbrochene Tempel, tiefe Höhlen, ſchauerliche Überhänge. Und in allem das ewige Schrillen und Berſten, und in allem das lebendige Farbenſpiel des Lichtes, zuckend und zitternd in den Kryſtallen. Manchmal ſchwirrte vor den Wanderern eine Schar Eisvögel auf; mitunter lugte auch der neugierige Kopf eines Robben aus einer Kluft. Zuweilen hatten die Männer ungeheuere Tiefen, Wacken genannt, zu umgehen, aus deren finſteren Gründen das glanzloſe Auge des Waſſers ſtarrte.

Als die Reiſenden manchen kurzen Tag über den wüſten ſchründigen Boden des Eiſes hingefahren waren, und nachdem ſie manche lange Nacht aneinandergeklammert in gemeinſamen Pelzen auf ihren Schlitten geruht hatten, ſahen ſie endlich graue Felsmaſſen, und unter dem Schnee kniſterte Sand — Erde!

Sie hatten Land entdeckt.

Mit neuem Muthe gieng's zu Lande nun nach neuen Fahrten. Selbſt muſsten die Männer ihre Schlitten ziehen. Die Hunde, die ſie

zu diesem Zwecke mitgenommen hatten, wurden vor Kälte und Wassermangel krank und mussten erschossen werden. Das Rennthier, auf das sie gehofft, war nirgends zu finden. Jedoch entdeckten sie Spuren von Hasen und Füchsen, und die Felsen waren voll kreischender Vögel, welche die noch nie gesehenen Menschengäste ununterbrochen begleiteten.

Es waren Schluchten und Thäler mit Sand und Gestein; das vereinzelte Eis war dünn und dunkelgrünlich. Die Berge waren steil, kegelförmig, säulenartig, oder hatten wildzerrissene Gestalten. In ihren Mulden lagen Gletscher. Nur wenige Moose und Flechten kamen vor, sonst war von Pflanzen nirgens eine Spur. Diese Gegenden hatten, auch wo sie nicht mit Schnee bedeckt waren, stets einen weißen schimmernden Hauch, und die sehr verkümmerten, ewig blütenlosen Pflanzen waren stets mit Reif überzogen.

Eines Tages sahen die Männer einen Gletscher, der über eine Landzunge bis in das offene Meer hinabgieng, sich mit einem wuchtigen Geknalle loslösen und niederstürzen, dass die Wässer viele Klafter hoch gischteten. Dann glitt der Eisberg mit all seinen Hörnern und Riffen schwankend hinaus auf die hohe See.

Trostlos waren die Schlittenreisen; auch war Gefahr vorhanden, den Rückweg zum Schiffe nicht mehr zu finden; denn der Himmel war zumeist mit Nebel bedeckt und der Compass hatte hier seine Bedeutung vollends verloren. Die Magnetnadel hüpfte ziellos hin und her wie ein geängstigtes Hündlein, das die Spur seines Herrn verloren . . .

Doch bestieg Hauptmann Prachwald noch ein nordwestliches Cap, um von demselben aus in ein wildes Meer von treibendem, wogendem Eise zu schauen, und um sich endlich zu überzeugen, dass hier ein Weiterdringen gegen den Pol platterdings unmöglich sei.

Noch pflanzte der wackere Mann auf diesem nördlichsten Cap, das im zweiundachtzigsten Breitengrade lag, die Fahne der lieben fernen Vaterstadt auf. Dann meißelte er in die graue Doleritwand, die gegen Norden stand, folgende Worte ein:

Heut noch ist der Weg verschlossen,
Und das Heiligthum umgossen
Mit des Eises ehernem Wall.
Wahrlich doch, die Berge wälzen
Und des Nordpols Rinde schmelzen
Wird dereinst das Ideal!"

Dann stieg der Hauptmann nieder und trat den Rückweg an. —

Als er nach mehreren Tagen mit seinem Schlitten zurück kam an den Rand des Landes, wo über dem Meere wieder die festgewachsenen Eisberge begannen, da begegneten ihm Waldemar und noch einige Männer, die den Sarg mit dem Todten trugen. Waldemar war eben schon früher zum „Siegfried" zurückgekehrt, und wieder die Todtenkapelle vor Augen, hatte er sich erinnert an den letzten Wunsch Roberts, unter einer handvoll Erde ruhen zu können. Das war Heimweh nach der lieben Mutter!

So ließ denn Waldemar, eine zweite mühe- und gefahrvolle Reise über das Eis nicht achtend, dem neuentdeckten Lande seinen ersten Einwohner zutragen.

Am Fuße eines schroffen, pyramidalförmigen Felsens grub er dem Manne, der ihm einst das Messer in die Brust vermeint, ein sechs Schuh tiefes Grab. In dasselbe senkten sie den Sarg, der aus des Todten Bettstatt gezimmert war, nieder. Dann sagte Waldemar die Worte des Johannes: „Gott der Herr wird über ihm leuchten und sein Wächter sein bis in die ewigen Ewigkeiten!"

Und als das Grab geschlossen war, verließen sie die Stätte und zogen durch die Eiswüsteneien ihrem Schiffe zu.

* * *

Die nachtlosen Tage mit ihren langen Schatten zogen nun fast geruhsam dahin. Die Gelehrten der Expedition füllten die Zeit mit Forschungen und Beobachtungen aus, und fortan wuchs ihre Spannkraft und sie wünschten sich tausend Organe des Geistes, um an diesen neuen Quellen für die Wissenschaft zu schöpfen.

Die übrige Mannschaft war stets auf Eisbärenjagd und Seehundsfang, und sie häufte von solcher Beute große Vorräthe in ihren Eisscheunen auf. Pelzwerk, Nahrung und Lichtmaterial war somit im Überfluss; nur an trinkbarem Wasser litten sie harten Mangel — gleichwohl alles, was sie umgab, Wasser und nichts als Wasser war. Ist das Eis auch frei von dem Meersalze, so war doch das Lösen desselben außerordentlich schwer. Das Destillieren des Wassers, welches gleichfalls das Salz beseitigt, war wegen Mangels an Brennstoff nicht durchführbar.

Die Sonne war schon monatelang nicht mehr untergegangen. Im Laufe von vierundzwanzig Stunden zog sie einmal um den ganzen Kreis des Horizontes. Im Süden stand sie am höchsten, im Norden am tiefsten. Und als sie endlich wieder anhub, im Norden auf kurze Zeit unterzutauchen, da fragten sich unsere Recken: „Was nun?“

Die gegenwärtigen Zustände waren untersucht, das neuentdeckte Land nach Möglichkeit durchforscht. Ein Weiterhinausdringen war nicht denkbar. Das Schiff aber war aus der furchtbaren Umarmung des Eises mit menschlicher Macht nicht frei zu machen. — Was nun also?

Es wurde aber doch versucht; alle Kräfte der Dampfmaschinen ließ man spielen. Vergebens, das Schiff rührte sich nicht. Es war die letzte Zeit her noch tiefer eingesunken, und das Geschiebe presste zuweilen, dass die Wände ächzten.

Der „Siegfried“ war verloren.

Es gab nur noch ein einziges und allerletztes Mittel. Die Rückkehr über das Eismeer und über die offene See mittelst kleinerer Fahrzeuge zuversuchen.

Die leichtbeweglichen Schlittenschiffchen wurden aus dem „Siegfried“ hervorgeholt und mit Lebensmitteln für sechs Monate versehen. Der Capitän ließ die seltenen Thiere, welche in diesen Strichen erlegt worden waren, sowie Steine, Metall u. s. w. und auch die wissenschaftlichen Aufzeichnungen und Karten auf die Schlittenschiffchen bringen, und diese wurden sofort nach bestem Können instand gesetzt.

So musste denn der „Siegfried“ verlassen werden.

Ein Fest wurde noch abgehalten in dem schönen, stattlichen Schiffe, in welchem man so manche Freude und so manche Drangsal erfahren hatte. Die Reste an Speise und Trank, die nicht mitgeführt werden konnten, sollten bei einem frohsamen Mahle möglichst geschmälert werden. Aber an diesem Tage empfanden sie keinen Hang zum Essen und zum Trinken, und die Lippen blieben stumm. Das Mahl sah aus wie ein Todtenmahl. — Noch waren der gesunden Köpfe neunundzwanzig; aber eine Seereise vom neunundsiebzigsten bis zum dreiundfünfzigsten Breitengrad stand bevor — eine Seereise ohne Schiff!

An einem Sonntagsmorgen, als die rothe Sonnenscheibe im Norden auftauchte und langsam an der zackigen Schneide des Horizontes dem Osten zuwallte, brach die Mannschaft auf und verließ den „Siegfried“. Mit unsäglichen Beschwerden brachten sie die drei Schlittenschiffchen auf dem Eisgeschütte weiter. Unzähligemale blickten sie zurück auf das liebe treue Haus, das mitten im ewigen Eise einsam liegen blieb und mit seinen hohen Masten noch tagelang die mühsam Davonziehenden grüßte.

— — — — — — —

Freilich gieng's nun dem Süden zu, aber in welcher Weise? Sie mussten sich durch Engen und Schründe winden, mussten durch Schneemassen kriechen, Thäler und Mulden durchziehen, wo viele selbst zuweilen mitsammt den Schlitten einbrachen. Auf allen Vieren mussten sie sich fortbewegen, und im Schnee mussten die Schlitten getragen werden. Streckenweise wurde dieser Weg des Gepäckes wegen dreimal und auch fünfmal gemacht. Kaum eine Seemeile konnte täglich zurückgelegt werden.

Endlich hub das Eis an, mit Wasser abzuwechseln, wo die Schlittenbote zu ihrer beiderseitigen Geltung kamen. Nun aber begann erst die Gefahr. Die Eismassen glitten hin und her und drückten und pressten. Dann auch schoben sie sich in- und übereinander und bauten sich zu hohen Mauern, die wieder einstürzten. Bei einem solchen Einsturze war eines der Boote mit Lebensmitteln zugrunde gegangen.

Ein Theil der Mannschaft wollte zum „Siegfried" zurückkehren, auf dass er im Frieden eines Menschenbaues sterben könne. Allein der größere Theil beschloss, den Kampf bis auf den letzten Athemzug auszuringen; nur eines fehlte den meisten schon — der Tabak. Und dieser Mangel raubte manchem auch den Humor. Ein paar Burschen jedoch waren dabei, die sangen fortweg kecklustige Lieder und pfiffen mit zugespitzten Lippen, wie es andere machen daheim beim Fischfang im Teiche.

Freilich genossen diese Männer den Vorzug, nicht auf Erden geboren zu sein. Auf hoher See hatten sie vielleicht das Licht der Welt erblickt; der Tummelplatz der Kindheit war das Schiff gewesen, ihre Heimat das Meer.

Waldemar, stets einer der Ersten, Thätigsten und auch Anschicksamsten der Mannschaft, war weder übermüthig noch muthlos. Vor allem suchte er seinen Degen zu wahren; und der Capitän sagte einmal launig zu ihm: „Just von diesem Degen hoffe ich alles; er ist der Preis einer treuen Liebe. Er ist unser Talisman."

Indes wurde die Lage immer trostloser. Ein heftiger Luftstrom machte die Gewässer wogen; das Schieben und Pressen des Eises wurde noch stärker, und das Anstemmen und Abstoßen mit Stangen war dagegen erfolglos. Tag und Nacht lag die Mannschaft in Streit mit den Elementen; dabei litt sie außerordentlich an Frost und bald auch an Ermüdung.

Am siebzehnten Tage, nachdem sie den „Siegfried" verlassen, war in den Pressungen das zweite der drei Schlittenbote zugrunde gegangen. Der Capitän selbst kam dabei in die höchste Lebensgefahr und musste unter Eismassen hervorgezogen werden. Waldemar war es, der, auf die Weihe seines Degens vertrauend, sich mitten in die treibenden Schollen gestürzt hatte, um aus dem zerdrückten und untergehenden Bote auch noch die wissenschaftlichen Aufzeichnungen der Expedition zu retten.

Und nun standen sie mit ihrem einzigen Bote auf einer ungeheueren Eisscholle. Nun war nichts mehr zu thun, nun musste es dem Zufalle überlassen werden, wie viele Stunden lang er ihr Leben noch schonen wollte.

Eine schwere Abspannung war über die Männer gekommen. Nur vor dem Erfrieren suchten sie sich noch zu schützen. Aber die Versuche, Feuer anzumachen, waren in dem nassen Elemente vergebens.

Die Officiere schlugen unter einander vor, die aufgeschriebenen Erfahrungen und Beobachtungen in ein Fässchen zu verschließen und dasselbe auf gut' Glück dem Meere preiszugeben. Denn sie wollten sich mit allem zufrieden geben, aber nur mit dem Bewusstsein sterben, dass ihr Werk der Menschheit nicht verloren bleibe.

Capitän Prachwald jedoch wollte das kostbare Fäßchen bis auf den letzten Augenblick bei sich bewahren.

Die Eisströmung und in dieser auch die Scholle mit unseren Tapferen wurde von einem anhaltenden Winde rasch weiter getrieben. Die Magnetnadel war wieder ein wenig beruhigter und beständiger geworden, jedoch stand sie nicht gegen den Lauf der Strömung. Die Scholle trieb nicht südlich, sondern dem Nord-Osten zu. Es gieng wieder in die grausige Nacht und tiefer in den ewigen Winter hinein.

„Wohlan!" rief der Capitän, „jetzt endlich geht es flott dem Nordpol zu! Er selbst hat uns zum Empfang das Krystallschiff gesendet!"

Der Pelze waren genug vorhanden. So kauerten sich alle in das einzige Boot, genossen nach Thunlichkeit von den fetten Speisen und deckten sich zu. Nebel, nur von Nordlichtschein durchdrungen, verhüllte den Sternenhimmel. Die Schiffer, nun auch bereits der meisten Orientierungs-Instrumente entbehrend, wußten nicht mehr, wo und wie sie trieben. — Verloren irrten sie in den ungeheueren Weiten der Polargewässer.

In dem krachenden, sturmumbrausten Eise, wer hat ihr „Ora pro nobis!" gehört? —

* * *

Die deutsche Hafenstadt lag von einer üppigen, herbstlich prangenden Landschaft umgeben im Segen des Friedens und der Arbeit da. Alles gieng seinen geregelten Lauf. Hundert und hundert Schiffe zogen aus und liefen ein, und über das Meer wehten lebendige aber milde Lüfte, wie sie den Seefahrern so förderlich sind.

Seit dem Abzuge der Nordpolfahrer waren über sechzehn Monate verflossen. Man hatte in dieser Zeit doch irgend eine, etwa durch nordliche Fischer vermittelte Nachricht von der Expedition erwartet. Allein, kein Lebenszeichen; seitdem der „Siegfried" die Cape Norwegens passiert hatte, blieb er verschollen.

Im Hause des Kaufmannes Grüneberg war es recht öde. Grüneberg war seit dem plötzlichen Tode seines einzigen Sohnes alt und grau geworden. Der Mörder, sowie die Ursache des Mordes war bisher vollständig unbekannt geblieben. Oskar war Spieler gewesen und da dachten manche an Selbstmord. Der Dolch stak dem Todten mitten in der Brust. Andere wieder gab es, die wollten das Verbrechen zu Robert Wackar in Beziehung bringen. Und thatsächlich, der schwarze finstere Besitzer des Landhauses auf der Birkenhöhe war und blieb seit dem blutigen Ereignisse verschwunden.

Litta hatte ein blasses abgehärmtes Gesicht und trug schwarze Kleider. Stundenlang saß sie einsam und verloren auf dem hohen Söller des Gartenhauses und blickte hinaus in das weite Meer. Schiffe aller Farben und Größen kamen gezogen. Den „Siegfried" hätte sie aus weitester Ferne sogleich erkannt.

Im Laufe dieses zweiten Herbstes kam eines Tages ein Telegramm aus dem hohen Norden:

„An den Magistrat von L . . . Die See hat hier eine Korkkapsel an das Ufer geschwemmt. Der Inhalt derselben ist ein Brief mit folgenden Worten: Im zweiundachtzigsten Breitengrad Land entdeckt; unser Schiff verloren; auf einer Eisscholle verschlagen worden. Hauptmann Prachwald." Aufgabsort des Telegrammes: „Hammerfest."

Diese kurze Nachricht entfachte einen Seelensturm in der Hafenstadt, ja im ganzen Lande. Zur raschen Ausrüstung von neuen Expeditionen wurde geschritten, um die Mannschaft des „Siegfried" aufzusuchen. Allen Seemächten der Erde wurde der Verlust bekannt gegeben und Prämien

wurden ausgeschrieben für die Wiederbringer der kleinen Heldenschar.

Litta trug seit dieser Kunde ihr Antlitz mit einem grauen Schleier verhüllt; und eines Tages, als sie weinend an der Brust ihres Vaters lag, entdeckte dieser graue Fäden in ihrem Haar.

„Das ist Eis, mein Kind!“ sagte der Kaufmann.

„Das ist ein Gruß von ihm!“ rief das Mädchen, und mit ihren großen Augen aufblickend: „Vielleicht ist er doch nicht verloren!“

Es vergiengen Tage und es verging manche Woche. Kein Schiffer brachte Kunde; man gab die Nordpolfahrer für verloren.

Da war es am dreiundzwanzigsten Tage des Octobers, dass zur mitternächtigen Stunde auf dem Kupferdrahte die Botschaft geflogen kam: „Wir sind gerettet und in wenigen Tagen daheim. Prachwald.“ Aufgegeben in der norwegischen Stadt Bodoe.

Unbeschreiblich ist die freudige Aufregung, welche diese Nachricht in der großen Hafenstadt entzündete. Schon am ersten Tage eilten Menschenscharen dem Hafen zu, um die Heimkehrenden zu begrüßen. Alles war auf und allerseits wurden großartige Empfangsfeierlichkeiten vorbereitet.

Kaufmann Grüneberg zeichnete zu den Festlichkeiten eine Summe von vielen tausend Thalern. Seine Tochter Litta hatte den Schleier von sich geworfen und band Kränze, und stickte goldene Worte auf Seidengrund.

Indes war vollauf Zeit zu den Vorbereitungen. Tage um Tage vergiengen. Die Thurmwächter wurden bestürmt, die Sicht der Heimkehrenden zu verkünden. Von jedem Dampfer, der aus nördlicher Richtung kommend einlief, wurden die Nordpolfahrer verlangt.

* * *

Zwar hatte Hauptmann Prachwald durch sein lakonisches Telegramm jede Entgegenfahrt vereitelt, der Leser dieser Geschichte jedoch, der den Wackeren in Noth und Drang Genosse gewesen, hat wohl das Recht, auch an ihrer glücklichen Rettung und Heimkehr Antheil zu nehmen.

Wir müssen es uns gleichwohl beschämt gestehen: wir haben sie in der größten Noth verlassen. Aber zur selben Bedrängnis war ihnen Gott am nächsten.

Nachdem die Mannschaft des „Siegfried“ viele Tage lang in den Eiswüsten herumgetrieben worden, ward die Richtung der treibenden Scholle plötzlich eine solche, dass die Magnetnadel nach rückwärts zeigte. Eine lebendige Prise aus Norden wehte, und rasch glitt das seltsame Schiff dahin. Das Treibeis lichtete sich mehr und mehr und der dunkle Grund der hohen See wurde immer freier. Freilich verkleinerte sich in demselben Maße auch die Scholle, welche unsere Recken trug, und Stück um Stück fiel ab in dem wärmer werdenden Klima. — Ehevor sie noch in das Bereich der Menschen gekommen, wird der Boden unter ihren Füßen geschwunden sein . . .

Diesen bald eintretenden Fall wohl voraussehend, beeilten sie sich, das einzige Boot, welches sie noch hatten, zurecht zu machen, und demselben zuzumuthen, die neunundzwanzig Mann etwa an die Küste von Lappland oder Finnmarken hinzutragen. Nur das Allernothwendigste und Nahrung auf kaum zehn Tage konnte behalten, alles Übrige sollte über Bord geworfen werden.

Und endlich war die treue Eisscholle so sehr zernagt und zerfressen und zersprungen, dass sie hin und her kippte und keinen Halt mehr gab. Da rutschte das überfüllte Boot in die weiche Welle hinab. Tief sank es ein und die Schiffer warfen alles

über Bord, was für die allernächsten Stunden nicht unbedingt nöthig war.

Aber das Boot wollte sinken und sinken.

Ein paar müssen hinab!" rief plötzlich einer aus der Mannschaft.

„Besser ein paar als alle!" rief eine andere Stimme.

„Wer hat kein Weib und Kind daheim?"

„Die ältesten von uns müssen hinab!"

„Ins Wasser, ins Wasser!" so rief es wild durcheinander — eine Revolution in der sinkenden Schale.

„Wer wagt?" donnerte die Stimme des Capitäns, „das Los entscheide!"

Neunundzwanzig gedrehte Wollenkügelchen in einer Mütze; siebenundzwanzig Stück waren weiß, zwei waren schwarz.

Das Wasser hub an über Bord zu rieseln; die Männer fuhren mit zitternden Hände in die Mütze. Ein rothbärtiger Matrose und — Waldemar zogen den Tod.

Ohne ein Wort zu sagen, schnallte Waldemar seinen Degen los und legte ihn in die Hand des Capitäns. Der Rothbärtige wollte sich sofort in das Meer stürzen. Da erscholl der Ruf: „Ein Schiff! ein Schiff in Sicht!"

Unbeschreiblicher Jubel. Alle warfen ihre Pelze und Beschuhung in die See. Das Fäßchen mit den Nachrichten schwamm hinter dem Boote her; der Capitän führte es an einer Schnur.

Die Mannschaft schrie aus Leibeskräften und schöpfte zugleich mit den Händen das Wasser aus dem Fahrzeuge und ruderte mit aller Macht.

Wenige Stunden später standen die Nordpolfahrer wohlbehalten auf dem Deck eines russischen Schooners.

Die Fahrt gieng südwestlich; am zweiten Tage nach der Rettung passierte das Schiff bereits das Nordcap und wenige Tage später lief es in Bodoe ein.

Von hier sandte Hauptmann Prachwald die Nachricht in die Heimat und stellte dem russischen Capitän mit tausend Dank die Anweisung auf das Auffindungsprämium aus, von dessen Thatsächlichkeit ihn die nun vorliegenden Zeitungsblätter unterrichteten.

Und dann fuhren die wackeren Männer auf einem norwegischen Dampfer der Heimat zu. —

Am letzten Tage der Fahrt, als die blauen Höhen der deutschen Küste bereits in Sicht waren, und zahlreiche Segler über die Wässer kreuzten, fielen sich die rauhen bärtigen Männer um den Hals und riefen: „Das ist ein glückseliger Tag!"

Hauptmann Prachwald erfasste zur selben Stunde Waldemars Hand und sagte: „Junger Freund, ehe wir nach den schweren ausgestandenen Gefahren und Drangsalen nun auseinandergehen werden, möchte ich Ihnen besonders danken für Ihre treuen und tüchtigen Dienste. Diesen Degen aus lieber Hand tragen Sie als Ritter; Sie kehren heim als ein Officier des „Siegfried". — Ferner, Kamerad, habe ich mich vor Ihnen auch noch einer Mission zu entledigen, die ich von unserem verlassenen Schiffe her mit mir trage. Unter dem Kopfkissen des verstorbenen Robert Wackar fand sich diese Schrift, durch welche er Sie zum Erben seines hinterlassenen Vermögens einsetzt. Ich theile Ihnen die Urkunde erst heute mit, weil ich Sie, so lange wir noch in Gefahren schwebten, nicht mit einem neuen Bande an das Leben ketten wollte. Nun, da wir hoffentlich bald geborgen sein werden, sei mit meinem Glückwunsche das Blatt in Ihre Hände gelegt."

Die Radschaufeln des Dampfers arbeiteten mit ununterbrochener Kraft in den Fluten, aber es gieng noch ein Tag hin, bis endlich zur späten Abendstunde der bekannte Leuchtthurm mit seinem lieben Sterne sichtbar wurde.

Still und ohne Prunk wollten die wackeren Männer in ihre Heimatstadt einziehen, aber ein geschwätziger Bootsmann hatte es doch verstanden, von Dänemark aus der deutschen Hafenstadt zuzuraunen: heute kommen sie!

Gerade um Mitternacht war's, als der nordische Dampfer in den Hafen einlief. Ein ungeheuerer Lichterkranz glühte und loderte in allen Farben. Fackelzüge wogten über die Dämme, auf den Thürmen läuteten Glocken, auf den Anhöhen knallten Freudensalven; Trommelwirbel und Musik schmetterten an allen Enden.

Ehe das Schiff noch ankerte, wurde es von mehreren Seiten bestürmt und erklettert; es war ein erschütternder Augenblick, als die Menge hinstürzte und die heimkehrenden Nordlandsrecken umarmte. Auf den Händen wurden sie an das Ufer getragen, mit Bändern wurde ihr rauhes Pelzwerk geziert, mit Lorbeern wurden ihre struppigen Häupter bekränzt. Durch Triumphbögen wurden sie geführt, und in einem herrlichen goldschimmernden Saal voll schwerer Pracht und üppiger Bequemlichkeit stand ihr Abendmahl bereit.

Die Ersten des Reiches saßen an der prunkenden Tafel, und obenan die aus den nordischen Regionen heimgekehrten Söhne des Landes.

Seltsam stachen die rauhen, herben, völlig abgezehrten Gestalten in der nordländischen Kleidung ab von den vollen und stets lächelnden Gesichtern der schwarzbefrackten Gastgeber.

Mitten in der Jubelstimmung erhob sich Hauptmann Prachwald und, das schäumende Glas in der Hand sagte er:

„Zweier Freunde sei zu dieser Stunde nicht vergessen. Im hohen Norden, sturmumbraust und eisumgürtet, steht verlassen unser „Siegfried". Welchem Geschicke das treue Haus auch verfallen wird, ihm ein Gedenken unser lebelang! — Und ein Gedenken auch unserem Todten, dem wir im mitternächtigen Lande dort ein neues Grab gegraben. Einsam schläft er nun am Pole, wo als ewige Gloriole ihn der Nordlichtschein umstrahlt!"

Wie Todtenglockenklingen war es, als die Gesellschaft nun wortlos sich erhob, und die Gläser aneinander schrillten.

Ehe zur Morgenstunde die Tafel noch zu Ende, und den Heimgekehrten in Palästen ihre Schlafkammern angewiesen wurden, kam ein eleganter Wagen angefahren, um Waldemar zu holen. Die Thore des Hauses Grüneberg, und die Arme des Kaufherrn thaten sich dem jungen Officiere auf, und Litta stürzte ihm mit einem lauten Schrei an die Brust.

— — — — — — —

So waren die Nordpolfahrer heimgekehrt. Die Festlichkeiten dauerten tagelang, und das Volk trieb Götzendienst mit den tapferen Recken.

Und ehe die Mannschaft des „Siegfried" sich trennte, auf dass jeder im besonderen durch das Meer des Lebens seine weiteren Fahrten ziehe — nahm sie theil an dem fröhlichen Hochzeitsfeste ihres Genossen Waldemar.

Roberts Erbe aber lehnte der junge Chef des Hauses Grüneberg ab. Das Landhaus auf der Birkenhöhe wurde zu einem freundlichen Lazarethe für Kranke und altersschwache Matrosen geeignet.

Und als sich all die Wogen der Aufregung, Begeisterung und Freude endlich gelegt hatten, giengen die Gelehrten des „Siegfried" an ihre Arbeit, um die wichtigen Erfahrungen und Beobachtungen ihrer Nordfahrt der Welt zurechtzulegen und dieselben den Büchern der Wissenschaft beizufügen.

Ein letzter Wille.

Von Fritz Mauthner.*)

Mein verehrter Herr Profeſſor!

Es wird noch acht oder vierzehn Tage dauern. Nicht wahr? Sie werden weiter in treuer Liebe die drei dunklen Treppen zu mir emporklettern, werden Ihre reichſten und ſchönſten Kranken auf den berühmten Arzt warten laſſen, um mir eine Stunde zu vertreiben, eine meiner letzten Stunden. Sie werden mir jedesmal von den Wundern ſprechen, die der Mai aus Dankbarkeit für meine Frühlingslieder an mir vollbringen ſoll. Aber Sie verſchreiben mir ſchon Morphium. Ich werde es nicht erleben, daſs Frau Sagebuſch, meine wackere Wirtin, die Fenſter meiner Stube für den heilſamen Maiduft öffnen darf. Die Stube war mein Empfangsſaal, mein Rauchzimmer, meine Trinklaube und mein Schlafcabinet; ſie wird nun mein Sterbezimmer, weil ſie nicht mein Arbeitszimmer war.

Ich danke Ihnen. Punctum. Und damit Sie ſich von Ihrem Mitleid nicht ſobald wieder Ihre Zeit ſtehlen laſſen, will ich Ihnen zum Lohn für Ihre vergebliche Mühe eine Laſt aufbürden. Sie ſollen der Vollſtrecker meines letzten Willens ſein. Meine Anordnungen erfahren Sie eben aus dieſem Schriftſtück. Eines Tages wird es Ihnen Frau Sagebuſch unter Thränen ungefähr mit folgenden Worten überreichen: Er is tot, der jute Menſch. Für zwei Monat is er mich die Miethe ſchuldig jeblieben. Es is nur ein Jlück, daſs er vor dem Erſten jeſtorben is. Der jute Menſch.

Verwandte habe ich nicht auf der Welt. Obengemeldeter Frau Sagebuſch bitte ich für ihre Thränen zu übergeben: meine beiden Anzüge, meinen Pelz, meine Wäſche und meinen goldenen Ring, falls derſelbe bei meinem Tode noch am Leben ſein ſollte.

Denn die Begräbniskoſten wird der Verein „Preſſe“ auf ſich nehmen, welchem ich ſeit zwei Jahren, das iſt ſeit dem Abdruck meines erſten Feuilletons, anzugehören die Ehre habe.

Sie werden auf dem Kleiderſpind der etwas getröſteten Frau Sagebuſch einige Bücher finden. Sogenannte Claſſiker, römiſche und griechiſche; ich habe ſeit meiner Gymnaſialzeit keine Bücher mehr gekauft. Bitte, ſenden Sie doch die alten Schmöker an Herrn Weber, Lehrer in Ruhla; er verſteht die alten Sprachen nicht, wird die Bände aber mit Stolz auf ſeinen Schreibtiſch ſtellen und die gebührende Freude daran haben. Der wackere Mann hat mich ſchreiben gelehrt, ohne mich je zu prügeln.

Die paar Dutzend Recenſionsexemplare, die ich unter dem Sofa und hinter dem Ofen verwahrt habe, Gedichtſammlungen unbekannter junger Leute, vermache ich dem Buchhändler Cornelius allhier. Er hat es nicht

*) Zehn Geſchichten von Fritz Mauthner. Berlin. J. H. Schorer.

anders verdient. Ich war drei Jahre lang sein Lehrling.

Mein Tintenfass und meine Feder hinterlasse ich dem einzigen Menschen meiner Bekanntschaft, der von diesen Marterwerkzeugen keinen Gebrauch machen kann, dem Verleger der „Allgemeinen Damen-Zeitung." Leben und schreiben lassen, das ist sein Wahlspruch. Auch mich hat er zu meinem ersten Feuilleton verführt. So mögen ihn Feder und Tintenfass daran mahnen, was er für die deutsche Literatur gethan hat. Auch nach Friedrich dem Großen nennt man jetzt eine Epoche der deutschen Dichtkunst, trotzdem der große König kein richtiges Deutsch schreiben wollte.

Nach meinem ersten Feuilleton bin ich plötzlich berühmt geworden, vom Café Kaiserhof bis zum Café Bauer. Ich war so zufrieden mit mir, dass ich Monate verstreichen ließ, bevor ich der Welt ein neues Werk von hundert Zeilen schenkte. Mag der Zahlkellner im Kaiserhof zur Erinnerung an diese glänzende Zeit meine beiden Schlapphüte, den alten und den neuen, tragen, wenn er incognito ausgeht und sich bescheiden für einen Schriftsteller ausgibt.

Ich kann die Frauen nicht alle bedenken, welche mir durch Gunst und Gunstversprechen das müßige Leben so leicht machten. Ich habe die Namen der meisten vergessen, so lange habe ich sie nicht gesehen, so lange bin ich krank. Den wenigen, deren ich mich auch noch jetzt gerne erinnere, bitte ich meine Grüße zu senden mit kleinen Erinnerungszeichen.

Der schönen Geheimrätin S . . . (Sie kennen sie ja auch, wenn Sie es auch natürlich ableugnen) sende ich den Hermes des Praxiteles zurück. Sie hat mir die Büste einmal zum Geschenk gemacht, weil der griechische Krauskopf in ihrer Phantasie mir ähnlich sah. Ich sende ihn zurück. Ich bin todt und der steinerne Jüngling hat keine Arme. Und überhaupt! Wie er mir ähnlich sieht.

Der nicht minder schönen Bankiersfrau K . . . . bitte ich den Stoß Schreibpapier zu übergeben, den ich unterlassen habe in das Manuscript einer unsterblichen Novelle zu verwandeln. Jedesmal, wenn ich das Ende eines Gedankenfadens zu erhaschen glaubte und an die Arbeit gehen wollte, holte mich ein Briefchen dieser Dame in irgend eine unmögliche Stadtgegend, wo sie mir dann unter Küssen Vorwürfe machte über meine gottsträfliche Faulheit. Sie soll mein Schreibpapier in anmuthige Stücke schneiden und sich nicht schämen, die einfachen Blätter zu neuen Liebesbriefen zu benutzen. Vielleicht kann sie mit dem Vorrath bis zu ihrem vierzigsten Jahre aushalten.

Dem freigebigen Herrn K . . . bitte ich meinen unverwüstlichen Propfenzieher und meinen Cigarrenabschneider zu überreichen. Ich unterstützte ihn gern in der Hauptbeschäftigung seines Lebens.

Meine Wiener Kaffeemaschine soll dem ehrenwerten Collegen Räthing gehören, der Edle hat mir einmal Vorschuss verschafft, um mich anpumpen zu können.

Dem gelehrten Goethe-Forscher Gotthold widme ich meine fast ganz ungebrauchte Studierlampe. Aber er soll sie stets ohne Cylinder benützen, dieweil derselbe zerbrochen ist, und damit Gotthold erfahre, wie wenig die Flamme leuchtet, deren Rauch man nicht der Wahrnehmung entzieht. In dem Futter meiner Weste dürfte sich ein Markstück vorfinden. Frau Sagebusch soll es heraustrennen und es dem Drehorgelspieler hinunterwerfen, wenn er am Montag wiederkommt. Wenn ich noch ein Feuilleton zu schreiben hätte, so würde ich mich gewiss über den Mann lustig machen. Aber er hat allwöchentlich die Kinder auf dem Hofe zum Jubeln gebracht.

Meine Uhr habe ich leider verklopft, doch besitze ich wahrscheinlich noch den Uhrschlüssel. Er ist in gutem

Stande, ich habe sie selten aufgezogen. Der Schlüssel ohne Uhr sei hinfort das Eigenthum des Doctor Schelger, denn er ist Philosoph und Nationalökonom.

Das ist alles . . ., nein, ich besitze noch ein Dutzend Photographien berühmter Schauspieler mit höchst schmeichelhaften Widmungen. Vertheilen Sie freundlichst die Autogramme in den Häusern, in denen man mich meiner wachsenden Berühmtheit wegen zu Gesellschaften zu verlangen pflegte. Das war nach der Aufführung meines dummen Einacters. Ich hatte am Tage nach der Première dreißig Einladungen. Man weiß dort eigenhändig unterschminkte Schauspielerbilder zu würdigen. Und die Herren Mimen werden es vielleicht doch nicht bemerken, dass ihr Enthusiasmus einem anderen als dem Hausherrn galt. Mein Name kann überall ausgelöscht werden, — ausgelöscht überall.

Nun besitze ich aber wahrhaftig nichts mehr, worüber ich letztwillig verfügen könnte. Und doch habe ich zweier Menschen nicht gedacht, die ich nicht vergessen darf. Was vermache ich meinem Feunde Albert und meiner Freundin Mathilde?

Mein Freund Albert hat's ja nicht gerade nöthig, etwas zu erben. Sein Vater ist ein steinreicher Holzhändler, er selbst ist Reservelieutenant. Sonst hat er auf der Welt nichts zu thun gehabt. Er war der erste, der meinen jungen Ruhm ausposaunte, meinen Namen im Café über alle Tische hinwegschrie und mir durch seine Cigarren eine aristokratische Verachtung des leichteren Unkrauts einflößte. Er hatte mich wirklich lieb. Ebenso lieb wie seine englische Fuchsstute und seine famose Schlafzimmereinrichtung. Er machte gern von sich reden. Im Knopfloch hatte er immer eine rothbraune Orchidee stecken, die wie ein wahnsinniger Käfer aussah. Im Opernhause hatte er den auffallenden Eckplatz, an den jeder Vorübergehende sich stoßen musste; nun besaß er in mir auch einen durch Schönheit und Begabung auffallenden Freund. Verehrter Herr Professor, ich wünsche Ihnen, dass Ihr Söhnchen niemals einem griechischen Gotte gleiche oder zwei Worte aufeinander reimen könne.

Albert sollte auf Wunsch seines Vaters heiraten, eine entfernte Verwandte, deren kluge Mutter den Alten herumgekriegt hatte. Albert jedoch wünschte sich eine auffallende Frau, mit der er Staat machen konnte. Das sagte er mir noch an dem Tage, an welchem er mich bei dem für ihn unbedeutenden Mädchen einführte.

Sie hieß Mathilde. Mir kam sie auffallend genug vor. Diese stahlharten, stahlblauen Augen. Diese unbändigen blonden Haare. Professor, war es denn nicht möglich, mich am Leben zu erhalten?

Sie hatte ihre Lehrerinnenprüfung gemacht, sie wusste mehr als ich. Aber sie lernte meine sämmtlichen Werke, fünfzehn Gedichte, zehn Feuilletons und den dummen Einacter, beinahe auswendig. Mit ihren harten Augen blickte sie mich, so oft ich kam und so oft ich gieng, begeisternd an; so muss Egeria den betreffenden alten Römerkönig angeschaut haben.

Frau Sagebusch betrachtet jedes beschriebene Papier als wertlos und ihr verfallen. Hätte sie damit nicht immer eingeheizt, so wären nach meinem Tode sehr viele Verse an Mathilde zu finden gewesen. Ja, denn ich liebte sie leidenschaftlich, keusch, ehrlich, zwanzigjährig. Niemals hat sie meine Leidenschaft gepeitscht bis zur sclavischen Ergebung.

Sie wohnte in der Mohrenstraße. In dieser Gegend war ich besonders berühmt. Bald sprach man in der Kleinstadt von zwanzig Familien, welche für Mathilde und Albert Berlin bedeuteten, ebenso viel über das Mädchen wie über mich. Mathilde schil-

derte meine glänzenden Aussichten, vergaß aber nie zu bedauern, dass sie mich noch lieben könnte. Und ich forderte jeden zum Kampfe heraus, der nicht zugeben wollte, dass Mathilde das schönste, beste und bedeutendste Weib der Erde sei. Einer nach dem anderen unterwarf sich mir und im vergangenen December spielte Fräulein Mathilde in der Mohrenstraße und den umliegenden zwanzig Familien schon eine hervorragende Rolle.

Es war am ersten Januar, ich spielte mit Mathilde eine Partie Schach. Nebenan sprach Albert lebhaft mit der Mutter. Eben hatte ich meine Königin eingebüßt, als die Mutter, von meinem Freunde gefolgt, feierlich hereintrat und sprach:

„Dein Vetter hat um deine Hand angehalten, liebe Mathilde. Ich weiß ja, dass du ihm längst gut bist. Seid glücklich."

Ich gab die Schachpartie für verloren und sprang auf. Es hat für den Schriftsteller einen gewissen Reiz, der ersten Umarmung eines Brautpaares zuzusehen. Aber die erste Umarmung sollte mir gelten.

Albert fiel mir um den Hals. Der gute Junge schluchzte: Dir allein habe ich mein Glück zu verdanken. Ohne deine unglückliche Liebe hätte ich vielleicht niemals Mathildens ganzen Wert erkannt. Du musst ihr aber auch deine Gedichte widmen, wenn du sie herausgibst.

Ich erwiederte: „Allerlei Hochachtung! Sie hat mich matt gemacht, trotzdem sie wusste, dass du eben um sie wirbst." Mathilde fasste meine beiden Hände und rief mit funkelnden Egeria-Augen: „Ich bin glücklich geworden, weil ein Schimmer Ihres Ruhmes auch auf mich fiel, weil Sie mich auszeichneten. Möge der Schmerz Sie zu strengerer Arbeit und zu noch größerem Ruhme führen."

Auch Albert murmelte etwas von fleißig arbeiten, dann sahen mich beide ungeduldig an. Ich verstand sie und gieng. Am nächsten Morgen musste ich Sie, lieber Professor, zu mir bitten.

Ja, und diesen Freund und dieser Freundin habe ich nichts zu vermachen, nicht ein Streichholz, um die rosige Ampel ihres Schlafzimmers damit anzustecken. So hinterlasse ich denn den Albert der Mathilde und die Mathilde dem Albert. Ich glaube nicht, dass ich ungleich getheilt habe, einer ist so viel wert, wie der andere.

Ihnen, mein lieber, guter Professor, soll mein Schädel gehören, wenn er nicht mehr schmerzt.

Diesen Brief werden Sie verbrennen, wenn Sie seine ernsthaften Anordnungen ausgeführt haben. Dies ist mein allerletzter Wille.

Ich wünsche Ihnen Ruhe im Leben. Im Tode erringt sie ein jeder.

H . . . G . . .,

Berlin, den 1. April 1885.

Wie ich dem Herrn Verwalter 'was gepfiffen hab'.

Eine Erinnerung von P. K. Rosegger.

In dieser Zeit erinnern sich die Steirer wieder einmal an Jakob Schmölzer, den steirischen Liedercomponisten, welcher vor fünf Jahren gestorben ist. Damals hat dieses Blatt etwelches von dem Künstler erzählt und heute ist Gelegenheit, ihm noch ein Gedenkblatt zu weihen.

In Kindberg, wo Jakob Eduard Schmölzer viele Jahre lang gelebt, gewirkt, gelitten hat und gestorben ist, wird ihm in diesen Tagen ein wenn auch nur bescheidenes Denkmal gesetzt, welches die Steirer ihrem Liedersänger dankbar widmen. Dieses Denkmal besteht kurz angedeutet, aus einem Kopfbilde Schmölzers auf dem Sockel. Darüber steht ein Knabe („Kindberger Kindl"), welcher, ein Notenblatt in der Hand, singend dargestellt ist. Es wurde von Meister Brandstetter, dem das Land schon so viel Schönes verdankt, in Stein gehauen, und soll auf dem Marktbrunnen zu Kindberg stehen als ein Zeichen, dass das Volkslied der ewige Jungbrunnen aller Musik ist.

Aus Anlass der erhebenden Feier will ich die etwas drollige Geschichte wieder erzählen, wie es Schmölzer anzugehen pflegte, Volkslieder und Volksweisen habhaft zu werden. Nöthigenfalls war ihm keine Mühe zu groß, um derlei zu suchen und zu sammeln, da wanderte er in die fernsten Gräben, stieg auf die Berge, schlug sich in die Wälder, kletterte zu Almen empor; seinem Ohre entgieng es nicht, wenn irgendwo ein Jungbrunnen rauschte, und er eilte, um daraus zu schöpfen. Und wenn der Brunnen sogar einmal in seinem eigenen Hause sprudelte, war ihm das umso lieber.

Ich spreche aus persönlicher Erfahrung und muss in die Zeit meines Handwerkerlebens zurückgreifen.

Vor siebenundzwanzig Jahren war's, an einem stillen Sommerabende. Mein Meister steckte die Nadel ins Kissen und sprach: „Lassen wir's gut sein für heut und grüßen wir unsere liebe Frau. In der Kirche thun sie gerade Ave Maria läuten."

Also legte auch ich Loden und Nadel hin, wir falteten die Hände und beteten stille: „Der Engel des Herrn brachte Maria die Botschaft —"

Da gieng die Thür auf, ein fremder Mensch trat in die dämmerige Stube und fragte: „Sind da die Schneider?"

Wir unterbrachen das Gebet nicht und gaben keine Antwort. Als die Andacht vorüber war, fragte mein Meister: „Wer ist's denn? Und was will Er denn von uns?"

„Für den jungen Schneider habe ich eine Botschaft", sagte der fremde Mensch, welcher ein Knecht des Bürscherwirtes aus Krieglach war. „Der junge Schneider soll an einem nächsten Sonntage nach Kindberg gehen und ins Schloss kommen."

„Ins Schloss? Ja warum denn?" fragte ich erschrocken, denn so viel ich von anderen wusste, war es nie ein

gutes Zeichen, wenn der Bauersmensch ins Schloſs gerufen wird. Wir hatten die Zeiten der Hörigkeit noch nicht weit hinter uns. Ins Schloſs — hinters Schloſs! Doch wuſste ich mich nicht schuldig, ich war weder Raufbold, noch ein Wildschütze, noch ein Nachtschwärmer, ich hatte niemandem die Ehre abgeschnitten, und solcher Sünden wegen, deren ich mich schuldig wuſste, wird niemand eingesperrt.

„Kennst du jemand im Schloſs zu Kindberg?“ fragte mich mein Meister.

„Keinen Menschen und keinen Ziegelstein, ich bin noch niemals dort gewesen.“

„Nachher möchte ich an deiner Stelle dem Schlossherrn was pfeifen“, meinte der Meister.

„Das könnt gefährlich sein“, war mein Bedenken, „Muſs verklagt worden sein, oder so etwas. Ich fürchte nur eins.“

„Was fürchtest du?“ fragte der Meister.

„Daſs ich dichten thu', wird aufgekommen sein, und ich werde dafür Steuer zahlen müssen.“

„Habe ich nicht immer gesagt, deine dummen Reime bringen dich noch ins Unglück!“ rief der Meister.

„In Gottesnamen!“ seufzte ich. „Werden es ja sehen, was mir geschieht.“

„Da wäre ich schon selber begierig“, meinte der Meister. „Kannst gleich morgen gehen, wenn du Lust hast.“

Und am nächsten Tage auf dem Kirchplatze ward es mir neuerdings hinterbracht. Ich solle nur die Füße ausgreifen lassen, nach Kindberg hin, bedeutete mir ein Bekannter, und auch den Kopf mitnehmen.

Den Kopf? Meinen Kopf wollen sie? Nein, tröstete ich mich, einem Schneidergesellen kann nichts geschehen, es müsste denn sein, daſs er bösartige Verse machte und bisweilen auf die Herren stichelte. — Ganz fühlte ich mich nicht rein von Schuld, doch rief ich die Schneidercourage an und machte mich auf den zwei Stunden langen Weg nach Kindberg.

Das staatliche Schloſs liegt auf der Anhöhe und leuchtet weit hinaus ins Thal. Ich stieg hinan und stand am Einfahrtsthore und im Hofe auf dem Steinpflaster eine Weile so unsicher und so unschlüssig umher, bis ein Vogt oder dergleichen kam und mich fragte, was ich wolle.

„Nun war das hübsch. Ich wollte nichts, aber von mir wollte man etwas, nur wuſste ich nicht was und wer. Mehrere Leute kamen zusammen und riethen so eine Weile hin und her, bis es plötzlich einer alten Frau einfiel: „Das ist gewiſs der Schneidergeselle, den sich der Herr Verwalter bestellt hat. Ein Wunderschneider, der allerhand Liedln machen kann. Kann Er das?“

„Wegen ein paar Liedeln werde ich noch nicht betteln gehen“, war meine Antwort, „die mach' ich mir schon selber.“

„Er ist es!“ rief die Alte und führte mich eine schmale Treppe hinauf in das Gebäude.

Ein groſses Zimmer mit vielen Gemälden, Notenheften und mit einem Klimperkasten. Ein staatlicher Mann in grauem grünausgeschlagenem Steieranzug. Das Haupt etwas vorgeneigt, von der Stirne waren die langen schon schimmeligen Haare nach rückwärts gekämmt, im breiten einäugigen Gesichte ein buschiger grauer Schnurrbart.

Das war der Verwalter des Schlosses Oberkindberg, der steirische Liedercomponist Jakob Schmölzer. Ich erkannte ihn sogleich nach dem Bilde, das beim Wirte zu Krieglach hieng, wo oftmals Schmölzers Lieder gesungen wurden. Ich wunderte mich darüber, daſs berühmte Männer, die schon in Stahlstichen an der Wand hängen, zu gleicher Zeit auch lebendig wie andere Menschen auf den Füßen stehen können.

Schmölzer trat auf mich zu und

als er erfahren, dass es der schöngeistige Schneider aus dem Gebirge sei, der vor ihm stand, schüttelte er das Haupt und reichte mir die Hand.

„Recht schön, dass Sie gekommen sind. Nicht wahr, solche Bilder gibt es bei Ihnen in Alpel nicht?“ Das sagte er, weil meine Augen an den Wänden umherglotzten und die Gemälde und ihre schweren Goldrahmen anstarrten.

„Ist es wahr, dass Sie Gedichte machen?“ fragte mich Schmölzer, nachdem wir uns auf Stühle gesetzt hatten.

„Ja — manchmal“, antwortete ich verschämt.

„Da wissen Sie wohl auch recht viele Bauernlieder, so Gesangeln, wie sie die Burschen den Dirndln vorsingen, oder die Dirndeln den Burschen, oder die Bäuerinnen beim Spinnen, oder bei Hochzeiten, Leichenbegängnissen und zu verschiedenen Festen. Wissen Sie solche?“

„Das schon!“ war meine Antwort.

„Auch Schelmenstückeln, vierzeilige, die recht hübsche Weisen haben?“

„O ja“, sagte ich.

„Ei bitte“, sprach der Herr Verwalter, „singen Sie mir etliche vor!“

Ich blickte ihm lange ins Gesicht. Doch seltsam, dass ein Verwalter bittweise kommt! Und antwortete endlich: „Der Herr wird beim Unrechten sein. Der Schneider Louis zu Fischbach kann schön singen. Ich kann halt nicht.“

So möchte ich ihm die Liedlein wenigstens *vorsagen*, wenn ich so gut wäre!

„So gut bin ich gerne“, war mein Bescheid.

„Na freilich“, lachte er, und hierauf hub ich an zu sagen und er zu schreiben. Aber es gieng armselig mit dem Dictieren; man weiß es ja, bei solchen Liedern fällt einem der Text nur ein, wenn man ihn singt. Ich musste, um weiterzukommen, mir immer die Melodie vergegenwärtigen und das konnte ich ohne Stimmittel nicht.

„Vielleicht haben Sie bei Ihrem Schulmeister ein wenig Orgelspielen gelernt“, meinte Schmölzer und schlug den Klimperkasten auf, „versuchen Sie es hier, mir einige einfache Volksweisen mitzutheilen.“

Halb zu Tode schämte ich mich, denn ich hatte gar nichts gelernt von Musik, als Ohren aufmachen und zuhören, wenn andere musicierten. Ich gestand ihm das und er entgegnete mir auf die Achsel klopfend: „Junger Freund, zuhören können, das ist auch etwas. Wer gut zuhört, ist ein besserer Musikant als der, welcher schlecht spielt. — Ei der tausend, ich habe ja ganz darauf vergessen, dass Sie durstig sein werden nach dem weiten Wege!“ Ein Glas Bier ließ er mir auftischen. Und als ich mich gelabt hatte, versuchten wir es noch einmal mit den Liedern. Um den Text zu finden, wisperte ich so ein wenig die Melodie vor mich hin.

„Was, Sie können pfeifen?“ rief Schmölzer, „das ist ja prächtig! So pfeifen Sie mir die Weisen vor.“

„Pfeifen ist eine Kunst“, meinte ich, „aber —“

„Nun?“

„Ich muss zu viel lachen dabei und da geht der Schnabel auseinander.“

„Sie müssen noch ein Glas Bier trinken“, rieth er und schenkte ein. Und mit solchen Kunststücken brachte er es richtig so weit, dass ich anhub, allerhand Volksweisen zu pfeifen, ohne dass dabei der Schnabel auseinandergieng. Er ließ die Sachen sich wiederholen und schrieb die Volksweisen in Noten auf Papier, dass sie der Wind nicht vertragen konnte. Endlich hub ich, muthig geworden, gar an zu singen, denn singen kann endlich jedermann, wenn gesungen — gesungen ist. Ich sang Lied um Lied, wie sie

von meiner Mutter, von meinem Lehrmeiſter, von Liebesleuten und frommen Chriſten gehört worden waren und Schmölzer ſchrieb mit flinker Hand die Zeichen auf.

Als ich mich nach einer guten Weile ausgepfiffen und ausgeſungen hatte, ſetzte er ſich zum Klimperkaſten und ſagte: „Nun wollen wir einmal ſehen.“

Zu ſehen gab's nun zwar nichts, umſo mehr aber zu hören. Entzückt über die Maßen war ich, als meine einfältigen Bauernweiſen in herrlichen Klängen zu mir zurückkamen.

Schmölzer ſelbſt ſchien hochbefriedigt zu ſein. Als er die Lieder wiederholt und in verſchiedenen Arten geſpielt hatte, ſtand er auf und ſagte: „Nun, mein Lieber, haben wir zuſammen etwas gemacht. Manchen Holzhauer und Almer, manche Sennerin fange ich, wie ich ſie heute gefangen, und wenn die Herzen ſonſt nicht klingen wollen, ſo ſtoße ich mit einem Wein- oder Bierglaſe an dieſelben und ſie klingen ſicherlich. Alſo pflege ich die Volksweiſen zu ſammeln, aufzumerken, und dann in der Welt zu verbreiten. Sie werden dieſe Lieder bald von Ihrem Krieglacher Geſangvereine hören. Horchen Sie nur recht wacker umher bei den Bauern und wenn Sie wieder einen Buckelkorb voll neuer, oder vielmehr alter Volksweiſen haben, dann kommen Sie wieder zu mir. Wir wollen miteinander gute Freunde bleiben.“

Bald darauf verabſchiedete ich mich von ihm und unterwegs nachhauſe mag ich wohl viel den Kopf geſchüttelt haben über meine merkwürdige Sendung.

Nachhauſe gekommen, wurde ich von allen Seiten befragt, was es denn gegeben habe auf dem Kindberger Schloſſe? Ich machte mich wichtig und ſprach: „Ja, Leute, das iſt noch nicht dageweſen. Dem Herrn Verwalter habe ich was gepfiffen!“

Alſo machte ich vor ſiebenundzwanzig Jahren die Bekanntſchaft mit dem Liedercomponiſten Jakob Schmölzer. Wir haben ſpäter die Unterhaltung mit dem Pfeifen und Singen oft wiederholt und alſo war es mir gegönnt, ein beſcheidenes Theilchen beizutragen, um einen Schatz von Sangweiſen unſerer Steirer zu heben, dem Lande zu erhalten und dem geſammten deutſchen Volke zu vermitteln.

Gewitterangſt.

Eine Plauderei für die Sommerszeit.

Die großartigſten Natur-Erſcheinungen, die den Sinnen des Sterblichen ſich offenbaren, bleiben faſt unbeachtet und ohne Wirkung aus dem einzigen Grunde, weil ſie alltäglich ſind. Wer zittert bei dem Unterſinken der Sonne? Wer geräth in Verzückung, wenn ſie in ſiegreicher Herrlichkeit aufſteigt? Unter Sentimentalen nur die Sentimentalſten, und dieſe laufen Gefahr, ſich damit lächerlich zu machen. Das müde Hinſinken eines Theiles der Natur im Herbſte und das prangende Auferſtehen desſelben im Frühlinge richtet im menſchlichen Gemüthe ſchon eine größere Bewegung an. Dieſe Erſcheinungen rechtfertigen bisweilen ſogar noch ein Bändchen lyriſcher Gedichte.

Nun gibt es Vorgänge, welche naturgemäß und unter gewiſſen Bedingungen vorausſichtlich immer wiederkehren und trotzdem doch ſo viel Angſt und Schrecken verurſachen. Denn ſie treten unregelmäßig und in verſchiedenen unbeſtimmbaren Formen auf, ihre Wirkungen ſind im Verhältniſſe zu den vorgenannten unvergleichlich geringfügig, aber ſie erzielen locale Effecte und erwecken deshalb das Erzittern der Herzen. Wir denken an die Gewitter in den Sommertagen. Der Wechſel der Tages- und der Jahreszeiten im Jahreslauf wird unendlich mehr lebenden Weſen, beſonders auch Menſchen gefährlich, als alle Gewitter desſelben Jahres zuſammen es werden können. Der Maifroſt einer einzigen Nacht tödtet mehr, als aller Hagel des darauffolgenden Sommers. Und anders: Im Brantweinrauſche verunglücken jährlich mehr Leute, als unter Blitzſchlägen, und die unbewachte Glut der Tabakspfeife ſteckt mehr Häuſer in Brand, als das Feuer, welches vom Himmel fährt. Wer aber bangt vor einer Brantweinflaſche, wer erblaſst vor einer Tabakspfeife? Hat doch der Menſch das Bewuſstſein, daſs er den Brantwein in die Goſſe gießen, die Tabakspfeife hüten oder auslöſchen kann (wenn er es gleichwohl nicht thut), während er dem Gewitter ganz ohnmächtig gegenüberſteht. Ferner der Effect eines Gewitters: das ſchwer niederſinkende, alles in Dunkelheit hüllende Wolkengewölbe! Das unheimliche Sauſen in den ſcheinbar noch todten Lüften! Das brauſende Nahen des Sturmes, der Wolken von Staub vor ſich herfegt, Dachſchindeln hoch über die Giebel der Häuſer ſchleudert, Bäume wie Grashalme umbiegt und knickt! Das Niederpraſſeln des Hagels mit dem Aufſpringen der Eisſtücke, das Fliegen der Laubfetzen, das Klirren der berſtenden Fenſterſcheiben! Der in wogenden Nebeln niedergießende Regen, welcher in wenigen Minuten blühende Gärten in einem See verſenkt, auf welchem Eismaſſen ſchwimmen! Das donnernde Heranſchießen der Wildbäche, Schutt, Trümmer, Felsblöcke mit ſich führend! Das ſchmetternde Niederzucken des Blitzes, der alle Augen blendet, alle Ohren zerreißt, alle Sinne betäubt! — Es iſt ein furchtbares Schauſpiel!

wimmern die einen; es ist ein herrliches Schauspiel! sagen die anderen entzückt. Der letzteren sind nicht allzuviele. Ich kenne manchen, der das Betrachten eines Gewitters angeblich als den größten Hochgenuss preist und doch blass bis über die Lippen, starr und bangend den rasenden Gewalten zusieht. — Gleichsam vierspännig, mit den feurigen Rappen der vier Elemente fährt das Gewitter heran; die Luft kann dir das Haus zerreißen, das Wasser kann dich überschwemmen, das Feuer kann dich tödten, die Erdlawine kann dich begraben. Doch es geht vorüber, dein Haus steht und du lebst. Kühl und rein ist die Luft, erfrischt ist dein Wesen und alle Angst ist vergessen.

Zu wundern ist freilich nicht, wenn die Menschen bei dem Herannahen solcher Naturgewalten unruhig werden, merkt man ja selbst den Thieren eine außergewöhnliche Erregung an. Rinder, Schafe, Ziegen verlassen ihre Weiden und trachten den Menschen zu; ja selbst halbwilde Thiere, wie z. B. Vögel, Rehe, Hirsche verlieren ihre Furcht vor dem Menschen, wenn das Ungewitter heranrollt. Freilich liegt schon in der dem Gewitter vorausgehenden drückenden Schwüle eine Ursache zur Beklemmung und Bangigkeit, welche von manchem Menschen wie eine Vorahnung nahenden Unheiles empfunden wird.

In katholischen Ländern sucht man dem Unheile durch mancherlei außernatürliche Mittel vorzubeugen. Während der Hochsommermonate, solange noch das Getreide unter freiem Himmel steht, werden keine Tänze und sonstigen öffentlichen Lustbarkeiten abgehalten, um den Himmel nicht zu erzürnen. Erst wenn die Früchte unter Dach und Fach sind, mag's wieder losgehen. Auch soll in manchen Gegenden um die Zeit der Hochgewitter niemand übersiedeln, weil in das Haus, in welchem der um solche Zeit Übersiedelte sich niederlässt, der Blitz einschlägt. Auf Berghöhen und Wasserscheiden sind Wetterkreuze errichtet, das sind vier bis fünf Meter hohe dachlose Holzkreuze mit drei Querbalken und den Leidenswerkzeugen Christi. Das Bild des Gekreuzigten selbst ist nicht vorhanden. Diese Wetterkreuze, welche kirchlich geweiht sind, besitzen nach der Meinung mancher Leute die Kraft, die herannahenden Gewitter aufzuhalten, dass sie sich im Nachbarsthale entleeren sollen. Jene Wetterlöcher auf hohen Bergen, von denen man glaubt, dass aus ihnen die Gewitter hervorsteigen, können durch geweihte Weidenzweige, die man an ihrem Rande aufsteckt, unschädlich gemacht werden. In manchen Dorfkirchen wird am Charsamstage eines jeden Jahres Feuer geweiht, glosende Kohlen, wovon die Bauern in Thongefäßen mit nachhause nehmen; dieses Feuer wird auf den Herd gethan und es soll den Sommer über nicht ausgehen, denn es schützt vor dem Einschlagen, weil angenommen wird, dass das heilige Feuer jenes unheilige, welches aus den Lüften kommt, überwindet.

Nebenbei bemerke ich, dass man auf dem Lande nur „vom Donner erschlagen" wird. Der Blitz geht nach einer Volksmeinung dem schlagenden Donner um ein kurzes voraus, als himmlisches wohlmeinendes Zeichen, dass man sich nun auf den Tod vorzubereiten habe. Und thatsächlich bekreuzigen sich die Leute nach dem Blitzscheine, sagen: „Helf uns Gott!" oder sonst einen frommen Spruch und erwarten dann oft in Todesangst den Donner. Als ich einst in einer Bauerngesellschaft zu erklären suchte, dass nicht der Donner, sondern nur der Blitz tödten könne, ward ich ein „neumodischer Schulfuchser" genannt, und ein Geistlicher, dem ich das gelegentlich erzählt, meinte, da sei mir schon recht geschehen, die schlichten Leute müsse man bei ihrem alten Glauben lassen, sie hätten sonst auch nichts Gutes auf der Welt. — Darauf habe ich wohl tiefbeschämt geschwiegen.

Wenn das Gewitter naht, gibt es im schlichten Volke weitere Mittel dagegen.

Auf Thürmen von manchen Kirchen und Kapellen werden Wetterglocken geläutet; in vielen Gegenden werden bei nahendem Gewitter Pöller abgeschossen, auch im Freien oder auf Kochherden Feuer angezündet aus geweihtem Holze, dessen in die Lüfte steigender Rauch die drohenden Wolken ohnmächtig machen soll. Gewisse heilkräftige Kräuter werden mit unsinnigen Beschwörungsformeln ins Feuer geworfen, um das Gewitter, falls es von bösen Mächten erzeugt ist, unschädlich zu machen. So weit hat der Aberglauben die die Leute gebracht, dass sie die Macht des Teufels für mächtiger halten, als die Macht Gottes, dass sie wähnen, Gott mit Hokuspokus zuhilfe kommen zu müssen, wenn er über den Bösen soll siegen können. Manche Hausfrau will bei nahendem Gewitter mit dem Cruzifix oder mit Heiligenbildern ins Freie, um unter gemurmelten Gebeten das heranfahrende Gewölke zu bekreuzigen und zu beschwören. Es gibt auch besondere Zeichen und Bewegungen, die in die Lüfte hingemacht werden. All diese und andere Dinge erreichen thatsächlich ihren Zweck, wenn sie imstande sind die Angst zu mindern und die Zuversicht zu wecken. In vielen Häusern pflegt man sich bei drohendem Gewitter in der Stube zu versammeln, an den Tisch zu knien und gemeinsam die Litanei von den Heiligen Gottes und Gebete zum heiligen „Wetterpatron" Donatus zu sprechen. Dabei brennt eine geweihte Wachskerze aus irgend einem Wallfahrtsorte; aber die Leute hören unter dem Brausen des Gewitters oft ihre eigenen Worte nicht. Fallen Schloßen, so werden einzelne Körner untersucht, ob nicht Menschenhaare in denselben sind; in diesem Falle müsste das Hagelkorn mitsammt dem Haar rasch verbrannt werden, um das geherte Wetter zu dämpfen und der Hexe den Garaus zu machen. Es wären zahllose Sitten und Gebräuche, die in unserem Gebirgsvolke bei Gewittern üblich sind, anzuführen, es ist aber nicht viel Erbauliches dabei, manches ist so lächerlich und unsinnig, dass es auch als Angstvertreiber nicht gerechtfertigt werden kann, denn der Aberglauben, als ob man mit derlei den Willen Gottes ändern oder seine Kraft brechen könne, ist eine wahre Gotteslästerung. Die Ansicht, als ob der böse Feind die Herrschaft führe mitten in der Schöpfung des allmächtigen und gütigen Gottes, ist im wahren Sinne des Wortes irrgläubig.

Solche althergebrachte thörichte Mittel und Anwendungen gegen das Gewitter, selbst wenn sie sich religiösen Anstrich geben, sollten so lange und so scharf verspottet werden, bis man sich derselben schämt. Wenn jenes alte Weib die leere Weihwasserflasche auf eine lange Stange stülpte und sich dadurch gefeit glaubte, so ist das nicht weiter der Rede wert; wenn aber nachher der Meßner kam und sagte: „O einfältiges Weib, was nützt die leere Weihwasserflasche! Mit dem Weihwasser selbst musst du die bösen Geister der Lüfte vertreiben!" — so ist das wohl der Rede wert und möchte ich vor allem ein Weihwasser und einen Sprengwedel haben, mit dem man den Meßner selbst verjagen könnte! — In den Lüften gibt es keine bösen Geister, solche gibt es nur in abergläubischen, rohen, übelgesinnten Menschenherzen. In den Lüften, und wenn daselbst Eis und Feuer niederprasselt, herrscht der Geist des Herrn, der nicht wie ein Fetisch behandelt sein will, sondern als der ewige Gott, in dessen Willen der Mensch sich demuthsvoll ergeben soll.

Weltlicher gesinnte Menschen trachten dem Gewitter, besonders den Blitzschlägen auf andere Art vorzubeugen. Sie löschen auf dem Herde das Feuer, weil gesagt worden ist, dass der aufsteigende Rauch eine Blitzstraße werden

könne. Sie versammeln sich in einer Stube, möglichst in der Mitte derselben und von Schornsteinen entfernt, damit ein an diesem und an der Wand niederfahrender Blitz sie nicht treffe. Die einen sagen, man müsse die Fenster geschlossen halten und keine Thür aufmachen, damit keine Zugluft als guter Elektricitätsleiter entstehe; die anderen meinen, man müsse Fenster und Thüren offen lassen, damit im Falle eines Blitzschlages die Erstickungsgefahr abgehalten, und den Halbbetäubten Möglichkeit geboten sei, hinauszukommen. Ich glaube, die Zugluft ist zu vermeiden, ein Fenster aber offen zu lassen. Ein Vogel Strauß'sches Mittel ist es, die Fensterläden zu verschließen oder sich gar in den Kellern zu verstecken. Der Blitz flattert ja nicht wie eine Taube zum Fenster herein, er nimmt seinen Weg von oben nach unten, von unten nach oben, so dass er den Keller so gern aufsucht, als den Dachgiebel. Wehe aber dem, der bei einem plötzlichen Brande im Keller sich befindet! —

Rathsam ist es, während eines Gewitters sich nicht unter die offene Hausthüre zu stellen, oder in die Nähe von gießenden Dachrinnen; auch von Metallgegenständen halte man sich fern. Der, den das Gewitter im Freien überrascht, hat auch mancherlei Maßregeln gegen den Blitzschlag gehört. Er möchte am liebsten nach Kräften laufen, um ein schützendes Obdach zu erreichen, allein das Laufen soll ja den Blitz anziehen! Irgendwo heißt es, nichts sei gefährlicher, als auf freiem Felde der einzige hervorragende Körper zu sein — also in den Wald! Anderswo wieder wird vor dem Walde gewarnt, nie solle man bei einem Gewitter sich unter einen Baum stellen. Am gefährlichsten sei die Eiche, in Eichen schlage der Blitz am liebsten. Wenn mich im Freien ein Gewitter überrascht, so pflege ich keinerlei Möglichkeiten zu erwägen, sondern meines Weges zu gehen, womöglich so ruhig und sorglos, als ob über mir die holde Sonne stünde. Schleudert mich der Sturm zu Boden, so stehe ich wieder auf; durchnässt mich der Regen bis auf die Haut, so werde ich später wieder trocken, schlägt mir der Hagel Beulen, so werden sie wieder heil, und tödtet mich der Blitz, so rechne ich mir das fürs Sterben an.

Es ist der Blitzableiter erfunden worden. Seine wohlthätige Wirkung ist weder theoretisch noch erfahrungsgemäß zu bestreiten, allein soweit hat er es noch nicht gebracht, dass die Leugner seiner positiven Erfolge endgiltig geschlagen wären. Nach meiner Meinung erfüllt der Blitzableiter einen großen Theil seiner Aufgabe dadurch, dass die Leute, die unter seinem Scepter wohnen, sich für geschützt halten. Denn dieses Sichfürgeschützthalten, die Schlichtung der Angst, ist schließlich das Wichtigste, was wir unabänderlichen Naturgewalten gegenüber zu erreichen haben. Die heiße Angst bei jedem Gewitter durch ein ganzes Menschenleben hin ist ja weit schlimmer als der Blitz, der einmal in das Dach fährt. Vom Blitzschlag bis zum Zünden und Brennen ist auch noch ein weiter Weg, von zehn Blitzschlägen zündet kaum einer; und ebenso selten wird vom in das Gebäude fahrenden Blitz ein Hausbewohner getödtet. Sicherer ist es in einem Hause, welches auf Felsgrund steht, als in einem auf feuchtem lehmigem Boden. Zu warnen ist vor Heuhaufen und Heuhütten, solche scheinen vielleicht des davon aufsteigenden Dunstes wegen den Blitz anzuziehen. Verhältnismäßig sicher vor dem Blitzschlage ist es auf sehr hohen Bergen, auf Gletschern und auch in den Tiefen der Engthäler, die von steilansteigenden Bergen begrenzt sind. Noch sicherer ist es in Eisenbahnzügen; man hat wenige Beispiele, dass Eisenbahnreisende vom Blitz erschlagen wurden; selbst wenn es in einen Zug einschlägt, pflegt der

Schlag, ohne zu schaden, abgeleitet zu werden.

Ich fühle mich am beruhigtsten in einem Hause, das in der Nähe von hohen Bäumen steht, obzwar ich einmal gesehen habe, wie der Blitz unter einem hohen Fichtenbaum, ohne diesen zu berühren, in eine niedrige Hütte schlug Erfahrungsgemäß schlägt der Blitz z. B. viel öfter in den Schaft eines Baumes, als in den Wipfel. Und es schlägt in den Kirchthurm kaum so oft ein als in Häuser, die ringsum stehen, aber die Vorstellung, daſs solch hochragende Gegenstände, besonders der Blitzableiter, für niedrigere eine schützende Wirkung haben, soll nur in Gottesnamen gepflegt werden. Der Mensch ist ja zu verzagt, wenn er gar nichts weiß, was ihn von dem blinden Zufalle oder dem Strafgerichte eines Blitzschlages schützen kann.

Der leidlose Tod eines vom Blitze Erschlagenen ist freilich nur ein geringer Trost; ja die Plötzlichkeit desselben vermehrt nur noch unsere Angst und macht jeden Augenblick unheimlich, den wir in Gewitterluft verleben. Wir können es zwar nicht wissen, wie es einem vom Blitze Getroffenen im Augenblicke des Sterbens zumuthe ist, denn selbst die plauderhaftesten Leute bewahren, wenn sie todt sind, die Geheimnisse der Natur. So viel uns aber solche zu sagen wissen, die aus der Betäubung des Schlages wieder erwachten, ist es ein urplötzliches Verlöschen des Bewusstseins. Die Getroffenen erinnern sich nicht einmal, den Schein des Blitzes gesehen zu haben, noch viel weniger können sie den Gedanken ans Sterben gefaßt haben. Ihre unangenehmen Empfindungen verschiedener Art gehen erst in dem Augenblicke an, da sie dem Leben wieder gegeben sind. Dem Menschen kann's passieren, daſs er sich achtzig Jahre lang vor dem Sterben fürchtet, und schließlich stirbt er gar nicht. Das heißt, er wird durch Gottes Gnade so plötzlich ausgeblasen, daſs er von allem nichts wahrnimmt und nichts weiß. — Und dieser glühende Athem des Schöpfers ist allzeit über uns. Der Blitz ist fast die einzige vernichtende Kraft, vor welcher der Mensch absolut machtlos dasteht, da kann er nichts mildern und lindern, nichts abschwächen und hinausschieben; er kann dieser Gefahr weder entgegengehen noch ausweichen, er ist ihr unbedingt unterworfen.

Ich schließe mit der Meinung: die Angst vor dem Blitze steht in keinem Verhältnisse zum Unheil, das er anrichtet. Wenn uns auch gesagt wird, daſs die Blitzschläge sich von Jahr zu Jahr mehren, so können wir getrost darauf antworten: das ist nicht erwiesen, früher hat man die Fälle eben nicht so aufmerksam verbucht und allgemein bekannt gemacht, als es heute durch die Zeitungen geschieht. Diese Zeitungen mit ihrer vollgerüttelten Unglücks-Chronik, die sie uns Tag für Tag vorsetzen, könnten thatsächlich in uns den Glauben an die g u t e alte Zeit bestärken, in welcher man „derlei nicht gehört". In gewitterschweren Tagen ist der Himmel zu aller Zeit erfüllt gewesen von fliegenden Flammen, so zahllos wie die Leuchtwürmer auf Erden; zu allen Zeiten sind die Blitze wagrecht und senkrecht gegangen; und wenn in volkreichen Städten heute ein Mensch getroffen wird, wo früher nur ein Baum gestanden, so fährt der Blitz draußen auf dem Lande jetzt vielleicht in ein wildes Gestrüppe, wo einst eine Menschenwohnung gewesen, jetzt aber keine Seele mehr vorhanden ist. So gleicht sich's aus. Im ganzen sind von hunderttausend Menschenleben, die täglich vergehen, kaum zehn, welche verzehrt werden, wenn Feuer vom Himmel fällt.

Das rollende Rad der Maschine ist dem Menschen gefährlicher als der Blitz; das vom Erdensohn erfundene Feuerrohr kostet unvergleichlich mehr Leben als der Blitz; die menschlichen

Lüſte und Leidenſchaften fordern unendlich mehr Opfer, als der Blitz, warum jenen fröhnen und vor dieſem beben! Man hat in der angeblich ſo lichtfreundlichen Gegenwart verlernt, zu den Sternen aufzublicken und begnügt ſich mit dem Fünklein im Staube, Gold genannt; nur zu dem effectvolleren Himmelslicht, dem Blitze, zuckt das Auge noch ſchaudernd auf. Warum ſchaudernd? Warum nicht anbetend? — Wenn Gott durch das finſtere Gewölke ſeinen Leuchtſpan niederhält, thut er es denn, um die Menſchen zu erſchrecken? Nein, ſondern um ſie zu ſuchen. R.

Vom Sittenrichter unſeres Herzens.

Eine Betrachtung.

Auf die Gefahr hin, daſs nicht jeder gerne daran erinnert ſein mag, weiſen wir die Aufmerkſamkeit des freundlichen Leſers (denn gerade dieſer wird keine Urſache haben, ſich in die Büſche zu ſchlagen) auf eine Rede, die Profeſſor G. Rümelin in der „Deutſchen Rundſchau“ (Mai 1891) abdrucken ließ. Es iſt eine Abhandlung über die Lehre vom Gewiſſen. Derſelben entnehmen wir hier jenen Theil, der weniger philoſophiſch und mehr praktiſch gehalten iſt und der in ſich ſo manches gute Wort enthält, welches wert ſein dürfte, auch in weiteren Kreiſen gemerkt zu werden. Denn in unſerer Zeit wird auch der Laie nicht ſelten eingeladen, ſich an ethiſch-philoſophiſchen Fragen zu betheiligen und auch der Laie zeigt immer mehr Intereſſe an dem Weſen und den Vorgängen der menſchlichen Seele, in welcher Glück und Unglück keimt.

Wir treten ein, wo Rümelin ſagt:

Alle Menſchen kennen den Unterſchied von Gut und Böſe und fühlen ſich durch allgemein giltige Normen verpflichtet. Aber dieſe Normen ſelbſt können außerordentlich verſchieden ſein und ſind es thatſächlich, nach der Bildungsſtufe von Zeitalter, Volk und Individualität.

Demnach müſſen wir ſagen, daſs nicht nur alle Menſchen überhaupt ein Gewiſſen, ſondern daſs ſie inſofern auch das gleiche Gewiſſen haben, als deſſen einfache Grundfunction zu prüfen, ob unſere Handlungen mit den von uns als bindend anerkannten Normen, wie dieſelben nun auch lauten mögen, übereinſtimmen oder nicht, ſomit dies entſcheidende Ja und Nein für alle dasſelbe bleibt und nur dem einen Gewiſſen ſtärkere Verſuchungen und geringere Beihilfe aus ſonſtigen Factoren geboten ſein können, als dem anderen.

Ich verſuche noch von den gleichen Vorausſetzungen aus, wenn auch nur in flüchtiger Andeutung, die Fragen zu berühren, die über den pſychologiſchen Standpunkt hinauszuſtreifen ſcheinen, ob und wie die ſittliche und die religiöſe Anlage zuſammenhängen, ob und wie insbeſondere gerade das Gewiſſen als eine Stimme und Offenbarung Gottes bezeichnet werden kann.

Daſs etwas, was irren kann und thatſächlich in zahlloſen Fällen irrt, ſich nicht das Anſehen einer göttlichen Beglaubigung beilegen kann, iſt von ſelbſt einleuchtend. Ebenſo wenig wird die Erfahrung zu beſtreiten ſein, daſs thatſächlich und häufig

mit einer sehr schwachen Empfänglichkeit für religiöse Gefühle ein rechtschaffener Wandel, eine edle und gewissenhafte sittliche Lebensführung verbunden erscheint, und dass andererseits auch die ausgesprochenste Erregbarkeit für Eindrücke religiöser Art keineswegs eine sichere Bürgschaft auch gegen grobe sittliche Verfehlungen bietet.

Gleichwohl ist das Verlangen des Menschengeistes nach einer Einheit seines gesammten Denkens und Lebens stark und mächtig genug, um den Gedanken nicht zu ertragen, dass die Erzeugnisse der höchsten menschlichen Triebe und Kräfte, dass die Ideen des Wahren, Schönen, Guten, der Gottesgemeinschaft, je in isolirte Spitzen neben und auseinander auslaufen, ohne dass auch sie noch irgend ein höheres Band unter sich verknüpfte. Wer nun aber in der Idee des Guten, in dem Gefühl der Gebundenheit an unbedingt wertvolle und verpflichtende Ziele und Normen unseres Willens den höchsten Maßstab menschlichen Werts oder Unwerts, die Beglaubigung unserer wahren Bestimmung erkennt, dem wird sich die Schlussfolgerung nahe legen, dass die sittliche Ordnung, die für die Vernunftwesen unseres Planeten gilt, ein Glied und Bestandtheil des allgemeinen Weltplans sein, in den Gedanken und Zwecken der Gottheit ihre letzte Quelle haben möge. Die Folgerung ist nicht logisch zwingend, weil wir diesen allgemeinen Weltplan nicht kennen und auf Unerkennbares keine Schlüsse zulässig sind; sie ist mehr eine Ahnung, ein Glaube, im logischen Sinne eine Hypothese, die sich weder beweisen noch widerlegen lässt, aber für einen gegebenen Thatbestand eine Erklärung bietet, die wenigstens befriedigender ist als jede andere, von der wir wissen. Die Religionen aller Culturvölker machen nun aber diese Folgerung gleich zu einem Glaubenssatz und festen Ausgangspunkt. Da uns ein anderer Weg, eine Vorstellung von der Gottheit auszubilden, nicht offen steht, als dass wir das, was wir an uns selbst als das Höchste und Wertvollste erkennen, ihr in idealer Vollendung beilegen, so statten wir sie mit den potenzierten sittlichen Eigenschaften der Weisheit, Gerechtigkeit, Liebe, Heiligkeit aus und leiten alle sittlichen Forderungen von ihrem Willen ab. Damit tritt auch das Organ, das diese sittlichen Forderungen erzeugt und vertritt, eben jener sittliche Trieb, der angeborene Theil des Gewissens, in eine höhere Stellung, in eine engere Verbindung mit den religiösen Anlagen ein, wie er nach der anderen Richtung hin auch mit dem Sinn für Wahrheit und Schönheit Fühlung suchen wird. Nur wird sich dabei die philosophische Betrachtung von der theologischen immer darin unterscheiden, dass jene von unten nach oben, von dem gegebenen sittlichen Bewusstsein auf einen Zusammenhang mit der allgemeinen Weltordnung und den Willen der Gottheit schließt, diese von oben nach unten die sittlichen Gesetze als geoffenbarte Gebote Gottes verkündigt.

Das Gewissen ist ausschließlich nach innen gewendet; es verkehrt nur mit seinem Inhaber; mit der Außenwelt hat es nichts zu schaffen; über fremde Handlungsweise urtheilen wir nicht mit dem Gewissen, sondern mit dem Verstand. Wir wenden dabei zwar die gleichen Normen an, die wir für uns selbst als verpflichtend erkennen, nur in der Regel schärfer, mit weniger Nachsicht und Billigkeit als gegen uns selbst, weshalb ja die sittliche Meinung der Massen glücklicherweise stets strenger und besser ist, als sie selber sind. Sodann ist das Gewissen darin auch etwas ganz Subjectives, dass es gar nichts anderes und weiteres erstrebt, als den inneren Frieden, die Harmonie unseres Trieblebens; kein Trieb soll und kann ausgerottet werden, keiner so

dominieren, dass die anderen gar nicht mehr zum Wort kommen. Sein Ideal liegt in der individuellen sittlichen Vollendung, in der höchsten Ausbildung der Persönlichkeit.

Nun gibt es eine höchst achtenswerte, von hervorragenden Denkern vertretene Theorie, welche als oberstes Moralprincip nur das Wirken für fremdes Wohl, die selbstlose Liebe gelten lässt. Die Bemühung um die eigene Wohlfahrt und Glückseligkeit sei zwar natürlich und nicht zu tadeln, aber auch nicht verdienstlich, nicht sittlich im engeren Sinne des Wortes. Pflichten gegen sich selbst gebe es nur insoweit, als sie bezwecken, den Einzelnen tüchtig zu machen für ein gemeinsames Wirken.

Ich kann in dieser Auffassung nur eine, wenn auch bestgemeinte Einseitigkeit erblicken. Sie thut dem Grundprincipe des sittlichen Triebes, eine Ordnung und Harmonie unseres gesammten vielgestaltigen Trieblebens zu schaffen, Gewalt an, indem sie das Gefühl des Wohlwollens nicht bloß zu einem hochgiltigen Factor, sondern zum Alleinherrscher macht, dem alles andere zu dienen hat. Ich sprach von einem Ausgleich der selbstischen und gesellschaftlichen Neigungen als einem der beiden Grundpfeiler aller Sittlichkeit; ich nannte es Ausgleich, nicht Naturordnung. Ich glaube mich dafür auf die höchste aller Autoritäten berufen zu dürfen. Der Spruch Christi lautet: Liebe Gott und deinen Nächsten, *wie* dich selbst, nicht: statt deiner selbst; auch nicht: mehr als dich selbst. Die Selbstliebe wird als das Natürliche, das Unvermeidliche vorausgesetzt.

In der That führt jene Ansicht, wenn man vollen Ernst mit ihr macht, zu ganz unhaltbaren Folgerungen.

Wenn die Glückseligkeit aller übrigen Menschen ein vollberechtigter Selbstzweck ist, dem ich zu dienen habe, warum sollte nur meine eigene eine Ausnahme, und zwar so, dass nur ich nicht darauf bedacht sein dürfte, wohl aber alle übrigen Menschen hiezu verpflichtet wären. Was müsste dabei herauskommen, wenn jeder des anderen Geschäfte betreiben, ihm die Güter und Genüsse verschaffen und aufdringen sollte, auf die er selbst zu diesem Zwecke zu verzichten sich verbunden halten müsste, wenn jeder das Seelenheil, die geistige und sittliche Bildung des Nebenmenschen für die Hauptsache halten, jeder jeden belehren und bessern wollte, statt vor allem vor der eigenen Thüre zu kehren.

Die Sache ist damit freilich auf die Spitze getrieben und nicht so schlimm gemeint. Das aber scheint mir unzweifelhaft, dass sich die sittlichen Gebote keines im Bemühen um fremdes und gemeines Wohl erschöpfen. Sehr vieles, was jedermann zur Sittlichkeit rechnet, was von jedem sein sittliches Gefühl verlangt, hat keine oder nur sehr fernliegende Beziehungen zu den Nebenmenschen. Schon die formellen Verbindungen aller Sittlichkeit, Selbstbeherrschung, Consequenz, Beharrlichkeit, Geduld, Mäßigkeit, Besonnenheit, noch mehr die Bezwingung der Leidenschaften und Begierden, die ganze innere Zucht des zerfahrenen, unsteten, widerspruchsvollen Wollens, die gesammte Charakterbildung, soll alles dies nicht einen Wert in sich selbst haben, sondern nur um des Nutzens willen, den es für ein erfolgreiches Wirken zu fremdem Glück haben kann? Wenn die Wahrheit, die Weisheit und die Erkenntnis, wenn die Freude am Schönen in Natur und Kunst zu den edelsten und menschenwürdigsten Gütern gehören, kann sie jemand anders genießen, als der, der sie für sich erstrebt und erwirbt, und soll ihr Wert stets nur im Mittheilen und Weitergeben bestehen? Alles wahre religiöse Leben, der unmittelbare, andächtige Aufschwung der Seele zu Gott, wird und muss er nicht immer etwas Sub-

jectives, am Einzelnen Haftendes bleiben, wofür Mittheilung und Gemeinschaft zwar förderlich, aber niemals bedingend und unerläßlich sein kann? Sollte, um dies bei den Moralisten beliebte Beispiel zu gebrauchen, ein Robinson allein auf einer verlassenen Insel darum keine sittlichen Aufgaben mehr haben, weil er keinen Nebenmenschen hat, das heißt: sollte er aufhören ein Mensch zu sein? Es ist aber gar nicht einmal nöthig, zu so vereinzelten und abnormen Fällen zu greifen. Es sind allezeit Hunderttausende und Millionen in der Gesellschaft, für welche das Gebot, fremdes Wohl zu fördern, keine oder nur sehr wenig praktische Bedeutung haben kann. Es sind alle Unmündigen, alle Kranken und Gebrechlichen, die von fremder Hilfe leben, die Unzähligen, die im Bann der Selbsterhaltung, im harten Kampf ums Dasein gar nicht daran denken können, auch noch fremdes Wohl zu fördern. Müßte man denn schließlich nicht dazu gelangen, zwei Sittengesetze aufzustellen, ein höheres und volles für die darbietenden, activen, nach Mitteln und Bildung bevorzugten Personen, ein niedrigeres und halbes für die Empfangenden, die Leidenden, die keine selbstlose Liebe zu bethätigen vermögen?

Allein die Sache näher angesehen, will mir dies alles doch mehr nur wie ein Gegensatz von Schulmeinungen erscheinen, welche für die Praxis des Lebens kaum in Betracht kommen. Ob der Einzelne seine eigene Vervollkommnung, die sittliche Arbeit an sich selbst oder die Förderung seines Nächsten und des Gemeinwohls zum Leitstern für sein Wollen und Handeln erhebt, das mag für die Theorie recht weit auseinanderrücken und wie ein unausgleichbarer Dualismus erscheinen, in der Wirklichkeit werden sowohl derjenige, der sich morgens beim Erwachen fragt, was kann ich heute für fremde Wohlfahrt leisten, wie derjenige, der die sittliche Durchbildung seiner Persönlichkeit und seines Charakters vor Augen stellt, wenn sie verständige Leute sind, zu dem gleichen Schlußergebnis gelangen, daß sie an dem bestimmten Platz, auf welchen sie sich gestellt finden, die Aufgaben, die ihr Tagewerk mit sich führt, gewissenhaft und mit dem ganzen Aufwand ihrer Kräfte zu vollbringen haben. In dem Gefühl der Pflichten, die jedem wieder in besonderer Gestalt nach Alter und Geschlecht, nach Stand und Beruf, zuhause und nach außen vorgezeichnet sind, verliert sich der Gegensatz von Selbst- und Nächstenliebe, der der Theorie so viel Schwierigkeiten bereitet.

Ich will mich auf ein kleines, aber nächstliegendes Beispiel berufen. Wenn ich hier eine Rede halte und bemüht bin, der Aufgabe nach Kräften gerecht zu werden, so würde ich der Wahrheit nicht die Ehre geben, wenn ich sagen wollte, daß die Liebe zu meinen Zuhörern oder Zuhörerinnen, oder die Meinung und Absicht, ihre Bildung zu fördern, einen erheblichen Antheil an meinen Motiven habe. Aber noch viel weniger treibt mich die Selbstliebe dazu; ich fühle es als eine Belästigung, von der ich gerne enthoben wäre. Ich thue einfach, was mir obliegt und thue es so gut ich kann. Und wenn man dann auch noch fragen wollte: warum erfüllst du deine Pflicht, so müßte ich antworten: abgesehen von äußeren Motiven, weil ich sonst mir Vorwürfe zu machen hätte und unbefriedigt wäre. Und wenn man dann immer noch weiter fragte: warum mußt und willst du denn aber befriedigt sein, so gibt es meines Erachtens keine andere Antwort mehr als etwa die ganz allgemeine: jedes beseelte Wesen, es mag wollen oder nicht, wird und muß nach Befriedigung, nach Stillung der Strebungen trachten, die in seine Natur gelegt sind, und diejenigen, die auch das noch Egoismus und Endä-

monismus nennen, die wissen entweder überhaupt nicht mehr, dass sie sich noch klüger, sittlich strenger und consequenter vorkommen als andere Menschenkinder.

Das ist das Bedeutende und Entscheidende in dem Begriffe der Pflicht, dass er alle anderen Motive in sich auflöst. Die Frage, warum erfüllst du deine Pflicht, stellen wir nicht mehr; wir bedürfen und wissen keine Antwort darauf. Es ist dies der einzige vernünftige Sinn des sonst anfechtbaren und missverständlichen Satzes, man müsse das Gute um des Guten willen thun. Es ist wohl auch das, was Kant mit der Verwerfung jedes Motivs der Glückseligkeit gemeint haben kann, nur dass er ohne Noth zu einer unhaltbaren Polemik gegen die sittliche Berechtigung aller der Momente fortschritt, auf welchen sich der sachliche Inhalt unserer Pflichten im besonderen allein aufbauen lässt.

Die gesellschaftliche Sitte und Ordnung weist jedem begrenzte Kreise von Thätigkeiten, bestimmte Ziele und Tagewerke zu, der Jugend, die sich für die Aufgaben der Zukunft tüchtig zu machen, und dem Manne, der seinem Erwerb nachzugehen hat, der Hausfrau, den Eltern, Kindern, Geschwistern, dem Bürger in Gemeinde und Staat, dem öffentlichen Diener, dem Gelehrten und Künstler, den Herrschenden und den Dienenden. Sie wissen in der Regel nicht und brauchen sich nicht darüber zu besinnen, ob sie dies um ihret- oder um anderer willen thun; fast in allen Fällen wird beides nebeneinander platzfinden. Im Einzelnen und in der Ausführung behält dabei Selbstsucht und Nächstenliebe den weitesten Spielraum, aber Recht und Sitte setzen der Willkür die nothwendigen Schranken, noch engere das natürliche sittliche Gefühl, dessen Organ das Gewissen ist. Es gibt jedoch auch neben der Pflicht noch etwas, das außerhalb des Gegensatzes von Egoismus und Nächstenliebe steht und zu dem besten gehört, was dem Menschen beschieden ist: es ist die selbstvergessende Versenkung des Geistes in die Objecte seiner Thätigkeit. Alle die großen Geister, an deren Werken wir uns erfreuen und bilden, die Denker und Dichter, die Künstler, Erfinder und Entdecker hatten keine Pflicht, originell und schöpferisch zu sein; sie thaten es nicht um anderer und nicht um ihres Vortheiles willen, oft genug mit Aufopferung ihres Lebensglückes, aber sie folgten einem unwiderstehlichen Drang ihres Genius; der innere Gehalt dessen, was sie suchten, zog sie an und ließ sie nicht mehr los. Dabei konnten immerhin noch die Nebenmotive des Verlangens nach Beifall, Ehre, Ruhm, auch nach Erwerb einigen Antheil haben. Obschon in schwächerem Maße, gilt das auch für die mittleren und kleineren Geister; und die selbstlose Vertiefung in das Object der geistigen Arbeit, die reine Hingabe an den Wert der Sache, die sich im kleinen als ein ahnungsvolles Vorbild höherer Daseinsformen einem bewussten Aufgehen im Weltganzen vergleichen lässt, gehört zu den glücklichsten Momenten, zu den Höhepunkten des Menschenlebens.

Es hat sich schließlich für unsere Betrachtung der Begriff der Pflicht dem Gewissen so an die Seite gestellt, dass die beiden Sprüche: Folge deinem Gewissen und erfülle deine Pflicht, ganz das Gleiche zu besagen scheinen. Es wird auch in den allermeisten Fällen in der That so sein, dass der Zeiger des Gewissens und des Pflichtgefühls genau auf den gleichen Punkt hindeuten. Aber dennoch können sie auch auseinandertreten. Die Pflicht ist concret und sachlich bestimmt, sehr oft auch äußerlich bindend. Das Gewissen, ein innerer Drang aus idealen Wurzeln sprossend, übt seine Functionen frei von Fall zu Fall. Die Pflicht kann auch zweifelhaft werden; es treten Collisionen verschiedener Pflich-

ten ein. Für ihre Lösung kann es keine allgemeinen Regeln geben, so wenig als es Theorien gibt, um Räthsel oder verschlungene Knoten aufzulösen. Jeder Fall ist ein individueller, und die Casuistik pflegt stets nur Beispiele zu behandeln, die sich nicht generalisieren lassen. Die beste Entscheidung muss immer beim Gewissen stehen oder genauer durch die vom sittlichen Gefühl geleitete und controlierte Vernunft erfolgen. Das Gewissen ist in diesem Sinne schon die Magnetnadel der Sittlichkeit genannt worden.

Ich glaube mich hiefür wie für einige Hauptpunkte meiner ganzen Ausführung auf eine in meinen Augen auch in dieser Richtung große Autorität berufen zu können.

Der deutsche Dichter, dessen Werken tiefere Einblicke in die Geheimnisse der Menschenseele zu entnehmen sind als allen Hand- und Lehrbüchern der Psychologie zusammen, hat in hohen Jahren, im charakteristischen Stil seines Alters, die Summe seiner Lebensweisheit in einem denkwürdigen Lehrgedicht, das den Titel „Vermächtnis“ führt, in gedrängten Worten zusammengesetzt. Nachdem er von der Unsterblichkeit der Seele und von dem reichen Schatz der bereits feststehenden und nicht erst noch zu suchenden Wahrheit gesprochen hat, fährt er fort:

Sofort nun wende dich nach innen.
Das Centrum findest du da drinnen,
Woran kein Edler zweifeln mag.
Wirst keine Regel da vermissen;
Denn das selbständige Gewissen
Ist Sonne deinem Sittentag.

Er sieht in dem Gewissen die Sonne, die auch in die dunkelsten Lebenspfade noch helles Licht wirft, fügt aber das bedeutsame Beiwort, „das selbständige Gewissen“, hinzu und kann darunter nichts anderes verstehen, als das von jeder äußeren Autorität, der weltlichen wie der geistlichen unabhängige, nur dem reinen und unbeirrten sittlichen Gefühle folgende Gewissen.

An einem anderen Ort, in einer seiner Spruchsammlungen, sagt Goethe in Frage und Antwort: „Wie kann man sich selbst kennen lernen? Durch Betrachten niemals, aber durch Handeln. Versuche deine Pflicht zu thun und du weißt gleich, was an dir ist. Was aber ist deine Pflicht? Die Forderung des Tages.“

Was man vor Zeiten gerne las.

Eine Studie zur Geschmacks- und Bildungsgeschichte unseres Volkes.

Von Dr. Georg Steinhausen.*)

Nicht alle Bücher, die gedruckt werden, werden auch gelesen, und ganz gering ist erst die Zahl derjenigen, die nicht nur gelesen, sondern auch gern, häufig und allgemein gelesen werden. Solche Modebücher hat es zu allen Zeiten gegeben, soweit man wenigstens in diesen überhaupt von literarischer Production reden kann. Sie stellen aber keineswegs immer die höchsten Schätze dieser Production dar, sie können uns niemals den wahren Wert und Gehalt einer Literaturperiode veranschaulichen. Wohl aber können sie uns über den Geschmack und die vorherrschende Geistesrichtung einer bestimmten Generation hinreichend Aufschluss geben. Und es ist lehrreich und interessant, an dem geistigen Unterhaltungsbedürfnis vergangener Zeiten derartige Studien zu machen.

Das allgemeine und große Lesebedürfnis unserer Zeiten freilich ist der Vergangenheit, vor allem dem Mittelalter durchaus fremd, dem Mittelalter, indem alle geistige Bildung einzig und allein von Geistlichen gepflegt wurde, die große Masse der vornehmen wie der niederen Laien aber nicht lesen und schreiben konnte und oft misstrauisch auf die krausen Zeichen sehen mochte. Und doch fehlt auch in jenen Zeiten nicht das Bedürfnis geistiger Unterhaltung. Das lebendige Wort galt damals mehr als heute. Formelhaft und feierlich klingt die Rede und leicht haftet sie im Gedächtnis. Heute liest der Deutsche unendlich viel, aber das Gelesene verweht meistens wie Spreu, und die Augen werden noch dazu verdorben. Damals vernahm man wenig, aber der Sang, die Sage, die Rechtsformel, die man hörte, vergaß man nicht. Das niedere Volk hört noch heute lieber, als dass es liest; und im Orient und im Süden Europas haben die Erzähler noch immer ihr großes und aufmerksames Publicum. So war es auch einst vor Zeiten bei unseren Vorfahren.

Die Unkunde des Lesens dauerte in den größten Kreisen des Volkes fast das ganze Mittelalter hindurch fort. „Singen und Sagen", das blieb das Hauptmittel der Verbreitung; wo man heute sagen würde: „Ich habe es gelesen", da hiefs es damals: „Ich hörte das sagen."

Aber ganz allgemein gilt diese Erscheinung doch nicht. Abgesehen von den Hauptträgern der Bildung, den Geistlichen, waren auch manche, namentlich fürstliche Laien für sie empfänglich. Und der Laie, der die Klo-

*) Unter diesem Titel brachte die stets interessante tägliche Rundschau in Berlin einen ganz vortrefflichen Aufsatz, dem hier auszugsweise das Folgende entnommen ist. Dieser Auszug bietet uns eine Uebersicht über die Literatur der Vergangenheit des deutschen Volkes.

sterschule besucht hatte, mochte wenigstens nicht immer die mühsam erlernten Künste des Lesens und Schreibens rasch zu vergessen bestrebt sein. Insofern läßt sich auch schon von einer bevorzugten Lectüre im Mittelalter sprechen.

Das Grundprinzip der mittelalterlichen Weltanschauung war die Weltentsagung. Den Äußerungen der Weltlust sollte vor allem der Geistliche feindlich gesinnt sein, daher auch der weltlichen Literatur. Ein so geistlich gesinnter Mann, wie der Kaiser Ludwig der Fromme, wollte, wie sein Biograph erzählt, die alten Volksgesänge, für die sein Vater doch Interesse gehabt hatte, weder hören noch lesen. Hauptsächlich galt der Kirche aber die antike Literatur als ein zu bekämpfendes Übel. Sie zog, wo sie konnte, gegen sie zu Felde, und wollte sie höchstens dulden, Sprachkenntnis und Formgefühl daran zu schulen. So blieb denn die Lectüre der Geistlichen vor allem auf die Werke geistlichen Inhalts gerichtet. Aber die lateinischen Autoren, an denen der Klosterschüler die lateinische Sprache erlernte, oder die der Mönch in der Zelle las, wirkten doch auch weiter, als durch ihre Form. Man warnt zwar vor ihnen, wie zum Beispiel Notker von St. Gallen den jungen Salomo, den späteren Bischof von Konstanz, von den unnützen heidnischen Schriftstellern zu den Werken des Glaubens hinweist; aber die natürliche Freude an dem verbotenen Inhalt ließ sich doch nicht ganz zurückdrängen. So mochte mancher Geistliche sich mit Genuss der Lectüre der alten Heiden hingeben, mochte er auch später darüber Gewissensbisse empfinden.

Am angesehensten aber und am meisten gelesen war das ganze Mittelalter hindurch Virgilius. Die Schönheit seiner Äneis galt als vollendet; um seine Person bildete sich sogar ein Sagenkreis, und der „Zauberer Virgilius“ spielte im Mittelalter eine große Rolle. Oft eiferte man gegen diese Lectüre, aber ebenso oft wurde sie begeistert empfohlen. Freilich veranlasst solche Lieblingslectüre, wie gesagt, in der Regel Gewissensbisse. Der Mönch Ermanrich von Ellwangen, der den Virgil einmal unter das Kopfkissen legte, hatte in dieser Nacht einen bösen Traum, in dem ihm der Teufel arg zusetzte.

Die Lectüre der Laien, welche lesen konnten, richtete sich naturgemäß nach derjenigen der Geistlichen. Die Zahl dieser Laien war freilich nicht allzu groß. Es wird schon als etwas Besonderes angesehen, wenn solche Kenntnis von Kaisern, wie von Heinrich II. und Heinrich IV. berichtet wird. Das Lesen war auch für diese Bevorzugten immer noch eine Arbeit. Man liest nicht rasch, wie wir, sondern langsam und in der Regel laut. „Sie liest dich mit ihrem rothen Mund“, heißt es sehr charakteristisch in einem Liebesbrief des vierzehnten Jahrhunderts. Im späteren Mittelalter nimmt die Zahl der lesenden Laien immer zu.

Von einem allgemeinen Lesebedürfnis läßt sich aber doch im Mittelalter nicht reden: erst mit dem Ausgang des 15. Jahrhunderts macht sich ein solches bemerkbar. Zwei Momente sind da wesentlich, einmal die seit dem 14. Jahrhundert immer größere Schulbildung, die mit dem kräftigen Aufschwunge des Bürgerthums Hand in Hand gieng, sodann die Erfindung der Buchdruckerkunst, die überhaupt erst eine allgemeine Verbeitung des Lesestoffes ermöglichte. Es kam auch die Zeit des Humanismus, in der die antike Bildung, neu verjüngt, das Denken der Völker wirksam zu beeinflussen begann.

Wenn man die Bücherproduction in der ersten Zeit der Erfindung der Druckerkunst mustert, findet man zwar eine Reihe Classiker: aber weitaus

am meisten wurden Bibeln und kirchlich-theologische Schriften, daneben Gebet- und Erbauungsbücher für das Volk gedruckt. Auf diese Bücher war bei dem im Grunde doch durchaus frommkirchlichen Geiste jener Zeit zunächst das allgemeine Bedürfnis gerichtet. Aber dass naturgemäß die Unterhaltungslectüre nicht vernachlässigt wurde, zeigen die zahlreichen Volksbücher, Liedersammlungen und Schwänke, die damals allgemein verbreitet waren. Am Ausgange des fünfzehnten Jahrhunderts wurde im deutschen Volke schon recht viel gelesen. Aus den Niederlanden konnte damals Johann Busch berichten: „Die Vornehmen des Landes, das gemeine Volk, Männer und Frauen haben hier in unserer ganzen Gegend viele deutsche Bücher, worin sie lesen und studieren."

Zur Unterhaltung las man namentlich gern die Volksbücher, in denen ja größtentheils dieselben Stoffe verarbeitet sind, deren Vortrag schon im früheren Mittelalter die Hörer erfreute. Die asketischen Bücher eiferten sehr dagegen. In dem „Seelenführer" heißt es: „Alles Volk wil in yetziger Zit lesen und schriben, und es ist lobelich und geraten, wan es gute Bucher sint, aber nicht lobelich, wan es sint böse, dy dich anreitzen zur Wollustigkeit und Unzucht. So sint vile Maerebucher, dy solt du nit lesen." Und der „Seelentrost", ein geistliches Volksbuch, sagt: „Vyl lude sint, die lesen werntliche Bücher und horen den zu (also man las auch noch vor) und verliesen all yr Arbeit, wan sie finden nit darin der Seelen Trost. Etliche Lude lesent Bücher von Tristant, von Dietrich von Bern und den alten Recken, die der Werlde (Welt) dienten und nit Got." Sehr beliebte Volksbücher dieser Art sind die Historie vom Herzog Ernst, die Geschichte von der Meerfee Melusine, von Tristan und Isolde, von Griseldis, von den sieben weisen Meistern und dem Wunschhütlein des Fortunatus.

Außerordentlich gern las man in dieser so sehr auf Scherz und Spott gerichteten Zeit sodann die komische Literatur, die Fastnachtscherze und die Schwänke. Der „Eulenspiegel" war weitaus das beliebteste dieser Bücher.

Was aber in dieser Zeit bald am meisten gelesen wurde, das waren jene zahllosen fliegenden Blätter und die „Neuen Zeitungen", die seit ungefähr 1500 überall hin verbreitet wurden. Einerseits befriedigen auch diese das Unterhaltungsbedürfnis, dann aber auch vor allem die Lust, Neuigkeiten zu erfahren. In jener verkehrsarmen Zeit, in der auch die Briefe die heutigen Zeitungen theilweise ersetzen mussten, war solche Flugliteratur sehr wichtig und jedermann äußerst willkommen. Die fliegenden Blätter zunächst waren meist mit einem Holzschnitt bedruckt, unter dem ein erklärender Text stand, der von einer großen Schlacht, von einem furchtbaren Kometen, von einer wunderbaren Missgeburt handelte. Die Holzschnitte waren vorwiegend für die, welche nicht lesen konnten, berechnet. Das war z. B. auch das Prinzip der Bilderkatechismen.

Mit Holzschnitten waren auch oft die „Neuen Zeitungen" geziert, die umfangreicher als die fliegenden Blätter, von allen neuen Ereignissen Mittheilung machten.

So stellt sich um 1500 das Bild der Volkslectüre dar.

Auch die Flugschriften politischen Inhalts, die oft die Form von Gesprächen erhielten, und die „Neuen Zeitungen" nährten im sechzehnten Jahrhundert vorzugsweise das allgemeine Lesebedürfnis.

Bezeichnend ist zunächst, dass ein Buchhändler auf der Messe 5918 Bücher meist volksthümlichen Inhalts absetzen konnte. Als vorzugsweise gelesene Bücher stellen sich einmal die

Ritterromane dar, von denen der Ritter Pontus in 147, der Ritter Galmy aus Schottland in 144 und der weiße Ritter in 64 Exemplaren verkauft wurden, ferner andere Volksbücher, von denen die sieben weisen Meister in 233, der Fortunatus in 196, die schöne Magelone in 176, die Meerfee Melusine in 158 Exemplaren fortgiengen, endlich die Schwänke und Erzählungen, namentlich des Barfüßermönchs Johann Pauli Schimpf und Ernst (202 Exemplare) und Kirchhoffs Wendunmuth, die Schildbürger und Till Eulenspiegel. Sehr gut giengen auch Sebastian Brants Narrenschiff und der Grobianus. Die theologische Erbauungsliteratur fehlt natürlich nicht. Von den vorzugsweise praktischen Büchern, den vielgekauften Arzneibüchern, Rhetoriken und Formularen sehe ich hier ab, da sie nicht Gegenstände wirklicher Lectüre. Dagegen wurden äußerst gern gelesen die Planetenbücher, die Bauernpraktiken oder Wetterbüchlein und die Prophezeiungen. „Das kleyn Planeten-Büchlin. Eins jeden Mensch Art, Natur vnd Complexion, nach dem er under einem Planeten geboren ist, zu erkennen", wurde z. B. in 150 Exemplaren abgesetzt. Sehr gesucht sind endlich die Teufelbücher, die sich gegen die Laster und Gebrechen der Zeit richteten. Sauftenfel wurden in 69, Hoffenfel in 67, Eheteufel in 64, Fluchteufel in 56 Exemplaren verkauft.

Ein Wolf Günther hat viele Lieder (Gassenhauer, Oberländische Liedlein, Große Liedlein, Teutsche Liedlein), ferner Volksbücher bis zu 20 Exemplaren: Hürnin Seifried, Hugschagler, Kaiser Octavian, Melusine, Magelone, Ritter Pontus, Schildbürger, Eulenspiegel, Pfaff von Calenberg, Fortunatus u. s. w., ferner Dedekinds Grobianus, Wickrams Goldfaden und Rollwagenbüchlein, Reineke Fuchs; endlich Planeten- und Traumbücher.

Fingerzeige geben auch die Bücherverzeichnisse aus dem Nachlasse von Privatpersonen. Zwar findet sich bei reichen Leipziger Bürgern noch im zweiten Drittel des sechszehnten Jahrhunderts fast nur die fromme Erbauungsliteratur — fast in jedem protestantischen Hause war damals, um das hier zu erwähnen, z. B. Luthers Bet- und Lesebüchlein vorhanden: aber das wird man doch nicht als allgemeinen Beweis gelten lassen könen. Auch kann von der vielgelesenen Flugschriftenliteratur im Nachlass nicht mehr viel übrig sein. Und diese Flugschriften, die „Neuen Zeitungen" und ebenso die Wunder- und Schauerliteratur wurden doch sehr begierig gelesen. In Janssens deutscher Geschichte findet man die ungeheure Verbreitung der „erschröcklichen" Schriften von Missgeburten, Kometen, Verbrechen und Morithaten" ausführlich geschildert. Und Gustav Freytag sagt von der Lectüre der Landbewohner: „Und was im Hause am liebsten gelesen wird, das ist der astrologische Unsinn einer Prophezeiung des alten Wilhelm Friese, des Gottfried Phyller und Hebenstreit, eine Beschreibung der Augsburger Todtenfeier Kaiser Karls V. oder vom gottseligen Ende des frommen Christian, Königs zu Dänemark." Solche Lieblingslectüre konnte so wenig aufbewahrt werden, wie heute unsere Zeitungen.

Gegen Ausgang des Jahrhunderts begann in den oberen Classen eine verderbliche Ausländerei zu herrschen. Jeder „Cavalier" musste reisen, vor allem nach Frankreich; daheim begann man französisch zu sprechen und französische und italienische Romane zu lesen, deren Hauptstoff galante Abenteuer bildeten. Schon im fünfzehnten Jahrhundert hatten vornehme Übersetzer französische Romane in Deutschland einzuführen versucht; aber der Geschmack an dem höfisch-ritterlichen Treiben, von dem diese Schriften handelten, war nicht mehr kräftig

genug. Ungleich beſſere Aufnahme fanden aber die romaniſchen Hiſtorien des ſechzehnten Jahrhunderts in Deutſchland. Die Amadisbücher, um deren Verdeutſchung ſich zuerſt Herzog Chriſtoph von Württemberg mühte, konnten bald als die eigentlichen Vertreter des Zeitgeſchmackes gelten. Dieſe „lieblichen, doch wahrhaften Hiſtorien“, die namentlich von galanten „Aventuren“ und Zaubergeſchichten handelten, ſollten vor allem den „ehrliebenden vom Adel“ „ſehr nützlich vnd kurtzweilig zu leſen“ ſein und wurden in der That auch in dieſen Kreiſen die Lieblingslectüre. Und bald verbreiteten ſie ſich weiter. 1581 klagt Johann Fickler, „wie gemein ſolch Buch worden bei Weib und Mannen, hoch und niederen Standes, beſonders aber bei nicht wenigen großen Frauen, ſo dennoch für ſehr evangeliſch wollen gehalten ſein“; es werde „ſolch Welt- und Buelbuch mehr als ihre Gebetbücher in Händen umgezogen und viel fleißiger als das Evangelium Chriſti“.

Gieng ein junger Menſch auf Reiſen, ſo nahm er z. B. den Decamerone „auff den weg darinnen zu leſen“. Man verlangte Bücher, ſich „nach Verrichtung ſeines berufſs woll darinnen zu eluſtiren“. Wer Liebesbriefe ſchrieb, ſtahl die affektierten Phraſen aus ſeiner Lectüre zuſammen.

Das Hauptleſefutter waren die Romane. Das weibliche Geſchlecht ſcheint theilweiſe von dieſer Lectüre noch fern gehalten zu ſein. Aubery de Maurier, der 1637 nach Hamburg und Lübeck kam, erzählt in ſeinen Memoiren von den reinen Sitten der Frauen und Jungfrauen und führt dafür an, daſs man keine Romane leſe, das Verderben der Jugend. Liſe Lotte von der Pfalz ſchreibt einmal: „So lang ich zu Heydelberg geweſen, hab ich auch nie keine romans geleßen.“ In Frankreich holte ſie das allerdings wieder ein: „ſeyder ich hir bin, habe ich dieße zeit wider eingebracht; den es iſt keiner, ſo ich nicht geleßen.“ Unter den neuen Romangattungen, die übrigens meiſt nach fremden Muſtern erſtanden, hatte der Schäferroman ſeine Zeit nicht viel über den dreißigjährigen Krieg hinaus. Grimmelshauſens Simpliciſſimus veranlaſste Abenteuerromane. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts waren dann die Helden- und Liebesromane, die möglichſt lang ausgeſponnen wurden, namentlich Zieglers „Aſiatiſche Baniſe oder das blut- doch muthige Pegu“ ſehr beliebt. Gegen Ausgang der Epoche laufen dieſe in den oft ſchlüpfrigen Romanen der „galanten Scribenten“ aus.

Die ausländiſche Bildung brachte es ferner mit ſich, daſs man in vornehmen Kreiſen deutſche Literatur ſehr wenig, in der Regel italieniſche und franzöſiſche Sachen lieſt.

Hervorzuheben iſt weiter, daſs die Erbauungsliteratur nach wie vor ein weſentlicher Beſtandtheil der Lectüre blieb und für den noch immer frommkirchlichen Geiſt Zeugnis ablegt. Der mehrfach erwähnte Karl Ludwig lieſt auch Tauler und Thomas a Kempis, deſſen „Nachfolge Chriſti“ noch ſonſt überall geleſen wird. Pater Cochems „Leben Jeſu“ war auf katholiſcher Seite ſo volksthümlich, wie auf proteſtantiſcher Johann Arndts „Wahres Chriſtenthum“. Jene Gräfin Maria von Wolkenſtein verzeichnet Ausgaben für „das himbeliſch „Frawenzimmer“, den „Tugendtſpiegel“ und Thomas a Kempis „Nachvolgung Chriſti“. Und ein Büchelchen, das aus den erſten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts ſtammt, „Frauenzimmer-Bibliothekchen“ betitelt, und für „Frauenzimmer von geweckterm Verſtande“ beſtimmt iſt, empfiehlt neben praktiſchen Büchern noch ausſchließlich Erbauungsſchriften.

Endlich iſt als maſſenhafter Leſeſtoff wie im ſechzehnten ſo auch in dieſem Jahrhundert die Flugſchriften-

und Flugblätterliteratur zu erwähnen. Sie befriedigte das Neuigkeitsbedürfnis und den ausgebreiteten Sinn für Wunderbares und Curiositäten. Damals entstanden auch die ersten regelmäßigen Zeitungen.

Die ersten Jahrzehnte des achtzehnten Jahrhunderts folgen noch ganz und gar den Richtungen und Strömungen der eben geschilderten Epoche.

Da kam in die Lesewelt ein neuer Anstoß von England. 1719 erschien der „Robinson Crusoe" von Defoe und eroberte binnen kurzem die Welt. Viel wurde er übersetzt und noch mehr nachgeahmt. Der Robinson blieb fortan auch für die Deutschen ein Lieblingsbuch. Aber der Einfluss, den um diese Zeit England auf das deutsche Geistesleben, und zwar zu seinem Heile gewann, war damit nicht beschränkt. In den Gemüthern der Menschen vollzog sich allmählich ein Wandel; von den nichtigen Äußerlichkeiten der servilen „Complimentierer" und dem galanten Wesen richtete sich der Blick mehr und mehr auf das Innere. Die Bewegung des Pietismus hatte dazu schon den Anstoß gegeben: jetzt kamen die Schlagwörter auf, welche die neue Richtung bestimmten: Moral, Natürlichkeit, und man darf hinzufügen, obgleich das Wort nicht als Schlagwort gebraucht wurde, Bürgerlichkeit. In dieser Beziehung waren einmal die englischen Wochenschriften von großem Einfluss, sodann die englischen Romane. Die Wochenschriften wurden in Deutschland, zunächst von Gottsched, nachgeahmt: von bestimmender Bedeutung wurden namentlich die über Gottsched hinausgehenden „Bremer Beiträge". Von den Romandichtern wirkte namentlich Richardson auf die Deutschen. Seine bürgerlichen Romane, die ungeheuren Anklang fanden, vernichteten den Geschmack an jenen blödsinnigen Helden- und Liebesgeschichten, die man bis dahin verschlungen hatte, und bald bestimmten sie auch die deutsche literarische Production.

Unter den Mitarbeitern der „Bremer Beiträge" befanden sich zwei Schriftsteller, die bald die am meisten gelesenen in ganz Deutschland werden sollten: Gellert und Klopstock. Beide sehr von den Engländern beeinflusst. Von dem Ansehen, das Gellert in Deutschland genoss, macht man sich heute kaum eine Vorstellung; der gute moralische, etwas spießbürgerliche Sachse war in der That der Bildner des Geschmacks in ganz Deutschland. Wie Goethe sagte, war „an Gellert und an die Tugend glauben, beinahe gleichbedeutend". Gellert genoss in den vornehmen Kreisen außerordentliche Verehrung, aber er war vor allen Dingen auch ein Volksschriftsteller. In Gellerts Schriften wurde der alte Drang nach Erbauung so gut befriedigt, wie der Sinn für Unterhaltung. Seine Schriften sicherten ihm die höchste Verehrung, bei Fürsten und Grafen, bei Studenten und Officieren, bei Handwerkern und Bauern. Noch lange nach seinem Tode konnte man, wie Matthisson erzählt, in einer einfachen Schweizer Hütte seine Schriften neben Bibel und Gesangbuch finden. Das moralisch-religiöse Element, welches zu diesem ungeheuren Einfluss Gellert's beitrug, war auch wesentlich der Grund, warum das berühmteste Werk Klopstocks, der „Messias", so ungeheures Aufsehen erregen konnte. Auch der „Messias" wurde für die Deutschen ein Erbauungsbuch und im besten Sinne ein Volksbuch. In ihm, meinte Bodmer enthusiastisch bei dem Erscheinen der ersten Abschnitte, würden „ganze Nationen Seligkeit finden". Man vergötterte dieses Buch.

Klopstocks Einfluss vertiefte und veredelte das religiöse und damit das Gefühlsleben überhaupt. Und seitdem dieses im deutschen Volke einmal mächtig geworden war, wuchs es bald über die religiöse Sphäre hinaus.

Rousseau begann dann die Gemüther zu beeinflussen. Bald kam die Epoche der äußersten thränenreichen und überschwenglichen Empfindsamkeit.

Und diese Epoche erhielt wieder ein Lieblingsbuch: „Werthers Leiden". Der Dichter selbst urtheilt darüber also: „Die Wirkung dieses Büchleins war groß, ja ungeheuer, und vorzüglich deshalb, weil es genau in die rechte Zeit traf. Denn, wie es nur eines geringen Zündkrauts bedarf, um eine gewaltige Mine zu entschleudern, so war auch die Explosion, welche sich hierauf im Publicum ereignete, deshalb so mächtig, weil die junge Welt sich schon selbst untergraben hatte, und die Erschütterung deswegen so groß, weil ein jeder mit seinen übertriebenen Forderungen, unbefriedigten Leidenschaften und eingebildeten Leiden zum Ausbruch kam." Eine gewaltige Aufregung, ein wahres „Wertherfieber" entstand durch diesen kleinen Roman; alle Welt las ihn und alle Welt weinte über ihn.

Alles fieng an zu lesen; 1778 waren schon vier Büchergesellschaften im Gange. Die Lesewuth, die doch schon in der vergangenen Epoche zu spüren war, wurde ungleich stärker. Bald entstanden überall die Leihbibliotheken, um dem ungeheuren Bedürfnis entgegenzukommen.

Was den Lesestoff anlangt, so darf man zunächst darauf hinweisen, dass man in gebildeten Kreisen gern lyrische Gedichte zu lesen begann. Die Almanache und Taschenbücher, die seit 1770 Deutschland überschwemmten, enthielten vorzugsweise Gedichte. Die Hauptlectüre der Massen, der gebildeten und ungebildeten, war aber noch mehr wie früher der Roman.

Auch um die Wende des Jahrhunderts und später gehörte den Romanen das Publicum. Jean Paul war es freilich nicht, der die Menge entzückte. „Sehen Sie einmal, Vester", sagt der alte Leihbibliothekar bei Wilhelm Hauff, „jene lange Reihe von Bänden an, die weißen Pergamentrücken sind so rein, als hätte man sie nie oder nur mit Handschuhen angefasst. Wer ist wohl der Autor, der so vergessen und gleichsam in Ruhestand versetzt dort steht? Es ist Jean Paul; sein Schicksal theilten auch nicht minder edle Gefährten. Für die gebildeten Bürgersleute war damals der Familienroman Lieblingslectüre, namentlich Johann Jakob Engels „Herr Lorenz Stark". Die große Menge aber hieng an den zahlreichen Ritter-, Räuber- und Geisterromanen, deren grobe und rührselige Romantik ihren Ursprung theilweise von Goethes „Götz" und Schillers „Räubern" herleitete. Der edle Räuber, den der grause Ritter im Burgverließ schmachten ließ und den eine holde Maid minniglich befreien will, das war eine Lieblingsfigur des Volkes. Es ist interessant, dass theilweise noch die Stoffe der alten Volksbücher hier wieder aufleben, freilich im romantischen Gewande. Diese Romane der Spieß und Cramer und dazu die süßlichen, oft höchst schlüpfrigen Liebesgeschichten eines Albrecht und später eines Clauren waren im Anfange unseres Jahrhunderts die geistige Nahrung des Volkes. Hauff schildert einmal einen Lesezirkel von Gesellen und Handwerkertöchtern, wo „Rochus Pumpernickels Tod" von A. v. S. unter allgemeinem Schluchzen und Weinen vorgetragen wird, und seine Schilderung ist sehr treffend. „Unsere mittleren und unteren Stände", sagt er, „lesen sehr viel, nur natürlich nichts, was auf den gesunden Menschenverstand Anspruch machen könnte. Sie haben ihren Spieß, ihren Cramer, ihren Lafontaine, in neuerer Zeit hauptsächlich ihren Clauren. Alles liest, aber unschädliches Zeug, das ihren Verstand ganz gelinde afficiert, Gespenstergeschichten, Mordthaten, Räuberhistorien, Heirats-Affairen mit vielem Gelde u. s. w.

Ein vielgeleſener Räuberroman war Heinrich Zſchokkes „Abällino, der große Bandit“. Zſchokke war aber auch ſonſt ein Lieblingsſchriftſteller im erſten Drittel unſeres Jahrhunderts, einmal wegen ſeiner Erzählungen und Novellen, ſodann aber wegen ſeines moraliſch-rationaliſtiſchen Erbauungsbuches: „Stunden der Andacht“. Denn das Bedürfnis der Erbauung in häuslicher Lectüre hatte die Zeiten hindurch fortgedauert, und die „Stunden der Andacht“ waren ein Lieblingsbuch unſerer Großeltern.

In der weiteren Schilderung der bevorzugten Lectüre unſeres Jahrhunderts will ich kurz ſein. Es ſei erinnert an die durch die zahlreichen und äußerſt billigen Überſetzungen Walter Scotts hervorgerufene Beliebtheit des hiſtoriſchen Romans. Karoline Pichler, van der Velde und Karl Spindler hatten ein großes Publicum. Ein Lieblingsbuch, namentlich auch der Jugend, wurden die Cooper'ſchen Erzählungen. Alle weltſchmerzlich angehauchten und liebenden Gemüther fanden ihren höchſten Genuſs in der Lectüre der Lieder Heinrich Heines.

Mehr und mehr ſorgten auch für das literariſche Unterhaltungsbedürfnis belletriſtiſche Zeitſchriften, zuerſt jene Taſchenbücher mit mehr oder minder blumenreichem Titel, die alle Jahre erſchienen, dann noch Monatsſchriften und zwangloſe Hefte. Ebenſo richteten die Zeitungen bald ihr Augenmerk darauf, nach dem Grundſatze zu handeln: „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen.“ Die Romane „unter dem Strich“ ſind heute für viele Leute oft die einzige belletriſtiſche Lectüre. Und die Criminalerzählungen und ſonſtigen im miſerabelſten Stil geſchriebenen Schundromane der kleinen Kreisblätter werden auch von dem niederen Volke gierig verſchlungen und geſpannt wartet das Nähemädchen und der Arbeiter auf die „Fortſetzung“. Weit iſt es von dieſer Lectüre nicht zu der elenden modernen Colportageliteratur, die Kopf und Herz der kleinen Leute verdirbt.

Es iſt des Lobes wert, wenn gegen dieſelbe in unſeren Zeiten gekämpft wird, und man ſich müht, für Verbreitung guter Bücher zu ſorgen.

Eine Männer-Peitsche.

Von Thusnelde Vortmann.

Veränderter Standpunkt.

Bei schäumendem Germanentrank
Die Deutschen, die Blüte der Jugend,
Sie feiern stets mit hellem Sang
Die deutsche Ehre und Tugend.

Und Heimatslieder, rührend und hehr,
Sie brüllen begeistert herunter,
Bis alle die Bänke stehen leer,
Und die Sänger liegen darunter.

Männlich-sittlich.

Männlich-sittlich heißt mit Würde
Tragen seiner Fehler Bürde:
Bummeln, rauchen, Unfug treiben,
Renommiern, schuldig bleiben.

Trinken, bis nicht Kopf, noch Magen
Können länger es vertragen,
Was nicht immer appetitlich,
Aber eben männlich-sittlich.

Heimlich zu der Liebsten gehen,
Doch auf Zucht der andern sehen
Und im Hause unerbittlich,
Das ist alles männlich-sittlich.

Ferner noch gehört das Spielen
Zu den männlich-ernsten Zielen,
Ei, was kann es Schön'res geben,
Als so männlich-sittlich leben!

Einer jungen Frau.

Wie frischer Epheu an dem morschen Stamm
Seh' ich dich, junge Gattin, träumend lehnen
An deinem Gatten, wie ein Opferlamm!
Was quälet dich in unbewußtem Sehnen?
Getrost! Ist auch sein Haupt „vom Denken" kahl
Und ist er auch verlebt, blasiert und müde,
Das deutet auf Versöhnlichkeit zumal,
Denn seine Ruhe ist ihm lieb, sein Friede.
Und wenn ihn längst des Lenzes Rosen flieh'n,
Wenn seine Augen trüb, und gelb die Wangen;
Und hat er gar die Gicht und sie hat ihn,
Laß dich die Zeichen, junges Herz, nicht bangen:
Er mag vielleicht dem großen Zweck noch dienen,
Denn neues Leben blüht aus den Ruinen!

Größenwahn.

Wie schmückt sie euch, hebt euch, erweitert die Brust,
Die Frauenverachtung! Welch hohe Lust!
D'ran klettert empor eure Männlichkeit
Und dann erst erkennt ihr, wie groß ihr seid!
Denn Männerdünkel und Größenwahn,
Die stoßen schon gar an die Sterne an,
Und die Vergött'rung eures Ich
Ist eine Kunstleistung an sich;
Ja, ihr seid erhaben! — „Doch die Frau'n sind gering,
Unmündig, unfähig zu jeglichem Ding.
Unreine Wesen, defect am Hirn" —
So habt ihr behauptet mit frecher Stirn.
Und doch ist es leider nur allzuwahr,
Daß jeden von euch ein Weib gebar!
Wie mögt ihr nun edleren Stoffes sein
Als euer Ursprung, der so gemein?
Das hat Meister Storch aber dumm gemacht,
Der euch nicht direct aus dem Himmel gebracht!

O undankbares, verkehrtes Geschlecht,
Ihr habt ja in eurer Verachtung recht:
Verachtet die Pflanze, die euch gehegt,
Darum, daß sie solche Früchte trägt!

Der Männermarkt.

Hier gibt es Männer zu verkaufen,
Herbei, ihr Mädchen, kommt gelaufen!
Wollt ihr auch meine Course sehn,
Wie diese Herren im Preise stehn?
Ei, bringt nur die Säckel hübsch wohlgefüllt,
Sonst bleibt euer Sehnen ungestillt.
Seht, hier dieses Gräflein! Ganz ohne Tadel,
Ei! ist sein Schneider und sein Adel,
Wenn er die Bürg'rin freit und ehrt,
Ist er wohl Hunderttausend wert!
Doch euch verlangt nach Officieren,
Um mit den Gatten zu stolzieren?
Hab' eine Schachtel voll von Soldaten,
Sind alle von innen ganz gleich gerathen,
Und kosten doch manche ganz enorm,
Je nach dem Tuch und der Uniform,
Die meisten aber bekommt ihr schon
Auch um die einfache Caution.
Viel billiger, seht, sind Civilisten,
Wählt! hier sind Heiden, Juden und Christen,
Die lassen sich kaufen und sich entlohnen
Auch mit Geschäften und Connexionen,
Doch ganz umsonst bekommt ihr keinen!

Ei nun, mein Fräulein, was ist da zu weinen?
Was rinnen die perlenden Augentröpfchen
Aus Ihrem hübschen, romantischen Köpfchen?
Nun, schönes Kind, was erregt Ihr Bangen?
Was? Idealisten Sie möchten erlangen,
Die nicht sich verschachern mit Hand und Seelen
Und nur sich aus zarter Liebe vermählen?
Mit schmachtenden Augen und lockig und hager?
Hab' solch Raritäten gar nicht auf Lager,
Die werden, mein Fräulein, auch schwerlich finden,
Die Race ist vor der Cultur im Schwinden;
Solch' Käuze sind immermehr rar und spärlich,
Sah einen vor Jahren, hübsch ausgestopft
In einem Museum; dem wurden alljährlich
Der Staub und die Schrullen herausgeklopft!

Vor Gericht.

Behüt' mich der Himmel, das sei mir fern,
Zu inculpieren die alten Herr'n
Von dem Gerichte! dass sie bestechlich
Und dass sie noch sonstwie moralisch gebrechlich;
Schwach sind sie zum schwachen Geschlechte nur,
Da übermannt sie die Männernatur,
Und hören ein altes Weib sie klagen,
Das können sie nimmermehr vertragen,
Sie knurren und fahren sie zornig an,
Als hätt' sie ihnen ein Leid gethan,
Und selbst die Besten barsch mit ihr sprechen,
Als hätt' sie begangen ein arges Verbrechen!

Ist aber die Angeklagte schön,
Da solltet ihr nur die Wandlung sehn,
Wie alle die Richter und die Geschwor'nen
Gleich blinzeln hin nach der schönen Verlor'nen,
Gar väterlich sind sie zu ihr gesinnt,
Betitelt wird sie mit „liebes Kind",
Und alle die Blicke voll Behagen
Ihr heimlich flüsternd und zärtlich sagen:
„Mein Fräulein, sei'n Sie heiter,
Wir helfen Ihnen weiter!"

Besser wohl ließen die Sachen sich schlichten,
Ließ' man die Frauen durch Frauen richten.*)

Geständnis.

O die Männer, böse Männer,
Unsre Freude, unsre Pein,
Wenn sie schleichen und sie stehlen
Sich in unsre Herzchen ein,
Denn wie schützt man sich vor Dieben,
Die nichts wollen, als uns lieben?

Die voll Achtung sich uns nähern,
Sind uns stolzen Frauen recht,
Doch die frech sind und verwegen,
Sind ein widerlich Geschlecht,
Nimmer sollen die Barbaren
Echte Frauenlieb' erfahren.

Doch wie sind die Kühnen, Starken
Gar so wonnig anzusehn,
Wenn sie zahm und scheu verlegen
Vor uns schwachen Frauen stehn,
Schonend unsre Schwachheit ehren,
Als ob wir die Stärkern wären.

Wie sie wohl verstehn zu meiden,
Was den zarten Sinn verletzt,
Und so sinnig zu errathen
Was ein Frauenherz ergötzt,
Mit bescheid'nem Wort und Blicken
Unser Dasein zu entzücken.

Ach, sie sollten's nie erfahren,
Wie wir ihnen hold gesinnt,
Doch es haben, weil gesittet
Sie unwiderstehlich sind,
Ihre zarten Huldigungen
Dies Geständnis abgerungen.

*) Wehe, da wird's den Angeklagten schlecht ergehen! Niemand richtet strenger über die Frauen, als — ihresgleichen. Der Setzer.

Gegen Atzung und Logis.

Ehedienſt auf Lebenslang
Bietet wenig Lohn und Dank,
Keine Freiheit, Poeſie:
Hält ihr Herr den Leib gefangen,
Muſs ihr Herz auch an ihm hangen —
Gegen Atzung und Logis.

Ihren Namen gibt ſie her,
Ihre Meinung, ihre Ehr',
Und ſie dient ihm ſpät und früh
Als ein Spielball, bald zum Spielen,
Bald die Launen ihm zu kühlen —
Gegen Atzung und Logis.

Nicht genug, daſs ſie ſich gab,
Ihm geopfert Gut und Hab',
Ihre Arbeit, Zeit und Müh',
Nimmt er ihr ganz unverfroren
Jedes Kind, das ſie geboren —
Gegen Atzung und Logis.

Überzeugt bin ich, die ſchöne Leſerin wird noch mehr hören wollen von dieſen ſchmetternden Fanfarenklängen. Daher rathe ich ihr, das Büchlein zu beſtellen, welches unter dem Titel „Lyriſch-ſatyriſche Nadelſtiche einer verſpäteten Jungfrau. Wiedergegeben von Thusnelda Vortmann" bei „Leykam" in Graz erſchienen iſt. Es ſind in demſelben noch mehr Peitſchenhiebe gegen die böſen Männer enthalten. Nadelſtiche ſind das nicht, vielmehr Speerwürfe einer zornigen Amazone. Und welche Erfahrungen! Welche Paſſionen! Die „verſpätete Jungfrau" wünſcht nicht etwa, daſs die Männer den Frauen treu ſein ſollen, ſie begehrt auch für die Frauen das „Recht", untreu ſein zu dürfen. Was ihm erlaubt iſt, ſoll ihr nicht verboten ſein! Man hört dieſes Begehren ſehr häufig in unſeren Tagen und ich kann nicht genug ſtaunen über die bodenloſe Naivetät! Wie ſagte jenes Backfiſchchen gleich, als es von der Mutter gehört, es werde ja auch einmal einen Mann heiraten. „Einen? Mama, ich möchte gern alle heiraten und recht viele Kinder bekommen!" — Allerdings will unſere Jungfrau dem Ehemanne keine beſonderen Unkoſten verurſachen, daher ſingt ſie im Namen der Ehegattin, die für freie Liebe ſchwärmt: „Laſst uns die Kinder, die wir uns geboren!" Und den Männern reibt ſie's ſehr fein unter die Naſe:

„Was iſt der König auf dem Thron?
Was iſt der größte Dichter?
Hat tauſend Menſchen ſich erdacht,
Nicht einen einz'gen ſelbſt gemacht."

So iſt es. Den Mann geht das Kind gar nichts an; will er ein's haben, ſo kann er ſich auf dem Markte ein's kaufen, für Geld und gute Worte werden ſie leicht zu haben ſein. Die Mutter, die ſich zu den Dragonern recrutieren läſst, wird ja weder Zeit noch Luſt haben, „ihr" Kind ſelbſt zu atzen.

Und Ihnen, meine tapfere Dichterin, gegenüber, geſtatten Sie mir den Zweifel daran, daſs Sie eine verſpätete Jungfrau ſind. Eher eine verfrühte Ehefrau. Ihr Los mag ſich in vielen Fällen des modernen Lebens wiederholen, aber bilden Sie ſich gar nicht ein, daſs Sie in der Mehrzahl ſind. Gottlob, nein! Es gibt noch Frauen, deren Seele keinen Schnurrbart trägt. Wenn es aber einmal ſo eingerichtet wird, wie Ihre Emancipenz es wünſchen: die Männer verlieren dabei wahrlich nicht. Die leichtſinnigen am allerwenigſten, dieſe werden den größten Vortheil dabei haben.

Allerdings gibt es Männer, Söhne des Adam, „welcher war der treu'ſte Gatte, weil er ja nur Eine hatte", die ſelbſt bei den beſten Eigenſchaften ihrer Frauen falſche Canaillen ſind, ſolche verdienen die Hundspeitſche auf öffentlichem Markte. Im allgemeinen aber bitte ich Sie, meine kampfesfreudige Dame, davon überzeugt zu ſein, daſs an der von Ihnen ſo oft angezogenen Treuloſigkeit der Männer auch ein wenig die Frauen ſchuld ſind; nicht bloß jene, die draußen locken, wohl auch ein wenig jene, die daheim ſitzen und Nadelſtiche ſinnen. Ich geſtehe es Ihnen ganz offen, wenn zuhauſe eine emancipationsluſtige

Gemahlin meiner harrte mit ihrer geistreich spitzen Zunge und ihren nicht minder scharfen (wenn auch nur moralischen) Fingernägeln — so miede ich mein eigenes Haus mit einer solchen lieben Frau wie das höllische Feuer und suchte meines Lebens anderswo froh zu werden, so gut es gehen möchte.

Und eine Frau, die ihrem Gatten nur immer vorwirft, dass er ihr nicht das Recht einräumt, einen anderen zu lieben, wird für den Gemahl wahrlich kein großer Magnet sein.

Übrigens, Madame, meinen vollen Respect wegen Ihres männlichen Einstehens für das Weibliche! Finden sich in Ihrer Sammlung doch auch Gedichte, in welchen das goldene Gemüth des Weibes sich offenbart. Es käme nur darauf an, dass Sie einen Mann fänden, den Sie so recht aus ganzem Herzen lieben könnten, und Sie würden Ihre so furchtbare Männer-Peitsche in zarte Fäden auseinanderlösen, um mit denselben unter allen erdenklichen Liebeskünsten den theueren Mann an sich zu fesseln. Vielleicht lässt sich der „Herr der Schöpfung" von dem herzigen, für die Familie opferfreudigen Eheweibchen lieber gefangen halten, als die modernen Mannweiber glauben wollen. Vergessen Sie nicht, dass ein Mannweib nur einem weibischen Manne für ein Weilchen gefallen kann; ein echter Mann nimmt sich ein echtes Weib und bleibt ihm treu. Das echte Weib wird damit zufrieden sein, wird weder eine Ausrede suchen, noch gelten lassen, um eigene Sondergelüste zu rechtfertigen. M.

A por Sprücherla.

(Steirisch.)

Da jungi Mensch is unglückla,
Won er koa Glück dajogg,
Der olti is scha glückla,
Wan an koan Unglück schlogg.

Ultramontandel.

Schreits na, verstehts enk nit, Leut,
Do losst sih nix wendn.
Wan oana herenters Berg steht,
Und der onderi entn.

Däs war a goudloser Mensch,
Der 's Erdnlebn verocht't hot.
D Welt muaß ma liabn und leidn,
Und denkn af Den, der's gmocht hot.

Der Dumi is s geborn,
Der Schlechti is s erst worn;
Der Dumi blaßts herentn,
Der Schlechti oft erst entn. R.

Der Fragner.

Eine Dorfgestalt aus Niederösterreich. Von E. J. Freunthaller.

Wer ist wohl jener hagere, bartlose Mann dort mit der Tragbutte sammt Korb am Rücken, der eben dem Bauernhause zuschreitet?

Der Fragner ist's, ein Händler, der nur das Flachland kennt, ein Mann, der von allen geldbedürftigen Bäuerinnen seufzend und doch so sehnsuchtsvoll erwartet wird, weil er das „Geldhäfen" (Geldtopf) der Bäuerin wieder füllt, dafür aber überflüssige Eier, Butter, Schmalz, Hühner, Tauben u. m. a. mitfortnimmt.

Gehen wir mit ihm.

Langsam tritt er in den geräumigen „Hof" und schreitet mit schweifenden Blicken (seine Blicke mögen sogar wedeln) dem Wohngebäude zu. Angelweit steht die Hausthür offen, als ahne sie seinen Eingang, aber der Mann muss vorerst die aufgemauerte „Zwieselstiege" hinan — eine Stiege rechts, eine Stiege links. Ihm steht die Wahl frei, jede führt hinauf zur Thür. Er wählt die nächstliegende und oben pocht er mit seinem „Stecken" heftig an die Hausthür. Pocht und schreit dazu:

„Der Fragner ist da!"

Mit dieser Meldung betritt er die Hausflur. Inzwischen eilt schon die Bäuerin herbei.

„Grüß Gott, Frau! Hat die Frau heute wieder was für mich?" So der Fragner. Die Bäuerin dawider: „Grüß' dem Fragner! Und wann er christliche Preise machen wollt', so wären diesesmal nicht nur Eier, sondern auch Butter, Schmalz, Hühner und Tauben für ihn bereit!"

In der Stube lastet der Fragner ab und gibt den Korb von der Tragbutte.

Die Bäuerin möchte nur bringen; seien die Sachen „rar", zahle er auch rar!

Die Bäuerin bringt in einem strohgeflochtenen „Simperl" fünfzig wohlgezählte Eier.

„Wie viel er wohl gäbe?"

Achselzuckend entgegnet er: „Was halt recht und billig! Habe so immer nur meinen Schaden dabei!" Nimmt die Eier zählend aus dem „Simperl", prüft sie scharf und gibt sie zählend in seinen Korb.

„Macht geradeaus siebzig Eier!" seufzt er dann.

Nun bringt die Bäuerin ihre Butter.

Wie viel sie bekäme? Schwer wäre der ganze „Stritzel" fünfzehn Pfunde und diesesmal vom besten Rahme!

Der Fragner nickt dazu und seufzt.

Ein wahres Kreuz ist's — eben der Bäuerin zulieb nähme er den Stritzel, wenn er auch in der Hauptstadt unten allemal sein gutes Geld dabei verlieren müsse. Geben könnte er halt nur so und so viel!

Die gutmüthige Bäuerin füllt ihm ein großes Henkelglas schier übervoll

mit Most, auf dass der leidende Fragner seinen Kummer auf der Stelle elendiglich ersäufen möge. Schmunzelnd schlürft der Fragner, beguckt das Glas und schlürft wieder, nachher bestimmt er den Druck der Butter auf seine blecherne Unterlage nach metrischem Systeme.

„Kaum acht Kilo!" betheuert er und rechnet der im mächtigen Zweifel lauschenden Bäuerin „kopfraitend" vor, wie viel sie bekäme. Kopfschüttelnd bringt diese noch viel Misstrauen auf der Zunge, etwas Schmalz in der hölzernen Dose und einige gefesselte Hühner und Tauben in den Händen vor den strammen Fragnerleib. Der Mann aber macht viel Falten in sein hageres Gesicht und klagt und jammert mehr als die Hühner und Tauben in ihren Fesseln.

Eben der braven Bäuerin zulieb — in der Hauptstadt unten leide er Schaden, dort verspiele er bei dem Handel allemal sein armes Geld! Und trinkt das zweite Mostglas leer.

Kauft klagend, zahlt seufzend, geht jammernd. Und so klagt und seufzt und jammert er sich von einem Hause zum anderen, aus einem Dorfe in das andere und treibt's so Gau für Gau den ganzen Tag, von einer Woche zur anderen, Jahr für Jahr, und schlürft fleißig Bauernmost dazu.

Most ist nämlich ein gutes Bindemittel zwischen dem Herzen des Fragners und jener der Bäuerin, ist auch eine gute Salbe und Schmiere für die Fragnerhand, auf dass sie schneller das Geld aus der Tasche führen möge.

„Heute war bei dieser und jener Bäuerin ein gehöriges Thauwetter!" sagt er nachher allemal daheim. Wird er jedoch nicht bewirtet, dann meint er, es wäre bei der und der Bäuerin eine „trockene Zeit" eingerückt, obgleich er mitunter auch ein „Donnerwetter" erlebt, insbesondere, wenn es sich herausstellt, dass er in verschiedenen Häusern verschiedene Preise dictiert, was gewiss selbstverständlich ist.

Das Jahr hat zweiundfünfzig Wochen und ebenso oft setzt er sein Geld im Geschäfte um, da er allwöchentlich mit seinen erkauften Naturalien zur Hauptstadt fährt. Und hat die Woche sechs Werktage, so hat ein rechter Fragner auch seine sechs Gaue („Gäu", wie er sagt). Man sieht also, wie der Mann mit der Zeit es hält, wenn ihm auch der Zeitgeist mitunter ein Schnippchen schlägt.

So ein Gau umfasst etliche Dörfer, die er alle Haus für Haus zu „durchfragen" hat, und darum ist er eben Fragner. Vorm Dorfwirtshause steht sein Wagen mit etlichen Körben, Butten und Kisten. Ihn zieht das Fragnerross, das der vielen Eier wegen kein Schnelläufer sein darf. Meist ist es ein ausgemustertes Postross und könnte das viele Fett auf dem Wagen an seinem eigenen Leibe brauchen; daher ertönt sein Wiehern stets wie höhnisches Gelächter.

Ist das Dorf „abgefragt", nachher keucht der schwerbeladene Fragner dem Wirtshause zu, wo er in der Ecke nachprüft und nachrechnet. Er nimmt Buch und Stift und notiert — lächelnd, schmunzelnd.

Zur Hauptstadt fährt er mit vollen Körben und leeren Taschen, heimzu treibt er's umgekehrt. An die Greißler der Stadt verkauft er im großen, an Private im kleinen. Und so wird der Fragner auf den verschiedenen Marktplätzen meist auch von den Schönen am häuslichen Herde umringt; dazu gehört aber nicht allein ein sicheres Herz, sondern auch ein fester Sinn in den allfort jammernden, klagenden Fragnerleib.

Im Hochsommer und auch oft später tief im Herbste bringt er noch verschiedenes Obst mit nach Groß-Wien und „verschleudert es mit Verlust". So geht nämlich sein Gerede und dabei legt er sein Fragnergesicht zu entsetzlichen Falten.

In einer seiner Butterkisten liegt mitunter ein Häschen, ein Rehlein wohlgeborgen — diesen Schabernack hat ihm nur ein boshafter Feind angethan. Er sagt so und schüttelt den Fragnerkopf dazu.

Im Herbste kauft er von Taglöhnerleuten und Kleinhäuslern auch Knoppern und verhandelt sie an Gerbern. Aber er verliert auch bei diesem Geschäfte, wie er mit saurer Miene gesteht.

Und so jammert er wöchentlich sechsmal in den einzelnen Gauen und jährlich zweiundfünfzigmal in der Hauptstadt unten und wird dabei wohlhabend und grundreich.

Freilich kommt es dann und wann vor, dass er von dieser oder jener Bäuerin übertölpelt wird und in irgend einer Butter einmal einen Erdapfel oder gar eine Rübe findet. Doch sein Fragnerauge ist geübt, es erkennt an jedem einzelnen „Stritzel" auch die Meisterin, die sie geliefert hat. Eine solche Geberin streicht er hernach aus seiner Kundenliste.

Alle Bäuerinnen sind ihm „brav" und werden ihm allzeit „jünger" und „schöner", ja er kann selbst zärtlich und überfreundlich werden, meist zum Ärger der plötzlich Liebkoseten und zum Ergötzen der Männer.

Nicht immer und überall betreibt er seinen Handel allein, meistentheils hat er noch Fragnerknechte und Fragnerdirnen, die in den einzelnen Gauen ihm handeln helfen müssen.

In jenen trüben Tagen, wo der Schulmeister noch Zehent und Naturalabgaben von den Bauern empfieng, oder besser gesagt, persönlich zu holen hatte, kam der Fragner auch in das Schulhaus und kaufte ganze Körbe voll Eier und Schmalz. Aber auch dort jammerte er und klagte, dass es erbärmlich war, während den Schulmeisterleuten über das viele Geld in den abgemagerten Händen das Gesicht förmlich „zerrann".

Und wie gelebt, so auch gestorben. Im Todtenbette klagt er noch:

„Jetzt geht's ins letzte Gäu — werd' doch nicht kommen zu Schaden?"

Und ist er endlich aus dem Leben geschieden, dann jammern ihm die Bäuerinnen nach:

„Tröste Gott seine arme Seel' — es werde ihm die Erde so leicht und gering, wie er seinerzeit unsere Butter auf seiner Wage leicht und gering fand!"

Gott hat aber in seinen lichtfunkelnden Gestirnhimmel eine riesige Wage gestellt, eine Wage mit zwei Schüsseln. In der einen liegt der Fragner, in der anderen all das, was er zeitlebens unnöthig gejammert und geklagt hat.

Der dreifüßig' Christl.

Ein Bildchen aus dem Volke der Alpen von P. K. Rosegger.

Wer den Schaden hat, der hat auch den Spott! Die Verläßlichkeit dieses Spruches hat auch der Kohlenmesser Christian Ebner erfahren. Dieser Mann wurde, weil er nur einen Fuß hatte, der dreifüßige Christl genannt. Eine stürzende Kohlenfuhr hatte ihm einst den linken Fuß in Splitter geschlagen, weshalb er mit einer Holzkrücke, also einem dritten Fuß, umherhumpeln mußte. Er machte sich aber nicht viel daraus, denn während seine zwei angeborenen Beine bisweilen arg gichtisch waren, that ihm das dritte, das verspottete, gar nie weh, auch nicht wenn die Hunde drein bissen. Die Hunde thaten das, was die Leute auch thun wollten, aber nicht thun durften; sie waren recht bissig auf den armen krüppelhaften Mann, dessen Erscheinen ihnen allemal einen Kreuzer kostete. Er bettelte zwar nicht eigentlich, allein wenn der gute, abgehärmte Alte so daherhumpelte, da hub im anderen allemal das Gewissen an: Du, da kommt der dreifüßige Christl, das ist ein armer Hascher, kann sich nichts verdienen, ist auch zu g'schamig, um zu bitten, dem mußt einen Kreuzer geben. — Gab der von seiner inneren Stimme also Angesprochene fast allemal im Gedanken zur Antwort: Ich hab' nichts bei mir! oder: Ich müßt' erst die Handschuhe ausziehen, den Überrock aufnesteln und in den Sack greifen, und das ist mir zu umständlich. — Darauf das Gewissen: Du, wenn du diesem Armen keinen Kreuzer gibst, so wirst du nicht viel Glück haben mit deinem Geld und Gut und in deinen Geschäften. — Da macht der Bedrängte, der sein Gewissen wegen Erpressung verklagen könnte, ein saures Gesicht, hebt an zu suchen, findet, und schenkt dem Christl einen Kreuzer.

Dieser unbequeme alte Mensch, der Christl, stieg denn Jahr für Jahr in der Gegend umher und jeden, den er begegnete, lächelte er mit seinem kleinen weißbärtigen Gesichtlein gutmüthig an. Er, der von Wohlthaten anderer leben mußte, hätte auch gerne Gutes gethan, war aber so schwach, arm und unvermögend, konnte gar nichts thun, als die Leute freundlich anlächeln.

Im ganzen hielt der dreifüßig' Christl sich lieber an unsern Herrgott, als an die Leute. Bei dem konnte er sicher sein, daß er nicht schalt und nicht spottete, daß er ihn ruhig anhörte, wenn der Christl seine Leibes- und Seelennöthen vortrug im andächtigen Gebet. Wenn der Küster früh morgens gieng, um das Kirchenthor aufzusperren, so stand davor schon der Christl und lächelte ihm entgegen, in Demuth und Freude auf Einlaß

wartend. Und nach dem Gottesdienste, wenn die letzte alte Frau mit ihrer Andacht fertig geworden und der Küster schließen wollte, saß in seinem Winkel hinter dem Muttergottesaltare immer noch der Christl. Er wurde heimatlos gemacht, mußte hinaus. Dann suchte er Kapellen auf, die nicht verschlossen waren, oder Feldkreuze, vor denen er knien oder sitzen konnte.

Der Christl war nicht eigentlich das, was man einen Betbruder nennt, dafür war er zu seelenheiter, zu warmherzig gegen die Leute, zu bescheiden, zu schamhaft in seiner Andacht. Wenn Leute in der Nähe waren, da verbarg er sein Gebet, lächelte und wußte ein gemüthliches Wort zu sagen. Wenn er aber allein war, da unterhielt er sich mit den Himmlischen so vertraut und vertraulich, als ob sie seine besten Kameraden wären. Manchmal war er auf Wallfahrtswegen nach einem Gnadenorte, wollte es aber nicht recht eingestehen, sondern sagte, er streiche nur so ein wenig umher, daß er eine andere Luft athmen, eine andere Gegend sehen könne; er sei so viel neugierig. Insgeheim war er für Naturschönheiten herzlich gleichgiltig; nur wo solche besonders auffielen, wie in fruchtbaren Thälern oder im wilden Hochgebirge, da that er einen Seufzer und sagte: „Was er doch alles zuweg bringt, der allmächtige Gott!“

Am meisten beschäftigt war der Dreifüßige in der Fastenzeit, da humpelte er zu den Calvarienbergen umher, wie solche im Lande mit Bildnissen aus der Leidensgeschichte hergerichtet sind. Er müsse unsern lieben Herrgott trösten gehen, sagte der Christl, kein Mensch kümmere sich um den Herrn in seinem heiligen Leiden und Sterben. Und da saß der alte kindliche Mann denn manchmal vor der Station, wo der Heiland am Ölberge dargestellt ist, und redete so halblaut vor sich hin: „'s ist hart um dich, mein lieber Jesus. Ich glaub' dir's, daß dir bang ist, das Sterben ist halt hart. Aber mußt schön geduldig sein, schau, unser Herrgott hat auch leiden müssen.“ Derlei sagte er zum Heilandbilde, in seiner Einfalt vergessend, daß ja gerade dieses den „Herrgott“ darstellte, „der auch hat leiden müssen“.

Bei der Station, wo die Geißelung und Krönung mit Dornen dargestellt ist, wurde der Christl allemal ganz boshaft und sagte zu den Henkersknechten: „Ist schon recht, schlagt nur zu auf den armen Jesus! Thut ihn nur recht peinigen! Werdet schon sehen, was euch geschieht! Werdet schon winseln in der Höll, ihr falschen Juden, ihr!“ — Auf der Höhe des Berges angelangt, war alle Bitterkeit wieder vorüber und er sprach am Fuße des Gekreuzigten laut Sterbegebete, in welchen er dem sterbenden Heilande der Fürbitte unserer lieben Frau und dem heiligen Schutzengel empfahl.

Und einmal, da hatte der dreifüßig' Christl bei einer solchen Calvarienbergbesteigung ein Erlebnis. Die Märztage waren sonnig und warm, daß der Schnee von den Hängen rann, die Nächte waren kalt. Und an einem frostigen Morgen bestieg unser Alter den Calvarienberg bei Kindorf. Er war schier der einzige Kreuzpilger, alle anderen vergaßen wieder einmal ganz und gar des leidenden und sterbenden Heilandes.

Der Calvarienberg zu Kindorf ist ein sehr steiler Felshügel, stellenweise mit senkrechten Wänden. Von Station zu Station führen Holztreppen hinan, die an mehreren Stellen himmelanstrebend wie eine Leiter sind. Unser Alter kletterte wohlgemuth über Holzbalken und Eiskrusten empor und bei jeder Station unterhielt er sich in seiner gewohnten Weise mit den Figuren. Als er endlich etwas mühesam fast bis zur Höhe des Berges kam, auf welcher unter freiem Himmel die drei Kreuze stehen, sah er, daß die letzten obersten Stufen arg

vereist waren. Keine handbreit ebene Stelle war zu sehen, auf welche man den Fuß hätte setzen können, alles in einen glatten welligen Eismantel gehüllt, der sich schief über die geländerlose Treppe gegen den Abgrund zog.

Der Christl stand auf seinen drei Füßen fest und sann nach, was da zu machen wäre. Sein Schuh war nicht mit Nägeln beschlagen und seine Krücke nicht mit einer eisernen Spitze. Es war diesmal alles so glatt, wie es in dem Leben armer Menschen sonst selten abläuft. Er versuchte es wohl, mit dem Stabe Scharten in das Eis zu stoßen, aber ohne jeglichen Erfolg, hart wie die Welt war das Eis.

Der Christl lächelte nun ein wenig und kraute sich am Nacken. „Schau", sagte er, „da thut's mich ein bissel reizen (necken)! O du Mastsau, du zaundürre — oder was! Wie komm' ich jetzt nur drüber hinauf! Unser lieber Herrgott wollt' mir gewiss gern die Hand herabreichen, dass ich kunnt anfassen, aber dem geht's selber miserabel, dem haben sie die Hand festgenagelt. Da heißt's schon einen anderen Vortel probieren. Ich weiß was, ich leg mich hin und krauch' über das Eis schön langsam hinauf."

Das that er nun. Er schmiegte sich an, krallte sich mit den hageren Fingern ein, so gut es gieng, stemmte sich mit dem Fuß, mit der Krücke, griff nun aus, zog das Bein nach und kam vorwärts. Als er schon fast an der obersten Stufenwelle war, ließ es aus und unser Christian Ebner begann sachte zu rutschen. Aber nicht treppabwärts, wo er heraufgekommen, sondern seithin gegen den Abgrund. Der hölzerne Fuß, die Krücke, die seiner Hand entfallen, war schneller, glitt lustig hinab und sprang über die Felswand tief ins Gestein des Thalgrundes, dass es klapperte.

„Hau!" schrie der Alte in seiner Überraschung, „thun wir schlittenfahren?" Immer frischer gieng's die beeiste Lehne hinab und als der Christl schon sehr neugierig ist, wie es bei der Felswand sein werde, erwischt seine Hand ganz zufällig einen hervorstehenden Birkbaumstrunk und hält sich fest. „Wart du, der Nagel ist mir just recht!" sagte er, wusste ihn mit dem Arm zu umfangen und so hieng er nun am steilen Eisfeld, unmittelbar über dem senkrechten Abgrund.

Das erste, was der dreifüßig' Christl in dieser neuen Lebenslage that, war, dass er zu kichern anhub. „Da haben wir jetzt den Narren!" sagte er zu sich selber. „Kunnt schon unten sein, aber wenn's nicht sein muss, ich kann's derwarten." Sein Gesicht wandte er dem Himmel zu, der war schön blau, und über der Zinne des Berges ragte das Haupt des Gekreuzigten auf. — „Sehen thät er mich schon, sehen", so tröstete der Alte sich, „aber Mirakel wirken, meinetwegen, das kann ich doch nicht verlangen."

Der Heiland jedoch dachte anders. Seinen Diener, der immer so demüthig und treuherzig an ihm gehangen, den wollte er nicht verlassen in der Noth. Sterben! der Christl würde sich zwar willig ergeben, aber lieber ist's ihm sicherlich noch etliche Jahre auf Erden. Ich will ihm's zeigen, was sein Erlöser kann, trotz der gekreuzigten Hände. . . .

Unten stand die Calvarienkirche. Von deren steilem Dache rutschte jetzt eine große Schneelast ab, dass der Boden dröhnte. Ob dieses Getöses lief der Küster Hans aus seinem Hause und der sah den alten Christian hängen hoch oben an der beeisten Lehne.

Au, denkt er, der hat's unkamodt dort oben! Erfasst einen langstieligen Feuerhaken, der in einem Winkel der Kirchenmauer lehnt, eilt die Treppen hinauf, hakt den Alten beim ledernen Hosenhalter fest und zieht ihn heran.

Der Christl ist sehr erstaunt, als er bemerkt, dass er wieder verlass-

lichen Grund unter ſich hat. „Du“, ſagt er endlich zum Küſter, indem er ſich mit dem Ärmel den Schweiß von der Stirne wiſcht, „hätt's nicht vermeint, daſs einem auf dem Eis ſo warm werden kunnt!“

Als ihn nachher der Hans hinabführen will die Treppen, ſagt der Alte: „Ah nein, ich muſs ja da hinauf!“

„Willſt denn noch einmal rutſchen?“ fragt der andere.

„Rutſchen nimmer!“ entgegnet der Alte, „nur ein paar Wörtl zu reden habe ich mit ihm.“

Er ließ ſich nicht abbringen, der Küſter hieb mit dem Haken Stufen ins Eis und ſchleppte den in ſeiner puren Zweifüßigkeit ſehr mühſeligen Chriſtian auf die Höhe des Berges.

Dort ſank der Alte hin, umarmte das Kreuz und ſagte mit zitternder Stimme: „Biſt wohl brav, lieber Herrgott, daſs du mir den Hanſel haſt geſchickt. Thu' ihm's recht gut meinen, ſo lang er lebt, und wenn er geſtorben iſt, ſo gib ihm ein ſchönes Platzel im Himmel. Iſt ein braver Menſch, der Hanſel. — Und jetzt will ich zu Ehren deines heiligen Leidens ein Vaterunſer beten. . . .“

Schweigen wir, ſolange er betet, ſchweigen wir ſtill in Ehrfurcht vor der Kraft des Glaubens.

Ein Kreislauf.

(Alter Spruch.)

Demut hat mich lieb gemacht,
Lieb' hat mich zur Ehr gebracht,
Ehre hat mir Reichthum geben,
Reichthum thät nach Hochmut ſtreben,
Hochmut ſtürzt in's Elend nieder,
Elend gab mir Demut wieder.

Kleine Laube.

Ein Gruß

den Gästen vom Deutschen und Österreichischen Alpenvereine.

(Gelegentlich der Jahresversammlung in Graz im August 1891.)

Ihr Herren, ach wäre ich gut bei Fuß,
Ich wollt' mit Euch steigen und schreiten,
Anstatt auf hinkendem Pegasus
Euch sacht' entgegenzureiten.

Ihr habt im lieben Deutschen Reich
Mich oft so fröhlich empfangen,
Ich bin, statt bergwärts, gern mit Euch
Zu tiefem Grunde gegangen.

Den schönsten Blick in das Weltenrund
Hat man — ich ward es inne —
Vom tiefen, kühlen Kellersgrund
Und von der Alpenzinne.

Das Leben kann nur vertieft, erhöht
Den Erdenpilger beseelen,
Gott schütze uns gnädig vor flacher Öd,
Und flachen Alltagsgesellen!

Des Menschen Geist gleich der Blume sprießt
Aus dunkler Tiefe nach oben,
Und unsere Jakobsleiter ist
Aus Fels und Gletschern gewoben.

Die Bergesspitze sie sei jedoch
Als Endziel nicht unser Eigen,
Wohl ungeahnte Höhen noch
Die Menschheit hat zu ersteigen.

Einstweilen übe sich jedermann
Im Ringen und im Klettern,
Wer hohen Bergen trotzen kann,
Der trotzt auch bösen Wettern.

Seid schön gegrüßt Ihr, im grünen Land
Der Hirten und der Musen,
Dem Edelweiß auf der Felsenwand
Und Eisen wächst im Busen.

Des Bergsohns Lorbeer, der Tannenwald,
Bekränz' Eure Stäbe und Stirnen,
Auf blumiger Alm, wo der Jodler schallt,
Steigt an zu den leuchtenden Firnen.

Und bringet mit aus des Kellers Grund
Das Vollblut der steirischen Reben,
Und lasst mir dort oben mit Herz und Mund
Die vielliebe Steiermark leben.

Und lasst mir auch leben die Heimat fern,
Die Lieben an Eurem Herde.
Vom Fels bis zum Meere sei Gott dem Herrn
Empfohlen die deutsche Erde.

P. K. Rosegger.

Ein Brief Hamerlings.

Das folgende Schreiben Robert Hamerlings vom 24. Juli 1866 ist an seinen Collegen Prof. Raab in Wien gerichtet. Wenn man vor Augen hat, was in jenen Tagen vorgieng und wie damals die Stimmung in unserem Österreich war, so muss man sich wohl verwundern über den merkwürdigen Brief, in welchem so viel Prophetisches liegt. Wir haben die Erlaubnis, ihn abzudrucken.

„Lieber Freund!

Ihr Brief vom 14. hat mich erfreut, und es war mir interessant, daß Sie sich darin auch ein wenig über die Situation ausgelaßen haben; glaube ich doch, daß in dem was Sie sagen, sich die Stimmung und Ansicht der von den Preußen bedrohten Residenz überhaupt einigermaßen widerspiegle. Ich theile ganz Ihre Ansicht, daß sich für Deutschland wichtige Dinge vorbereiten, und wenn aus Ihren Zeilen hervorgeht, daß Ihnen der Gedanke, Deutschland werde sich die Suprematie Preußens gefallen lassen müssen, nicht fern liegt, so muß ich gestehen, daß eben dieser Gedanke schon vor dem gegenwärtigen Kriege meine Überzeugung gewesen ist. Glücklicherweise hat sich jetzt herausgestellt, daß es den Preußen wenigstens an der Kriegstüchtigkeit nicht fehlt, um Deutschland zu führen und nach außen im Nothfall kräftig zu vertreten. Um Dauerndes zu begründen, gehört aber freilich noch dazu, daß sie verstehen, moralische Eroberungen zu machen. Verstehen sie das nicht, so steht es schlimm um Deutschland und seine Einheit, deren Zustandekommen nun einmal ganz und gar vom vernünftigen Verhalten des zur Suprematie berufenen Stammes abhängt. Daß wir Deutsch-Österreicher für jetzt aus Deutschland ausgeschieden werden sollen, ist sehr schlimm, aber wenn die Ausscheidung Österreichs aus dem Bunde den österreichisch-preußischen Zwiespalt, der Deutschland bisher getrennt hat und immer trennen würde, wirklich ausgleicht und es dem übrigen Deutschland möglich macht, sich zu consolidiren, so mögen wir uns patriotisch über eine Maßregel trösten, die doch auf jeden Fall nur provisorisch ist. An das consolidirte Deutschland werden sich die deutschen Provinzen Österreichs gewiß wieder anschließen wollen, und der Volkswille wird entscheidend sein, besonders wenn einmal ein deutsches Parlament versammelt ist und die Nation selbst die Angelegenheiten in die Hand nimmt. Hauptsache ist, daß die deutsche Bewegung einmal in Gang kommt; die gegenwärtigen Friedensstipulationen der Diplomaten haben nur eine vorübergehende Bedeutung.

Sie fragen wie es in Bezug auf meine dienstlichen Verhältnisse steht? Ich habe um meine Pensionirung angesucht, und sehe derselben jeden Tag entgegen. Meine Stelle in Triest wird also vacant; vielleicht setzen Sie in Wien es durch, daß man Sie dafür ernennt. Schreiben Sie mir bald wieder; vom Orte Ihres Aufenthaltes gibt es ja jetzt immer Interessantes mitzutheilen. Ich würde viel drum geben, wenn ich in Wien sein, Stimmung und Verhältniße in der Nähe betrachten könnte. Mit herzlichem Grüß

Ihr

Rob. Hamerling."

Graz 24. Juli 1866.

Ein Kindermärchen.*)

„Ein Märchen, Onkelchen, geschwind!"
So höre, kleines Närrchen:
Es war einmal — also beginnt
Doch jedes deutsche Märchen —
Also: es war einmal, mein Kind,
Ein liebes Brüderpärchen,
Das lebte ohne Zank vereint
Beinah' ein volles Jährchen!
Du glaubst es nicht, mein kleiner Freund?
Nun ja — es ist ein Märchen!

Josef Alram.

Die Vogelleiche als Frauenputz.

Die Speculation auf die Eitelkeit des Weibes hat zu einer Mode geführt, die lächerlich und empörend zugleich ist. Es ist dies die Mode, Frauenhüte und Kleider mit Vogelleichen aufzuputzen.

England und Frankreich führten in einem Jahre 1,600.000 Vogelbälge ein. In der letzten „Saison"

*) Aus dem Scheffel-Jahrbuche. Wien.

betrug dieser Import in Frankreich allein eine Million Colibri!

Ernste Forscher berichten mit Entzücken über diese wundervollen kleinen Geschöpfe, diese „Kleinodien der Natur", diese „beflügelten Blumen und Edelsteine" der Tropen. Buffon nennt den kleinen Vogel „das Meisterstück der Natur." Burmeister schreibt: „Man muss die wundervollen Geschöpfe lebend in ihrem Vaterlande gesehen haben, um den Liebreiz ihrer Natur vollständig bewundern zu können."

Bald werden die Landschaften, denen diese wunderbaren Geschöpfe paradiesischen Reiz verliehen, verödet sein. Millionen Thierchen, die in ihrem ätherischen Leben ihr leuchtendes Gewand nie mit dem Staub der Erde beschmutzt, werden nicht mehr von Blume zu Blume gaukeln — nun werden ihre traurigen Reste im Staube des Ballsaales, oder als weiblicher Kopfputz in kurzer Spanne Zeit verdorben sein.

Mit Widerwillen wird jede feinfühlige Frau sich von einer Mode abwenden, die dem barbarischen Geschmack der Indianer entspricht, aber in einem Volke, das Anspruch macht, zu den Culturvölkern zu gehören, unmöglich sein sollte.

Es ist eine Versündigung an der Natur, diese Vernichtung ihrer schönsten Gebilde zur Befriedigung thörichter Eitelkeit, sowohl wie an dem, was dem Menschen und besonders dem Weibe das Heiligste sein sollte: das Mitleid, das Erbarmen.

Die Martern, welche Millionen und Millionen armer Geschöpfe um weiblicher Eitelkeit willen erleiden müssen, sind so grauenhaft, dass sie ohne das Zeugnis hochangesehener Männer unglaublich erscheinen würden. Es ist die Thatsache festgestellt, dass die Vögel mittelst an den Zweigen befestigter Angelschnüre gefangen und häufig sogar lebendig abgebalgt werden, damit — das Gefieder nichts von seiner Farbenpracht verliere.

Welche gesittete Frau wird den Muth haben, nachdem diese Thatsache zur öffentlichen Kenntnis gebracht, sich noch mit Vogelleichen aufzuputzen? Mitschuldig an solchem barbarischen Treiben ist jeder Käufer der so zu Tode gemarterten Thierchen.

Es gibt Übertretungen des Sittengesetzes und Verstöße gegen das gesellschaftliche Herkommen, auf denen die Strafe der gesellschaftlichen Ächtung steht. Und doch, wie selten verrathen solche Vergehungen einen Mangel sittlichen Gefühls, wie er durch die Betheiligung an der hier in Frage stehenden schändlichen Mode sich äußert.

Wir sind überzeugt, dass keine edeldenkende Frau sich zur Mitschuldigen an der nichtswürdigsten aller bis jetzt bekannten Modethorheiten machen wird.

Und hilft ka guats Redn und ka Schelta —

(Steirisch)

Wanst mit r an Menschn muasst lebn,
Der grob is und schlecht is,
Sa sulst eahms an etlamol sogn,
Wos Schick is und recht is.
Mit Güatn und Deamuat muasst bitn,
Und will däs nix nutzn,
Sa muassts in mit zornwildn Wetern
Recht schauderlih putzn.
Und hilft ka guats Redn und ka Schelta,
Sa nutzt ah ka Klogn,
Und muasst n, wir er is, in Gottsnomen
Geduldi datrogn.
A Kreuz is 's a schwars, a lebendigs,
Wul a traurigi Welt!
A Lebn is a horts, an elendigs,
Ober trogs wir a Held.

M.

Die wunderschöne Rede.

Sie kennen sicherlich den Baron Sz., Mitglied des ungarischen Herrenhauses, den schweigsamsten aller Gesetzgeber — so lässt sich Koloman v. Mikszaths in ungarischen Blättern vernehmen. Eine kleine, gedrungene Gestalt, mit kurzem Halse, das weiße Haar kurz geschoren, auf dem ausrasierten, feisten

Gesichte strahlt die Gemüthlichkeit. Er hatte die schlechte Eigenschaft, während einer jeden Sitzung des Herrenhauses zu erzählen, wie viel er alles zu sagen hätte, aber er dürfe nicht sprechen, sein Gelübde verbiete es ihm . . . Was? Ein Gelübde? Was für ein Gelübde? . . . Der Baron hat nur auf diese Frage gewartet. Er entlastet, gutmüthig und gemüthlich wie er ist, sein Herz mit folgender Geschichte: Beim 1841er Ständetag wohnten wir in Presburg mit meinen lieben Freunden Georg Majlath und Barthel Szemere zusammen. Wir hatten zwei große Zimmer und ein gemeinsamer Bursche bediente uns. Wir lebten herrlich für uns. Sowohl Georg als auch Barthel waren vortreffliche Männer und gute Kameraden. Sie spielten beide eine große Rolle auf dem Ständetag, besonders der Barthel. Eines Tages begann ich, sie um ihre Lorbeeren zu beneiden und sagte zu mir im Selbstgespräch: „Du Baron, wie schön wäre das, wenn du auch eine Rede halten würdest", worauf ich mir selbst zur Antwort gab: „Dazu gehört Geist, Baron!" . . . „Nun", entgegnete ich, „wenn ich keinen habe, werde ich mir welchen vom Barthel leihen." (Er pflegt es auch so zu machen, wenn er kein Geld hat.) . . . Ich rufe auch sogleich Barthel Szemere beiseite: „Mein lieber Barthel, geh', mach' mir eine Rede!" — „Recht gern, mein Lieber. Worüber?" — Das ist mir egal, nur schön soll sie sein . . . wunderbar schön!" — „Wie nur dein Ohr und Mund begehrt!" — So geschah es auch. Tags darauf gibt er mir sie ganz fertig her, ich ochse sie ein und sage sie am dritten Tage her. Ach! Die Begeisterung hättet ihr sehen sollen, der Saal dröhnte nur so von dem stürmischen Beifallklatschen, und wie ein Donner erscholl es: „Vivat, Vivat!" Der Palatin selbst konnte nicht genug Beifall winken und rufen: „Valde bene, bravissimo!" . . . Damals kostete ich zum erstenmal den Ruhm. Ich kann sagen, ein süßes Gift. Meine Augen glänzten, mein Herz pochte laut. Und in diesem erhabenen Augenblicke läutet der Präsident und fragt: „Wer hat etwas dagegen zu bemerken?" Ich blicke hochmüthig umher. Die Abgeordneten saßen still auf ihren Plätzen und unbeweglich wie die Ähren in der Windstille. Doch schau, was sehe ich? Wer steht auf? Bartholomäus Szemere. Was kann denn der Barthel haben wollen? Was muss ich hören? Ist es Wahrheit oder bin ich von Sinnen? — Er beginnt: „Verehrte Stände! Was der Herr Vorredner sprach, ist von A bis Z unrichtig und grundlos." — und damit geht er darauf los, zergliedert und widerlegt meine Rede gründlich. Darauf bin ich aber auch in Wuth gerathen, mein Kopf brannte. „Glauben Sie ihm nicht, verehrte Stände!" rief ich dazwischen — „er selbst hat ja meine Rede gemacht!" Erlassen Sie es mir, die Wirkung dieser Worte zu beschreiben. — Da that ich das Gelübde, nie mehr eine Rede zu halten.

Lustige Zeitung.

Der Arzt und der gebildete Dorfschneider. Arzt: „Guten Tag, Herr Wedemeyer! Nun, wie geht's denn Ihrer Frau?" — Dorfschneider (sehr gebildet): „Danke respectvollst, Herr Doctor, für dero unterthänige Nachfrage. Zu loben ist es zwar noch nicht, je dennoch auch nicht gänzlich zu verachten. Bettlägerig ist sie eigentlich nur eine Nacht gewesen. Ich sehe zu meiner Freude, dass sie wieder ganz appetitlich wird, denn die Ess- und Trinksucht nähert sich wieder so ganz allgemählich, und damit wird sie auch wieder umgänglicher und ausgänglicher werden." — Arzt: „Ja, ja, der Winter ist immer die schlimmste Zeit, wenn es nur wieder Frühling wäre, dass sie viel in die Luft könnte!" —

Dorfschneider: „Mit dem Frühling machen wir fabula rosa mit allem Kranksein. Dann kann ich sie ordentlich lüften, und dann wird auch ihr verflossenes liebliches Aussehen sich wieder einstellen. Wünsche allerunterthänigsten guten Morgen!“

Verdiente Strafe. „Doctor, ich leide schrecklich!“ — „Ah, ich glaube nun nicht so recht an Ihre Schmerzen!“ — „Wissen Sie, was Ihre verdiente Strafe wäre?“ — „Nun?“ — „Dass ich Ihnen vor der Nase stürbe!“

Der Studiosus Müller lag schwer am Nervenfieber darnieder. Seine Freunde wachten Tag und Nacht bei ihm und lösten sich alle drei Stunden ab. Um Mitternacht trat der Student Klein die Wache an. Sein Vorgänger war sehr betreten: „Sieh' zu, wie Du ihm die Medicin beibringst. Der Arzt hat gesagt, dass seine Rettung davon abhängt. Müller hat mir immer den Löffel weggeschlagen. Es ist wohl keine Rettung mehr!“ Und nun war Klein bei dem Kranken allein. Jeder Versuch, ihm die Arznei beizubringen, schlug fehl. Kaum war der Löffel am Munde, so schlug ihn der Kranke fort. Klein war in Verzweiflung, alles Zureden war vergeblich. Da kam ihm ein glücklicher Gedanke. „Müller“, rief er, den gefüllten Löffel in der Hand, mit lauter Stimme, „Müller, ich komm' dir 'n Halben!“ — „Prost! Ich komm' gleich mit!“ gurgelte der Kranke mit matter Stimme, trank mit kräftigem Zuge die Medicin aus dem Löffel — und war gerettet.

Arzt: „Essen Sie nicht zu viel, trinken Sie mäßig, bleiben Sie abends zuhause, rauchen Sie wenig und machen Sie sich täglich durch Turnen und Spazierengehen ordentlich Bewegung!“ — Patient: „Herr Doctor, was glauben Sie eigentlich! Wenn ich das alles befolgen wollte, denn braucht' ich doch keinen Arzt!“

Sein Orakel. Studio (zum Commilitonen): „Du hör' mal, ich hab' einen Bombenmoralischen, ich möcht' heut' mal ins Colleg.“ — „Geht mir auch so, aber hier ist es gerade wieder so verflucht gemüthlich; weißt du was, lassen wir meinen Cäsar darüber entscheiden!“ — „Deinen Köter — wie willst Du denn das anfangen?“ — „Sehr einfach, wir lassen vom Kellner 'n Stück Wurst bringen; frisst's der Hund, dann bleiben wir hier, frisst er's aber nicht — dann «beim Zeus» wird unter allen Umständen ins Colleg gegangen!“

Als Erinnerung an die alte lustige Zeit in Jena schreibt ein Leser: Wer hatte die Kosten für die eingeworfenen Fensterscheiben zu tragen? Doch nicht etwa der „betroffene“ Ex-Rector? Keineswegs. Vielmehr wurden diese alljährlich wiederkehrenden Ausgaben, wie die Überlieferung besagt, den „Fonds für unvorhergesehene Festlichkeiten“ entnommen.

Ein kleiner Junge erhielt von seinem Lehrer eine Vorschrift mit dem bekannten Reime: „Geh' treu und redlich durch die Welt, das ist das beste Reisegeld.“ — Der Schüler war ein Philosoph, und einer Erleuchtung folgend, schrieb er: „Geh' treu und redlich durch die Welt, das beste ist das Reisegeld.“

Stolz. „Der Meister schickt Ihnen hier die Rechnung — sie ist schon quittiert!“ — „Nimm sie wieder unbezahlt mit nachhause! Ich lass mir grundsätzlich nicht schmeicheln!“

Ein Pfarrer in der Gegend von Köln hielt des Mittags Bibelstunde ab, in welcher er aus dem Leben der Heiligen möglichst rührende Geschichten erzählte. Unter den Zuhörern bemerkte er eine Frau, deren Züge immer trauriger wurden, bis sie in helle Thränen ausbrach. Diese schöne Wirkung seiner

Worte feuerte den Priester immer mehr an, immer rührseliger wurden Erzählungen, in denen er sich nicht genugthun konnte: je länger er sprach, umso heftiger schluchzte die Frau. Endlich faßte ihn aber das Mitleid, er trat an die Frau heran mit den tröstenden Worten: „Liebe Frau, weint nicht so, denn es geschah ja alles Gott zu Ehren.“ Darauf die Schluchzende: „Ach, Herr Pastor, dat eß et nit, äwwer ich gläuve, minge Brode (Braten) brennt underdeß an.“

Aus den Vorträgen eines Professors. „Bei solchen Einschnitten, meine Herren, wenn sie noch so schön heilen, bleibt immer eine Stelle, welche der Heilung hartnäckig widersteht“ (will mit der Sonde eindringen), „und auch diese ist schon vollständig geheilt!“ — „Meine Herren, Sie werden natürlich nicht den Magen und Darm eines neugeborenen Kindes zur Demonstration benutzen, sondern etwa den eines Schlächtermeisters oder eines anderen fleischfressenden reißenden Thieres.“ — „Meine Herren! Indem ich Ihnen zum neuen Jahre meine herzlichsten Glückwünsche darbringe, wende ich mich zu den Eingeweiden und lege Ihnen den Magen eines Schnapssäufers vor.“ — „Vor drei Krankheiten, meine Herren, warne ich Sie besonders: es ist die Tuberculose, der Typhus und das Kindbettfieber.“

Bezeichnend ist die traditionelle Verachtung, mit welcher der russische Bauer auf den Popen sieht. Man lese nur russische Volksmärchen oder lasse sich vom ersten besten Bauern eines über den Popen erzählen, so wird man sich überzeugen, daſs das Volk seine Geistlichen und ihre Frauen als „Typen“ der Unmäßigkeit im Essen und Trinken, der Habsucht, Scham- und Sittenlosigkeit mit trefflichem Humor darstellt. Wie jedoch z. B. die Slovenen ihr Sprichwort, daſs die Hölle mit Pfaffenkäppchen gepflastert sei, nicht hindert, die Geistlichen ohne Rücksicht auf ihre menschlichen Schwächen als Vermittler zwischen sich und der Gottheit anzusehen, so denken auch die Russen nicht im entferntesten daran, von ihren Anforderungen an die Geistlichkeit bezüglich der Erfüllung gewisser religiöser Ceremonien, welche sie für sehr wichtig halten, abzugehen. Sogar für ihre abergläubischen Capricen nehmen die russischen Bauern ihre Geistlichkeit in Anspruch. Wenn die schwere Stunde einer Frau herannaht, eilt der Mann zum Geistlichen, um einen kräftigen Gebetspruch für zwei, drei Kopeken von ihm zu erhandeln, worauf der Geistliche spricht: „Halte deine Kappe, und ich werde das Gebet hineinsprechen.“ (Nachdem er es gesprochen:) „Drücke die Kappe fest zu, trage das Gebet schnell heim und übergib es der Gebärenden.“

Vor einiger Zeit verheiratete sich der Londoner Bankbeamte Wilson mit einem jungen Mädchen, das er zärtlich liebte. Einer seiner Freunde bot dem jungen Ehemann für die Flitterwochen die Benutzung eines Landhäuschens in Shenklin an. Der Antrag wurde angenommen und das Paar verbrachte die ersten fünf Wochen der Ehe in diesem Hause. Am Tage seiner Abreise überraschte es der Eigenthümer mit einem Besuche. Zu seinem namenlosen Entsetzen fand derselbe die gesammte Einrichtung und das Geschirr zertrümmert. Er glaubte, das Paar wäre tobsüchtig geworden, doch Wilson erklärte ihm mit der größten Gemüthsruhe: „Ich ersetze den Schaden, allein ich will nicht, daſs irgend etwas, das meine süße Braut und ich in den Flitterwochen benutzten, noch zu weiterem Gebrauche dienen soll!“

Ein Dämpfer. In einer Gesellschaft weiß ein junger Mann nicht genug von seiner Menschenkenntnis zu berichten. „Ich sehe beispielsweise auf den ersten Blick, was andere von mir denken.“ Allgemeines Staunen — bis eine Dame das Schweigen bricht mit den Worten: „Das muſs für Sie aber sehr unangenehm sein!“

Unschädlich. Der Lehrer der Naturkunde setzt in einer oberen Classe der höheren Töchterschule die gefährlichen Wirkungen der Kohlensäure auseinander und will an einem praktischen Beispiel die allenfalls anzuwendenden Vorsichtsmaßregeln erläutern. Lehrer: „Nun, Wilhelmine, wenn Sie zum Beispiel im Keller eine gefährliche Entwickelung dieses Gases befürchten müssten, wie würden Sie sich auf unschädliche Weise überzeugen, ob Gefahr da sei?“ — Wilhelmine (nach kurzem Besinnen): „Ich würde mein Dienstmädchen hinunterschicken.“

Zwei Herren werden im Café beim Kartenspielen von zwei „Kiebitzen“ ungemein belästigt; nach einer Weile steht der eine der Spielenden auf und bittet seinen Kiebitz, ihm auf eine Minute die Karten zu halten; er komme sofort wieder. Unmittelbar darauf folgt der zweite der Spielenden diesem Beispiel. Die beiden Kiebitze vertiefen sich sofort in das Spiel und erst nach längerer Zeit fragen sie den Kellner: „Wo sind denn die zwei Herren geblieben, die hier gesessen haben?“ worauf die Antwort erfolgt: „Die Herren sitzen im anderen Zimmer und spielen Karten.“

— — —

Bücher.

Otto Ludwigs gesammelte Schriften, herausgegeben und eingeleitet von Adolf Stern und Erich Schmidt. (F. W. Grunow in Leipzig.) Auf 30 Lieferungen und 6 Bände berechnet. Wie groß auch das Ansehen gewesen ist, das sich Otto Ludwig bei Lebzeiten mit seinen wenigen aufgeführten Dramen und mit seinem erzählenden Meisterwerke „Zwischen Himmel und Erde“ erworben hat, so treten doch der ganze Erfindungsreichthum, die Fülle gestaltender Kraft und die Tiefe der Welt- und Menschenkenntnis, die dem thüringischen Dichter eigenthümlich gewesen sind, erst in dieser Ausgabe ganz hervor. Im Verein mit den Dichtungen „Der Erbförster“, „Die Makkabäer“ und den Erzählungen „Zwischen Himmel und Erde“ und „Die Heiterethei und ihr Widerspiel“ werden hier nicht nur die seitdem gedruckten, aber wenig bekannt gewordenen Dramen „Das Fräulein von Scuderi“ und „Die Rechte des Herzens“, sondern vor allem eine ganze Reihe seither ungekannter Schöpfungen des Dichters veröffentlicht, durch die das mächtige, tiefinnerliche Talent Otto Ludwigs in eine ganz neue Beleuchtung tritt, und die den Entwickelungsgang der großangelegten Natur poetisch illustrieren. Ein flüchtiger Einblick in die bis jetzt vorliegenden Bände genügt, um erkennen zu lassen, dass das Neue, was zum Bekannten geboten wird, nicht mit den vielfach wertlosen Überbleibseln verwechselt werden darf, die man sonst aus dem Nachlass großer Schriftsteller zusammenkehrt, sondern dass hier ein ähnlicher Fall, wie bei Heinrich von Kleist vorliegt, der im Leben und unmittelbar nach seinem Scheiden nur zur Hälfte gewürdigt und kaum zur Hälfte erkannt war.

V.

— — —

Schopenhauers Werke. Gesunde, geistesnormale Menschen sollen keine Philosophen lesen, weder alte noch neue, weder Optimisten, noch Pessimisten. Das Nachgrübeln über Ursprung und Zweck der Welt, des Menschen u. s. w. taugt nicht. Das Naturwesen denkt nicht, warum es lebt, es lebt einfach und die Philosophiererei ist schon eine Entartung. Glückliche Menschen philosophieren nicht viel und philosophierende Menschen sind selten glücklich.

Da wir aber bei unserer „Bildung“ schon einmal so weit gekommen sind, und jedes Zeitungsblatt uns Fetzen von allerhand Geist und Erkenntnis ins Haus bringt, da jeder für ungebildet, ja sogar für dumm gilt, der da nicht mitsprechen kann, und da mancher wirklich den Drang in sich geweckt fühlt, zu wissen, was große Geister wussten oder zu wissen glaubten, so ist es schon am besten, alles zu lesen, wo möglich sich aber von nichts beeinflussen zu lassen. In der That hebt ja ein Buch das andere auf, zerstört der Eindruck des einen den des andern; freilich ist in der Seele des Lesers damit auch der Goldstaub des Ursprünglichen, Natürlichen weg. Dieser ist eben einmal weg und so ist nichts zu verderben. Wer so vieles Andere, so vieles „Moderne“ gelesen hat, der soll nur auch den Schopenhauer lesen; einigen hat er zwar schlecht bekommen, anderen wieder gut, am besten denen, die sich von ihm nicht unterkriegen ließen, denn diese wur-

den ihm „über“. Der kluge Leser wird's schon erfahren, wie das gemeint ist.

Bei Otto Hendel in Halle a. d. S. ist von Schopenhauers Werken eine außerordentlich billige Ausgabe erschienen, der große Pessimist wird hunderttausendfach in das Volk geworfen. Wir sagen nicht, hütet euch! wir sagen nur: leset ihn, aber lasset ihn nicht zu tief in euer Herz hinein, sofern er nicht schon drinnen ist. Denn man hat immerhin einige Zeit zu thun, bis der Dorn sich wieder herausgeeitert hat. Doch dringt er nicht ganz so tief hinein, als man glaubt. Manchem frivolen Weltkinde ist aber solcher Dorn recht heilsam. Aus diesem Grunde läßt der „Heimgarten“ den Mann des Weltschmerzes auch bisweilen zu Worte kommen. M.

Der Student von Padua. — Die Promotion. — Eine gute Haut. Von Arnoldo Fusinato. Autorisierte Übersetzung von Friedrich Adler (Nr. 510 der „Bibliothek der Gesammtliteratur“. (Otto Hendel, Halle a. d. S.) Der Verfasser dieser in einer vorzüglichen Übersetzung vorliegenden Dichtung ist einer der populärsten Männer Italiens, der sein ganzes Leben lang († 1888) mit sieghaftem Spott für sein Ideal, die Einheit des Vaterlandes, gestritten hat. Zwar läßt die launige Schilderung des italienischen Studentenlebens zur Zeit der Vierziger Jahre nichts von der Wucht seiner Satire, die ihn so oft zum gefürchteten Gegner machte, errathen, doch lernen wir aus den mit echtem Humor gewürzten Versen des „Studenten“, die zu dem besten gehören, was er in dieser Art geschrieben hat, immerhin die hohe dichterische Bedeutung dieses Mannes kennen. V.

Briefe aus meiner Mühle. Von Alphonse Daudet. Deutsch von Th. Bergfeldt (Nr. 517, 518 der „Bibliothek der Gesammtliteratur“. Otto Hendel, Halle a. d. S.) Mehr noch als aus seinen Romanen, ja im scheinbaren Gegensatz zu denselben, lernen wir aus den vorliegenden reizvollen, eines tiefen ethischen Gehaltes nicht entbehrenden Plaudereien die optimistische Weltanschauung des bekannten Autors kennen; er übersieht nicht die dunklen Seiten des menschlichen Charakters, aber selbst im Häßlichen findet er noch ein Element des Guten, das einen versöhnenden Schimmer über das Abstoßende breitet. Die „Briefe aus meiner Mühle“ sind in Deutschland noch nicht so bekannt, wie sie es verdienten. V.

Unterwegs. Schilderungen und Naturansichten von den beliebtesten Reisewegen. 1. bis 3. Bändchen. (Die Salzkammergutbahn. — Die Salzburg-Tirolerbahn. — Die Arlbergbahn.) Von A. v. Schweiger-Lerchenfeld. (Hartlebens Verlag in Wien). Obwohl an Reisebüchern kein Mangel ist, führt sich die vorstehend genannte Collection in so vortheilhafter Weise ein, daß sie die allgemeine Beachtung verdient, und zwar in mehr als einer Beziehung. Zunächst ist hervorzuheben, daß die Bändchen frisch und anmuthig geschrieben sind und eine sehr anregende Lectüre darbieten, Bei aller Sachlichkeit wird vielfach der Plauderton angeschlagen. Ein weiterer Vorzug der Bändchen ist die Abgrenzung der geschilderten Gebiete nach Eisenbahnlinien, wobei jedes nächstfolgende Bändchen an das vorhergehende anschließt, wodurch dem Leser ein ausführlich durchgearbeitetes Material in die Hände gelegt wird. Die drei vorliegenden Bändchen sind mit 150 Abbildungen geschmückt. Die Abschnitte über Gmunden, Ischl, Aussee, über Gastein und Zell am See, über den Achensee, Innsbruck und die mannigfachen Schaustücke der Arlbergbahn sind Cabinetsstücke der Landschaftsschilderung. V.

Schweizerische Rundschau, herausgegeben von Orell Füßli in Zürich und Prof. Dr. Vetter in Bern, nennt sich eine neue Monatszeitschrift, welche „ein Spiegelbild des geistigen Lebens im schweizerischen Vaterlande bieten und einen Vermittlungsdienst leisten will zwischen der Gedankenarbeit der durch Sprache und Politik geschiedenen Volkstheile der Schweiz und des stamm- und gesinnungsverwandten Auslandes“. In der That ein schönes Ziel. Es steht zu erwarten, daß das verdienstvolle Unternehmen bald die Zahl seiner jetzt schon zahlreichen Freunde sich vervielfachen sehen wird. Die uns vorliegenden Hefte entsprechen dem Programme. V.

Unter fünf Königen und drei Kaisern. Unpolitische Erinnerungen einer alten Frau. Von Thekla von Schober. Zweite Auflage. (Glogau. Carl Flemming. 1891.) Dieses Buch mag wohl vor Allem für

Norddeutsche von Interesse sein, enthält aber doch manches, was auch unsere südlicheren Frauen gerne lesen dürften. M.

Die auf den Menschen übertragbaren Parasiten der Hausthiere. Vortrag von Dr. Ludwig von Graff. (Graz. Leuschner & Lubensky. 1891.) Auf dieses in seiner Art sehr wichtige Werkchen machen wir aufmerksam. Besonders wird in demselben den Hundebesitzern manches beherzigenswerte Wort gesagt. M.

Generalkarte von Schweden, Norwegen, Dänemark etc. (Glogau. Karl Flemming.) Maßstab 1 : 3000.000. Auf der Höhe der modernen kartographischen Technik stehend, erfüllt die Karte alle Bedingungen, die man an ein vollendetes Werk stellen darf. Durchaus correct in der Zeichnung, scharf und klar in Druck und Nomenklatur, lebhaft und angenehm in der Farbengebung, welche Länder und Grenzen scharf auseinanderhält, bietet diese fast plastisch ausgeführte Karte einen überraschenden Reichthum von Angaben. V.

Dem „Heimgarten" ferner zugegangen:

Deutsche Welt- und Lebensanschauung begründet durch den Versuch einer neuen Lehre von den sittlichen Erscheinungen von Dr. Bruno Bruckner. (Berlin. Adolf Reinecke. 1891.)

Voraussichtlich unwiderlegliche Behauptungen über die Nothwendigkeit und Möglichkeit der Feststellung der Wahrheit. Von M. Rovin. (Trautenau.)

Die erlebten und literarischen Grundlagen von Goethes „Clavigo". Von Prof. Emil Soffé. (Brünn. Carl Winiker.)

Berthold Schwarz. Trauerspiel von Johann Anzengruber. (Wien. D. H. Weichelts Verlag.)

Unter südlichem Himmel. Roman von Ferdinand Schiffern. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Hedda. Roman von Josephine Gräfin Schwerin. (Davos. Hugo Richter. 1891.)

Fünf Erzählungen für Jung und Alt von Hermine Möbius. Mit 4 Vollbildern vom Maler Bartsch. (Dresden. A. Köhler.)

Geschichten aus dem Leben. Kurze Erzählungen aus dem Volksleben von Josef F. Stolz. Neue Folge. (Wien. A. Hartleben. 1891.)

Der Zauber des Bodethals. Ein Harzmärchen von E. Förster. (Quedlinburg. Carl Voges. 1889.)

Prinzeß Ilse. Märchen von E. Förster. (Halberstadt. J. Schimmelburg'sche Verlagshandlung. 1890.)

Der hinkende Teufel. Von Le Sage. Deutsch von Friedrich Gleich. (Halle a. d. S. Otto Hendel.)

Tartüffe. Von Molière. Deutsch von Eduard Duller. (Halle a. d. S. Otto Hendel.)

Aus der Mappe eines Volksfreundes. Lehrreiche Erzählungen und lustige Schwänke von Jos. Wichner. (Wien. Heinrich Kirsch.)

Germania. Deutsche Dichter der Gegenwart. Herausgegeben im Auftrage der National Exhibition Association Ltd. Von Gustav Dahms. (Berlin. Gebr. Paetel. 1891.)

Bergluft. Neue Gedichte und Sprüche in Odenwälder Mundart von Georg Volk. (Offenbach a. M. Th. Steinmetz'sche Hofbuchhandlung. 1891.)

Wiener Humor. Sammlung der besten, meist neuen humoristischen Vorträge und dramatischen Gelegenheitssachen für Damen und Herren. Herausgegeben von E. A. Friese. III. Serie. (Wien. C. Daberkow.)

Variationen über das Thema „Laura am Clavier". Nachdichtungen von Ulrich Klein. (Charlottenburg. Alfred Michow. 1891.)

Aus dem deutsch-böhmischen Elbegau. Lieder und Sprüche von Th. Held. (Warnsdorf. E. Strache.)

Trautenau 1866. Erinnerungen, Erlebnisse und Schriftstücke aus dem Kriegsjahre in und bei Trautenau. Von Dr. Bernhard Bauer. (Trautenau. J. Bamberger. 1891.)

Großer Volkskalender des Lahrer Hinkenden Boten für 1892. (Lahr. Moritz Schauenburg.)

Fremdwörterbuch. Lexikon für Fremdwörter und fremdsprachliche Redensarten

des Deutschen. Von Dr. Erwin Rex. (Verlag für Sprach- und Handelswissenschaft 1891.)

Die Holzbrandtechnik in allen ihren Anwendungen. Mit Berücksichtigung des Brennens auf Leder und Stoff. Anleitung für Dilettanten. Von Oskar von Sabranski. Mit 9 Abbildungen. (Hartleben, Wien.)

Zwanzigster Jahresbericht über die k. k. Oberrealschule in dem II. Bezirke von Wien. Veröffentlicht am Schlusse des Studienjahres 1890/91 von Wilhelm Kukula. (Wien. Verlag der k. k. Oberrealschule im II. Bezirke. 1891.)

Im Monate Mai des Jahres 1891 hat sich in Wien unter dem Namen „Iduna" eine „Freie deutsche Gesellschaft für Literatur" gebildet. Dem Vorstande gehören an: als Ehrenpräsident Herzog Elimar von Oldenburg, Präsident Karl Brudniok, Präsident-Stellvertreter Fritz Lemmermayer, Secretär Franz Christel, Schriftführer Karl Maria Heidl, Cassier Guido List, Beiräthe Fercher v. Steinwand und Peter Philipp. In der Gründungsversammlung hat der Alterspräsident Fercher v. Steinwand den Zweck der Gesellschaft dargelegt und bei dieser Gelegenheit bemerkt: „Wir sind keine Partei, befassen uns als Gesellschaft mit keinem Parteikriege und haben gelernt, jede Nationalität, jede Religionsform zu achten. Als unsere Aufgabe setzen wir fest: die Hut und die Pflege des edlen deutschen Ausdrucks ohne irgendwelchen Beigeschmack von Leichtsinn und Selbsterniedrigung. Was uns auch durch Menschen und Verhältnisse beschieden sei: stets reell auch ohne Realismus, oder zu deutsch, stets wesenhaft ohne Wesens- und Verwesensprunk — das sei der Stern unserer innerlichen Wanderung!"

Und weiter heißt es: Bildung ist noch keine Lüge, Sitte noch keine Heuchelei, Realismus noch keine Wahrheit. Denn die Wahrheit ist eine Tochter der Einsicht und des Gemüthes und ihre Erzieherin ist die Wissenschaft. Wahr sein heißt zugleich gut sein, heißt zugleich schön sein. Die Schönheit und die Güte sind der Leib und das Leben der Wahrheit, τὸ ὄντως ὄν oder das wahre Sein. Ohne die Schönheit und die Güte ist die Wahrheit das — Nichts, Nihil!

Kein freundliches Herz mög' inzwischen vergessen: Die liebenswürdigste, ausdauerndste Gesellschafterin und Lehrerin der Völker war zu allen Zeiten die einbildsame Denkart oder, was dasselbe ist, die freudig mittheilende, sinnreiche Phantasie — sinnreich und sieghaft **Von Ilion bis Weimar!**

Der „Freien deutschen Gesellschaft für Literatur" viel Glück zu ihren Bestrebungen!

Postkarten des „Heimgarten".

* Rührt sich niemand in Steiermark, dass auch der heimische Dichter Gottfried Ritter von Leitner ein Denkmal bekomme? Nicht prunkvoll und kostspielig, sondern schlicht, wie der Dichter war, und monumental, wie seine Lieder und Balladen es sind, so denke ich mir Leitners Denkmal. Die Steiermark wird sich nur selbst ehren, wenn sie einem der edelsten ihrer Söhne ein sichtbares Zeichen der Erinnerung stiftet.

R.

* Eine immer mehr um sich greifende Unsitte ist es, von bekannten Persönlichkeiten Privatbriefe der Öffentlichkeit zu übergeben. Ohne besondere Erlaubnis des Briefschreibers ist solches nicht gestattet.

G. U., Laibach: G. Volk sagt in seiner Odenwalder Mundart:

„Ebb mich die Leut liewe,
Is ihr Sach;
Dass se mich achte,
Is mei Sach."

Zu Ihrer Erinnerung.

* Für alle Beweise von Wohlgesinnung und Freundschaft, die dem Herausgeber dieses Blattes anlässlich des 31. Juli aus Nah und Fern zugegangen sind, sei hiemit der verbindlichste Dank gesagt.

* Im Gedichte „Die goldene Flöte" (Juliheft) muss es anstatt „o Buß" heißen: „o Lust".

* Wir ersuchen, unaufgefordert uns keine Manuscripte zu schicken. Es ist uns nicht möglich, unverlangte Einsendungen zu berücksichtigen.

L. M., Wien: Im nächsten Jahrgange. Auf Wiedersehen!

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

An die Leser des Heimgarten.

Wir sind in der Lage mitzutheilen, dass P. K. Rosegger einen neuen Bauern-Roman vollendet hat, welcher unter dem Titel: **„Ein Rebell,** Geschichte aus deutscher Heldenzeit", im nächsten Jahrgange erscheinen wird. Dieses Werk, in welchem merkwürdige Thaten und Ereignisse erzählt werden, und in welchem herzerfreuender Humor mit erschütternder Tragik harmonisch abwechseln, beginnt schon im nächsten Hefte des Heimgarten.

Ferner kündigen wir eine größere Original-Erzählung von Robert Hamerling an, welche durch ihren Inhalt und ihre classische Form Aufmerksamkeit erregen dürfte.

Weitere interessante Original-Beiträge erzählender, dramatischer, schildernder und philosophischer Art von Adolf Pichler und Heinrich Noë, sowie von Hans Grasberger, Carl Morre, Josef Lewinsky, Hans Malser, Karl Reuterer, Richard Graf Sermage, Theodor Vernaleken, Karl Wolf und anderen werden dem folgenden Jahrgange zur besonderen Zierde gereichen.

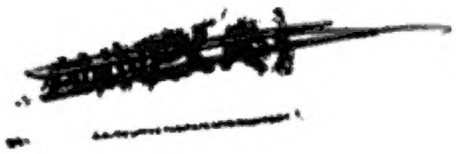
Der Heimgarten wird unter der Leitung und Hauptmitarbeiterschaft P. K. Roseggers auch in Zukunft seine gesunde, erfrischende Eigenart bewahren.

Die Verlagshandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 065278903



Digitized by Google

Digitized by Google